This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 917 678

DAS FREIE WORT

FRANKFURT AM MAIN
NEUER FRANKFURTER VERLAG
G. m. b. H.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift

für

Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens

begründet von

Carl Saenger

herausgegeben von

Max Henning.

I. Jahrgang.

Frankfurt a. M.
Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.
1902.

LOAN STACK

AP30
F69
v. 1

Inhalt des ersten Jahrgangs.

Seite

Austriacus, Ein Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung . . 615
Autorität 65
Bekenntnis, Das — des Scheich Abul Fasl 31
Besser, Dr. L., Das Fundament der Schulfrage 150
„ „ Anti-Psychologisches. I. Von der Erfahrung 311
„ „ „ „ II. Von der Materie 327
Blutschuld, Eine — der Kirche 555
Bode, Dr. W., Der Erzbischof gegen die Tolstojaner 119
„ „ Schankkonzession und Hausbesitzertum 625
Bolin, Wilhelm, Wissenschaft und Theologie 595
Brand, J., Plato und sein Einfluß auf die Priesterherrschaft in der katholischen Kirche 77
„ „ Das Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung . . . 681
Brandes, Georg, Per Hallström 217
„ „ Jeanne Marni: Alte Frauen 409
„ „ Nationalismus 599
Brix, Theodor, Zu Befehl 388
Buddha, Der „Götze" — ein Heiliger der katholischen Kirche 157
Buddhistisches 94
Bundesversammlung, Zur — der freien religiösen Gemeinden 161
Bündnis, Das englische-japanische — 705
Crüger, Dr. Hans, Aus dem deutschen Genossenschaftswesen 356
„ „ Der heutige Stand des deutschen Genossenschaftswesens . 548
„ „ Die Genossenschaftsfrage in Gegenwart und Zukunft . . 679
Deutschland und Frankreich 225
Deutschland an einem Wendepunkt seiner Geschicke 385
Dobel, Arnold, Wandern und Rasten 5
„ „ Student und Studentin 582
Drill, Dr. Robert, Kunst und Sozialismus 665
Duell, Das — 641
Ecu, B., Überbrettl und kein Ende 247
Eichholz, J., Die französische Alters- und Invalidenversicherungs-Vorlage . 714

Seite

Einführung, Zur — 1
Elimar, Georges, Der gute Richter 116
" " Bigamie 498
" " Zur Centennarfeier Victor Hugos 691
Ernst, Dr. Paul, Revolution in Rußland 68
Felden, Emil, Die deutsch-protestantische Reichskirche 710
Ferrero, G., Die öffentliche Meinung in Europa 196
Förster, Prof. W., Der Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens. I. Teil 236
" " Der Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens. II. Teil 271
Freder, Wilhelm, Saalburg—Hohkönigsburg 137
Fürth, H., Arbeitsfreiheit und Arbeitsvertrag 552
Gregorovius, Dr. L., Die Geburt des Jesus von Nazareth 336
Hanauer, Dr. W., Der Stand der Volksernährung in Deutschland . . . 609
Harnack, O., Björnson und Ibsen — eine Parallele 25
Hartmann, Martin, Die Zukunft des Islams 296
Henckell, Karl, Ein Dutzend Sprüchlein 25
Henning, Max, Tausend und eine Nacht 88
" " Neue Beiträge zur Fabel von den drei Ringen 413
Herwig, H., Das erwachende Bewußtsein. Eine soziale Fabel 152
Heß, M., Die Industrialisierung des Ostens 718
Hörth, O., Der Sturm gegen die Klöster 174
Jastrow, Dr. J., Sozialpolitische Rundschau. Sozialpolitik und „Freies Wort“ 17
" " Die Massenfabrikation von Gesetzen 193
" " Die Aussichten des deutschen Zolltarifs 321
" " Obstruktion und Zolltarif 577
Indien, Der Vizekönig von — als Freund der „Heiden“ 283
Industrialis, Innere Ursachen für den Niedergang der Industrie in Deutschland 449
Junius, Das Spahn'sche Rätsel und dessen Lösung 516
Kassandrastimme, Eine — 278
Katholikentag, Der — in Osnabrück 353
Katscher, Bertha, Die Frauenbewegung in Japan 81
Katscher, L., Australische Kommunistendörfer 232
" " Die Arbeiterfrage in Neu-Japan 469
" " Ein vorbildliches Sozialmuseum 745
Konfucius, Zwölf Sprüche des — 702
Kongresse 446
Kronenberg, Dr. M., Streitbare Philosophie 373
Kuthe, F. W., Die Kulturaufgaben der Schnellbahnen 730
Leumann, Ernst, Die göttlichen Helfer und die Erretter der Menschheit nach indo-germanisch-indischer Auffassung 316
Lombroso, C., Die schwarze Gefahr in Frankreich 12
" " Mein Besuch bei Tolstoi 391
Lombroso über Ferreros neuestes Werk „Roms Größe und Verfall“ . . . 700
Lombroso-Carrara, Paola, Italiens Beitrag zum Fortschritt des 19. Jahrhunderts 533

Seite

„Los-von-Rom"-Bewegung. Noch einmal das Übel der österreichischen — . 760
Mannheimer, Prof. Dr. A., Nietzsche und die antike Sophistik 57
Marcus, Italien und der Dreibund 651
Masovius, Ostpreußische Landarbeiterverhältnisse 361
May, Max, Gemeinde-Bodenpolitik 264
„ „ Die Genossenschaftsfrage in Gegenwart und Zukunft 676
Medicus, Ärztestreiks 178
„ Zur Heilstättenfrage 684
Mettasutta 412
Michels, Robert, Der Sozialismus in Italien 492
„ „ Die Voraussetzungslosigkeit der Geschichtswissenschaft auf den deutschen Hochschulen 673
Missionsfrage, Die — 97
Moenius, Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart I . . . 417
„ „ „ „ „ „ „ „ II . . . 454
„ „ „ „ „ „ „ „ III . . . 485
„ Billige Theaterpreise 634
Moulet, Alfred, Der Fall Jaurès. „Das Recht des Kindes" 561
Paravicini, Paul, Lücken in Frankfurts Kunst 697
Pastoral-Medizin, Ultramontane — 306
Peiser, Bona, Unbefangene Gedanken zur Dienstbotenfrage 628
Penzig, Dr. Rudolph, Einführung des Moralunterrichts in die Schule durch Plebiszit 428
Peregrinus, Das österreichische Problem 38
„ „ „ „ II Los von Rom 132
„ „ „ „ III Herr von Ugron 228
„ „ „ „ IV Der deutsche Zolltarif . . . 292
„ „ „ „ V Der polnische Kanzler . . . 423
„ „ „ „ VI Das „regenerierte Ungarn" . . 522
„ „ „ „ VII Das zweite Eisen 590
„ „ „ „ VIII Der Polenrummel 645
Pey-Ordeix, Segismundo, Der Jesuitismus in Spanien 206
Pfungst, Dr. Arthur, Die Frau in Burma 21
„ „ Die Reservatio mentalis in der indischen Märchenlitteratur und in Tristan und Isolde 213
„ „ Was ist das buddhistische Nirvâna in Wirklichkeit? . 603
Pipirs, G., Ist ein konstitutionelles Regime für Rußland zu wünschen? . . 201
Quincke, W., Pariser Theater 187
Regenitter, Die preußische Volksschule am Anfang des 20. Jahrhunderts 655
Regierung und Bürgertum 129
Ritter, Hermann, Einige Worte über unsere heutige musikalische Erziehung 467
Riza, Ahmed, Der Islam 52
„ „ Die innere Politik der Türkei 260
Röder, Hermann, Der Handel und die praktische Ausbildung der Beamten . 527
Rohlff, E., Wie Wunder entstehen 688
Römer, M., Preßkatholizismus 750
Rothschild, Das Erlöschen des Hauses — in Deutschland 121

Seite
Saenger, Carl, Die kleine Lex Adickes 71
Saenger, Carl, † 513
Sannes, A., Die Souveränität im Deutschen Reiche 99
„ „ Geschichtsunterricht 257
Sauer, W., Indisches 501
Sembratowycz, Roman, Der russische Koloß und seine Macht 740
Semerau, A., Hermann Grimm 244
„ „ Wilhelm Raabe 346
„ „ Maxim Gorki 754
Simmel, Georg, Philosophie des Geldes 170
„ „ Die beiden Formen des Individualismus 397
Sozialpolitische Rundschau 107
Splitter aus dem Koran 351
Svoboda, Adalbert, Christentum und Gesittung 540
Schenk, Th., Zur Reform des Armenrechts 302
Schieler, Dr. theol. C., Gemischte Ehen und die katholische Kirchenpraxis . 102
„ „ „ Graf v. Hoensbroechs Werk über das Papsttum . . 141
Schlüter, W., Über das Organisationsprinzip 183
„ „ Das Geistgesetz im Koran 568
Schmitz, B., Liberaler Katholizismus 660
Schneider, G., Konzessionen des liberalen Protestantismus an den Unglauben 110
„ „ Die Konfliktlosen unserer Tage 435
Staudinger, F., Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft 545
Tönnies, F., Zur Kontroverse über Politik und Moral 42
„ „ Der europäische Bund 164
„ „ Die Zerrüttung der liberalen Partei in England 289
„ „ Die Berliner Statistik 461
„ „ Höffdings Religionsphilosophie 725
Traudt, Valentin, Die Erziehung zur Kunst und die Volksschule 737
Verus, Die preußische Landschule am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts . 530
Weber, J., Noch ein Beitrag zur Fabel von den drei Ringen 476
Weigt, Dr. K., Die Stellung der Kirche zur Feuerbestattung 370
„Wohlwollen" (maitri), Das buddhistische — und die christliche Liebe 378
Zacher, Dr. A., Das heilige Jahr 46
„ „ Ein Priestergeheimbund in Sizilien 441
„ „ Glossen über die italienische Geistlichkeit 619
Zaglul, Abd 'l Rahman, Zur Ehescheidung im Islam und im Abendland . 403
Zeitgeschichte, Glossen zur — 33
Zolltarifentwurf, Materielles und Ideelles im — 481
Zucco-Cuccagna, Freiherr von, Religion und Volksschule 343

Kleine Mitteilungen: Das internationale Konzil der Unitarier 123. — Eingesandt 159. — Ein buddhistischer Aufruf gegen die christliche Mission 191. — Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands 221. — Die Achtung der Regierungsbeamten vor dem Stande der Lehrer 221. — Petition gegen Erhöhung der Getreidezölle 222. — Der Götze Buddha — ein Heiliger der katholischen Kirche 222. — Die Einwirkung der Bibel auf die Chinesen 223. —

45tägige Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten 251. — Die Ära Studt 252. — Vom Sultan 253. — Der Ursprung der Legende von der heiligen Genovefa 254. — Die Schamanisten als Vorbild 284. — Die Toilette der Mutter Gottes 285. — Wanderversammlung freiheitlich gesinnter und religiös-interessierter Leute 317. — Peter Behrens als Teufel Bitru 319. — Die Beschäftigung der Heiligen im Himmel 415. — Der Kopf des Mörders 477. — Leitsätze der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur 507. — Die Neanderthalrasse 508. — Offener Brief an Herrn Prof. Leopold v. Schröder 570. — Orientalische Forschungen 607. — Wreschen 636. — Die optische Werkstätte von Carl Zeiß in Jena 636. — Ideale Lebensziele 637. — Italiens Analphabeten 668. — Tolstoi über Indien 668. — Fabeleien über Norwegen und Island 670. — Die Post im alten Babylonien 732. — Der Ursprung der 10 Gebote 733. — Die Lämmerweihe 734. — Die heilige Elisabetha Bona 763.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Saenger

Nr. 1. 5. April 1901. I. Jahrgang.

Zur Einführung.

Schon wieder eine neue Zeitschrift! So wird vielleicht Mancher sagen, dem dieses Blatt zu Gesichte kommt. Ja, eine neue Zeitschrift. Wir halten dieselbe für nützlich, ja für notwendig. Wohl giebt es viele Zeitschriften, für einzelne Zwecke sogar zu viele; aber die Zeitschrift, die wir wünschen, und der wir zum Dasein und zu einer gedeihlichen Wirksamkeit verhelfen wollen, hat es bis jetzt nicht gegeben. Alle bestehenden Zeitschriften dienen mehr oder minder bestimmten und vielfach einseitigen Interessen, Bestrebungen, Richtungen, Ständen, Klassen oder Parteien. Wir kennen nur ein Interesse, das wir verfechten: die Wahrheit; nur eine Partei, die wir hochhalten: die Menschheit; nur ein Ziel, das wir erstreben: den Fortschritt auf allen Gebieten menschlichen Lebens, Handelns und Hoffens. Wir wollen diesen Fortschritt verwirklichen durch Förderung der Erkenntnis, durch Kräftigung des sittlichen Wollens, durch Weckung und Hebung des Gefühls der Menschenwürde. Um diesen Aufgaben wirksam zu dienen, dazu halten wir eine offene Aussprache aller, die mit unsern Zielen einverstanden sind, für die erste Bedingung, und darum haben wir uns entschlossen, dem freien Worte eine dauernde Stätte zu gründen.

Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Die schroffsten Gegensätze wohnen unvermittelt nebeneinander, und es will sich kein Ausblick auf Versöhnung zeigen. Wir haben die herrlichsten Lehren der Humanität und des Weltfriedens, aber wir müssen sehen, wie die fortgeschrittensten Nationen nicht blos Krieg führen, sondern auch Kriegsbräuche wieder aufleben lassen, deren manche Barbaren sich schämen würden. Wir haben die wunderbarsten Entdeckungen und Erfindungen gemacht, aber das Los der Menschen im allgemeinen ist dadurch nicht wesentlich verbessert worden. Wir haben uns ein unendliches Weltall erschlossen, in dem

wir samt unsrer Erde als winzige Stäubchen verschwinden, aber in Wirklichkeit geberden wir uns, als ob das ganze Weltall einzig nur um uns sich zu drehen habe. Wir rühmen uns eines freien kritischen Geistes, aber thatsächlich stecken wir noch tief in den Fesseln von Anschauungen und Gefühlen, die den dunkelsten Zeiten angehören. Wir haben eine großartige Wissenschaft errungen, aber ihr Licht strahlt weder in die Breite noch in die Tiefe der Menschheit, sondern leuchtet nur einzelnen bevorzugten Geistern. Wir besitzen ein viel gerühmtes Christentum, aber es sitzt blos auf den Lippen, nicht in den Herzen, und die sich seiner am meisten rühmen, leben oft ärger wie die Heiden. Wir treiben Weltpolitik und eröffnen dem Weltverkehr immer neue Bahnen, aber mit unsern Zöllen, Kanonen und Kriegsschiffen, mit unserm Nationalismus und Chauvinismus errichten wir immer neue Schranken zwischen den Völkern. Wir haben schöne Verfassungen, in denen die Gleichberechtigung aller Bürger gewährleistet ist, aber in Wirklichkeit gibt es Bürger ersten und zweiten Ranges, Privilegierte und Rechtsunfähige, Bevorzugte und Enterbte. Schon einmal hat die Geschichte solche schroffen Gegensätze gesehen: zur Zeit der antiken Kultur. Philosophie und Kunst hatten eine Blüte erlangt, die dem Menschengeist zum dauernden Ruhme gereicht, aber sie erfreuten nur einen kleinen Kreis; die Massen standen unter der polytheistischen Religion, die sich zersetzte, ohne ersetzt zu werden, und unter der Sklaverei, die selbst von Plato und Aristoteles als unentbehrlich und unabschaffbar angesehen wurden. Die antike Welt konnte diese Gegensätze nicht überbrücken; daran ging sie zu Grunde.

Wir haben heute weit mehr Mittel, die Gegensätze auszugleichen. Wir haben viele Erfahrungen gesammelt und haben einen weiteren Blick wie die Alten. Wir haben vor allem die Wissenschaft, die den Alten fast ganz fehlte, wir beherrschen die Natur wie nie zuvor und wir haben unsere Kräfte vertausendfacht. Der Begriff der Menschenwürde ist uns aufgegangen und wir schreiben sie gern allem zu, was Menschenantlitz trägt. Wir haben überhaupt viele Fortschritte gemacht, — aber das scheint die Gegensätze nur verschärft zu haben. Wir haben die materielle Sklaverei abgeschafft, aber die geistige, moralische und wirtschaftliche Sklaverei besteht noch im weitesten Umfange. Der Abstand zwischen einem Sokrates und dem ärmsten Einwohner von Athen war nicht so groß wie heute der Abstand zwischen den Reichen und Vornehmen einer Großstadt einerseits und den Bergarbeitern und Landtaglöhnern anderseits. Der antike Sklave konnte eine hohe Bildungsstufe erringen; wie sollen es heute die Massen anfangen, um aus ihrer seelischen Stumpfheit herauszukommen? Es fehlt den führenden Klassen vielfach nicht an der nötigen Einsicht, sondern am guten Willen. Sie kennen

die richtigen Lehren, aber es fällt ihnen nicht ein, sie zu befolgen. Sie erstreben für sich Freiheit, Wohlstand und Bildung, aber sie wünschen nicht, daß diese Güter ohne Unterschied allen zu teil werden. Sie fühlen sich in ihrem eigenen Besitze, dem geistigen wie dem materiellen, bedroht, wenn andere auch Besitzende werden wollen, und darum soll es nach ihnen stets Herren und Knechte, Reiche und Bettler, Gelehrte und Dummköpfe geben. Sie wissen wohl, daß die Welt vom Kausalitätsgesetz regiert wird, das keine Ausnahmen und keine Durchbrechungen zuläßt, aber sie dulden es, daß die Massen immer noch im blödesten Köhlerglauben stecken. Ja, sie dulden es nicht blos, sondern sie wollen es und sie fördern es. Sie sind die Privilegierten der Erde, und jedes Mittel ist ihnen recht, ihre Privilegien zu schützen. In den Massen fängt es an zu gähren; sie wollen ihr Elend abschütteln, sie wollen auch im Lichte des geistigen und materiellen Wohlergehens wandeln, in dem sie die Bevorzugten wandeln sehen. Man kann ihnen dieses Sehen nicht verbieten und kann es nicht verhindern, aber desto eindringlicher spricht und predigt man zu ihnen: euer Elend ist von Gott gewollt, und ihr werdet dafür in einem bessern Jenseits entschädigt! Die leitenden Klassen glauben weder an Gott noch an ein Jenseits, aber sie wollen, daß die andern daran glauben und damit sie leichter glauben, thun die leitenden Klassen so, als ob sie selbst noch gläubig wären. Niemals, zu keiner Zeit der Weltgeschichte, hat es so viel Heuchelei gegeben wie gegenwärtig; denn wenn in Rom die paar Auguren, die sich begegneten, einander zulächelten, so kann man heutzutage die Auguren, die unter sich über die Dummheit des gläubigen Pöbels lachen, nach tausenden zählen. Die Religion muß eben Polizeidienste leisten, und die Kirchen selbst, die eigentlich die Hüter und Pfleger der Religion sein sollten, sind zu weltlich-politischen Einrichtungen und Zwangsanstalten geworden.

Aber trotz aller Predigten, trotz des Zwanges und trotz der vielen neuen Kirchen nimmt der Glaube immer mehr ab. Immer geringer wird die Zahl derer, die da wähnen, über den Wolkenthrone der wunderthätige Gott, der das Wetter macht, die Haupthaare jedes einzelnen Menschen zählt, ihm gute und böse Tage spendet, und die da glauben, es gebe ein Jenseits, in dem alle Entbehrungen und Ungerechtigkeiten dieses Lebens durch ein ewiges Glück wettgemacht werden. Nein, diese Lehre ist höchstens noch für Kinder, nicht für Männer, die wissen, daß die Menschheit auf ihre eigene Kraft gestellt ist, daß sie fehlen und irren, daß sie aber auch fortschreiten und zu einem thatsächlichen, nicht blos eingebildeten Glücke kommen kann. Nun ist allerdings das gesamte sittliche Verhalten der Massen auf den Glauben gegründet worden und steht mit ihm noch vielfach in engster Weise verknüpft. Den Kirchen ist

dieser Zustand natürlich höchst erwünscht, denn er gibt ihnen die Möglichkeit, die zahlreichen sittlichen Beziehungen und Verhältnisse der Völker nach religiös-kirchlichen Grundsätzen zu regeln und zu beherrschen. Der Staat hat bis jetzt nichts gethan, um diese Verbindung zwischen Moral und Religion zu lösen und die erstere auf die eigenen Füße zu stellen; er überläßt es vielmehr den Kirchen, fast die ganze Bevölkerung nach ihrem Gutdünken zu erziehen. Da liegt nun die Gefahr vor, daß die Massen mit dem Glauben, den ihr Verstand verwerfen muß, auch die Moral wegwerfen und in Sittenlosigkeit verfallen. Ein Zeichen dafür, wie es kommen kann, sehen wir in manchen Kreisen der sogenannten höheren Stände, die gar keinen oder nur einen erheuchelten Glauben haben; ihre Sittlichkeit läßt sehr viel zu wünschen übrig, und ihre Ideale liegen alle auf dem Gebiete des gemeinsten materiellen Genusses. Wie läßt es sich nun verhindern, daß die Massen den gleichen Weg einschlagen? Das Mittel, das von vielen empfohlen wird, nämlich durch Druck und Zwang den Glauben zu stärken, ist völlig wirkungslos, denn was einmal geistig tot und von der Vernunft endgültig verurteilt ist, kann niemals und am allerwenigsten durch Zwangsmittel wieder zum Leben erweckt werden. Hier kann nur das eine helfen, das in der natürlichen Entwicklung der Menschheit auch vorgezeichnet ist: man muß die Massen lehren, daß die Sittlichkeit eine Sache für sich ist und ihre eigenen Gesetze hat, deren Verletzung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit am Einzelnen wie an der Gesamtheit gerächt wird; nur dann, wenn diese Erkenntnis verbreitet wird und allenthalben Wurzel faßt, kann man der unaufhaltsamen weiteren Zersetzung des Glaubens ruhig zusehen und braucht keine Katastrophen für die Kultur zu befürchten. Unser Staat ist freilich noch weit davon entfernt, seine Aufgabe sozial und ethisch tiefer zu erfassen; er ist lieber noch ein Adels- und Kriegerstaat als ein Rechts- und Kulturstaat, und leistet den Kirchen lieber Schergendienste, statt daß er sie ihrem verdienten Schicksale überläßt. Aber es wird die Zeit kommen, wo er seinem sozial-ethischen Berufe nicht mehr aus dem Wege gehen kann; möchte es dann nur nicht zu spät sein!

An allen Bestrebungen, die Menschheit vorwärts zu bringen, soll unsere Zeitschrift tüchtig mitarbeiten. Wir nehmen das Gute überall, wo es sich findet; nach dieser Richtung kennen wir keine Grenzen. Wir stehen aber auch auf nationalem Boden insofern, als die Verbesserung des Menschenloses, die wir erstreben, zuerst auf heimischem Boden durchgeführt sein muß, wenn sie der ganzen Menschheit zu gute kommen soll. Die Menschheit hat noch kein Organ; ihre Organe sind die einzelnen Völker; die Menschheit wird also am sichersten gehoben, wenn die einzelnen Völker gehoben werden, d. h. wenn jedes einzelne Volk in nationaler

Zusammenfassung das höchste zu leisten versucht, was ihm an geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritten zu leisten möglich ist.

Das neue Jahrhundert hat große Aufgaben zu lösen; möge jeder, soweit es in seinen Kräften steht, Hand anlegen. Und so erbitten wir für „Das freie Wort" die Gunst und die Unterstützung aller Gleichgesinnten.

Redaktion und Verlag
der Halbmonatsschrift „Das freie Wort".

Wandern und Rasten.

Von Professor Dr. Arnold Dodel (Zürich).

Lange bin ich gewandert, ein Halbjahrhundert lang — nun raste ich und raste so, wie es mir gefällt; dann wandere ich wieder.

Vor einem halben Säculum bin ich ausgegangen vom bäuerlichen Vaterhaus am gestaueten fischreichen Dorfbach, aus der Nachbarschaft einer alten Mühle mit klappernden Gängen und primitiver Wasserrad-Säge, wo auf dem verwahrlosten, durchlöcherten Dach ganze Scharen von Haustauben ihr sinnlich Spiel und Wesen getrieben, — aus einer stillen Dorf-Idylle zunächst in eine andere Idylle, wohin meine Mutter mich mitgenommen, um einem unserer liebsten Stalltiere Geleit und Abschied zu geben. Noch ist mir's, als war es erst gestern. Die gute Mutter hatte Thränen in den Augen, als sie der alten treuen Milchkuh, die zehn Jahre in unserm Heim gestanden und nun an ein jüngeres Tier vertauscht werden mußte, zum letzten Mal die Hand hinbot, um sie liebkosend von dem ängstlich gewordenen Tier lecken zu lassen. Und als wir von dannen gingen, da folgte uns der traurige Blick des Tieres noch weit hinaus bis zur Krümmung des Weges, wo wir für immer aus seinem Gesichtskreis verschwanden. Langgezogene Klagelaute, wie sie ein unbeholfenes Stalltier von sich geben kann, folgten uns weit hinaus in die frostige Herbstlandschaft, durch die wir unseren Rückweg nahmen. Damals erkannte ich zum ersten Mal, daß auch die Haustiere den Schmerz des Abschiednehmens kennen; später sollte ich erfahren, daß auch Tiere vor Sehnsucht und Heimweh erkranken und sterben können, ähnlich dem kleinen Frühlings-Enzian, den wir aus der feuchten Wiese in den trockenen Grund eines Ackers verpflanzen.

Etliche Jahre später starb mir der Vater. Der war ein idealer Mensch, rechtschaffen vor „Gott" und der Welt, ein schlichter Landmann von hoher geistiger Begabung und schwärmerischem Wesen in Ansehung der darstellenden Künste. Meine Seele hing mit allen Fasern an seiner ein-

sachen Größe, und als ich hernach schon zwanzig Jahre in der Fremde geschweift, passierte es immer noch, daß ich ihn im Traume wieder sterben sah: dann erwachte ich immer mit großen Thränen in den Augen, die rasch über die nassen Wangen hinunter rollten. Gute Väter und gute Mütter sind in ihren Kindern unsterblich; eine andere Unsterblichkeit giebt es nicht, das sollte ich auf späteren Wanderschaften erkennen lernen.

Vaters letzter Wille war, daß ich — meiner Neigung gemäß — studieren sollte. Da mußte ich für immer vom Elternhaus Abschied nehmen, von den Feldern, wo ich als Junge die Scholle gestampft, von den Wiesen und Hügeln, wo ich so oft die weidenden Tiere gehütet, vom Wald, wo wir alljährlich unsern Holzbedarf selbst holten, von den Torfstümpeln mit den weißen Seerosen hinweg, weit fort in die Mauern eines aufgehobenen Klosters, in das klösterlich strenge Convikt-Leben eines Lehrer-Seminars, wo ich drei Jahre die Martern einer übelangebrachten Unfreiheit zu bestehen hatte. Wenn heute der in Seminarien gedrillte Lehrerstand schon alleweil an Halbbildung und teilweiser Rückgratlosigkeit leidet: niemand hat ein Recht, den Lehrern daraus einen Vorwurf zu machen, auch der Regent von Mecklenburg hat dieses Recht nicht; denn alle Regierungen, die für den Lehrerstand immer noch an der ausschließlichen Seminarbildung festhalten, sündigen nicht allein an diesem Lehrerstand selbst, vielmehr noch sündigen sie an der Schuljugend, welche dem letzteren anvertraut wird.

Nach gut bestandenem „Staatsexamen" ward ich als „Oberlehrer" auf eine Dorfschule beordert für drei Semester nur; denn hernach wollte ich weiter studieren. Jenes Schulmeister-Idyll bildet den Glanzpunkt meiner Jugendtage. Hei, mit welcher Begeisterung unterrichtete ich dort die Buben und Mädels, und mit welcher herzinnigen Dankbarkeit hing dies Völklein von sechs verschiedenen Jahrgängen an dem jungen Schulmann!

Dann gings fort zu weiteren Studien, von einer Universitätsstadt zur andern. Männer, deren strahlende Namen der Ruhm des Jahrhunderts, waren meine Lehrer in allerlei Wissenschaft und Weisheit. Mit gleicher Liebe hing ich da an solchen, die nach alter Väter Weise Gott glaubten (Justus Liebig), wie an jenen wenigen, die vom Glauben gar nichts mehr wissen wollten (Friedrich Theodor Vischer und Carl Nägeli), dafür aber um so herrlichere Menschen gewesen, je weniger sie auf Konfession hielten.

Zum Doktor promoviert — sogar mit sehr rühmlicher Auszeichnung! — Erst jetzt, nach vollendeten akademischen Studien, begann das tiefere Eindringen in spezielle Wissens-Gebiete. Lehrend lernt der Mensch am gründlichsten: so wurde ich Privatdozent und übernahm

die Arbeit einer ganzen Professur — zehn Jahre lang ohne Titel und ohne Sold, dann weitere drei Jahre mit Titel, aber immer noch ohne Sold, endlich nach vollen dreizehn Jahren — mit leibhaftigem Ordinarius-Titel und leibhaftiger Belöhnung. Dieser Aufstieg war ein hart Stück Arbeit, wie sie unter hundert „Akademikern" wohl nur Einem gelegentlich aufgehalst wird; denn die Wege der akademischen Laufbahn sind wunderbar, oft wunderbarer denn die sprichwörtlich gewordenen Wege „Gottes". Wehe demjenigen Privatdozenten, der ein steifes Rückgrat hat und das freie Wort liebt! wehe ihm, wenn er sich frühe schon auf neue Ideen wirft! Denn „Du sollst nirgends anstoßen! Du sollst dich ducken! Du sollst deine innere Überzeugung gegenüber der landläufigen schlechteren Weltanschauung geheim halten! Du sollst an Mose und die Propheten glauben, und vor allem an die alten Perücken festgesessener graubärtiger Professoren! Wenn du das nicht thust, so wirst du wandern als Einsamer, wirst lange, lange ein schwer kämpfender Wanderer sein."

Nun bin ich bereits dreißig Jahre lang auf diesen akademischen Pfaden gewandert, lehrend und lernend, immer weiter kämpfend, als sei es wirklich so, daß das Leben nur ein einziger Kampf sei.

Am Anfang dieses Pfades stand ich als Biologe gleich an der Kreuzung zweier Seitenthäler, die für den Hauptpfad mehr oder weniger richtungsbestimmend werden mußten. Aus der Tiefe des mit wunderlichem Gestrüpp begrenzten einen Thales summte wie einschläfernde Musik die Märchenwelt einer Jahrtausende alten Weltanschauung: alle die langstieligen Blätter der Zitterpappel flüsterten es aus allen Büschen: „Allah il Allah!" Und aus den steinalten Eichen ging dasselbe Rauschen, wie aus den Blattwedeln der Friedenspalmen und aus dem Graugrün der Olivenbäume Kedrons: „Siehe, all diese Herrlichkeiten sind das Werk eines allmächtigen Wundermannes; komm und bete Ihn an!"

Aber auf der andern Seite des Hauptpfades mündete das zweite Seitenthal, dort feiert das Leben seine höchsten Triumphe: rauschende Wasser stürzen zwischen gigantischen Felsblöcken hernieder und verstäuben ihr Liquid an Pflanzen- und Tierresten, die hier seit Jahrmillionen in hartes Gestein zementiert sind, Zeugnis ablegend von einer urfernen Zeit, da die Idee eines Allah noch keines Menschen Denkkraft trübte. Und an den steilen Ufern dieses klaren Bergbaches sprosset das Leben in tausend neuen Keimen und abertausend neuen Gestalten, die alle, alle das eine und immer wieder dasselbe verkündigen: Entwicklung, Abstammung, Umwandlung, ewiges Verwandeln und Wandern alles Seienden, natürliches Walten im Zeugen und Gebären und Neuschaffen wie im Absterben, natürliches Walten im fortschreitenden Entwickeln zum Höheren wie im Untergehen des Untauglichen!

Aus all dem Gemisch der Naturlaute kommt hier die harmonische Offenbarung: ewig ist nur das Wirklich-Seiende, ewig das Weltall ohne Schöpfer. Alles Geschehen war und ist ein natürliches Geschehen, nirgends ein Übernatürliches. Wirf ab, was Märchen- und Sagenhaftes an deine Gedanken sich angenistet hat! mach dich frei im Erkennen dieses natürlichen Geschehens; denn ein anderes giebt es nicht!

So sah ich die beiden Seitenthäler meines akademischen Lehrpfades: links die von Jugend auf mir lieb gebliebene Märchenwelt des Wunderglaubens, rechts die neue Welt wirklicher Naturoffenbarung, einherstürzend als weltbesiegende Idee der fortschreitenden Entwicklung, jubelnd in der Verheißung: „Das Paradies mit seiner vollkommenen und sündlosen Welt nicht hinter dir, sondern vor dir am jenseitigen Ufer des fortschreitenden Werdens. Nicht etwa jenseits des Lebens, nicht hinter den dunkelen Thoren des Todes, sondern am Ufer des ewig weiter schreitenden Lebens, eine Menschheit, die wirklich aus Menschen, nicht mehr nur aus Halbmenschen und Halbtieren besteht."

Das hieß die gründlichste Umwertung der Werte in zwei wesensverschiedenen Welten, die feindlich gegeneinander strömen, wie der klare Fluß der Wahrheit gegen die trübe und zähe Flut der Lüge. Damals — vor drei Jahrzehnten — waren wir alle, die wir es als Biologen mit der lebendigen Schöpfung zu thun haben, vor jene zwei Welten gestellt. Da galt es zu wählen, entweder für die eine, dann gegen die andere, oder umgekehrt! Entweder die Wunder-Schöpfung Mosis oder aber die natürliche Schöpfung durch Abstammung im Sinne Darwins. Einen Mittelweg gab es nicht, und ein Mittelweg ist ewig undenkbar. Nur Schwächlinge oder Feige konnten an eine goldene Mittelstraße denken. Die Schlauesten allerdings trafen ihre Wahl ganz konsequent aber nur stille für sich selbst, ohne dort Farbe zu bekennen, wo es etwa gefährlich werden konnte.

Heute versteht es jeder Vernünftige, daß ich mich der Idee fortschreitender Entwicklung, der Abstammungslehre zuwenden und mich als „ehrlicher Bursche" in ihren Dienst begeben mußte. Das war mein Fatum, denn die Zeit und das Milieu, beide forderten es bedingungslos von mir. Zu diesem Milieu gehörten in erster Linie die Studenten, die über den damals hochgehenden Kampf zwischen den beiden Weltanschauungen in unzweideutiger Weise unterrichtet sein wollten. So habe ich denn damals manch Anderen, welche mittlerweile auf dem bequemen Pfad, nach alter Väter Weise lehrten und sich schlau an heikeln Fragen in akademischer Weise vorbeizudrücken verstanden, die heißen Kastanien aus dem Feuer der Lehr- und Lernfreiheit herausgeholt, ohne von jenen andern großen Dank zu ernten, es wäre denn ihr Naserümpfen über das freie Bekenntnis

meinerseits als Dank zu werten. Dieses freie Bekennen hatte damals, auch in akademischen Kreisen noch, große Schwierigkeiten im Gefolge, die für mich ein volles Jahrzehnt aufreibenden Ringens und Kämpfens, ein Ansteigen über grausige Schutthalden von Glaubenssätzen, Vorurteilen und unermeßlichen Geistesbeschränktheiten bedeuteten.

Eines Tages führte mich der Weg in die dunkle Höhle eines heiligen Mannes, eines Gottgelahrten mit allerlei feinen metaphysischen Bedürfnissen, eines Mannes, der riesengroßen Anhang im Volke besaß und daher zu großer Macht, zu allzugroßer Macht gekommen war. Mit derben Worten fuhr er mich armen Teufel also an: „Wie? Du hast deine Kraft im Bergklettern auf den Schutthalden fast vollständig erschöpft! Nun möchtest du vor meiner Behausung rasten? Weg mit dir! Wie konnte dir einfallen, die breite, bequeme Thalsohle zu verlassen und holperige Seitenthäler auszukundschaften? Hast du nicht in jenen Seitenthälern manchen Irrweg betreten? Geh!" Und ich ging, nun wissend, daß ein jeder Gottesgelahrte ein Unfehlbarer ist; und ich wanderte weiter, und dies Weiterwandern gedieh trotz jenes Gottesmannes ganz wunderbar. Seither bin ich mit lebenslustigen, wahrheitsdurstigen Studenten zweihundertmal über Berge und Thäler gewandert, von der staubigen Thalstraße weg durch schattige Hochwälder, wilde Bergschluchten entlang bis hinauf über die Baumgrenze, zu saftigen Alpenweiden mit tausend bunten und duftenden Blumen, und immer noch höher hinauf, an den felsigen Rippen der Steinkolosse entlang bis zu mächtigen Gletschern und eisigen Firnfeldern.

War das eine Lust! und es war Leben, blutwarmes Leben, der Entwicklung dienend, ein Wandern auf jenen Pfaden, die den breiten Strom der Sehnsucht treffen werden, wo am jenseitigen Ufer der richtige, der leibhaftige, der ganze Mensch, der erkennende, der selbstbewußte Mensch steht, nach dessen Wesenheit unser Entwicklungsgang strebt.

Nun raste ich für Augenblicke. Und welch' ein Rasten ist dies! Hoch über der Thalsohle, hoch am grünen Bergeshang, auf einer Moräne aus der Eiszeit, wo mir erratische Blöcke, im Garten liegend, erzählen von ihren Wanderungen auf den Lenden der Gletscher, die ihren Ballast von den Bündner- und Glarnerbergen hersandten durch die Thäler bis an den vereisten Zürichsee hin, dessen blaues Auge heut freundlich zu mir heraufgrüßt; auf dieser Gletscher-Moräne stehen die vier Pfähle, zwischen denen ich meine Hütte aufgeschlagen, um in freien Stunden den Blick schweifen zu lassen über nahe und ferne Thäler, von den Hochalpen bis zum Jura und weit hinaus zum badischen Schwarzwald.

Einsam zwischen vier Pfählen, an denen wilder Wein emporrankt, zwischen vier Hecken mit wilden stacheligen Rosen, mit noch stacheligeren

Gleditschien und Weißdorn, ringsum gut bewaffnete abwehrende Stachelpflanzen, auf daß mir die Halbtiere vom Leibe bleiben, so sich in stolzer Selbstüberhebung Menschen nennen und doch keine Menschen sind, sondern feige heuchlerische Herdentiere, Neinsager in Dingen der Entwicklung und Rückwärtsseher in ihrem Stillstand. Einst liebte ich sie alle, die Menschenantlitz tragen, weil sie mir alle als Wanderer nach Vorwärts erschienen. Nun sind sie aber — die allermeisten — schon zweitausend Jahre auf der Gedanken-Wanderschaft und sind nicht vom Fleck gekommen, diese Millionen und Milliarden, weil sie ewig in selbigem Zirkel kreisen. Nach der Schablone wollten sie selig werden, nach der Schablone wollten sie gut werden; nun sind sie mit all ihren Schablonen weder gut noch selig geworden, sondern in Sachen der Entwicklung sehr bös geraten. Nicht alle, aber die allermeisten! Das Vorwärtsschreiten zum Menschwerden haben sie gründlich verlernt; drum stecken sie heute noch wie vor drei, vier Jahrtausenden in der leidigen Tierheit. Wohl dir, wenn du auf Zeiten sie gelegentlich meiden darfst! Wohl dir, wenn am Rande deines Gartens die Gleditschien- und Weißdorn-Hecken immer höher werden und zu einer lebendigen Wehrmauer heranwachsen, wo nicht Hund und nicht mehr Katze durchschlüpfen können, wo die Vögel des Himmels aber nisten kommen und zu singenden Gefährten deiner Einsamkeit werden!

Von den Menschen bin ich wieder zu den Pflanzen gegangen. Sie haben beide einerlei Odem, die Pflanzen aber haben ein eminent größeres Lichtbedürfnis als die Kulturmenschen. In meinem Garten blühen jeden Tag durchs ganze Jahr neue Blumen: im Frühjahr der ganze Zauber der Alpenflora, im Sommer wilde Rosen aus drei Erdteilen und Wasserlilien in weiß, rot und gelb, Sonnentaue und Gentianen, Pelargonien vom Kap neben dem Silbergras der Pampas, im Herbst die Georginen und die Zaubergestalten der japanischen Anemonen, im Winter die goldenen Sternbergien und die weißen Christblumen, welche beide so viel Widerstandskraft besitzen, daß sie während der Frostperioden des Winters täglich zu Porzellanhärte gefrieren und an der Sonne wieder auftauen und weiterblühen können. Herbst und Frühling reichen sich über blühenden Blumen und Blütenknospen die Hand, und der Zauber des stets weiterschreitenden Lebens nimmt kein Ende, und es findet nirgends ein Unterbruch statt in der Kontinuität des allmächtigen Zeugens.

Und wenn der Morgen heiter, wenn der Abend klar: so glitzern die Gletscher- und Firnschneefelder zu mir herüber vom Glärnisch und Tödi, vom Bristen und von der Windgelle, vom Urirothstock und vom Titlis her, an dessen Fuß das Dorado unserer Gebirgsthäler, Engelberg

im grünen Wiesengrunde liegt, wo seit etlichen Monaten nun in der schmucken Klosterkirche das elektrische Licht auf Kanzel und Altären sein ketzerisch Wesen treibt. Und noch weiter nach rechts grüßt Rigi, die Königin der Berge, darüber hinweg grüßen die Obwaldner Berge und die Giganten des Berner Oberlandes: Finsteraarhorn, Schreckhörner, Wetterhorn und Eiger, Mönch und Jungfrau, diese heilige Dreieinigkeit im blendenden Lichtglanz der Allmutter Sonne.

Zarathustra ging über manche von diesen Höhen. Nun ist er aus der Reihe der Sterblichen abgetreten — erst vor ein paar Monaten. Aber sein Unsterbliches ist geblieben und wandelt unter uns. Vor wenig Tagen traf's sich, daß ich am Eingang des Horbis-Thales bei Engelberg, dort wo ein kurzes Seitenthal an's „End der Welt" führt, zwei Frauen antraf, die auf umgelegten Baumstämmen sitzend im schattigen Dämmerwesen des Sonntagabends den Worten Zarathustras lauschten: „Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht. Verächter des Lebens sind es, Absterbende und selber Vergiftete, deren die Erde müde ist: so mögen sie dahinfahren!" — Nach diesen Worten sah man in den Augen der zwei hörenden Frauen große Thränen schimmern. „Sei es!" sagte die eine — „Amen!" antwortete die andere.

Beide Frauen hatten vorher schon an den Quellen entwicklungsgeschichtlicher Wahrheit getrunken. Während jener Szene rief das Vesperglöcklein der nahen Benediktiner-Abtei auf dem grünen Wiesengrunde zum Ave Maria, indes die letzten Sonnenstrahlen hinten über dem „End der Welt" die zackigen Felshäupter der Rigidal-Stöcke mit dem Purpurrot des Alpenglühens übergossen. — Zarathustra wird noch lange nicht von allen Frauen gehört werden; denn man hat ihnen zu lange vom Tode gepredigt, so lange, bis sie das Verständnis für die Predigt vom Leben verloren haben und zu Freundinnen der Prediger vom Tode geworden sind.

„So mögen sie dahinfahren!" diese Verächter des Lebens!

Und sie werden dahinfahren, die Absterbenden, deren die Erde müde ist. Das sehen wir kommen, seit vier Jahrzehnten, da die große Entwicklungs-Idee ihren Triumphzug wandert, über die erschreckten Kleingeister, über die Verächter des Lebens hinweg.

Zarathustras Sehnen geht zum Übermenschen. Lassen wir erst aus dem Halbmenschen einen wirklichen, einen ganzen, einen selbstbewußten Menschen werden, der seine Stellung in Natur und Weltall richtig erkennt, der vom Dämmerlicht des „Credo" aufsteigt zum Lichtmeer des hellen Tages im Schauen. So werden wir im Fluß der

fortschreitenden Entwicklung weiter getragen werden, unabsehbar weit, vielleicht nach Jahrtausenden hinüber „an's jenseitige Ufer", da derjenige stehen wird, den Zarathustra seinen „Übermenschen" genannt hat.

Rasten soll da Keiner allzulang; auf, kämpfen und wandern wir weiter!

Die schwarze Gefahr in Frankreich.

Von Professor Cesare Lombroso (Turin).

Frankreich und vor allen Dingen Paris sind seit geraumer Zeit das Schoßkind der zivilisierten Welt, und selbst Völker wie England, Deutschland und Nordamerika, die Frankreich an Tiefe und Umfang ihrer Kenntnisse, an Vorurteilslosigkeit, industrieller Betriebsamkeit und wissenschaftlichen Leistungen übertreffen und auf alle andern Völker mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen, fühlen sich ihm gegenüber wie ein gut erzogener Plebejer vor einem jungen reichen Dandy aus vornehmem Hause.

Der Grund hiervon liegt darin, daß Frankreich außer einem außerordentlich großen Nationalvermögen, verbunden mit hoher agrikultureller und teilweise auch industrieller Regsamkeit, noch eine Menge liebenswürdiger Eigenschaften besitzt, die man selten bei einem einzigen Volke beisammen antrifft: feine Sitten und Artigkeit, Geist gepaart mit Anmut und wenigstens den Schein einer — in der Presse und dem Koalitionsrecht übrigens vollkommen gewahrten — Freiheit, zugleich vereint mit einer streng geordneten Verwaltung und einer Achtung vor den Gesetzen wie bei den nordischen Völkern.

Wenn Frankreich dagegen auffallend arm an Erfindungen oder genialen Schöpfungen ist, so besitzt — oder besaß — es wenigstens die Fähigkeit, sich fremde Entdeckungen so anzueignen oder andern assimilierbar zu machen, daß es einerseits im eigenen Lande oder außerhalb den Glauben erweckte, selbst alle neuen Entdeckungen gemacht zu haben, andererseits, daß — wenigstens bis vor wenig Jahren — eine neue Erkenntnis oder Entdeckung für die Menschheit verloren sei, wenn es sich nicht selbst ihre Popularisierung und Verbreitung angelegen sein ließ. So wäre Newton ohne Voltaire erst fünfzig Jahre später in Europa allgemein anerkannt worden, wie es Darwin ohne Clemence Royer bei den Franzosen und Ernst Haeckel bei den Deutschen ebenfalls ergangen wäre.

Schließlich sei nicht vergessen, daß die Revolution von 1789 trotz aller ihrer Wirren und blutigen Greuel für einen großen Teil Europas die Periode eines so reißenden Fortschritts anbahnte, daß wenig Jahre

zur Erreichung dessen genügten, wozu sonst ein Jahrhundert erforderlich gewesen wäre.

Wer jedoch den gegenwärtigen Zustand Frankreichs mit unbefangenem Auge prüft, muß erkennen, daß der oben genannte Grund für eine allgemeine Sympathie für Frankreich heute keine Berechtigung mehr hat. Auf dem wirtschaftlichen, sozialen und vor allen auf dem wissenschaftlichen Gebiete ist in den letzten zwanzig Jahren urplötzlich ein Stillstand eingetreten. Weit davon entfernt, wie bisher die neuen Erkenntnisse weiter zu popularisieren oder die neuen Fabrikationsmethoden zu vervielfältigen, stellte es sich ihnen unter der Form einer scharfen Kritik und — was noch schlimmer ist — einer berechneten Nichtbeachtung entgegen, indem es zugleich das Land durch den Nationalismus und Chauvinismus mit einer Art chinesischen Mauer gegen alle Anregungen und Beeinflussungen von außen absperrte, als beschimpften sie geradezu die Größe des Landes.

Wie erklärt sich alles dies? Einzig daraus, daß die Jesuiten, die Feinde jedes modernen Gedankens, es unmerklich, aber doch mit unheimlichem Erfolg verstanden haben, sich Frankreich bis zur völligen Knechtung zu unterwerfen.

Nach einer rein äußerlichen, oberflächlichen Betrachtungsweise wäre Loubet der Präsident und Waldeck-Rousseau der leitende Minister der Republik. In Wirklichkeit aber regieren Bailly, das Haupt der Assumptionisten, der dunkle Ehrenmann Drumont und Rochefort, beider Werkzeug für die vatikanische Reaktion.

Nach einer sehr zuverlässigen Quelle verfügen die religiösen Orden in Frankreich über nicht weniger als zehn Milliarden; außerdem haben sie fast die gesamten Pariser Tageszeitungen und Zeitschriften von sich abhängig gemacht und vermögen so in ihnen immer am rechten Ort und zur rechten Zeit die zur Beeinflussung des Volks im ultramontanen Sinne erforderlichen Artikel zu lancieren. Ferner gründen sie mit ihren Milliarden Vereine, Krankenhäuser, Erholungsheime und Kinderschulen, wodurch sie außer dem Nimbus der Wohlthätigkeit den tiefsten Respekt vor der Autorität des Vatikans einflößen. So baute man u. a. den großartigen Tempel auf dem Montmartre, der, wenn er der Ausdruck des Vatikans ist, ihn an Erhabenheit, Schönheit und Reichtum noch übertrifft.

Aber ihr Scharfsinn in der Bekämpfung der modernen Geistes hat außerdem ganz neue, wahrhaft geniale Wege ausfindig gemacht, so unheilvoll sie auch für uns Denker sein mögen: sie begannen sich der sonst so schätzenswerten vaterländischen Gefühle, die durch die Niederlagen von 1870 schon an und für sich aufgestachelt waren, zu bedienen. Ein geistig empfängliches Land, das wie Frankreich unter Ludwig XIV. und später

unter Napoleon I. die glänzendsten Siege erfocht, mußte stärker als alle andern Länder Freude am Krieg und an Eroberungen finden, nicht allein um Vermögen und Besitz zu vermehren, sondern um der Eroberung selbst willen, um eventuell auch zum eigenen Schaden ein anderes Volk unterdrückt zu sehen. Dieses nationale Empfinden mußte naturgemäß unter dem Schimpf der Niederlage zu einer wahnwitzigen Leidenschaft ausarten, und gerade an diesem Punkte setzten die biedern Patres der religiösen Orden ein, indem sie die Flammen noch mehr schürten und so den alten Chauvinismus und den neuen Nationalismus erweckten, der alles Nichtfranzösische mit Verachtung straft. Diesem Nationalismus zu Liebe schneidet man allen Neuerungen, die aus den übrigen europäischen Ländern oder Amerika kommen, den Zugang ab, allein aus dem Grunde, weil sie nicht in Frankreich ihren Ursprung haben. Um seinetwillen werden die unfruchtbarsten Eroberungen in den entlegensten Weltgegenden unternommen und verherrlicht, während sie das Budget in Unordnung bringen und das Land für die Zukunft schweren Gefahren aussetzen. Diesem Nationalismus zu Liebe hat man auch die alte atavistische Anschauung, daß der Landesfremde ein Landesfeind ist, wieder ans Tageslicht gezogen und wendet sie nicht nur auf die Juden an, die einige Tropfen fremden Blutes in den Adern haben, sondern auch auf die Protestanten, einzig aus dem Grunde, weil sie nicht die Religion, zu der sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt, annehmen und sich hierdurch zum Landesfeind stempeln.

Auf diese Weise ändert man nach und nach das geistige Gepräge der Nation, den von den Traditionen der großen Revolution herrührenden liberalen Zug, und ist bereits dahin gekommen, daß man die Anzahl der Opfer der Revolution, die doch nur dreißigtausend betrug, unermeßlich findet, während man dagegen lehrt, daß man in der Bartholomäusnacht noch zu milde vorgegangen sei.

Aber noch einen andern Weg zum Endziel wußte der schlaue Jesuit zu finden: er stellte die Achtung vor dem Herkommen, die Sitte und die in Frankreich, speziell in Paris herrschende öffentliche Meinung in seinen Dienst. „Der Positivismus, der Darwinismus, das Manchestertum" — so predigten sie und ließen es predigen — „ach, das sind alte abgestandene Dinge. Heute spricht man nicht mehr davon, man lacht nur noch darüber." — Wer aber möchte für etwas eintreten, das ihn dem Fluch der Lächerlichkeit aussetzte?

So hatten die Jesuiten bei einer nach geistiger Anstrengung wenig verlangenden, und für dieselbe auch wenig geeigneten Jugend wunderbaren Erfolg, während sie gegen jene raffinierte, patschuliduftende pornographische Litteratur und Kunst, die unter ästhetischer Hülle und

darum um so verderblicher unaufhörlich die Seele der französischen Jugend vergiftet, keineswegs diese Waffen zur Anwendung brachten. Aber nicht nur über die Gedanken, sondern auch über die Denker gewann der Priester die Herrschaft. Alle Vorkämpfer der Gedankenfreiheit wurden nacheinander entweder „bespuckt“ (conspué) oder gezwungen, sich unter dem Schutz und der Mitschuld der Académie de France, die immer die Gönnerin der Machthaber der Vergangenheit war, mit dem Priester zu verschwören. Auf diese Weise sehen wir den milden Coppée zu einem fanatischen Vorkämpfer des Vatikans werden, so war Daudet vor seinem Tode auf dem besten Wege dazu, Bourget, der pikante Boudoir-Poet, wurde unter Zusage einer Riesenausgabe seiner Werke, allerdings unter Tilgung der freisinnigen und positivistischen Stellen, gewonnen, endlich der unflätige Huysmann, Lemaître u. a.

Wo sie aber den Männern weder durch Gold noch durch Versprechungen beikommen können, da erobern sie die Frauen durch den Beichtstuhl, so daß sie selbst die Gattinnen von Jaurès, Loubet und vielen andern in der Hand haben.

Dem Volk gaben sie nicht nur die Verheißung unvergänglichen Ruhmes, Wechsel auf das Paradies und den erhabenen Anblick des heiligen Herzens von Montmartre sie verstanden auch die kleinen Leute zu gewinnen, indem sie dieselben bei ihrem Vorteil und der Eitelkeit packten. Den einen bieten sie ihre Kundschaft und die der Vorstadt St. Germain an, über die sie wie über eigenen Besitz verfügen. Den reichgewordenen Bürgern, die nicht mehr zu erwerben brauchen, erweisen sie die hohe Ehre ihres Besuchs, indem sie von Zeit zu Zeit in den ihnen gehörenden herrschaftlichen Häusern vorsprechen, wobei sie die Damen, die sie trotz geheimen Spottes mit großem Pomp empfangen, durch ihr freundliches Lächeln an das heilige Banner fesseln.

Ein äußerst seltsames und merkwürdiges Mittel fanden sie, um den Adel, den wahren Angelpunkt ihrer Bestrebungen, für sich und die antisemitische Partei, speziell die antisemitischen Ideen, zu gewinnen. Sie veranlaßten die jungen Edelleute die Töchter der reichgewordenen Juden zu heiraten, die dann ihrerseits, um ihre Herkunft vergessen zu machen, der Mittelpunkt des wüstesten Antisemitismus wurden. Auf diese Weise erreichten sie den doppelten Zweck, einmal den Antisemitismus wieder anzufachen, und ferner den Edelmann, der wegen seiner Armut alles Ansehens bar war, mit dem starken Panzer des Reichtums zu wappnen.

Für das Landvolk, speziell die Arbeiter in den Provinzen, beides die wahren Fundamente der Republik, ersannen sie andre neue, noch verschlagenere Wege, indem sie u. a. die Vereine der Jesus-Arbeiter

gründeten, deren scheinbarer Zweck es war, den Arbeitern an den Kirchenfesten Vergnügen zu schaffen, während sie in Wirklichkeit die Arbeiter an die Kirche fesseln sollten.

Ihre Hauptwaffe hierbei bildet das Mitgliedsbuch (le livret de sociétaire), auf das jedes Vereinsmitglied Anrecht hat, und das die Adressen aller Fabrikleiter Frankreichs enthält, denen sich der stellenlose Arbeiter in jeder Stadt vorstellen kann, um Arbeit zu erhalten, und durch das er leichter zum Werkmeister und anderen höheren Posten aufsteigen kann.

Außer den Vereinen eröffneten sie zuerst nach dem Vorbild der englischen Protestanten Temperenzbars. Als sie dann aber sahen, daß sich die Arbeiter nicht an dieselben gewöhnten, verkauften sie, um sie an der Hand zu behalten, den Absynth und Alkohol zu geringeren Preisen als die gewöhnlichen Wirtschaften.

Die Arbeiter sind nicht verpflichtet den Vereinssitzungen und den gottesdienstlichen Zusammenkünften des Vereins beizuwohnen, doch werden sie durch Turnhallen, Spiele und Aufführungen, letztere von Psalmen, bisweilen aber auch von Gassenhauern unterbrochen, angezogen. Einmal ins Garn gegangen, gehorcht jedes Mitglied bald blindlings den Häuptern des Vereins. Niemand darf irgend einen von oben her ergangenen Befehl auch nur diskutieren, noch auch Freunde außerhalb des Vereins haben. Wohlgemerkt aber: die Vereine stehen nicht etwa unter direkter Leitung von Priestern, sondern nur von Leuten, die ihnen ergeben sind. Um sich nun die Verbreitung dieser Vereine vorzustellen, vergegenwärtige man sich, daß allein in den sieben Jahren von 1870—78 ihre Zahl auf dreihundert stieg, von denen ein jeder mehrere tausend Mitglieder umfaßte.

Für die große Masse haben sie in dem Nationalismus, der kriegerischen Eroberung und der Verachtung aller anderen europäischen Nationen ein kräftiges Zugmittel gefunden, wodurch es ihnen gelang sie mit einer Art chinesischen Mauer abzuschließen, die noch schlimmer als die wirkliche ist, da man diese allenfalls noch übersteigen kann; und obwohl sie die Schwäche Frankreichs aufs genaueste kennen, hetzen sie es zum Krieg wider Deutschland und England, weil im Fall einer Niederlage der Schmerz hierüber die Republik stürzen, im Fall des Sieges aber in dem siegreichen Feldherrn der neue Imperator auf der Bühne erscheinen würde, der nur ein Alliierter des Priesters sein könnte.

Indem sie bisher jedoch den Legitimismus, den Orleanismus usw. begünstigten, erkannten sie, daß sie, von den natürlichen reaktionären Instinkten mitfortgerissen, einen falschen Weg eingeschlagen hatten. Aber mit jenem Scharfblick, der sie gerade in den erfolgreichsten Kampf-

mitteln der Zivilisation, in der Presse, Reklame, Erziehung, Schule und Börse, auch die erfolgreichsten Mittel zur Vernichtung der Zivilisation erkennen ließ, sahen sie auch die Unfruchtbarkeit der legitimistischen Parole ein, und darum rüsten sie sich jetzt zu einem christlichen Pseudo-Sozialismus, der ihren Sieg über die kleinen kurzsichtigen Krämer, welche die Mehrheit der Stimmberechtigten in Paris ausmachen, vollenden wird.

Dieser Sturz Frankreichs durch den Priester kann im zivilisierten Europa jene Klassen, die sich zum Sieg über den Gegner mit den Jesuiten oder dem Vatikan verbanden, darüber belehren, daß sie auf diese Weise wohl einen augenblicklichen Triumph erzielen können, daß ihnen dieser Triumph jedoch hernach das Leben ihrer Partei und zugleich damit das des ganzen Landes kosten wird.

Sozialpolitische Rundschau.

Sozialpolitik und „freies Wort".

Von Dr. J. Jastrow (Charlottenburg-Berlin).

Die Redaktion der neuen Zeitschrift „Das freie Wort" beabsichtigt, ihre Leser über die sozialpolitischen Vorgänge durch regelmäßige in kurzen Zwischenräumen wiederkehrende Rundblicke zu unterrichten und hat mich ersucht, diesen ein Geleitwort zu geben. Ich leiste dem gern Folge. Der heutige Zustand unserer Sozialpolitik kann in der That ein „freies Wort" sehr wohl brauchen.

Freilich meine ich dies nicht in demselben Sinne, wie dies neuerdings von Sozialpolitikern verschiedener Richtungen wiederholt betont worden ist: daß die deutsche Arbeiter-Gesetzgebung in den letzten 4—5 Jahren ins Stocken geraten sei, und daß ihre Fortführung mit Freimut gefordert werden müsse. Es ist durchaus nicht wenig, was in dieser Zeit Bundesrat und Reichstag geleistet haben. Für die Handlungsgehülfen haben das neue Handelsgesetzbuch und die Gewerbenovelle mit dem Neunuhr-Ladenschluß an schützenden Bestimmungen soviel gebracht, wie schwerlich schon jemals in zwei neuen Gesetzen zu Gunsten irgend einer Kategorie von Arbeitern geleistet worden ist. Die Reform der Unfall- und Invalidenversicherung (mag man ihr in allen ihren Einzelheiten zustimmen oder nicht) stellt schon äußerlich ein Gesetzeswerk von einem Umfange dar, wie es auf diesem Gebiete in zwei Jahren hintereinander noch nie fertiggestellt worden ist. Der Bundesrat hat von seinem Verordnungsrecht einen höchst fleißigen Gebrauch gemacht und Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter in den verschiedensten Gewerben erlassen: in Buchdruckereien und Schriftgießereien, in Fabriken für

Thomasschlackenmehl und Bleiakkumulatoren, in Getreidemühlen, in einer Reihe anderer Betriebe, von den Zinkhütten bis herab zu den Roßhaarspinnereien und Bürstenbindereien. Die letzten 4—5 Jahre haben an neuen Bestimmungen nicht weniger, sondern erheblich mehr hervorgebracht, als die früheren.

Wohl aber dürfte nach der entgegengesetzten Seite hin heutzutage ein freies Wort am Platze sein. Das Befürworten von Arbeiterschutz-Gesetzen fängt an ein billiges Mittel zur Erwerbung von Popularität zu werden, in deren Glanze man sich dann von der Verpflichtung befreit fühlt, für andere und wichtigere Forderungen der Volkswohlfahrt einzutreten, die früher ein Politiker auf sich nehmen mußte, wenn er für einen Volksmann gelten wollte. Am 6. Januar ist in Berlin eine „Gesellschaft für soziale Reform" begründet worden. Es hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß bei dieser Neugründung von dem augenblicklich sozialpolitisch bedeutsamsten Vorgange, von der Erhöhung der Kornzölle, auch nicht mit einem Worte die Rede war. Die Erhöhung der Getreidezölle ist für unsere Arbeiterwelt von unendlich viel größerer Bedeutung, als die Frage, ob ein Gewerbe mehr oder weniger durch neue Verordnungen geregelt wird. Die Wichtigkeit liegt auch nicht einmal blos in der Verteuerung des täglichen Brotes. Sie liegt vor allem in den Schwierigkeiten, die daraus der deutschen Handelsvertrags-Politik erwachsen. Die Ermäßigung der Getreidezölle war die Voraussetzung für die Handelsverträge, unter deren Schutz unser Export nach Rußland, Österreich und Amerika einen so erfreulichen Aufschwung genommen hat. Wenn die deutsche Zollpolitik festgelegt und eine Erneuerung der Handelsverträge im Jahre 1903 unmöglich gemacht wird, so bedeutet dies eine Unterbindung des deutschen Exports, ein Stillliegen von zahlreichen Fabriken, die für die Ausfuhr arbeiten, Betriebseinschränkungen, Feierschichten, Arbeiterentlassungen und Arbeitslosigkeit in größtem Maßstabe. — Daß gegen den Plan einer Erhöhung der Getreidezölle nicht sofort bei seinem ersten Auftauchen sich eine elementare Volksbewegung geltend gemacht hat; daß Volksversammlungen und Petitionen erst einsetzten, als die Regierung dem einseitigen Drucke der Agrarier hatte nachgeben müssen, — dafür tragen zu einem erheblichen Teil die Verantwortung diejenigen, die von der Arbeiter-Gesetzgebung in einem Ton sprachen, als ob in ihr das Heil des deutschen Volkes beschlossen sei.

Wenn das Ziel aller Sozialpolitik die Hebung der unteren Volksklassen ist, so läßt sich in dieser Beziehung der Arbeiterschutz und ein solcher Spezialzweig, wie die Arbeiterversicherung immer bleiben wird, nicht zu einem Programm für sich herausschälen. Auch die allgemeinen und allgemeinsten Fragen der Politik spielen hier hinein. Keine untenstehende

Volksklasse kann ihre Hebung anders bewirken, als durch eifersüchtige Wahrung der bürgerlichen Gleichberechtigung im allgemeinen. Überall, wo einzelne soziale Kreise — welche auch immer — von dieser Gleichberechtigung ausgeschlossen werden, handelt es sich um die Lage aller Ausgeschlossenen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat über die Beschränkung der Juden in Notariat und Richteramt, über ihren gänzlichen Ausschluß von Verwaltungsämtern lange Debatten geführt, die schließlich — nach der ganzen Zusammensetzung des Parlaments — mit einem Vertrauensvotum für den Minister geendet haben, der jene Politik vor dem Landtage vertreten hatte. Meint man wirklich, daß es für die Frage, ob eines Tages auch Arbeitersöhne in hohe Staatsämter gelangen können, gleichgültig sei, wenn dem Sohne eines Geheimen Kommerzienrates noch ein Makel anhaftet? Diese Zusammenhänge werden bei uns nicht erkannt, und sie werden unerkannt bleiben, solange der Kultus der Spezial-Arbeitergesetzgebung herrscht und die Augen von weiteren Zielen ablenkt. Nichts kann für unser öffentliches Leben bezeichnender sein, als daß die Sozialdemokratie sich von den preußischen Landtagswahlen bisher ferngehalten und selbst ihren letzten einlenkenden Beschluß in Mainz in einer Art gefaßt hat, die noch erst einer gründlichen Revision bedarf, wenn aus ihr eine wirkliche Verstärkung der freiheitliebenden Elemente im Abgeordnetenhause hervorgehen soll. Die ganze Sozialpolitik im Reichstage sinkt auf das Niveau einer bloßen Spezial-Liebhaberei herab, wenn in dem größten deutschen Staate die Ausführung der Gesetze und die Beherrschung der Verwaltung einem festgeschlossenen kleinen Kreise ausgeantwortet bleibt, in den kein Außenstehender eindringen darf.

In diesen Tagen hat sich ein Fall ereignet, der besonders deutlich beweist, wie fruchtlos es ist, den Arbeiterschutz für sich allein betreiben zu wollen. Ein anerkannter Hauptpunkt des Arbeiterschutzes ist das Koalitionsrecht. § 152 der Gewerbeordnung erklärt alle Verbote und Strafbestimmungen für aufgehoben, die den Arbeitern Verabredungen zur Erlangung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere durch das Mittel der Arbeitseinstellung (Streik) untersagen. Der Senat der Stadt Lübeck hat gleichwohl im Wege der Polizeiverordnung das Streikpostenstehen untersagt und damit die ordnungsmäßige Durchführung von Streiks unmöglich gemacht. Hiergegen erhob sich eine allgemeine Entrüstung der Sozialpolitiker ohne Unterschied der Richtung und Partei. In der That hat das Reichsgericht die Lübecker Polizeiverordnung für ungültig erklärt. In der mündlichen Begründung des Urteils wurde aber darauf hingewiesen, daß im Wege der Straßen-Polizeiverordnung den Schutzleuten das allgemeine Recht beigelegt

werden könnte, jede Person von jeder Stelle der Straße wegzuweisen; in dieser Allgemeinheit würde eine Polizeiverordnung nicht gegen Koalitionen speziell gerichtet sein und also nicht eine Verletzung jenes Reichsgesetzes darstellen. Wird dieser Weg beschritten, so hat man erreicht, daß der Streikposten nicht mehr schlechter gestellt ist, als andere Leute auch, weil eben alle der Willkür des Schutzmannes im gleichen Maße ausgeliefert werden. Diejenigen, die das Verbot des Streikpostenstehens unter dem engen Gesichtspunkte des Arbeiterschutzes betrachteten, würden mit ihrem Siege auf diese Art nicht eine Vermehrung, sondern eine Verminderung der bürgerlichen Freiheit erreichen.

Nicht zu einer Befürwortung von Arbeiter-Spezialgesetzen ist heute Freimut erforderlich, sondern weit eher zu einer Warnung vor deren Überschätzung. Es hat eine Zeit gegeben, wo das Vorurteil herrschte, daß der Staat in wirtschaftlichen Dingen Eingriffe vermeiden müsse. Damals war es notwendig, für eine große Reihe derartiger Eingriffe einzutreten, um eine gewisse Fülle von Beispielen zu schaffen, die den Grundsatz unanfechtbar machten. Die deutsche Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, die jenen Vorurteilen mühsam abgerungen werden mußte und die heute täglich eine Million Mark flüssig macht, ist die bedeutendste Organisation für Arbeiterzwecke, die auf dem ganzen Erdenrunde aufzuweisen ist. Die junge Generation, die unter dem Bestehen dieser Einrichtung aufwächst, die sich kaum noch vorstellen kann, daß man sie jemals bekämpft habe, ist vor dem Rückfall gesichert. Die Anschauung, daß die Vermeidung eines staatlichen Eingriffes an sich schon eine gute That sei, ist untergegangen. Jetzt naht unter den Gesichtspunkten der Ideen-Fortbildung die gegenteilige Aufgabe: darauf hinzuweisen, daß nicht die Vermehrung der Staatseingriffe an sich schon einen Fortschritt vorstelle. Als im Jahre 1896 die eben erlassene Bäckereiverordnung aufgehoben werden sollte, da konnte es allenfalls noch einen Sinn gehabt haben, sich für sie ins Zeug zu legen, weil unter den damaligen politischen Verhältnissen der Anschein entstehen konnte, als ob in der That diese Aufhebung das Signal zum Rückzuge, zu einer Rückwärts-Revidierung der ganzen Arbeiterschutz-Gesetzgebung, darstellen sollte. Jetzt, wo diese Gefahr als beseitigt angesehen werden kann, macht es einen geradezu kindlichen Eindruck, wenn jene schwächliche und in der Praxis noch nicht einmal durchgeführte Verordnung über den sogenannten hygienischen Maximal-Arbeitstag als eine Art Palladium des Arbeiterschutzes hingestellt wird. Wo ein wirksamer Arbeiterschutz geschaffen wird, muß man sich die Vermehrung polizeilichen Zwanges gefallen lassen; aber eine Verordnung, wie diese, ist die Vermehrung der Polizeigewalt, die mit ihr verbunden ist, nicht wert. Eine Aufhebung

dieser Verordnung steht zur Zeit nicht in Frage, und ihre Abänderung würde jedenfalls eine geringere Schädigung der deutschen Sozialpolitik enthalten, als ihre fortgesetzte Verherrlichung.

Die Zeiten haben sich geändert. Ehemals mußte man den Vertretern der bürgerlichen Freiheit predigen, daß sie zum Zwecke des Schutzes auch den Zwang zulassen müssen. Heute ist es weit eher an der Zeit, den Anhängern des Arbeiterschutzes zu predigen, daß sie der bürgerlichen Freiheit und der Garantieen gegen Polizeieingriffe nicht vergessen mögen.

Die Frau in Burma.

Von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a.M.)

Deutsche Leser, welche der Frauenbewegung sympathisch gegenüber stehen, dürften sich für ein kürzlich erschienenes englisches Werk interessieren, das merkwürdige Mitteilungen über die Stellung der Frau bei den burmesischen Buddhisten enthält. H. Fielding hat die wertvollen Beobachtungen, die er während seines langjährigen Aufenthaltes in Burma sammeln konnte in einem ausgezeichneten Buche: „The Soul of a People" (London, Richard Bentley and Son) niedergelegt, und aus der Fülle seiner Berichte möchten wir diejenigen Kapitel auszugsweise wiedergeben, welche sich mit der Frau in Burma beschäftigen. Deutsche Frauen werden nicht ohne Verwunderung aus Fieldings Mitteilungen ersehen, daß das Programm der modernen Frauenbewegung bereits größtenteils im buddhistischen Burma verwirklicht ist.

Fielding konstatiert, daß das Gesetz in diesem Lande keinerlei Unterschied zwischen Mann und Frau macht. Eherecht, Erb- und Kriminalrecht behandeln Mann und Frau als gleichberechtigt. Der Verfasser hat nur eine einzige Ausnahme entdeckt: das Leben der Frau wird bei Bußen für Verletzung der Person niedriger eingeschätzt, als das des Mannes. Er konnte nicht umhin einen Birmanen nach der Ursache dieser Bestimmung zu fragen, welcher ihm folgenden Aufschluß gab: „Das Gesetz will keineswegs einen prinzipiellen Unterschied machen — es konstatiert nur eine Thatsache. In Geld ausgedrückt ist eben eine Frau weniger wert, als ein Mann. Ein weiblicher Dienstbote kann für geringeres Geld gemietet werden, als ein männlicher; eine Tochter kann nicht so viel Entlohnung verlangen, wie ein Sohn — und zwar lediglich deshalb, weil sie nicht gleichviel Arbeit verrichten kann; sie ist nicht gleich stark. Wenn die Frau mehr wert wäre, hätte das Gesetz es auch ausgedrückt, es hätte keinerlei Grund gehabt, es zu unterlassen." — Also selbst dieser Ausnahmebestimmung liegt kein Vorurteil gegen die Frau zu Grunde, kein

Dogma von der Minderwertigkeit der Frau als solcher, sondern lediglich die Thatsache, daß das Arbeitsquantum, welches die Frau liefert, weniger materiellen Wert hat, als dasjenige, welches der Mann liefert.

Die Frau ist in Burma niemals unterdrückt gewesen; sie konnte stets ihr Leben so gestalten, wie es ihr am besten schien. Weder die Religion noch das Gesetz haben sie jemals zur Sklavin gemacht. Ein Gebot, wie im ersten Buch Mosis Kap. 3, 16: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein" oder I. Korinther 14, 34 „Euere Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde" gab es ebensowenig, wie eine Fälschung zum Nachteil der Frau, wie sie von den Hindupriestern an der Rigveda-Stelle 10, 18, 7 verübt wurde, um die Witwen-Verbrennung als göttliches Gebot erscheinen zu lassen. *)

Wenn sich ein burmesisches Mädchen verheiratet, behält es seinen Namen; die burmesische Frau trägt kein Zeichen, aus dem man schließen könnte, daß sie verheiratet ist. Ihr Eigentum behält sie; der Ehemann hat keinerlei Rechte über das Eigentum, welches die Frau mit in die Ehe bringt, kein Recht über das, was sie verdient oder erbt. Mann und Frau behalten jeder ihr Eingebrachtes. Was in der Ehe gemeinsam erworben wird, bleibt in der Regel gemeinsamer Besitz. Seltsam berührt es uns, wenn wir vernehmen, daß in diesem letzteren Falle die Namen der beiden Ehegatten genannt werden, wenn der Eigentümer bezeichnet werden soll. Fielding fragte z. B.: „Wem gehört dieser Garten?" und bekam zur Antwort: „Maung Hau" (Name des Gatten) und „Ma Schwe" (Name der Gattin). Auch alle Schriftstücke, Kaufkontrakte, Verträge und dergleichen werden von beiden unterzeichnet. Das Gesetz stellt die Frau absolut sicher, vor ihm ist und bleibt sie allein Herrin über alles, was sie besitzt. Trotzdem ist der Mann in der Regel das Oberhaupt der Familie — aber nicht auf Grund des Gesetzes, sondern weil es sich von selbst ergibt.

Fielding sagt: „Heirat eines Mädchens bedeutet bei uns das Abbrechen alter Beziehungen, den Beginn eines neuen Lebens, neue Pflichten, neue Verantwortlichkeiten. Sie geht hinaus in eine neue und unbekannte Welt voll seltsamer Dinge, indem sie eine Abhängigkeit mit der andern vertauscht: den Schutz eines Vaters mit dem Schutz eines Gatten. Sogar ihren eignen Namen hat sie verloren und gilt nur noch als Frau ihres Mannes. Ihre Seele geht in der Seele ihres Mannes auf. In Burma ist dies total anders. Hier ist sie auch als Ehefrau immer noch sie selbst; immer noch Herrin ihrer selbst und lediglich eine gleichberechtigte Gefährtin fürs Leben."

Es ist um so interessanter zu sehen, wie unabhängig sich die Frau in Burma zu erhalten gewußt hat, wenn man erwägt, daß das Gesetz-

*) Vergl. Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie Bd. I, S. 77.

buch des Manu, das im übrigen Indien in so gewaltigem Ansehen steht, in diesen Fragen überaus reaktionär ist. Manu sagt: „Es gibt sieben Arten von Frauen: eine Frau kann sein wie ein Dieb, wie ein Feind, wie ein Gebieter, wie eine Freundin, wie eine Schwester, wie eine Mutter, wie eine Sklavin. Die vier letzten Arten sind gut, aber die letzte ist die beste, und folgende Eigenschaften besitzt sie: sie fächelt dem Manne Kühlung zu und liebkost ihn, bis er einschläft; sie sitzt an dem Bette, auf dem er ruht. Sie sorgt und wacht, daß ihn nichts störe. Jeder Lärm soll ihr Schrecken einjagen. Das Summen einer Mücke soll ihr erscheinen wie ein Posaunenstoß, und wenn draußen ein Blatt niederfällt, dann soll es ihr wie ein Donnerschlag in den Ohren dröhnen. Selbst den Atem, der über ihre Lippen geht, soll sie bewahren, damit Er nicht erwache, den sie fürchtet. Sie soll nicht vergessen, daß Er Wünsche haben wird, wenn Er erwacht. Sie soll ängstlich darauf bedacht sein, daß das Bad seiner Gewohnheit gemäß bereit steht, daß seine Kleider seinen Wünschen entsprechen, daß ihm das Mahl schmeckt. Die Furcht vor seinem Zorne schwebe immerdar über ihr.

Hierzu bemerkt der Verfasser: „Ich glaube, daß ein burmesisches Mädchen laut auflachen würde, bei dieser Schilderung von dem Ideale einer Ehefrau. Sie würde sagen, daß er und sie armselige Geschöpfe sein müßten, wenn die Frau stets genötigt wäre in Angst zu leben vor dem Grimme ihres Mannes. Ein Haushalt werde durch Liebe und Verehrung und nicht durch Furcht regiert. Ein Mädchen beabsichtige gar nicht durch Heirat die Sklavin ihres Gatten zu werden, vielmehr ein freies Weib, das in solchen Dingen nachgibt, in denen der Mann mehr Festigkeit hat, während sie ihren eigenen Weg auf denjenigen Gebieten gehe, die zur Domäne der Frau gehören."

Auch in Bezug auf die Ehescheidung ist das burmesische Gesetz ungemein weit voran. Jede Ehe kann ohne weiteres geschieden werden. Die Gatten erscheinen vor dem Ältesten des Dorfes und verlangen die Ehescheidung. Daraufhin wird ein Aktenstück über den Vorgang aufgesetzt und beide Teile sind frei. Jeder behält sein Eigentum, die Errungenschaft wird zu gleichen Teilen geteilt, jedoch verliert derjenige Gatte das Haus, welcher die Scheidung verlangt hat; doch wird häufig auch diese Bestimmung nicht durchgeführt, wenn das Haus nicht gerade gemeinsamer Besitz ist. Die Religion hat ebensowenig mit der Scheidung zu thun wie sie mit der Heirat zu thun hatte. Beide sind rein weltliche Dinge in Burma und werden darum auch so behandelt, wie bei uns etwa kaufmännische Associationen behandelt werden.

Der Verfasser stellt nun das Faktum fest, daß die Ehescheidung, trotz der Leichtigkeit, mit der sie gehandhabt wird, fast niemals vor-

kommt, und fährt fort: „In den Dörfern und unter den besseren Birmanen aller Klassen ist die Ehescheidung eine große Ausnahme. Die einzige Klasse, bei der die Ehescheidung häufig vorkommt, ist jene nicht ganz einwandfreie Gefolgschaft, die sich an unsere englische Administration hängt, Schreiber, Polizisten ꝛc. Von vielen derselben ist nur wenig Gutes zu sagen. Es ist erschreckend zu sehen, wie demoralisierend wir auf alle Leute wirken, die mit uns in Berührung kommen. Wer zu unserer Verwaltung gehört, steht schon von vornherein in schlechtem Ruf."

Dieses kostbare Geständnis nebenbei. Auf die Ehescheidung zurückkommend, müssen wir noch erwähnen, daß Fielding ausdrücklich konstatiert, daß die Leichtigkeit der Ehescheidung dazu geführt habe die Ehegatten zu größter Rücksicht gegen einander zu veranlassen. Diese Rücksichtnahme erklärt sich daraus, daß die Ehe keine Fessel mehr ist, sondern auf freier Übereinkunft freier Menschen beruht. Mit folgender Erzählung schließt der Verfasser seine Ausführungen über die Ehescheidung:

„Während des ersten burmesischen Feldzuges im Jahre 1825 wurde ein Engländer in Ava gefangen genommen und ins Gefängnis gesetzt, wo er verschiedene Europäer und Amerikaner antraf. Nach einiger Zeit wurden die Gefangenen zu zweien aneinander gefesselt, weil man befürchtete, daß sie entweichen möchten. Der Engländer berichtet, wie entsetzlich dies gewesen war, und erzählt, daß wilder Haß und Widerwillen im Herzen der Gefesselten gegen ihren Genossen aufstieg. Ehe sie aneinander gekettet waren, lebten sie in enger Nachbarschaft in Frieden und Freundschaft; aber als die Ketten kamen, wurde es ganz anders, obwohl sie einander nicht näher waren als zuvor; sie fingen an, einander zu hassen.

Und dies ist die Grundidee der burmesischen Heirat. Die Burmesen wollen eine Gemeinschaft in Liebe und Zuneigung in der Ehe haben. Wenn diese nicht mehr bestehen, dann soll Alles aus sein; eine unzerreißbare Ehe erscheint ihnen als eine Fessel, als ein Seil, als etwas Hassenswertes und Haß einflößendes. Sie sind eben ein Volk, das die Freiheit liebt, sie wollen keine Fessel und kein Dogma. Es ist stets die Religion gewesen, welche aus der Ehe Ketten geschmiedet hat, aber bei den Burmesen hat die Ehe nichts mit der Religion zu schaffen. Eine Religion freier Männer und freier Frauen ist ihr Erbteil."

Mit diesen Worten des Verfassers wollen wir unsere Mitteilungen schließen und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß Fieldings wunderbar schön geschriebenes Werk auch in Deutschland das Interesse finden möge, das es beanspruchen darf.

Ein Dutzend Sprüchlein.

Schließt Männern ihr den Mund
Und horcht auf schlaue Schranzen,
Löst ihr den heiligen Bund
Des Einzelnen zum Ganzen.

*

Der Mensch, der Großes will,
Wünscht auf sein Volk zu wirken;
Verzicht nur zieht sich still
Zurück zu Traumbezirken.

*

Uns hob die Jugend an
Mit Zuversicht zum Reiche;
Vom Machtmedusenbann
Erstarrte sie zur Leiche.

*

Was weckt die Schläferin
Aus ihrem schweren Traume?
Ein Hauch von Freiheitssinn
Im deutschen Frühlingsbaume.

*

Ein Schrei aus Herzensnot
Ist oft in schlimmen Wirren
Ein beff'rer Patriot
Als Schmeichlers Liedergirren.

*

Und wer zur Seite tritt
Bei Ruhmesfestfanfaren,
Wird nicht zum Hypokrit
Bereits mit braunen Haaren.

Ist denn Einer über Allen,
Der die Wahrheit nicht verträgt?
Nun, so sind wir nur Vasallen
Und versklaven „unentwegt".

*

Freies Wort nach allen Seiten,
Zur Tribüne wie zum Thron!
Rechts und links Aufrichtigkeiten —
Wollt es! Und ihr habt es schon.

*

Nur die Wahrheit nicht verbogen
Gegen Wams und Hermelin!
Gott spricht nicht aus Demagogen,
Und Lakaien lästern ihn!

*

Mannesmut dem Kaiser künden
Und dem Mammon schöngethan:
Einem Götzen Weihrauch zünden
Und den andern darben la'n.

*

Sind nur weltlich eure Ziele,
Die ihr Gott Gebete zollt,
Laßt den Heiland aus dem Spiele,
Wenn ihr ihn nicht kreuzigen wollt!

*

Deutsche: Scheinwort hat nichts Treues!
Seid getreu dem Echten drum!
Ewig altes, ewig neues,
Wahres Evangelium.

Karl Henckell (Zürich).

Björnson und Ibsen — eine Parallele.

Von Professor Dr. Otto Harnack (Darmstadt).

Die skandinavischen und slavischen Litteraturen, die seit 20 Jahren so große Bedeutung für die deutsche Dichtung gewonnen haben, stimmen beide darin überein, daß ihnen in ihrem bisherigen kurzen Lebensgange eine Periode klassischer Kunstübung im deutschen Sinne gefehlt hat. Sie haben nur die französische Pseudoklassik nachgeahmt, welche lebens-

voller und eigenartiger Dichtweise schnurstracks widersprach. Die enge Verschmelzung, welche antik-klassisches Kunstempfinden mit deutschem Geist in unsern Klassikern, zumal in Goethe erfuhr, ist ihnen fremd geblieben. Die Pseudoklassik wurde unvermittelt durch die Romantik abgelöst, zuerst in Skandinavien, zur Zeit eines Tegner und Öhlenschläger unter deutschem Einfluß; später unter den Slaven durch einen Mickiewicz und Puschkin mehr unter englischer und französischer Einwirkung. Um die Mitte des Jahrhunderts folgte auf die Romantik der national gefärbte Realismus, und von diesem Zeitpunkt begann die Rückwirkung jener Litteraturen auf die älteren europäischen Schwestern, so auch auf die deutsche. Turgénjew war der erste Vertreter dieser neuen Kraft, der universelle Geltung gewann. In zweiter Linie drangen die Skandinavier vor, rascher und kräftiger anfangs Björnson, bald aber überflügelt von Ibsen. Die Produktion der beiden großen Norweger zeigt unverkennbar die charakteristischen Merkmale der eben skizzierten Entwicklung: Entschiedenen Realismus mit hereinspielenden mystisch-romantischen Reminiscenzen und Mangel klassischen Schönheitsempfindens. Aber innerhalb dieser Übereinstimmung ist doch eine weite Divergenz der Richtungen vorhanden. Zunächst in den ästhetischen und politischen Tendenzen, die in beiden so mächtig sind, daß es unumgänglich ist, sie zu betrachten. Beide sind kritische, ja revolutionäre Geister. Aber Ibsen ist es nur im Interesse des Individuums, das er befreien will. Der grimmig dreinblickende Einsiedler ist der größte Individualist unter den Dichtern. Wäre er ein konsequenter Denker, was er als Künstler ja nicht zu sein braucht, so müßte er zum Anarchismus gelangen. Björnson dagegen ist Vertreter der Gemeinschaft; seine Vorstellung von Freiheit ist unzertrennlich verbunden mit dem Begriff des Volkes und strebt hin auf den Begriff der Menschheit. Bald als nationaler, bald als sozialer Agitator ist der leidenschaftliche Parteimann aufgetreten. Der Einzelne soll nach seiner Forderung im Ganzen aufgehn. Die Konsequenz seiner Verkündigung ist der republikanische Sozialismus.

Beide sind Fragende in hervorragendem Sinne des Wortes. Das geistige Leben der Menschheit schreitet vor in immer neuen Fragestellungen und Antwortversuchen. Die Antwort, die einer Generation als Führung durch das Labyrinth des Lebens gedient hat, genügt der nächsten nicht mehr, weil die Fragestellung sich verändert hat. In dieser Erkenntnis ist Ibsen mehr und mehr dazu gelangt, auf Antworten überhaupt zu verzichten; wo er eine zu geben gewagt, hat er öfters in einem folgenden Werk sie wiederum aufgehoben, wie z. B. in der „Wildente“ die Wahrheitsforderung schneidend parodiert wird, die in den „Gespenstern“ als oberstes Gesetz aufgestellt

war. Björnson im Gegenteil voll ungebeugter Zuversicht ist stets bereit Antworten zu geben und glaubt selber an sie, nicht in dem Sinne, daß sie für alle Zeiten gültig seien, sondern in dem, daß sie die Not der nächsten Zukunft stillen. So hat er in seinem „Handschuh“ alles Elend, das aus dem gegenseitigen Mißverhältnis der Geschlechter entsteht, durch die eine Idealforderung tilgen zu können geglaubt, daß von dem ehelosen Mann dieselbe Keuschheit verlangt werde, wie von der ehelosen Frau. So hat er sein letztes Werk „Über die Kraft“ in der letzten Szene des zweiten Teils mit einem ideal-realen Zukunftsbilde abgeschlossen.

So grimmig auch Björnsons Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse ist, so liegt der Schaden nach seiner Überzeugung doch im Wesentlichen nur darin, daß aus den Formen des Gemeinschaftslebens der Geist gewichen ist, und indem er glaubt, daß durch eine kräftige Einwirkung auf Hohe und Niedrige, auf Starke und Schwache, daß durch einen neuen Aufschwung der Willenskraft der Geist wieder zurückgeführt werden kann, wie z. B seine „Leonarda“ es zeigt, ist er in letzter Linie doch Optimist. Ibsen dagegen ist überzeugt, daß in jenen Formen an und für sich der Schaden liege, daß sie nichts anderes als Ketten seien, in denen die Kraft des Individuums erdrückt und erstickt werde, — und da doch andererseits die Menschheit in ihrem Zusammenleben der Formen nicht entbehren kann, so sieht er keinen Ausweg aus der Not immer fortschreitender Entkräftung und Entseelung und ist in seinen folgerechtesten Werken wie in den „Gespenstern“ und in „Rosmersholm“ entschiedener Pessimist.

Beide kommen darin überein, daß das psychologische Interesse für sie das höchste ist; mögen sie das moderne Leben schildern, mögen sie uns historische Bilder vorführen, es ist doch stets das Seelenleben einzelner Personen unzweifelhaft der Kern, um den sich ihr eigenes Gefühl für den Stoff konzentriert. In Björnsons „Maria von Schottland“ ist es die eigentümlich schillernde Persönlichkeit der Heldin, die den Dichter in der Hauptsache gefesselt; nicht die tragische Verwicklung ihrer wechselvollen Geschicke. In Ibsens weltgeschichtlichem Gemälde „Kaiser und Galiläer“ ist es doch der Mensch Julianus Apostata, mit dem der Dichter eigentlich lebt. In den nationalgeschichtlichen „Kronprätendenten“ ist es Jarl Skule, und dieses Stück verblüffte daher zuerst in peinlicher Weise das norwegische Publikum, das eine ausgestopfte Rüstung zu sehen erwartete und statt dessen einen Menschen sah.

Diese psychologische Vertiefung bewahrt auch die realistischste Zustandsschilderung Beider davor, zur Nüchternheit und Plattheit eines

Iffland oder Kotzebue zu werden; so scharf und genau sie auch das Äußerliche beachten und darstellen, so dient es doch stets als Mittel zur Verdeutlichung und Verlebendigung der Charaktere. Keine Einzelheit ist, wie wir das bei den neuesten deutschen Naturalisten wohl finden, zufällig aufgelesen und aufgeheftet, sondern jede ist mit dem liebevollen Blick des Künstlers und dem Verständnis des Psychologen gewählt und ins Licht gestellt.

Aber trotz dieser psychologischen Vertiefung kann es doch beiden Dichtern begegnen, daß sie, überwältigt von der Wucht ihrer Tendenzen, die Personen aus der Rolle fallen lassen und statt ihrer selbst das Wort ergreifen; bei Ibsen pflegt das zu geschehen in stillen Zwiegesprächen, in denen die Rede fast zum Selbstgespräch wird und mit den Geheimnissen der erschaffenen Gestalt auch die ihres Schöpfers verkündet; bei Björnson in wilder und leidenschaftlicher Rede, die hinausklingen soll auf Straßen und Plätze und eindringen soll in Paläste wie Hütten.

Der eigenen Grundstimmung entspricht bei Ibsen eine düstere Färbung der Szene; es ist uns, als wären wir beständig eingeschlossen in jenen engen Fjorden, in deren dumpfe Städtchen er uns so gern führt; eingeengt von hohen Felswänden, zwischen die nur an seltenen Tagen ein flüchtiger Sonnenstrahl sich verliert, um die trostlose Öde mitleidlos zu zeigen. Bei Björnson glauben wir auf den weiten Hochflächen seines heimatlichen Gebirges zu stehen; wohl herrscht tiefes Dunkel und ein schneidender Sturm fährt über die Felsen; aber eine leise Rötung am dunklen Meereshorizont läßt das Aufgehen der Sonne ahnen. Und der eine will uns glauben machen, die Sonne werde niemals jenen düsteren Schauplatz erhellen, der andere, es werde eine Zeit kommen, da die Sonne überhaupt nicht mehr untergehe.

Die stärkere dramatische Kraft von Beiden, überhaupt eines der größten dramatischen Genies der Weltlitteratur ist Ibsen. Seine modernen Dramen sind Kabinetstücke dramatischer Technik; aber die Nachwelt wird ihn vielleicht noch höher schätzen, wegen der freien dramatischen Gedichte „Brand" und „Peer Gynt" und wegen der gewaltigen Historie „Kaiser und Galiläer". Diese geben nicht eine einzelne dramatische Handlung, sondern den Verlauf eines ganzen Menschenlebens; aber angepackt mit riesenkräftigem Griff und hinausgeführt zu dramatischem Abschluß. Der letzte Akt bringt kein stilles Auslöschen als bloßen Naturprozeß, sondern eine Auslösung der seelischen Spannungen, die das physische Ende mit innerer Notwendigkeit herbeizieht.

Björnson dagegen ist wohl am stärksten nach seiner Naturanlage auf dem epischen Gebiet. Seine Dorfgeschichten sind in ihrer Art

Meisterleistungen, weit überlegen der reichlichen Produktion, die unsere Litteratur in dieser Richtung hervorgebracht hat. Eine Erzählung wie „Synnöve Solbakken“ reicht an die einsame Höhe von Immermanns „Oberhof“ heran. Dramatiker ist Björnson wohl hauptsächlich geworden, um sich des heutzutage stärksten litterarischen Wirkungsmittels, der „Kanzel“ Lessings zu versichern. Im ganzen Bau seiner Dramen ist die epische Art seiner Phantasie leicht zu erkennen: „Maria von Schottland“, „Das Fallissement“, „Das neue System“, auch der zweite Teil von „Über die Kraft“ sind episch empfunden; die meiste dramatische Schlagkraft wäre wohl dem Einakter „Zwischen den Schlachten“ zuzugestehen. Besonders charakteristisch für den Dichter ist, daß er nicht mit der Lösung des dramatischen Knotens zu schließen liebt, sondern noch einen Nachklang, der zugleich Vorklang künftigen Lebens ist, folgen zu lassen vorzieht. Man hat diese vierten oder fünften Akte oftmals als undramatisch getadelt und hat auch das formelle Recht dazu; um aber Björnson nicht Unrecht zu thun, wird man sein Urteil danach bemessen müssen, daß dem Dichter gar nicht daran gelegen ist, als dramatischer Techniker zu glänzen. Er kennt wohl die Gesetze und Bedingungen dramatischer Wirkung; viele einzelne Szenen beweisen es; aber er hat sich ihnen nicht ein für allemal unterworfen, sondern erlaubt sich davon abzuweichen, wo sein eigentümliches Naturell es fordert; während bei Ibsen jede einzelne Phase der Szenenführung und des Dialogs dem Ziel der dramatischen Wirkung dient.

Längere Zeit hat das Ansehen Ibsens bei uns auch das von Björnson übertroffen. Nachdem zuerst Björnson durch seine Dorfgeschichten, durch das „Fallissement“ die Blicke auf die nordische Litteratur gelenkt hatte, wandte sich seit dem Erscheinen von „Nora“ das allgemeine Interesse mit fast krampfhafter Spannung auf die dramatische Produktion Ibsens. Einerseits wohl aus Gründen der dramatischen Technik; überdrüssig des französischen Realismus, der in Wirklichkeit doch in vielen Punkten konventionell war, griff man mit leidenschaftlicher Bewunderung nach der lebensvollen Wahrheit und zugleich doch musterhaften Theatralik der Ibsenschen Dramen. Andererseits wohl auch aus den seelischen Bedürfnissen des Zeitalters heraus, das fast erdrückt durch die Wucht politischer, militärischer, sozialistischer Organisationen nach Luft und Licht für das Individuum rang und schrie. (Das schrankenlose Recht des Individualismus hat Ibsen schon früher als Nietzsche verkündigt und verfochten.) Allein diese Ursachen mußten mit der Zeit an Wirkung einbüßen. Nachdem die dramatische Technik von zahlreichen Nachfolgern dem Meister abgesehen war, nachdem der Ideengang des absoluten Individualismus bis an die Abgründe des Wahnsinns verfolgt worden

war, mußte ein Rückschlag eintreten, und so ist es eine fast notwendige Erscheinung, daß wir heute die Bewunderer um Björnsons jüngstes Werk sich drängen sehen, während das letzte Drama Ibsens ziemlich eindruckslos vorüberging. Es kommt dabei als kräftig mitwirkend noch hinzu, daß wir Björnson im zweiten Teil von „Über die Kraft" noch in voller männlicher Schaffenskraft sehen, während bei Ibsen die immer zunehmende Neigung zur symbolischen Darstellungsweise die Abnahme der Produktionsfähigkeit erkennen ließ. Aber über alle Wechsel der Tagesstimmungen hinaus müssen wir Beide als in ihrer Gegensätzlichkeit sich ergänzende, gleichberechtigte Kräfte schätzen, als gemeinsamen Ausdruck der gewaltigen Potenz, die Norwegen zur letzten Entwicklungsphase der Weltlitteratur beigesteuert hat.

Ein Irrtum war es aber, wenn auch ein weitverbreiteter, zu glauben, daß Beide vollständige Realisten seien, und von ihnen sogar eine Ära des Naturalismus ableiten zu wollen. Zwei Statuen, wie die vor dem Nationaltheater in Christiania, welche die beiden großen Künstlergestalten in plumpster Erdenschwere darstellen, geben kein Bild ihres Wesens. Unsere Darstellung wird gezeigt haben, daß ihre Eigenart naturalistische Kunst überhaupt nicht gestattete, auch abgesehen von den einzelnen rein mystischen Elementen, die sich in ihren Werken finden. Man darf sagen, daß ihnen die unmittelbare Freude an der Wirklichkeit fehlt, die unmittelbare Liebe zu den Menschen und Dingen, wie sie die Natur hervorgebracht hat. Ihnen liegt die Welt, wie sie nach ihrer Meinung sein sollte, mehr am Herzen, als die Welt wie sie ist. Sie beobachten im Einzelnen mit höchster Schärfe, aber das Ganze modeln sie nach ihrem Sinne. Das ist ja freilich überhaupt die Art des echten Künstlers; nur sind es bei ihnen oftmals nicht künstlerische Gesichtspunkte, sondern ihre Tendenzen, von denen sie sich leiten lassen. Dadurch verlieren ihre Gestalten, ihre Szenen bisweilen das ästhetische Maß und die künstlerische Vollendung; denn diese ist geknüpft an das zarteste Empfinden für die feinsten und leisesten Schwingungen des Lichts und der Töne und an eine still waltende, mehr unbewußte als bewußte Herrschaft dieser untrüglichen Empfindung über die Forderungen des Verstandes und über die Gebote der Leidenschaft. Diese Empfindung wird bei den großen Skandinaviern gar zu oft von der lauten Stimme ihrer Tendenzen übertäubt.

Wie zwei nordische Reckengestalten stehn sie vor uns, stets zum Kampf gerüstet und die Hand stets am Schwertgriff; aber zugleich — hellen Auges der eine, finsteren Blickes der andere — über die umlagernden Feinde hinaus nach fernen Gestalten und dämmernden Bildern ausschauend. Die Kunst ist ihre Waffe, nicht ihr Siegeslorbeer.

Das Bekenntnis des Scheich Abul Fasl von Hindustan (ca. 1580).

Herr Gott, in allen Tempeln schaue ich das Volk dich suchen, und in allen Zungen höre ich das Volk dich lobpreisen; Heidentum und Islam empfinden dich. Sei es in der Moschee, das Volk murmelt heilige Gebete, sei es in der Christenkirche, das Volk läutet Glocken aus Liebe zu dir. Manchmal besuch' ich das Christenkloster, manchmal die Moschee; du aber bist es, den ich suche von Tempel zu Tempel. Deine Erwählten haben nichts gemein mit Häresie und mit Orthodoxie, denn keine der beiden steht hinter dem Schreine deiner Wahrheit. Häresie dem Häretiker, Rechtgläubigkeit dem Orthodoxen, aber wie der Weihrauchhändler sammelt von allen Rosenblättern den Duft mein Herz.

M. H—g.

Bücherkisch.

A Handbook of Sindhi Proverbs by Rochiram Gajumal. Karachi, Price 1 Rupee.

Die Freunde des Folklore seien auf dieses kleine, in Europa noch wenig beachtete Buch aufmerksam gemacht, das die erste Sammlung von Sprichwörtern aus der vorderindischen Landschaft Sindh enthält. Wir sehen auch hier wiederum, wie der Weisheitsmund der Völker in allen Zonen der gleiche ist, sei auch die Hautfarbe braun, schwarz, weiß oder gelb. Rassencharakter, Kulturgang und Umgebung verleihen natürlich vielen der Aussprüche ein eigenartiges fesselndes Kolorit. Einige Beispiele mögen zur Empfehlung dienen:

Schnauzbartlecken macht nicht satt. Selbst Kamel und Ente sind Vettern im achten Grade. Wenn die Weisen einreißen, bauen die Thoren. Er wohnt am Strom und macht sich die Krokodile zu Feinden. Mach' vor dem Esel einen Bückling, wenn es dir frommt. Des Reichen Ochs kalbt. Steck' einen Hundeschwanz zwölf Monate lang in ein Pfeifenrohr, er bleibt doch krumm. Das Unglück kommt herangesprengt wie ein Pferd und kriecht fort wie eine Laus. Außen ein Priester, innen ein Schlächter. Schmutz kann nicht mit Schmutz abgewaschen werden. Ist das Werk gethan, ist der Meister vergessen. Jesus ist ein Prophet, Moses ist ein Prophet, doch der größte Prophet ist das Geld. Edel sind die, deren Kinder edel sind. Wer gegen den Himmel speit, speit sich ins Antlitz. Nach dem Tode mag die Sonne in beiden Welten aufgehen oder nicht. Selbst Brahma hat das Buch des Schicksals nicht gelesen.

Der Islamische Orient. Berichte und Forschungen von Martin Hartmann. Berlin 1900. Wolf Peiser.

Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte Berliner Orientalist drei Studien (China und der Islam — Zwei islamische Kantondrucke — Straßen durch Asien), von denen die erste und dritte auch außerhalb der Fachkreise weitgehende Beachtung verdienen, da sie das chinesische Problem von einer neuen Seite beleuchten und Deutschlands Aufgabe bei der Lösung desselben abzugrenzen suchen. Die Lösung kann nach H. allein von innen, durch eine

innere Umwandlung Chinas, kommen, die am ehesten durch die Erschließung des ostasiatischen Kolosses von Westen her, von der Landseite aus, erzielt wird, indem man sich hierbei auf die in den Westprovinzen ansässigen 30 Millionen Muhammedaner stützt, die zwischen dem fränkischen und ostasiatischen Kulturkreis das vermittelnde Glied bilden. Von größter Bedeutung hierbei wäre die asiatische Südbahn, der nach Fertigstellung der deutschen Bagdadbahn nur noch der Schienenstrang von Kuweit durch Südpersien nach Indien und die Verlängerung der birmanischen Bahn nach Yünnan fehlte. Erst durch Ausfüllung dieser Lücken würde die deutsche Bagdadbahn zu ihrer weltwirtschaftlichen Bedeutung kommen, und Deutschland erschlösse sich die höchste und edelste Aufgabe: Asien verstehen zu lernen und ihm die Mittel zu geben, daß es Europa verstehen lerne, damit es sich in seiner Weise entwickele. Hierbei käme in erster Linie alles Gebiet des Islams in Betracht, das noch Freiland für uns ist, und die wichtigste Forderung sei, so bald als möglich das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, das bei seiner Gründung nur für ganz kleine Verhältnisse zugeschnitten wurde, zu einer „Hochschule für die Wissenschaft vom Orient" umzugestalten, um an Stelle der häufig so unfähigen „Konsuln" Männer hinauszusenden, die dank ihrer Ausbildung ihrer schweren aber lohnenden Aufgabe nach allen Seiten hin gewachsen wären. M. H—g.

Ferner gingen ein:

Paul Goldmann: Ein Sommer in China. 2. durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. Frankfurt a. M., Verlag der Litterarischen Anstalt Rütten & Löning.

Bruno Wille: Offenbarungen des Wachholderbaums. Roman eines Allsehers. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig.

Ferdinand Heigl: Die Religion und Kultur Chinas. Berlin, Hugo Bermühlers Verlag.

Arthur Pfungst: Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrat Theodor Schultze). Zweite vermehrte Auflage mit Bildnis. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1901.

Georg Welker: Freireligiöse Predigten. Beiträge zur Verbreitung einer vernünftigen Religion. I. Band. Wiesbadener Verlag „Humanität", 1900.

Victor Charbonnel: L'Origine Musulmane des Jesuites. Paris 1900. Fayard Frères, Éditeurs.

Otto Caspari: Das Problem über die Ehe vom philosophischen, geschichtlichen und sozialen Gesichtspunkte. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag.

Elisabeth Mießner: Die freie Liebe und die Frauen. Berlin, Hermann Walther.

Max Kronenberg: Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Willy Schlüter: Psychosophisches Skizzenbuch. Berlin 1901, Verlag von Hermann Walther.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 2. 20. April 1901. I. Jahrgang.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der politische Horizont Deutschlands ist nach verschiedenen Richtungen hin umwölkt. Man weiß immer noch nicht, ob hinter den Liebenswürdigkeiten, die das offizielle Deutschland in der letzten Zeit an England gerichtet hat, mehr steckt als bloße Höflichkeit. Nach der zuversichtlichen Sprache der englischen Presse zu urteilen, hat England jetzt einen Verbündeten gefunden, der es aus seiner „glänzenden Isolierung" herausführt und Englands Schlachten auf dem Festland zu schlagen geneigt ist. Das ist gewiß Illusion, denn auch die offiziellen Kreise Deutschlands verstehen so viel von Geschichte und Politik, um nicht in ein so plump angelegtes Netz zu fallen. Fürst Bismarck hat einmal gesagt: „England hat Recht. Wenn ich einen großen, starken, dummen Kerl finden könnte, der statt meiner mit meinem Feinde kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen, und wenn ich ein englischer Staatsmann wäre, würde ich ebenso handeln wie sie; ich wäre ein Thor, wenn ich das nicht thäte." Das deutsche Volk ist nicht gesonnen, „den großen, starken, dummen Kerl" abzugeben, der für England kämpft; es ist genug, daß England durch die zweihundertjährige Förderung und Ausbeutung der Streitigkeiten des europäischen Festlands und der Schwäche des deutschen Reiches zu seiner Weltmacht gekommen ist. Aber man kann nicht wissen, ob nicht Abmachungen getroffen worden sind, die vielleicht für den Augenblick sich ziemlich harmlos ansehen, die aber in ihren Folgen für uns verhängnisvoll ausfallen können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß England sehr geschwächt ist und an Ansehen wesentlich verloren hat; unter diesen Umständen ist es für die Engländer schon eine bedeutende Stärkung, wenn sie so thun können, als ob sie ein Bündnis mit uns hätten. Diese Stärkung muß nun naturgemäß verstimmend auf jene Mächte wirken, die Englands Gegner

und uns wenigstens keine aufrichtigen Freunde sind; es liegt aber durchaus nicht in unserem Interesse, solche Verstimmungen hervorzurufen. Namentlich nicht zu einer Zeit, wo die chinesischen Wirren jeden Augenblick einen europäischen Brand entzünden können. England ist gegenwärtig in Deutschland unpopulärer als je. Der Transvaalkrieg hat gezeigt, wie brutal England sein kann, wenn es einen vermeintlich Schwächeren vor sich hat. Es ist ein ehrendes Zeugnis für das deutsche Volk, daß es sich so viel Idealismus und Gerechtigkeitsgefühl bewahrt hat, um sich für die Buren zu begeistern, die für ihre Freiheit und ihren heimischen Herd kämpfen; es zeigt auch einen starken Unabhängigkeitssinn, wenn das deutsche Volk sich in seinen Sympathien durch die höfischen Kundgebungen nicht irremachen läßt und diese, wenn auch nicht geräuschvoll, so doch entschieden und einmütig verurteilt. Nicht weniger beängstigend ist auch der Umstand, daß die höfische Engländerfreundschaft in schroffem Gegensatze steht zu der vor fünf Jahren bekundeten Burenfreundschaft. Das deutsche Volk kann solche Sprünge nicht begreifen und noch weniger mitmachen. Graf Bülow hat am 12. Dezember im Reichstag erklärt, vom Standpunkt der reinen Moralphilosophie sei keine auswärtige Politik zu treiben und vom Standpunkt der Bierbank ebensowenig. Wir bedauern, daß der oberste verantwortliche Beamte des Reiches dasjenige, was das deutsche Volk über die Abweisung Krügers und die Bevorzugung Englands denkt und fühlt, verächtlich mit der Bierbank in Verbindung bringt und die auswärtige Politik Deutschlands mit Ausschluß ethischer Grundsätze führen will. Das mag die Sprache eines Diplomaten sein; die Sprache eines richtigen Staatsmannes ist es nicht. Fürst Bismarck selbst, der doch dem Grafen Bülow als Muster vorschwebt, hat die Macht der Imponderabilien anerkannt und sie zu berücksichtigen gesucht. Zu diesen Imponderabilien gehört aber auch das Gefühl für das Recht, für die Freiheit, für die nationale Würde; wer sie außer Acht läßt und meint, sie seien nur gut für die Bierbank, der wird auf die Dauer keine gute auswärtige Politik und überhaupt keine gute Politik machen können. Was aber die Ethik in der Politik betrifft, so ist der französische Ministerpräsident Waldeck-Rousseau ganz anderer Ansicht als Graf Bülow; er hat nämlich in seiner großen Rede in Toulouse am 28. Oktober 1900 gesagt, es sei seine feste Überzeugung, daß ethische Grundsätze in der Politik immer mehr zur Geltung kommen müßten. Wenn man uns fragen würde, welchem Staatsmanne wir die reichere politische Erfahrung zutrauen, dem deutschen oder dem französischen, so würden wir leider den Grafen Bülow nicht nennen können. Nur an Redegewandtheit mag er seinem französischen Kollegen vielleicht ebenbürtig sein.

Auf dem Gebiete der inneren Politik sieht es ebenso trübe aus. Sie wird beherrscht durch den Kampf um die Kanäle und um die neuen Zölle. Die Kanalvorlage bedeutet ein Kulturwerk ersten Ranges, aber man kann sich seiner nicht von Herzen freuen, weil seine Durchführung nicht sicher ist, und weil es, wenn es durchgeführt wird, sehr teuer, vielleicht allzu teuer, bezahlt werden muß. Wieder einmal zeigt es sich, daß wir noch in einem Klassenstaate leben, wo die Interessen weniger Bevorzugter den Ausschlag geben, und wo die einflußreichen Klassen für die Zugeständnisse, die sie der Allgemeinheit etwa einmal zu machen so großmütig sind, sich mit neuen Privilegien schadlos halten. Zu Gunsten von ein paar Tausend Großgrundbesitzern soll den vielen Millionen der Einwohnerschaft Deutschlands das Brot verteuert werden; das heißt, es soll nicht nur ihre Ernährung erschwert, sondern es soll auch, da die Zahl der Verbrechen mit dem Preis des Getreides in geradem Verhältnisse steht, ihr moralischer Stand verschlechtert werden. Dazu kommt, daß allem Anschein nach die guten Geschäftsjahre vorüber sind und für die Massen eine Zeit des schwierigeren Erwerbs beginnt; es kommt ferner dazu, daß die Erhöhung der Zölle nicht durchgeführt werden kann, ohne daß es Zollkriege mit dem Auslande oder wenigstens Repressalien gibt, die uns schweren Schaden thun werden. Unter diesen Umständen ist die Erhöhung der Getreidezölle ein wahres Verbrechen am deutschen Volke. Kann es noch verhindert werden? Schwerlich. Die Schutzzöllner haben ihren Anhang bis in die freisinnigsten Parteien hinein auszudehnen gewußt und die Regierung hat sich bereits für die Erhöhung der Zölle festgelegt. „Nur keine Krisen", hat Graf Bülow gesagt und sich den Forderungen der Agrarier angeschlossen. Hier haben wir wieder den jähen Sprung von der früher in den höchsten Kreisen so gerühmten Vertragspolitik des Grafen Caprivi in die Agrarpolitik hinein, mit der es keine Handelsverträge mehr geben kann. Aber so werden wir doch die Kanäle bekommen? Vielleicht; vielleicht auch nicht. Graf Bülow hat seine innere Politik damit begonnen, daß er in die Geleise Miquels eingelenkt und die Forderung der Agrarier bewilligt hat. Das ist nach aller historischen Erfahrung nicht die Art, wie man die Junker zu behandeln hat. Wer ihnen den Finger gibt, dem nehmen sie die ganze Hand, und wer ihnen freundlich kommt, den halten sie für schwach und suchen ihn übers Ohr zu hauen. Sie behandeln die Kanalvorlage dilatorisch, bis sie ihre hohen Zölle in der Tasche haben; dann sind sie im stande und bewilligen die Kanäle erst recht nicht. Der Kaiser hat gesagt, unsere Zukunft liege auf dem Wasser, wir stünden im Zeichen des Verkehrs, und der Brotwucher sei verwerflich. Diese Grundsätze, die der Zustimmung der großen Mehrheit des deutschen Volkes sicher sind, sollte Graf Bülow seiner

inneren Politik zu Grunde legen. Wenn er es nicht thut, so ist dies ein neuer Beweis dafür, daß im neuen Deutschland nicht der Kaiser und König von Preußen, nicht der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident, sondern immer noch die Junker regieren.

Hiernach ist auch zu beurteilen, was der Kaiser kürzlich zu den Präsidien des Reichstags und des Landtags gesagt hat. Wir möchten hier darauf zurückkommen, da unseres Erachtens die Äußerungen des Kaisers in der Tagespresse vielfach nicht richtig gewürdigt worden sind. Die Lesungen des Wortlauts dieser Äußerungen sind zwar verschieden, aber in der Hauptsache stimmen sie überein. Der Kaiser hat eine Art Bilanz der Zeit gezogen, die seit dem Heimgang Kaiser Wilhelms I. verstrichen ist. Das sind jetzt dreizehn Jahre, eine genügend lange Frist, um bestimmte Eindrücke einer politischen Entwicklung zu gewinnen. Die Bilanz, die der Kaiser gezogen hat, ist keine erfreuliche. Die That in Bremen, sagte er, liefere den Beweis, welche Verwirrung in unreifen jugendlichen Köpfen herrsche. Es liege dies wesentlich daran, daß die Achtung vor der Krone und der Regierung mehr und mehr im Schwinden sei. Der Respekt vor der Autorität fehle. Die Schuld daran liege an allen Kreisen der Bevölkerung. Statt den allgemeinen Interessen des Volkes zu dienen, verfolge man Sonderinteressen. Die Kritik an Maßnahmen der Regierung erfolge in der schroffsten und verletzendsten Form. Hieraus erwachse die Unklarheit und Demoralisation in der Jugend. Die Volksvertretung solle und könne hier die bessernde Hand anlegen. Von der Schule beginnend, müsse Wandel geschaffen werden. So im Wesentlichen die Äußerungen des Kaisers. Wenn nun zunächst gesagt werden muß, daß die verrückte That eines notorischen Epileptischen nur ein vereinzeltes Faktum ist, aus welchem verallgemeinernde Schlüsse nicht gezogen werden können, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Äußerungen des Kaisers viel Zutreffendes enthalten; er hat Dinge gesagt, die wir selbst nicht besser und schärfer sagen können. Allerdings muß man den Tadel der Kritik, die an Maßnahmen der Krone und der Regierung geübt wird, ausscheiden und auch das Fehlen des Respekts vor der Autorität darf nicht in voller Schärfe des Wortlauts genommen werden. Es gibt wohl kein Volk der Erde, das die Autorität mehr achtet wie das deutsche, und wer da weiß, was sich die Autoritäten an Kritik in andern Ländern, etwa in Frankreich, in England, in Belgien u. s. w., gefallen lassen müssen, der kann das Maß der deutschen Kritik gewiß nicht ausschweifend finden. Freilich, der Deutsche ist in seiner durchschnittlichen Bildung bereits so weit vorgeschritten, daß er sich nicht mehr damit begnügt, die Autorität als solche zu ehren und ihr vertrauensvoll zu glauben, wenn sie sagt, sie sei die Autorität: sie muß es auch beweisen können. Der Deutsche

hat nur Achtung vor einer Autorität, die auf vernünftigen Voraussetzungen ruht und sich fortwährend als eine vernünftige, auf die Interessen der Gesamtheit bedachte erweist. Eine Autorität, die nur ein Schild für Sonderinteressen ist, hat für den Deutschen und überhaupt für jeden denkenden Menschen keinen Wert und infolgedessen auch keinen Anspruch auf Achtung. Wenn also wirklich der Respekt vor der Autorität abgenommen hat, so ist es immerhin möglich, daß der den wirklichen Autoritäten gebührende Respekt sich in der letzten Zeit vermindert hat; aber mindestens ebenso nahe liegt die Möglichkeit, daß verschiedene Autoritäten nicht mehr in demselben Grade wie früher der Achtung, die sie beanspruchen, auch würdig sind, weshalb die Achtung vor ihnen naturgemäß hat abnehmen müssen.

Ganz rückhaltslos dagegen kann man dem Kaiser zustimmen, wenn er die Gründe unserer unerquicklichen Zustände darin findet, daß statt der allgemeinen Interessen des Volkes Sonderinteressen verfolgt werden und daß in der Jugend Unklarheit und Demoralisation herrsche. Es ist in der That ein Krebsschaden unserer Zeit, daß verschiedene Stände, Parteien und Korporationen selbstsüchtig immer nur auf ihren eigenen Vorteil sehen und sich niemals darum kümmern, ob das, was sie erstreben, auch der Allgemeinheit dienlich sei. Das Beispiel Jener, die auf Kosten der Allgemeinheit sich zu bereichern suchen, wirkt ansteckend, und zuletzt haben wir ein wüstes Chaos von gierigen Leidenschaften und den Kampf Aller gegen Alle. Das wäre dann der Anfang vom Ende. Auch daß das Verhalten der Jugend viel zu wünschen übrig lasse, wird Jeder, der dieses Gebiet kennt, bestätigen müssen. Es herrscht in der Jugend vielfach eine öde Streberei, eine Jagd nach Äußerlichkeiten in Genüssen und Auszeichnungen, eine Verachtung rein idealer Gefühle und Bestrebungen. Mit vollem Rechte hat der Kaiser gesagt, daß Wandel geschaffen werden müsse und daß der Wandel von der Schule auszugehen habe, wobei die Volksvertretung die bessernde Hand anlegen solle und könne. Sollte der Kaiser mit diesen Worten auf ein neues Schulgesetz angespielt haben? Wenn dies der Fall ist, dann muß allerdings beigefügt werden, daß ein solches Gesetz nicht nach den Wünschen derjenigen Parteien gemacht werden darf, die gegenwärtig in der preußischen wie in der Reichs-Regierung das einflußreichste Wort zu sprechen haben. Schon einmal hat der Kaiser ein von diesen Parteien unterstütztes Schulgesetz, das Zedlitz'sche, unter den Tisch fallen lassen, aber es kann ihm nicht unbekannt sein, daß sie ihre Hoffnungen nicht aufgegeben haben, ja, daß sie gerade gegenwärtig glauben, ihrem Ziele näher zu sein wie je. Mit dem Kaiser sind wir der Überzeugung, daß die Schulfrage von grundlegender Wichtigkeit für unser Volk ist; aber wir wissen auch

ganz genau, was eine Schulgesetzgebung sein soll und was sie nicht sein darf. Unsere regierenden Parteien gehen offenkundig darauf aus, die Schule ganz dem Einflusse und der Leitung der Kirchen zu unterstellen. Nun, wenn mit der Leitung der Schule durch die Kirchen eine unzweifelhafte Erfahrung gemacht worden ist, so ist es diese, daß die Kirchen zu dieser Leitung nicht geeignet sind. Was der Kaiser so bitter beklagt, das thun auch die Kirchen: sie verfolgen Sonderinteressen. Sie wollen in erster Linie Kirchengläubige, nicht Staatsbürger erziehen. Sie thun es zudem noch mit ganz veralteten, untauglichen Mitteln, nämlich mit Dogmen, die der Mensch, wenn er der Schule entwachsen ist und denken lernt, so eilfertig wie möglich abschüttelt. Wenn wirklich im deutschen Volke die Achtung vor der Autorität geschwunden ist, dann kommt dies hauptsächlich davon her, daß das gesamte Volk von frühester Jugend auf unter eine Autorität gestellt wird, die sich sehr vielen und nicht den schlechtesten Volksgenossen später als eine solche herausstellt, die sich aus eigenen geistigen Mitteln die allgemeine Achtung nicht mehr erhalten kann. Es liegt nun nahe, daß schwächere Geister, die von der Autorität des Staates nie etwas erfahren haben, außer wenn sie Steuern zahlen und Soldat sein müssen, mit dem Respekt vor der kirchlichen Autorität auch den Respekt vor anderen Autoritäten verlieren, die über eine bessere Grundlage verfügen. Hier ist der Punkt, wo nach unserer Meinung eine umfassende Schulreform einsetzen müßte. Ob Kaiser Wilhelm derselben Ansicht ist, das müssen wir allerdings bezweifeln, wenn wir auch anerkennen wollen, daß er in manchen Dingen hochmoderne Anschauungen bekundet, die der oberflächliche Beobachter nicht bei ihm gesucht hätte. A.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

Es giebt in Deutschland Zeitungsleser, die sich berühmen, nie eine Zeile über österreichische Politik zu lesen. Sie thun sich auf diese weise Zeitersparnis viel zugute.

Man muß ihnen zugestehen, daß der ewige deutsch-böhmische Streit, der den wesentlichen Inhalt der österreichischen Politik zu bilden scheint, für die Unbeteiligten in der That höchst langweilig ist.

Es fragt sich nur, ob der Deutsche in Deutschland an diesem Streite wirklich unbeteiligt ist.

Dem Anscheine nach, ja. Österreich ist aus dem deutschen Bunde ausgeschieden und Deutschlands Bundesgenosse geworden. Ob auf dem Gebiete dieses Bundesgenossen die deutsch-slavische Sprachgrenze sich um

ein paar Dörfer zu gunsten der einen oder der andern verschiebt, das ist für Deutschland ziemlich gleichgültig. Es ist ja ganz erfreulich, daß die Deutschen in Österreich sich ihrer Haut wehren, aber im Reiche braucht und soll man von diesem ganzen Kleinkriege nicht zuviel Aufhebens machen. Es giebt da Empfindlichkeiten, die zu schonen sind. . . .

So liest es sich manchmal in reichsdeutschen offiziösen Zeitungen. Der realpolitisch geschulte Leser denkt ein stummes „Sehr richtig" dazu.

Schade, daß die Dinge in Wirklichkeit nicht so harmlos sind, wie die leicht zu reitenden offiziösen Schimmel. Gerade weil die offiziösen Beschwichtigungen dem Ruhebedürfnis des politisch ohnehin stark in Anspruch genommenen deutschen Staatsbürgers so sehr entgegenkommen, ist es doppelt Pflicht der unabhängigen Publizistik, die Deutschen über die wahre Natur des politischen Haders in Österreich aufzuklären.

Es giebt auf dem weiten Gebiete der europäischen Politik keine Frage, die den Reichsdeutschen näher anginge, als der scheinbar so kleinliche, so unbegreiflich leidenschaftliche Streit zwischen Deutschen und Czechen in Böhmen.

Was die Deutschen dort im Grenzgebiete mit so zorniger Empörung abwehren, ist nicht etwa die von oben wohlwollend geförderte Absplitterung einiger Dörfer aus dem deutschen Besitzstand, sondern die Eroberung des wichtigsten strategischen Postens im Rassenkampfe zwischen Germanen und Slaven durch die Slaven.

Der Böhmerwald ist das stärkste Außenfort des deutschen Reichs, die Rippe dicht über dem Herzen Deutschlands. An ihr vorüber, über sie hinweg soll der Stoß gehen, der Deutschland ins Herz trifft, den die Deutschböhmen jetzt mit so verzweifelter Leidenschaft abwehren.

Die Deutschböhmen fühlen, daß auch ihre Stunde geschlagen hat, wenn es je gelingt, das deutsche Reich zu demütigen und zu schwächen. Darum kämpfen sie so hartnäckig als freiwillige Schutzwache gegen das vordringende Slaventum.

Nie war die slavische Gefahr größer als jetzt. So lange die Czechen nur auf eigene Faust nationale Expansionspolitik trieben, war der deutschböhmische Hader in der That nicht mehr als eine lokale Angelegenheit. Seitdem die Czechen sich als Avantgarde der klerikalen Weltpolitik verwenden lassen, hat das deutschböhmische Schlachtfeld europäische Bedeutung erlangt.

Das Grundproblem der europäischen Politik ist heute wie vor einem Vierteljahrtausend der Gegensatz zwischen dem Vatikan und der jeweiligen protestantischen Vormacht, als welche heute Preußen zu betrachten ist.

Das Ziel der klerikalen Politik ist die Bildung einer antideutschen Allianz der europäischen Mächte.

Frankreich und Rußland haben sich mit dem Segen der vatikanischen Diplomatie schon gegen Deutschland verbunden.

Die nächste Aufgabe ist demnach, Österreich-Ungarn aus dem Dreibunde loszulösen und dem antideutschen Zweibunde zuzuführen.

Im Jahre 1870 ist Österreich nur durch die Magyaren und die Russen daran verhindert worden mit den Franzosen gemeinsame Sache gegen die Ketzer zu machen.

Heute steht Rußland auf der Seite der Franzosen, und die Widerstandskraft der Magyaren zu brechen bemüht die römische Politik sich seit Jahren.

Die Deutschen in Österreich, soweit sie national und liberal sind, würden sich einer solchen Politik widersetzen.

Darum wird seit zwanzig Jahren hinter dem Rücken und unter dem Schutze des Bündnisses mit Deutschland gegen die Deutschen in Österreich, soweit sie national und liberal sind, regiert.

Die Deutschen in Böhmen sind die national empfindlichsten. . . . Darum müssen sie den Czechen preisgegeben werden zur langsamen Aufzehrung und Slavisierung. Das Mittel dazu heißt: das böhmische Staatsrecht, und dessen Gönner sind — die Klerikalen samt dem fanatisch antideutschen Feudaladel.

Das Zünglein an der Wage schwankt in Österreich fortwährend. Acht Millionen Deutsche gegen sechzehn Millionen Slaven können eine antideutsche Politik nur verhindern, wenn der Geschichte des Staates entsprechend die konstituierten Gewalten auf ihrer Seite sind. Aus eben diesem Grunde arbeitet die Verwaltung gegen die Deutschen.

Acht Millionen gegen sechzehn sind stark nur, wenn sie einig sind und wachsam wie die Jagdhunde.

Darum arbeitet der Klerus an der Zersplitterung der Deutschen und Abstumpfung ihrer nationalen Wachsamkeit.

Es giebt kein Gebiet in Österreich-Ungarn, wo der Klerus nicht direkt oder indirekt gegen die deutschen Interessen arbeiten, wo er nicht die heilige Allianz gegen das deutsche Reich vorbereiten würde.

In Polen ist er aggressiv geworden. Einst gingen die Abgeordneten aus Galizien mit den liberalen Deutschen. Die von den Kaplänen gemachte Volksstimmung hat ihnen diese Haltung unmöglich gemacht.

In Ungarn war die Kalnoky-Agliardische Politik darauf gerichtet, durch die Inszenierung eines an sich belanglosen konfessionellen Streits die Calviner zu Unvorsichtigkeiten zu verleiten und sie dann im unvermeidlichen Konflikt mit dem Hofe zu Fall zu bringen. Der Plan ist mißglückt, die klerikale Mine, wie in Frankreich, zu früh aufgeflogen. Aber aufgegeben ist er nicht. Heute noch arbeitet die klerikale Volks-

partei mit den Nationalitäten, gleichviel welcher Konfession, gegen das magyarisch-calvinische Regime.

In Krain, Kärnten und in Steiermark unterstützt der Klerus die vordringenden Slovenen. In allen nichtdeutschen Gebieten schürt der Klerus den nationalen Fanatismus. Nur auf deutschem Gebiete lähmt er den nationalen Nerv und lenkt die Aufmerksamkeit von der nationalen Gefahr ab.

In Wien ist der Antisemitismus die Maske des antideutschen Angesichts. Durch die christlich-soziale Bewegung, die notorisch von den Jesuiten geleitet wird, ist Wien im nationalen Sinne geradezu indifferent gemacht und aus dem nationaldeutschen Gebiete ausgeschaltet worden. Mit Vorliebe wird von den christlich-sozialen Machthabern eingewanderten Czechen das Wiener Bürgerrecht verliehen.

In Böhmen ist die klerikale Arbeit am intensivsten. Der Kaplan ist überall der Pionier der Slavisierung. In deutsches Gebiet werden czechische Geistliche geschickt, um die Czechisierung anzubahnen.

Es gab eine Zeit, da auch die Czechen liberal schillerten, ein sekundärer Induktionsstrom, hervorgerufen durch die mächtige liberale Bewegung im übrigen Europa, auch in Böhmen durch die Adern des Volkes kreiste. Heute gehen Jungczechen und Klerikale Hand in Hand. Der gemeinsame Vorteil hat sie zusammengeführt. Der Deutsche soll die Kosten zahlen für die Verleugnung der liberalen jungczechischen Überzeugungen. Die radikalste Gruppe wird geführt von den — Feudalen. Geht es doch gegen den gemeinsamen Feind, den Deutschen.

Das Centralparlament hätte auch den Deutschböhmen Schutz geboten gegen die Vergewaltigung und Majorisierung durch das sie isolierende böhmische Staatsrecht. Darum gehen die Klerikalen, selbst die deutschen, mit den Slaven und bilden eine Majorität, die die Deutschen zwingt, den Reichsrat zu sprengen.

Zwanzig Jahre lang ist es so gegen die Deutschen gegangen. Die Aufgabe der österreichischen Regierungen von Taaffe bis Körber war, diesen Sachverhalt zu verschleiern, die Deutschen im Reich, wie in Österreich über den wahren Charakter der österreichischen Politik zu täuschen und in Österreich alles, was die Umwandlung des Bundesgenossen in einen Todfeind des deutschen Reiches verhindert hätte, zur Ohnmacht zu verurteilen. Eine andere Regierung hätte die feudal-klerikale Camarilla nicht geduldet. Noch Körber konnte nur Ministerpräsident werden, nachdem er sich verpflichtet hatte, das Wiener Wahlstatut zu sanktionieren, das die Hauptstadt des Reiches den Klerikalen auszuliefern geeignet ist. Aber die verfrühten Exzesse des Badeni und Thun haben auch manchem der Lauen die Augen geöffnet, und eine antiklerikale, nationaldeutsche Bewegung ist selbst in rein klerikales Gebiet übergeschlagen.

Als der Reichsrat das jüngste Mal aufgelöst wurde, hoffte man bestimmt auf eine neue Niederlage der Deutschen, gegen die im Herzen von Österreich die scheindeutschen Christlich-Sozialen von Seiten des doppelzüngigen Kabinets auf das Entschiedenste unterstützt wurden.

Die Wahlen aber ergaben eine Schwächung der antideutschen Majorität. Das deutsche Nationalgefühl war scheu geworden und bäumte sich auf. Die klerikale Entmannungspolitik hatte zum ersten Male ihren Dienst versagt.

Dem wurde Rechnung getragen. Das Regime giebt sich gegenwärtig weder extrem klerikal, noch offen antideutsch.

Aber der Stillstand ist nicht auf lange berechnet. Es gilt nur eine Beschwichtigungspause, bis das deutsche Roß sich wieder beruhigt hat und weitergeführt werden kann.

Das Ziel bleibt dasselbe, die Führer bleiben dieselben.

Die österreichische Politik wird in Wien agiert und inszeniert; gemacht und inspiriert aber wird sie von Rom, wo alle Fäden der antideutschen Intrigue zusammenlaufen.

Möglich, daß bei dieser Politik Österreich aus den Fugen geht.

Auch damit rechnet Rom. Rom hat immer zwei Eisen im Feuer. Dankbarkeit gegen Dynastien, Zärtlichkeit gegen irgend ein weltliches Staatsgebilde kennt es nicht.

Welches dies zweite Eisen ist, davon ein andermal. Heute galt es nur zu zeigen, ob der Deutsche in Deutschland an den Kämpfen in Österreich wirklich so unbeteiligt ist, wie es den Meisten bequem scheint, zu glauben.

Das österreichische Problem ist die Frage, ob es gelingen wird, Österreich-Ungarn in ein willfähriges Werkzeug der gegen das deutsche Reich gerichteten vatikanischen Weltpolitik zu verwandeln.

Moltke soll gesagt haben, Metz sei für das deutsche Reich ein Armeecorps wert. Der Sieg der Klerikalen in Österreich würde für Deutschland den Verlust von zwei Millionen Bajonetten bedeuten, vielleicht seinen Untergang. So wenig ist der Deutsche in Deutschland an der österreichischen Politik interessiert.

Zur Kontroverse über Politik und Moral.

Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies (Altona).

Dem Zufalle, daß eben, von Frankfurt aus, eine kleine Schrift über dieses Thema, die ich verfaßt habe, in die Welt gegangen ist,*) verdanke

*) Politik und Moral. Eine Betrachtung von Ferdinand Tönnies. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 1901.

ich es, daß in der interessanten Controverse, die sich in der Frankfurter Zeitung entsponnen hat, ich von zwei Seiten als Zeuge aufgerufen wurde. (Frankfurter Zeitung, 1. Morgenblatt v. 30. Jan. 1901). Ich nehme daraus die Berechtigung, im Anschlusse an die Gedankengänge, die dort sich kreuzen, eine kleine Ergänzung zu meiner genannten Schrift vorzutragen, welche Schrift übrigens ihren Zweck erfüllt, wenn sie dazu beiträgt, das von mehreren Seiten her angefachte Feuer dieser Erörterung eine Weile im Gange zu erhalten.*) Ich mache auch keinen Anspruch darauf, ein „Ethiker" anders denn als Liebhaber und etwa als Förderer der ethischen Bewegung zu heißen, denn meine eigentlich wissenschaftlichen Interessen und Arbeiten liegen in anderer Richtung. Wenn aber Berufenere schweigen, so möchte ich hier ein bescheidenes neues Lichtlein über die Sache aufstecken. Und zu diesem Zwecke will ich an eine alltägliche Erfahrung anknüpfen. Denn als etwas Alltägliches darf wohl noch angesehen werden, daß etwa ein alter Geschäftsmann seinem Sohne (oder sonst seinem Nachfolger) die weise Lehre gibt: „Sei ehrlich, ehrlich unter allen Umständen, wenn auch der Vorteil unehrlichen Handelns noch so groß, die Gefahr noch so gering scheint — Ehrlich währt am längsten, Ehrlichkeit ist die beste Politik!" Nun könnte aus dieser Ermahnung etwa folgender Dialog sich entspinnen.

Filius. Aber Vater, du kannst doch nicht leugnen, daß manche es in der Welt gar weit gebracht haben, die eben nicht allzu peinlich in der Wahl ihrer Mittel waren. „Die Welt will betrogen sein", das ist jawohl auch ein alter Spruch. Ich ließe mir gefallen, wenn Du sagtest: Ehrlich **scheinen** gehört zur guten Politik — denn außerdem ist doch wohl die gute Politik noch etwas ganz anderes, nämlich entschlossene und rücksichtslose Geltendmachung des eigenen Interesses, kluge und unsentimentale Verfolgung der einzelnen Ziele.

Pater. Ja, wie die Welt nun einmal ist, und unter euch jungen Leuten ja wohl erst recht geworden ist, mag das wohl seine Richtigkeit haben. Aber sie ist auch danach. Euch selber wird ja immer mehr unbehaglich darin. „Der Krieg Aller gegen Alle", so sagtest du neulich, sei heute die Losung. Im richtigen Kriege freilich kann es höchstens eine Scheinmoral geben — aber zwischen Krieg und Krieg ist denn doch ein Unterschied. Es kommt eben darauf an, ob man den Wunsch und Willen hat, in der bürgerlichen Gesellschaft friedlich miteinander

*) Die „Hilfe", ein im übrigen tüchtiges und lesenswertes politisches Wochenblatt, ist, nachdem sie etliches Pech in dieses Feuer geworfen, bange davor geworden und wünscht das Gegenteil dessen, was wir wünschen: daß es nämlich von dieser Streitfrage fein stille bleiben möge. Vgl. z. B. ihre No. 11 (11. März d. J.) Seite 15 (Briefkasten).

zu leben oder nicht. Hast du diesen Wunsch und Willen, so mußt du deine Handlungsweise danach einrichten, und dann wird es ja wohl geboten sein, die Ehrlichkeit als unverbrüchliche Regel in dein Bewußtsein aufzunehmen, denn durch jeden freiwilligen Verstoß dagegen würdest du einen feindseligen Wunsch und Willen kundthun, also jenem anderen Wunsch und Willen untreu werden und folglich in Widerspruch mit dir selber geraten, oder du wüßtest eben nicht, was du wolltest. —

Filius. Allerdings habe ich jenen Wunsch und Willen, nämlich den, so friedlich mit anderen zu leben, als sich mit meinen Interessen vertragen mag. Ich will mich aber vor allen Dingen nicht unterkriegen lassen: dieser Wunsch und Wille steht mir noch um ein Bedeutendes höher. Ich werde meinen Platz an der Sonne behaupten. „Que messieurs les meurtriers commencent“ (nämlich des Totschlagens sich zu enthalten), sagte der alte Richter, als von Abschaffung der Todesstrafe die Rede war. Mögen die Herren Bundesbrüder der bürgerlichen Gesellschaft den Anfang machen, nach Prinzipien der Moral in Handel und Wandel zu verfahren. Ich werde es dann nicht an mir fehlen lassen. Ich richte mich nach dem allgemeinen Wollen, wie es sich im wirklichen Thun und Treiben dokumentiert. Ich mache keinen Anspruch darauf, ein Vorbild zu sein. Ich sehe aber nur den allgemeinen Willen, ohne Blutvergießen auszukommen — insoweit ist die bürgerliche Gesellschaft friedfertig gesinnt. Im übrigen — Hammer oder Amboß! Der Einzelne hat die Wahl — gegen das Prinzip kann er nichts machen. Die bürgerliche Gesellschaft beruht einmal darauf, wie viele Redensarten auch in anderem Sinne gemacht werden. Gemütlich geht es eben nicht in ihr her — das ist wahr. Hasten und Jagen, Wetten und Wagen, Rennen und Überrennen — aber es ist doch auch ganz lustig. „Im Kriege, da ist der Mann noch was wert“ . . .

Pater. Du weißt schöne Sprüchlein. Mir fällt eben auch einer ein, den ich von einem trefflichen Lehrer in der Prima gelernt habe. Ich weiß nicht mehr, von wem er herrührte, aber es war eine Mahnung: „nec propter vitam vitae perdere causas“. Das aber ist das Ende vom Liede. Wenn das der Preis ist, um den ihr euer Leben erkauft, daß ihr alle die zarten Gewebe der sittlichen Beziehungen zwischen den Menschen zerstört, weil sie die Fesseln eures Egoismus sind — eures Egoismus, der die besten Güter der Menschheit nicht zu schätzen weiß, eures blinden Egoismus — dann mag euer Leben, so lange ihr im Turnier euch bewegt, „ganz lustig“ sein — die Ermattung kann nicht ausbleiben, eine furchtbare Abspannung, Erschöpfung und Enttäuschung wird eintreten, wie man schon in Tausenden von Fällen beobachten kann; was schon jetzt an einer stetig sich vermehrenden Zahl von Individuen

sich zeigt, was schon eine soziale Massen-Erscheinung ist, das wird dann eine soziale Gesamterscheinung — der Lebensekel wird eure ganze Spieler- und Rennsport-Gesellschaft d. h. die bürgerliche Gesellschaft selber in ihren „Spitzen" ergreifen; es wird sich dann fragen, was noch an ihren Wurzeln ist, ich meine an der großen Masse des arbeitenden Volkes — daß diese emporkommt, und daß ihr herunterkommt, ist schon jetzt unverkennbar — aber was dann? Den Prozeß, der sich dann vollziehen muß, vermag ich nicht mit Hoffnungen anzuschauen, ich bin wohl zu alt dazu.

Filius: Aber, Vater, das ist ja alles nicht so schlimm, du siehst zu schwarz, wie ältere Leute so leicht es thun. Sieh uns doch an, wie wir wirklich sind — sind wir denn nicht auch moralisch? Üben wir nicht Wohlthätigkeit im reichsten Maße? Welche Lasten hat die Industrie willig auf sich genommen — ohne Murren will ich nicht sagen — aber mehren sich nicht die freiwilligen Wohlfahrts-Einrichtungen, sind nicht Großindustrielle in der Gesellschaft für soziale Reform, im Verein „Reichswohnunggesetz"? Wird nicht unendlich viel gethan, um das Los der minderbemittelten Klasse zu erleichtern? freilich, wenn diese von gewissenlosen Hetzern —

Pater. „Gewissenlosen Hetzern" — Nachtigall, ich hör dir laufen, wie Onkel Bräsig sagt. Was für ein Gewissen verlangt ihr denn von den Hetzern, wenn ihr das Gewissen in Handel und Wandel für überflüssig, ja für schädlich erklärt, wenn ihr proklamiert: Make money; if you can, honestly, if not — make money! — And afterwards — möchte ich in meinem eigenen Englisch hinzusetzen — make yourselves benefactors of Mankind. Jener vielfache Sittenverbrecher, dem das making of money so trefflich gelungen war, war jawohl auch eben im Begriff, ein vielfacher „Wohlthäter der Menschheit" zu werden, und wurde in diesem edlen Streben durch das rohe Eingreifen des Staatsanwalts unterbrochen. Ich glaube, daß es ihm voller Ernst damit war. Er hatte gewiß zärtliche Empfindungen für die leidende Menschheit. Die Moral der Weichlichkeit und des Mitleides trifft nicht selten zusammen mit der Verleugnung aller Rechtschaffenheit, ja mit der gänzlichen Unkenntnis ihres Wesens und Wertes; verträgt sich auch fein mit wüster Genußsucht und mit allen Lastern. Die Rührseligkeit ist ja ein Genuß unter anderen; einigen unbequem, ist die Aufregung über fremdes Leiden manchen unentbehrlich; dient ihnen als Spiegel ihres eigenen Behagens; ganz abgesehen von den übrigen kleinen Freuden, die das Wohlthun mit sich bringt: der öffentlichen Annonce, Titeln und Orden ꝛc. . . . Ich weiß wohl, daß die gemeine Wohlthätigkeit und vernünftige Bestrebungen für die Wohlfahrt der arbeitenden Klasse zweierlei ist. Reichswohnung-

gesetz — soziale Reform — alle Achtung. Ich bin ja selber dabei und thue mit; freilich, wie ich dir gestehen will, unter nagenden Zweifeln. Wenn die Fundamente morsch werden, so kann alles Flicken des Daches den Verfall nicht aufhalten. Die Ideen und Grundsätze des menschlichen Zusammenlebens zu berichtigen, das Ideal einer wahren Genossenschaft und Gemeinde auszubreiten, scheint mir fast wichtiger als alles andere.

Filius: Cher papa, du siehst mich in einiger Verwirrung. Ich kann dir nicht ganz Unrecht geben, und ich bekenne, daß ich eigentlich gewünscht habe, du mögest mich widerlegen. Aber wir können freilich in einem kurzen Gespräche diese Dinge nicht erledigen. Ich will dir aber noch verraten, wie ich eigentlich zu meinen Ansichten, wenn du sie so nennen willst, gekommen bin. Ich habe im Laufe des vergangenen Jahres viel über Ethik und Politik gelesen — in Zeitungen und Wochenblättern, in Reden von Staatsmännnern, z. B. dem jetzigen deutschen Reichskanzler u. s. w. Der ständige Refrain in den meisten Auseinandersetzungen war der: auswärtige Politik sei ein Gebiet, das mit Ethik garnichts zu thun habe, der Politiker könne und dürfe sich dadurch nicht hemmen lassen. Ich habe mich darauf einfach gefragt: bin ich nicht auch ein Politiker in meiner Sphäre? Muß nicht jeder, der sein Glück machen will, mit der Eifersucht und Bosheit seiner Nachbarn rechnen? losschlagen, wenn er Aussicht hat, zu siegen, und nehmen, so viel als er kriegen kann? — Ich weiß wohl, daß der Fall nicht in jeder Hinsicht gleich ist, wenn es sich um Individuen und wenn es sich um Staaten handelt. Aber andererseits muß ich doch festhalten: wenn ein friedfertiges Wollen und ein sogenanntes sittliches Bewußtsein einen unbedingten Wert in der bürgerlichen Gesellschaft beanspruchen können, so wird man ihnen den auch in der Staaten-Gesellschaft nicht absprechen dürfen; dann müßte auch hier die weiseste Politik die sein, eine große Beute willig fahren zu lassen, wenn dadurch ein Beweis von Edelmut und von ehrlichem Streben, idealen Gütern den Vorrang zu lassen, gegeben würde.

Pater. Und dann wollen wir uns nicht dadurch irre machen lassen, daß es in der wirklichen Welt anders zugeht und wohl auf langehin zugehen wird. Denn das gehört ja wohl zum Wesen des Guten und Schönen, daß es sich nie und nirgends verwirklicht findet. —

Das heilige Jahr.

Von Dr. Albert Zacher (Rom).

Zunächst eine Bemerkung, die leider notwendig geworden ist. Wie es ein Sprichwort giebt: „Qui mange du pape, en meurt“, so giebt es in Deutschland auch ein ungeschriebenes Proverbium: „Wer den Papst

schlecht macht, ist ein schlechter Kerl". Und darum hat man es in Rom sehr bedauert, daß auch ein so großer Mann wie Zola in seinem Roman „Rome" den Papst etwas gar zu schlimm behandelte; setzte er sich doch dadurch dem Verdachte aus, er habe sich für die verweigerte Audienz am Papste rächen wollen. Woher in Deutschland die zarte Rücksicht auf das Papsttum, auch in liberalen Blättern, wohl nur kommen mag? Darüber ließe sich ein langes Kapitel schreiben. Ist's die Rücksicht der leitenden Kreise auf die politische Machtstellung des Zentrums, die auch in die liberale Presse übergegriffen hat, ist's die Angst vor dem Vorwurf, Pfaffenfresser oder Kulturkämpfer zu sein? Ich weiß nur das eine, daß der Monsignore und Exnuntius Recht hat, der einst einem deutschen Journalisten sagte: „Die liberale Presse, welche vom Osservatore Romano stets die „Judenpresse" genannt wird, hat durch ihre maßlose Reklame den Papst groß gemacht." Diese „Reklame" rührt auch zum Teile daher, daß der Pomp der Feste im Vatikan und in der Peterskirche schönheitsfreudige Naturen blendet, und eine Art ehrerbietige Verehrung für den greisen Pontifex erzeugt. Begann doch selbst ein so großer Liberaler wie Georg Brandes einmal ob einer Prunkvorstellung im Petersdom ästhetisch-romantisch zu schwärmen.

Anders wir, die wir in Rom sitzen. Wir vergessen über dem holden Schein nicht die Wirklichkeit. Wir Ansässige, die wir mit Katholiken und Ketzern, mit Liberalen und Klerikalen verkehren, wir werden mit der Zeit vom römischen Milieu beeinflußt; wir werden ruhig, skeptisch und stehen selbst der schönsten Prunkentfaltung des päpstlichen Hofes kühl bis ans Herz hinan gegenüber, so sehr wir auch als ästhetische Feinschmecker die feine Technik des Pomps bewundern mögen. Auch gelingt es uns manchmal, etwas vom Leben hinter den Kulissen zu erfahren, sind doch die Römer oft von einer verblüffenden Offenherzigkeit.

Also vom Standpunkt des in Rom ansässigen Mannes wollen wir das heilige Jahr betrachten. Sein Ursprung ist bekannt. Im Jahre 1300 setzte der von Dante so sehr befehdete Papst Bonifaz VIII. es ein, und die Chronisten vergessen nicht zu melden, daß der Papst nach Thoresschluß das stattliche Ergebnis von 50 000 Goldgulden zu verzeichnen hatte — eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Alle hundert Jahre sollte nach Bonifazens Bestimmung das Jubeljahr stattfinden, alle hundert Jahre sollten die Rompilger durch den wiederholten Besuch der vier Jubiläumskirchen einen vollkommenen Ablaß, das heißt Erlaß nicht der Sünden, sondern ihrer Strafen erhalten. Aber bald setzten die Päpste die Frist von hundert auf dreiunddreißig und dann auf fünfundzwanzig Jahre herab.

Eines begreift selbst der denkende Katholik in Rom nicht: warum

es gerade eines Jubeljahres bedürfe, um des vollkommenen Ablasses teilhaftig zu werden. Kann man doch in der ewigen Stadt täglich dieses Glückes habhaft werden, trägt doch fast jede der vierhundert römischen Kirchen über der Thüre die verheißungsvolle Aufschrift: „Indulgenza plenaria“. Auch wimmelt es in Italien, in Frankreich, in Deutschland von Wallfahrts- und Gnadenorten, wo der Ablaßgewinn leicht zu haben ist, und daneben finden periodisch allerorts besondere Missionen, Festandachten und Oktaven statt, die gleichsfalls vollkommenen Ablaß verbürgen. Ein Skeptiker könnte sagen: „Wozu dieser embarras de richesse?“ Jedenfalls führt das ganze Ablaßwesen zu eigenartigen Gedanken. Eigenartige Gedanken schuf ja auch die Meldung, „daß der Papst in seiner Güte die Segnungen des Jubeljahres für alle, die nicht in Rom wohnen, auf ein halbes Jahr verlängert hat“. Folglich war die Pilgerfahrt nach Rom gar nicht nötig, folglich war der vollkommene Ablaß nicht an den Besuch der vier Jubiläumskirchen gebunden. Wer will, kann diesen letzteren Punkt zum Ausgang weiterer Schlußfolgerungen machen. — — —

Was sollte also das heilige Jahr? 1825 war wirklich noch ein Bußjahr, die Frommen kamen, büßten und beteten und demütigten sich. 1850 fand keines statt, auch 1875 nicht. Beidemal wollte Pius IX. protestieren, 1850 gegen die Stadt Rom, die ihn zum Exil von Gaeta gezwungen, und 1875 gegen das Haus Savoyen, das ihn zum „Gefangenen“ gemacht hatte. Pius IX. war klug; 1875 zog die Legende von der Gefangenschaft noch, und die mit dieser Legende begründete Unterlassung des Jubeljahres brachte dem Papste reichen finanziellen Gewinn und Gewinn an Prestige. Warum war Leo XIII. nicht so klug und so konsequent wie sein Vorgänger, warum verkündete er trotz der „Gefangenschaft“ wiederum ein Jubeljahr? Es gibt Vatikankenner, die behaupten, auch Leo XIII. hätte besser daran gethan, wenn er Pius IX. Beispiel befolgt hätte, der finanzielle Gewinn wäre dann größer gewesen.

Man stoße sich nicht an dem Ausdruck „finanzieller Gewinn“. Die Thatsachen reden. Der Vatikan ist ja nicht bloß eine geistliche Institution, sondern ein Staat mit prunkvoller Hofhaltung, vielen Ministerien, einem Heere und vielen, ach zu vielen Beamten. Die Dotation des italienischen Staates wird konsequent zurückgewiesen, folglich ist der Vatikan auf die Zinsen seines eigenen Vermögens und den Peterspfennig angewiesen. Das Budgetminimum, das der Vatikan braucht, beträgt acht Millionen. Nun geht der Peterspfennig aber von Jahr zu Jahr zurück, weil — die katholischen Staaten zurückgehen oder verschwinden. Verschwunden sind die italienischen Kleinhöfe, die den Papst stützten, weil sie von ihm gestützt wurden; von Spanien und Österreich ist wenig mehr

zu hoffen und — Frankreich ist ein unsicherer Kantonnist. Auch in Deutschland herrscht wenig Begeisterung mehr für den „Obolus des heiligen Vaters"; sagte doch die „Kölnische Volkszeitung" einmal: „Sollte es sich bestätigen, daß der Papst ein persönliches Vermögen von vierzig Millionen hat, so warnen wir vor Sammlungen für den Peterspfennig."

Also hoffte ein Teil der Vatikanpolitiker, man könne mit dem Jubeljahr die Geldquellen reichlicher fließen lassen. Noch eine andere Erwägung sprach mit; denn die Römer sind kuriose Menschen, die seit Jahrhunderten gewöhnt sind, von andern zu leben. Dreißig Jahre sind die Savoyer in Rom, aber sie haben es bisher wenig verstanden, dem stillen Sehnen der „Römer von Rom" entgegenzukommen, die heute noch von ihrer Regierung „panem et circenses" verlangen. Die Unzufriedenheit mit dem Hofe Umbertos, der als knauserig galt, wuchs immer mehr. Der Vatikan wurde daher von seiner Gefolgschaft gedrängt, durch das Jubeljahr das Fremdengeschäft zu beleben. Ging es gut, so konnte man den Piemontesen sagen: „Seht ihr, nur der Vatikan bringt Leben und Nahrung nach Rom!" Ging's schlecht, so bot die „Gefangenschaft" hinreichende Erklärung. So setzte Ende 1899 das „Geschäft" mit Riesenreklame ein. Das Agitationskomite redete den Römern vor, daß die Pilger nur nach Millionen zählen würden. Die Hoffnungen der römischen Kaufleute und Gewerbetreibenden waren aufs Höchste gespannt — und wurden nicht erfüllt; denn die Millionen blieben aus, und wenn das Fiasco nicht gar zu groß wurde, verdankt der Vatikan es nur seiner starken Organisation und Hierarchie. Es wurde jedem Bischofe bei Strafe der höchsten Ungnade geboten, eine anständige Zahl von Pilgern zu „liefern". Wer die „menschliche Ware" gesehen hat, diese armen stupiden Bauern aus den verborgensten Winkeln Italiens, des slavischen Österreichs und Rußlands, der konnte sich zu diesen „Lieferungen" seinen Vers machen. Das bildete ja eben die herbste Enttäuschung der Römer, daß die Pilger meist ärmere Leute waren; und kindisch, wie die Römer einmal sind, erklärten sie das heilige Jahr als ein Jahr der „Verhexung" (jettatura), und alles Unglück des Jahres als eine Wirkung dieser Verhexung.

Bessere Pilger brachte eigentlich nur Deutschland, und das erklärt sich zum Teil dadurch, daß die Deutschen ein reiselustiges, zum Teil aber auch dadurch, daß sie ein unpolitisches Volk sind. Keine Nation wird vom Vatikan so schlecht behandelt, wie die deutsche. Thut nichts, die deutschen Katholiken schwärmen doch für den welschen, vom frankophilen Fanatiker Rampolla beherrschten Vatikan. Durch französische Prügel in der Peterskirche selbst mußte es erst den deutschen Pilgern bewiesen

werden, daß sie nur „Katholiken zweiter Klasse“ und argwöhnisch geduldete Halblutheraner sind.

Wie groß die Zahl aller Pilger war, ist noch nicht bekannt. Nach den Eisenbahnbilleten berechnet der „Messagero“ sie auf 240 000. Klerikale nehmen die doppelte Zahl an. Bitte, warum veröffentlichen sie nicht die Listen? Dem Anscheine nach mußte der Papst, der siebzig Mal in die Peterskirche hinabstieg, glauben, daß zehnmal mehr gekommen seien. Aber es wurden ja nicht bloß Pilger zu diesen Empfängen zugelassen, sondern alles, was ein Billet erhalten oder kaufen konnte, und der Billethandel blühte ja ziemlich. Wie viele Protestanten und Juden wohl unter diesen „Pilgern“ waren?

Bestimmend für die Verkündigung des heiligen Jahres war auch der Grund, daß Papst Leo selbst erkannte, daß etwas zur Belebung des religiösen Lebens geschehen müsse. Wer will aber leugnen, daß thatsächlich viele Zehntausende frommer Pilger fromme Anregung in Rom fanden! Bestimmend waren ferner für Leo XIII. auch persönliche Motive. Das darf man ja eigentlich nicht sagen, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, ein Mann zu sein, der das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt. Auch die Päpste sind Menschen und zwar einsame Menschen. Sie stehen allein, ohne Familie, sie haben also keinen Dynastiestolz, kein Hausmachtgefühl. Sie wissen auch, daß dieselben Leute, die sie während des Pontifikates in den Himmel hoben, nach ihrem Tode anders sprechen. Sie haben nur ihr Pontifikat, und das wollen sie so herrlich gestalten, daß es mit ihrem Namen in der Geschichte fortlebt. Wer in Rom gewesen ist, wird sich oft genug über die Unzahl von großsprecherischen Marmorlobtafeln gewundert haben, die jeder Papst zur eigenen Verherrlichung aufrichtete. Gehen wir die Geschichte Leos XIII. durch, so finden wir auch bei ihm stets das Bestreben, sein Pontifikat als ein besonders glorreiches der Nachwelt zu überliefern; und unter anderem hat er stets den Ehrgeiz gehabt, sein Pontifikat als „das der Jubiläen“ erscheinen zu lassen; ist er doch der einzige Papst, der als Papst das fünfzigjährige Priester- und das fünfzigjährige Bischofsjubiläum feierte, und außerdem noch das Jubeljahr inaugurierte und schloß. Dieser Stolz machte ihn so widerstandsfähig, und darum fürchten viele, daß nun das Alter sein Recht bei ihm fordern wird, wenn ihm die Stärkung und Erfrischung des Pilgerapplauses von nun an fehlt. Doch diese Klugen täuschen sich; Leo XIII. hat noch den Ehrgeiz, die Silberhochzeit mit seinem Amte zu feiern.

Gewisse Antiklerikalen haben auch behaupten wollen, Leo XIII. habe aus Geiz das Jubeljahr gewollt. Das glaube ich nicht. Leo XIII. ist nicht geizig, wenn er auch sparsam ist, wie die Bauern seiner Heimat.

Ihn quält nur der Gedanke, daß durch seine Schuld der Vatikan zwanzig Millionen verlor, als er die Verwaltung des Vatikanvermögens einem Geistlichen anvertraute. Die müssen wieder eingebracht werden; denn auch zum Kirchenregieren thut Geld not. Auch wird Leo XIII., wie viele Greise, ängstlich und geldliebend; nicht für sich, aber in seiner greisenhaften Furcht vor allerlei Katastrophen sucht er einen Notpfennig zu sammeln. Wer ihn nicht genauer kennt, könnte freilich irre werden, wenn er erfährt, daß Leo XIII. alle persönlichen Spenden auch persönlich entgegennimmt und in den Geldschränken seines Schlafzimmers persönlich unterbringt.

Es ließe sich noch vieles ausplaudern, aber der Raum erlaubt es nicht. Viele sind ja mit dem heiligen Jahre recht unzufrieden gewesen. Vielen Pilgern, die mit offenem Auge und hellem Kopfe die Dinge im Vatikan erschauten, hat ja auch die Romfahrt geschadet. Viele sind auch von Rom mit demselben Urteile fortgegangen, wie jener Pariser Jude, den Boccaccio schildert. Die Freunde rieten ihm zu, sich taufen zu lassen. „Gut, ich gehe nach Rom," erwiderte er. „Da bleibe lieber Jude," sagten die Freunde; „denn wenn du Rom kennen lernst, läßt du dich nie taufen." Er aber blieb fest und kehrte getauft heim — und warum? „Ich sehe ein, daß euere Religion stark ist, denn wenn trotz des sündhaften Treibens im Vatikan die Kirche sich noch hält, ja dann . . ." Gewiß ist, daß namentlich sehr viele denkende Pilger aus dem Norden sehr eigenartige Gedanken über das Thema „Vatikan und Geschäft" mit nach Hause nahmen Was werden diese Pilger aber erst gedacht haben, als sie erfuhren, daß gerade im Gnadenjahre, und zwar, wie man sagt, von hochstehenden Vatikanleuten, die Kasse des Vatikans beraubt wurde! Gegenüber dieser eindrucksvollen Thatsache verschwindet der triste Eindruck, den die matter-of-fact-Manier, die Bedingungen zur Ablaßgewinnung stets zu erleichtern, in katholischen Gemütern erzeugen mußte. In der That, die katholische Kirche ist stolz darauf, daß sie stets konsequent bleibt und nie mit sich handeln läßt. Warum machte sie von diesem stolzen Prinzip im heiligen Jahr keinen Gebrauch, warum setzte sie successive den fünfzehnmaligen Besuch der Jubiläumskirchen auf einen vier- und zuletzt auf einen einmaligen herunter? War sie der Frömmigkeit ihrer Gefolgschaft nicht mehr sicher, durfte sie ihr nicht zu viel zumuten? — — —

Doch genug! — Einer nur kann mit dem heiligen Jahr zufrieden sein: Der italienische Staat. Er hat bewiesen, daß auch der „Gefangene" in allen geistlichen Funktionen seines Amtes ungestört ist. Keine Unordnung ereignete sich, keine antiklerikale Kundgebung.

Der Islam.

Von Ahmed Riza Beys

I.

Einst lag es im Interesse der Kirche, alles was nicht mit den römisch-katholisch-apostolischen Gedanken im Einklang stand, in falschem Licht darzustellen. Heute dagegen erfordert es das Interesse der Menschheit, daß wir die Wahrheit kennen lernen, so unangenehm und verletzend sie auch in unsern Augen erscheinen mag.

Früher begegneten die Völker einander nur, um sich gegenseitig umzubringen. Die Schlächter, die ihre Herden zur Schlachtbank führten, mußten naturgemäß die Dinge entstellen, um den Haß und die Leidenschaften zu entflammen. Heute haben die Fortschritte der Wissenschaft und die Eisenbahnen, die ebenso die Berge wie die Gedanken nivellieren, die sozialen Verhältnisse in der ganzen Welt umgestaltet.

Sanftlos schreitet von Tag zu Tag in den verschiedenen Völkergesellschaften die Entwickelung zum Zusammenschluß in der Menschheit als dem nicht mehr zu fernen Ziel fort. Diese Entwickelung schlingt brüderliche Bande um die Völker, trotz aller klerikalen Reaktionen, die sie zu trennen und feindlich einander gegenüberzustellen suchen.

Die Zivilisation zwingt den Menschen durch und für die Gesamtheiten zu leben, indem er sich die Früchte ihrer Bemühungen um die physische und geistige Vervollkommnung der Gesellschaft aneignet. Dieses Gemeinschaftsbedürfnis macht den Menschen naturgemäß zum Studium der religiös-sittlichen Anschauungen und der politisch-sozialen Verhältnisse aller der Völker veranlassen, die er bisher gehaßt hat und die er nunmehr lieben möchte.

Die Aufgabe ist nicht so schwierig, wie man es glauben könnte. Die Wissenschaft und die Glaubenslehren haben keine Geheimnisse mehr für uns; sie besitzen keine nationale Ausschließlichkeit mehr. Das geistige Erbe der Menschheit gehört der gesamten Menschheit. Es ist die Frucht einer langen und mühsamen Arbeit, zu der jedes Volk seinen Teil beigetragen hat. „Der Reichtum ist seinem Ursprung nach sozial, also muß er es auch seiner Bestimmung nach sein", so sagen die Moralisten. Dieser Grundsatz kann in gleicher Weise auch auf den geistigen Reichtum angewendet werden. Danke ihm vermögen wir das wahre Band zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, das in so traurigen Weise durch blutige Kämpfe zerrissen war, zu finden und in dieser Weise für alle sozialen und vielleicht auch religiösen Vorstellungen einen Boden gemeinsamen Einvernehmens vorzubereiten.

Unter den Menschen bekennt sich nur ein Drittel zum Christentum. Allein dreihundert Millionen Moslems verwerfen das Dogma von der

Dreieinigkeit. Dies darf und kann kein Grund sein, sie zu verachten oder alle brüderlichen Beziehungen mit ihnen abzubrechen. Sie sind gleich den Christen menschliche Wesen, sie üben Gerechtigkeit aus, sie lieben ihre Frauen und Kinder, in jeder Hinsicht verdienen sie die Achtung und Sympathie ihresgleichen.

II.

Der Islam war zu Anfang von seiten der Götzenanbeter zur Zeit Mohammeds und später seitens der christlichen Welt der Gegenstand gröbster Beschimpfungen und Verleumdungen. So entwirft der Dominikanermönch Brochard in einem Werk, das er im Jahre 1332 Philipp von Valois zum Geschenk machte, folgendes Bild von den Moslems:

„Es sind Leute ohne Gott, ohne Glauben, ohne Gesetz; Feinde aller Wahrheit und Gerechtigkeit; Gotteslästerer, Werkzeuge des Satans. Ihre Gedanken sind gemein, ihr Leben ist verabscheuungswürdig, ihre Worte sind ein Greuel, ihre Reden ansteckend wie die Pest.“ Wer aber bewundert nicht heute die hohe Kultur der Araber und Seldschuken gerade zu jener Zeit?

Mehrere Jahrhunderte lang hat man den Moslems den Namen „Heiden“ gegeben. Heiden! So nannte man ein Volk, das laut die Idee eines einigen Gottes verkündete! Das zeigt, daß man den Islam nicht kannte, und man kannte ihn nicht, weil es verboten war die Bücher der Häretiker zu lesen. Noch heutigen Tages giebt es in unserer so erleuchteten Zeit unter den großen Massenführern Leute von so geringer Achtung vor dem menschlichen Leben, daß sie ihresgleichen in die religiösen Zwistigkeiten hineinzerren wollen. Diese Leute beuten die Unwissenheit und Vorurteile der Völker aus, sei es, daß sie ihnen die Wahrheit verbergen oder die Thatsachen entstellen. Jeder, der die Wahrheit kennen zu lernen und zu verbreiten wünscht, muß es sich zur Pflicht machen diese falschen Apostel zu bekämpfen, die unter dem Deckmantel der politischen Notwendigkeit und unter dem Vorwand Reformen einzuführen alle Bande des Gemeinschaftsbewußtseins und des Zusammenhangs zwischen einer hundertjährigen Tradition und dem wahren Geist des Fortschritts zerreißen.

Der Islam, der unaufhörlich ohne den Wetteifer der Missionäre und ohne Waffengewalt neue Anhänger gewinnt, scheint dem christlichen Europa unbequem zu sein. Ein neuer Kreuzzug hat sich unter der Flagge der orientalischen Frage gegen ihn organisiert, während er für die Christenheit nicht die geringste Gefahr bedeutet. Die verschiedenen christlichen Nationen, die unter dem Halbmond leben, genießen eine größere Kultusfreiheit als die, welche sich unter dem Schutz des Kreuzes befinden.

III.

Der Islam ist keine neue religiöse Religion: er ist noch überdies eine soziale Organisation, ein auf einem der materiellen und moralischen Bedürfnisse der Völker aufgebautes moralisches System. Muhammed hat nicht mit Jesus gebrochen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt: er hat gerade vernehmlich das Reich dieser Welt im Auge gehabt. Der Religionsendzweck der Muslems bezieht sich auf allem was auf das menschliche Leben Bezug hat. Das Weltliche und Geistige sind in ihm zu einer unzertrennlichen Einheit verschmolzen. Es fällt immer irgend einer seiner Gebote aus seinem Zusammenhang herausspringen. Alles Weltliche, d. h. alle religiösen Vorschriften für das sinnliche und sozialen Leben, bilden den weitaus wichtigsten Teil des Islam. Ohne dieses weltliche Element hätte das geistige nicht den geringsten Einfluß auf das Gemeinschaftsleben.

Aus diesem Grunde ist der Muslem viel strenger angehalten seine sozialen Pflichten zu erfüllen als die ausschließlich religiösen. Eine gerechte Handlung wiegt nach der Lehre des Islam zweiundsiebzig Jahre des Gebets auf. Für seinen Glauben und seine privaten und persönlichen Sünden ist er Gott allein zur Rechenschaft verpflichtet und niemand hat das Recht ihn dafür zu betrafen. Der Islam läßt keinen Priester als Mittler zwischen Himmel und Erde zu; aber wenn der Muslem seine religiösen, auf das innerliche Leben bezüglichen Pflichten vernachlässigt, dann wird er als schuldig nach den Vorschriften der Scharia, d. h. der Gebote, wie sie im Koran enthalten sind, angesehen. Wenn z. B. irgend jemand öffentlich ein berauschendes Getränk trinkt, muß er noch heutigen Tages in manchen muslemischen Städten streng bestraft.

Der Fatalismus, von dem man so häufig hört, bezieht sich allein auf die unabänderlichen Naturgesetze. Nach dem Islam ist der Mensch nie seines freien Willens beraubt. Mit allen seinen materiellen Lebensverhältnissen hat der Fatalismus nicht das geringste zu schaffen; da sind allein Wissenschaft, Erfahrung und Vernunft für ihn maßgebend. Schicksalserkünder zu Hilfe zu ziehen und sich auf ihre Prophezeiungen zu verlassen, ist streng untersagt. „Der Mensch", so sagt der Koran, „darf nichts anderes erwarten, als die Frucht seiner Werke."

Wiewohl sich das Dogma des Islam auf den Monotheismus gründet unterscheidet es sich jedoch scharf von dem der jüdischen Religion. Von allem theologischen Beiwerk befreit, läßt sich der Islam als reinen Theismus definieren. Der Gott des Korans ist viel universaler gedacht als der Jahve der Bibel. Die Moral des Islam ist viel erhabener, viel altruistischer als die des Judentums und Christentums.

Es giebt im Islam sittliche Gebote, die allen Religionen gemeinsam sind. Mohammed setzte nur das Werk der großen, ihm vorausgegangenen Reformatoren ehrerbietig weiter fort. Was vor ihm begründet worden, das hat er bewahrt und vervollkommnet. Außerdem fügte er neue Vorschriften hinzu, wie das Verbot berauschender Getränke, die auf die Reinlichkeit des Leibes und der Kleidung abzielenden Vorschriften, das Prinzip der Gleichheit, die Frauenrechte, die Erkenntlichkeit gegen die Wohlthäter der Menschheit, den Schutz der nützlichen Tiere, die Verpflichtung, sich unterweisen zu lassen, sowie endlich die weitherzige Toleranz, die zu allen Zeiten den Besiegten ihre Sprache, ihre Einrichtungen und Sitten und ihre Religion gelassen hat.

Ein jeder dieser Gegenstände erforderte eine besondere Abhandlung. Ich möchte in diesem Aufsatz jedoch nur eine gedrängte Vorstellung vom Islam, vornehmlich nach der sozialen Seite hin, geben.

IV.

Der Codex des Islam hat sich besonders mit den unteren Klassen befaßt, indem er jedem durch Arbeit die zum Leben erforderlichen Mittel sicherstellen wollte.

Ein großer Teil des Grund und Bodens der Türkei ist nicht Privatbesitz, sondern bildet die sogenannten Wakfs, d. h. eine Art Domänen oder, wenn man will, Güter der toten Hand, deren Erträgnisse für Bedürfnisse des öffentlichen Wohls bestimmt sind. Wer demnach von den Unbemittelten Land bebauen will, braucht der Verwaltung nur anzuzeigen, welches Stück Feld er von der Domäne des Wakf gewählt hat, und ihr nach der Ernte den Zehnten abzuliefern. Die Einkünfte dieser Güter sind nach dem Willen der Stifter für die Unterhaltung einer Moschee oder für ein der öffentlichen Wohlfahrt dienendes Unternehmen, wie für einen Springbrunnen, ein Hospital, eine Schule, eine Bibliothek oder ein Imâret (eine fromme Stiftung) u. a. bestimmt. Die Einrichtung der Wakfs bildet in der moslemischen Welt die Grundlage der gesamten sozialen Organisation. Sie stellen jedoch keineswegs die einzige Quelle der Einkünfte für öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen dar. Neben ihnen giebt es noch die Zakât, die Fitre und den Kurban.

Die Zakât, die heiligste Pflicht im moslemischen Kult, besteht in dem jährlichen Opfer eines Teiles des Besitzes zu Gunsten der Armen; sie bildet demnach eine Art Einkommensteuer, die ohne Dazwischenkunft der Behörden gezahlt wird. Kein wohlhabender Moslem würde sich jemals einer dieser drei Verpflichtungen zu entziehen suchen. Seine Religion lehrt ihn, daß, wenn er sie unterließe, wenn er z. B. die Zakât

nicht zahlte, alle seine Gebete, sein Fasten und seine sämtlichen, im Laufe des ganzen Jahres verrichteten frommen Handlungen wertlos wären.

Zakât, Fitre und Kurban sind durchaus keine barmherzigen Werke oder Almosen, wie die Christen es meinen; es sind kanonische Pflichten. Die milden Gaben und die verschiedenen Steuern, die die Moslems dem Staat entrichten, sind hierin nicht einbegriffen.

Für jeden Moslem bildet es eine unumstößliche Pflicht, alle diejenigen, deren Bedürftigkeit er kennt, oder die nicht im Stande sind ihr tägliches Brot zu verdienen, zu unterstützen. Ein Moslem, der diese Pflicht vernachlässigt, macht sich des Todes des Armen schuldig, der in seiner Not zu Grunde geht. Nach der Vorschrift des Islam soll der Arme stets seinen Anteil an dem Gut des Reichen haben. „Keinen Dank", sagt Mohammed, „für einen, der satt stirbt, während er seinen Nachbar neben sich hungern ließ." „Ein Wohlthäter der Menschheit", so fügt er hinzu, „muß arm sterben."

Diese schönen Worte Mohammeds veranlassen die Moslems, Einblick in die materielle Lage der Familien zu nehmen, um ihnen hilfreich beizustehen, und haben so ein gemeinsames sittliches Band zwischen den Armen und Reichen geschaffen.

Dadurch, daß diese Vorschriften über die Verwendung des irdischen Besitzes im praktischen Leben zur Geltung kommen, d. h. dadurch, daß sie den begüterten Klassen als sittliche und religiöse Pflichten im Interesse der Minderbemittelten auferlegt sind: mit einem Wort, durch die Gründung der Gesellschaft auf das Pflichtbewußtsein anstatt auf bloße Rechtsbegriffe, hat der Islam eines der erhabensten und schönsten Probleme des sozialen Lebens gelöst.

V.

Diese gesetzgeberische und gesellschaftliche Organisation hat die herrliche Kulturblüte des Islam im Mittelalter erzeugt.

Unter der Regierung Harun al-Raschids und Mamuns trugen die gelehrten Moslems kein Bedenken, die Wahrheit in den Schriften der heidnischen Griechen und Römer zu suchen, und ließen dieselben in ihre Sprache übersetzen. Diese beiden großen Herrscher, die selbst hochgebildet waren, zogen die großen Denker ihrer Zeit an ihren Hof, ohne sich um ihre Religion oder ihre Nationalität zu bekümmern. Die Wissenschaften und schönen Künste hatten in jener Zeit bei den Moslems einen so hohen Aufschwung genommen, daß es kindisch wäre, im damaligen Europa, selbst unter der Regierung eines Karl des Großen, eine ähnliche Blüte zu suchen.

Der Islam war ein geistiger und sozialer Fortschritt; schade, daß die Völker des Occidents aus ihm nicht Nutzen zu ziehen verstanden, oder es nicht wollten.

Gern räume ich ein, daß die moslemischen Gesetze, insonders die auf rein theologischen Gedanken gegründeten, heute nicht mehr als Norm für die Bedürfnisse der verschiedenen modernen Gesellschaften dienen können. Viele Dogmen des Islam sind unwiderruflich gegenüber den Ergebnissen der experimentellen Wissenschaften zum Untergang verdammt. Aber demselben Schicksal sind auch die Dogmen der andern Religionen verfallen. Die von ihnen abhängigen Kulte und Ordnungen verlieren unvermeidlich ihre Kraft. Aber so weit sind wir noch nicht im Orient.

Der Islam hat in der Vergangenheit eine nützliche Rolle gespielt; auch für die Zukunft hat er noch eine wichtige Sendung zu erfüllen: Der Mittler zu sein zwischen den alten Vorurteilen und den positiven Ergebnissen der Wissenschaft.

Nietzsche und die antike Sophistik.

Von Professor Dr. Adolf Mannheimer (Frankfurt a. M.)

1. Von der Wiederkunft aller Dinge. Die Palingenesis der Pythagoräer und der Stoa.

Im dritten Teile des Zarathustra ist ein Gesang, der für die Beurteilung des Werdegangs des Dichterphilosophen vom Gesunden bis zum Krankhaften von höchster Bedeutung ist. Er ist betitelt: „Vom Gesicht und vom Rätsel". Nietzsche zeichnet hier Bilder von grauenhafter Gewalt, aber ihn wegen dieses Grauenhaften und Verzerrten bereits bei der Abfassung des Zarathustra für irrsinnig zu erklären, ist verfehlt. Denn der Dichter ist auch zu Grauenhaftem und Verzerrtem berechtigt; er verzehrt freilich durch diese Überreizung der Phantasie sich selbst, und gerade auf Nietzsche — vielleicht mehr als auf Grabbe, dem sie eigentlich gelten — sind die Worte Freiligraths anzuwenden:

Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirn der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel.

Nietzsche-Zarathustra befindet sich in diesem Abschnitt auf schwankendem Schiff und erzählt den Mitfahrenden, „den Rätseltrunkenen, den Zwielicht-Frohen", daß er ein Gesicht gehabt habe: Er sei aufwärts gegangen einen Pfad, „dem Geist zum Trotz, der mich abwärts zog, dem Geist der Schwere, meinem Teufel und Erzfeinde; aufwärts — obwohl er auf mir saß, halb Zwerg, halb Maulwurf, lahm, lähmend; Blei durch mein Ohr, Bleitropfen-Gedanken in mein Hirn träufelnd". Endlich springt das Ungetüm von ihm ab; sie sind an einem Thorweg angelangt, und der Zwerg kauert vor ihm auf einem Steine. „Siehe diesen

platonische Philosophie hat er, wie sich aus seinem Briefwechsel ergiebt, Eigenes mit dem Stoff der Vorlesungen verquickt — eine Methode, mit der man sich nicht ohne weiteres einverstanden erklären kann, wenn sie auch gewiß die Vorlesungen, wie Nietzsche versichert, interessanter gemacht hat. Der Lehrer der antiken Philosophie war zugleich ein Philosoph der Antike, der freilich auch viele Elemente der modernen Philosophie in sich aufgenommen hat. Er schreibt darüber: „Da werde ich schon im nächsten Halbjahre eine Geschichte der vorplatonischen Philosophien lesen, in die allerlei hineingearbeitet werden soll, was als kräftige Kost meinen Zuhörern dient und sie unmerkbar den ernstesten und würdigsten Denkern zuführen soll". (Brief an Freih. v. Gersdorff, 4. August 1869).

Es ist falsch, für Theognis allein die gekennzeichnete Denkweise zu Grunde zu legen, obwohl Nietzsche von diesem gelegentlich spricht. In Theognis tritt die Ansicht, daß nur ein bevorzugter Kreis „gut" sei, das Volk aber „die Schlechten", nicht einmal so prägnant hervor als in der übrigen griechischen Litteratur. Wohl sind bei Theognis die Edlen diejenigen, bei welchen Macht ist, das Volk ist „leerdenkend"; aber — er sagt dieses mehr als ein Mann, der persönlich Schlimmes erfahren — wir müssen die griechischen Denker in ihrer Totalität erfassen. Es handelt sich hier um die Geringschätzung der Volksmassen, welche die Denkweise der Antike überhaupt bezeichnet, und Nietzsche spricht von dem Volke als den Vielen genau wie die antiken Dichter und Philosophen es thun von Homer bis Seneca. So wird von Heraklit die Menge geradezu als Herdenvieh betrachtet; „die Vielen werden gesättigt wie das zahme Vieh", sagt er einmal.

Die Umwertung der Werte beginnt mit der antiken Sophistik. Diese hat thatsächlich in umfassender Weise das versucht, wozu Nietzsche nur einen schwachen Ansatz gemacht hat. Die griechische Philosophie war bis zu dem Auftreten der Sophisten überwiegend Naturbetrachtung; sie hat als solche das Verdienst, die Vernunft in ihr Recht gegenüber der mythologischen Welterklärung eingesetzt zu haben. Die Ethik der Griechen war überhaupt nur lose mit dem Götterglauben verknüpft, im Großen und Ganzen war die Sittlichkeit nichts als „Sitte" und zum Teil auch Stadtgesetz. Die kleinen Stadtstaaten waren nur für Durchschnittsmenschen eingerichtet, das Leben in ihnen war von einer großen, oft gesetzlich sanktionierten Gleichförmigkeit der Daseinsführung, und in der Erzählung, daß die Ephesier ihren Landsmann Hermodor aus der Stadt verwiesen, weil er ihnen zu „namhaft" geworden, liegt die tiefe Wahrheit, daß das Griechentum die „Übermenschen" nicht recht vertrug.

Fast kein einziges seiner Genies hat nicht Undank und Verfolgung erlitten.

Die Enge und Gleichförmigkeit der Daseinskreise erhielt durch die Perserkriege eine heftige Erschütterung, und die Sophistik ist das äußere Zeichen eines gewaltigen Prozesses, der sich von nun ab in dem antiken Denken vollzog. Dieser Prozeß ist die Geltendmachung des Individuums, des Rechtes der Persönlichkeit. Die Sophistik ist „Ichphilosophie". Sie nimmt äußerlich ihren Ausgangspunkt von der Naturphilosophie. Diese war, so entgegengesetzt auch sonst die Meinungen sein mochten, darin einig, daß die Sinneswelt nicht die Bürgschaft der Wahrheit, der unbedingten Gewißheit in sich trage — Heraklits Lehre vom Fluß aller Dinge und die Lehre der Eleaten, daß alle Vielheit nur ein Scheinen sei, laufen in ihrem Endergebnis für den Menschen auf ein und dasselbe hinaus. So konnte die Sophistik mit dem kühnen Satze des Protagoras auftreten: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Die Folge dieses Satzes war der Versuch zur Umwertung alle Werte im individualistischen Sinn.

Wenn Nietzsche diese Umwertung der Werte als Aufgabe der Philosophie bezeichnet, so ist darauf hinzuweisen, daß Plato im Theätet den Protagoras sprechen läßt (S. 166): Den nenne ich den Weisen, welcher einem von uns das, was uns schlecht scheint, umwertend (μεταβάλλων) als gut erscheinen und sein läßt.

Fragen wir uns nun, wodurch diese Umwertung gerechtfertigt wird. Zunächst treten uns die beiden Gegensätze: „Natur" und „Willkür" als Quell aller Ethik entgegen. Die Sophistik — und das ist ihr Verdienst — deckte diesen Gegensatz auf. Nicht Nietzsche ist der Urheber der Lehre von der „Herrenmoral" im Gegensatz zur „Sklaven-" und „Herdenmoral", sondern die Nachfolger des Protagoras, und zwar unterscheiden wir hier zwei Richtungen. Die eine leitet die Wertbegriffe von den Starken ab, die den Schwachen ihre Moral aufnötigten, die andern lassen sie von den Schwachen erfunden werden, um die Starken durch sie zu bändigen und unters Joch der Mittelmäßigkeit zu bringen. Zunächst erscheint das Gesetz selbst als ein Gewaltherrscher, der uns zwingt vieles zu thun, was gegen die Natur ist (Plato, Prot. 337 C.). Natur und Sitte (Herkommen) stehen im Widerspruch. Gerechtigkeit ist nur dem Herkommen nach etwas Schönes, der Natur nach aber nicht. Wahr, unwahr, fromm, gottlos, gerecht, ungerecht sind es nur nach gemeinsamer Ansicht und so lange es dieser gemeinsamen Anschauung beliebt. Ausdrücklich wird erklärt, daß es nur einer Umwertung bedarf, um den Wertbegriffen andern Sinn und andere Gültigkeit zu geben. (Plato, Ges. X. 889, D.)

Das natürliche Recht ist dasjenige des Stärkeren. Nach der einen Ansicht hat es sich als Gesetz erhalten, hier ist das Gesetz nichts anderes, als der Vorteil der Machthaber (Plato, Rep. I, 338 C.). Doch auch die Ansicht, daß die Schwachen die Gesetze gemacht haben, ist vorhanden (Gorgias 470 C. Rep. I, 344 A. Gesetz II, 661 B. Isokrates, Panathen. 243 f.). Das, was gewöhnlich (d. h. vom Volke) für gut erklärt wird, ist es gar nicht. „Wer sich mehr anmaßt als die Meisten (der Übermensch), heißt dem Gesetze nach häßlich und ungerecht, die Natur will aber, daß der Bessere vor dem Geringeren, der Mächtigere vor dem Ohnmächtigeren etwas voraushabe. Durch das willkürlich ausgedachte Gesetz werden die Besten und Kräftigsten unter uns in Zucht genommen wie junge Löwen, und man sucht sie durch Gaukeleien und Zaubersprüche zu knechten, indem wir ihnen sagen, Gleichheit müsse stattfinden, und darin bestehe das Schöne und Gerechte. Wenn aber, denk' ich, einer, der eine ausreichend kräftige Natur besitzt, zum Manne ward, dann schüttelt er das Alles ab, durchbricht es und umgeht es, tritt unsere Satzungen, Beschwörungsformeln, Zaubersprüche und alle der Natur widerstrebenden Gesetze mit Füßen, und der bisherige Sklave erhebt sich öffentlich als unser Herr, und da bricht dann glänzend, was von Natur recht ist, hervor".

In dieser Stelle des Gorgias von Plato (S. 483) wird ferner geradezu der Schwächere als der Geringere, der Gewaltigere als der Bessere erklärt. Dieser, repräsentiert von Herkules, treibt jenem, dem Geryon, die Rinder weg „ohne sie zu kaufen und ohne, daß jener sie ihm gab, indem darin das natürliche Recht bestehe, daß Rinder und alle andern Besitztümer der Schwächern und Geringern den Bessern und Gewaltigern gehören".

Man beachte die Worte „ohne sie zu kaufen und ohne, daß dieser sie ihm gab". Das Wort „raubte" ist hier ersichtlich mit Absicht vermieden — wir haben hier das „Herrenrecht", ja noch mehr, es ist das „Jenseits von Gut und Böse", das sich hier ausdrückt. Das Rauben muß nach diesem nichts als ein „Nehmen ohne Geben" sein. Das Recht des Stärkeren und der Wille zur Macht liegen dicht beisammen — das zeigt die Rede der Athener bei Thucydides I, 76; dort sagen sie auch: Es ist von jeher nicht anders gewesen, als daß der Schwächere von den Mächtigeren sich Gesetze vorschreiben lassen muß.

3. Das praktisch-soziale Ergebnis.

Das Jenseits von Gut und Böse der Sophistik wurzelt in dem Satz des Protagoras, daß man für die entgegengesetzteste Behauptung über den nämlichen Gegenstand gleichstarke Gründe anführen könne.

Bei Nietzsche ist ja auch oft genug ein Zweifel an der Möglichkeit und noch öfter an dem Werte der Wahrheit zu finden; zu dieser erkenntnistheoretischen Skepsis gesellte sich auch bei den Sophisten die ethische, daß alle Wertbegriffe nur Konvention seien, daß sie nur relative Giltigkeit besäßen. Vergebens hatten Platon und Aristoteles allgemeingiltige Formeln oder Werte aufzustellen gesucht; die Skepsis, in welche die Sophistik sich umsetzte, durchdrang bei ihren Nachfolgern ihre Systeme so gut wie sie diejenigen der Stoa und der Epikuräer und der Cyniker durchdrang. Die Sätze Nietzsches: „Es giebt gar keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moralische Ausdeutung von Phänomenen" (Jenseits von Gut und Böse, S. 100, p. 108), „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" (Zarath. S. 937), sind moderne Formulierungen dieser aus der Sophistik entsprungenen Skepsis, die das Altertum durchdrang.

Nicht mit philologischer Übergenauigkeit wollten wir den Zusammenhang der Nietzsche'schen Philosophie mit dieser Geistesströmung der Antike nachweisen, sondern nur die gemeinsame Grundlage. Die Zeit, in welcher die Sophistik entstand, ähnelt sehr der unsrigen. Durch die Sophistik erhielt die Bildung zuerst eine praktisch-soziale Bedeutung. Sie durchdrang bevorzugte Schichten, ähnlich, wie die Philosophie Nietzsches mehr auf solche bevorzugte Schichten gewirkt hat als irgend ein System. Die Wissenschaft ging auf den Markt und bot sich feil, sie schmeichelte den Instinkten. Sie erschien als das Mittel, die schlechtere Sache zu der besseren zu machen, und niemals ist das Recht des Stärkeren mit solcher verblüffender Offenheit verkündet worden als von den gebildeten Griechen. Das Recht des physisch Stärkeren wurde im Laufe der Zeit ein Recht der geistig Stärkeren. Mit der Herrschaft, die dem Wissenden gebührt, rechtfertigt sogar ein Aristoteles die Sklaverei. Dieses Wissen war antisozial. Der Einzelne tritt mit der Sophistik in Gegensatz zur Gesellschaft, und am Ende erscheinen alle Werte als Äußerliches, über die der Weise erhaben ist. Damit hatte sich die antike Kultur auch ausgelebt.

Es scheint nun, daß anfangs das Volk der Athener sich als Ganzes freudig der neuen Bildung, der Sophistik, zuwendete. Es fehlte nicht an Widerspruch — die „Wolken" des Aristophanes beweisen dieses. Aber bei der ersten Aufführung wurden die „Wolken" kühl aufgenommen. Zwanzig Jahre später sah es in Athen anders aus. Die große Volksmasse hatte eingesehen, daß diese Bildung, diese Individualethik der Reichen und Vornehmen nichts für den gewöhnlichen Mann tauge, sie schuf Übermächtige, und das Volk war — „die Vielzuvielen". Aus diesem Umstand erklären wir uns den Tod des Sokrates. Die Partei der Dunkelmänner verband sich mit der Herde — daß die Sophisten die

Thorweg, Zwerg!" sprach ich weiter: „der hat zwei Gesichter. Zwei Wege kommen hier zusammen: die ging noch niemand zu Ende. Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit. Und jene lange andere Gasse hinaus — das ist eine andere Ewigkeit. — — — Der Name des Thorwegs ist oben geschrieben: Augenblick. Aber wer einen von ihnen weiter ginge — und immer weiter und ferner: glaubst du, Zwerg, daß diese Wege sich ewig widersprechen?" „Alles Gerade lügt," murmelt verächtlich der Zwerg. Alle „Wahrheit ist krumm und die Zeit selbst ist ein Kreis." „Du Geist der Schwere!" erwidert Zarathustra, „mache es dir nicht zu leicht! Oder ich lasse dich hocken, wo Du hockst, Lahmfuß — und ich trug dich hoch. Siehe diesen Augenblick! Von diesem Thorweg Augenblick läuft eine ewige Gasse rückwärts, hinter uns liegt eine Ewigkeit. Muß nicht, was laufen kann von allen Dingen, schon einmal diese Gasse gelaufen sein? Muß nicht, was geschehen kann von allen Dingen, schon einmal geschehn, gethan, vorübergelaufen sein? Und wenn Alles schon dagewesen ist: was hältst du, Zwerg, von diesem Augenblick? Muß auch dieser Thorweg nicht schon — dagewesen sein?"

Wir führen aber diesen Gesang ausführlich an, nicht allein in der Absicht, auf den geistigen Zustand des Philosophen ein charakteristisches Streiflicht zu werfen, — unsere Absicht ist vielmehr auf die philosophischen Grundlagen seines Denkens, insbesondere auf die der Antike entnommenen Ideen, kurz hinzuweisen. Um hierbei den Leser zu überzeugen, muß dieser sich der eigentümlichen Stellung bewußt werden, in welche der von der Geschichte der Philosophie ausgehende Kritiker gerät. Dieser ist der Zerstörer der Leistungen eines dichterischen Genius. Was die Philosophie vor Nietzsche ausgesprochen, und zwar oft in kurzen, nüchternen, abstrakten Sätzen, hat Nietzsche in poetischer Sprache prägnant und plastisch ausgeführt, und dem Dichter, der in formvollendeter, blühender Sprache zu uns Widersinniges redet, wird trotz des Paradoxen, Unsystematischen, Unzeitgemäßen, der Schutz der Muse zu teil.

Nietzsche hat so ziemlich alle Systeme benützt, seine Philosophie ist Synkretismus, d. i. eine Zusammenwachsung vieler älterer Ideen und vielleicht deshalb so reich an Widersprüchen; aber die Denker, welchen er am meisten verdankt, übergeht oder schmäht er (wie Kant und Spinoza) — einzelne hat er sicher nur mittelbar kennen gelernt. Der entlehnte Gedanke wächst sich bei ihm zu einem greifbaren Bilde und zu ganzen Reihen von Bildern aus, als echter Dichter weiß er die Gedanken sinnlich greifbar zu machen.

Der Gesang „Vom Gesicht und vom Rätsel" beweist dieses klar. Der zu Grunde liegende Gedanke ist die Wiederkehr aller Dinge in derselben Folge. Der Kritiker, der behauptet, Nietzsche habe ihn der alten Philo-

sophie entlehnt, würde sich bei der Eigenart des Gedankengangs des Philosophen lächerlich machen, wenn er sich hier nicht den Philosophen selbst zum Zeugen laden könnte. In der „unzeitgemäßen Betrachtung“ gegen die Historie führte er selbst als Meinung der Pythagoräer an, „daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche und zwar bis aufs Einzelnste und Kleinste wiederkehren müsse“.

Dieser Gedanke von der „ewigen Wiederkehr“ aller Dinge, der Palingenesis, ist aber nicht allein den Pythagoräern eigen, sondern insbesondere der Stoa. Er hat ursprünglich eine kosmische (metaphysische) Bedeutung: nach dem Weltbrand erneuern sich die Welten wieder und alles, bis aufs Kleinste, wiederholt sich. Sokrates muß seine Xanthippe wieder heiraten u. s. s. Seneca sagt darüber: Der Tag wird kommen, der uns wieder an das Licht bringt. Wie sagt Nietzsche-Zarathustra? „Ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder! Allzuklein auch der Größte! und ewige Wiederkunft auch des Kleinsten! Ach Ekel! Ekel! Ekel!“

Das Kosmische setzt sich bei ihm um in Ethisches und dieses in Selbsterlebtes. Der Dichterphilosoph setzt sein ganzes Ich nicht allein an, sondern auch in seine Lehre!

2. Von der Palingenesis der Wertumwandlung.

Gewiß, der Weg, den der Philosoph Nietzsche gegangen ist, war schon einmal da, und auch der Thorweg, an dem sein Geist zum Halt gezwungen ist. Das „Jenseits von Gut und Böse“ wurde schon einmal proklamiert. Die Umwertung aller Werte, sie wurde schon einmal versucht. Die Ichphilosophie Nietzsches ist vielleicht das Ende einer langen, langen geistigen Entwicklung, nämlich des ethischen Individualismus, und seine Lehre vom Übermenschen nur das bis ins Krankhafte gesteigerte alte Ideal einer Geistesaristokratie, die, sich selbst genug, verächtlich auf die große Heerde herabblickt. Und auch die Lehre von der Einerleiheit der Gegensätze der gewöhnlichen Moralbegriffe, ihrer willkürlichen Feststellung durch die Starken und Vornehmen ist nicht originell von Nietzsche erzeugt. Sie, wie überhaupt das System des Philosophen wurzelt in der antiken Philosophie und ganz besonders in der Sophistik.

Nietzsche war von Hause aus Philologe; als er 1864 das Gymnasium verließ, das altberühmte Schulpforta, wählte er für seine lateinische Schulabhandlung den Dichter Theognis, wie Ziegler bemerkt, „den griechischen Vertreter einer aristokratischen Kasten- und und Herrenmoral, dem die Adligen die „Guten“, die Masse der Vielzuvielen die „Schlechten“ waren. In seinen Vorlesungen über vor-

Immer tiefer frißt sich die Überzeugung im Volke ein, daß jeder Kulturfortschritt gegen die Machthaber durchgesetzt werden muß. Jeder Reformer rennt wider eine ungeheuere Barriere, die ihm den Weg versperren will, und wenn er die Natur dieser Barriere ergründet, befindet er sich der Regierung gegenüber, die ihm mit Donnerstimme zuruft, den Rückweg anzutreten. Es hieße die Geschichte des letzten Jahrzehnts schreiben, wenn man aufzählen wollte, wie erbarmungslos sich die Regierung gegen jeden Fortschritt auf ethischem, religiösem und geistigem Gebiete gestemmt hat. Die Emanzipation des vierten Standes wurde mit eiserner Gewalt zu verhindern gesucht, dem Volke sollte immer wieder aufs neue das religiöse Joch auferlegt, der Zugang zu echter Bildung und Aufklärung verwehrt werden. Reformen wurden nur dann zugestanden, wenn ein Verweigern schlechterdings nicht mehr möglich war. Der Massen bemächtigte sich allmählich das instinktive Gefühl, daß von oben nichts zu hoffen und alles zu fürchten sei. Damit schwand die Autorität der „Führenden" mehr und mehr, weil das Vertrauen in ihre Leitung schwand. Es ist erstaunlich, wie sich das Bestreben der preußischen Regierung, der „Universal-Hemmschuh" zu sein, bis auf die entlegensten Gebiete menschlicher Reform-Thätigkeit erstreckt! Ein klassisches Beispiel ist ihre feindselige Stellungnahme gegen die Einführung der Feuerbestattung. Die kleineren deutschen Staaten, wie Baden, Hessen, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Weimar, Hamburg, Bremen haben längst die Feuerbestattung eingeführt. Preußen verwehrt seinen Bürgern, was den Bremensern gestattet ist! Preußen wirft sich mit Hülfe aller Machtmittel des Staates den Bestrebungen der Volksschullehrer entgegen, die endlich von der geistlichen Schulaufsicht befreit sein wollen, als aufgeklärte, sich selbst verantwortlich fühlende Bürger des 20. Jahrhunderts. Es waren die Zeiten Falks, in denen die preußische Regierung in Fragen des Volksschul-Unterrichtes Autorität hatte. Das Regiment des Unterrichtsministers Studt wird zähneknirschend von der Lehrerschaft ertragen, so daß die „Schulkorrespondenz" kürzlich schreiben konnte: „Man muß auf die Zeiten v. Mühlers zurückgehen, um einen Unterrichtsminister zu finden, der die gesamte Lehrerschaft gegen sich hat, wie Dr. Studt." — Und da sollen wir uns wundern, wenn die Autorität eines solchen Ministers zu wünschen übrig läßt!

Das preußische Volk ersehnt ein freiheitliches Schulgesetz, was deutlich aus dem unerhörten Widerspruch herauszuhören war, den das Zedlitzsche Gesetz hervorgerufen hatte. Die Regierung stellt sich aber taub und sinnt unaufhörlich, wie ein ähnliches Gesetz, das den Konservativen und Klerikalen passen würde, durchzudrücken wäre!

In der Dissidenten-Frage sucht der Kultusminister rücksichtslos

allen Bestrebungen ein Ende zu machen, welche darauf ausgehen, den Eltern ihr natürliches Recht zu wahren, wonach sie und nur sie allein darüber zu bestimmen haben, welche religiösen Anschauungen sie ihren Kindern überliefern wollen.

Die deutschen Frauen werden in ihren berechtigten Bestrebungen beständig von den Behörden gehemmt. Jede Forderung muß mit übergroßen Anstrengungen durchgesetzt werden, und es wäre wahrlich nicht erstaunlich, wenn allmählich alle Reform-Bestrebungen in Preußen einschlafen würden, wenn unsere Reformer an dem Gelingen ihrer Kulturbestrebungen endgültig verzweifelten!

Jeder Industrielle weiß, wie schwer es ist, in alte Fabrikbetriebe neue Verfahren, neue verbesserte Maschinen, neue Fabrikationsmethoden einzuführen. Fast überall stößt der industrielle Reformator auf alte Werkmeister, die sich um alles in der Welt nicht von ihren altgewohnten Methoden abbringen lassen. Diese alten Werkmeister hassen jeden Fortschritt und stemmen sich den Erfordernissen einer neuen Zeit entgegen. Die Arbeiterschaft verliert sehr rasch den Glauben an die Autorität dieser Werkmeister, sowie von außen Kunde kommt von verbesserten Fabrikations-Verfahren, die in anderen Betrieben Eingang gefunden haben. Der einfachste Arbeiter fühlt instinktiv, daß der „alte Werkmeister" nicht mehr auf der Höhe ist. So ergeht es augenblicklich dem deutschen Volke, und vor allem dem preußischen, mit seinen Regierungen. Die Besten des Volkes fühlen, daß ein Neues, ein Herrliches werden will, das aber von den reaktionären Regierungen nicht begriffen wird. Deshalb schwindet die Autorität der Staatsleiter so beängstigend rasch.

Wir brauchen Minister, die Fühlung mit der Volksseele haben. Das Volk lechzt nach Aufklärung und sieht seine Kinder die besten Schuljahre mit dem Auswendiglernen des Katechismus verbringen; es will sich zu höherer Lebenshaltung durchringen und muß die Lohngroschen, die für Bildungszwecke dienen sollten, den Agrariern geben, weil die Lebensmittel durch Zölle künstlich verteuert werden. Die Arbeiterschaft sieht im Koalitionsrecht die einzige Waffe, um ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen, und muß dieses Fundamentalrecht unaufhörlich bedroht sehen. Seit Jahrzehnten hat das Volk über das plutokratische Dreiklassen-Wahlsystem zum preußischen Landtage sein Urteil gesprochen — kein Minister fühlt sich gedrungen als Anwalt des Volkes für Verbesserungen zu wirken — und so könnte man die Aufzählung dessen, was das Volk ersehnt und nicht erlangen kann, bis ins Unendliche fortsetzen. Wie sollte man zu Regierungen mit Vertrauen aufschauen können, die so sehr alle Fühlung mit dem Volke verloren haben? Die heutige Generation kann

gar nicht mehr begreifen, wie es einmal möglich gewesen ist, daß sich in Deutschland Minister gefunden haben, die solche schrecklichen Dinge, wie Freizügigkeit und Civilehe eingeführt haben und gar die Falk'schen Schulreskripte! Das waren aber gerade Minister, welche jene Autorität besaßen, deren unsere Regierung sich nicht rühmen kann!

Erst dann wird es in Deutschland besser werden, wenn unsere Machthaber erkennen, daß man sich Autorität nur verdient, indem man sie täglich erobert! Die Zeiten sind vorbei, in denen das unmündige Volk von Jugend auf daran gewöhnt war zu den Regierungen als den Trägern aller Weisheit ehrfurchtsvoll emporzublicken. Eine Regierung, die Autorität besitzen will, muß sich an die Spitze des Kulturfortschrittes stellen, aber nicht polternd einhertrotten hinter allen Patrioten, die Deutschland zur Weltmacht machen wollen — auf dem Gebiete der echten Kultur und der edelsten Gesittung! —

Revolution in Rußland.

Von Dr. Paul Ernst.

Nach den letzten Nachrichten scheinen die Studentenunruhen in Rußland insofern eine ernstere Bedeutung zu haben, als das Volk nicht mehr, wie früher, den Studenten feindlich gesinnt ist, sondern mit ihnen sympathisiert. Daß für die Gebildeten die russischen Verhältnisse unerträglich sind, leuchtet wohl ohne weiteres ein; und wenn nicht die gesamte gebildete Gesellschaft zusammenhielte und durch große Freiheit in gesellschaftlichem Sinn, durch weitgehende Übertretungen der Verbote sich schadlos hielte, so wäre es gar nicht denkbar, wie sie überhaupt existieren kann. Der Druck, der auf dem gemeinen Volk, den Bauern und den Arbeitern der aufblühenden Industrie lastet, wurde nicht so sehr empfunden, denn die Aufhebung der Leibeigenschaft ist noch nicht so lange her, daß das Volk das Bewußtsein der Menschenwürde haben könnte, wie bei uns. Das eigentliche Bürgertum ist noch ganz ungebildet, hat die größten Vorteile von den bestehenden Verhältnissen und besitzt gleichfalls noch nicht Selbstgefühl und Würde; es mag fraglich sein, ob diese Eigenschaften überhaupt je in Rußland die soziologische Bedeutung haben werden, wie im westlichen Europa.

Bei den eigenartigen russischen Verhältnissen kann man die Stimmung der Fabrikarbeiter als nicht sehr verschieden von denjenigen der Bauern annehmen. Gelegentliche Bauernrevolten sind ja wohl schon immer vorgekommen, aber nur aus lokalen Gründen. Wenn jetzt das gemeine Volk im großen sich unruhig zeigt, so ist das ein sehr merkwürdiges

Symptom. Ausgeschlossen ist natürlich eine erfolgreiche eigentliche Revolution; deren Zeiten sind vorüber seit den modernen Verkehrsmitteln und modernen Heerwesen. Aber es liegt doch die Möglichkeit ernster Entwicklungsstörungen und vielleicht noch schlimmeres vor. Dem westlichen Europa braucht das nicht unlieb zu sein, denn für uns giebt es keine größere Gefahr wie das bedrohliche Anwachsen der russischen Macht; noch heute wie 1849 ist Rußland Stütze und Ursache einer unheilvollen Reaktion.

Rußland ist in die unvergleichlich günstige Situation hineingeboren, nicht nur mit einem ungeheuren eigenen Gebiet mit dünner Bevölkerung in die europäische Entwicklung zu treten, sondern auch direkten Zusammenhang mit den großen Länderstrecken Asiens zu haben, die teils von wilden, teils von barbarischen und gegen moderne europäische Heere hülflosen Völkern gleichfalls nur dünn bevölkert sind. Es genießt ferner den Vorteil, daß sein Volk großes kolonisatorisches Geschick hat und im Wesentlichen auf demselben Kulturniveau steht wie die barbarischen Völker, und bis jetzt noch auf keine klimatischen Schwierigkeiten gestoßen ist. So liegt die Möglichkeit einer Assimilierung und Aufsaugung der fremden Völkerschaften vor; und an sich scheint kein Hindernis obzuwalten, daß etwa in hundert Jahren — heute gehen solche Dinge sehr schnell — ganz Asien mit der Mandschurei bis an die Grenze des eigentlichen Chinas mit Ausnahme Indiens und Arabiens, vielleicht auch, wenn die anderen Staaten endlich sich rühren, Kleinasiens, Syriens und Mesopotamiens, russisch ist, d. h. nicht nur unter russischer Hoheit steht, sondern von russischem Volk bewohnt ist. Damit wäre ein Weltreich geschaffen, neben dem etwa das Deutsche Reich oder Frankreich nur noch die Rolle eines Kleinstaates spielen würde, und das vor dem heutigen britischen Reich den großen Vorteil hätte, daß es die allgemeine Wehrpflicht beibehalten kann, in direkter Landverbindung zusammenhängt, unangreifbar ist, und endlich wirtschaftlich sich völlig abschließen kann. Nur wenn die Vereinigten Staaten bis dahin Central- und Südamerika sich einverleibt haben sollten, würde diesem Reich ein Gegner entstehen, der ihm überlegen wäre.

Unzweifelhaft fördert die gegenwärtige politische Verfassung Rußlands diese Entwicklung. Eine volkstümliche Regierung würde die Hungersnöte und den Steuerdruck zu lindern suchen und dadurch die äußerste Anspannung unmöglich machen, die heute ausgeübt wird, um neue Gebiete zu erlangen und zu halten. Niemand bedroht Rußland, es selbst bedroht nur andere; deshalb ist der Absolutismus erforderlich, um die ungeheuren Ausgaben für militärische Zwecke, namentlich die strategischen Eisenbahnen zu machen, auf Kosten des verhungernden Volkes. Eine ganz besondere Kraft muß es ja wohl sein, um dieses passive Volk — denn die aktive kleinrussische Bevölkerung, die jahrhundertelange Heldenkämpfe in ihrer

Geschichte zu verzeichnen hat, wird ja selbst unterdrückt und spielt gegenüber dem passiven Großrussentum eine immer bescheidenere Rolle — zu der Begründung eines Weltreiches zu treiben, auch außer dem besondern Glück einer geographischen und geschichtlichen Constellation.

Man soll die Revolten nicht überschätzen, man soll sie aber auch nicht unterschätzen. Die seit Aufhebung der Leibeigenschaft und Zunahme des Steuerdruckes immer heftiger auftretenden Hungersnöte haben im Volk offenbar eine eigene Unzufriedenheit verursacht; und man muß nicht vergessen, daß die stärkste Wurzel des gegenwärtigen Regiments doch in der spezifischen, halb religiösen Verehrung des Zaren ruht; gerade durch Hungersnöte und Mißernten, weit weniger durch unmittelbar von der Regierung verursachte Leiden werden bei solchen halbbarbarischen Völkern diese Anschauungen erschüttert; es verbreitet sich der Glaube, daß der König nicht mehr von Gott unterstützt wird, daß der Teufel zur Täuschung der Menschen ein scheinbar göttliches Regiment aufgerichtet habe, welches das eben bestehende sei, während der wahre Herrscher irgendwo gefangen werde, und ähnliches. Das merkwürdige Überhandnehmen von allerhand Sekten mit sozial und politisch mehr oder weniger radikalem Programm erklärt sich aus solcher Stimmung, und die blutige Verfolgung derselben durch die Regierung aus dem Bewußtsein dieser, welche Gefahr ihr hier droht. Selbst das uns Westeuropäern ganz unverständlich erscheinende Programm Tolstois vom Nichtwiderstreben und der Verweigerung des Kriegsdienstes ist aus diesen Verhältnissen heraus zu beurteilen. Man muß an unsere Bauernkriege denken mit ihrem mystisch-religiösen Hintergrund, ihrem Glauben an einen heimlichen Kaiser, ihrem oft quietistischen, blutigen, radikalen, kommunistischen, sexuell-perversen Ideen, die alle in einem trüben Gemische, sich logisch widersprechend und doch psychologisch und soziologisch aus einer Wurzel entspringend, sich mischten.

Wie schon hervorgehoben, ist bei den modernen Armeeverhältnissen eine Revolution, wie noch die des achtundvierziger Jahres war, gänzlich unmöglich. Aber hier kommen ganz neue Kombinationen vor. Die russische Armee rekrutiert sich fast nur aus den Bauernsöhnen; und da es unser Junkertum dort nicht giebt, der Offiziersstand auch nicht die sozial bedeutsame Position hat wie bei uns, so ist der Einfluß der Offiziere auf die Mannschaft viel geringer wie bei uns. Die Bauernsöhne in Uniform unterliegen aber denselben religiösen und mystischen Vorstellungen wie ihre Väter und Brüder; und wenn auch im Westen, speziell bei uns, der Drill die Gefühls- und Gedankengemeinschaft zwischen Heer und Volk aufheben kann, sodaß es wirklich möglich wäre, die Soldaten auf ihre Väter und Brüder schießen zu lassen so wird die

Sache doch wesentlich anders, wenn die Gefühle und Gedanken eine religiöse Sanktion bekommen. Wenn in einem Volk starke religiöse Instinkte vorhanden sind und diese sich mit seinen sozialen Bestrebungen verbinden, so glaubt es eben für Gott zu kämpfen und zu leiden, und ein Heer, welches aus diesem Volk hervorgegangen ist, würde immer diese religiöse Überzeugung gegen jede Abrichtung behaupten. Man hätte durch sie wahrscheinlich auch die Bauernkriege nicht auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht niederschlagen können, sondern dazu bedurfte man des Landsknechtsheeres, das damals noch sehr aristokratischer Natur war und einen Standeshaß gegen die Bauern hatte.

Da man etwas Bestimmtes über die Dinge in Rußland nicht weiß, so wäre es natürlich sehr müßig, irgend welche Voraussetzungen zu machen. Es ist ja wohl mit großer Sicherheit anzunehmen, daß die Unruhen auch jetzt wieder unterdrückt werden. Indessen zeigen sie doch, daß die innere Situation Rußlands sehr bedenklich ist; nicht in dem Sinn, wie man zur Zeit der nihilistischen Hochflut annahm; solcher Bewegungen kann eben die bloße Polizei Herr werden, sondern es bereitet sich eine gefährliche Gährung im eigentlichen Volk vor. Welches Ende dies haben würde, ist ebensowenig zu sagen; es gibt eben keine historische Analogie für die gegenwärtige Situation Rußlands. Jedenfalls würde sie die Westeuropa drohende russische Gefahr auf geraume Zeit paralysieren.

Die kleine lex Adickes.

(Ein Mittel zur Linderung der Wohnungsnot.)

Von Carl Saenger.

Die Einwohnerzahl des deutschen Reiches ist in den letzten 5 Jahren von 52 Millionen auf über 56 Millionen gestiegen, hat demnach im Jahresdurchschnitt eine Vermehrung von mehr als 800,000 Köpfen erfahren. Diese enorme Erhöhung der Bevölkerungsziffer, die alle aus Einzelergebnissen hergeleiteten annähernden Schätzungen übertroffen hat, ist im wesentlichen den großen und mittleren Städten zu gute gekommen. Sie haben fast alle eine erhebliche Steigerung der Seelenzahl zu verzeichnen und zwar in sehr viel höherem Grade als die kleinen Städte, die Dörfer und Flecken des flachen Landes; denn stärker als je drängt sich die Bevölkerung in die großen Städte zusammen, immer größere Volksmassen zieht die „Stadt" wie mit unsichtbaren Fangarmen in ihren Kreis. Die Gründe für diese Erscheinung unseres modernen Kulturlebens sind zahlreich und verschiedenartig; wer sie allein in der Vergnügungssucht der niederen Klassen zu finden meint, macht sich übelwollender Einseitigkeit und nicht gerechtfertigter Unterschätzung der in den großen Kulturzentren gebotenen Möglichkeiten für Fortbildung insbe-

sondere der Jugend schuldig und würdigt nicht genug den Trieb der um ihre und der Ihrigen Existenz schwer ringenden Eltern, ihren Kindern ein besseres Los zu schaffen, als es ihnen beschieden war. Dazu kommt als weitere treibende Kraft die Thatsache, daß in der großen Stadt der Einzelne mehr Freiheit der Bewegung genießt, daß er leichter seinen Neigungen gemäß Beschäftigung findet, ungestörter und nicht auf Schritt und Tritt von seinem Brotherrn oder dessen Beamten beaufsichtigt seine Anschauungen aussprechen und vertreten darf, daß mit einem Worte das Selbstbestimmungsrecht der Persönlichkeit in der großen Stadt besser gewahrt bleibt als in der Enge der gering bevölkerten menschlichen Ansiedlungen, wo altüberlieferte Schablone jede selbständige Regung und jede Bethätigung des Eigenbewußtseins dem wirtschaftlich Abhängigen versagt. Welche Ursachen aber auch zusammenwirken, um immer größere Massen in die Mauern der Städte fluten zu lassen: die Thatsache des stetig sich mehrenden Bevölkerungszuwachses der Städte legt ihren Bewohnern eine ganze Reihe von Verpflichtungen auf, deren Erfüllung Opfer fordert, Opfer des Einzelnen wie der Gesamtheit. —

Die Jahr für Jahr neu zuziehenden Familien suchen Unterkunft; eine Wohnung zu finden ist ihr erstes Begehren. Solange das Weichbild der Stadt im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl groß und ausgedehnt ist, wird der Preis für Grund und Boden, auch wenn dieser nach und nach im Werte steigt, in mäßigen Grenzen bleiben, da die Konkurrenz übertriebene Forderungen ausscheidet. Je mehr aber das unbebaute Terrain sich verkleinert oder wenn besondere Umstände sich der Anlage von Straßen und der Bebauung des etwa noch vorhandenen Geländes in den Weg stellen, dann wird der Wert des bebauungsfähigen Landes in bedenklicher Weise in die Höhe schnellen und bei der dauernd wachsenden Nachfrage der Preis für alle vermietbaren Wohnungen so hoch steigen, daß auch bei hohen Löhnen und sonst günstigen Erwerbsbedingungen der Mietzins nicht mehr $^1/_6$ oder $^1/_5$ sondern $^1/_3$ des Einkommens verschlingt. Um die hieraus sich ergebenden Mißstände und Gefahren, die hier nicht näher geschildert zu werden brauchen, zu beseitigen, können zwei Wege eingeschlagen werden. Man kann einerseits versuchen, für Arbeiter und gering besoldete Beamte, die den Tag über ihrem Erwerbe nachgehen, Ansiedelungsorte außerhalb der Grenzen des städtischen Weichbildes zu schaffen. Aber dieser Ausweg begegnet erheblichen Schwierigkeiten. Ganz abgesehen davon, daß auch in solchen Vororten gar bald der Preis von Grund und Boden eine so ansehnliche Steigerung erfährt, daß die Wohnungen dort nicht viel billiger sind als in der Stadt, so ist für viele Personen, die hier ihre Beschäftigung haben, das Wohnen außerhalb der Stadt mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpft, daß sie sich dazu nur im äußersten Notfall

verstehen werden. Denn im großen und allgemeinen ist der Vorortverkehr, die Möglichkeit, rasch und bequem aus den Vororten in das Zentrum der Stadt und zurück zu gelangen, in den Provinzstädten noch in sehr bescheidenem Maße vorhanden, und außerdem kostet die Benutzung der Verkehrsmittel Geld und — Zeit. Die Abneigung gegen das „Draußenwohnen", das Bestreben, wenn auch unter drückenden Opfern möglichst nahe der Erwerbsstätte eine Wohnung zu finden, ist deshalb als durchaus berechtigt anzuerkennen. Diese Abneigung aber wird die Ursache dafür, daß die Versuche, die an der Peripherie der großen Städte liegenden kleinen Orte zur Aufnahme des Bevölkerungsüberschusses in ausreichendem Maße heranzuziehen, mit geringen Ausnahmen nicht zur Verwirklichung gutgemeinter Wünsche führen. So bleibt nun der andere Weg übrig: das im Weichbild der Stadt zur Verfügung stehende Terrain der Bebauung zu erschließen, um möglichst die genügende Zahl von Wohnungen zu schaffen.

In richtiger Erkenntnis dessen, daß eine gute, gesunde und nicht zu teure Wohnung einer der wichtigsten Faktoren für die wirtschaftliche Existenz der Familie und das Fundament für die Pflege des Familienlebens und für die sittliche Erziehung der heranwachsenden Generation ist, hat der gegenwärtige Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. der Lösung der Wohnungsfrage seine ganze Aufmerksamkeit zugewandt. Gestützt auf die §§ 1012—17 des Bürgerl. Ges.-Buches hat er eine Vorlage an die Stadtverordneten-Versammlung ausgearbeitet, die die Vergebung städtischen Geländes während der nächsten zwei Jahre zu Erbbaurecht bezweckt und zur Gewährung von Bau-Kapitalien 500,000 Mk. aus städtischen Mitteln verlangt. Dabei ist vorgesehen, daß die städtische Baukasse die letzten 40 % der Baukosten darleiht. Mit dieser Vorlage, deren Schicksal entschieden sein wird, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, soll vornehmlich gemeinnützigen Baugesellschaften und Privatpersonen, die nicht über genügende Mittel verfügen, um Baugelände kaufen und bebauen zu können, die Möglichkeit und ein Antrieb gegeben werden, Häuser zu errichten, und es soll fernerhin der Stadt das Recht vorbehalten bleiben, die Steigerung der Grund- und Bodenwerte im Interesse aller Steuerzahler der Stadthauptkasse dienstbar zu machen. Ob die Annahme dieser Vorlage die wünschenswerte Vermehrung der Bauthätigkeit bringen wird, mag hier unerörtert bleiben; einigen Erfolg wird die Einführung des Erbbaurechts immerhin haben.

Wichtiger und wertvoller indessen, aber zugleich von einschneidender Bedeutung in das Recht des Privatbesitzes an Grund und Boden ist der andere Versuch, der von dem Frankfurter Oberbürgermeister zur Beseitigung der Wohnungsnot unternommen wird. Von den Ministerien

der öffentlichen Arbeiten, der Justiz und des Innern ist dem Landtag der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Umlegung von Grundstücken in Frankfurt a. M. zugegangen und vom Herrenhause bereits mit wenigen Abänderungen genehmigt worden. „Die kleine lex Adickes" wird er genannt in Erinnerung an den Antrag Adickes, der in den Jahren 1893 und 94 in den beiden Häusern des Landtages zu Beratung stand, vom Herrenhause zwar gut geheißen, von der Kommission des Abgeordnetenhauses aber mit überwiegender Mehrheit verworfen wurde. Motiviert wurde hier die Ablehnung u. a. damit, daß ein Gesetz von solcher Bedeutung von der Regierung vorgeprüft werden solle, und daß das Bedürfnis einer allgemeinen Regelung der Materie nicht vorhanden sei. Der jetzt von der Regierung auf Grund einer von Adickes gemachten Vorlage eingebrachte Entwurf beschränkt sich deshalb auf Frankfurt a. M., es soll jedoch die Ausdehnung dieses Gesetzes auf andere Gemeinden nach deren Antrag und nach Anhörung des Provinzial- oder Kommunallandtages Königlicher Verordnung vorbehalten bleiben.

Die leitenden Grundgedanken, die in diesem Gesetzentwurf paragraphiert sind, können in die folgenden fünf Sätze zusammengefaßt werden:

1. In überwiegend unbebauten Teilen des Frankfurter Gemeindebezirks kann die zwangsweise Umlegung und Zusammenlegung von Grundstücken stattfinden, um ihre Verwertung als Baugelände zu ermöglichen.
2. Die Umlegung kann nur dort und soll überall dort stattfinden, wo es das öffentliche Interesse erfordert.
3. Dieser Eingriff ins Privateigentum ist nur gestattet bei vollständiger Entschädigung aller Betheiligten.
4. Die Feststellung des Umlegeplanes wird dem Verwaltungsverfahren überwiesen.
5. Für alle Entschädigungsansprüche wird der Rechtsweg offen gehalten.

Das Umlegeverfahren soll nach dem Entwurf eingeleitet werden nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag. Antragsberechtigt sind sowohl der Magistrat zufolge Gemeindebeschluß, als auch der oder die Eigentümer von mehr als der Hälfte der Fläche der umzulegenden Grundstücke. Der Magistrat hat einen Plan des zur Umlegung bestimmten Bezirkes und ein Verzeichnis der Grundstücke zu jedermanns*) Einsicht offenzulegen, die etwa erhobenen Einwendungen thunlichst zur gütlichen Erledigung zu bringen und darauf das Material dem Bezirksausschuß einzureichen. Wenn dieser das öffentliche Interesse und die sonstigen

*) Es wird hier und im folgenden der vom Herrenhause festgestellte Text zu Grunde gelegt.

gesetzlichen Voraussetzungen der Umlegung als vorhanden anerkannt hat, und wenn über alle Einwendungen endgültig (d. h. eventuell durch Beschwerde bei dem Provinzialrat) beschlossen ist, wird die Ausführung einer neuen, vom Regierungspräsidenten zu ernennenden selbständigen Behörde, der Umlegungskommission, übertragen. In die Kommission sind außer zwei Kommissaren des Regierungspräsidenten, von denen der eine als Vorsitzender, der andere als sein Stellvertreter zu fungieren hat, wenigstens je ein Bausachverständiger, ein zum Richteramte befähigter Rechtsverständiger, ein geprüfter Landmesser, sowie ein Sachverständiger für die Bewertung der Grundstücke zu berufen; außer dem Vorsitzenden hat je einer der vorgenannten Sachverständigen an der Beschlußfassung über den von der Kommission aufgestellten Verteilungsplan der umzulegenden Grundstücke teilzunehmen.

Um den Zweck der Umlegung, die Gewinnung von Bauplätzen zu erreichen, wird der betreffende Bezirk einschließlich aller überflüssig werdenden öffentlichen Wege und Plätze als ein Grundstück angesehen, von dem selbstverständlich zunächst das Gelände, das nach dem vor Einleitung des Verfahrens endgültig festgestellten Bauplan für die neu anzulegenden öffentlichen Straßen und Plätze erforderlich ist, ausgeschieden werden muß. Die Restmasse wird von der Kommission, soweit möglich im Einvernehmen mit den Beteiligten, nach Zweckmäßigkeit und Billigkeit thunlichst so verteilt, daß jeder Eigentümer im gleichen Verhältnis und in der gleichen örtlichen Lage wie bei der früheren Gesamtfläche beteiligt wird. An die Stelle der Entschädigung durch Grundeigentum tritt die Geldentschädigung, wenn das eingeworfene Grundstück zur Bebauung zu klein war oder durch die Umlegung so verringert wird, daß es zur Bebauung nicht mehr geeignet ist. Aushülfsweise hat neben der Landzuweisung die Entschädigung in Geld zu erfolgen für einen etwaigen Mehrwert, der dem eingeworfenen Grundstück vermöge besonderer natürlicher Eigenschaften oder vermöge darauf gemachter Verwendungen zukommt, sowie für den Verlust von Gebäuden, Fabriken, Handelsgärtnereien, Baumschulen ꝛc. Allen anderen Beteiligten, die Rechte an die eingeworfenen Grundstücke haben, soll volle Entschädigung in Geld gewährt werden.

Über die Verteilung der Grundstücksmasse und über die zu gewährenden Geldentschädigungen hat die Kommission einen Verteilungsplan aufzustellen und Einwendungen der Beteiligten in einem besonderen Verhandlungstermin entgegenzunehmen, ehe sie ihren Beschluß faßt. Die von der Kommission nicht erledigten Einsprachen werden dem Bezirksausschuß mit dem Verteilungsplan zum endgültigen Beschluß — soweit es sich um die Landzuweisungen handelt — überwiesen; wegen der Ansprüche auf Entschädigung in Geld steht den Beteiligten der Rechtsweg

offen. Diese, die Entschädigungen in Geld, sind von der Gemeinde zu leisten; bei ihrer Festsetzung soll der Grundsatz maßgebend sein, daß Niemand durch das Umlegeverfahren geschädigt wird, daß aber auch Niemand daraus unberechtigten Nutzen zieht. Deshalb werden die eingeworfenen Grundstücke nach dem Werte berechnet, den sie vor der Umlegung haben, die aufgeteilten nach dem, den sie nach der Umlegung haben. Da der Wert der Grundstücke nach erfolgter Umlegung eine wesentliche Steigerung zu Gunsten der Eigentümer erfahren wird, so ist es billig, daß die Aufwendungen der Gemeinde auf Antrag des Magistrats als Umlegungsbeiträge auf die Eigentümer verteilt und von diesen getragen werden. Die Kosten des Verfahrens trägt die Gemeinde.

Das ist in großen und groben Zügen das Bild, das die lex Adickes bietet, mit deren Hülfe der Wohnungsnot in Frankfurt gesteuert werden soll. Im einzelnen läßt sich wohl an dem einen oder andern Paragraphen mit der Kritik einsetzen; im allgemeinen Interesse der Frankfurter Bevölkerung aber ist eine baldige Verabschiedung des Entwurfes durch das Abgeordnetenhaus dringend notwendig, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß der Gemeinde durch das Antragsrecht der Eigentümer und durch die Aufbürdung der Entschädigungspflicht ein recht erhebliches Risiko auferlegt wird. Allein die Verhältnisse sind hier, und wohl auch in manchen anderen Städten, so geartet, daß Abhülfe selbst unter pekuniären Opfern der Gemeinde dringend geboten ist. Es handelt sich um die Gewinnung von etwa 580 ha zu Baugelände, die heute so zersplittert sind, daß sie zu Bauplätzen ungeeignet bleiben, wenn nicht eine zweckmäßige Zusammenlegung eintritt. Zweifellos ist, daß auf Grund dieses Gesetzes die Wohnungsnot gemildert werden kann, wenn auch das Allheilmittel gegen teure Wohnungen nicht darin zu suchen ist. Die Frage der Herstellung geeigneter und billiger Wohnungen ist viel zu kompliziert, als daß sie durch eine einzelne Maßregel gelöst werden könnte; einige sehr wertvolle Anregungen giebt der Erlaß der Ministerien für Handel und Gewerbe, der Landwirtschaft, der geistlichen Angelegenheiten und des Innern an die Oberpräsidenten, datiert vom 19. März ds. Js., der insbesondere eine zweckmäßige Bodenpolitik der Gemeinden fordert. Wenn auch dieser Erlaß nicht gerade neue Gesichtspunkte für die Arbeit an der Lösung der Wohnungsfrage bringt, so ist er doch als Äußerung der Regierung, der manche Gemeindevertreter vielleicht mehr Gewicht beilegen, als den Forderungen der Sozialpolitiker, sehr zu begrüßen. Wenn alle maßgebenden Faktoren zusammenstehen, wenn das Bewußtsein der Verpflichtung, billige Wohnungen zu schaffen, in immer weitere Kreise dringt, dann werden sich auch die Schwierigkeiten, die sich dieser Aufgabe in den Weg stellen, als nicht unüberwindlich erweisen.

Plato und sein Einfluß auf die Priesterherrschaft in der katholischen Kirche.

Von J. Brand.

So viel auch über Plato geschrieben wurde und so oft man auch seine Dialoge citiert, so scheint es doch an der Zeit, seine religionspolitischen Lehren zusammenzufassen und den mächtigen Einfluß zu prüfen, den sie auf die religiösen Anschauungen, Lehren und Einrichtungen späterer Zeit genommen haben.

In seinem Dialoge über die Gesetze sagt er:

„Wer Staaten gründet oder wieder aufrichtet, wird nie etwas abändern, was vorgeschrieben ist und sich auf uralte Sagen oder Göttererscheinungen oder göttliche Eingebungen gründet, noch Opfer und Weihungen, die solcher Glaube einführte. Jedem Teile des Staates soll man einen Gott, Dämon oder Heros zum Schutze geben und diesen sollen Haine oder Bezirke angewiesen werden.“ Er stellt dann hohe Forderungen an die soziale Tugend der Bürger und sagt: „So wird der Staat beschaffen sein, den Götter und Göttersöhne bewohnen.“ Schon vorher läßt er einen Teilnehmer am Gespräche sagen, daß jedermann sorgen solle, in der Nachfolge Gottes zu wandeln.

„Also laßt uns jetzt unsern Staat einteilen und jedem Teile einen Gott oder Göttersohn zum Beschützen ernennen, diesen Schutzgöttern Altäre und was zum Gottesdienste gehört, widmen und zweimal des Monats Versammlungen zum Opferdienste anstellen, um Götter und Religion zu ehren.“ „Anfangs wird man vieles zu bessern haben, bis man findet, daß alles wohlgeordnet sei, dann soll es sein Bewenden haben.“

„Selbstmörderleichen sollen an einem einsamen Orte begraben werden, an unbebauten, namenlosen Orten, ehrlos, und weder Säule noch Inschrift soll auf das Grab gesetzt werden.“

„Zu den größten Vergehungen gehören freche und beschimpfende Handlungen junger Leute, die gegen die allgemeine Religion oder besondere Heiligtümer oder Hausgötter oder Gräber gerichtet sind. Kein Mensch, der dem Gesetze gemäß glaubt, daß Götter sind, hat jemals ein gottloses Werk verübt, nur solche, welche glauben, 1. es seien keine Götter, oder 2. sie kümmerten sich nicht um die Menschen, oder 3. sie seien durch Opfer und Gebete leicht zu gewinnen.“

Man ersieht, daß der noch heute schwebende Kampf zwischen dem Theismus und dem Atheismus oder Materialismus schon zu Platos Zeiten auf beiden Seiten mit denselben Waffen wie zu unserer Zeit geführt wurde, und so läßt er die „jungen Leute“ sagen:

„Wirklich sind von uns einige solcher Meinungen, wie sie von den hochgepriesensten Dichtern und Rednern häufig verkündet werden; darum scheuen wir uns nicht, Unrecht zu thun, sondern, wenn wir es gethan haben, suchen wir es gut zu machen; beweiset uns doch, daß es Götter giebt!"

Da ein Anderer meint, das sei leicht zu beweisen, fährt der Athener, der Plato's Anschauungen vorträgt, fort:

„So leicht ist das nicht. Denn nicht allein der Hang zur Zügellosigkeit verleitet sie, sondern eine Unwissenheit, die ihnen als größte Weisheit erscheint." „Soll man nicht unmutig werden, wenn uns jemand zwingt, das Dasein der Götter zu beweisen? Leute, die den Sagen nicht glauben, die sie mit der Muttermilch eingesogen, die sie bei den Opfern und Gebeten vernahmen, sahen, wie ihre Eltern die Götter mit den innigsten Gefühlen anredeten, wie Griechen und Barbaren niederknieen und anbeten, die trotzdem all' das sich aus dem Sinn schlagen, ohne den geringsten Grund anführen zu können. Sagen wir ihnen in Sanftmut: Mein Sohn, du bist noch jung, die Zeit wird dich belehren. Ihr seid nicht die ersten Gottesleugner, immer hat es solche Kranke gegeben, aber ich kann dir versichern, keiner hat noch bis in das hohe Alter beharrt. Höchstens die zwei anderen Meinungen wurden festgehalten, daß die Götter sich um die Menschen nicht bekümmern, oder daß sie durch Opfer und Gebete leicht zu gewinnen sind. Warte, berate dich und mittlerweile, erfreche dich nicht der Ruchlosigkeiten gegen die Götter."

Nun folgt eine langwierige, höchst seichte Beweisführung gegen den Atheismus, wobei er insbesondere von der Anschauung der Präexistenz der Seelen ausgeht. Dabei flicht er salbungsvolle Reden ein: „Nun wollen wir mit dem Beistande Gottes prüfen." Er sagt: „Der Leib wird durch die Seele bewegt (daß auch die Seele durch den Leib und die Sinne bewegt wird, übersieht er), also ist die Seele älter als der Leib. So sind denn auch älter als der Leib Sitten, Verstand, Wille, Begriff, Vorstellungen, Erinnerung, und wenn die Seele alles regiert und bewegt, so muß sie auch den Himmel bewegen, und zwar mehrere Seelen und zwar mindestens zwei, eine wohlthätige und eine, die das Gegenteil bewirkt." „So werden uns die Gottesleugner beweisen müssen, daß die Seele die Ursache aller Dinge nicht ist, oder sie müssen sich uns ergeben."

Es folgt nun eine Polemik gegen die zwei Meinungen, daß die Götter sich um die menschlichen Dinge nicht annehmen, die auch damals durch die auf Erden herrschende Ungerechtigkeit begründet wurde, und daß die Götter durch Opfer und Gebete leicht zu besänftigen seien. Er sagt,

die Gerechtigkeit der Götter sei außer Zweifel, wenn sie sich auch nicht immer in diesem Leben bewähre, und spricht vom göttlichen Rechte. „Du wirst seiner Aufsicht nie entrinnen, wärst du noch so klein und verkröchest du dich in die Tiefen der Erde, oder noch so hoch und schwängest dich zum Himmel empor, du wirst die gebührende Strafe deiner Thaten erleiden müssen, entweder noch in diesem Leben oder im Hades oder an einem noch schrecklicheren Orte." „Überzeugen dich diese Vorstellungen .... so magst du daraus erkennen, daß dein Gott selbst sich gütig deiner annimmt."

„Wir werden demnach durch die Gesetze befehlen, daß alle Unfrommen ihrer Aufführung entsagen und nach frommer Gesinnung leben sollen; kehrt sich jemand nicht daran, so soll das Gesetz gegen die Gottlosigkeit folgendes sein: „Gefängnis soll Alle treffen". „Viele solche verlegen sich auf Wahrsagerei und Zauberei". „Die einen verdienen mehrfache Todesstrafe, die anderen Zurechtweisung und Einkerkerung." „Die Mitglieder der nächtlichen Versammlung sollen sie besuchen, zurechtweisen und ihre Seele retten." „Rückfällige soll die Todesstrafe treffen." „Jene, die sich zu der Meinung bekennen, es gebe Götter ... die sich durch Abbitte bewegen lassen, ... sollen im lebenslangen Kerker in Ketten geschlossen werden, Sklaven sollen ihnen die Speisen reichen, und stirbt ein solcher, so soll der Leichnam außer Landes geschleppt werden und unbegraben bleiben. Begräbt ein Freier eine solche Leiche, so sei er als Gottesverächter zu belangen."

„Es ist den Seelen der Verstorbenen natürlich, an dem Schicksale der Nachkommen Anteil zu nehmen". .... Geringere Beschädigungen durch Gift, Gaukeleien, Zaubersprüche, Worten, aus Wachs geformte Bilder seien mit Bann oder Tod zu bestrafen. Wie verbreitet, nach der Meinung Platos, der Atheismus war, folgt daraus, daß er den gerichtlichen Eid untersagen wollte, weil so viele an keine Götter glauben, und es schrecklich zu denken wäre, daß wohl die Hälfte der Menschen Meineidige wären.

Im Dialoge vom Staate lesen wir folgendes: Ein Pamphilier sei von den Todten auferstanden und habe vom Jenseits berichtet: Nachdem seine Seele sich aus dem Leib herausbegeben, sei er mit Vielen gegangen und an einen wundersamen Ort gekommen, wo die Erde zwei Öffnungen hatte und auch der Himmel gegenüber. Zwischen diesen vier Löchern saßen Richter, die, wenn sie Gericht gehalten, den Gerechten befohlen hätten, rechts hinauf in den Himmel zu gehen, nachdem ihnen das Urteil vorne angehängt; und die Ungerechten links und hinunter, nachdem ihnen das Zeichen gemacht von allem, was sie thaten. Ihn aber, den Pamphilier, hießen sie zuhören und den Menschen von

allem Botschaft zu bringen. Und andere Seelen seien wie von einer weiten Reise aus der Erde (Hölle) und dem Himmel zurückgekommen und hätten sich auf einer Wiese wie bei einem Volksfeste gelagert, sich, wenn sie sich gekannt, begrüßt und erzählt, die einen jammernd, was sie gelitten, die andern aber, die aus dem Himmel kamen, von Hochgenüssen und Anblicken von unbeschreiblicher Schönheit. Die einen hätten für alle Übelthaten der Reihe nach zehnfache Strafe gelitten, und das geschähe alle 100 Jahre, weil das die Länge eines Menschenlebens sei, und sofern sie gute Werke gethan, empfingen sie zehnfachen Lohn.

„Von jenen, die gleich nach der Geburt und nach einem kurzen Leben gestorben, sagte er anderes, was nicht der Erwähnung wert ist. Tyrannen und andere ungeheuerliche Verbrecher wurden aber auch nach 100 Jahren nicht freigegeben und wenn sie mit den anderen aus der Hölle heraussteigen wollten, nahm sie die Öffnung nicht auf, sondern brüllte, und da faßten sie glühende Männer, zogen ihnen die Haut ab und schleiften sie über Stacheln, um weitere 100 Jahre der Qualen zu erdulden. Ein solcher Bösewicht war schon über 1000 Jahre in der Hölle. So hat nun ein jeder, wenn er heraufkam, gefürchtet daß es tönen und er wieder zur Hölle hinabfahren werde, und war nicht wenig froh, wenn es still blieb und seine Qualen beendet waren."

Es folgt nun ein noch grauenhafterer Unsinn, und da hören wir dann, daß nach kurzer Erholung die Vorbereitungen zu einem neuen Leben begannen, indem vor diesen „Seelen", wie in einer Theatergarderobe, die verschiedenen „Leben" ausgebreitet waren und jeder nach dem Lose aufgerufen wurde, sich das Leben zu wählen. Da sei nun einer, der aus dem Himmel gekommen und früher gut gewesen, hingegangen und habe sich das Leben eines Zwingherrn gewählt, ohne zu bedenken, daß es ihm dann beschieden sein wird, die eigenen Kinder zu essen und andere Übel zu erfahren. Ungerechterweise hat er aber dann nicht sich selbst angeklagt, sondern die Götter. Man ist also keineswegs besser und gescheidter aus der andern Welt zurückgekommen, nur die in der Hölle gebratenen Übelthäter waren klüger geworden und wählten vernünftig.

Bekanntlich hat Plato sich und seinesgleichen die Weisheit zugetraut, die Völker zu regieren und glücklich zu machen, daher nun die Philosophen, welche nach gewissen Zuchtwahlgesetzen gezüchtet werden sollten, die sich aber auch durch Beförderung besonders begabter Söhne des Volkes ergänzen sollten, berechtiget waren, Gesetze zu machen und zu herrschen, wogegen das Volk sich ihnen willenlos zu unterwerfen hatte. Das Volk sollte Privateigentum haben; Familie und Ehe, und Erwerb

sollte nur den Mitgliedern des Volkes offen stehen, die Philosophen aber sollten, blos auf Genüsse angewiesen, von Eigentum, Familie und Ehe ausgeschlossen sein und nur den Wissenschaften und der Weisheit leben. Welchen Beruf diese Männer zur Regierung gehabt hätten und wie glücklich sie das Volk hätten machen können, ersieht man schon aus der „Weisheit" Platos; es hat aber das ganze Mittelalter und selbst die neue Zeit bis zur französischen Revolution den Beweis dafür geliefert, wohin die Welt mit der Weisheit der „Philosophen" kommt, denn die Weltanschauung Platos ist zur herrschenden gemacht und viele seiner Einrichtungen sind verwirklicht worden und haben Tausende von Jahren geherrscht. Es wurde damit aber das Gegenteil von den Absichten Platos erreicht, statt Weisheit Finsternis, statt Glück schreckliches Elend, statt Tugend Laster; gerade Tyrannei ist aufgekommen, und die „Philosophen" ohne Privateigentum, ohne Familie und Ehe, welche den Gesetzen gemäß an einen grausam strafenden Gott „glaubten", haben sich nicht nur gottloser Handlungen nicht enthalten, sondern nach dem Zeugnisse der Geschichte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft.

Aus Obigen entnehmen wir, woher der Absolutismus in der Kirche, der Ausschluß des Volkes von jeder Mitregierung, der Glaube an den Teufel und die Hexen, an Höllenstrafen materieller Natur, woher die Argumente für einen pietistischen Theismus, der Glaubenszwang, die Inquisition, die Autorität der Wenigen, ja sogar das Spintisieren über das Schicksal der unschuldigen Kinder, und woher die milden Worte der zu jeder Grausamkeit aufgelegten geistlichen Richter stammen, von der „Rettung der Seelen", vom „Beistand Gottes", von „der Nachfolge der Götter", wie die Tugend, die ohne den durch die Gesetze vorgeschriebenen Glauben nicht gedeihen könne, woher also auch der Begriff der Glaubenseinheit rührt, woher endlich das „unehrliche" Begräbnis der Selbstmörder*) sich schreibt, wo die Menge der Kirchen, die Schutzpatrone, die gottesdienstlichen Feierlichkeiten, Gebete und Gesänge herrühren; nichts von alledem läßt sich im Judentum und der Lehre Christi nachweisen.

Die Frauenbewegung in Japan.

Von Berta Katscher (Budapest).

Auch im fernen Osten beginnen unsere Mitschwestern sich zu „fühlen". Das neue bürgerliche Gesetzbuch von 1890 räumt den japanischen Frauen manche Rechte ein, von denen sie bis dahin nicht einmal zu träumen

*) Es scheint, daß in Athen Gesetze gegen die Selbstmörder und das unehrliche Begräbnis ihrer Leichen zu Platos Zeiten schon bekannt waren.

gewagt hätten, denn bekanntlich war die Japanerin — und zum größten Teil ist sie es noch — ein ganz und gar dem Manne untergeordnetes Geschöpf, das keinen Willen hat und nur dazu geboren zu sein scheint, die Befehle des Gatten und seiner Eltern auszuführen, sein Haus in Stand zu halten, seine Kinder zu erziehen und sich für ihn zu schmücken. Die anständigen Frauen Japans durften nämlich bislang absolut keinerlei geselligen Verkehr mit der Männerwelt pflegen und waren lediglich auf einander angewiesen. Die harmlose, geistanregende Geselligkeit, wie sie bei uns Sitte, ist in Japan verpönt. Ladet der Mann Gäste ein, — und zwar können es nur Männer sein — so macht nicht etwa die Hausfrau die Honneurs — bewahre! Sie muß hübsch artig in den Frauengemächern bleiben oder sich auf ihre Art vergnügen, während das bei japanischen Festen ebenso wie bei uns unentbehrliche weibliche Element durch Geischas vertreten wird, berufsmäßige „Vergnügungskommissärinnen", die dafür bezahlt bekommen, daß sie durch allerlei Künste, hauptsächlich aber durch persönliche Reize — Geist und Anmut — die Gäste unterhalten. Diese geschulten japanischen „flirts", die auf Wunsch singen, plaudern und tanzen, haben sich einen hervorragenden Platz in den Reisewerken über Japan erobert. Ihre Grazie, ihre würdevollen Manieren, ihre geistvollen und persönlichen Vorzüge, der Geschmack, mit dem sie sich kleiden, und ihr kaufmännischer Instinkt werden von allen Japanreisenden mit mehr oder minder großer Begeisterung hervorgehoben. Und doch sind diese bestrickenden Sirenen lange nicht so schlecht wie ihr Ruf. Die Leser jener Werke gewinnen den Eindruck, als ob die zierlichen Verführerinnen ebenso leichtsinnig wie bezaubernd wären. Dem ist aber — zur Ehrenrettung der Geischa sei's gesagt — in Wirklichkeit nicht so. Obgleich die Umstände, unter denen sie ihren Beruf ausüben, sie großen Versuchungen aussetzen, müssen sie denselben nicht unbedingt erliegen, ebensowenig wie etwa unsere Sängerinnen oder Schauspielerinnen. Es giebt in Japan zahllose höchst tugendhafte Geischa, die „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", diesen Broderwerb erwählten. Sobald sie heiraten, werden sie die anständigsten und aufopferndsten Gattinnen und die besten Mütter.

In Japan schreitet die Civilisation und mit ihr die „Frauenbewegung" langsam aber sicher vorwärts. Die Frauen Neujapans erwachen aus ihrem vielhundertjährigen Dornröschen-Schlaf. Die gütige Fee Kultur hat sich ihren Weg durch das scheinbar undurchdringliche Gestrüpp von Vorurteilen und veralteten, überlebten Sitten zu unseren japanischen Mitschwestern gebahnt und den Schlafenden Geist von ihrem Geiste eingehaucht. Nun beginnen sie sich zu regen; sie reiben sich die Augen, das helle Licht der Aufklärung blendet anfangs, man muß sich

allmählich daran gewöhnen. Die „Emanzipation“ äußert sich vorerst in kleinen gesellschaftlichen Änderungen. In Zukunft sollen nicht mehr die bestrickenden „Lachtauben“, die Geischa, allein das Recht haben, mit den Herren der Schöpfung zu verkehren und sie zu unterhalten; die ehrsamen Ehefrauen wollen in ihrem Hause nun selbst die Honneurs machen. Sie haben das ihren europäischen Schwestern mit Geschick und Verständnis abgeguckt, wie es z. B. kürzlich die Gattin eines Ex-Ministers in Tokio glänzend bewies. Der vornehme Herr veranstaltete ein großes Fest in japanischem Stil, nur mit der Abänderung, daß er nicht allein seine Freunde dazu einlud, sondern auch deren Gattinnen und überdies — oh höchstes aller Wunder! — eine „alte Jungfer von 26 Jahren, für Japan ein schönes Alter! Die Eingeladenen waren erstaunt, verblüfft. Stand Japan noch auf dem alten Fleck? Wurde nicht der erhabene Gipfel des heiligen Berges Fudschi durch dieses Ereignis erschüttert? Man schwankte, ob man der Einladung Folge leisten solle, aber durfte man dem „hohen Herrn“ absagen? Und dann — die Neugier! Die Frauen setzten es durch, mitgenommen zu werden und die Stelle der Geischa zu vertreten. Das Fest gelang außerordentlich und war bis auf manche Neuerungen ganz national. Man erschien im gewohnten Nationalkostüm, jeder Gast saß an einem separaten kleinen, nur wenige Zoll hohen Tischchen, das mit allerlei winzigen Schüsselchen und Schalen beladen war, selbst die Speisehölzchen fehlten nicht.

Die Wirtin empfing ihre Gäste mit dem liebenswürdigsten Lächeln und stellte ihre Freundin, das sechsundzwanzigjährige Fräulein, einem ebenfalls noch unverheirateten Herrn vor, den sie bat, die Dame zu Tisch zu führen. Dieser verlor darob beinahe die Fassung. Er hatte längere Zeit in Europa gelebt, dort öfter Gelegenheit gehabt, vornehme Damen zu Tisch zu führen, und nie daran gedacht, sich gegen dieses Verlangen aufzulehnen — im Gegenteil, er hatte seine Pflicht als Tischnachbar stets auf das gewissenhafteste erfüllt. Aber einem hübschen, wenn auch nicht mehr jungen japanischen, in einem „Kimono und Obi“ gekleideten Mädchen auf europäische Art vorgestellt und auch noch aufgefordert zu werden, sie „zu Tisch zu führen“ — das war mehr als verblüffend, das war unpassend! Wäre die Dame nach europäischer Mode gekleidet gewesen, der junge Japaner hätte keinen Augenblick gezögert, sich ihr gegenüber zu benehmen, wie es die occidentale Sitte erforderte; aber dies einer in altjapanischer Nationaltracht gekleideten Dame gegenüber zu thun, ging ihm wider den Strich.

Es ist vielleicht als ein günstiges Zeichen der Zeit zu betrachten, daß derselbe Japaner, der seine die Nationaltracht tragende Frau in der Straße ruhig hinter sich einhertrotten läßt, oder der sitzen bleibt,

während sie demütig vor ihm steht, ja, der sie niederknieen und ihr hübsches, künstlerisch frisiertes Köpfchen bis zur Matte vor sich niederbeugen läßt, wenn er fortgeht oder nach Hause kommt, ihr den Arm reicht und nicht gestattet, daß sie stehe, wenn er sich setzt, sobald beide in europäische Kleider gehüllt sind.

Doch kehren wir zu unserem verblüfften Herrn zurück. Er führte das Mädchen zu ihrem Suppentisch und nahm dicht neben ihr an dem seinigen Platz. Von dem japanischen hors d'oeuvre, dem Suimono, oder der in lackierten Schüsseln gereichten Suppe und den verschiedenen mit Saké heruntergeschwemmten Zwischengerichten bis zu den zwei folgenden, aus mannigfachen Delikatessen bestehenden Gängen stockte die Unterhaltung zwischen den Beiden keinen Augenblick. Sie sprach von allen Tagesereignissen und sie sprach gut und gewandt, namentlich über Kunst. Sie war Malerin von Beruf und arbeitete gerade an einem Auftrag für den Salon des im europäischen Stile erbauten neuen Hauses ihres Gastgebers. (Viele reiche Japaner lassen sich neben ihren japanischen Wohnungen Häuser nach europäischem Muster erbauen.) Ungefragt äußerte sie ihre Meinung über dies und das. Sie verletzte die altjapanischen Begriffe von Anstand und Sitte, indem sie das Gespräch leitete! Sie hatte augenscheinlich die weisen Lehren vergessen, die die Japaner bei ihren Frauen mit mehr Erfolg angewandt haben, als wir bei unseren Kindern: „Man soll sie sehen, aber nicht hören . . . Sie sollen nie sprechen, es sei denn daß sie gefragt würden."

Den Höhepunkt erreichte aber sein Erstaunen und Entsetzen, als die geistvolle, gebildete Dame eine schöne Visitkartentasche aus ihrem „Obi" entnahm und ihm ihre Karte einhändigte, mit der Bitte, sie einmal nachmittags zu besuchen, um bei einer Tasse Thee über ihre Bilder zu sprechen.

Und dieser Typus der aufgeklärten japanischen Frau repräsentiert eine Klasse, die langsam, aber sicher, an Zahl wächst. Sie ist fest entschlossen, die gleichen Rechte wie der Mann zu genießen. Ohne Opposition wird das freilich nicht gehen. Nicht als ob die Männer Neu-Japans der geistigen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes im allgemeinen feindlich gegenüber stünden. Sowohl die Regierung als auch die Damen der kaiserlichen Familie, — an der Spitze die Kaiserin selbst, welche fleißig die Erziehungsanstalten für Mädchen und die Schulen für Lehrerinnen besucht und beaufsichtigt — unterstützen jeden einschlägigen Fortschritt.

Arthur Diósy, einer der hervorragendsten Kenner Neu-Japans, sagt in seinem neuesten Buche: „Der moderne ferne Osten" (London 1899):

„Ich hatte mit mehreren ernsten Männern, welche die Gedanken-

welt der Neu-Japaner beeinflussen, ernste Gespräche über die japanische Frauenerziehung. Sie alle stimmen darin überein, daß es notwendig sei, dem weiblichen Geschlecht eine möglichst gründliche Bildung angedeihen zu lassen und ihnen den Unterricht nach Thunlichkeit zu erleichtern. Das weibliche Unterrichtswesen in Japan hat denn auch eine Stufe erreicht, um die es die weibliche Bevölkerung manches europäischen Staates beneiden kann. Kurz und gut: die geistigen Führer Japans erklären sich einstimmig für die Erweiterung des lobenswerten Systems des weiblichen Unterrichts, das in dem Inselreich bereits endgültig eingeführt wurde — eine Kombination der in den deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizer und amerikanischen Schulen bewährten Systeme. Wenn wir näher nach den Ursachen dieser Begeisterung für eine bessere Ausbildung der Frauenwelt forschen wollten, würden wir den ungeheuern Unterschied zwischen unseren Anschauungen und denen der Japaner finden.

„Die Mehrzahl der letzteren ist zu der Überzeugung gelangt, daß die gebildete Frau ihre Pflichten als Schwiegertochter, Gattin, Mutter und Tochter noch gewissenhafter und besser erfüllen werde, wie sie es bislang gethan."

Es scheint also den Japanern nicht darauf anzukommen, daß das Weib als Individuum den Vorteil einer besseren Ausbildung genieße, sondern darauf, daß sie als Gattin und Schwiegertochter immer tüchtiger werde.

Vom japanischen Weibe wird in erster Linie verlangt, daß sie es verstehe, sich in der Familie nach Thunlichkeit nützlich zu machen, und man muß zugeben, daß die Frauen Japans die Erwartungen, welche man an sie stellt, in vollstem Maße erfüllen, obgleich sie oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Der Übel größtes sind — die Schwiegermütter, die alljährlich durch ihre Launen und Nörgeleien manche empfindsame junge Frau zum Selbstmord treiben. Dank der Einsicht und Initiative des jetzigen Kaisers von Japan, der nach seiner Thronbesteigung als „erste That" 3000, sage dreitausend japanische Frauen zur geistigen Ausbildung nach Amerika schickte, wird hoffentlich in künftigen Generationen die Gestalt „der bösen Schwiegermutter" zur Mythe werden, wie seit 1880 die Mekaké oder Schō (Konkubine) fast zur Mythe geworden ist. Ein Gesetz von 1880 verbot nämlich im Koseki — eine Art Matrikel — die Geburt des Sohnes einer Mekaké oder Schō gesetzlich anzuerkennen, wie es bis dahin der Fall gewesen. Im ganzen Osten hatte das Konkubinat seinen Ursprung in dem Verlangen nach männlichen Nachkommen. Vermochte die rechtmäßige Gattin ihren Mann mit keinem Sohn zu beschenken, so bat sie ihn in der Regel selbst,

eine Mekaké zu nehmen, um den Namen der Familie fortzupflanzen und das umständliche Adoptieren eines Sohnes zu vermeiden. Die Konkubine spielte in Japan mehr die Rolle eines besseren Dienstboten denn die der Gattin. Sie bediente die rechtmäßige Frau des Hauses, falls sie mit ihr unter einem Dache hauste, und nannte sie ehrerbietig Oku Sama (Madame), während sie selbst nur bei ihrem Taufnamen gerufen wurde — auch von ihrem Sohne, wenn sie das „Glück" hatte, einem solchen das Leben zu schenken. Diesem gegenüber nahm sie nur die Stellung einer treuen Kinderwärterin ein, während er zu der rechtmäßigen Gattin seines Vaters, an die ihn keinerlei Bande des Blutes knüpften, „Mutter" sagte und ihr den in ganz Ostasien üblichen strengen kindlichen Respekt entgegenbrachte. Seit 1880 haben die Konkubinen und deren Söhne keinerlei gesetzliche Rechte in der Familie und die durch moderne Bildung erleuchteten japanischen Frauen machen sich das wohlweislich zu nutze, so daß die Mekakés allmählich von der Bildfläche verschwinden und den kommenden Geschlechtern nur vom Hörensagen bekannt sein werden.

Freilich schütteln die überscharfsichtigen Beobachter der sozialen Verhältnisse die Köpfe und fürchten, daß das Aufhören des Konkubinats zu anderen, noch schlimmeren Mißständen führen dürfte. Gar mancher Mann werde sein Vermögen an insgeheim ausgehaltene Maitressen vergeuden, illegitime Kinder in die Welt setzen und so jene Klasse von unglücklichen Geschöpfen schaffen, die im Westen so grausam für die Sünden der Eltern büßen muß und in Japan bislang unbekannt war. Die Ehemänner, welche, ohne etwas Böses darin zu sehen, offen eine Konkubine hielten, werden in Zukunft Schleichwege gehen, ihre Frauen betrügen und moralische Schwächlinge werden, während die Frauen hinwiederum von Eifersucht, Verdacht und Haß erfüllt werden dürften — Gefühle, die sie bisher nicht kannten. Darauf entgegnen jedoch die Sozialreformer, daß die japanischen Gatten lernen werden, ihre Begierde zu zügeln und in der Monogamie die reinste und beste Form der Ehe zu finden. So wütet der Kampf der Meinungen in dem fernen Inselreich, das seine Lebensfähigkeit in dem Krieg mit China so glänzend bewiesen hat. Die neuen Ideen, die heute noch manches Kopfschütteln hervorrufen, werden über kurz oder lang siegen, das Konkubinat ist in Japan heute schon ein ebenso überwundener Standpunkt, wie das veraltete, ungerechte, dem chinesischen Geist entsprungene System der Ehescheidung, wonach der Gatte seine Frau ebenso leicht loswerden kann wie jeden gemieteten Dienstboten, während man ihr das Recht verweigert, sich von einem noch so schlechten Gatten zu trennen. Licht, immer mehr Licht erleuchtet die Geister unserer japanischen Schwestern; langsam, sehr langsam emanzipieren sie sich von der Rechtlosigkeit, die eine Folge ihrer

untergeordneten Stellung war. Die Ausbildung, welche die Neujapanerinnen nun genießen, wird sie immer mehr befähigen, ihr Heim auch geistig zu erhellen, so daß sie in Zukunft in der Kunst, ihre Gatten zu unterhalten und an sich zu fesseln, erfolgreich mit den Geischa werden konkurrieren können. Pflichtgetreuere Gattinnen, gehorsamere Töchter und liebevollere Mütter können sie ohnehin nicht mehr werden.

Nichts vermag die Größe des ethischen und geistigen Fortschrittes der japanischen Frauenwelt besser zu beleuchten, als die folgende Notiz, welche im September 1899 durch die Presse ging:

„Der Sekretär der japanischen Gesandtschaft im Haag hat der Vorsitzenden des holländischen Zweiges des „Internationalen Friedensbundes der Frauen" ein Schriftstück überreicht, das den Beitritt von rund 6500 Japanerinnen zur Liga ankündigt und gleichzeitig deren Zustimmung zum Verfahren des Zars hinsichtlich des Weltfriedens ausdrückt. An der Spitze der Unterzeichnerinnen stehen die Marquise Ojama — Gemahlin des Generalstabchefs, — die Prinzessin Konve und fünf andere hochstehende Damen, die in Japan verschiedenen Frauenvereinen vorsitzen." . . .

Auch in materieller Hinsicht, giebt es in Japan bereits eine Frauenfrage im modern-europäischen Sinne des Wortes. So hatte sich die Generalversammlung der Direktoren der Postämter I. Klasse, welche im Mai 1900 in Tokio stattfand, mit der Frage zu beschäftigen, ob Frauen auch in Postämtern angestellt werden können. Die Versammlung bejahte diese Frage und erklärte, sie finde dies sehr zweckmäßig. Das Verkehrsministerium ordnete sofort bezügliche Erhebungen an. Als deren Ergebnis wurden die Bedingungen festgesetzt, unter welchen Frauen angestellt werden können. Sie lauten: „Zur Anstellung geeignet sind unverheiratete Frauen im Alter von 15 bis 30 Jahren; der Direktor des betreffenden Post- und Telegraphenamtes ist befugt, besonderen Bestimmungen gemäß, Frauen in beschränkter Anzahl anzustellen; die Zahl der weiblichen Angestellten an jedem Postamte wird vom Direktor des Post- und Telegraphenamtes I. Klasse festgestellt; die angestellten Frauen müssen einen moralischen Lebenswandel führen, im Umgange höflich, ganz frei von häuslichen Sorgen sein und sich zu zweijährigem Dienste verpflichten. Das Gehalt der weiblichen Angestellten wird vom Verkehrsminister bestimmt. Die Amtsgeschäfte, welche Frauen übertragen werden, sind von denjenigen verschieden, welche von den männlichen Angestellten versehen werden. Wenn mehrere weibliche Angestellte an einem Postamte dienen, wird die im Range höher stehende mit der Aufsicht über die andern beauftragt."

Das Neueste aber ist, daß der Mikado auf Betreiben der Kaiserin

die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu allen akademischen Studien gestattet und die Errichtung einer großartigen Frauenuniversität angeordnet hat, deren Rang dem der männlichen ganz gleich gestellt werden soll. Für den Bau sind als erste Rate 200,000 Jen (= Dollars) angewiesen.

Tausend und eine Nacht.

Von Max Henning.

I.

Die Erzählung von einem alten persischen König, der aus Zorn über die Untreue der Weiber Tag für Tag eine neue Gattin freit und jede am nächsten Morgen dem Scharfrichter übergiebt, bis ihn Scheherzad, die Tochter seines Großwesirs, durch ihr tausend Nächte lang währendes Märchengeplauder besänftigt, — bildet die phantastische Arkade, durch die wir in die bunte Fabelwelt des Orients eintreten.

Von der Untreue der Weiber vernehmen wir in der Rahmengeschichte, und die Klage über die Arglist und Verräterei „Des Geschöpfes der krummen Rippe" bricht immer von neuem aus der ganzen, mehrere hundert Erzählungen umfassenden Sammlung hervor. „Die Weiber sind Teufel, zu unserm Verderben erschaffen"; „arm sind sie an Verstand und schwach an Glauben"; „um ihretwillen ward Adam aus dem Paradiese vertrieben", und „wird der Mann, der ihnen den Halfter giebt, zum Narren". „Tausend Jahre Studium machen nicht klug, wenn man den Weibern gehorcht".

Aber wie Scheherzad die Sünden ihrer Schwestern sühnt, so zeichnen uns die Erzählungen doch auch vereinzelt die lieblichsten Mädchengestalten, die unerreicht an opferwilliger Hingabe und heldenhafter Treue dastehen. Darum schlägt auch des härtestgesottenen Weiberverächters Stunde einmal in seinem Leben. Der Blitz aus einem dunkeln Auge trifft ihn, ein weißes Handgelenk reckt sich ihm kokett aus dem langen Ärmel entgegen, er sieht bei irgend einem Trödler ein schönes Bildnis oder hört auch nur von den Reizen einer fernen Prinzessin, und dann wandert er verstört in die weite Welt, durch Fährlichkeiten der grausigsten Art, deklamiert zahllose Verse, fällt einmal über das andre in Ohnmacht und ruht nicht eher als bis er mit der Geliebten vereint ist. Dann aber ist „der Schimmer der Wonnen hell erglommen mit süßem Duft, und von allen Seiten wirbeln die Freudentrommeln". Vergessen ist alles Leid, „das die Herzen vor den Haaren grau gemacht"; „die alten Märchen von Eden sind Wirklichkeit geworden", und „Allah der Allerbarmer" hat Triumph über die Neider gegeben.

Sind jedoch die Hindernisse, die sich zwischen den Liebenden auftürmen, zu groß, dann führt ihr Leid häufig zum Tod. Aber der Tod an ge-

brochenem Herzen ist edel und nächst dem Tod auf dem Schlachtfeld der rühmenswerteste. Solche Liebe ist die „Usri-Liebe", so genannt nach dem Stamm Usra oder Osra, die Heine in den Versen

„Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben,"

verherrlicht hat.

Von der Untreue und dem Falsch der Weiber ist nur ein kurzer Weg zur Untreue, dem Neid und Verrat der Nächsten überhaupt. „Die Nächsten sind Skorpione", sagt bitter ein arabisches Sprichwort. So bilden Geschwisterneid, Nachbarnneid, Konkurrentenneid einen andern beliebten Vorwurf der Erzählungen. Aber wie stets in der volkstümlichen Moral, so findet auch hier der Gerechte schließlich seinen Lohn, während der Ungerechte in die Grube fällt, die er andern gegraben.

In der Brust des Arabers ruhen trotz der äußern Gelassenheit Heiterkeit und Melancholie dicht nebeneinander. Diese Gegensätze spiegeln sich auch in den Erzählungen von Tausend und einer Nacht wieder.

„Wer nicht weiße Nacken geliebt und schwarze Pupillen,
Rühme sich nimmer, er habe genossen die Süße der Welt",

so jauchzt es uns in heller Lebensfreude aus den Liebesaventiuren entgegen. Wenige Seiten weiter aber klingt es düster wie ein Grablied:

„Der Du verlangst nach der Welt, die so wertlos ist,
Wisse, die Welt ist die Schlinge des Todes, der Trübsal Haus!
Ein Haus, das heut' den Bewohner mit Lachen erfüllt
Und morgen ihn weinen macht, — drum weh' diesem Haus!"

„Eitelkeit der Eitelkeiten", — das müde Wort des Predigers vermeint man an vielen Orten zu vernehmen. „Eines Fahrenden Rastort dünkt mich die Welt, der am Abend sein Kamel lockt, daß es kniet, — und am Morgen muß er von hinnen!" Tief empfundene Elegien auf die Nichtigkeit alles Irdischen sind die Erzählungen von der Säulenstadt Irem und der messingnen Stadt, und die Parabeln von dem Engel des Todes sowie die Geschichte von den Pyramiden geben ihnen an erschütternder Kraft wenig nach. Ja, selbst aus den Schlußformeln der größeren Geschichten klingt leise die Wehmut über die Hinfälligkeit der Menschen. Während unsere Volksmärchen mit der humorvollen Wendung enden: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute", — schließen die arabischen Erzählungen pathetisch: „Hierauf führten sie das schönste und glücklichste Leben, bis sie heimsuchte der Zerstörer aller Freuden, der Trenner aller Vereinigungen, der Veröder der Städte und Paläste, der Bevölkerer der Gräber, — der Tod".

Und doch — beide Gegensätze gleichen sich in einer Mittellinie aus, — dem Schicksal und Verhängnis. Seinem Schicksal, das von Ewigkeit her bestimmt ist, kann kein Sterblicher entrinnen. „In keinem andern Lande findet er den Tod, als dort, wo es ihm verhängt ward". Darum ist Ergebung „der schöne Gehorsam":

„Was macht die Welt Dein Herz so bang?
Laß nur dem Schicksal seinen Gang;
Wenn heut' Dich auch ein Ding erzürnt,
So weißt Du doch dem Ende Dank.
Nach seinem Willen waltet Gott,
Drum groll' nicht seines Waltens Gang.
Freu' Dich des Guten, das Dir lacht,
Und laß dahinten, was versank."

Dieser Fatalismus zeigt sich uns nur selten in seiner Ausartung als stumpfer Quietismus. In seiner reinsten Prägung verleiht er den Helden unserer Geschichten im Glück Mäßigung, im Unglück Stärke:

„Und wenn mich auch Löwen in ihre Dickichte schleppten,
Ist mein Tag nicht genaht, droht mir kein Leid!"

Mit Todesmut aber erfüllt er sie im Kampfe wider die Ungläubigen, denn „unter dem Schatten der Schwerter winkt das Paradies":

„Und sanken auch der Kämpen viel von uns ins Blachgefild,
Auf Edens Bäche schau'n sie nun von Söllern hoch und weit".

II.

Die blühende Wiese, das wogende Feld, der verschwiegene See, die Berge mit ihren Wichtelmännchen, aber vor allem der Wald mit seinen säuselnden Wipfeln, den murmelnden Quellen, dem Hexenhäuschen und Prinzenschloß, dem Wolf und Reh, und all dem geheimnisvollen Weben, bilden den Hintergrund unserer deutschen Haus- und Volksmärchen.

Nicht so die Geschichten von Tausend und einer Nacht. Dort ist die Landschaft blendender, schauriger, phantastischer: Paradiesesauen und Zaubergärten mit Marmorschlössern, riesige Städte mit leuchtenden Moscheenkuppeln und schlanken Minareten, und daneben die unendliche, öde Steppe und Wüste mit ihrem reißenden Getier, dem glühenden Sonnenbrand, den unheimlichen Ghulen (Werwölfen) und Dschinn (Dämonen), den ausgestorbenen Städten mit versteinerten Menschenbildern und den wunderbaren Horten in den Tiefen der Berge.

Bei uns der einzelne Wanderbursch, der sein fröhliches Lied singt, dort die lange Kaufmannskarawane mit reichbeladenen Maultieren und Kamelen, stets auf der Hut vor räuberischen Beduinen oder fahrenden Steppen-

rittern, die sich die Brautgabe für ihre „Base“ mit der langen rudeinischen Lanze und dem blitzenden Indierstahl zu erobern trachten. Bei uns der Fischer im kleinen Nachen, dort Schiffe ohne Zahl in weiten Häfen, die zum Handel ausziehen bis an die Enden der Welt, nach dem fernsten Maghrib (Marokko), nach Frankenland, Zanzibar, China und den Inseln Wak-Wak zum „Land der Menschen“, denn „Allahs Land ist weit“.

So entrollt sich vor unsern Blicken ein Wandelpanorama mit immer neuen, immer bunteren Bildern. Aber immer wieder ist es die Stadt mit ihren Chanen, Karawansereien und Bazaren, in die wir Einkehr halten. Kairo, Damaskus, Basra, aber vor allem Bagdad, die „Stätte des Friedens“, „die Mutter der Welt“, bilden das Ziel unserer Fahrten. Dort schlendern wir in den Bazaren mit ihrem Menschengewimmel und ihren Kostbarkeiten aus allen Ländern der Welt müßig umher, lernen leichtsinnige Kaufmannssöhne kennen, die auf ihrer ersten Reise die sauer verdienten Groschen ihrer Eltern in Liebesabenteuern verjubeln, sehen würdige Scheiche in unbewachten Augenblicken sich plötzlich als perverse Lüstlinge entpuppen, gewahren alte Kupplerinnen unter der Maske der Frömmigkeit verschmitzt ihr Handwerk betreiben, und dazwischen ertönt der Ruf der Sklavinnenverkäufer, der Wasserträger oder das flehende Jammern blinder Bettler: „Einen Gotteslohn! Einen Gotteslohn!“ und als Antwort darauf das abweisende „Mafisch! Jeftah Allah!“ Hunde balgen sich in Rudeln um die Abfälle der Garküchen, faulenzende Straßenbuben lassen sich in der Sonne rösten, Zauberer aus dem Maghrib kommen langsam mit dem Geomantentäfelchen an der Seite die Straße heraufgeschritten, ein rotköpfiger Magier luchst mit seinen blauen Teufelsaugen in der Menge nach einem moslemischen Knaben, um ihn an sich zu locken, einzufangen und dem Feuer, seiner Gottheit, als Opfer zu schlachten, bis mit einem Male alles mit lautem Geschrei vor einhertrabenden schwarzen Sklaven und Eunuchen auseinanderstiebt, die mit armdicken Knüppeln nach rechts und links dreinhauend freie Bahn schaffen, während hinter ihnen langsam der glänzende Aufzug einer tiefverschleierten Haremsdame naht, die ihre soeben empfangene Apanage bei einem Juwelier oder Seidenhändler in Schmuck und Putz anzulegen gedenkt.

Aber alle diese Menschen sind Typen, keine Individuen. Die Sultane, die wir kennen lernen, sind gutmütig, beschränkt, doch leicht reizbar und dann von ihrer Machtstellung aufgeblasen. Ihnen zur Seite stehen gewöhnlich zwei Wesire, der gute und der böse Ratgeber, und meist triumphiert der böse über den guten zum Schaden seines Herrn, bis endlich die Vergeltung naht. Die Alten sind Moslems von echtem Schrot und Korn, Repräsentanten der guten alten Zeit, während die Jungen meist liederlich und faul sind, die goldenen Lebensregeln ihrer Väter in den Wind schlagen und erst im Feuer der Trübsal geläutert

werden müssen. Mit großer Liebe werden besonders die kleinen Leute, der Barbier, der Schuhflicker, der Bäcker, der Lastträger, der Fischer, der Gärtner, der Garkoch und der Krämer gezeichnet. Wieviel Tugend und Genügsamkeit steckt doch in diesen Leuten, und wieviel Nächstenliebe! Die edelsten Lehren des Propheten haben in ihnen Gestalt gewonnen.

Einige Charaktere erheben sich aber doch über den Typus. Da ist z. B. der köstliche Schuhflicker Maaruf, der so lange lügt, bis er alle seine Lügen glaubt, der unsterbliche Barbier, der sich den Schweigsamen nennt und durch sein endloses Schwatzen einen Verliebten um sein Stelldichein und seine gesunden Beine bringt, Abdallah der Blinde, der durch seine Habgier um die reichsten Schätze und sein Augenlicht kommt, — vor allem aber der glänzende Mittelpunkt aller Erzählungen, der Fürst der Gläubigen und Statthalter des Gesandten Allahs, Harun al-Raschid, „Aaron der Orthodoxe", der wie die wandelnde Vorsehung nachts in Verkleidung die Straßen durchstreift und nach dem Rechten ausschaut. Ihm zur Seite steht seine eifersüchtige Gemahlin Subeide, „das Rähmchen", die ihre Nebenbuhlerinnen nicht ungern verschwinden läßt, aber auch nicht abgeneigt ist, in den heiligen Haremsräumen Ehen zu stiften. Und dann die edelste Gestalt der Erzählungen, der hochherzige Großwesir Dschaafar der Barmekide, dem sein Vater Jahja das goldene Vermächtnis hinterließ: „So lange dein Kalam (Schreibrohr) donnert, laß ihn regnen von Huld." Wie ein lichter Schönheitsstrahl zieht er seine Bahn, bis er plötzlich mit seinem ganzen Geschlecht dem Zorn seines Herrn zum Opfer fällt. In weiterem Abstand gruppieren sich um ihn und den Chalifen der pockennarbige Eunuch Mesrur, der Scharfrichter des Fürsten der Gläubigen, und des letzteren Tafelrunde, die aber nicht aus karlingischen Helden, sondern aus Dichtern, Gelehrten, Musikern und lustigen Zechbrüdern besteht. Ein urwüchsiger Humor verscheucht dieser Hofgesellschaft die Grillen und rückt sie uns menschlich näher wie irgend eine andere selbst aus unsern Tagen. Wo z. B. hätte der Volkshumor einen unserer Potentaten so sehr seines Gottesgnadentums entkleidet, daß er die verlausten Lumpen eines Fischers anlegte, um einem Liebespärchen, das sich in einem seiner Lustschlösser zu einem Zechgelage eingenistet, eigenhändig ein Gericht Fische zu braten und aufzutragen? Oder wo ließe ein europäischer Monarch — auch nur im Märchen oder der Anekdote — von seinem Hofpoeten seinen Kaiserornat ungestraft mit einer Eselsschabracke vergleichen und würfe ihm noch obendrein lachend über den boshaften Witz eine Brieftasche mit zehn Tausendmarkscheinen an den Kopf?

III.

Einem König aus dem Geschlecht der Sassaniden, deren Herrschaft noch vor dem Jahre 650 n. Chr. durch die Araber ein Ende gesetzt wurde, erzählt Schehersad ihre Nachtgeschichten, unter deren Helden wir vornehmlich Harun al-Raschid (ca. 800), aber auch den aus den Kreuzzügen wohlbekannten Sultan Saladin (ca. 1200) finden. Dieser Widerspruch zwingt uns die Frage nach dem Ursprung und Verfasser unserer Erzählungen auf. Nun besitzen wir aus dem zehnten Jahrhundert zwei zuverlässige arabische Zeugnisse, nach denen ein altes persisches Werk, betitelt „Tausend Abenteuer", mit der gleichen Einführung wie unsere Nächte wahrscheinlich bereits unter dem zweiten Abbasidenchalifen (754—75) ins Arabische übersetzt wurde. Das eine dieser Zeugnisse nennt das Buch ein schlechtes Buch voll alberner Geschichten, eine Bemerkung, die aus der Abneigung des feingebildeten arabischen Gelehrten gegen die phantastischen persischen Märchen sehr wohl erklärlich ist, wie ja auch Mohammed von den persischen Sagen und Märchen nichts wissen wollte. Wir können demnach mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die alten persischen Erzählungen im Lauf der Zeit stark bearbeitet und durch andere rein arabische nach und nach ersetzt wurden, ohne daß man doch den einstigen Ursprung des Werkes gänzlich zu verwischen vermochte.

Aber selbst über Persien hinaus nach Indien führt uns die Anlage von Tausend und einer Nacht und besonders das Schema der Rahmen- oder Schachtelgeschichte. Ein einziger Blick in die indischen Volksbücher wie das Pantschatantra oder Hitopadesa beweisen uns dies. Ebenso sind die meisten der Tierfabeln, die rein moralisierenden Erzählungen und einige der Schwänke, sowie manche Märchenmotive indischen Ursprungs. Persien lieferte besonders den Abenteuerroman, während die Araber die Heldenromane, die Liebesnovellen, viele Anekdoten und vor allem die Erzählungen, die uns an den Hof der Chalifen führen, zu dem großen Sammelwerk beisteuerten. Aber selbst aus dem alten Testament, sowie von Hellas her drangen einzelne Stücke und Motive, wie z. B. die Geschichte von der Susanna im Bade, eine Danielgeschichte, das Motiv der Bürgschaft, der Kraniche des Ibykus u. a. m. in Tausend und eine Nacht ein.

Bereits im 13. Jahrhundert erscheint der Hauptstock der Erzählungen abgeschlossen, wiewohl noch später manche Geschichten angehängt wurden und die Hand des Überarbeiters oder die Erfindung eines späteren Erzählers sogar Pistolen, Kanonen, Tabak und Kaffee hinzufügten: Ja, von einem eigentlichen Abschluß des Werkes läßt sich überhaupt nicht reden, da alle Handschriften in der Anzahl und Reihenfolge der Geschichten mehr oder minder von einander abweichen.

Viele dieser Erzählungen sind bereits mehrere Jahrhunderte vor Bekanntwerden des ganzen Werkes aus anderen Quellen oder durch mündliche Verbreitung auch im Abendland bekannt geworden und galten hier bald als urwüchsiges Gut, während sie doch eine tausendjährige Wanderfahrt hinter sich hatten. Und darum gilt auch von den Geschichten von Tausend und einer Nacht in vielleicht noch höherem Maße als von den deutschen Haus- und Volksmärchen das Wort Hesiods:

Sage vergeht nie ganz, die verbreitete, welche der Völker
Redende Lippe umschwebt; denn sie ist die unsterbliche Göttin.

Buddhistisches.

Ein Buddhistischer Mönch als Märtyrer. Auf der Insel Ceylon wurde im Dezember vorigen Jahres ein buddhistischer Mönch zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil er sich auf Grund der Lehre Buddhas, die Vergebung lehrt, weigerte, wider einen Räuber, der ihn überfallen hatte, Zeugnis abzulegen. Das Wort Buddhas, auf das der Mönch Bezug nahm, lautet: „Ihr Bhikschus, selbst wenn ein Räuber eine Säge nähme und euern Leib in Stücke schnitte, so zürnet ihm nicht."

* * *

Wie uns unser Mitarbeiter Anagarika Dharmapala, Sekretär der Maha-Bodhi-Gesellschaft zu Calcutta mitteilt, wird jetzt zu Buddha-Gaya, dem Orte, wo der Königsohn Gotama die Erleuchtung erlangte und zum Buddha wurde, ein Kloster errichtet werden, nachdem dieser heiligste Ort der Buddhisten 700 Jahre lang in den Händen von Nicht-Buddhisten gewesen war. Die März-Nummer des „Journal of the Maha Bodhi Society" bringt nähere Angaben über den geplanten Bau. Es soll ein zweistöckiges tempelartiges Gebäude (pràsada) aufgeführt werden, dessen Kosten auf 36,000 Rupien veranschlagt sind; daneben sollen kleinere Gebäude errichtet werden, für welche 20,000 Rupien nötig sind. Als Vorbild für die Anlage dient das alte Jetavana-Kloster zu Sràvasti. Das buddhistische Blatt fordert alle Buddhisten der Welt auf ihr Scherflein zu diesem Werke beizutragen. Die Bauzeit wird sechs Jahre dauern. Das neue Kloster zu Buddha-Gaya wird das größte Heiligtum für alle Buddhisten werden und der Mittelpunkt für die buddhistische Propaganda, die immer größere Fortschritte macht.

* * *

Das Aprilheft der von Dr. Paul Carus in Chicago herausgegebenen vortrefflichen Monatsschrift „The Open Court" bringt interessante Mittheilungen über die Gemahlin des portugiesischen Diplomaten Sr. Excellenz des Señor A. de Souza Canavarro, welche ihren katholischen Glauben verlassen hat, in dem sie auferzogen worden war, um buddhistische Nonne zu werden. Angewidert von dem Leben der großen Gesellschaft, dessen Leere ihr unerträglich wurde, beschloß sie

nach dem fernen Osten zu gehen, nachdem ihre Kinder herangewachsen waren, und als Missionärin zu wirken. Sie nennt sich „Schwester Sanghamitta" nach der Tochter des berühmten buddhistischen Kaisers Asoka, welche im 3. Jahrhundert vor Chr. Geburt von ihrem Vater als Missionärin nach Ceylon gesandt wurde und dort sehr segensreich wirkte. Señora Canavarro wurde Oberin des Sanghamitta-Klosters auf Ceylon, in dem sich ein Waisenhaus und eine Schule befindet. Sie behauptet, nicht auf das Christentum verzichtet zu haben, als sie buddhistische Nonne wurde. Auf eine Anfrage erwiderte sie: „Ich bin Christin und will Christin bleiben; aber mein Christentum ist weit geworden und mein Glaube hat an Ausdehnung gewonnen. Ich habe Christus nicht verloren, indem mir das Verständnis für Buddha aufgegangen ist. Der Geist ist im Buddhismus und im Christenthum der gleiche." — „Schwester Sanghamitta" befindet sich zur Zeit in Chicago und gedenkt über London nach dem fernen Osten zurückzukehren. In England will sie zunächst das Volk für die Verbesserung der Lage der Frau in Indien interessieren. Wahrscheinlich wird sie sich später in Calcutta niederlassen, wo nach ihrer Meinung das Elend der eingeborenen Frauen am schlimmsten ist.

Büchertisch.

Ein Sommer in China. Reisebilder von Paul Goldmann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening 1900.

Die Reiseberichte, welche Paul Goldmann in der „Frankfurter Zeitung" über seine Reise durch China veröffentlicht hatte, finden sich in dem vorliegenden Buche gesammelt, und das Publikum hat allen Grund dem Verfasser dankbar zu sein, der wohl einer der letzten Deutschen gewesen ist, der das Reich der Mitte vor dem Ausbruch der Boxer-Unruhen bereist hat. Daß so schnell eine zweite Auflage der Reiseberichte notwendig wurde, hängt naturgemäß mit dem außerordentlichen Interesse zusammen, welches China seit dem Ausbruche der Feindseligkeiten für Deutschland in Anspruch nimmt. Aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß dem Goldmann'schen Buche auch an sich so hoher Wert innewohnt, daß es zu jeder Zeit einen großen Erfolg gehabt hätte. Der Verfasser weiß überaus anschaulich und unterhaltend zu schildern, so daß es ein wahrer Genuß ist, sich von ihm durch China führen zu lassen. Ob er uns von Singapore berichtet und erzählt, wie die Chinesen bereits anfangen Handel und Gewerbe an sich zu reißen, ob er Hongkong schildert und das Kolonisations-Genie der Engländer rühmt, die nacktes Gestein in eine elegante Stadt verwandelt haben, ob er sein Interview von Li-Hung-Tschang beschreibt, immer weiß er das Charakteristische geistvoll hervorzuholen, überall findet er verborgene Beziehungen, die auf unsere Phantasie wirken — Für das Verständnis des chinesischen Konfliktes ist es wichtig, daß Goldmann schon im Mai 1898 vom Taotai Wang furchtbare Klagen über das Benehmen der Missionare zu hören bekam. Es ist nur zu begreiflich, daß das chinesische Volk allmählich die Geduld verlieren mußte. Goldmann sagt unter anderem: „Der Tao-tai beginnt dann über die französischen Missionäre zu klagen, deren Verhalten ein ganz eigentümliches sei, obwohl er nicht gerade behaupten wolle, daß die französische Regierung dahinter stecke. Die chinesische Bevölkerung sei durch

das Auftreten der französischen Missionäre aufs Höchste gereizt; der Beweis für die erbitterte Stimmung werde dadurch geliefert, daß erst vor vierzehn Tagen hier in der Kwangtung-Provinz einer von diesen Missionären ermordet worden sei" und weiter: „Die Berliner protestantische Mission geht stiller und bescheidener zu Werke, als die französisch-katholische. Aber im Allgemeinen sind auch die Europäer in Canton nicht stark begeistert über die Wirksamkeit der Missionäre. Wenn der Chinese Christ wird, so thut er dies in der Regel nicht aus religiösen Beweggründen, sondern um einen materiellen Vorteil zu erlangen. Das geht so weit, daß die Europäer in China einem zum Christentum bekehrten Chinesen von vornherein mit einem gewissen Mißtrauen entgegenkommen." Wohlgemerkt: Das ist im Mai 1898 geschrieben, ehe noch die Polemik über die Frage durch die Presse toste, ob die Missionäre die eigentliche Ursache der Boxerbewegung sind oder nicht. Wie man solchen Zeugen, wie Goldmann, gegenüber die Stirne haben kann, die schwere Schuld der Missionäre in klerikalen Blättern zu leugnen ist uns nicht verständlich! Goldmann weist auch in einer Anmerkung bei Gelegenheit der zweiten Auflage (Seite 133) darauf hin, daß die Boxer in einer Proklamation im Juni 1900 nach der Einnahme der Chinesenstadt von Tientsin sagen: „Aber noch größeres Unheil hat das Reich befallen. Fremde Teufel sind gekommen mit ihrer Christenlehre. Zahlreiche Chinesen sind zum katholischen und protestantischen Glauben bekehrt worden. Diese Kirchen sind ohne menschliche Prinzipien und schlau. Sie haben die Habgierigen in großer Anzahl als Convertiten an sich gezogen . . . . ."

Kein Mensch, der das Goldmann'sche Buch gelesen hat, wird daran zweifeln können, daß einzig und allein die Missionäre an den chinesischen Wirren die Schuld tragen.

Auch auf viele andere Dinge, die heute auf der Tagesordnung stehen, werfen Goldmann's Berichte interessante Streiflichter. Man stößt auf Stellen, wie die folgende (Seite 114): „Auch im Geschäftsleben von Tientsin stehen die deutschen Firmen obenan. Bei jedem Schritt, den man hier draußen thut, kann man immer wieder mit Freude die große und fast beherrschende Stellung konstatieren, welche der deutsche Kaufmann sich im Chinahandel zu erringen verstanden hat. Überall blüht das deutsche Geschäft — überall, mit einziger Ausnahme der deutschen Kolonie in Kiautschou. Sobald der deutsche Kaufmann losgelöst ist von der büreaukatischen Umklammerung, von der Bevormundung, welche die deutsche Art des Regierens mit sich bringt, sobald er in der Freiheit leben kann, in der großen Freiheit Ostasiens, entfaltet er die volle Kraft, die in ihm steckt. Mit einem Wort: der deutsche Kaufmann gedeiht in Asien bisher nur, wenn er nicht unter der deutschen Regierung steht. Das ist eine Thatsache, über welche die maßgebenden Herren im Reiche, die ja gewiß auch das Beste erstreben, reiflich nachdenken mögen." —

Möchten recht Viele Goldmanns Buch zur Hand nehmen — es wird niemanden gereuen, ihm einige Stunden gewidmet zu haben. —

st.

Briefkasten der Redaktion.

Wir ersuchen höflichst bei Einsendung von nicht bestellten Arbeiten das Rückporto beizufügen; Manuskripte von mehr als fünf Druckseiten Umfang sind nicht erwünscht.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 4. 20. Mai 1901. I. Jahrgang.

Die Missions-Frage.

Man darf darauf gespannt sein, wie sich die verschiedenen Regierungen und vor allem die deutsche beim Friedensschlusse in China mit der heikeln Frage der Missionen abfinden werden.

Seit dem Beginne der chinesischen Wirren ist die Missionsfrage nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden, und dies mit Recht, denn ohne die zahllosen Verfehlungen der Missionäre hätten sich niemals jene beklagenswerten Ereignisse in China abgespielt, die so verhängnisvolle Folgen nach sich gezogen haben. Von Selbstsucht verblendet, haben es die christlichen Staaten und ihre Angehörigen vielfach verlernt, eine Frage wie die vorliegende, schlicht nach den Grundsätzen der primitivsten Gerechtigkeit zu entscheiden, welche verlangt, daß jeder Staat dem anderen gleichmäßig gestattet, Missionäre in das eigene Land zu senden oder nicht. Die Verwirrung der Geister ist so weit vorgeschritten, daß dieselben christlichen Religionsgemeinschaften, die es als ihr heiligstes Recht betrachten, Sendboten nach China zu schicken, um das Christentum zu predigen, vor Wut schäumen würden, wenn Missionäre in Deutschland erschienen, welche die Lehre des Buddha oder des Confucius unter dem deutschen Volke verbreiten wollten.

Dem einzelnen Missionar, der den heiligen Beruf in sich fühlt, für seine religiöse Überzeugung zu wirken und zu leiden, wird niemand höchste Achtung versagen. Aber der Missionar, der sich als politischer Agent auf die Bajonette seiner Regierung stützt, verliert jeden Anspruch, sich Apostel der Humanität zu nennen.

In Bezug auf die Kongregationen hat die Selbstsucht der christlichen Staaten aber bereits groteske Formen angenommen. Während diese Staaten nämlich verzweifelte Anstrengungen machen, um die Kongregationen los zu werden — man denke nur an Waldeck Rousseau's Kampf in Frankreich,

an die gesetzliche Ausschließung der Jesuiten aus Deutschland, an die bevorstehende Austreibung der Mönche aus Portugal — versuchen sie China durch Waffengewalt zu zwingen, denselben Kongregationen seine Gebiete zur unbeschränkten Thätigkeit zu überlassen! Es ist eine interessante Frage, ob etwas derartiges in historischen Zeiten schon jemals vorgekommen ist. Es zeugt von dem gesunden Empfinden des chinesischen Volkes, daß es sich die Tyrannei der Orden nicht gefallen läßt, und es steht zu hoffen, daß die Regierungen ein Einsehen haben und das Land der Mitte in Zukunft vor der Überflutung mit Missionären beschützen werden.

Chinesen, die über die europäischen Völker nicht informiert wären, müßten ohne allen Zweifel zu der Überzeugung gelangen, daß sich unser Leben jahraus jahrein um Dinge der christlichen Kirche dreht, wenn sie in China sehen, daß die Kriegsmacht der westlichen Staaten mit ungeheueren Opfern aufgeboten wird, um die christlichen Missionäre zu schützen und zu rächen. Welche Augen wird aber ein Chinese machen, der etwa nach Berlin kommt und findet, daß dort vom Christentum schlechterdings nichts zu merken ist! Es erginge ihm etwa wie einem Neger aus Central-Afrika, der die Deutschen nur als Verkäufer von Glasperlen kennen gelernt hat. Wenn ein solcher nach Berlin käme und keinen Menschen mit einer Perlenschnur sähe — er würde glauben, in ein falsches Land geraten zu sein, denn in seiner Phantasie mußte er ja Deutschland als ein Land betrachten, in dem die Einwohner über und über mit Glasperlen behangen sind!

Die innere Unwahrheit, welche darin liegt, daß die europäischen Völker die sittlichen Forderungen des Christentums so gut wie gar nicht bethätigen, ja, daß sie sich im großen und ganzen immer mehr vom christlichen Glauben abwenden, während sie ihn gleichzeitig mit zäher Energie fernen Völkern aufdrängen, muß allmählich auch sittlich verderblich auf die eigenen Volksgenossen zurückwirken. Auch darum ist es die heilige Pflicht aller freien Denker, dem Missionswesen mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Als bestes Mittel hierzu müssen alle Bestrebungen betrachtet werden, die den Zweck verfolgen, die fernen Völker darüber aufzuklären, daß die christlichen Lehren in den sogenannten christlichen Ländern selbst keineswegs mehr allgemein geglaubt werden. Statt den Missionen in der Heimat entgegenzuwirken, wird es viel fruchtbringender sein, in China, in Indien u. s. w. mit Hülfe der einheimischen Presse die Resultate der europäischen Wissenschaft über das Christentum zu verbreiten. So stößt beispielsweise die christliche Mission in Indien bereits auf nahezu unüberwindliche Hindernisse, weil die einheimische Presse es in sehr geschickter Weise versteht, die Urteile hervorragender abendländischer Denker allgemein zu verbreiten,

welche die Religion des Buddhismus und die Philosophie des Vedanta für nicht niedriger stehend erklärt haben, wie die Lehren der christlichen Kirchen. Schon vor mehreren Jahren sah sich eine Pastoren-Konferenz in der Nieder-Lausitz veranlaßt, einen Preis von 1000 Mark für eine Arbeit auszuschreiben, in der die Superiorität des Christentums über die indischen Religionen dargethan werden sollte. Es wurde ausdrücklich zugestanden, daß die Missionsthätigkeit in Indien nur noch selten Früchte zeitige, weil die indische Presse unaufhörlich an der Hand von Arbeiten europäischer christlicher Denker dem Volke zeige, daß man in Europa und Amerika die Gleichwertigkeit der indischen Religions- und Philosophie-Systeme willig anerkenne. Es wäre durchaus nicht unausführbar, aufklärende Schriften über die Lehren der christlichen Kirchen in chinesischer Sprache in China zu verbreiten und so dem Missionswesen entgegenzuwirken. Unsere Freidenker müssen sich mehr mit dem heiligen Eifer erfüllen, der die Sendboten der Kirchen auszeichnet. Mittel und Wege werden sich schon finden, um auch in fernen Landen den Kirchen entgegenzuwirken, wenn unsere Regierungen bei ihrer missionsfreundlichen Politik beharren, die uns solche furchtbaren Wunden schlägt. Und nie und nimmermehr werden wir jenem französischen Politiker zustimmen können, der da gemeint hat, der Antiklerikalismus „sei kein Ausfuhr-Artikel". Ein rechtlich empfindender Mensch muß das, was er als gut erkannt hat, nicht seinem Volke allein, sondern allen Völkern teilhaftig werden lassen!

Die Souveränität im Deutschen Reiche.

Von August Sannes (Hannover).

In den „Preußischen Jahrbüchern" hat ein elsässischer Staatsanwalt die höchst interessante staatsrechtliche Frage, wem die Souveränität im Deutschen Reiche zustehe, zu gunsten des Kaisers zu entscheiden sich bemüht. Der Kaiser sei in wichtigen Angelegenheiten, der Leitung der auswärtigen Politik, den Bestimmungen der diplomatischen Vertreter, der Instruierung von Botschaftern und Gesandten, dem Abschlusse von Schutz- und Trutzbündnissen, der Ernennung des Reichskanzlers, der Verfügung über die militärischen Machtmittel zu Lande und zu Wasser, vollkommen unabhängig vom Bundesrate, der nach Art. 12 der Reichsverfassung überdies vom Kaiser nach eigenem Ermessen vertagt und damit zeitweise an jeder Äußerung seiner Befugnisse verhindert werden könnte. Der Artikel des Delbrückschen Blattes giebt einem „hervorragenden Staatsrechtslehrer" die Veranlassung, in der Kreuzzeitung eine Lanze für den Bundesrat einzulegen, der Mitträger der Souveränität sei, da ihm gleichfalls charak-

teristische Merkmale derselben zuständen, die in der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, der Sanktion der Gesetze, dem Rechte zum Erlasse von Ausführungsverordnungen in Zweifelsfällen, der Zustimmung bei Geldausgaben beständen. Der Kaiser handle ferner zugleich im Namen der Bundesfürsten bei der Bestimmung über Krieg und Frieden, bei Vertragsschlüssen, bei der Ausübung der Staats- und Schutzgewalt in den Reichslanden und den Kolonien. Alle diese Rechte des Kaisers und des Bundesrates sind aus der Reichsverfassung sehr richtig herausgeholt, aber zwei Kardinalfragen haben sowohl der elsässische Staatsanwalt der „Preußischen Jahrbücher", wie der „hervorragende Staatsrechtslehrer" des Organs der oberen Fünfhundert nicht berührt: Umschließen diese Rechte wirklich den ganzen Inhalt des alten Staatsbegriffs der Souveränität? Und dürfen die Artikel der deutschen Reichsverfassung einzeln für sich betrachtet werden, oder erhalten sie nicht vielmehr ihren wahren Inhalt erst in Verbindung mit sämtlichen Artikeln der Verfassung?

Der Ausdruck Souveränität erscheint in der deutschen Geschichte zuerst in dem französischen Entwurfe der westfälischen Friedensurkunde als souveraineté, was die Urkunde selbst mit jus territorii et superioritatis wiedergiebt. Eine ältere deutsche Bezeichnung für diesen Begriff war „landesfürstliche Obrigkeit", und für die nichtfürstlichen Reichsstände „Landes- oder hohe Obrigkeit", worunter außer der Gerichtsbarkeit auch die gesetzgebende Gewalt und die Vertretung gegenüber dem Reiche verstanden wurde. Durch die Verleihung des Bundesrechtes traten die deutschen Staaten im westfälischen Frieden aus dem Rechtskreise des alten Reiches vollkommen heraus, sie wurden zu europäischen Staaten und zu völkerrechtlich selbständigen Persönlichkeiten, und der Begriff der landesfürstlichen Obrigkeit, der Souveränität, erweiterte sich ebenfalls zu einem europäischen, einem allgemeinvölkerrechtlichen. Bekanntlich ist es dem westfälischen Frieden nicht gelungen, die neue landesfürstliche Souveränität in eine Versöhnung mit der historischen kaiserlichen Souveränität zu bringen, so daß seit dieser Zeit das alte römische Reich deutscher Nation nicht nur de facto, sondern auch de jure ein Monstrum blieb.

Welche in dem alten Begriffe der Souveränität enthaltenen Rechte stehen im heutigen Reiche dem Kaiser oder dem Bundesrate allein, oder ihnen beiden gemeinsam unbeschränkt zu? Die gesetzgebende Gewalt ist bei der Beantwortung dieser Frage sofort auszuschließen; aber auch von der Gerichtsbarkeit ist der Krone nur der exekutive Teil geblieben, da sie nicht mehr imstande ist, aus eigener Machtvollkommenheit auch nur ein Titelchen von dem auf verfassungsmäßigem Wege zu stande gekommenen Rechte zu nehmen oder ihm hinzuzufügen. Die Zeiten, in denen landesfürstliche Macht das preußische Landrecht oder den Code Napoléon schaffen hieß, sind seit

der Begründung der konstitutionellen Staaten vorbei. Und wie steht es nun mit der völkerrechtlichen Vertretung nach Außen? Auch hierbei ist der Kaiser bei aller wünschenswerten Selbständigkeit doch durch das Medium des verantwortlichen Reichskanzlers an die Zustimmung und den Beifall eines zweiten Faktors, des Volkes oder seiner Vertretung, gebunden. Oder fiele nicht eine Kriegserklärung des Kaisers als null und nichtig dahin, wenn der Reichstag die zur Führung des Krieges nötigen Gelder versagen würde? Mit dem Budgetrecht ist der Volksvertretung der Probierstein in die Hand gegeben, an dem jede kaiserliche staatliche Willensäußerung, sofern sie nur einen Pfennig kostet, die Probe bestehen muß, denn es ist vielleicht die wichtigste Errungenschaft des Konstitutionalismus, daß nunmehr der Staat nicht mit den verfügbaren, sondern mit den angewiesenen Mitteln zu verwalten ist. Ist ferner das kaiserliche Recht der Beglaubigung der Gesandten von dem Artikel 17 der Reichsverfassung eximiert, der die Gültigkeit der Anordnungen und Verfügungen des Kaisers von der Gegenzeichnung des Reichskanzlers abhängig macht, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt? Wo von Verantwortlichkeit die Rede ist, muß aber auch das Forum vorhanden sein, vor dem diese zu leisten ist; und dieses ist nach der Verfassung auch in diesem Falle der Reichstag. Die Exekutive ist, dem Entwicklungsgange der deutschen Geschichte scharf entsprechend, in dem konstitutionellen Deutschen Reiche z. T. dem Kaiser allein, z. T. dem Kaiser und dem Bundesrate gemeinsam vorbehalten, während die Aufsicht, und zwar durch keine kaiserlichen Prärogativen beschränkt, der Volksvertretung überwiesen worden ist. Oder läßt die deutsche Reichsverfassung irgend ein Gebiet offen, welches nur der Exekutive vorbehalten und der Aufsicht durch die Volksvertretung entzogen ist? Wäre dieses der Fall, so würde innerhalb dieses Gebietes der Träger der Krone in derselben Weise unbeschränkt sein, wie er es in der Zeit des fürstlichen Absolutismus gewesen war. Aber der Konstitutionalismus hat den Absolutismus vollkommen überwunden, und es ist durch die Verfassungen für alle Zeiten unmöglich geworden, auch nur auf irgend einem Gebiete einen Teil des Absolutismus, und wenn auch noch so geringen, wieder einzuschmuggeln.

Damit sind wir aber von selbst zur Beantwortung der zweiten Kardinalfrage gekommen. Die deutsche Reichsverfassung zählt die Rechte des Kaisers, des Bundesrates und des Reichstages, nach Artikeln für sich geordnet, der Reihe nach auf, sie hat aber dabei, als für eine richtige Beurteilung von selbst gegeben, es unterlassen, die einzelnen Artikel in gegenseitige Beziehung zu einander zu stellen. Bei jedem Artikel, der die Rechte des Kaisers oder des Bundesrates angiebt, ist deshalb als selbstverständlich hinzuzufügen: „unter voller Wahrung der Rechte und Pflichten

des Reichstages." Dagegen bei den von den Rechten des Reichstages handelnden Artikeln ist stillschweigend die Wahrung der Rechte und Pflichten des Kaisers und des Bundesrates vorausgesetzt.

Von diesem einzig berechtigten Standpunkte aus betrachtet, ergiebt sich die logische Folgerung, daß der Inhalt der Souveränität im Deutschen Reiche als einem konstitutionellen Staate aufgeteilt ist unter dem Kaiser, dem Bundesrate und dem Reichstage, als der rechtlichen Vertretung des gesamten Volkes. Jeder der drei Faktoren wird seine Autorität um so gesicherter sich erhalten, je mehr er sich bemüht, seine Rechte und Pflichten in Treue gegen die Verfassung wahrzunehmen, und je achtungsvoller er die Rechte und Pflichten der andern beobachtet. Für den Begriff der Souveränität ergiebt sich aber zugleich mit zwingender Logik die Folge, ihn ganz aus dem Staatsrechte des Deutschen Reiches auszuschalten. Sein geschlossener Inhalt ist durch den Konstitutionalismus gesprengt, und der Versuch, ihm auch in konstitutionellen Staaten noch ein schattenhaftes Nachleben zu sichern, nützt niemandem und giebt nur die immer wieder erneute Veranlassung zu Kompetenzstreitigkeiten, die den einzigen Erfolg haben, die staatliche Ruhe zu gefährden. Der konstitutionelle Staat hat mit so vielen alten Rechten, Ansichten und Begriffen zum Wohle der gesamten Menschheit aufgeräumt; zu den ihm gebrachten Opfern gehört auch die Souveränität, der eine Thräne nachzuweinen das deutsche Volk und sein Deutsches Reich wahrlich keine Veranlassung haben.

Gemischte Ehen und die katholische Kirchenpraxis.

Von Dr. theol. C. Schieler (Königsberg i. Pr.).

In jedem Jahre sieht man in weiteren Kreisen beim Herannahen der „Fastenzeit" dem Erscheinen der sog. Fastenhirtenbriefe mit Spannung entgegen. Es sind ja „die Nachfolger der Apostel", „die der heilige Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren", welche als „gute Hirten" ihre Schäflein über die großen Gefahren und wichtigen Aufgaben der Zeit belehren. Selbst die Staatsregierungen wenden dann eine erhöhte Aufmerksamkeit den von ihnen Erkorenen zu, ob sie sich auch bewähren und als „gesalbte Häupter" nicht nachträglich ihrer Gesinnung untreu werden, was ja schon manchesmal passiert sein soll. Aber zuweilen ist man doch gewaltig enttäuscht, wenn man die sehnsüchtig erwarteten Geistesprodukte dieser Herrn aufmerksam liest, und es entringt sich gar manchem Leser das Urteil: „Arm an Gedanken, viel Bibelstellen verbunden mit Phrasen" u. s. w. Ja, die Hirtenbriefe eines Bischofs von Ketteler sind jetzt sehr selten, vielleicht nicht mehr möglich. —

Nun hat der diesjährige Fastenhirtenbrief des Bischofs Adalbertus von Fulda in protestantischen Kreisen ungeheueres Aufsehen erregt, da er „wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Mischehen-Frage in Preußen wieder einmal grell beleuchtet hat". Der Fuldaer Hirtenbrief behandelt „die Berufswahl" der Jugend, speziell die Vorbereitung auf den ehelichen Stand, da derselbe für die Mehrheit der Menschen der erwählte Beruf sei. Der Inhalt des Hirtenbriefes bietet nun einem Katholiken aber auch gar nichts neues; in schlichter einfacher Form legt er, wie ein jeder Landpfarrer es zu thun pflegt, die überall geltenden katholischen Lehren den Diözesanen vor, und auch die Klagen über die „zahllosen Irrtümer" unserer Tage, die „glaubenslose Stimmung der Zeit, die den Menschen zum Tiere herabwürdige", welche schließlich auch die Ehe „auf die Stufe der unvernünftigen Wesen", resp. deren Verbindungen erniedrige, und andere Klagen sind althergebrachte Redensarten. Überhaupt herrscht der gewöhnliche Kanzelton in dem ganzen Schreiben vor; des näheren wird den Jünglingen und Jungfrauen dringend empfohlen, eifrig zu beten, damit Gott ihnen die Person zusende, die er in seiner Weisheit und Güte zum Lebensgefährten bestimmt hat, und wenn dabei der gelehrte Bischof das Beispiel der alten Partriarchen erwähnt, so scheint diese Wahl doch nicht sehr klug gewesen, da diese alten Herrn in dem Punkte Ehe nicht sehr fromm handelten; oder sollen sich die Fuldaer Jünglinge nach deren Vorbild auch mehrere Frauen wählen? Die Nupturienten sollen ihre Eltern, erfahrene Freunde und Bekannte zu Rat ziehen, auch alle natürlichen Erwägungen vornehmen, insbesondere aber auch die Gleichheit des Charakters und der Gesinnung beachten; den Brautstand sollen sie „heilig" verleben, vor Eingehung der Ehe sollen sie Generalbeichte ablegen und den Brautstand durch eine „heilige Hochzeitsfeier" beschließen.

Was indes dem Fuldaer Fastenhirtenbrief die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zuwandte, das ist die Besprechung der sog. „Mischehen". Aber enthält denn etwa dieser kleine Passus von 35 Zeilen etwas Neues, etwas Unerhörtes, oder ist es die schroffe Form, welche verletzend wirkt? Nichts von allem dem: der Fuldaer Bischof legt die seither bis auf diese Stunde geltenden Lehren der römischen Kirche über die „Gemischten Ehen" dar, wie sie schon hundertmal vorgetragen worden sind. Man verkennt eben die römische Kirche, wenn man glaubt, daß sie ihre Anschauungen in dieser Frage ändere, indem sie der modernen Zeitrichtung Rechnung trage. Das wird sie niemals thun, weiß sie ja doch und hat es im preußischen Kulturkampf aufs neue erfahren, daß ihre Zähigkeit schließlich den Sieg davon trägt; und die römische Kirche als gütige Mutter fragt nichts nach der schlimmen Lage, in welche einzelne gebracht werden, da das Gesamtwohl, und das ist die Papstkirche, vorgeht. Und was der Bischof von Fulda

mit nackten dürren Worten sagt, dasselbe lehrt die römische Kirche, vom Papste angefangen bis herab zum unbedeutendsten Bischofe, überall, in allen Ländern.

Die Kirche billigt die Mischehen niemals, sondern duldet nur, und zwar mit schwerem Herzen, diese Ehen, 1. wenn für den katholischen Teil keine Gefahr des Glaubens besteht; 2. wenn alle zu erhoffenden Kinder katholisch getauft und erzogen werden; 3. wenn nur die katholische Trauung stattfindet. So formuliert der Bischof von Fulda diese drei Bedingungen, und er wählte eine sehr milde Form römischer Ausdrucksweise, eine Form, welche die eigentlichen römischen Bedingungen nicht getreu wiedergiebt, wobei er überdies eine Bedingung, welche sonst gestellt wird, ganz wegließ, nämlich, daß der katholische Teil sich verbindlich machen soll, dahin zu wirken, daß der andere Teil von der Wahrheit des katholischen Glaubens sich überzeuge und zur katholischen Kirche zurückkehre. Nach römischer Vorschrift müssen beide Nupturienten eidlich und schriftlich versprechen, alle zu erhoffenden (oder etwa bereits außerehelich erzeugten) Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes in der katholischen Religion zu erziehen; ferner muß der nicht katholische Teil eidlich versprechen, den katholischen Teil in der Ausübung seines Glaubens in keiner Weise zu stören.

Werden die genannten Bedingungen erfüllt und durch einen Vertrag (pacta notoria de quibus servari spes est, verlangt die betr. römische Kongregation) garantiert, dann kann von dem zuständigen Bischof die Dispens von dem Ehehindernis „der gemischten Religion" erbeten und von demselben kraft der Quinquennalfakultäten erteilt werden. Das ist der modus procedendi, welcher für das Eingehen einer Mischehe vorgeschrieben ist, ein Modus, welcher in die Gewissensfreiheit bedenklich eingreift, eine verwerfliche Proselytenmacherei inszeniert, die Intoleranz der römischen Kirche deutlichst dokumentiert und zu vielen Unzuträglichkeiten Anlaß giebt.

Wenn die Erfüllung dieser Bedingungen, oder auch nur einer derselben, nicht garantiert wird, so darf die Dispens nicht erteilt werden. Die Eingehung der Ehe vor einem katholischen Priester wird dadurch unmöglich gemacht.

Schließt nun der katholische Teil dennoch die beabsichtigte Ehe, wie es in fast allen derartigen Fällen geschieht, so begnügt er sich entweder mit der bloßen Civilehe, oder er muß, wenn er noch auf eine kirchliche Trauung Wert legt, sich von einem protestantischen Prediger trauen lassen.

Die evangelische Kirche begünstigt nun auch die gemischten Ehen gerade nicht, stellt aber doch nicht so rigorose Bedingungen wie die römische Kirche. Sie scheint es mehr den einzelnen Pfarrern zu überlassen, ein Verfahren zu wählen, das ihnen gut dünkt. Doch liegt es in dem Wesen einer jeden

Kirchengemeinschaft, direkt oder indirekt auf Proselytenmacherei, Seelenfang u. dgl. auszugehen. Mit dem Wesen jeder Kirchengemeinschaft ist Intoleranz verbunden, man mag sagen und schreiben was man will, um dies zu leugnen. Doch hier handelt es sich um die Behandlung der Mischehen in der katholischen Kirche!

Läßt nun der Katholik sich von einem protestantischen oder freireligiösen, sagen wir nichtkatholischen, Prediger trauen, um diese vielgebrauchte Redensart auch zu gebrauchen, so begeht er nach der Lehre der katholischen Kirche eine sehr schwere Sünde, ja er macht sich eigentlich einer dreifachen schweren Sünde schuldig: „ist ungehorsam gegen seine Kirche, deren Gebote er nicht achtet; gefährdet das Seelenheil der ihm von Gott anvertrauten Kinder, indem er ihnen die Erziehung in der katholischen (alleinseligmachenden) Religion versagt, ist damit haereseos fautor, und macht sich einer sündhaften Handlung, der communicatio in sacris, schuldig, wodurch er sich eine kirchliche Zensur zuzieht. „Er gilt als ein von seiner Kirche Abtrünniger und muß darum, falls er reumütig zur Kirche zurückkehren sollte, wieder in den Schoß der alleinseligmachenden aufgenommen werden. Natürlich darf er bis zu seiner Rekonziliation nicht absolviert werden, und sollte er die Absolution im Beichtstuhle sich erschlichen haben, so darf ihm das Abendmahl nicht gereicht werden, d. h. er muß von dem Abendmahlstisch abgewiesen werden.

Indes kann nach römisch-katholischen Grundsätzen noch ein anderes Unheil den Katholiken treffen, der eine Mischehe vor einem akatholischen Geistlichen eingeht. Denn nach katholischer Lehre ist die Ehe ein Sakrament und untersteht darum der Verwaltung der Kirche; dem Staate steht es nicht zu, gesetzliche Vorschriften über die Ehe zu geben, wenigstens nicht Vorschriften, welche mit denen der Kirche in Widerspruch stehen; die katholische Kirche legte darum gegen die staatliche Ehegesetzgebung, namentlich gegen die Civilehe und die Ehescheidung, stets Protest ein. Nun erließ das Konzil von Trient ein Dekret über die Eingehung der Ehe und bestimmte, daß dieses Dekret, von seinem ersten Worte das Dekret Tametsi genannt, nur an denjenigen Orten Gültigkeit haben soll, wo es publiziert ist. Das Dekret setzt aber unter Ungültigerklärung der sog. clandestinen oder formlos geschlossenen Ehen, die seither als gültige Ehen galten, fest, daß eine gültige Ehe nur vor dem zuständigen Pfarrer und zwei Zeugen geschlossen werden dürfe. Der zuständige Pfarrer ist für den Katholiken nur der katholische Pfarrer; nur vor ihm kann er eine gültige Ehe eingehen; schließt er seine Ehe vor einem nichtkatholischen Geistlichen, so ist seine Ehe als ungültig zu betrachten; er lebt nach katholischen Grundsätzen im Konkubinat, d. h. die katholische Kirche betrachtet sein Leben, das andere und auch der Staat als ein eheliches ansehen, als ein unzüchtiges Verhältnis. Das hat der

Bischof von Fulda im Auge, wenn er schreibt, daß ein Katholik, der eine Mischehe eingehe, an gewissen Orten gar keine gültige Ehe schließe.

Nur noch eins muß ich dem zufügen. Vorstehende Lehre schließt doch so viele und große Härten und Unzuträglichkeiten in sich, daß manche Bischöfe deshalb in Rom vorstellig wurden und um Beseitigung der Ursache dieses Zustandes baten. So entstand die sog. Declaratio Benedictina, d. h. die Erklärung des Papstes Benedikt XIV aus dem Jahre 1741, welche die Verbindlichkeit der tridentinischen Form der Eheschließung für Belgien und Holland und für alle Ehen zwischen Nichtkatholiken aufhob. In der Folgezeit ward diese Erklärung noch auf andere Distrikte ausgedehnt, auf die zum ehemaligen deutschen Bunde gehörenden Teile von Österreich, auf Ungarn und Bayern, auf die Diözesen Breslau und Kulm. Andere Diözesen, wie die zur oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen, bemühten sich bis in die neueste Zeit um diese „Wohlthat", Rom aber schlug sie denselben unbarmherzig ab; so noch im Jahre 1865 durch Antwort des Kardinals Patrizi ohne Beifügung irgend eines Grundes. Die Diözese Limburg, welche ebenfalls zur oberrheinischen Provinz gehört, erfreut sich der Benediktinischen „Wohlthat", und auch für die Berliner Delegatur der Diözese Breslau in Brandenburg und Pommern erfolgte noch im Jahre 1882 die Aufhebung der tridentinischen Form der Eheschließung. Für die Erzdiözese Köln und die Diözesen Trier, Münster und Paderborn gilt das Breve Pius VII. vom 25. März 1830, wonach ebenfalls die Vorschrift des Konzils von Trient für die gemischten Ehen nicht erforderlich ist.

Das sind doch recht sonderbare Zustände in Deutschland, und man fragt sich, warum verweigert Rom einigen Diözesen eine Wohlthat, welche es anderen zugestanden hat, obgleich die Verhältnisse doch die gleichen sind? Die letzte Entscheidung für die oberrheinischen Diözesen (ausgenommen Limburg) erfolgte in abschlägigem Sinne unter Pius IX., einem von Jesuiten beherrschten Papste. Die Berliner Delegatur erhielt die „Wohlthat" auf Betreiben des Fürstbischofs Kopp von Breslau, als wegen eines Vorfalles in diesem Bezirk ein Sturm der Entrüstung im Deutschen Reiche sich erhoben hatte, unter Leo XIII. Dies erklärt wohl manches. Aber Rom herrscht und beherrscht die Gewissen der Menschen unerbittlich strenge — natürlich nur solche, die sich der Herrschaft fügen.

Solche Zustände existieren aber in dem protestantischen Deutschland! Die offiziellen Kreise kennen dieselben und verhalten sich ruhig „in ehrfurchtsvollem Schweigen", oder — aus Furcht vor dem allgewaltigen Zentrum?

Wann werden den deutschen Katholiken einmal die Augen aufgehen? — Diese **Willkür** und noch so manches Andere in unserer Zeit

sollten ihnen doch die Augen öffnen. Aber blind und taub lassen sie sich tagtäglich aufs neue durch ihre Führer blenden und betäuben! Ist das aber die Kirche Jesu, welche in dieser Weise „die Gewissen verwirrt, die Seelen ängstigt"? Ist das die Liebe Jesu von Nazareth, dessen Geist diese Kirche allein besitzen will?

Sozialpolitische Rundschau.

Es geschehen Zeichen und Wunder! Vier preußische Minister haben sich zusammengethan, um in Sachen der Wohnungsreform im Reichsanzeiger einen Erlaß zu veröffentlichen, der die Hausbesitzer zu hellem Zorn und die Bodenreformer zum Beifall-Klatschen herausgefordert hat. Beteiligt sind an diesem staatsgefährlichen Komplott der Minister des Innern als der Vorgesetzte der Gemeinde-Verwaltungen, der Handels- und der Landwirtschafts-Minister als die zuständigen Ressorts-Chefs für die gewerbliche und die ländliche Arbeiterfrage, und endlich der Kultusminister, da dieser nach ehrwürdiger preußischer Tradition gleichzeitig den Medizinalminister vorstellt, oder wie man vielleicht korrekter sagen müßte, als Lückenbüßer für das noch immer fehlende Medizinal-Ministerium fungiert. Die Erlasse, (es sind deren zwei, der eine an die Ober-, der andere an die Regierungspräsidenten) geben zusammen geradezu ein kleines Kompendium der Wohnungspolitik, soweit die nächstliegenden Maßregeln in Betracht kommen. Mit der Mythe, daß die Wohnungsfrage eine rein städtische Frage sei, wird gründlich gebrochen. Das Bestehen von unerträglichen Wohnungs-Mißständen auf dem Lande wird offen anerkannt (die Schweineställe von Kabinen und das geflügelte Wort aus dem Munde ihres erlauchten Besitzers mögen daran ihren bedeutenden Anteil haben). Nicht nur, daß der Landwirtschafts-Minister mit unterschrieben hat. Bei der Polizeiverordnung betreffend Arbeiter-Massenquartiere (für die ein Normalentwurf zu bequemer Benutzung beigefügt ist) wird in nicht mißzuverstehender Weise kundgegeben, daß es sich hier nicht blos auch, sondern geradezu in erster Linie um einen ländlichen Mißstand handle. Im übrigen soll die Gemeinde, wo die private Bauthätigkeit das Wohnbedürfnis nicht genügend befriedigt, zunächst für die eigenen Arbeiter bauen, sei es in eigener Regie, sei es durch Privatunternehmer, sei es im Wege der Unterstützung von gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften. Die Gemeinde soll selbst Bodenpolitik treiben, und wenn sie vom eigenen Boden etwas abgiebt, nicht auf das Eigentum verzichten, sondern sich des „Erbbaurechts" bedienen, das ja nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche wieder zulässig ist. — Solange ein rotes Tuch überhaupt noch wirkt, kann man sich nicht wundern, daß so etwas

auf den Rheinisch-Westfälischen Grundbesitzer-Verein seinen Einfluß übt, der denn auch auf seiner Osterversammlung in Ruhrort gegen den „gemeingefährlichen Charakter der Baugenossenschaften" und gegen deren Empfehlung durch preußische Minister eine geharnischte Resolution angenommen hat.

Dieser Zusammenstoß zeigt die Bedeutung, aber auch die verhältnismäßige Harmlosigkeit der Maßregel. Die Hausbesitzer sind erbittert, weil man gerade die Gemeinde-Verwaltungen zur Wohnungsreform aufruft, während sie doch nach dem geltenden Communal-Wahlrecht die gesamte Gemeindeverwaltung sozusagen für die Domäne des Hausagrariertums hielten. Aber eben darum wird das Duell ziemlich unblutig verlaufen. Bei der sogenannten Reform des preußischen Gemeinde-Wahlrechts, die bei der gegenwärtigen Vorbereitung der Wählerlisten zum erstenmal zur Anwendung kommt, hat man das Hausbesitzer-Privileg, in der Stadtverordneten-Versammlung die Mehrheit zu beherrschen, wohlweislich stehen gelassen. Und da in den Ministerial-Erlassen von staatlichen Maßnahmen recht wenig die Rede ist, im großen und ganzen die Minister ihr gutes Herz hauptsächlich in dem zeigen, was sie den Gemeinden empfehlen, so ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hier und da werden durch die Erlasse gewisse Anregungen gezeitigt werden. Im großen und ganzen wird sich zeigen, daß es eine Wohnungsreform ohne eine Wahlreform nicht geben kann, und daß eine Regierung, die die schnapsbrennenden Großgrundbesitzer durch eine Verlängerung des Brennsteuergesetzes prämiiert, die eine Erhöhung der Landwirtschafts-Zölle auf Kosten der brotessenden Bevölkerung verspricht und sich noch immer nicht dazu aufrafft, gegen die Kanalrebellen mit Auflösung des Landtages vorzugehen, daß eine solche Regierung auch nicht im stande sein wird, gegen den Widerstand derselben Kreise gerade die Wohnungs-Frage energisch einer Lösung entgegenzuführen.

Aber als Entwickelungs-Symptome sind jene Erlasse von sehr großer Bedeutung. Sie zeigen, daß Ideen, die teilweise der äußersten Linken entstammen, ihren Weg nach rechts weit genug gefunden haben, um auch schon den Einzug in dieselben Ministerien zu halten, die vor etwa zehn Jahren unter Bismarck'schem Regime hierin nur einen revolutionären Eingriff in die geheiligte Institution des Privateigentums hätten erblicken dürfen. Die Ideen springen wie Flugfeuer aus einem Lager ins andere. Schon fängt dies an, charakteristisches Symptom unserer politischen Entwickelung zu werden. In jeder Partei hört man plötzlich von Dissenters, die sich kräftig regen. Auch das Zentrum ist seiner Leute nicht mehr sicher. Hier ist es die Kornzoll-Frage, die die Wähler aufregt. Im „Iserlohner Kreisanzeiger", einem Blatte, das in der Geschichte der politischen Ideen in Deutschland sonst nicht gerade eine hervorragende Stellung einnimmt veröffentlichen katholische Arbeiter einen Aufruf, der höchst

bemerkenswert ist als ein erster Vorstoß des bisher blos als Stimmvieh benutzten katholischen Arbeiters gegen die parlamentarischen Wortführer. Der Aufruf giebt in deutlichen Worten dem Erstaunen über die Haltung der Zentrums-Abgeordneten in Sachen der Zollfrage Ausdruck. Der christliche Metallarbeiterverband für Deutschland und der (ebenfalls überwiegend katholische) niederrheinische Weberverband haben sich dem angeschlossen. — Dem steht auf der anderen Seite gegenüber, daß unter den Parteien der Linken, wie sich gar nicht leugnen läßt, die Erhöhung der Kornzölle hier und da Anhänger besitzt. Die Abstimmung in der Württembergischen Kammer war kein vereinzeltes Ergebnis. Am 21. April hat in Offenburg eine badische Landesversammlung der Deutschen Volkspartei (süddeutsche Demokratie) stattgefunden. Wenn da begütigend davon die Rede war, daß „nur eine ganz kleine Minderheit" für Erhöhung des Kornzolles sei, so geht aus dieser Thatsache hervor, daß man sich mit dem Vorhandensein dieser Minderheit auszusöhnen im Begriffe ist. Noch vor 10 Jahren würde man mit solch einer „ganz kleinen Minderheit" ganz anders verfahren sein.

Die vielbesprochene Mauserung der Sozialdemokratie ist auch nichts als ein Symptom jener großen Partei- und Ideen-Verschiebungen, die sich vor unseren Augen allüberall vollziehen. In Deutschland ist die Staatsanwaltschaft endlich so vernünftig gewesen, den Steckbrief gegen Eduard Bernstein unerneuert zu lassen und ihm durch die damit eintretende Verjährung die Rückkehr in das Vaterland zu ermöglichen. Damit hat der salonfähige Teil der Sozialdemokratie sein litterarisches Oberhaupt erhalten. Daß die von ihm vertretene Richtung in der Sozialdemokratie mit Riesenschritten fortschreitet, daß innerhalb der Partei auch die sogenannten Radikalen vom Insekt der besseren Vernunft angestochen sind, liegt für jeden klar, der Augen hat zu sehen. Hält man weiter an der Bedingung fest, daß bei uns Minister nur werden darf, wer sich vor der Sozialdemokratie fürchtet, so wird man bald selbst unter den ältesten alten Weibern keinen Kandidaten für einen Ministerposten finden. Schließlich wird nichts anderes übrig bleiben, als daß man auch bei uns die Ministerposten den ††† Sozialdemokraten anbietet. Die Mitregierung der Sozialdemokratie in Frankreich hat man für ein ganz vereinzeltes Ereignis gehalten, lediglich zu erklären aus dem allgemeinen Gottesfrieden, der gegenüber den Dreyfus-Hetzern proklamiert werden mußte. In Italien vollzieht sich aber gegenwärtig derselbe Prozeß in althergebrachten parlamentarischen Formen. Nach dem zweijährigen Obstruktionskampf hat aus Anlaß der unglückseligen Auflösung der Arbeiterkammer in Genua die Linke endlich ihr Ziel, das Ministerium Saracco zu stürzen, erreicht. Anläßlich eines so eklatanten Sieges, wie ihn die Wiederherstellung der

aufgelösten Arbeiterkammer darstellt, hatte die Sozialdemokratie gar nicht die Möglichkeit fahnenflüchtig zu werden: sie mußte das linksliberale Ministerium Zanardelli-Giolitti unterstützen, und so ist heute auch in Italien die Sozialdemokratie Regierungspartei.

Für Deutschland hat an dieser Umbildung auch Frankfurt a. M. einen gewissen Anteil durch zwei litterarische Veröffentlichungen, die die Berührung von hüben und drüben uns besonders vor Augen führen. Das Institut für Gemeinwohl veröffentlicht aus dem Nachlasse des im vorigen Jahre in den Alpen verunglückten Berliner Privatdozenten Paul Voigt eine umfangreiche Studie über die Entwickelung der Grundbesitz- und Wohnungsverhältnisse in Berlin (Jena, Gustav Fischer.) Es ist dies der erste, auf ordnungsmäßiger statistischer Forschung beruhende Versuch, die allmähliche Entwickelung der Bebauungsweise, Besitzverhältnisse, Grundstücks- und Mietspreise in einer Großstadt darzustellen. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß der Vorbereitung dieses Werkes, die ohne behördliche Mitwirkung gar nicht denkbar war, ein gewisser Einfluß auf jene Ideen-Umstimmung der Ministerien in der Wohnungsfrage zuzuschreiben ist. — Gleichzeitig damit erschien von dem Frankfurter Arbeitersekretär Paul Kampffmeyer eine Broschüre über die Frage: Wohin steuert die ökonomische und staatliche Entwickelung? (Berlin, Verlag der sozialistischen Monatshefte). Es ist eine gründliche Absage an den Weltuntergangs-Aberglauben der älteren Sozialdemokratie: „Den Produktivkräften ruft zu neuen Ufern noch manch neuer Tag." Wenn die Sozialdemokratie sich weiter in diese Erkenntnis hineinlebt, wenn sie die Kräfte, die in unserem Wirtschaftskörper lebendig sind, nicht wegzuleugnen sucht, sondern sie erkennt und an ihrer Entwickelung mitarbeitet, dann darf man wohl sagen: Auch der sozialen Demokratie ruft zu neuen Ufern noch manch neuer Tag!

Konzessionen des liberalen Protestantismus an den Unglauben.

Ein Beitrag zu Harnack's „Wesen des Christentums".

Von Prediger Georg Schneider (Mannheim).

Seit Jahren wird innerhalb des liberalen Lagers der evangelisch-protestantischen Kirche eine auffallende Sprache des Unglaubens gesprochen. Wir erinnern nur an die geradezu Staunen erregenden Bekenntnisse des Heidelberger Theologie-Professors Dr. Ernst Troeltsch*) bezüglich der

*) Die wissenschaftliche Lage und ihre Anforderungen an die Theologie. Tübingen 1900.

Morschheit und Haltlosigkeit des ganzen Gedankengerüstes des bisherigen christlichen Glaubens. Was müssen jene Theologiestudierenden doch wackere Stützen der christlichen Glaubenskirche werden, die aus dem Munde ihres Universitätsprofessors derartige Bekenntnisse des Unglaubens vernehmen! Dieses Bekenntnis ist inzwischen überboten worden; zunächst in persönlicher Beziehung. Professor Troeltsch ist außerhalb des Kreises der Theologen und der Leser der „christlichen Welt" nicht besonders bekannt geworden, und das Bekenntnis seines Unglaubens ist darum nicht in die breite Öffentlichkeit gedrungen. Anders bei Professor Dr. Adolf Harnack, dem derzeitigen Rektor der ersten Universität des Deutschen Reiches, dem verdienstvollen Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, der anerkannt herrschenden Autorität innerhalb der liberalen Richtung der protestantischen Kirche, bei dem Mann, dessen hohe wissenschaftliche Bedeutung und umfassende Intelligenz selbst die erbitterte Orthodoxie unserer Tage nicht anzutasten wagt, und den man wohl als den ersten Theologen unserer Zeit bezeichnen kann.

Wie hundert Jahre zuvor Schleiermacher die Gebildeten unter den Verächtern der Religion durch seine fünf berühmten Reden wieder für das Christentum zu gewinnen trachtete, so hat sich im Winter 1899/1900 Harnack an Studierende aus allen Fakultäten gewandt, um in einer Reihe von Vorlesungen über das „Wesen des Christentums" einen ähnlichen Zweck zu verfolgen. Als Buch sind diese Vorlesungen an die breite Öffentlichkeit getreten und dadurch dem weiteren, gebildeten Publikum zugänglich geworden. Welche Bedeutung diesem Buch zukommt, zeigt sich in der Wirkung, die es bereits ausgeübt hat. Aus dem einen Lager des Protestantismus, dem liberalen, schallt es begeistert wie ein gewaltiges Dankeswort für die große That der wirkungsvollen Apologie des Christentums, und aus dem anderen Lager, dem der Orthodoxie, läutet's Sturm zum Angriff gegen das Pseudochristentum und den aufklärerischen Fanatismus einer bewußt unkirchlichen Universitätstheologie.

Uns selber ist das Buch als eine glänzende Rechtfertigung des Unglaubens erschienen und als eine Kriegserklärung gegen die Bekenntniskirche unserer Tage, wie sie schroffer kaum dürfte gegeben werden können.

Die Berechtigung zu solcher Kriegserklärung leitet Harnack aus dem Wesen des Christentums ab, das er aus einer geschichtlichen Untersuchung des Evangeliums Jesu erkannt zu haben glaubt.

Er geht von der Thatsache aus, daß Jesus keine Gemeinde gegründet habe, und daß es erst die Gemeinde war, welche zum Unterschied von Jesus ihre Missionsthätigkeit sofort mit einem Bekenntnis begann, und zwar mit dem Bekenntnis, daß Jesus für die Sünden anderer gestorben, auch auferweckt sei und zur Rechten Gottes sitze. Es ist der

Historiker Harnack, welcher den Nachweis liefert, daß der Apostel Paulus die Auferstehung Jesu zum Gegenstand der Spekulation machte und das Evangelium Jesu in den Inhalt des ganz unevangelischen Bekenntnisses hineinschmolz, eine Neuerung, welcher sich die Jünger Jesu nur nach schweren inneren Kämpfen anbequemten. Wie hätten sie das auch leichten Herzens thun können! Ist doch nach Professor Harnacks Meinung der Inhalt jenes Bekenntnisses so geartet, daß sein Verständnis uns fern liegt und wir auf einen toten Strang geraten würden, wollten wir ihn zu begreifen suchen. Wiewohl es Professor Harnack in Abrede stellt, daß der Apostel Paulus das Evangelium Jesu gewandelt habe, giebt er doch unumwunden zu, daß Paulus Begriffe in die Predigt Jesu hineingetragen habe, die von Haus aus nicht darin waren, daß er die Christologie geschaffen, den Menschen Jesus zum Geist gemacht habe, und dadurch zum himmlischen Wesen habe werden lassen, ja daß er durch die Konservierung des alten Testaments mit seiner andersartigen Sittlichkeit ein minderwertiges Element in das Christentum hineingetragen habe.

Zu diesem lehrhaften Element kommt nach des Historikers Harnack Auffassung im apostolischen Zeitalter eine elementare Kraftäußerung der religiösen Anlage bis zur Steigerung aller Funktionen, und sie offenbarte sich gelegentlich in pathologischen, also recht bedenklichen, krankhaften Zuständen, mit anderen Worten, sie artete in Schwärmerei aus. Wohl trug man auch jetzt noch der im Evangelium Jesu ursprünglich allein gebotenen gemeinen Moral in Reinheit der Sitten und brüderlichem Wandel Rechnung; aber es geschah nicht mehr selbstlos, sondern erfolgte in Erwartung der vermeintlichen nahen Wiederkunft Christi; ja, trotz dieses starken Motivs zum sittlichen Handeln müssen die leitenden Persönlichkeiten in den apostolischen Gemeinden immer wieder mahnen, den christlichen Charakter der großen Grundverhältnisse des menschlichen Lebens, d. h. die gemeine Moral, nicht zu vergessen. Wurzelte das Evangelium Jesu in dem alltäglichen Leben selber, so hob der Glaube an die Wiederkunft Christi die apostolische Gemeinde bereits in wirksamer Weise über die Welt hinaus, und es beginnt schon hier das bis auf den heutigen Tag von der Kirche festgehaltene, unglückselige Schema von Fleisch und Geist, von Diesseits und Jenseits seine traurige Wirkung auszuüben.

Doch all diese Veränderungen mit der ursprünglichen Lehre Jesu, so bedeutende sie auch waren, waren doch nur Anfänge. Das Schlimmste sollte erst noch kommen. Die christliche Idee mußte, wie jede andere Idee mit dem Zeitgeist in Berührung kommen, mußte sich mit den großen kulturellen Strömungen auseinandersetzen und im Kampfe mit anderen Ideen sich selbst gewissermaßen erst konsolidieren. In lebensvoller Darstellung, deren Harnack Meister ist, zeigt er diese Konsolidierung der

christlichen Idee im Kampf mit dem hinreißenden Hymnus der Naturreligion, in der Überwindung des Gnosticismus und in der Berührung mit dem tief religiösen Ernst griechischer Ethik und Religionsphilosophie.

Das Facit dieser ganzen Entwickelung war bereits im 3. Jahrhundert der vollständige Verlust der Freiheit und Selbständigkeit in der christlichen Religion. Die von Jesus allein verlangte sittliche Lebensführung trat zurück hinter der Beobachtung der Glaubensregel, das kirchliche Schema ward dem Evangelium Jesu übergeordnet, das Kircheninstitut ward selber zur religiösen Größe. Die weiteren Jahrhunderte bringen den Ausbau der kirchlichen Glaubensregel namentlich bezüglich der Person Christi. Harnack scheut sich durchaus nicht einzugestehen, daß der ganze Bau der kirchlichen Christologie außerhalb der konkreten Persönlichkeit Jesu stehe, daß die Lehre von der Gottheit Christi unterchristliche Lehre sei, und die Kirche den Vorwurf verdiene, einen erdachten Christus an die Stelle des wirklichen gesetzt zu haben.

Man kann es nicht leugnen, Harnack geht mit der protestantischen Kirche hart ins Gericht, und es ist überaus interessant, wie so vieles, was von Seiten außerkirchlicher Gemeinden dem Protestantismus zum Vorwurf gemacht wird, unter Harnacks Ausstellungen wieder erscheint. Die Reformation des 16. Jahrhunderts als Lehr- und Geschichtsbetrachtung ist auch ihm etwas ganz Unfertiges, nur ein Anfang, der auf Weiterführung rechnen mußte; ihre Fortsetzung im Sinne des reinen Verstandes erklärt er geradezu als eine Lebensfrage für den Protestantismus, der mit Unvollkommenheiten und Verwirrungen begonnen habe. Luther selbst, sagt er, habe auf der Höhe der Erkenntnis seiner Zeit nicht gestanden, habe keine gesicherte Kenntnis der Dogmengeschichte, keine geschichtliche Erkenntnis des neuen Testaments und des Urchristentums gehabt, habe den ursprünglichen Gewissensstandpunkt verlassen, alte und neue Dogmen aufgestellt, und sei aus einem Bekämpfer des Sakramentalismus zum Fürsprecher der sakramentalen Gnadenmittel geworden; ja er habe noch genug Aberglauben gehabt, um höchst abschreckende Behauptungen aufstellen zu können. Die spätere Zeit habe Luther noch überluthert, habe die bekenntnistreue Lehre der Kirche als heilsnotwendig betrachtet, einen evangelischen Scholasticismus erzeugt und die evangelischen Christen in zwei Lager gespaltet, in doktrinäre und unmündige. So drohe die evangelische Kirche zu einer kümmerlichen Dublette der römisch-katholischen zu werden.

Das sind, wie gesagt, schwere Anklagen gegen die protestantische Kirche; aber sie sind nicht neu. Man meint eine Propagandaschrift der freireligösen Gemeinden zu lesen, wenn man Harnack's „Wesen des Christentums“ durchgeht. Man kann es den freireligiösen Gemeinden

gewiß nicht verübeln, wenn sie über die wissenschaftliche Rechtfertigung ihrer Bestrebungen von höchster autoritativer Stelle aus eine lebhafte Genugthuung empfinden und sich durch Harnack ermutigt sehen, die Prinzipien der Reformation weiterhin rein zu erfassen und mutig anzuwenden.

Und nicht nur die Prinzipien der Reformation, sondern überhaupt diejenigen des Christentums oder der Religion schlechtweg. Auch in dieser Beziehung spricht Harnack das aus, was die freireligiösen Gemeinden seit etwas mehr als fünfzig Jahren nicht müde werden, immer und immer wieder zu betonen. Nie sagt er, dürfe der Religion die Freiheit und Selbständigkeit fehlen, sie müsse unabhängig sein von kirchlicher Lehre, von Priester, Kultus und Bibelbuch. In der Religion habe nur das innerlich Erlebte Wert; eine Lehre, die sich innerlich nicht verstehen lasse, sei wertlos; darum sei es ein schweres Mißverständnis, das Reich Gottes durch politische Mittel herbeiführen und bauen zu wollen.*) Das Reich Gottes stehe auf dem Boden der Freiheit. Soviel Köpfe, soviel religiöse Anschauungen; so solle es sein. Religion sei Gesinnung und That und wolle gelebt sein; nur die erlebte Religion dürfe bekannt werden, jedes andere Bekenntnis sei im Sinne Jesu heuchlerisch und verderblich.

Da all' das als notwendig Erklärte im Widerspruch steht zu der offiziellen Kirche unserer Tage, so kommt denn auch der größte Theologe unserer Tage schließlich zu einer prinzipiellen Verwerfung der Bekenntnis- und Staatskirche. Er will eine Religion ohne Priester, ohne Opfer, ohne Gnadenmittel und Zeremonien, einen Gottesdienst, aus dem alles außer Gebet und Wort Gottes zu verbannen sei; er will keine kirchliche Lehre, sondern allein das Evangelium Jesu, etwas so Einfaches, Göttliches, weil wahrhaft Menschliches, das am sichersten erkannt werde, wenn man ihm Freiheit lasse. Er verwirft alles Partikularkirchliche und Landeskirchliche, denn er weiß nur zu gut, zu welchem Unsegen beides dem reinen Evangelium Jesu und den reformatorischen Prinzipien gereicht hat, und wie an Stelle des einst von den Reformatoren bekämpften göttlichen Kirchenrechts das nicht minder bedenkliche Staatskirchenrecht seine unheilvolle Wirkung ausübt. Uneingeschränkte Freiheit und Individualität in Aussprache und Lehre, darin gipfelt schließlich die große Forderung Harnack's für das religiöse Leben der Gegenwart.

Man wird nicht anders können, als zugeben, daß wir es hier mit einer scharfen Kritik der protestantischen Kirche zu thun haben, die das Wehgeschrei unserer Orthodoxen als durchaus berechtigt erscheinen läßt. Und doch wird diese Kritik noch überboten durch die andere, welche Harnack dem Evangelium zu teil werden läßt. Diese letztere, wiewohl sie die

*) Man gedenke der Behandlung der Dissidentenfrage durch die preußische Regierung.

Voraussetzung für die erstere bildet, ermangelt unzweifelhaft der strikten Einheitlichkeit und Konsequenz und leidet an nicht wenigen Widersprüchen. Es ist uns erschienen, als ob hier gelegentlich der Lehrer der Kirche mit dem Historiker durchgegangen sei. Um nur eines anzuführen. Wir vermögen den Mann nicht zu begreifen, der die unerschütterliche Überzeugung hat, daß es keine Wunder geben kann, und der dennoch als Historiker lehrt, daß man dem blinden und brutalen Naturlauf durch eine innerliche göttliche Kraft so zu begegnen vermag, daß alles zum Besten dienen muß; er nennt das eine jeder höheren Religion eigentümliche Erfahrung, die wie ein Wunder empfunden wird, und erklärt, es sei nicht zu vermeiden, daß wir das Göttliche auffassen als eine Kraft, die in den Naturzusammenhang eingreift, ihn durchbricht und aufhebt. Zwar gehöre diese Auffassung nur der Phantasie an und sei bildlich gemeint, werde aber, so scheine es ihm, so lange bestehen bleiben, als es Religion gebe. Wir tragen kein Bedenken zu gestehen, daß eine höhere (!) Religion, die mit dem Phantasma des Wunders arbeitet, uns nur als ein Phantasma erscheinen will.

Doch zurück zum Evangelium. Wenn es auch nicht mit unzweideutiger Klarheit ausgesprochen ist, so lehrt doch Harnack die völlige Grund- und Zwecklosigkeit des christlichen Glaubens an den gekreuzigten, gestorbenen und auferstandenen Christus. Sagt er doch selbst, daß dasjenige, was die Kirche mit ihrer frohen Botschaft lehrt, nicht dasjenige sei, was Jesus selbst gelehrt habe. Jesus gehöre überhaupt nicht in das Evangelium hinein. Er ist nicht wahrhaftiger Gott, sondern Mensch von Fleisch und Blut gewesen, der sich durch nichts Wesentliches von andern Menschen unterschied, und der mit allen andern Menschen die begrenzte und beschränkte geistige Anlage gemein hatte, der ohne technisch-theologische Bildung, ohne die Kunst gelehrter Schriftauslegung, die Pfade rabbinischer Schulweisheit verläßt und die Souveränität des Guten frei von allem priesterlichen Wust verkündet. Seine Verkündigung des Reiches Gottes erscheint ihm als widerspruchsvoll; denn einmal sieht er ihn festhalten an den messianisch-theokratischen Vorstellungen seines Volkes, das andere Mal alles Äußere von dieser Reich-Gottes-Idee abstreifen und sie charakterisieren als die selbstlose Bethätigung einer herzensguten Gesinnung. Wir begreifen, daß der Theologe Harnack an den Begriff des Reiches Gottes sich anklammert, aber es ist doch bezeichnend, daß er darunter nichts anderes verstanden wissen will, als die Herrschaft des Guten in der Welt, die gemeine Moral.

Auch gegenüber dem, was Jesus über Gott den Vater, seine Erkenntnis und Anerkennung lehrt, über die Gotteskindschaft als den Zusammenschluß von Menschenseele und Gottvater, über die Vorsehung und Menschenseele, kann Harnack nicht anders als eingestehen, daß es paradox

sei, wenn wir das exakte Wissen fragen und der thatsächlichen Erfahrung ins Gesicht schlagen. Man sollte meinen, daß so etwas religiös sittliche Bedeutung nicht haben könne, und wenn es hundertmale von Jesu stammte. Ein Gott und Vater im Himmel, der die Haare auf unserem Haupte alle gezählt, und ohne dessen Willen auch nicht ein Sperling vom Dache fällt, paßt nicht in unsere moderne Denkweise; sie verwirft solche Gottesanschauung, wiewohl sie Jesu eigentümlich war.

Daß mit dieser Verwerfung nicht viel verloren ist, läßt Harnack deutlich genug durchblicken, wenn er in Bezug auf das Evangelium Jesu sagt, es sei eine ethische Botschaft gewesen, eine Aufforderung zu sittlichem Lebenswandel, unabhängig von allen kultischen Voraussetzungen. Jesus habe nur eine Voraussetzung für die Sittlichkeit anerkannt, die liebevolle Gesinnung, und nur sie allein habe ihm Bürgschaft gewährt für die religiöse Haltung des Menschen. So kann auch Harnack nicht anders, als denjenigen Recht geben, die da sagen, es handle sich im Evangelium Jesu um die gemeine Moral. Zum Überfluß exemplifiziert er noch auf Jesus Schilderung vom jüngsten Gericht, aus welchem nicht diejenigen als gerechtfertigt hervorgehen, die es im „Herr, Herr"-Sagen zu einer gewissen Virtuosität gebracht haben, sondern diejenigen, welche die Werke der Barmherzigkeit gethan haben. An diesem Beispiel zeigt sich evident, daß Jesus in der Erfüllung der Nächstenliebe die eigentliche Bethätigung der Religion erblickt hat.

Mit diesen Zugeständnissen aus dem liberalen Lager des Protestantismus darf man sich immerhin zufrieden geben. Sie bezeugen, daß der kirchliche Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Gott vor den Augen der Wissenschaft abgewirtschaftet hat, und daß der Mensch Jesus mit seiner Verkündigung des Himmelreiches auf Erden, das auf Herzensreinheit und Gesinnungstüchtigkeit gegründet ist, wieder zu Ehren kommen und die Zeit anheben soll, wo sittlich edles Menschentum mit Christentum, ja mit Religion überhaupt sich decken werden. Möge diese Religion nicht nur unserem, sondern allen Völkern werden und dauernd erhalten bleiben! Harnack's Verdienste darum sollen unvergessen sein.

Der gute Richter.

Von Georges Elimar (Paris).

In Frankreich ist der Richterstand mehr als bei uns der öffentlichen Kritik ausgesetzt und diese ist den Richtern selten günstig. „Raide comme la justice" lautet ein sehr unehrerbietiges französisches Wort. „Betrunken wie die Justiz." Das eigentümliche Bild soll den Zustand der Trunkenheit bezeichnen, in dem ein Mensch sich befindet, der sich mit großer Anstrengung

und Gravität auf den Beinen hält und ernstklingende Urteile abgiebt, während bereits die lustigen Geister des Alkohols in seinem Gehirn ihr Spiel treiben. Diesen eigentümlichen Geisteszustand schreibt die französische Volkspsychologie den Priestern der heiligen Justiz mit Vorliebe zu. Um so auffälliger ist es, daß ein Richter heute zu den beliebtesten und angesehensten Gestalten der Öffentlichkeit gehört, daß die Zeitungen seinen Namen fast immer lobend erwähnen und daß die Volksstimme ihm bereits den Ehrennamen „le bon juge“ übertragen hat. Man kann heute fast keine französische Zeitung aufschlagen, ohne auf den Namen des Mannes zu stoßen, von dem ich spreche: es ist Magnaud, der Präsident des Tribunals von Château-Thierry.

Ohne daß dieser Mann zu den Deputierten gehört, übt er einen Einfluß auf die Gesetzgebung aus, der aus seiner Rechtsprechung hervorgeht.

Diese Rechtsprechung ist eigentümlicher Art. Ich möchte sie mit dem Worte charakterisieren: Magnaud ist ein Richter, der nicht das Recht unter das Gesetz, sondern das Gesetz unter das Recht beugt. Was er als Recht erkannt hat, als das den heutigen sozialen und ökonomischen Verhältnissen entsprechende Recht — das spricht er aus, unbekümmert darum, ob es dem geltenden geschriebenen Gesetze widerstrebt. Er nimmt sich nicht einmal immer die Mühe, durch gezwungene Konstruktion in seinen Urteilsgründen den Schein zu wahren, als ob er sich an die heiligen Regeln des Code bände. Seine Rechtsprechung ist vielmehr im wahren Sinne revolutionär, sie revolutioniert gegen alte starre Formen, gegen die „Gesetz' und Rechte, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppen“ und setzt an deren Stelle „das Recht, das mit uns geboren ist.“

Tausenderlei läßt sich vom technisch-juristischen Standpunkt gegen einen derartigen Richter einwenden. Man kann sagen, daß der Richter auch ein schlechtes Gesetz anzuwenden hat, so lange es besteht, und daß er seine Bemühungen nur darauf richten dürfe, das schlechte Gesetz zu reformieren, nicht unter der Herrschaft dieses Gesetzes die Rechtsfragen nach einem neuen und noch ungeschriebenen Gesetze zu entscheiden. Aber es fällt Niemanden in Frankreich ein, dem „bon juge“ einen derartigen Vorwurf zu machen. Seine Justiz wird von Tag zu Tag populärer, und die Gesetzgebung ist es, die sich bemüht, die Gesetze der neuen Rechtsprechung anzupassen.

Ein ausgezeichnetes Beispiel davon ist das folgende: Der code civil verbietet formell, daß nach dem Vater eines außerehelichen Kindes im Prozeßwege geforscht werde. Die notwendige Konsequenz davon ist, daß der außereheliche Erzeuger niemals zur Entschädigung der Mutter und zur Alimentation seines Kindes verurteilt werden kann.

Dieser Rechtszustand gilt seit fast hundert Jahren und oft ist seine Härte beklagt worden. Seitdem die Entvölkerung in Frankreich fühlbar

wurde, ward man auch der nachteiligen sozialen Folgen des Gesetzes, das die unglücklichen Mütter gewissermaßen zur Abtreibung der Leibesfrucht und zum Kindesmord auffordert, inne, und schüchtern erhoben sich einzelne Stimmen, um eine Umgestaltung des Gesetzes nach dem Muster des gemeinen Rechtes zu fordern. Aber es waren Stimmen, die in der Wüste verhallten. Wichtigere Fragen beschäftigten die Vertreter des Volkes, und der Gesetzentwurf blieb in den Mappen der Kommissionen liegen. Er lag jahrelang darin, und viele unglückliche filles-mères büßten inzwischen die Fehler der Gesetzgebung und die Trägheit der Gesetzgeber. Achselzuckend wiesen die Gerichte ihre Klagen ab. Da ereignete es sich, daß im vorigen Jahre eine derartige Klage vor den „bon juge“ kam. Der beklagte Verführer berief sich auf den formell klaren Gesetzestext und auf die beinahe hundertjährige Praxis der französischen Gerichte, um die Klage der Verführten und des Kindes zum Scheitern zu bringen. Da ereignete sich etwas Neues, etwas Unerwartetes. Der Richter Magnaud verurteilte den Verführer zu namhaften Geldleistungen und stützte das Urteil auf die allgemeine Rechtsregel, daß jeder den Schaden, den er einem andern zugefügt habe, ersetzen müsse. Ein Urteil, das von diesem Richter kam, war schon an sich geeignet, Aufsehen zu erregen und dieses insbesondere! Es empörte alle Juristen und entzückte alle, die das Los der unglücklichen Mütter beklagt hatten, ohne an seine Änderung ernsthaft zu denken. Mit einem Schlage war die Frage zur Tagesfrage erhoben worden, und die Deputiertenkammer beriet bald den endlich ausgearbeiteten Gesetzentwurf über die Abschaffung des Satzes „la recherche de la paternité est interdite.“ Sie hat ihn in kurzer Zeit so weit gefördert, daß er allernächstens Gesetzeskraft erlangen wird. Ohne die kraftvolle That des „bon juge“ würde das gute und heilsame Gesetz in zwanzig Jahren noch nicht zu stande gebracht worden sein.

Es ist natürlich, daß Magnaud den Kreis der Befugnisse, die dem Richter anvertraut sind, möglichst erweitert sehen möchte. Er ist eine Persönlichkeit, die in sich die Kraft fühlt, ohne das Gängelband des Gesetzes lebendiges Recht zu schaffen. Seine politischen und sozialen Anschauungen sind fortgeschritten genug, seine Intelligenz genügend hoch, das Vertrauen der Bevölkerung zu ihm so stark, daß man ihn nicht ungern wie einen altrömischen Prätor walten sieht. Manches, was ein anderer Richter auszusprechen nicht wagen dürfte, erträgt man von diesem Manne, in dem sich für das heutige Frankreich das Ideal des Richters verkörpert. Auch er bildet ein Beispiel dafür, wie jede Frage hier sich in eine Personenfrage verwandelt. Ganz aus Magnaud's tiefstem Wesen geht auch sein Vorschlag hervor, dem Richter die Ausübung des Begnadigungsrechtes zu übertragen. Um einen solchen Gedanken zu verstehen, muß an die eigen-

tümliche Stellung erinnert werden, die nach französischer Anschauung das Geschworenengericht einnimmt. Das Wesentliche an diesem Institut ist nach der Anschauung des französischen Volkes, daß der Geschworene auch da freisprechen kann, wo der Berufsrichter verurteilen müßte. Während wir dem Geschworenen in thesi zumuten, daß er sein Amt mit derselben Gewissenhaftigkeit ausüben werde, wie ein Berufsrichter, betrachtet der Franzose den Geschworenen wie einen Richter, dem man ein Begnadigungsrecht à discrétion übertragen hat, und dem man es daher gar nicht verdenken darf, wenn er einmal aus Billigkeitsgründen in einem Falle freispricht, der eigentlich klar für den Spruch auf schuldig liegt. Dieses diskrete Begnadigungsrecht bildet nach französischer Ansicht das Attribut des Geschworenen, gewissermaßen ein Privileg, das er vor dem Berufsrichter voraus hat. Nun, Magnaud will dem Berufsrichter dasselbe Privileg einräumen, das der Geschworene bereits genießt, und daher seine Forderung, dem Richter solle es auch in solchen Fällen, wo er von Rechtswegen strafen müßte, erlaubt sein, im Wege der Gnade freizusprechen.

Die Forderung ist die kühnste, die wohl bis jetzt von einem Richter erhoben worden ist. Sie will dem Richter eine Fülle der Gewalt anvertrauen, wie sie bisher nur das Staatsoberhaupt genoß. Wäre Magnaud der einzige Richter Frankreichs, so würde die Popularität, deren er sich erfreut, vielleicht dahin führen, ihm auch dieses Recht zu übertragen. Aber Magnaud's Kollegen erfreuen sich bei weitem nicht derselben günstigen Meinung des Volkes wie er. Es wird wohl also dabei bleiben, daß man das Begnadigungsrecht dem Staatsoberhaupt reserviert und es dem Richter höchstens in beschränktem Maße für Delikte, die mit Geldbußen oder kleinen Freiheitsstrafen bedroht sind, überträgt. Eine Motion in diesem Sinne ist von der Deputiertenkammer jüngst gefaßt worden, und der Antragsteller enthielt Magnaud nicht die Ehre vor, seinen Namen als den des Anregers zu bezeichnen. Es ist vielleicht gut, nachdem man vor zwei Jahren manches in der französischen Justiz gesehen hatte oder zu sehen geglaubt hatte, „was nicht schön war", auch wieder einmal sich am Bilde eines Mannes zu erlaben, der seinem Volke das Bild des „guten Richters" verkörpert.

Der Erzbischof gegen die Tolstojaner.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Die Ausstoßung Tolstois aus der orthodoxen Kirche erscheint in einem neuen Lichte, wenn man die Rede liest, die der Erzbischof Ammwrossi von Charkow am 18. März alten Stils im Aktussaale seines geistlichen Seminars gehalten hat; die „St. Petersburger Zeitung" übersetzt aus dem

„Jushny Krai“ einige Stellen daraus. Die Angst scheint danach eine Quelle des schneidigen Auftretens gewesen zu sein; man pfeift ja im Walde, wenn es unheimlich ums Herz wird. Die hochwürdigen Verwalter der russischen Staatsreligion sehen mit Entsetzen, wie ihre eigene Autorität und was es sonst noch Heiliges in der Welt giebt, unterwühlt wird von den Feinden der Kirche. „Sie tragen verschiedene Namen — Zweifler, Liberale, Sozialisten, Progressisten, Positivisten, Materialisten, Dekadenten, Pessimisten ꝛc.“ Und nun gesellt sich auch noch dieser Graf Tolstoi hinzu mit seiner hochgefährlichen Lehre: „Widerstrebt nicht dem Bösen!“ Harmlos sieht gerade dieser Satz dem Laien aus, übertrieben heilig vielleicht, und deshalb unfruchtbar bleibend, aber Herr Amwrossi hat den richtigen Instinkt, und der tapfere Erzbischof hat sogar den Mut, das Kind beim rechten Namen zu nennen. „Dieses mit satanischer List ersonnene Gebot“, nennt er es, mag es auch noch so deutlich als Christi eigenstes Wort im fünften Kapitel des Matthäus stehen. Es ist eine böse revolutionäre Lehre, denn die Kirche muß doch die Andersdenkenden ausrotten und die Obrigkeit ihre unbequemen Kritiker vernichten. Das ging aber bisher nur deshalb so schön, weil man die Gegner als böse und ihre Meinungen als verderblich bezeichnen und daran mit sittlicher Entrüstung die Folgerung knüpfen konnte, daß das Böse mit allen Mitteln zu bekämpfen sei. Fürwahr, es war hohe Zeit, den Zaren und alle anderen Hüter der Ordnung aufmerksam zu machen, daß der scheinbar so friedliche Tolstoi eine Lehre verbreitet, die Thron und Altar gefährdet.

Und Amwrossi muß leider erkennen, daß Tolstoi viele Gesinnungsgenossen hat. „Solche sind Fürst Chilkow, Bodjanski, Tschertkow, Abrikossow, Tregubow, die bereits in der Litteratur bekannt sind, und andere, die im geheimen im Volke arbeiten. Diese Agitatoren bilden sozialistische Gesellschaften und Kolonien. Auf dem Gute Pawlowki, im Kreise Ssumy des Gouvernements Charkow, hat z. B. Fürst Chilkow 400 Dessjatinen eigenen Landes den Bauern geschenkt, ihnen 40 Häuser gebaut und seine Anhänger dort angesiedelt. Besonders bemerkenswert ist es, daß, wie uns bekannt, selbst die eigene Tochter des Grafen, Tatjana Lwowna, mehr als einmal nach Pawlowki gereist ist, um ihre Tolstojaner zu besuchen und die dortigen Stundisten zu unterstützen.“

Aber das Gift Tolstois hat noch viel weiter um sich gefressen. Die Tolstojaner — so jammert der Erzbischof weiter — befinden sich auf allen staatlichen und gesellschaftlichen Stufen. „In den höheren Kreisen sind sie vorhanden, was aus dem schweigenden Geschehenlassen hervorgeht, welches jetzt den Feinden der Kirche und des wahren Wohles unseres Vaterlandes zu teil wird. Das ist auch aus der geheimen Beschützung

der Altgläubigen und aller möglichen Sekten ersichtlich, durch die man die orthodoxe Kirche zu schädigen hofft, die den Liberalen und Materialisten so verhaßt ist." Natürlich hat diese verkehrte Toleranz die allerschlimmsten Folgen; der ehrwürdige Erzbischof muß leider in die auch uns Deutschen so vertraute Klage über zunehmende Demoralisation aller Stände einstimmen. „Unsere höheren Klassen werden von dem Geiste des Unglaubens und der Verneinung der Lehre Christi durchtränkt. Von ihrem Unglauben und Liberalismus werden die halbgebildeten Beamten, die Kaufleute und die Prikaschtschiks angesteckt — es geht bis zu den Wolostschreibern inklusive. Im einfachen Volke nimmt die Trunksucht zu . . . Ganze Räuberbanden tauchen auf, die in die Häuser der friedlichen Bürger eindringen. Weder in den Häusern, noch auf den Gassen, noch auf den Landstraßen ist man vor Dieben sicher. Die Übel und Verbrechen mehren sich derart, daß eine noch nicht dagewesene Kategorie von Gesetzesverletzern unter dem Namen der minderjährigen Verbrecher aufgetaucht ist."

Da haben wir's. Mord und Brand ist die Folge der entsittlichenden Lehren Tolstois, die wir dummen Westländer bisher als allzuidealistisch zu betrachten geneigt waren. Tolstoi und die Toleranz sind die Quellen der Unmoral im früher so musterhaften Rußland.

Das Erlöschen des Hauses Rothschild in Deutschland.

Der Entschluß der Familie Rothschild, das Frankfurter Stammhaus zu liquidieren, hat überall großes Aufsehen erregt. Man hatte es nicht für möglich gehalten, daß es so weit kommen würde, weil die Zweige der Bankiersfamilie in Paris, Wien und London Söhne besitzen, die wohl in der Lage gewesen wären, die Frankfurter Firma fortzuführen. Als es definitiv bekannt wurde, daß sich kein ausländisches Mitglied der Familie Rothschild hatte bereit finden lassen, nach Deutschland überzusiedeln, wurde die Nachricht in kaufmännischen Kreisen und von der Presse mit unverhohlenem Mißmute aufgenommen, und dies mit Recht, denn das Verschwinden dieses Bankhauses ist nicht nur ein großer Verlust für die Stadt Frankfurt, sondern für ganz Deutschland.

Eingeweihte Kreise trifft die Nachricht nicht unvorbereitet, und wenn man erwägt, wie wenig verlockend es für einen Rothschild sein muß, in das heutige Deutschland überzusiedeln, muß man die Liquidation ohne Weiteres begreiflich finden. Von Regierungswegen geschieht in Deutschland das Möglichste, um dem Kaufmann, und speziell dem Bankier, das Leben zu erschweren durch lästige, ja demütigende Gesetze aller Art. —

Durch den Haß, den die preußischen Junker gegen das mobile Kapital empfinden, wurde die von den Agrariern abhängige Regierung zu Gesetzen gezwungen, welche das Börsengeschäft mehr und mehr lahmlegten. Die Familie Rothschild ist zudem jüdischen Bekenntnisses und hat naturgemäß unter dem in Deutschland blühenden Antisemitismus zu leiden.

In anderen Ländern, beispielsweise in Frankreich, giebt es auch Volkskreise, die dem Antisemitismus huldigen. Aber Deutschland, und vor allem Preußen, hat die Spezialität, daß sich seine Regierung in der Weise von antisemitischen Grundsätzen bestimmen läßt, daß sie z. B. keine Verwaltungs- oder höheren Richterstellen mit Juden besetzt und die Juden beim Militär von jedem Avancement ausschließt, während z. B. Frankreich bei der Besetzung von Stellen in der Verwaltung und im Heere offiziell auf das Bekenntnis keinerlei Rücksicht nimmt. — Ein Mitglied der Familie Rothschild, das die preußische Nationalität erworben haben würde, hätte es z. B. sehr leicht erleben können, daß einer seiner Söhne im deutschen Militärdienste wegen seiner Konfession nicht einmal zum Unteroffizier befördert worden wäre, wenn er zufällig einen antisemitisch gesinnten Compagnie-Chef gehabt hätte. Daß sich ein ausländischer Geldfürst nicht solchen Eventualitäten aussetzen will, kann ihm doch wahrlich kein Mensch verdenken! Preußen-Deutschland ist eben noch kein Staat, der seinen Bürgern dieselben Freiheiten und Rechte einräumt, wie die fortgeschritteneren Staaten des Auslandes, und in Fällen wie dem vorstehenden rächt sich seine Rückständigkeit bitter.

Ein oberflächlicher Beurteiler müßte vielleicht zu der Ansicht gelangen, daß es gar nicht so wichtig für Preußen sein kann, ob ein Bankhaus, und wäre es auch das berühmteste und mächtigste, verschwindet oder nicht, weil genug andere übrig bleiben. Der in die ferne Zukunft blickende Nationalökonom hält es im Gegensatz hierzu für ein nationales Unglück, daß ein Haus, wie das Rothschild'sche, aus dem deutschen Wirtschaftsleben ausscheidet, und zwar aus folgenden Gründen: In den kommenden Jahrzehnten wird das Schicksal der mit einander konkurrierenden Großmächte offenbar davon abhängen, welche in dem wirtschaftlichen Kampfe Sieger bleibt. Speziell Deutschland sieht einem furchtbaren wirtschaftlichen Kampfe mit den Vereinigten Staaten und England entgegen. Für diesen Kampf müssen Industrie und Handel über ungeheuere Kapitalien verfügen können. Sieg oder Niederlage wird schließlich davon abhängen, ob die notwendigen Kapitalien vorhanden sind oder nicht. Da wird dann der Tag kommen, an dem das Fehlen einer Kapitalmacht, wie sie Deutschland seither an dem Rothschild'schen Haus besessen hat, sehr schmerzlich empfunden werden wird. Unsere Nachkommen werden die Kurzsichtigkeit einer Regierung, die die Rothschilds leichtherzig hat aus dem Lande ziehen sehen, ebenso anklagen, wie wir

heute die reaktionären Regierungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts deswegen anklagen, weil sie die tüchtigsten und unabhängigsten Geister aus Deutschland nach Amerika vertrieben hat; denn heute seufzen wir unter der Konkurrenz der Nachkommen jener tüchtigen Deutschen, die ihr Vaterland verließen, weil sie die obrigkeitliche Bevormundung und Unterdrückung satt bekommen hatten und jenseits des großen Ozeans eine bessere Heimat zu finden wußten. —

Der Urahn der Familie Rothschild, der aus Roeskilde in Dänemark in Frankfurt eingewandert war (woher auch der Name Rothschild stammt — was seither unseres Wissens nie bekannt wurde), und dessen Nachkommen hier das mächtigste Bankhaus der Welt begründeten, hätte nicht geglaubt, daß nach hundertjährigem, unerhörtem Glanze sein Geschlecht in Deutschland so jäh endigen würde. Eingeweihte Kreise wußten schon lange, daß es nicht anders kommen konnte, wenn das Publikum auch in diesem Falle geneigt war zu vergessen, daß häufig gerade das aus den tiefsten Quellen steigt, — „was uns blindes Ungefähr nur dünkt."

Kleine Mitteilungen.

Am Donnerstag und Freitag nach Pfingsten wird in London „das internationale Konzil der Unitarier und anderer freireligiöser Denker und Arbeiter" tagen. Dasselbe wurde im Mai 1900 gelegentlich der 75. Jahresfeier der Gründung der American Unitarian Association in Boston U. S. A. zu dem Zwecke begründet, die zerstreuten freien Vereinigungen und vereinzelten Denker und Arbeiter für religiöse Freiheit zum Austausch der Ideen, zum gegenseitigen Nutzen und zur Beförderung gemeinschaftlicher Ziele in eine engere Verbindung zu bringen. Aus allen Ländern der Welt sind bereits Delegierte angemeldet; selbst Südamerika, Asien und Australien werden durch Redner vertreten sein. Von Deutschland sind als Redner Professor Dr. Pfleiderer aus Berlin und der Prediger der freien religiösen Gemeinde in Königsberg, Dr. theol. Carl Schieler, angemeldet. Das Londoner Komitee hat die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, um das Meeting des Internationalen Konzils recht großartig und eindrucksvoll zu gestalten.

Einem ähnlichen Ziele, wenn auch in kleinerem Maßstabe, soll die am 18. Juni in Frankfurt a. M. stattfindende erste Wanderversammlung freiheitlich gesinnter und von religiösem Geist durchdrungener Männer und Frauen dienen. Neben anderen zur Verhandlung kommenden religiösen Zeitfragen wird Dr. Schieler über das Londoner Meeting Bericht erstatten. Anmeldungen zur Teilnahme an der Versammlung sind zu richten an Herrn Pastor Friedrich Steudel in Bremen oder an Herrn Dr. theol. C. Schieler in Königsberg i. Pr.-Mittelhufen. Auch werden alle Teilnehmer ersucht Themata, welche sie selber behandeln oder von einem anderen Referenten behandelt wissen wollen, oder sonst welche Wünsche rechtzeitig Herrn Dr. C. Schieler mitzuteilen.

Büchertisch.

I. **Feste des Lebens und der Kunst** von Peter Behrens. Eine Betrachtung des Theaters als höchsten Kultursymbols. Der Künstlerkolonie in Darmstadt gewidmet. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1900. Geschrieben im Juni des Jahres 1900 und dann gedruckt und typographisch ausgestattet in der C. F. Winterschen Buchdruckerei in Darmstadt.

II. **Die Lebensmesse** von Richard Dehmel. Als festliches Spiel dargelegt von Peter Behrens. Sonderabdruck aus „Die Rheinlande", Monatsschrift für deutsche Kunst.

Die beiden Aufsätze, mit denen Professor Peter Behrens die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie litterarisch einläutet, wirken schon darum anregend, weil sie viel Widerspruch herausfordern. Wenn es falsche Propheten giebt, die die Möglichkeit eines neuen Stils leugnen und sich dann ärgern, weil sie sich irren, so werden doch auch viele von denen, die in den kleinen der dekorativen Kunst gewidmeten Räumen der Münchener Ausstellung 1897 die Morgenröte der neuen Kunstweise freudig begrüßen zu dürfen glaubten, bei Behrens' eigenen Prophezeiungen zweifelnd das Haupt wiegen. Zwar giebt er zu, daß der neue Stil auch heute noch nur im Anfang, im Anzeichen seines Kommens da sei, daß man ihn nicht erfinden könne; aber schon die Voraussetzung ist irrig, als ergebe er sich nicht aus dem Alten. Was man bisher davon gesehen hat, ist nur in der Auffassung, in der dekorativen Zusammenstimmung neu; die Elemente sind gegeben. So stammt, um nur Einiges herauszugreifen, die Wellenlinie aus Japan, die Verschlingungen knüpfen an altnordisches Geriemsel, arabisches, indisches Ornament an. Die Auflösung des Rechtecks der Rahmen in eine schräge Figur und die Scheu vor der senkrechten Linie ist Rokoko, die Polychromie egyptisch und frühhellenisch, die Isochromie Zopf, die doch des traulichen nicht entbehrende Kahlheit Biedermaierei. Nun war die Befreiung von jeder Stiltyrannei wohl eine rettende That, aber das Streben, alles von vorn anzufangen und neu zu erfinden, hat schon zu sehr zum Absonderlichen geführt, über das nicht nur der Philister den Kopf schüttelt. Es zu suchen, statt zu meiden, könnte der ganzen Richtung lebensgefährlich werden. Damit verfiele sie den Leuten, die ohnehin alle zehn Jahre eine neue Mode in diesen Dingen haben müssen, und das will die Kolonie doch gerade verhindern.

Nebenbei sei hier der trefflichen und an sich sehr geschmackvollen typographischen Ausstattung der „Feste des Lebens und der Kunst" anerkennend gedacht. Brauner Druck auf gelblichem geripptem Papier, weit abstehend eine fein empfundene blaue Umrahmung, und in dem freien Raum am Anfang eingerückter oder am Ende unvollständiger Zeilen eine 3fache rote Wellenlinie als Raumausfüllung: eine jener modernen Marotten, die im Verein mit der Anordnung von nur zwanzig kurzen Zeilen auf jeder Seite das Lesen der schönen und deutlichen Antiquatype mit Erfolg zu erschweren suchen und die Übersichtlichkeit angenehm beeinträchtigen.

Jener Zug ins Absonderliche tritt besonders stark in dem hier entwickelten Projekt eines Festhauses hervor, das als eine Art von bildkünstlerischem Bayreuth gedacht zu sein scheint, und von dem es, wie von dem letzten Entwurf des Glockengießers Heinrich, schwer zu sagen ist, was es eigentlich sein soll: ob Theater Festhalle, Variété, Tempel, Conzertsaal, Salon oder Stilmuster. Aber etwas von dem allen soll die neue Überbühne haben, die eingehend und interessant be-

schrieben wird, einheitlich, originell und in ihrer Weise zweckmäßig erfunden und durchaus künstlerisch gedacht ist, jedoch ganz nur im Sinne des bildenden Künstlers.

Ein solcher hat meistens eine gewisse, nicht unberechtigte Abneigung gegen das lebende Theater, denn gerade er muß die Stillosigkeit der modernen Bühne noch schneidender empfinden, als selbst der gebildete, mit Einsicht, Geschmack und dem feinsten Stilgefühl begabte darstellende oder Inscenierungskünstler, weil er nicht wie dieser durch die tägliche Gewöhnung dagegen abgestumpft ist. So vortreffliche kritische Gedanken über die Bühnenkunst Behrens nun auch zu Tage fördert (I, S. 21 f., 24), so wenig ist er doch im stande, blos von seinem Standpunkt als Dekorationskünstler aus eine neue von Grund aus zu erfinden. Martersteig hat bereits darauf hingewiesen, daß die Bühne, die keine Dekorationsausstellung ist, der naturgetreuen Dekoration in Landschaft, Außen- und Innenarchitektur — von der Vedute und den historischen Stilen ganz abgesehen — gar nicht entraten kann, und ebenso darf man bezweifeln, ob selbst ein Publikum von Bildkünstlern darauf verzichten möchte, durch die Bühnenvorgänge ergriffen zu werden, mitlachen, mitweinen, mitfürchten zu müssen und sich rühren zu lassen. Damit würde ziemlich die ganze dramatische Litteratur der Vergangenheit so nebenher abgedankt.

Es liegt auf der Hand, daß man Hamlet oder den Richter von Zalamea, Minna von Barnhelm oder den Prinzen von Homburg nicht in dekorativ stilisierten auf die Wände gemalten Landschaften, in zeitlos blos auf die Stimmung hin ausgestatteten Räumen spielen kann. Das ist nur bei Werken möglich, die schon der Dichter, dem Streben der neuen Kunst entsprechend, völlig voraussetzungslos in die Luft gehängt hat. Eine solche Überlitteratur existiert ja auch bereits in leidlichem Umfange, nur hat sie bisher auf das Theaterpublikum selbst der größten Städte, das noch am wenigsten mit Vorurteilen belastet zu sein pflegt, keinen tieferen Eindruck zu machen vermocht. Ob dieses oder jenes der Festhausbühne vielleicht anzupassende Werk der klassischen Dramatik — deren herkömmlicher Darstellungsweise durchaus nicht das Wort geredet werden soll — dort eine Wirkung erzielen würde, bliebe abzuwarten. —

Wenn gleichwohl einigen modernen Werken der bezeichneten Richtung litterarische und künstlerische Bedeutung keineswegs abzusprechen ist, so erscheint „die Lebensmesse" von Richard Dehmel doch kaum als das geeignete Material, um daran die Probe auf den Wert der neuen Behrens'schen Ideen zu machen, und das Verlangen als eine starke Zumutung, diese geheimnisvoll gestempelten Gemeinplätze, die erheiternd wirken könnten, wenn sie nicht trotz ihres geringen Umfangs so langweilig wären, für dichterische Offenbarungen zu nehmen. Es ist zwar anzuerkennen, daß die Inszenierung dieses festlichen Spiels, die von Behrens als That der Erfüllung beschrieben und verheißen wird, von einem feinsinnigen Künstler einheitlich gedacht und empfunden und durch den erlesensten dekorativen Geschmack beseelt ist — doch läßt sich gegen diese Dramatik im Reliefstil auf Goldgrund an sich, wenn sie mehr als eine Spielerei sein will, fast alles einwenden.

Drama bedeutet Handlung, nicht einen Rausch von bewegten Formen und Farben, von Musik und Wohlgerüchen. Auf der Bühne mehr als anderswo ist die Persönlichkeit höchstes Glück der Erdenkinder: hier geht jede Individualität unter, denn sie hat nur Geltung als bewegte Linie und Farbenwert. „Greise, Väter, Mütter, eine Jungfrau, ein Held, zwei erfahrene Sonderlinge, eine Waise", sie alle bleiben blutlose Schemen ohne Leben, und diese dekorativ-symbolische Ver-

mengung aller Künste, für die wiederum alles, das Haus, die Ausstattung der Bühne, Kostüm, Ton, Mimik, Tanz neu erfunden werden muß, erscheint in ihrem Anklang an das griechische Kultdrama als ein Rückschritt zu den Anfängen aller Kultur.

Nein, man kann auch hier nicht von dem historisch gewordenen abstrahieren, und so wenig es möglich ist, eine stichhaltige Dekorationsweise oder nur stichhaltige Kostüme rein aus der Phantasie zu erfinden, wenn man mehr als blos phantastisches ausdrücken will, so sicher muß auch die neue theatralische Kunst, die wir suchen, dem festen Boden gegebener Wirklichkeiten entwachsen, wenn sie fähig sein soll, wirkliches auszudrücken. Sie wird, um auch einmal in den Behrensschen Futurumstil zu fallen, nicht das blühende Leben zu öden Symbolen verflüchtigen, sondern die Symbole zu lebendigen Menschen inmitten greifbarer Dinge verdichten. Sie wird die Resultate des Naturalismus nützen, ohne mehr blos naturalistisch zu sein, aber sie kann sich heute von der Bescheidenheit der Natur nicht wieder so weit entfernen, wie die Tradition es that, und darum wird sie es ablehnen, für die Pose, das Pathos, für die rhythmische Bewegung und Sprache der Tradition ein neues rhythmisches Pathos und eine neue Pose, für die reinliche Trennung der Kunstgattungen nach ihren verschiedenen Ausdrucksmitteln ein Zwitterding einzutauschen, das den Schauspieler wieder zugleich zum „Priester des Tanzes" macht und von dem niemand zu sagen wüßte, ob es Drama, lebendes Bild, Oratorium, Oper oder Ballett ist. Sie wird innerhalb jeder Gattung den neuen Stil finden und z. B. dem Schauspieler ermöglichen, wahr zu sein, ohne daß er Verse in Prosa zerhackte über seiner Rolle zu stehen, ohne daß er leblos würde, und sich in den Stil jedes darzustellenden Werkes einzuordnen, ohne daß er sich in Ziererei verlöre und seine eigne künstlerische Handschrift verleugnete.

Aber auch wer dieser Überzeugung lebt, wird die Thaten zu sich sprechen lassen und es mit Dank hinnehmen, wenn diese nicht nur die Kräfte einer fruchtbaren Opposition auslösen, sondern auch auf das Theater im Sinne der künstlerisch einheitlichen, übereinstimmenden Durchführung alles Innerlichen und Äußerlichen anregend wirken sollten, wie sie heute noch fast allenthalben schwer vermißt wird. Es kommt bei solchen Gelegenheiten oft etwas heraus, woran vorher kein Mensch dachte: wenn es hier etwa eine Reform im Bau der Concertsäle wäre? Oder vielleicht noch etwas ganz anderes.

So ist der projektierten Überbühne, damit sie klärend und fördernd wirken kann, nur zu wünschen, daß es ihr an dem nötigen Überpublikum nicht fehlen möge, wenn dabei auch zum Teil die Erkenntnis Platz greifen sollte, daß nicht alles Neue einen Fortschritt bedeutet. W. Q.

Das Pañcatantram (textus ornatior). Eine altindische Märchensammlung, zum ersten Male übersetzt von Richard Schmidt. Erstes Heft. Leipzig, Lotus-Verlag 1901.

Das Pantschatantra nimmt in der Weltlitteratur einen ganz hervorragenden Platz ein. Kein anderes Buch, mit Ausnahme der Bibel, dürfte so vielfache Übersetzungen und Bearbeitungen erfahren und in der naiven Volksseele so starke Spuren hinterlassen haben als diese altindische Märchen- und Fabelsammlung, die als Tugend- und Regentenspiegel wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung unter buddhistischen Einflüssen im Dekhan in ihrer ursprünglichsten Form entstand, aber bereits auf indischem Boden mehrfache Wandelungen und Bearbeitungen (vgl. Hitopadeśa, Kathâsaritsâgara) durchmachte, ehe sie ihren Eroberzug durch die Welt antrat.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts ließ der Chosroë Anuschirwan das Werk von seinem Arzt Barsuye ins Pehlewi übertragen. Diese Übersetzung führte nach zwei weisen Schakalen, die im ersten Buch als Hauptpersonen auftreten, den Titel „Kalila und Dimna". Leider ging sie mit fast der gesamten Pehlewilitteratur unter, aber unter dem Abbasidenchalifen Almansor (754—75) wurde nach ihr oder doch nach einer auf ihr beruhenden altsyrischen Übersetzung eine arabische angefertigt, welche als Verfasser des indischen Werkes den Weisen Pilpay oder Bidpay, natürlich eine apokryphe Persönlichkeit, nennt. Aus dieser arabischen Übersetzung gingen dann fast alle späteren zahllosen Übersetzungen und Bearbeitungen im Orient und in Europa hervor. Unter dem Titel „Buch der Byspel der alten Weisen" erschien die erste deutsche Übertragung, die nach dem „Directorium vitae humanae" des Johannes von Capua auf Veranlassung des Herzogs Eberhard im Bart von Württemberg von Antonius von Pforr vorgenommen wurde, bereits 1480 im Druck.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß wir in Tausend und einer Nacht, bei Boccaccio, Shakespeare, in den Deutschen Haus- und Volksmärchen, bei Persern, Türken, Mongolen, in Korea, Japan, Tongking und unter den Malayen eine beträchtliche Anzahl derselben Märchenstoffe in nur wenig verändertem Kostüm ebenso wie an den Ufern des Ganges und Indus vorfinden, und daß wir unsern Kindern die ersten Lehren weltlicher Weisheit in demselben Fabelgewande beibringen, wie es Buddhisten und Brahmanen in ihren schlichten Dorfhütten bereits vor zweitausend Jahren thaten.

Die erste deutsche Übersetzung nach dem von Kosegarten herausgegebenen Sanskrittext, dem sogenannten Textus simplicior, veröffentlichte Benfey im Jahre 1859 und legte zugleich durch seine eingehende Untersuchung über die Stoffe den Grund zu der seitdem kraftvoll aufgeblühten Wissenschaft der vergleichenden Volkskunde (folklore). Der umfangreichere Sanskrittext, der Textus ornatior, von dem Kosegarten nur inen kleinen Bruchteil veröffentlicht hatte, erscheint jetzt in den Harvard Oriental Series in einer auf drei Bände berechneten Ausgabe, und zugleich mit ihr als willkommene Gabe für deutsche Leser die oben angezeigte Übersetzung von Richard Schmidt in 3 Lieferungen à 4 Mark. Der Name des Autors, der bereits durch die Übersetzung des Kâmasûtram des Vâtsyâyana, der indischen „ars amatoria", und des Sukasaptati, der Geschichten der siebzig Papageien, einen ausgezeichneten Klang besitzt, bürgt für eine vollwertige Gabe. M. H—g.

Die moderne Arbeiterbewegung in England. Von William Sanders, Sekretär der Battersea Labour League. Frankfurt a. M. Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften. Dr. Eduard Schnapper. 1901.

Vorliegende kleine Arbeit ist die Drucklegung eines Vortrages, den der Verfasser in der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur in Frankfurt a. M. u. a. O. gehalten hat. Sie behandelt fast ausschließlich die Bestrebungen der englischen Arbeiterschaft zur Gründung einer einheitlichen politischen Partei. Wohlthuend berührt die Objektivität, mit welcher der Verfasser die bisherige Bilanz der Arbeiterbewegung in England zieht. Er findet zwar in materieller Beziehung einen unleugbaren Fortschritt durch höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit und bessere Arbeitsbedingungen, erkennt auch einen intellektuellen Fortschritt der Arbeiterschaft an, aber findet doch nur in beschränktem Maße die sozialdemokratische Theorie bestätigt, daß mit der wirtschaftlichen Hebung auch die ethische gleichen Schritt halten müsse. Sehr bedenklich z. B. sei es, daß gewisse Nationalfehler der Engländer, wie Trunk, Spiel, Wetten u. a. in der Arbeiterschaft eher zu- als abgenommen hätten. Man könne daher

nur ganz allgemein sagen, daß das moralische Gefühl der arbeitenden Klasse zugenommen habe; denn während z. B. fast die gesamte Presse sowie die Mehrzahl der religiösen Körperschaften Englands für den südafrikanischen Krieg eingetreten seien, habe der letzte Kongreß der Gewerkschaften, auf dem 1,500,000 Arbeiter vertreten waren, denselben Englands für unwürdig erklärt. Durch diese Erklärung aber hätten die englischen Arbeiter in internationalen Fragen eine höhere ethische Anschauung als die besitzenden Klassen bekundet. Immerhin sei es geboten, sich nach der ethischen Seite hin noch ernsthafter in die Ideale der Arbeiterbewegung zu vertiefen und neben den Rechten auch die Pflichten des Bürgers unter den breiten Massen der Arbeiter zu predigen.

Die kleine gehaltvolle Schrift sei zum Verständnis der englischen Arbeiterbewegung, die nach manchen Richtungen hin andere Wege als die deutsche einschlägt, angelegentlichst empfohlen. R.

Ferner gingen ein:

Ideale Lebensziele von Adalbert Svoboda. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches. 2 Teile. 391 und 506 Seiten. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig 1901.

Psychologie, Wissenschaft und Leben. Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 142. Stiftungstages am 13. März 1901 von Theodor Lipps, ord. Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse. München 1901. Verlag der k. b. Akademie in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Luthers Auffassung der Gottheit Christi von Constantin von Kügelgen. Verlag von Richard Wöpke. Leipzig 1901.

Tausend und eine Nacht. XXIV Doppelbände. Aus dem Arabischen übertragen und mit Schlußwort versehen von Max Henning. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Modelle, Künstlernovellen von Johannes Proelß. Leipzig, Philipp Reclam jun. Universalbibliothek 4169, 4170.

Unter der weißen Fahne. Aus der Mappe eines Friedensjournalisten. Gesammelte Artikel und Aufsätze von Alfred Hermann Fried. Berlin 1901. Hermann Walther.

Essai sur le Satanisme et la Superstition au Moyen Age, précédé d'une introduction sur leurs origines. Par Alfred Jaulmes. Montauban, Imprimerie administrative et commerciale. J. Granié, 1900.

Das Land ohne Armut von Dr. Christian Labor. Einfachste und sicherste Lösung der Arbeiterfrage. Leipzig, 1901. Verlag von Edmund Demme. Preis 1 Mark.

Der Erlöser, Trauerspiel von J. Brand. Bern 1901. Neukomm & Zimmermann.

Briefkasten der Redaktion.

Wir ersuchen höflichst bei Einsendung von nicht bestellten Arbeiten das Rückporto beizufügen; Manuskripte von mehr als fünf Druckseiten Umfang sind nicht erwünscht.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Saenger

No. 5. 5. Juni 1901. I. Jahrgang.

Regierung und Bürgertum.

Na was wird jetzt werden in Preußen? Mit dieser Frage ist wohl die überwiegende Mehrheit der am 5. Mai heimgeschickten preußischen Volksvertreter bei ihrer Rückkehr von Berlin zu Hause begrüßt worden. Und die Überschlauen entwickelten darauf mit mehr oder minder intelligentem Prophetenblick irgend ein phantastisches Zukunftsbild, das je nach Stimmung und Laune mehr grau oder mehr grün schillerte, mehr die Auflösung des Abgeordnetenhauses oder mehr die Unterwerfung der Regierung unter den Willen der „Kanalrebellen" zum Vorwurf hatte; die Vorsichtigen aber zuckten die Achseln und entschuldigten ihre Antwort, daß sie es nicht wüßten, mit dem Hinweis darauf, daß das überhaupt niemand wissen könne. —

Das ist die Signatur unserer Zeit: Niemand weiß, was wird; überall in der Leitung der Geschicke des Landes Mangel an Stetigkeit; Beständigkeit nur im Wechsel, im raschen Wechsel der Entschlüsse und Willensäußerungen. Gelegentlich starke, schroffe, sehr energische, bald hier bald dort verletzende Worte, gelegentlich große Reden von der hervorragenden Stellung, die Deutschland im disharmonischen Konzert der Mächte einnehmen müsse, — und im größten Bundesstaate zärtlichste Sorgfalt für die Elemente, die aller modernen Kulturentwickelung feindlich im Wege stehen und die das Deutsche Reich wieder zur Bedeutungslosigkeit eines nur ackerbautreibenden Kleinstaatenkonglomerates erniedrigen möchten, um die angenehme Stellung müheloser Herrschaft über die plebejische Kanaille, wie sie raubritterlichen Vorfahren eigen war, für sich und ihre Epigonen zu erhalten — natürlich nur mit Gott für König und Vaterland. So stoßen Ideen, die aus ferner Vergangenheit in die Gegenwart hineinragen, mit den Anschauungen, die in der Neuzeit immer mehr Geltung erringen, hart aneinander, und das Resultat dieses Widerstreites sind die sprung-

haft wechselnden Willensäußerungen in der Leitung der Staatsangelegenheiten, ist der Zickzackkurs mit all seinen betrübenden Begleiterscheinungen. Wenn man die Reden des Grafen Bülow liest, begegnet man fast auf jeder Seite dem erfolglosen Versuch, Unversöhnliches miteinander in Einklang zu bringen, einen Ausgleich zu finden zwischen Weltpolitik und Agrarpolitik, zwischen Industriestaat und Bauernstaat, zwischen Handelsstand und Junkertum; jeder soll etwas haben, und so wirft man bald dem Einen, bald dem Andern einen Brocken hin, ihn zu beruhigen und innere Krisen zu vermeiden. Ja, der feingebildete, kunstsinnige, tadellos elegante Herr Graf mit seinen konzilianten Formen, Reden und Gedanken, mit seinen Verbeugungen nach dem Osten und nach dem Westen, nach rechts und nach links — wenigstens bis zur weiblichen Linie der Freisinnigen — ist der charakteristische Vertreter der Regierung, die so gern nur auf die Rechte sich stützen möchte, die aber noch zuviel Verständnis für die Bedingungen besitzt, auf denen die Bedeutung der Völker beruht, als daß sie in blinder Unterwürfigkeit unter die konservativ-ultramontane Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses ihre Thätigkeit für die Wohlfahrt des Deutschen Reiches erschöpfen könnte. An diesem zwiespältigen Wesen der Regierung, aus dem sich ihre Schwäche und ihre Schwankungen als notwendig ergeben, wird auch die im Anfang Mai vorgenommene Mauserung nichts ändern. Bei dieser letzten Umbildung ist lediglich der intelligenteste, redegewandteste und schlaueste Vertreter der Zweiseelenmänner dem Neide gern selbst herrschender Kollegen zum Opfer gefallen. Auch das neue Ministerium wird sein wie das alte war: schwach, unselbständig und abhängig auf der einen Seite von den Einflüssen einer starken Hofkamarilla und auf der andern Seite von der Gewalt der in einem modernen Kulturstaat auf die Dauer nicht zu dämmenden Forderungen; und die Kontinuität in den ministeriellen Entschlüssen wird durchaus gewahrt bleiben: die Kontinuität im Wandel, im sprunghaften Zickzackkurs.

Aber die Regierung trägt an diesem Zustande die Schuld nicht allein. Wie verhält sich angesichts des unerfreulichen Bildes, das die Regierung darbietet, unser Bürgertum? Bekundet es im politischen Leben Kraft, Selbständigkeit, Einheitlichkeit des Strebens und Wollens? Würde die Regierung, selbst wenn sie es wollte, im Bürgertum die Quelle finden, daraus sie Energie und Stärke schöpfen könnte? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um sofort der ganzen Schwäche unseres Bürgertumes eingedenk zu werden. Wohl steckt trotz aller böswilligen und höhnischen Bemerkungen, die gelegentlich von rechts und von links gegen die „faulen und satten Bürger" gemacht werden, in ihm noch immer eine große Intelligenz, Energie und Tüchtigkeit; aber es verwendet seine Kraft lediglich im Dienste persönlicher wirtschaftlicher Interessen. Die Verschiedenartigkeit dieser

Interessen bedingt eine große Divergenz in der Anschauungsweise über die Gestaltung staatlicher Einrichtungen; wo deshalb das Bürgertum sich politisch bethätigt, tritt der Mangel an Bürgersinn, an Zusammengehörigkeitsgefühl oft häßlich zu Tage. —

Es geht weiten Kreisen des Bürgertums wirtschaftlich gut, besser jedenfalls als in irgend einer Zeit der Vergangenheit. Kapitalbesitz zu erwerben ist leichter als früher, denn das Kapital ist beweglicher geworden, es geht als Geld ohne Förmlichkeiten vom einen auf den andern über. Und für Geld kann man alles erwerben, was das äußere Leben angenehm und lebenswert macht; für Geld kann man alle Früchte der enormen technischen Fortschritte des vergangenen Jahrhunderts genießen, mit denen wir unser Leben so schön zu gestalten vermögen, wie vor zweihundert Jahren die lieblichsten Zukunftsträume es einem mit reicher Phantasie ausgestatteten Menschen nicht vorgaukeln konnten.

Von den hierdurch gebotenen Möglichkeiten macht unser Bürgertum starken Gebrauch. Es jagt nach Geld; es entwickelt gewaltige Kräfte auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens, und es erwirbt viel. Das Erworbene verwertet es für sein Wohlleben, und, um üppiger leben zu können, hastet es nach immer mehr Bereicherung an Geld. In dem Jagen und Hasten nach materiellen Gütern hat es sich in Atome aufgelöst, die sich nur berühren, um einander zu bekämpfen und zu vernichten; das Individuum handelt so, als ob alles andere und alle anderen nur um seinetwillen existieren. Das Verlangen, die eigene, angenehme, wirtschaftliche Stellung zu wahren bezw. zu verbessern, beherrscht alles Streben und alle Kräfte.

Diesem Verlangen sind in den letzten zwei Jahrzehnten die Maßregeln der Regierung entgegengekommen; der Aufschwung, den Industrie, Handel und Gewerbe genommen haben, wird als geradezu gewaltig allgemein gerühmt. Darüber aber hat das Bürgertum die rechte Wertschätzung der politischen Selbständigkeit verloren; es vertraut nicht mehr der eigenen Kraft, sondern allein der Regierung. Die Regierung, so heißt es, wird schon die Sache machen; sie wird nicht zugeben, daß die Bäume des Junkertums allzuhoch emporschießen und daß das Bürgertum gar zu sehr geschädigt werde. Nur muß dieses, falls es nicht die Gegenliebe der Regierung verscherzen will, sich mit den Junkern, den alten Erbfeinden bürgerlicher Freiheit, zum Kampf gegen den aufstrebenden vierten Stand, der auch seinen Anteil an den Kulturgütern fordert, verbünden, selbst — wenn es sein muß — auf Kosten der Millionen Mühseliger und Beladener, die ohne jegliche Existenzsicherheit ein „köstliches" Leben voll Mühe und Arbeit hinschleppen. Gewiß, es giebt noch Vertreter des Bürgertums, die von dieser Prostituierung sich mit Ekel abwenden, aber noch ist ihre Kraft

gering. Denn noch geht es dem Bürgertum zu gut; noch fehlt ihm das volle Verständnis dafür, welch' jämmerliche Rolle es bei der Kanalfrage und bei der Frage der Lebensmittelzölle spielt. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß ihm dieses Verständnis nach einiger Zeit aufgehen wird, wenn es erkennt, wie schwer es durch die eigene Lässigkeit wirtschaftlich geschädigt wurde, und daß es dann auch politisch sich wieder unabhängig und selbständig macht und seine Kraft im Interesse allgemeinen Kulturfortschrittes bethätigt. Aber den Schaden, durch den es dann klug geworden, wird mit ihm das ganze deutsche Volk zu tragen haben.

Einer Regierung freilich, die den ernsten Willen hätte, wirklich volksfreundlich zu regieren, würde es bald gelingen, die tausende schlummernder Kräfte, die heute politisch unverwertbar sind, wachzurufen und eine neue Ära regen politischen Lebens heraufzuführen; aber eine solche Regierung müßte wahrhaft liberal sein, dürfte keine Vorliebe für die „Edelsten der Nation" haben und dürfte die Sozialdemokraten nicht fürchten.

Für eine solche Regierung ist bei uns vorläufig noch kein Platz.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus Wien.

II.

Los von Rom.

Rascher als alle publizistischen Bemühungen hat ein einziges Ereignis es vermocht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in Österreich zu lenken. Wie ein Signalschuß hat allerorten die Meldung gewirkt, daß der Thronfolger von Österreich-Ungarn, Erzherzog Franz Ferdinand, das Protektorat über den katholischen Schulverein übernommen habe. Der Widerhall dieses Schusses hat bewiesen, daß niemand mehr sich täuscht über die wahre Natur des österreichischen Problems und das, was den europäischen Nationen bevorstände, wenn es je gelänge, der nichtklerikalen Deutschen in Österreich und der calvinischen Magyaren in Ungarn Herr zu werden. Es sind plötzlich Hoffnungen laut geworden, die sich bisher scheu in den hintersten Winkeln des Bewußtseins verborgen hatten und eifrig geleugnet wurden, wenn sie jemand auszusprechen für gut fand. Was in der klerikalen Presse Österreichs und in den nationalistischen Blättern von Frankreich in diesen Wochen zu lesen war, hat wohl auch den letzten Rest derjenigen bekehrt, die in der pessimistischen Deutung der österreichischen Politik eine Nachwirkung antiquierter, antiklerikaler Gespensterfurcht erblicken mochten. Das Auftreten des Thronfolgers hat alle Bande der Vorsicht gelockert; man glaubt mit seinen Erwartungen und Wünschen nicht mehr

hinter dem Berge halten zu müssen. Die heilige Allianz der Katholiken und Slaven gegen das protestantische Deutschland ist ja nun so sicher geworden wie das Amen nach dem Gebet. Nur noch eine Weile zu warten brauchen die Gutgesinnten, und diese Wartepause können sie mit ermunterndem Zuruf und unverhüllter Vorarbeit für den Tag der Ernte ausfüllen.

In der klerikalen Presse Österreichs ist offen ausgesprochen worden, daß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn in Zukunft ein Bündnis nur unter der Bedingung fortbestehen könne, daß die direkte und indirekte Unterstützung aufhöre, welche eine landesverräterische Bewegung in Österreich aus dem Deutschen Reiche empfange. Welche Bewegung damit gemeint ist, weiß alle Welt; es ist die sog. Los von Rom-Bewegung. Über diese ist somit ein offenes Wort an der Zeit. Ist „los von Rom" wirklich identisch mit „los von Österreich"? Haben die Klerikalen ein Recht, diese Bewegung als eine landesverräterische zu denunzieren und ihre Bekämpfung mit allen Mitteln, auch denen der Polizei und der Diplomatie, zu fordern? Aufreizende Schlagworte, Verdächtigungen, ja selbst gelegentliche Verbal-Ausschreitungen einzelner alldeutscher Heißsporne dürfen die ehrliche und nüchterne Erörterung dieser Frage nicht verwirren. Wenn ein alldeutscher Abgeordneter im österreichischen Reichsrat ausruft: „wir schielen nicht über die Grenze, wir blicken hinüber", so beweist das ebensowenig für das praktische Endziel der Bewegung, wie wenn ein Gegner sie einen Verrat an der katholischen Dynastie und an dem katholischen Staate nennt. Selbst einen unerwarteten Erfolg der konfessionellen Absplitterung vorausgesetzt, wäre ihr Resultat doch zunächst nur eine Verminderung der Anzahl derjenigen Deutschen, die von der Kanzel und vom Beichtstuhle aus im Sinne einer klerikal-antideutschen Politik beeinflußt werden können. Ist das schon Abfall von Österreich? Durch seinen Übertritt zum Protestantismus giebt noch niemand seine österreichische Staatsbürgerschaft auf und wird niemand Unterthan des Deutschen Reichs. Das Recht des Übertrittes ist gesetzlich gewährleistet, und Anstoß nehmen kann an ihm nur derjenige, der für den Österreicher die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche, die Unterordnung unter die klerikalen Machtgebote, verlangt. Oder bereiten vielleicht die Neuprotestanten und Altkatholiken insgeheim die Losreißung einzelner Landesteile von Österreich vor? wollen sie vielleicht den großen österreichischen Bissen für das Deutsche Reich verdaulicher machen, wenn dieses einst gezwungen wäre, sich seiner Mission der Errettung preisgegebener Bruderstämme zu erinnern? Behauptet haben die Klerikalen das oft genug, aber diese Behauptung beweist nur ihr böses Gewissen, nichts weiter. Die Österreicher wären zu zählen, die „preußisch" werden wollen, und der Preuße müßte noch entdeckt werden, der Verlangen darnach trüge, die nationalen und konfessionellen Schwierigkeiten

seiner Staatsregierung durch die Annexion von einigen Millionen Czechen und unabänderlich klerikalen Tirolern zu vermehren. Für eine Denunziation ist also der Stempel des Landesverrats, welcher der Los von Rom-Bewegung aufgedrückt werden soll, gerade gut genug, für einen stichhaltigen Beweis in keinem Belange.

Was ist im Gegenteile die Los von Rom-Bewegung? Es dürfte nicht schwer fallen, sie als eine eminent patriotische im österreichischen Sinne zu definieren. Nicht nach den Äußerungen ihrer Urheber und Anhänger, denn diese gefallen sich allerdings in antipatriotischen Radikalismen, aber in ihren möglichen Erfolgen und in ihrem praktischen Resultat. Die Los von Rom-Bewegung ist eine Abwehrbewegung. Sie ist der extremste Ausdruck für die Erkenntnis, daß die katholische Kirche in den letzten Jahrzehnten ihre Aufgabe nicht so sehr in der geistlichen Fürsorge für ihre Angehörigen, als in der Slavisierung deutscher Landesteile und in der Abschwächung der nationalen Gesinnung in den rein deutschen Gebieten gesehen hat. Solange in Österreich der Josephinismus auch unter den gebildeten Klerikern herrschte und die Truppen des Kardinals Rampolla noch nicht das ganze Gebiet der Seelsorge okkupierten, hat kein Österreicher je daran gedacht, seinen schönen katholischen Gottesdienst mit dem nüchternen protestantischen zu vertauschen. Los von Rom wurde erst die Parole, als auch in Österreich der schroff antideutsche Charakter der vatikanischen Weltpolitik mit jedem Tage fühlbarer wurde. Was aber wäre die praktische Folge eines ungehinderten Waltens der Klerikalen und einer Knebelung der nichtklerikalen Deutschen in Österreich? Der Weltkrieg. Bei dem traditionellen Pech der katholischen Bajonette wäre dieser Weltkrieg wieder gleichbedeutend mit einer furchtbaren Niederlage Österreichs, einem zweiten, fürchterlicheren Königgrätz, nach welchem eben das eintreten müßte, was als das Endziel der alldeutschen Wünsche denunziert wird: eine Annexion von Deutsch-Österreich zum Zwecke der Verhütung neuer Weltbrände. Wer diesen Möglichkeiten nach Kräften entgegenarbeitet, verdient selbst dann nicht den Vorwurf antipatriotischer Gesinnung, wenn er durch seine Äußerungen sich denselben zuzieht. Aber selbst wenn der Ausgang eines Krieges der katholischen und slavischen Mächte gegen die protestantisch-germanischen weniger zweifelhaft wäre, wenn ein solcher Krieg nur enden würde, wie der dreißigjährige, mit der vollen Entkräftung beider Teile, ohne entscheidenden Sieg des einen oder anderen — an einen Sieg der klerikalen Armeen glaubt man ja wohl nur in Lourdes — wäre es nicht ein Verdienst auch um Österreich, dieser Völkerkatastrophe dadurch vorzubeugen, daß man das ausschlaggebende oder mindestens wichtigste Volk in Österreich der Umwandelung in ein Werkzeug der klerikalen Brandstifterpolitik entzieht? Mehr aber kann die Los von Rom-Bewegung, selbst den un-

erhörtesten Erfolg vorausgesetzt, nie erreichen und nie erreichen wollen, als das ungeheuere Übergewicht der katholischen und leicht zu klerikalisierenden Österreicher über die nichtkatholischen, friedlichen, deutschfreundlichen bis zu einem gewissen Grade zu gunsten der letzteren zu verschieben. Wenn die maßgebenden Kreise des Landes sich nicht schon bis zur Selbstaufgabe mit dem Klerikalismus identifiziert hätten, müßten sie diese Verschiebung für Österreich als ein wahres Glück betrachten, dem man nicht genug Thüren und Thore öffnen könnte. Der Klerikalismus hat Österreich bisher immer nur dem Abgrund zugeführt; seine Erholung verdankt es ausschließlich den Epochen antiklerikaler, liberaler Politik.

Los von Rom, so „preußisch" und antipatriotisch es sich auch manchmal geben mag, wenn die Bierkrüge schäumen und man das Pfäfflein ärgern will, ist also deutsch, österreichisch und eine Stütze für den Weltfrieden. Ein Ärgernis kann es nur denjenigen bereiten, die den Moment nicht abzuwarten vermögen, da in allen Himmelsgegenden die klerikalen Minen springen und das große Kesseltreiben gegen die verdammten preußischen Ketzer beginnt. Diesen Ungeduldigen hat Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Übernahme des Protektorats über einen klerikalen Kampfverein und seinen Äußerungen gegen die alldeutschen Landesverräter ein wahres Fest bereitet; er hat ihre Hoffnungen neu belebt und sie zu neuer Offensive auf der ganzen Linie ermutigt. Ob in Wirklichkeit der Thronfolger nur von einer feudalen Clique zu einer Intrigue gegen das nicht hinreichend feudale und klerikale Kabinet mißbraucht, oder hier nur der Versuch einer captatio benevolentiae der obersten Glaubensmacht für künftige Eventualitäten gemacht worden ist, kann als nebensächlich betrachtet werden. Nicht das Motiv des erzherzoglichen Auftretens ist von Wichtigkeit, sondern seine unmittelbare und mittelbare Wirkung. Diese aber ist zu allernächst in der Erschütterung des internationalen Sicherheitsgefühls zu sehen. Der Wert eines Bündnisses beruht nicht nur auf der ziffermäßigen Macht, die es repräsentiert, sondern mindestens im selben Maße auf dem Glauben an seine Verläßlichkeit, die es als unerschütterlichen Faktor des internationalen Mächteverhältnisses erscheinen läßt. Mit einem solchen Faktor wird gerechnet; er erstickt Hoffnungen und Wünsche, die an seiner Macht zerschellen müßten, schon im Keime und verhindert, noch ehe sie recht geplant sind, Experimente, die an sich schon eine Gefahr bilden. Dieser Glaube an die Verläßlichkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses ist durch alle Praktiken der feudal-klerikalen Aera von Taaffe bis Thun nicht so ins Schwanken gebracht worden, wie nun durch den einen verblüffenden Schritt, zu dem der künftige Monarch des Reiches durch welche Erwägungen immer gedrängt worden ist. Schon jubeln die Nationalisten in Frankreich, daß die Epoche des deutschen Übergewichts in

Europa ihrem Ende entgegengehe. Jede Verlegenheit der deutschen Politik, die sich in überseeischen Weltteilen entschieden mehr engagiert hat, als für ihre nächsten Interessen gut ist, wird als Anzeichen verdächtiger Gleichgewichtsstörung gedeutet. Man treibt wieder Psychologie in der Politik, wo man sich schon gewöhnt hatte, mit der Arithmetik sein Auslangen zu finden.

Bedürfte es noch eines Beweises für die europäische Bedeutung dieses von den Klerikalen in der ganzen Welt mit Jubel begrüßten Ereignisses, so würden ihn die Sprecher der vatikanischen Intrigue auch mit direkten Worten liefern. Es ist schon oben gesagt worden, daß man die Vorsicht in diesen Kreisen nicht mehr für notwendig hält, daß man im Gegenteil glaubt, es sei schon an der Zeit zu alarmieren und Ausblicke auf das nahe Ziel zu eröffnen. Man leugnet den Zusammenhang des österreichischen Problems mit dem internationalen nicht mehr. Am 21. April dieses Jahres hat der Jesuitenpater Kolb im Stefansdom zu Wien an die Männer, die sich an einem „katholischen" Demonstrationszuge durch die Stadt beteiligt hatten, eine Rede gehalten, aus der nur folgende Sätze zitiert seien: „An den Wällen Wiens, an dem eisernen Mute der Wiener Bürger ist die Macht des Morgenlandes gebrochen, die christliche Kultur gerettet worden für Europa und die Welt. Auch heute dürfen wir sagen, das große Bollwerk für die christliche Kirche ist Wien. Trotz aller Angriffe, wird weder in Madrid, noch in Lissabon, noch in Paris der Entscheidungskampf zwischen dem Christentum und dem Heidentum gekämpft, sondern in Wien. Das Zeichen des Antichrists auf den Mauern von Wien würde die Geschicke von Europa verändern. Auch heute gilt: die Augen Europas sind auf Wien gerichtet. Sagt ja der bekannte Thiers: „die großen Fragen Europas werden in Wien entschieden." Wenn man weiß — und man weiß es —, was im Munde eines Jesuitenpaters die Worte Christentum und Heidentum bedeuten, wenn man weiß, was der Jesuit unter dem Zeichen des Antichrists verstanden wissen will, so wird man sich keinem Zweifel mehr darüber hingeben, welche Rolle in der Politik des Vatikans, die seit Jahrzehnten nur noch die des Jesuitenordens ist, der österreichisch-ungarischen Monarchie zugedacht wird. Der Kampfruf „Hin zu Rom", das seit der Erklärung des Erzherzogs Franz Ferdinand in voller Siegesgewißheit in jeder klerikalen Volksversammlung ertönt, ist die Kriegserklärung an das deutsche Reich, das Bollwerk des „Antichrists". Noch ist der Kampfruf nur die Parole einer einzigen Partei, aber verhängnisvoll wäre es, wollte man im Vollgefühle der eigenen Kraft ihn in Deutschland überhören. Die Deutschen an der Donau halten treue Wacht, die Freischärler der Los von Rom-Bewegung reiten selbst herzhaft in Feindesland hinein, aber niemand weiß vorher, wie das weltgeschichtliche Ringen zwischen

der klerikalen Vorhut und der deutschen Wacht an der Donau enden wird, wenn ein Unabänderliches einmal Ereignis wird. Der Weltfrieden ruht heute auf zwei Augen, das wenigstens weiß man jetzt dank der Klärung, die von den jüngsten Wochen gebracht worden ist. Erfreulich wird man diese Erkenntnis nicht nennen mögen; besser aber ist sie als ein trügerisches Gefühl der Sicherheit, in welchem man vielleicht versäumen könnte, für alle Fälle sich vorzusehen.

— —

Saalburg — Hohkönigsburg.

Von Wilhelm Freder (Frankfurt a. M.).

In unserem öffentlichen Leben zeigen sich Strömungen, die geeignet sind, so manchen Kulturbau des verflossenen Jahrhunderts zu untergraben und ihn in Ruinen zu verwandeln. Auf der einen Seite des modernen Kulturlebens ist zwar ein hastiges, energisches Vorwärtsdrängen zu beobachten, ein erfreulicher Fortschritt in wissenschaftlicher, sozialer, künstlerischer und technischer Richtung, auf der andern Seite aber, nach der politisch-idealistischen Richtung hin, Stagnation und auch Rückschritt; denn anders wäre es absolut nicht zu erklären, daß in unserer Zeit der Wille eines einzigen Mannes, Kaiser Wilhelms II., so maßbestimmend und entscheidend sich Geltung verschaffen könnte, daß man zuweilen lebhaft an jene entschwundenen Zeiten erinnert wird, in denen das „Tel est notre plaisir“ des Fürsten für das Staatsleben ausschlaggebend war.

An Beispielen, die diese beklagenswerte Thatsache illustrieren, fehlt es wahrlich nicht; man kommt eher in Verlegenheit, wo man eigentlich mit solchen Beispielen anfangen soll. Für uns kommen hier jedoch nur zwei Fragen in Betracht, die wir ein wenig analysieren wollen, um an ihnen darzuthun, wie bedenklich es ist, im allgemeinen wie im besonderen, wenn der Wille einer mächtigen Persönlichkeit im Widerspruche mit der Wissenschaft und in gewissem Sinne auch mit der Kunst, sich durchzusetzen vermag, bedenklich nicht nur vom politisch-ethischen Gesichtspunkte aus, sondern auch vom rein materiellen; denn der Aufbau der altrömischen Saalburg bei Homburg v. d. Höhe und der Hohkönigsburg im Elsaß legt dem deutschen Volke finanzielle Opfer auf, die weder wissenschaftlich noch künstlerisch begründet werden können, und die nur gebracht werden, weil, um es deutlich zu sagen, Kaiser Wilhelm II. es wünschte.

Zunächst zur Saalburg! Es war am 11. Oktober anno DMCCCC, als in Gegenwart des Kaisers, anderer Fürstlichkeiten, von Gelehrten und eines vieltausendköpfigen Publikums der Grundstein zu dem Neubau dieses altrömischen Kastells gelegt wurde. Diese feierliche Grundsteinlegung machte auf die Teilnehmer den Eindruck der Inszenierung eines antiken Schauspiels aus dem Rom der Cäsaren. Es war ein farbenreiches Bild

nicht ohne Originalität, und auch an theatralischem Pathos war kein Mangel. Waren doch der Wiesbadener Hoftheaterintendant Herr von Hülsen, der Harfenpoet, und der artilleristische Hohenzollerndramatiker Josef Lauff die Regisseure dieses seltsamen altrömischen Schauspiels! Die Inszenierung lag also in bewährten Bühnenhänden. Da das Publikum im allgemeinen solche lebenden Bilder liebt, zumal wenn sie von schwungvollen Rezitationen unterbrochen werden, so sei es gerne geglaubt, daß es zuletzt hoch befriedigt die Stätte der Saalburg verließ. Besonders dürften die lieben Homburger sehr vergnügt gewesen sein, die schon lange darüber nachgedacht hatten, wie man den — Fremdenverkehr in ihrem alten Kur- und einstigen Spielorte heben könnte.

Doch was ist eigentlich die Saalburg? War sie ein Werk deutscher Kultur, ein Erzeugnis deutschen Geistes, deutscher Schaffenskraft, das verdiente, der Nachwelt pietätvoll erhalten zu werden, wie etwa die Wartburg und die Marienburg? Nein, sie war eine kleine altrömische Festung, wie solche am Limes, i. e. an der altrömisch-germanischen Grenze vom Mittelrhein bis zur oberen Donau, häufig zu finden waren, ohne architektonischen Wert, ohne Zweifel nicht viel poetischer als unsere modernen Kasernen. Sie war also ein monumentales Zeichen römischer Fremdherrschaft in Deutschland, eine Art Zwingburg in deutschen Landen, von der bis vor zwei Jahren nur noch einige schäbige Mauerreste und einige Brunnenlöcher zu schauen waren. Wie dieses altrömische Kastell in Wirklichkeit ausgesehen hat, weiß niemand, und es haben denn auch Archäologen schon deshalb gegen den Aufbau protestiert, weil er nur das Produkt der Kombination sein könne. Es muß dies um so mehr betont werden, als bekanntlich der Kaiser auf diese Weise den historischen Sinn der Jugend wecken will. Man hat es also hier mehr mit einer militärischen Architektenspielerei zu thun, als mit einer wissenschaftlichen Sache. Jedenfalls giebt es anderes, reicheres und wertvolleres Material, um den historischen Sinn unserer Jugend zu wecken und zu schulen, als das nüchterne Mauerwerk einer altrömischen Kaserne. Es soll nun freilich in der neuen Saalburg ein Limesmuseum untergebracht werden, zu dem in Homburg selbst bereits ein Grundstock vorhanden ist, aber ein solches Museum wäre doch praktischer in Frankfurt oder in einem anderen Kulturzentrum untergebracht, als auf einer waldigen, windigen Anhöhe, auf die zu gelangen mit allerlei Unbequemlichkeiten verknüpft ist, besonders im Winter. Aber der Kaiser will es, die Homburger sind davon entzückt — denn großer Fremdenverkehr bringt Mammon — und die in Betracht kommenden Finanzfaktoren greifen trotz Widerspruchs der fachwissenschaftlichen Autoritäten ins Portemonnaie. So wird des Kaisers Wunsch ohne weiteren Widerstand erfüllt, mit vielem öffentlichen Geld, aber Wissen-

schaft und Kunst haben damit nichts oder nur sehr wenig zu thun, ganz davon abgesehen, daß es seltsam, sehr seltsam ist, eine altrömische Zwingburg bei uns wieder zu errichten, die uns an Perioden in unserer Geschichte erinnert, die nichts weniger als erhebend und erbauend wirken. Doch darüber ließe sich streiten, wenn ein solches Bauwerk wirklich wissenschaftlichen oder künstlerischen Wert besäße, was hier aber doch nicht der Fall ist. Die Saalburg wird erstehen und viele Touristen anlocken, besonders Gymnasiasten, auch höhere Töchter, und gelegentlich auch einen Gelehrten, doch der künftige Geschichtsschreiber wird darüber zu Betrachtungen gelangen, die man wohl ahnen kann, deren Präzisierung aber doch lieber diesem überlassen sei.

Nun zur Hohkönigsburg im schönen Elsaßland! Auch diese Burg wird auf Wunsch des Kaisers wieder erbaut werden. Wissenschaftliche und künstlerische Motive kommen bei dieser Burg ebensowenig in Betracht wie bei der Saalburg, während die Vogesenlandschaft und Schlettstadt einen großen dekorativen Zauber verlieren werden; denn Burgruinen auf einem Berge geben einer Landschaft einen geheimnisvollen, anziehenden Zauber, auf dem das Auge gerne sinnend und träumend ruht und der die Landschaft eigenartig und stimmungsvoll verklärt. Was wäre der Rhein ohne die Burgruinen auf seinen waldigen Ufern? Gewiß auch ohne sie ein stattlicher und landschaftlich fesselnder Strom, immer noch interessanter als der Hoangho, aber den rechten poetischen Duft, die rechte Weihe erhält er doch erst durch die zerfallenen Burgen. Auch die Vogesen sind reich an Burgruinen und gewähren dadurch gegenüber dem Schwarzwald einen besonderen Reiz. Die Hohkönigsburg selbst ist eine der besterhaltenen Ruinen im Elsaß. Sie soll nun fallen, und Herr Architekt Bodo Ebhardt in Berlin ist es, der auf den Trümmern eine neue Burg erbauen wird. Wie die Hohkönigsburg äußerlich und innerlich gestaltet war, weiß man nicht, da Abbildungen bezw. archivalisches Material von ihr nicht existieren. Wie bei der Saalburg, so ist auch bei dieser Burg der Architekt auf Kombination angewiesen, nur mit dem Unterschiede, daß eine Rekonstruktion der Hohkönigsburg, im Vergleich mit anderen Burgen, eher möglich ist wie bei der Saalburg, für die es überhaupt an einer sicheren Unterlage fehlt. Dennoch wird man nach Fertigstellung der neuen Hohkönigsburg nicht sagen können, sie gleiche dem Original. Es haben sich denn auch zwei elsässische Autoritäten auf diesem Gebiete, Dr. Piper und ein Archivar in Straßburg, aus wissenschaftlichen Gründen gegen einen Wiederaufbau erklärt; Dr. Piper plädiert nur für eine Konservierung der Ruinen. Auch sonst scheint sich kein Gelehrter gefunden zu haben, der im stande gewesen wäre, den Wiederaufbau zu motivieren, bis zuletzt Herr Bodo Ebhardt in Berlin sich der Sache annahm und in

einer Gegendenkschrift für den Wiederaufbau eifrig eintrat. Das schien für den Kaiser ausschlaggebend zu sein, und so wird man jetzt, da vom Landesausschuß für Elsaß-Lothringen und dem Reichstag die notwendigen Mittel bewilligt worden sind, an den Wiederaufbau herangehen. Wie die Saalburg, so soll auch die Hohkönigsburg ein Museum in sich aufnehmen, ein „Museum des Elsaß". Im Elsaß selbst wollte man, abgesehen von der Stadt Schlettstadt, die wie Homburg einen starken Fremdenverkehr erhofft, von einem Neubau nichts wissen. Zuletzt aber bewilligte der Landesausschuß in der Mehrheit die geforderten Mittel, aber nicht aus inneren Überzeugungsgründen, sondern in der Erwartung, dafür politische Vorteile zu gewinnen. Wie weit diese Mehrheit zu dieser merkwürdigen Hoffnung berechtigt war, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis; jedenfalls wurde zwei Tage nach der Bewilligung die Ausweisungsordre gegen 657 Personen zurückgezogen, und ein Berliner Blatt konnte diese eigentümliche Affaire mit den Worten kritisieren: „Hohkönigsburg und politisches Geschäft". Also: der elsaß-lothringische Landesausschuß votierte aus politischen Gründen für die gewünschte recht stattliche Summe, und der Reichstag machte, trotz der Rede Vollmars, sich die Genehmigung so leicht, daß man wohl sagen darf, daß noch selten eine Vorlage im Reichstage mit einer solchen Oberflächlichkeit behandelt worden ist wie die Forderung eines Zuschusses des Reiches zum Aufbau der Hohkönigsburg, die zudem dem Kaiser gehört. Der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen wie der Reichstag bewilligten also aus öffentlichen Mitteln Gelder für einen kaiserlichen Privatbesitz! Das ist ein Moment, dem die Majorität des Reichstags überhaupt kein Gewicht beizulegen schien — und doch ist es von großer Bedeutung. Aus öffentlichen Mitteln die Restauration einer verfallenen Burg auszuführen, die der wissenschaftlichen und künstlerischen Motive entbehrt, einer Burg, die zudem ein Privateigentum darstellt, das ist eine Angelegenheit, die der schärfsten Kritik zu unterwerfen ist, wie es ja auch in der Tagespresse und auf Seiten der Linken im Reichstage geschehen ist, leider ohne Erfolg. Es sei hierbei an die mit märchenhafter Pracht ausgestatteten Prunkschlösser des Königs Ludwig II. von Bayern erinnert, an die gewaltigen Bauwerke im Chiemsee, an Neuschwanstein, diese die Seele mächtig packende Gralsburg, und an Linderhof. Es kann von niemandem in Abrede gestellt werden, daß alle diese Prunkbauten die Kunst und vor allem das Kunstgewerbe in Bayern außerordentlich gefördert haben, daß also das öffentliche Interesse hier sehr stark beteiligt war, aber dennoch bezahlte der unglückliche Bayernkönig alle diese Millionenschlösser aus seiner eigenen Tasche, und es hätte sich wohl auch keine Volksvertretung in München gefunden, die

eventuelle Anträge auf Zuschüsse aus der Staatskasse bewilligt hätte, obwohl sie in Hinsicht auf das bayerische Kunstgewerbe mit reicheren Gründen hätten versehen werden können als die Anträge im elsaß-lothringischen Landesausschuß und im deutschen Reichstag in Bezug auf die Hohkönigsburg.

So hat der Kaiser auch in dieser Frage seinen Willen durchgesetzt, unter Umständen, gegen die die schwersten Bedenken geltend zu machen sind und die auf unsere Zeitverhältnisse einen tiefen Schatten werfen. Hier wie dort triumphiert der Absolutismus, wenn auch in einer von entschwundenen Zeiten abweichenden Form. Solche Erfahrungen am Anfang des neuen Jahrhunderts müssen einen jeden freien Denker mit Trauer erfüllen. Wir sehen unsere parlamentarischen Körperschaften nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben und Pflichten, weder in Straßburg noch in Berlin, sondern in den Niederungen einer Denkungsart, die sie selbst wie unsere Zeit schwer kompromittieren. Die ernste Wissenschaft hat Protest eingelegt gegen die Errichtung der Saalburg wie der Hohkönigsburg — weil sie zu dem Verdikt gekommen ist: Non liquet! — man ignorierte das; die Hohkönigsburg ist Privateigentum des Kaisers, dürfte also nicht aus öffentlichen Mitteln neu errichtet werden — man ignorierte das; der Wiederaufbau beider Burgen ist ein Wunsch des Kaisers — man ignorierte dies nicht! Warum? Die Gründe des elsaß-lothringischen Ausschusses hat man deutlich erfahren, die Gründe der Mehrheit des Reichstags kann man sich — kombinieren, vielleicht mit größerer Sicherheit als die alten Baupläne der Saal- und Hohkönigsburg.*) Das ist gewiß kein erfreuliches Kulturbild aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts, über das auch an dieser Stelle ein freies Wort zu sprechen nicht überflüssig sein dürfte. Nützen wird dieses freie Wort ja nichts mehr, aber — um einem späteren Kulturhistoriker gegenüber nicht mitschuldig zu erscheinen — imprimatur!

Graf von Hoensbroechs Werk über das Papsttum.**)

Von Dr. theol. C. Schieler (Königsberg i. Pr.).

Wenn ein so umfangreiches, mit allem Aufwand gelehrter Hilfsmittel für Gebildete geschriebenes, teueres Werk binnen wenigen Wochen eine zweite und nach ebensovielen Wochen eine dritte Auflage erleben

*) Inzwischen macht die Notiz von einer dritten Burgrestaurierung die Runde. Der Kaiser beabsichtigt, die Reste des einstmals „herrlichen Schlosses Kaiser Karls IV.“ (Kapitelturm und Gefängnisturm) in Tangermünde in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherstellen zu lassen. Ob auch für diese Restaurierung der Reichstag in Anspruch genommen wird?

**) Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit von Graf von Hoensbroech. Erster Band: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1900. Preis 12 Mk.

muß, wenn das Landesgericht in Wien das Verbot des Werkes für die österreichisch-ungarische Monarchie erwirken zu müssen sich gedrängt fühlte, etwa damit die vom Staate wohlbehütete römische Kirche nicht Schaden leide, wenn nicht blos die Litteraturblätter und Fachzeitschriften, sondern auch die vornehmsten politischen Tagesblätter der einzelnen Parteien in ausführlichen Referaten und Kritiken gegenüber diesem Werke Stellung nehmen zu müssen glauben, so darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Wert des Buches einen Schluß ziehen.

Graf von Hoensbroech trug die Idee seines großen Werkes, von welchem bis jetzt nur der erste Band vorliegt, bereits Jahrzehnte in sich, damals schon, als er noch der katholischen Kirche und dem Jesuitenorden angehörte. Es hat eine katholische Entstehungsgeschichte; dem Ultramontanismus erwuchs aus eigenem Schoße ein furchtbarer Gegner, ein großartiges Geschichtswerk, welches auf katholischem Quellenmaterial beruht. „Es war viele Jahre hindurch ein heimliches Feuer, eine stillglimmende Glut", die er aber mit allen Mitteln, die ihm der katholische Glaube und die strengkatholische Erziehung an die Hand gaben, rücksichtslos zu ersticken suchte. Es war vergebliches Mühen! Während seiner Studien auf der Universität that er Blicke in die nichtultramontane Wissenschaft, wobei ihm Dinge enthüllt wurden, von denen er keine Ahnung gehabt; und diese Dinge erweckten in ihm Gedanken, welche „allem, was er in ultramontaner Erziehung gelernt hatte, schnurstracks entgegen waren". Im Konflikt mit seinem katholischen Gewissen wendete er die Blicke ab von den „verbotenen Früchten", aber die Zweifel waren da, und wenn einmal Zweifel in einer energischen, konsequenten Natur stecken, so führen sie endlich zur Wahrheit. Hoensbroech überdeckte sie mit dem „Riesenleichenstein des Autoritätsglaubens" der römischen Kirche; aber sie waren nur überdeckt; sie blieben, und — wie seltsam! — gerade der Jesuitenorden und der jesuitische Gehorsam leiteten ihn auf den Weg zur Freiheit des Geistes. Nach Brüssel in das Haus der Bollandisten führte ihn der Gehorsam und dorten, in der reichhaltigen Bibliothek, lernte der Autor die Papstgeschichte in ihrer wahren Gestalt; der Gehorsam führte ihn nachher an die Universität zu Berlin, und hier gelangten diese Ergebnisse historischer Studien zu schnellerer Reife.

Und kaum hatte der Graf die Freiheit erlangt und sein hervorragendes Buch über den Ultramontanismus vollendet, da nahm er sofort den Plan zu dem vorliegenden Werke mit bewundernswerter Arbeitsfreudigkeit auf. In der Bekämpfung des Ultramontanismus findet Graf von Hoensbroech seine Lebensaufgabe; darin sieht er aber auch eine Grundforderung unserer Zeit. Denn wir stehen gegenüber einer furchtbaren ultramontanen Gefahr für die religöse und politische

Freiheit der Völker, für unser gesamtes Kultur- und Geistesleben. Aber „nur innerhalb der eigentlichen Wissenschaft, in ihren Erzeugnissen, sei es auf geschichtlichem, juristischem, philosophischem und theologischem Gebiete, ist noch die Kenntnis des Ultramontanismus und seine Bekämpfung zu finden". Nur „wenn die Wissenschaft den planmäßigen, umfassenden Kampf gegen den Ultramontanismus aufnimmt, ist Aussicht vorhanden, diesen Kampf für Politik und Religion, für Kultur und Fortschritt, für Familie und Staat segensreich zu Ende zu führen".

Wir müssen dem Autor in diesen Sätzen zustimmen. Die **Parlamente** sind lässig in diesem Kampf geworden seit der schmachvollen Versumpfung des Kulturkampfes durch die schwache Nachgiebigkeit des Staates gegenüber dem wiedererstarkenden weltumschlingenden Papsttum; die **Presse**, „der größte und mächtigste Aufklärungsfaktor der Gegenwart", stellt dem großen Gegner von Bildung und Wissenschaft nicht den Mann, und selbst die konservativ-orthodoxe Presse erkennt, das protestantische Prinzip verleugnend, aus Furcht vor der in den Armen des Ultramontanismus liegenden Regierung, ihre erste Aufgabe nicht.

Vom **Papsttum** handelt das Werk; indem es das Papsttum angreift, seine Geschichte, Bedeutung und Wirksamkeit in das rechte Licht setzt, führt es die schneidige Waffe geschichtlicher Wahrheit gegen das Herz des Ultramontanismus selbst. Das Papsttum, von geringen Anfängen ausgehend, habe eine ungeheuere Machtausdehnung erlangt, habe sich als irdisch-weltliche Macht ausgewachsen; mit seiner über ein Jahrtausend hinausreichenden Dauer sei es selbstverständlich von ungeheuerem Einfluß geworden auf die äußere und innere Entwickelung des Menschengeschlechtes, d. h. die sozial-kulturelle Bedeutung des Papsttums sei unermeßlich. Aber ein göttlicher Segensspender sei das Papsttum nicht; es sei eine rein menschliche Einrichtung, die neben seiner guten, segenspendenden Seite eine schlechte und fluchbringende habe, indem den vom Papsttum den Menschen erwiesenen Wohlthaten furchtbare sozial-kulturelle Schäden gegenüber stehen, womit es die Menschheit geschlagen habe. Zum Segen und zum Fluche sei es geworden für die Welt, und diese Doppelwirkung widerstreite unversöhnlich der von ihm beanspruchten göttlichen Natur. Das sei die Aufgabe und das Ziel seines Werkes, den **geschichtlichen** Beweis für die Ungöttlichkeit des Papsttums zu erbringen, und er hält diesen Beweis für den einzig wirksamen, da es einem Katholiken gegenüber ein aussichtsloses Unternehmen sei, Lehren der Kirche mit dogmatischen Gründen bekämpfen zu wollen.

Als ehemaliger Katholik muß ich dem Autor zustimmen, und gerade darin liegt der große Wert des Werkes, diesen ge-

schichtlichen Beweis in geschichtlicher Weise, d. h. gestützt auf geschichtliche Quellen, unwiderleglich klar erbracht zu haben. Dem angehäuften erdrückenden Quellenmaterial gegenüber, das der Autor in jahrelangem eifrigem Suchen zusammengetragen, gesichtet und geschickt bearbeitet hat, kann die ultramontane Geschichtschreibung nicht aufkommen. Die Kritiken, welche sie seither an Hoensbroechs Werk geübt hat, die kleinen unbedeutenden Versehen, welche sie in kleinlich nörgelnder Weise entdeckt und in ungehöriger Weise aufgebauscht hat, schmälern den Wert des Werkes nicht im mindesten. Und wenn es auch den wirklichen und verkappten Jesuiten gelingen sollte, was indes nicht so leicht, selbst nicht durch die bekannte jesuitische Art (die aber keine deutsche Akribie, sondern etwas ganz anderes verrät), möglich sein wird, eine oder die andere zum Beweis herangezogene Quelle als minderwertig darzustellen, so würde dadurch an dem Resultate nicht das geringste geändert. Und wenn dann diese Kritiker noch sich aufs Schimpfen, Poltern und Verdächtigen verlegen, so kennt jedermann, der kein Ultramontaner ist, diese Taktik als echtultramontane Verlegenheit, die nur noch in den Reihen ultramontaner Geistes- und Autoritätssklaven Erfolg haben kann.

Das „Erste Buch" behandelt „Papsttum und Inquisition". Seinem Ziele getreu zeigt der Autor zunächst die **Unhaltbarkeit** der ultramontanen Unterscheidung zwischen spanischer Inquisition, die eine staatliche gewesen, und der von den Päpsten ins Leben gerufenen kirchlichen Inquisition. Diese Unterscheidung sei unhistorisch; der geschichtlichen Wahrheit entspreche vielmehr der Satz: die „Statthalter Christi" haben Jahrhunderte lang an der Spitze eines Mord- und Raubsystems gestanden, das schlimmer als irgend ein Krieg Verwüstung und Elend unter den blühendsten Völkern verbreitet und den christlichen Namen unerhört geschändet hat." An der Hand der historischen Quellen, insbesondere der päpstlichen Bullen und der Schriften der Inquisitoren, schildert der Autor Geschichte und Wesen der Inquisition, führt den Hauptinhalt der „Handbücher der Inquisition" an, die uns ein gräßliches, geradezu unmenschliches Verfahren schildern, wendet sich dann der spanischen Inquisition zu, beschreibt auch kurz die römische Inquisition im engeren Sinne, um dann die Opfer der Inquisition in den einzelnen christlichen Ländern zu beleuchten; aber nicht alle Opfer der Inquisition will er hier vorführen; eine solche Riesenarbeit könne niemand bewältigen. Wer könnte die Toten des Weltmeeres aufzählen? Das Gleiche sei von dem prasselnden Feuermeere der Inquisition zu sagen. Zum Schlusse teilt er noch eine größere Reihe von Inquisitionsurteilen mit, da Geist und Wesen der Inquisition aus nichts anderem so unverfälscht hervorleuchten wie aus

ihren Urteilssprüchen. Dabei vergesse man nicht, daß Päpste es sind, sogenannte „Statthalter Christi", welche das Amt eines Inquisitors als das erhabenste hinstellen und — echt ultramontan — mit biblischem Gewande umhüllen; Gott selbst soll der erste „Inquisitor" gewesen sein.

Der Inquisitor war päpstlicher Bevollmächtigter, der alle seine Gewalt unmittelbar und allein vom Papste erhielt; die Inquisitionsurteile waren sogar jeder Nachprüfung durch die staatlichen Gerichtshöfe entzogen, der Staat hatte sie „blindlings", „mit geschlossenen Augen" zu vollstrecken; es war eine Hauptforderung der Päpste, daß ihre die Inquisition betreffenden Erlasse in die weltlichen Gesetzessammlungen aufgenommen würden. Alles dies weist der Autor erschöpfend nach. Da aber die römische Kirche trotz der Gräuel der Inquisition, trotz der Ströme Blutes, welche sie infolge der Inquisition vergossen hat, immer noch wagt, den Satz: „Ecclesia non sitit sanguinem", „die Kirche dürstet nicht nach Blut," „die Kirche vergießt kein Blut", als eine Art Dogma darzustellen, so schenkt der Autor in einem letzten Abschnitte dieses Teiles diesem Satze gebührende Aufmerksamkeit und beweist, daß derselbe eine der derbsten Geschichtslügen enthält.

Die strafgesetzliche Entwickelung zur Einführung der Todesstrafe als gesetzlicher Strafe für die Ketzerei gedrängt, und Blutvergießen als Ahndung für religiöse Überzeugungen zum Gesetz innerhalb der Christenheit erhoben zu haben, ist die That der römischen Kirche, d. h. ihres Hauptes, des „Statthalters Christi", eines Urban II., Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV. u. s. w. Die Kirche suchte Deckung hinter der „Auslieferung des Ketzers an den weltlichen Arm" und hinter der an die weltliche Obrigkeit gerichteten „Bitte um Schonung des Ketzerlebens". Daß dies Heuchelei gewesen, bezeugen deutlich die Quellen; die Worte „Auslieferung" und „Bitte" hatten nicht den Sinn, den die Worte auszudrücken scheinen, nämlich Blutvergießen zu verhindern, sondern ihr Sinn war nur der, die päpstlichen Inquisitoren vor der kanonischen Irregularität zu bewahren, die sich Geistliche, Priester dadurch zuziehen, daß sie in irgendwelcher Weise (außer in Notwehr) an der Tötung oder Verwundung eines Menschen sich beteiligen. Wehe dem „weltlichen Arm", der die „Bitte um Schonung des Lebens" ernst genommen, der sie erfüllt, d. h. der dem Ketzer das Leben geschenkt hätte! Bannfluch und Interdikt wären auf ihn niedergefallen. Auch hierfür läßt der Autor die Quellen und geschichtlichen Thatsachen sprechen, und die Thatsachen*) sprechen eine so deutliche Sprache, daß selbst der Jesuit Grisar zugeben muß, jene Bitte sei eine Formalität gewesen, die mit den kanonischen Bestimmungen über die Irregularität im Zusammenhange stand.

*) Hoensbroech führt sie aber noch lange nicht alle an.

Die Ausführungen über die Inquisition schließt würdig ab der Mordanschlag des Papstes Pius V. auf die Königin Elisabeth von England und das Verhalten des Papstes Gregor XIII. gegenüber der Abschlachtung der Hugenotten.

Im „zweiten Buch" läßt der Autor ein noch düstereres und schauervolleres Gemälde folgen: Papsttum und Aberglaube. Es ist in der That ein schauervolles Gebiet, in das hier der Leser eingeführt wird; es bietet Schrecknisse, vor denen selbst die Schrecken der Inquisition wenigstens in etwas verblassen; hier sehen wir auch Scheiterhaufen aufflammen — ohne Zahl — aber ihr düster-roter Schein beleuchtet nicht nur die zuckenden Glieder des sterbenden Ketzers, sondern fällt zugleich auf gräuliche Teufelsgestalten, auf fabelhafte Ungeheuer, mit denen die ultramontane, vom „Statthalter Christi" überwachte Theologie die Welt bevölkert hat. Liest man solche Dinge und bedenkt, daß der Papst dieselben in Theorie und Praxis duldete, guthieß, beförderte, so muß man unwillkürlich fragen: Ist das der unfehlbare Hirte der Herde Christi? Ist das der unfehlbare Wächter des wahren seligmachenden Glaubens, der unfehlbare Hüter der echten Moral, der Pfleger der wahren Kultur, der Führer auf der Bahn des sozialen Fortschrittes? Das alles beansprucht der Träger des Papsttums zu sein; dafür hält ihn, als solchen verteidigt ihn die ultramontane Wissenschaft, und doch würde schon die erste der Quellen, aus welchen v. Hoensbroech seine Beweise schöpft, das hochoffizielle Rituale Romanum, hinreichen, jeden vorurteilsfrei Denkenden vom Gegenteil zu überzeugen. Aber bis zur Stunde gebraucht die römische Kirche dieses Ritual, bis zur Stunde müssen bei jeder kirchlichen Taufe, selbst der kleinen Kinder, die Beschwörungen des Satans angewendet werden: „Ich beschwöre dich, Satan, daß du weichest aus diesem Geschöpfe Gottes" . . . . heißt es u. a. darin. Die schreckliche, ekelhaft schmutzige und gemeine Teufelslehre der katholischen Kirche, eines Thomas von Aquin, „des Fürsten der Theologen", und eines Alphons von Liguori, der den Rang eines Doctor Ecclesiae durch Pius IX. erhalten hat, teilt der Autor mit und fügt die Darstellungen anderer, minder bedeutender Theologen des Mittelalters und der neueren Zeit bei, eines Cäsarius von Heistenbach, des Franziskanertheologen Brognoli, des von den Ultramontanen hochgefeierten Joseph v. Görres; es fehlen aber auch nicht Autoren unserer Tage; der vielgenannte, durch seine eschatologischen Vorlesungen und Werke über diese Materie berühmt gewordene Professor Bautz in Münster, der Jesuit Lehmkuhl, dessen Theologia moralis an den meisten Priesterseminarien der Jetztzeit gebraucht wird, der Franziskaner Ignatius Jeiler und der Redemptorist E. Schmöger, die sich durch Lebensbeschreibungen sehr fragwürdigen Wertes über die Crescentia Höß und die Anna Katharina Emmerich einen Namen erworben haben.

Gerade die Lehre und die Ansichten der Schriftsteller unserer Tage sind wichtig, da sie zeigen, daß die katholische Kirche jetzt noch denselben Teufelsglauben besitzt wie im finsteren Mittelalter, und daß alle Resultate der Wissenschaft, mögen sie noch so sehr begründet sein, von ihr einfach ignoriert oder als Produkte des Unglaubens dargestellt und gebrandmarkt werden. Aber der Leser wolle nur einmal in den beiden letztgenannten Biographien einige Seiten (z. B. 53—57 in der von Jeiler und S. 103 in der Schmögerschen) lesen, und er hat genug davon.

Daß die mittelalterlichen Schriftsteller den verhängnisvollen Hexenglauben lehren, ist gewiß sehr betrübend und empörend; noch mehr zu beklagen ist indes, daß jetzt noch in den theologischen Lehrbüchern ein Bündnis mit dem Teufel und die Möglichkeit eines geschlechtlichen Verkehrs mit dem Teufel gelehrt wird. Und der Theologe, welcher diese Lehren verteidigt, gilt jetzt als der angesehenste katholische Moralist in Deutschland; es ist der Jesuit Lehmkuhl.

Dem Teufelsglauben folgt ein anderes sehr charakteristisches Kapitel über den Aberglauben im Allgemeinen. Es muß doch mehr als Kopfschütteln erregen, wenn „der größte Theologe des Jesuitenordens" Franz Suarez ausführliche „dogmatische" Untersuchungen über s. v. „die Vorhaut Christi" anstellt, von der behauptet wird, daß sie als kostbare Reliquie zu Rom im Lateran verehrt werde.

In besonderen §§ werden nach allgemeinen Bemerkungen behandelt: Ordalien (in ihren verschiedenen Arten), die Bußbücher (die den mannigfachen Aberglauben widerspiegeln), das Ablaßunwesen, in dem bis zur heutigen Stunde ein geradezu ungeheuerlicher Wust des tollsten Aberglaubens und des schlimmsten Widerchristentums steckt, die Erbauungsbücher und religiösen Zeitschriften, mit welchen das katholische Volk geradezu überschwemmt wird, die aber auf das Denken und Empfinden des katholischen Volkes von ungeheuerem Einfluß sind und somit eine gewaltige kulturelle Macht bilden; sie haben aber alle einen gemeinsamen Zug: die starke Hinneigung zum Abenteuerlich-Religiösen, zum Grotesk-Wunderbaren.

Darüber dürfen wir uns nicht wundern; denn die Theologie des Ultramontanismus, d. h. die dogmatische Grundlage der katholischen Mystik und Askese, „beweist" den Aberglauben als „christlich"; so kann es nicht ausbleiben, daß er in den „christlichen Erbauungsschriften" ausgiebig sein Unwesen treibt. Päpste aber waren es, „die unfehlbaren Lehrer der Menschen", welche den Aberglauben, das vielgestaltige Ungeheuer in der Geistes- und Kulturgeschichte der Menschheit, selbst gelehrt, weiter entwickelt und gefördert, gebilligt und belobt haben. Ja, der Papst Leo XIII. beglückte

den Herausgeber der abergläubischsten aller Zeitschriften, die es je gegeben, „des Pelikan“, welcher 90000 Abonnenten besitzt und das Organ der Erzbruderschaft von „der ewigen Anbetung“ ist, mit einem in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Schreiben; auch der Jesuiten-Kardinal Steinhuber, eine sehr einflußreiche Persönlichkeit an der päpstlichen Kurie, spendet diesem Organ großes Lob. Und nun lese man einmal in diesem Blatte die Artikel über „Blicke in die Zukunft“ (Nr. 1, 2, 3, 10 von 1896) und man wird im Zweifel sein können, was man mehr bedauern soll: die geistige Beschränktheit des Artikelschreibers oder die Dummheit der Leser seines Blattes.

Die frommen Väter der Gesellschaft Jesu aber sind es ganz besonders, welche diesen Aberglauben fördern und verbreiten; sie sind ja gewandte Schriftsteller; was sie schreiben und lesen, ist echt ultramontan, und sie sind die Beichtväter, die außerordentlichen oder Oberbeichtväter aller „wahrhaft frommen“ hochgebildeten, vornehmen Damen.

Die Herren Jesuiten zeichnen sich durch eine Fachleistung ganz besonders aus: durch ihre „Enthüllungen“ über die Freimaurerei, die ja der Erzfeind der katholischen Kirche, aller positiven Religion ꝛc. sein soll. Diese frommen „Alleswisser“, — die doch keine blasse Idee von der Freimaurerei haben, denn sonst wären sie nicht auf den Léon Taxil-Schwindel hereingefallen. Dieser Taxil- und Vaughan-Schwindel kam, als er enthüllt war, den Säulen des Glaubens doch sehr ungelegen, und sie geben sich nun alle Mühe denselben abzuschütteln. Vergebens! Die Entlarvung dieses Schwindels ist die äußerste Blosstellung des unfehlbaren Papsttums, die denkbar schmachvollste Blamage des katholischen Episkopats und der hinter demselben stehenden und arbeitenden Jesuiten. Es ist ein hochinteressantes Kapitel im Werke v. Hoensbroechs, welches von diesem Schwindel handelt und unbarmherzig den Reinfall der Ultramontanen darlegt. Sie mögen in der „Köln. Volkszeitung“ schreiben, was sie wollen, mögen unseren Autor noch so sehr verdächtigen, wir kennen diese Helden, kennen ihre Parole zu gut, es wird ihnen nicht mehr gelingen, den mutigen Verfechter der Wahrheit kaltzustellen und seine klar wie der Tag daliegenden Gründe zu erschüttern. Möchten doch die Ultramontanen einmal diese strengen Beweise lesen; „aber,“ so höre ich vielstimmig, „wir dürfen ja diese Frucht von dem Baume der Erkenntnis nicht genießen!“ Und das müssen die Säulen des katholischen Volkes bekennen, die in den Parlamenten das große Wort führen; sie lassen sich von Rom als unmündige Kinder behandeln. „Blinde Führer von Blinden!“

Im dritten Buch behandelt der Autor „Papsttum und Hexenwesen“, ein Gebiet, dem an Schrecknissen in der gesamten Kultur- und Sozialgeschichte der Menschheit nichts gleichkommt; denn wollte man alle Gräuel wilder Völker zum Vergleiche heranziehen, der

Hexengräuel übersteigt sie. Es ist ein furchtbares Ergebnis der Geschichte: Was weder das alte noch das neue Heidentum kannte und kennt, das erfüllte jahrhundertelang die Geschichte der **christlichen** Kulturvölker, welche damals alle in dem Papst zu Rom den „Statthalter Christi" und unfehlbaren Hirten und Vater der Gläubigen verehrten. Und was hat das Papsttum, welches den weittragendsten geistigen Einfluß besaß, hinsichtlich des Hexenglaubens und der Hexengräuel gethan? Die ungeheuere Hexenlitteratur deutet auf die Lehren der **katholischen Theologie** als den Boden hin, aus welchem dieses die Völker verwüstende giftige Unkraut herausgewachsen ist, und deutet zu gleicher Zeit auf die **Päpste** hin, welche durch ihre Bullen den Hexenwahn ermöglicht, genährt und gefördert haben. Die Bulle Gregors IX. Vox in Roma und die berühmte Hexenbulle Innocenz' VIII. sprechen dies deutlichst aus. Der „Hexenhammer", das nach Inhalt und Wirkungen furchtbarste Buch der Weltlitteratur (verfaßt von den päpstlichen Inquisitoren Sprenger und Institoris) ist eine unmittelbare Frucht der päpstlichen Hexenbulle. Dieses Werk enthält aber neben geradezu entsetzlichen „Hexengräueln" so viele unzüchtige Darstellungen, daß es unbegreiflich erscheint, wie die Wächter der Moral solche Dinge dulden, ja selbst schreiben konnten. Und die Anhänger und Verehrer dieser Männer sind Väter der lex Heinze! Aber der Hexenhammer und das Ameisenbuch des Dominikaners Joh. Nider sind nicht die einzigen Bücher dieser Art; es ist eine lange, lange Reihe, die man als eine Schmach der christlichen Litteratur bezeichnen muß.

Die Jesuiten haben einen hervorragenden Anteil an der Hexenlitteratur, am Hexenwahn und an den Hexengräueln. Der Jesuit Duhr hat den Versuch gemacht, in einer besonderen Schrift die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen zu beleuchten (Köln 1900), aber unser Autor führt den Nachweis, daß Duhrs Arbeit voll von Unwahrheiten ist, und daß dieses Bemühen, die schwere Schuld der Päpste und der päpstlichen Theologen dadurch zu tilgen, daß er auf protestantische Theologen hinweist, die ähnliche Tollheiten gelehrt hätten, ein ganz und gar vergebliches bleibt. Der arme Duhr plagt sich hier wie sonst mit „Mohrenwäsche".

Die Opfer des Hexenwahns sind Unzählige; und daß in Rom unter den Augen der Päpste Hexen verbrannt wurden, ist jetzt gegen die Geschäftslügen des Ultramontanismus festgestellt. Erst mit der Schrift Cautio criminalis des Jesuiten Friedr. v. Spee (1591—1635) brach das Morgenrot einer neuen Periode nach der langen finsteren Nacht des Hexenwahnes an. Diese Schrift hat mit dem persönlichen Einfluß dieses Beichtvaters der unglücklichen Opfer des Hexenwahnes viel dazu beigetragen, der Schmach Deutschlands, dem Massenmorde Un-

schuldiger, allmählich Einhalt zu thun. Aber Spee mußte sein Buch ohne und gegen den Willen seiner Ordensoberen erscheinen lassen, und dies beleuchtet vortrefflich die Stellung des Jesuitenordens zum Hexenwahn.

Als ich mein erstes Werk „Magister Joh. Nider" geschrieben, hatte ich eine ernste Unterredung mit dem verstorbenen ultramontanen Historiker Joh. Janssen, in welcher derselbe erklärte: wir müssen darauf hinarbeiten, daß die Schuld an den Hexenverurteilungen von den Päpsten und der Kirche weg- und auf die weltlichen Gerichte hingewälzt wird. Ist dies Janssen, Diessenbach, Pastor ꝛc. gelungen? Es darf nicht gelingen. Die Wahrheit darf nicht verschleiert und nicht verdreht werden. Es wird aber auch nicht gelingen. Quellen und Thatsachen sprechen zu deutlich. Das Papsttum trägt die Verantwortung für die jahrhundertelangen Gräuel, für die sozial-kulturellen Verwüstungen des Hexenwahnes. Dies mit echter deutscher Akribie vollständig, unwiderleglich erwiesen zu haben, die Hexengräuel in dieser Richtung beleuchtet zu haben, ist das große Verdienst des Werkes des Grafen von Hoensbroech, der den zweiten Band seines großen Werkes demnächst der Öffentlichkeit übergeben wird.

Das Fundament der Schulfrage.

Von Dr. med. Leopold Besser (Bonn).

Es gilt schon seit Jahrzehnten im politischen Leben Deutschlands das Wort: „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft." Es ist dies ein Ruf aller politischen Parteien. Aber so laut und heftig der Ruf, so vorsichtig und zaghaft die Behandlung der Schulfrage. Wie gebrannte Kinder drücken sich die Parteien an der herzhaften Inangriffnahme derselben vorbei. Keine Richtung wird ihrer ungeheueren Bedeutung gerecht, so tief auch in seinem Innersten das deutsche Volk an der Frage trägt, wie die Schule es erzieht.

Als Kaiser Wilhelm II. im Jahr 1892 den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf zu den Akten hatte legen lassen, überkam die deutsche Nation ein Gefühl, das man erleben mußte, um es in seiner ganzen, in Worten nicht zu beschreibenden Größe zu verstehen. Jedermann fühlte sich wie erlöst. Es war ein Alp von uns genommen, die Intelligenz hatte gesiegt über den Glauben. Es war ein Aufschrei des Dankes. Man atmete wieder freie deutsche Luft. Die Unterordnung des Wissens unter das kirchliche Dogma war zurückgewiesen worden. Es war einer jener weihevollen Momente im Volksleben, wo es seinen heiligsten Gütern Gewähr gegeben sieht.

Allein die feudal-klerikale Majorität, die in den regierenden Kreisen

Preußens noch immer jene Macht hat, die in den 1850er Jahren die „kleine, aber mächtige Partei“ besaß, hat es mit sich gebracht, daß das deutsche Volk über jene kaiserliche Abwehr nicht hinausgekommen ist. Noch heute lastet die Abkehr vom Wissen, die mit dem Unglücksjahr 1840 anhub, auf unserer Volksschule. Und doch sind diese sechzig Jahre, die seitdem hinter uns liegen, von einem Inhalt, wie kaum tausende vor jenen. Die Weltanschauung des Plato und Aristoteles, wie sie Descartes in seinem: „Ich denke, also bin ich“ gleichsam erneuernd aufnahm, lebt noch heute in unserer Schule fort. Ein Herbart, dem die heutige Pädagogik folgt, lehrt, daß unser Vorstellen garnichts mit unserem Organismus zu thun hat. Er lehrt, daß die Seele eine „Realität an sich“ sei, ein Ding, nicht im Menschen entstanden, nicht aus seinen Fähigkeiten hervorgegangen, nicht geknüpft und gebunden an die Fakultäten seines Leibes, nicht zu begreifen aus dem physiologischen Geschehen seines Körpers.

Ein Realismus wird ein Wesen genannt, dessen Beziehung zu unserem persönlichen Ich absolut aufgehoben wird. So sprechen auch heute alle philosophisch gerichteten Gelehrten nur von einem Parallelismus zwischen Leib und Seele. Daß zwei parallele Linien sich aber niemals schneiden, daß sie nie in wirkliche Relation miteinander treten können, daß sie nur nebeneinander, aber nicht miteinander laufende Bewegungen bilden, das bleibt alles offen und unbeantwortet. Und heute, wo man weiß, daß die Empfindung unseres Leibes unabweislich an das Bestehen des Nervensystems geknüpft ist; heute, wo wir wissen, daß Empfinden Funktion der Nerven ist, wissen, daß ein fehlender oder kranker Nerv jedes Empfinden ausschließt, und daß der Fundamentalvorgang des Nervenreflexes die Fakultäten des Organismus bedingt; heute, wo wir wissen, daß alle und jede Thätigkeit des menschlichen Körpers nur auf dem Ablauf solcher Reflexe beruht: heute schleppt man zur Erklärung aller dieser klaren, einfachen, natürlichen, experimentell aufzeigbaren Vorgänge noch die Existenz einer unsichtbaren Seele herbei, weil uns ein Plato vor bald dritthalb tausend Jahren Gefühle unseres Innern erklären wollte, ohne von der Natur dieses unseres Innern auch nur eine Ahnung zu haben. —

Aus dem urchristlichen Solidaritätsempfinden haben die ersten vier Jahrhunderte nach Jesus, wie Eduard von Hartmann ebenso beißend als treffend sagt, einen Platonismus für's Volk gemacht. Als aber, nachdem Kant die Metaphysik der Scholastik aus ihren Angeln gehoben, Hegel in der Lehre seines Absoluten keine Jünger mehr fand, trennte sich die Naturforschung von der Philosophie, verzichtete auf alles Übersinnliche, Unerkennbare und Unbegreifliche und fragte nur nach dem einen: „Wie entsteht für den Menschen das, was ihm erscheint?“ Und auf diesem Wege hat die Naturforschung in sechzig Jahren den staunenswerten Weg zurückgelegt,

der dem vergangenen Jahrhundert den Namen eines der Naturforschung eingetragen. Es haben die Forschungen auf den Gebieten der Nerven- und der Gehirnlehre eine Ausdehnung gewonnen, wie auf keinem andern Gebiete des Lebens. Es ist ein unbestreitbarer Satz geworden, daß der menschliche Organismus eine auf bestimmte Leistungen berechnete Maschine ist. Der Engländer Huxley hat die „lebenden Mechanismen" beschrieben, deren Thätigkeiten Auslösungen von Nervenreflexen sind. Die Deutschen Edinger und Flechsig haben es aufgezeigt, daß in den Kombinationen, daß in den histologischen Verknüpfungen der Nervenbahnen des Gehirns Summen von Empfindungen zu dem werden, was wir eine Vorstellung nennen. Was die Philosophie uns nie sagen konnte, warum denn aus dem vielen Einzelnen des Weltinhalts uns eine Einheit, ein Zusammenfassen, eine Gestaltung zum Ganzen würde: das liegt klar vor unserm Blick. Viele Eigenschaften eines Dinges werden auf diesem Wege zu einem Vorstellen eines Ganzen. Wir begreifen die Erscheinung. Das Wort, dieses Wahrzeichen des Menschen, dieses Palladium des Ich, dieses Bevorzugtsein vor aller Organisation, diese Ausnahme alles Entstandenen, diese einzige menschliche Prärogative, dieses Hoheitszeichen der Tierwelt, es ist ja nichts als eine jener Fakultäten des menschlichen Organismus. Und diese Vorstellungswelt, dieser Dienst unserer Sprache: von ihm hat unsere offizielle Pädagogik keine Ahnung. Die Schule lebt dahin, als wüßte sie garnicht, daß die Begriffsbildungen unserer Jugend nichts als Vorstellungen sind. Sie sagt es sich garnicht, daß Vorstellen lediglich auf dem Empfinden beruht. Sie gesteht es sich nicht, daß Empfinden eine Fakultät des Nervensystems ist. Sie redet von dem Chaos draußen ohne jede Einsicht davon, daß es ohne die Einwirkungen auf das Nervensystem gar kein Empfinden giebt. Sie gesteht es sich nicht, daß diese kosmischen Bewegungsformen, daß diese großen Naturagentien, wie Clausius sie nannte, von diesem unseren Nervensystem nur in einer unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit recipiert werden. Das ist die ungeheuere Fundamentalfrage, das ist die furchtbare Last, die heute noch auf allen Kulturvölkern ruht, daß die Schule die Begriffswelt der Jugend, anstatt sie im Lichte des Wissens und der Intelligenz zu begründen, an die Mysterien eines übersinnlichen Seelenlebens kettet, das jeder Wirklichkeit und Wahrheit spottet.

Das erwachende Bewußtsein.

Eine soziale Fabel von Hans Herwig (Frankfurt a. M.).

Am Rande einer großen Stadt stand an einem nebligen, kalten Herbstmorgen, als noch zähe Finsternis die Luft verdunkelte, ein einsamer Wanderer mitten auf dem Wege, der in der Höhe eines Eisenbahndammes

an diesem entlang führte. Über der Stadt selbst lag eine lichtbleiche Dunstwolke, von der sich deutlich die Türme abhoben. Neben sich und unter sich aber sah der Wanderer ein Gewirr von nebelfeuchten Geleisen, die im Glanze der weißen Bogenlampen blitzende Streifen bildeten. Jetzt bemerkte er einen dunkeln Koloß mit zwei hellen Laternen auf dem Geleise, das neben ihm lief, unter stoßweisem dumpfem Keuchen langsam näher kommen. Es war ein Güterzug. Mühselig und krachend schob sich die lange Kette von viereckigen Schatten, Kasten voll Menschenarbeit, vor dem Lichtschein der über der Stadt bleichenden Dünste vorbei. Als der Zug mit seinen drei roten Schlußlaternen sich wieder in die Finsternis verkrochen hatte, sah der Wanderer auf einem anderen Damme, von Nebel verschleiert, einen Schnellzug mit verhangenen Fenstern gleiten, lautlos als wolle er das schlummernde Leid, das er barg, nicht wecken.

Auf der anderen Seite des Weges aber klang hartes, rücksichtsloses Dröhnen aus einer Fabrik, befreite Dampfwolken dehnten sich schneeweiß aus und stießen dabei an die Rundungen schwarzrußiger Schornsteine. Die standen da wie stumme, aber unbarmherzige Szepter des Königs Fortschritt.

In diesem Augenblicke schien von außen eine Verklärung über sie kommen zu sollen, denn hinter ihnen stieg die ewige Sonne auf. Aber sie konnte den Nebel kaum durchdringen; frostig und rot, ein scharfumgrenzter Ball schien sie alle ihre Strahlen wieder in sich zurückzuziehen. Kurz über dem Horizonte blieb sie stehen, und es war, als besänne sie sich, ob sie nicht lieber umkehren sollte, denn dies eifrige ununterbrochene Hämmern und Dröhnen aus dem bleichen Lichtdunst schien ihr zuzurufen:

„Wir haben keine Zeit, auf dich zu warten! Wir haben die Nacht durchgearbeitet, ununterbrochen, immerzu, immerzu! Und jetzt kommst du wieder und willst uns leuchten? Wir brauchen dich nicht!“

Der Wanderer sah zur traurigen, glanzlosen Sonne hin, und er war der einzige im Umkreis, der sich um sie kümmerte. Da thaten ihm die Menschen da unten leid, und er stieg hinab, um zu sehen, was sie so wichtiges zu schaffen hätten.

Er ging durch das Thor der Fabrik und bemerkte ein gewaltiges schwarzes Brett an der Wand. Darauf waren ungeheuer viele gelbe Metallscheibchen mit Nummern nebeneinander aufgehängt. Das war der undurchdringliche Schuppenpanzer des Zwanges und der Notwendigkeit, der Zeuge einer armseligen Sklaverei! Denn jede Marke bedeutete ein Menschenherz, das hier eingesperrt war und arbeiten mußte, auf die Minute, von Anfang bis zu Ende. Und wo eine Marke fehlt, da grinst unter dem durchbrochenen Schuppenpanzer der Leichtsinn der Verzweifelung oder Krankheit und namenloses Elend hervor. Denn die Nummer, die hier nicht vertreten war, erhielt auch keinen Lohn.

Der Wanderer schlich an dem schlafenden Pförtner vorüber, der zur Aufsicht gestellt war über das Elend seiner Brüder, und betrat das vorniegende Verwaltungshaus. Er öffnete die Thür eines Zimmers und fand darin den Herrn der Fabrik eingeschlafen neben der Lampe auf seinem Schreibtisch. Der Wanderer erschien dem Schlummernden im Traume und fragte ihn:

„Warum arbeitest du dich ab, daß du zusammensinkst vor Mattigkeit, und läßt die andern arbeiten wie Sklaven?"

Der Schlafende antwortete aus seinem Traume:

„Meine Tochter ist häßlich, — ich muß ihr Geld schaffen, daß mir einer ihre Zukunft in Kauf nimmt! — Und die Konkurrenz läßt mich nicht zu Atem kommen."

Leise schloß der Wanderer die Thür, trat ins Nachbarzimmer und nahm die Gestalt des Freundes an von dem jungen Manne, der ächzend darin über einem Zeichenbrett hantierte.

„Wo warst du gestern!" fragte er ihn.

„Bei Weibern! — Willst du mir wieder eine Predigt halten?"

„Warum gehst du dahin?"

„Heiraten kann ich nicht, und was hat man denn anderes — nach dem ewigen Einerlei hier, das alle Gedanken und Kräfte verzehrt?" —

Der Wanderer ging hinaus über den Hof und betrat die Schlosserei. Hunderte von Männern waren beschäftigt mit Hammer, Meißel oder Feile. Und jeder hatte einen Haufen kleiner Maschinenteile vor sich liegen, von denen einer dem andern nach Maß und Aussehen glich, wie ein Haufen Erbsen. Und der Schlosser nahm jeden in die Hand, that mit jedem dasselbe, nachdem er ihn in den Schraubstock gespannt hatte, und gab ihn seinem Nachbar weiter. So trieb der eine an lauter gleichen Teilen den gleichen Niet ein, ein anderer meißelte dem Niet den überstehenden Kopf ab, ein dritter feilte die Fläche blank. Jeder verstand seine Sache vorzüglich und schnell zu schaffen, denn er hatte jahrelang nichts anderes gethan. Nichts anderes! Und er that es in Zukunft den ganzen Tag, damit die Fabrik der Konkurrenz die Stirne bieten konnte. Und draußen am Brett hing seine Kontrollmarke.

Den Wanderer ergriff bei diesem Anblick ein Schauder und er ging hinüber in die große Schmiedehalle, um die Lieder der schaffenden Schmiede zu hören. An den Wänden sah er da weiße Feuer unter dem Sturmwind der Ventilatoren sprühen. In der Mitte ließ ein riesiger Dampfhammer mit seinen furchtbaren Schlägen die Erde erbeben. Auf dem massigen Amboß lag rotglühend ein ungeheuer schweres Stück Eisen. Es wurde von vier langen Greifzangen gefesselt und geführt, deren Schenkel je sieben Männer hielten. Sie mußten die Masse langsam hin- und herbewegen,

damit sie in ihre Form gehämmert wurde. Es sollte der Flügel eines riesigen Genius werden, eines herrlichen Kunstwerkes, das die Fabrik auf die Weltausstellung schicken und allen Völkern zeigen wollte!

Die Schmiede hielten stumpf und finster ihre Zangen, die Muskeln waren hart gespannt und die Brust atmete schwer in der Glut, die sengend von dem Eisen strahlte und stach. Keinen kümmerte das Ding, das sie da machten, sie dachten nur: Morgen giebt's Lohn! Und jeder dachte sich etwas anderes dahinter. Verhaßter Schweiß rann ihnen von den geschwärzten Gesichtern, weiße Furchen ziehend in dem Ruß, der die Haut bedeckte, daß das Weiße der Augen unnatürlich und drohend glänzte. Die Funken spritzten unter den gleichmäßigen Hieben des Hammers. Und bei jedem Hiebe zuckten die hornbedeckten Fäuste der Schmiede und spielten krampfhaft die Muskeln der nackten, haarigen Arme. All diese Kraft des Dampfes und der Muskeln wurde gesammelt in ein gemeinsames Werk. Aber die Schmiede dachten so wenig an dies Werk wie der Dampf!

Der Werkmeister trat herzu und schrie in das fürchterliche Getöse:

„Vorwärts! Vorwärts! Wenn die Gruppe morgen nicht fertig ist, können wir sie auf's alte Eisen werfen. Dann hat die Konkurrenz gesiegt und schickt ihre Gruppe auf die Weltausstellung!" und er dachte hinzu: „Und ich komme um meine tausend Mark Belohnung!"

Dann rief er wieder:

„Reckt euere faulen Knochen! Sind das noch Arbeiter heutzutage! Zu meiner Zeit, da war noch Lust und Liebe — — —!"

Mehr hörte man nicht in dem Lärm. Die Männer murrten leise, ohne ihn anzusehen; aber auch ihr Murren hörte man nicht in dem Höllengetöse, nur der Wanderer hörte es, denn er war unsichtbar und lauschte ganz in der Nähe.

Ruhig und stumpf thaten die Männer ihre Arbeit weiter und rangen dem Eisen die Form ab. Was lag ihnen an Ausstellung, Statue und Konkurrenz! Sie freuten sich nur auf die Zeit, wo sie mit Bier ihrer Müdigkeit Vergessen trinken konnten. Und am anderen Morgen waren sie dann noch müder und gingen zur Arbeit, ohne zu wissen, warum sie das alles thun müßten. —

Allmählich wurde die Glut des Eisenblockes immer dunkler, die Schläge des Hammers härter, und als das Eisen kalt war, war es fertig geschmiedet. Die Arbeiter zogen es vom Amboß; es fiel mit dumpfem Schlage auf die Erde. Dann wurde ein Krahn herbeigefahren, der Flügel an dem mächtigen Krahnhaken emporgezogen und hinausgefahren.

Müde folgte dem Krahnwagen die Männerschar, wie in einem Leichenzuge. So kam man zu dem im Hofe aufgestellten Bildwerke, an dem nur noch dieser Flügel fehlte.

Mächtige Holzgerüste schlossen noch wie ein ungeheuerer Käfig die Gruppe ein. Trotzdem sah der Wanderer hoch und herrlich die Gestalt eines nackten Weibes auf einem Felsblock.

Nach langem Arbeiten und vielem Rufen war der zweite Flügel endlich befestigt. Sie breiteten sich beide in dunkler Wölbung empor und verhüllten ein Stück des Himmels. Angst und Bewunderung mußten den Beschauer ergreifen vor dem Ungeheuer, das ihn von oben herab mit vernichtender Allgewalt zu umarmen drohte.

Vor dem Weibe aber, etwas tiefer, stand eine nackte Jünglingsfigur mit wundervollen Muskeln und begeistertem Blick. Der Jüngling hatte einen Amboß vor sich und einen Hammer in der Rechten; die Linke hielt die Zange und hob mit ihr einen frischgeschmiedeten eisernen Lorbeerkranz zu dem Weibe empor. In den Fels aber waren die Worte gemeißelt:

„Die Menschheit huldigt ihrem Genius!"

Als endlich alles soweit fertig war, ging der Werkmeister zum Verwaltungshaus, um den Herrn zu holen, damit er sich das vollendete Werk ansehen sollte, bevor es zum Transport nach der Weltausstellung wieder zerlegt wurde. Denn es eilte damit sehr, da auch die Konkurrenz eine ähnliche Gruppe gemacht hatte, und diejenige der beiden Gruppen, die zuerst ankam, erhielt nach Bestimmung der Ausstellungsbehörde den weitaus besseren Platz.

Als nun der Fabrikherr, der Bildhauer, die Zeichner und die Arbeiter alle vor dem Werke versammelt waren und das Holzgerüst entfernt war, da kam den meisten durch die Feierlichkeit des Augenblicks zum erstenmale das Bewußtsein, daß sie da etwas Großes geschaffen hatten.

Da aber warf der Wanderer, den seither niemand hatte sehen können, den Mantel ab und sprang auf den Fels. Erstarrt, gebannt standen die Männer umher. Und er rief:

„Die Wahrheit hat der Künstler gesagt, der dieses Bild erschuf! Nicht mehr eins ist die Menschheit mit ihrem Genius! Ihr Genius ist über sie hinausgewachsen und nimmt ihr das Licht mit seinen Fittichen weg! Klein und erbarmungswürdig sind die Menschen selber geworden in dieser Finsternis! Darum hat in dieser Jünglingsgestalt der Künstler gelogen! Nicht so sieht die Menschheit aus, die ihrem Genius huldigt, jubelnd und stolz, — nein! Ich will euch die Wahrheit zeigen!"

Und er erhob die Faust zum Haupte des Jünglings, und die eiserne Gestalt begann geheimnisvoll von innen zu glühen und bog sich unter der eigenen Last zusammen, die Muskeln wurden eckig, die Hand mit der Zange und dem Kranz sank nieder, das Haupt beugte sich, und sein Ausdruck ward der der Müdigkeit und des sorgenschweren, grauenerregenden Stumpfsinnes!

„Lernet davon!“ rief der Wanderer und verschwand. —

Den Männern schien es, als erwachten sie aus einem langen Sinnen, und sie sagten zu einander:

„Was dem Menschen doch manchmal für Gedanken kommen!“

Die Gruppe sah wieder aus wie früher. Der Künstler aber ging weg und war unzufrieden mit seinem Werk. Denn er wußte, es war eine Lüge!

Der „Götze“ Buddha — ein Heiliger der katholischen Kirche.

Der Erzbischof Franz Joseph von München hat jüngst einen Hirtenbrief erlassen, in dem er u. a. seine Diözesanen vor dem „Heidentum in verfeinerter Form“, dem Buddhismus, zu verwarnen müssen glaubt:

„Wer wie Ihr, geliebteste Diözesanen,“ — so heißt es da — „noch im Lichte der christlichen Wahrheit wandelt, der wird sich mit Ekel von jenem Wahnglauben an den Götzen Buddha abwenden.“

Die Hirten der katholischen Kirche lieben es nach dem Vorbilde der „Bullensprache“ der Päpste mit kräftigen Ausdrücken ins Zeug zu gehen. So kommt es ihnen nicht darauf an, den königlichen Denker und Verkünder der erhabenen vierfachen Wahrheit und des edeln achtfältigen Pfades zum Nirwana einen Götzen zu nennen, zu dem er doch nur durch den Kultus seiner Anhänger geworden ist, genau ebenso wie in den Augen der Buddhisten oder Moslems, — geschweige denn der Protestanten und erleuchteten Katholiken — die römisch-katholische Kirche selbst durch ihren Bilder- und Reliquienkult tief in Idolatrie versunken ist.

Doch das sind Ansichtssachen, in denen die Meinungen auseinandergehen. Einen Anflug grotesker Komik gewinnt das Vorgehen des Erzbischofs von München jedoch dadurch, daß die katholische Kirche, in ihrem eifrigen Bemühen den Himmel mit Heiligen zu bevölkern, den „Götzen“ Buddha selbst, allerdings in unbeabsichtigter Toleranz, unter den eisernen Bestand ihrer Heiligen aufgenommen hat. Dieser Witz der Religionsgeschichte ist so köstlich, daß er es wohl verdient, aus seiner Verborgenheit in gelehrten Abhandlungen an das helle Tageslicht gerückt zu werden.

Durch das ganze Mittelalter stand ein religiöses Erbauungsbuch unter dem Titel „Barlaam und Joasaph (oder Josaphat)“ in dem höchsten Ansehen. Die Tradition schreibt es dem Johannes Damascenus zu, der im 8. Jahrhundert lebte und eine zeitlang Ratgeber des Chalifen Almansor war; aber neuerdings will man den geistlichen Roman bereits in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts im Kloster St. Saba bei Jerusalem verfaßt sein lassen. Der Autor sowie die Zeit der Abfassung des Werkes haben wenig mit der Sache zu thun. Viel wichtiger dagegen ist der Inhalt, der kurz folgender ist:

Ein indischer König, ein Feind und Verfolger der Christen, hat einen einzigen Sohn, Joasaph, in betreff dessen die Sternkundigen ihm verkündigen, daß er die neue Lehre annehmen würde. Infolgedessen sucht der König ihn auf alle mögliche Weise über das Elend der Welt in Unkenntnis zu halten und in ihm die Lust nach Freude und Vergnügen zu erwecken. Ein christlicher Einsiedler jedoch, Namens Barlaam, erlangt Zutritt zu dem Prinzen und unterrichtet ihn

bergianum, am Physikalischen Verein, an der Handels-Akademie wirken. Was aber unendlich wichtiger ist, das ist eine machtvolle Befruchtung aller Bestrebungen, die darauf ausgehen, die Errungenschaften der Wissenschaft den in Dumpfheit, Aberglauben und niederstem Genusse dahinlebenden Millionen zu übermitteln, die ein erbärmliches Dasein führen, weil sie dazu verurteilt sind, im Dunkeln zu wandeln. Für Volksvorlesungen, Volkslesehallen, Volksunterhaltungen, für Massenverbreitung aufklärender Schriften sollten in der heutigen Zeit reiche Bürger ihre Mittel verwenden, wenn sie ihren Namen und ihr Andenken gesegnet sehen wollen! Und was sehen wir hier speziell in Frankfurt? Nicht einmal eine Stadthalle für Versammlungen wird gebaut, kein Volkshaus kann erstehen, um dem nach Bildung und Aufklärung lechzenden Volk geeignete Räume zu bieten. Die Lesehallen unserer Stadt siechen dahin aus Mangel an Mitteln; unsere Vereine, die Volksbildung durch Vorlesungen verbreiten wollen, können keine Säle mehr finden, weil es für die Wirte lukrativer ist, Bier auszuschenken statt Räume in guter Lage für die Veranstaltung von Vorträgen herzugeben. Tausende und Abertausende, die auf dem Lande erzogen sind und wenig mehr mitbringen, als was sie im Religionsunterrichte gelernt haben, wollen sich und ihren Kindern modernes Wissen verschaffen, weil sie fühlen, wie jammervoll sie dastehen mit ihrer Katechismus-Weisheit und ihren Gesangbuch-Versen inmitten einer aufgeklärten und deshalb aufsteigenden Bevölkerung, die sich vom Konfessionalismus immer mehr abwendet. Aber niemand bietet die Hand, um ihnen die Bildung und Aufklärung zu verschaffen, nach der sie dürsten. Nein, die Bürger sind nicht gut beraten, die Hunderttausende in Frankfurt opfern, nur um die Wissenschaft hier mehr zu pflegen. Das „Freie Wort" wird sich sicherlich den Dank vieler Bürger erwerben, wenn es diese Ansicht offen ausspricht.

Ein Frankfurter.

Büchertisch.

Crisis de la Compañía de Jesús. Obra debida á la pluma de reputados criticos religiosos contemporáneos, con un prólogo de D. Segismundo Pey-Ordeix, Pbro. Tomo I. Barcelona, Imprenta Antoniana. 1901.

Das neue Weltreich. Ein Beitrag zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Mehemed Emin Efendi. München 1901. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr).

Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha by S. Kuroda. Edited by The Bukkyo Gakkuwai, Asakusa, Tokyo, Japan.

Yamah amitabha. Ein japanisches Drama in 1 Akt. Von Takeschi Kitasato. München 1899. Dr. H. Lüneburg, Verlag.

Katechismus der Feuerbestattung von Dr. K. Weigt. 2. Auflage, 1901. Selbstverlag des Verfassers.

Ein Herbst auf Festung. Erinnerungen von Sigmar Mehring. Berlin 1901. Verlag von Rosenbaum & Hart.

Druckfehlerberichtigung.

Auf S. 116 Z. 1 muß es heißen: wenn wir das exakte Wissen fragen, und der thatsächlichen Erfahrung ins Gesicht schlage.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Saenger

Nr. 6. 20. Juni 1901. I. Jahrgang.

Zur Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden.

Die Thatsache, daß in Deutschland noch immer freireligiöse Gemeinden vorhanden sind und daß sie sogar von Zeit zu Zeit von sich reden machen, wird in gewissen Kreisen mit großem Mißvergnügen bemerkt, und man sucht deshalb ihre Existenz, soweit es angeht, zu verschweigen oder zu verleugnen. Und es ist wahr: gering an Zahl und schwach an äußeren Machtmitteln wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art sind diese Gemeinden, und die Schar der Männer, die am 13.—16. Juni in Rüdesheim zusammenkommen, um dort über meist interne Angelegenheiten des Bundes „der freien religiösen Gemeinden Deutschlands" zu beraten, wird klein sein. Aber das ist kein Beweis gegen die Wahrheit und die Bedeutung der von ihnen vertretenen Grundsätze.

Vor mehr als fünfzig Jahren wurden die ersten freireligiösen Gemeinden gegründet. Die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier i. J. 1844 wurde Tausenden zum Anstoß, der katholischen Kirche den Rücken zu kehren und von Rom unabhängige deutschkatholische Gemeinden zu bilden; die Gewissensbedrückung, die zu gleicher Zeit in der protestantischen Kirche vielfach geübt wurde, trieb überzeugungstreue Anhänger des protestantischen Prinzips der Gewissensfreiheit zur Gründung freier evangelischer Gemeinden. Beide Richtungen bestanden einige Jahre neben einander. Versuche, sie zu vereinigen, wurden durch den reaktionären Sturm der fünfziger Jahre erfolglos gemacht, durch den überdies die mit allen Mitteln brutaler Polizeigewalt verfolgten Gemeinschaften dezimiert wurden. Die Übernahme der Regierung in Preußen durch Wilhelm I. an Stelle des geisteskranken Friedrich Wilhelm IV. gab den Treugebliebenen neue Hoffnung. Im Jahre 1859 wurden die Reste des zerrissenen Baues in Gotha auf neuer Grundlage zusammengefügt. Eine freie Organisation

von selbständigen Gemeinden wurde geschaffen, deren oberster Grundsatz war: Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten.

An diesem Grundsatze hat der Bund festgehalten bis auf den heutigen Tag. Wohl wurden hier und da Versuche gemacht, den Inhalt der von den Bundesmitgliedern vertretenen Anschauungen in einzelne Paragraphen zu fassen und „Programme" oder „Grundsätze" aufzustellen; allein alle diese Versuche haben bisher zu praktischen Ergebnissen nicht geführt, und es steht zu hoffen, daß die Mehrheit der Bundesgemeinden auch ferner auf ihrem ablehnenden Standpunkt stehen bleibt. Denn innerhalb des Bundes sind von jeher verschiedene Richtungen vertreten, die einig sind nur in dem Einen: In der Anerkennung des Rechtes der Persönlichkeit auf religiöse Freiheit.

Und darin, daß die freireligiösen Gemeinden das Prinzip der Gewissensfreiheit, auf das Luther schon sich stützte, wenn er erklärte, es sei weder gut noch geraten, etwas wider das Gewissen zu thun, konsequent durchgeführt und der Autorität der Kirche gegenüber gestellt haben, beruht ihre Bedeutung und dokumentiert sich ihre Stellung in der religiösen Bewegung der Gegenwart. Dem Einzelnen soll in den unbeweisbaren Dingen volle Freiheit zustehen, sich seine Vorstellungen selbständig zu bilden, weder in seinem Gottesglauben noch in seinen Gedanken über das Jenseits der Autoriät anderer Menschen oder einer angeblichen Gottesoffenbarung sich zu beugen; und der einzelne soll die Freiheit benutzen, um selbständig die ihn befriedigende Antwort auf die großen Rätsel des Lebens, auf die Fragen nach dem Woher und dem Wohin aller Dinge zu suchen und nichts zu glauben, was seiner Erkenntnis widerstreitet. Mit dieser Freiheit ist der Glaube an die Lehren der Kirche durchaus nicht unvereinbar, wenn auch bei der Mehrzahl derer, die von der Freiheit Gebrauch machen, der Verlust des Glaubens an die wichtigsten Dogmen die Folge sein wird. Denn darin haben die Orthodoxen vollständig Recht: wer einen Stein aus dem Dogmengebäude der Kirche bricht, kommt leicht zur Verwerfung der bedeutendsten kirchlichen Lehren; wer z. B. den Glauben an die Lehre vom Sündenfall als göttlicher Offenbarung aufgiebt, für den verliert die Lehre von der Menschwerdung Gottes zur Erlösung der Menschen von den Folgen des Sündenfalls die notwendige Voraussetzung; wer den persönlichen Teufel preisgiebt, muß auch bald in seinem Glauben an den persönlichen Gott wanken.

Daß die Freiheit in der Religion ein wertvolles Gut ist, das dem einzelnen bedingungslos gewährt werden muß, ist heute die Überzeugung vieler Tausender unserer Zeitgenossen; nicht nur derer, die selbst mit dem Glauben gebrochen haben, sondern auch vielfach derer, denen ihr Glaube an die kirchlichen Wahrheiten ein heiliges Gut ist. Trotzdem bleiben die

freireligiösen Gemeinden klein und entbehren der Unterstützung insbesondere aus den sogenannten besseren Kreisen auf der einen und der organisierten Arbeiterschaft auf der anderen Seite, sodaß sie fast nur im Kleinbürgertum ihre Stütze haben. Die Gründe dafür liegen bei den Arbeitern zum großen Teil in der Überschätzung der wirtschaftlichen Machtmittel und der Unterschätzung der geistigen Befreiung des Volkes, bei den besser Situierten in der Furcht vor der geistigen Befreiung des Volkes. Hier herrscht die Anschauung vor, daß das Volk zur Anerkennung der kirchlichen Autorität erzogen werden muß, um sich dann leichter der staatlichen Autorität unterzuordnen; deshalb werden der Kirche die Machtmittel des Staates im Kampfe gegen die Freiheit und den daraus etwa resultierenden Unglauben zur Verfügung gestellt; deshalb wird die enge Verbindung von Kirche und Schule aufrecht erhalten. So wird bei den Staatsbeamten die Zugehörigkeit zu einer „Staatskirche" und die Teilnahme an den kirchlichen Kultushandlungen, u. a. kirchliche Trauung, Taufe der Kinder ꝛc. als selbstverständlich vorausgesetzt; so wird ferner der Religionsunterricht als Bestandteil des Schulunterrichts angesehen, es werden die Kinder dissidentischer Eltern mit der Polizeigewalt des Staates in den Religionsunterricht einer „Staatskirche" gezwungen, und es werden die konfessionellen Schulen, in denen die Einwirkung der Kirche auf die Erziehung der Jugend am besten gesichert ist, als die Idealschulen gepriesen. Wie weit diese Anschauung heute verbreitet ist, beweisen die Worte des Landtagsabgeordneten Professor Dr. Friedberg, der als Redner der nationalliberalen Partei am 20. März d. Js. (54. Sitzung) im Abgeordnetenhause erklärte:

> „Meine Herren, wir haben oft genug erklärt und brauchen es nicht immer von neuem zu erklären, daß wir durchaus auf dem Boden der konfessionellen Schule stehen."

Allerdings betonte er weiterhin, daß seine Partei nur den Einfluß der Kirche auf den Religionsunterricht, aber nicht auf den Unterricht überhaupt aufrecht erhalten wolle, aber das ist nicht viel mehr als eine parlamentarische Redewendung. In den konfessionellen Schulen kann die Kirche ihren Einfluß in allen Unterrichtsgegenständen sehr leicht geltend machen und wird das auch unbedingt thun; in Schulen, in denen der Religionsunterricht nur als Privatunterricht der betreffenden Religionsgemeinschaft geduldet wird, ist solche Einwirkung von vornherein abgeschnitten. —

In allen diesen Erscheinungen offenbart sich die betrübende Thatsache, daß heute die Religion zu einem Werkzeug im wirtschaftlichen und politischen Kampfe erniedrigt ist. Und die notwendige Folge davon ist die, daß die freireligiösen Gemeinden über nur sehr geringe Mitgliederzahlen verfügen, und weiterhin, daß auf dem religiösen Gebiet die Unwahrhaftigkeit

und die Heuchelei „salonfähig“ geworden sind. Es wird heute niemandem verübelt, privatim seinen Unglauben zu bekennen und gleichzeitig die Macht der Kirche mit seiner Person und seiner Steuerkraft zu stützen, da jedermann weiß, daß das offene Bekenntnis der religiösen Überzeugung, wofern diese der von Staats wegen anerkannten Kirchenlehre widerstreitet, wirtschaftliche Schädigung schwerster Art für die Eltern mit sich bringt und den Kindern das Fortkommen oft unmöglich macht. Und dieselben Leute, die eifrig für den heilsamen Zwang des Staates in Religionssachen eintreten, jammern und klagen über die Verderbtheit der Sitten, über den Mangel an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit im alltäglichen Leben! —

Man mag über die freireligiösen Gemeinden ob ihrer Kleinheit und Schwäche spötteln, man mag die Vertreter der unbedingten religiösen Freiheit als Schwärmer bemitleiden, das große Verdienst dieser oft gelästerten und meist mißachteten Gemeinden besteht darin, daß sie Pflegstätten der Freiheit und der Wahrhaftigkeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens sind. An manchem, was in den einzelnen Gemeinden gethan und nicht gethan wird, läßt sich leicht Kritik üben und wird auch ausgiebig kritisiert. Wir wollen uns darauf beschränken, den Wunsch auszusprechen, daß die Verhandlungen der XIX. Bundesversammlung dazu beitragen mögen, den Gemeingeist in den Bundesmitgliedern zu stärken, ihnen Mut und Willensenergie zu treuem Ausharren in ihrer Stellung zu kräftigen und sie erneut mit der Gewißheit zu durchdringen, daß sie die Vorposten sind in dem in Zukunft unausbleiblichen Kampf zwischen Autorität und Freiheit, zwischen erzwungener Heuchelei und gern geübter Wahrhaftigkeit.

Der europäische Bund.

Von Ferdinand Tönnies (Eutin).

Wird das Wort und die Idee uns und unseren Nachkommen einmal so geläufig werden, wie den Menschen des 19. Jahrhunderts mehr und mehr die „Einheit Deutschlands“, „Italia irredenta“, das „Nationalitätsprinzip“ überhaupt geworden ist? —

Bedeutende Zeichen sprechen dafür. Nicht gerade das stärkste, aber das am meisten in die Augen fallende ist die seltsame Einigung der Mächte im letzten Jahre des verflossenen Säkulums. Seltsam sage ich — denn welchen Inhalt und welche Wahrheit der deutsche Oberbefehl über die verbündeten Truppen hatte und hat, würden unsere Staatsmänner, auch wenn sie wollten, kaum in der Lage sein uns zu verkünden. Aber immer sind die Anfänge schwer, unklar, und nicht selten ein wenig lächerlich; wer sie darum verachtet, ist unverständig. Ad hoc — nämlich um China zu züchtigen, schien alles Nicht-China sich zu verbünden. Ob in dieser

Hülle das europäische Bewußtsein schlummert? Kein Wunder dann, wenn es erwachend und der Nahrung bedürftig uns gar kindisch erscheint und mit rohem Gekreisch an unsere Ohren schlägt. . . .

„Europa muß einig werden" — ein Satz wie dieser pflegt angefochten und verteidigt zu werden, ehe man ihn richtig gedeutet hat. An der Vermischung und Verwechselung der Begriffe von physischer und von moralischer Notwendigkeit leidet auf fast allen Gebieten das politische Denken, wie an einer Wachstum hemmenden Krankheit. Ein richtig ausgewachsenes Denken dürfte überhaupt selten sein.

Halten wir die Fragen strenge auseinander: 1. Wird voraussichtlich Europa einig? 2. Ist es wünschenswert, daß Europa einig werde?

Unser Wünschen ist selbst ein Element, das wir in die Wirklichkeit einführen, das zu ihrer Bestimmung mitwirkt. Wenn wir daher die erste Frage untersuchen, so ist es unerläßlich, nach dem Stande der Wünsche und Bedürfnisse uns umzusehen, zu erforschen, ob eine etwanige Agitation für den europäischen Bund im Entstehen sei, ob sie gute oder schlechte Chancen habe, wer an ihrer Spitze stehe, mit welchen Gründen und Reden gekämpft werde.

Eine solche Agitation ist im Entstehen, sie entspricht weitverbreiteten Wünschen und Bedürfnissen. Wir kennen sie alle — es ist die Friedensbewegung. Aus der Friedensbewegung entspringt notwendigermaßen die Idee des europäischen Bundes.

Wer den letzten Friedens-Kongreß, der die Gelegenheit der Säkular-Weltausstellung wahrnahm, beachtet hat, kennt den Namen Novicow. Gelehrte kennen den Namen länger. Novicow, Professor zu Odessa, Verfasser größerer Werke über „die Kämpfe zwischen menschlichen Gesellschaften", über die „Verschwendungen der modernen Gesellschaften", über „soziales Bewußtsein und soziales Wollen", und einer Reihe von Büchern und Brochüren gegen Krieg und Protektionismus in russischer, französischer und deutscher Sprache, eines der eifrigsten Mitglieder des internationalen Institutes für Soziologie, ist eine ausgeprägte, mutige, fröhliche und erfolgreiche litterarische Persönlichkeit. Radikal — aber mit sorgfältiger Schonung der bestehenden Institutionen; schlagend, aber mit sammetbehandschuhten Händen; höhnend, aber mit liebenswürdigster Bonhommie; idealistisch vorwärts dringend, aber „immer gemütlich". . . , so ist er wohl in der Lage, eine große Heeresfolge an seine Fersen zu heften, Hohe und Geringe, Starke und Schwache an seine Gedanken und Worte zu fesseln. Ob das Friedens-Programm des Zaren auf den Einfluß seiner Schriften zurückzuführen ist? Der Wahrscheinlichkeit dieses Zusammenhanges kann man sich nicht entziehen. . . . „Meine Ideen sind diametral entgegengesetzt denjenigen Bakunins. Ich behaupte, daß der Bund nur zustandekommen

wird an dem Tage, da die Regierungen ihn wollen werden. Und dieser Tag wird kommen. . . . Der Sinn, den wir dem Worte Bund geben, ist mithin der allerkonservativste, weil wir die Achtung vor den nationalen Institutionen und die Zustimmung der Regierungen als den Eckstein des föderalen Baues betrachten." Diese Worte in der Vorrede des neuesten Buches Novicows*) dürften am Hofe von Gatschina eine freundliche Stätte finden. Als Anhang der Schrift finden wir das Circular des Grafen Murawiew, das den berufenen Haager Kongreß veranlaßte, abgedruckt.

„Verzicht auf Eroberung" — ob das ebenso lieblich klingt in höheren und höchsten Ohren? Das nämlich ist Novicows Parole, die er in beredter Weise, ja unerschöpflich in immer neuen Wendungen, verkündet, eine große Moralpredigt für die Herrscher aller Länder, die aber nur noch für die Häupter einiger großer Reiche praktische Bedeutung hat. Von den kleinen Nationen sagt Novicow, sie seien schon „tugendhaft" geworden. . . . „Die Geschichte der Menschheit wird einmal sich einteilen in zwei Perioden: die erste, worin Diebstahl, Räuberei und Eroberung als etwas Gutes betrachtet wurden (die Periode der Anarchie), die andere, wo man sie als Übel betrachten wird (die Periode des Rechtes oder des Bundes)." Der europäische Bund ist die zunächst erreichbare Stufe in dieser Entwicklung. Er ist die Vorstufe des Menschheit-Bundes, der „ein den ganzen Erdball umfassendes Gebiet begründen wird". Mit diesem Ausblick schließt das erste Kapitel des hoffnungreich-erfreuenden Buches.

Der ganze erste Abschnitt schildert „die Vorteile der Föderation" — ökonomische, politische und allgemeine; der zweite „die Hindernisse", der dritte „die begünstigenden Faktoren", der vierte und letzte „die Verwirklichung", wie sie in der Vorstellung des Autors geschehen wird.

Die von mir geforderte Unterscheidung der Gesichtspunkte ist Novicow nicht fremd. Indessen ist er doch zu sehr Advokat, um sie genau durchzuführen. Er ist von der Überzeugung, daß auf die Verbreitung der richtigen Einsicht und des guten Willens alles ankomme, und daß diese durch Rede und Schrift mitteilbar seien, zu sehr erfüllt, um für die wirklichen Motive des Völker- und Staatenlebens ein ganz unbefangenes Verständnis zu gewinnen. Er ist ein Lichtfreund, der mit dem Schwerte die Nebel durchschneidet und im Vorwärtsdrängen nicht gewahr wird, wie sich hinter ihm wieder die Wolken senken. Er fühlt sich vollkommen sicher, daß von der Dummheit, den Vorurteilen, der Routine und der Denkfaulheit, von diesen Elementen allein die Hemmungen herrühren, die der Verwirklichung seiner Ideen, zunächst aber des europäischen Bundes, entgegenstehen. Es

*) La Fédération de l'Europe. Par J. Novicow. Paris, Felix Alcan 1901. Das Buch ist, nachdem dieser Artikel geschrieben, auch in deutscher Ausgabe (Berlin, Akad. Verlag Dr. John Edelheim) erschienen.

kann ein wenig als inkonsequent erscheinen, wenn Novicow zugleich diese Irrtümer als ebensoviele Krankheiten oder doch krankhafte Neigungen darstellt. „Alle Nationen huldigen dem Götzendienst der Quadratkilometer"; sie sind besessen von der „Kilometritis", — einer verrückten Leidenschaft? Ja, aber eben darum einer fixen Idee, die „alle sozialen Lebensbedingungen zu Gunsten einer einzigen vernachlässigen heißt". Leider macht seine eigene Idee den Verfasser blind gegen manche Thatsachen. „Man mißt — infolge der Kilometritis — die Größe eines Landes einzig und allein nach der Ausdehnung seines Territoriums; man vernachlässigt alles übrige, man widmet dem ökonomischen Zustande der Bevölkerung keine Aufmerksamkeit!" Wo in aller Welt . . .? Aber wir entschuldigen diese kleinen Ausgleitungen gern, wenn wir so viele Ursache haben, dem Plaidoyer des Verfassers Beifall zu spenden. Das Mittelstück des Buches enthält schlagende und stechende Ausführungen über das Prestige des Krieges, die Irrtümer der Militaristen, die Interessen, die durch den Militarismus geschaffen werden; über den Chauvinismus; über das Mißtrauen gegen den Gedanken einer internationalen Gerechtigkeit; über den Rassenhaß; über den Egoismus und die Kurzsichtigkeit der Nationen; über die nationalen Illusionen; über Traditionen und Routinen, endlich über die Armut der Phantasie, die einen allgemeinen friedlichen Zustand „sich nicht denken kann". — Dagegen fallen dann, wie in einem vierten Akt seines Buch-Dramas, der den hoffnungsvollen Abschluß vorbereitet, die „günstigen Faktoren". Man weiß sie fast auswendig, ohne Herrn Novicows Relation zu hören, die er selber einmal mit den Worten unterbricht, es sei kaum notwendig, bei Umständen von dieser Art sich länger aufzuhalten. Dennoch wird man die Geschicklichkeit bewundern dürfen, mit der hier wieder einmal die Thatsachen des modernen ökonomisch-technischen Fortschrittes arrangiert werden. Es ist fürwahr eine Kunst, diesen Triumphzug des Kapitalismus und der Naturwissenschaft so darzustellen, daß er nicht durchaus langweilig wirkt. Novicow ist ein unterhaltender, ja blendender Schriftsteller. An das Kapitel über die „ökonomische Organisation" reiht er eines über die Ausdehnung des geistigen Horizontes und ein anderes über die ethischen Faktoren; mit besonderem Interesse wird man dann das 19. empfangen, worin er, „so widersprechend es scheinen möge", auch die Vervollkommnungen der militärischen Rüstung und Organisation unter die Faktoren rechnet, die der Verbündung Europas günstig seien. In den Spuren v. Blochs, seines Kompatrioten, sucht hier der russische Kosmopolit nachzuweisen, daß das rauchlose Pulver und die kleinkalibrigen Gewehre jede strategische Entscheidung unmöglich machen; daß sie der Verteidigung ein enormes Übergewicht über den Angriff geben; daß der Krieg den Krieg auffressen würde. Er führt dafür noch das Massenaufgebot und die immer schwierigere

Manövrierfähigkeit, die in gleichem Maße wachsende Schwierigkeit der Verproviantierung, endlich die finanzielle Erschöpfung ins Gefecht, die aus diesen und anderen Ursachen ein moderner Krieg im Gefolge haben müsse — wie denn schon im bewaffneten Frieden die enorme Belastung zugleich mit der „Blutsteuer" eine fortwährende Predigt gegen den „Ernstfall" in sich schließen. Im Anschlusse daran folgt eine Erörterung der politischen Faktoren im Inneren und Äußeren, denen die gleichsinnige Wirkung zugeschrieben wird. Im Inneren: die Demokratisierung der Gesellschaft, das Emporkommen der Arbeiterklasse, der Sozialismus. Novicow bekennt sich als Gegner des Sozialismus, dessen ökonomisches Programm den Naturgesetzen zuwider sei. Er ist Freihändler sans phrase. Aber „die Sozialisten allein marschieren mit offenen Augen, mit der Richtung auf ein Ziel, dessen Umrisse zwar noch vag sind, aber doch ein bestimmtes Ziel"; „sie sind die einzige Partei, die in der internationalen Politik großmütige, wohlthätige, rationelle Ideen vertritt". Der günstigste Faktor nach außen hin: die immer geringer werdende Zahl der Staaten, die als Mächte in Betracht kommen. Die Einheit Deutschlands, in zweiter Linie diejenige Italiens, haben in dieser Hinsicht höchst glückliche Bedeutung. („Wenn es ein Volk giebt, das ein Recht hat, stolz sein Haupt zu erheben, so ist es das deutsche Volk.") Ferner hat die isolierte Lage Englands bisher die internationale Anarchie begünstigt: seine angebliche Unangreifbarkeit ist aber als Wahn erkannt worden, England sieht sich mehr und mehr genötigt, Rücksichten auf Europa zu nehmen. Die Kräfte der Großstaaten egalisieren sich immer mehr, der Friede gewinnt auch dadurch dem Kriege immer mehr Terrain ab. Und wie sich die nationalen Patriotismen nur allmählich und gegen starke Hemmnisse ausgebildet haben, so entwickelt sich heute in den ersten Anfängen ein europäischer Patriotismus, zu dem sich der Autor des Buches freudig bekennt. Er vergleicht sich mit Macchiavel und Leibnitz, die zu ihrer Zeit vielleicht die einzigen Patrioten, jener im italienischen, dieser im deutschen Sinne gewesen seien. Und, wie der deutsche Patriotismus von heute den badischen und bayrischen Patriotismus nicht aus- sondern einschließt, so wird der europäische Patriotismus über, nicht wider die nationalen Patriotismen sich legen. Und siehe: es handelt sich nur um die Wiederherstellung einer alten Idee, einst repräsentiert durch das heilige römische Reich, niemals ganz ausgestorben, in der gegenwärtigen Epoche unter günstigere Chancen gestellt als jemals. — Die Association kennt keine Grenzen, die soziologische so wenig wie die biologische. Die Tendenz zur Sicherheit und zum Rechte laufen parallel in der Lebensgeschichte der Menschheit. Sie sind nur die Ausdrücke des allgemeinen Ringens um Leben und Luft. „Der lange Weg, an dessen Ausgangspunkt das bellum omnium contra omnes lag, wird

sich abschließen in einer geordneten und regelmäßigen Regierung über den ganzen „Erdball“. In der That ist die ganze Denkweise Novicows eine Erneuerung und Ausdehnung jener in ihrer wahren Bedeutung so selten verstandenen politischen Theorie des Thomas Hobbes. Charakteristisch für jenen, daß er nur eine Hemmung als reale anerkennt: die physiologische Verschiedenheit der Rassen, und daß er sich damit tröstet, diese stehe ebensowohl der nationalen wie der internationalen Einigung entgegen; sie seien hier so wenig als dort unüberwindlich. Alle übrigen Hemmungen seien nur in dem kindlich unentwickelten Zustande des menschlichen Geistes begründet. — Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wie und Wann der Verwirklichung. Das Wie ist vorgezeichnet: die Propaganda der Idee. Das Wann ist unbestimmbar, denn „wir haben kein Kriterium, um die Geschwindigkeit, in der sich in Zukunft Ideen ausbreiten werden, zu bestimmen“. Vielleicht ein plötzlicher Sturm. Vielleicht eine lange, lange Windstille. Aber Anfänge sind vorhanden. Wir haben internationale Organisationen: vier allein, die der Telegraphenverwaltung, des Weltpostvereins, der Unionen für gewerbliches und anderes geistiges Eigentum, für internationales Transportwesen, haben ihren Sitz in Bern, zwei andere in Brüssel, dazu das internationale Bureau für Maß und Gewicht zu Paris, das Centralbureau für Geodäsie in Potsdam. Dazu kommt (füge ich hinzu) demnächst das internationale Arbeitsamt, das wiederum seinen Sitz in der Schweiz haben wird. Den Kern der deutschen Einheit bildete der Zollverein und das Zollparlament. Eine ähnliche Bedeutung, wenn auch viel embryonischer, haben die Welt-Postkongresse. Wissenschaftliche Weltkongresse stellen sich ihnen zur Seite. Und — die Extreme berühren sich — es gibt noch eine internationale Institution, die „älteste und achtbarste von allen“: — das Papsttum! Es gibt ferner Anfänge völkerrechtlicher Organisation, Anfänge von Schiedsgerichts-Verträgen, Anfänge von Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes. Endlich: das Friedensmanifest des Zaren, das Zirkular Murawiews, die Haager Konferenz. Ungenügende, unerfreuliche Ergebnisse — zugegeben. Aber: „zum erstenmale, seit die Welt steht, haben die Vertreter der großen Mächte sich vereinigt, nicht um sich die Erde zu teilen, sondern um der Versuches willen, Eintracht und Gerechtigkeit aufzurichten, die Anarchie zu unterdrücken.“ „Dadurch allein wird die Haager Konferenz einen Wendepunkt der Geschichte markieren; dadurch allein wird sie der Embryo das zukünftigen europäischen Bundes sein.“

Eine gewagte Skizze der zukünftigen Institutionen, die in der exekutiven und legislativen Gewalt eines europäischen Direktoriums ihren Gipfel finden sollen, bildet den Abschluß des interessanten Buches. Hier tritt, der Autor direkter als Anwalt seiner Sache auf und setzt

sich mit den Einwänden der „Konservativen", wie de lege ferenda, auseinander. Daß er diese nicht eben schwer nimmt und für die Bekämpfung sich bequem zurecht legt, wird man leicht glauben.

Mir ist, als säße ich mit Novicow an einer Festtafel. Er bringt einen Trinkspruch aus, der einem zwischen uns sitzenden Freunde gilt. Von ganzem Herzen stimme ich in das schließliche Hurra! ein. Hoch der ewige Friede! Hoch der europäische Bund! Aber ich möchte doch nicht, daß daraus gefolgert würde, ich sei mit dem Inhalte seiner Festrede durchaus einverstanden. Ich sehe die Gesamtheit dieser großen Probleme in einem anderen Lichte. Nicht nur mein Temperament, sondern mein Denkverhältnis zu den Dingen ist anders geartet. Ich halte den objektiven Anblick des Wirklichen, Möglichen, Wahrscheinlichen, nicht nur strenger geschieden von meinen Wünschen und Hoffnungen. Das Interesse an jenem hat bei mir auch den Vorrang. Und — um es in Kürze zu sagen — ich leugne, daß der bisherige Entwicklungsgang der Menschheit, daß ihre gegenwärtige Beschaffenheit zu einer so „optimistischen" Erwartung von den zukünftigen Methoden, deren sich die Weltgeschichte bedienen werde, ein Recht giebt, wie Novicow sie geltend macht. Ich leugne insbesondere, daß die Stimmungen des Zaren, daß die Aspirationen etlicher weltgebildeter Russen uns veranlassen dürfen, die wirkliche russische Welt-Politik anders als mit angespannter Wachsamkeit und mit tiefstem Mißtrauen zu beobachten. Aber das Vergnügen an einer Darstellung, wie Novicow (dessen Ehrlichkeit und guter Glaube mir über jeden Zweifel erhaben sind) sie darbietet, brauchen wir uns darum nicht verleiden zu lassen. Seine Argumente verdienen eine ebenso eingehende, wie schonungslose Kritik. Für heute möge es bei dem schließlichen Hurra! sein Bewenden haben.

Philosophie des Geldes.

Von Professor Dr. G. Simmel (Berlin).

Den Titel dieses Aufsatzes führt ein Buch*), in dem ich die geistigen Grundlagen und die geistige Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens aufzuzeigen versuche. Die Behauptung des historischen Materialismus, der alle Formen und Inhalte der Kultur aus den jeweiligen Verhältnissen der Wirtschaft aufwachsen läßt, ergänze ich durch den Nachweis, daß die ökonomischen Wertungen und Bewegungen ihrerseits der Ausdruck tiefergelegener Strömungen des individuellen und des gesellschaftlichen Geistes sind. Jeder Begründung des intellektuellen oder sittlichen, des religiösen oder des künstlerischen Daseins auf die Kräfte und Wandlungen des Materiellen steht die Möglichkeit gegenüber, für diese letzteren ein weiteres Fundament auf-

*) Leipzig, Duncker & Humblot, 1900. 554 S.

zugraben und den Verlauf der Geschichte als ein Wechselspiel zwischen den materiellen und den ideellen Faktoren zu begreifen, in dem keiner der erste und keiner der letzte ist. Indem ich dies an den Verhältnissen zwischen den uns bekannten Formen der Wirtschaft und den großen Interessenprovinzen der Innerlichkeit durchzuführen suche, soll damit die Überzeugung belegt werden, daß sich von jedem Punkte der gleichgültigsten, unidealsten Oberfläche des Lebens ein Senkblei in seine letzten Tiefen werfen läßt, daß jede seiner Einzelheiten die Ganzheit seines Sinnes trägt und von ihr getragen wird. Von den vielfachen, in meinem Buche versuchten Nachzeichnungen dieser Verbindungen zwischen dem Äußerlichsten und dem Innerlichsten will ich hier einige Zusammenhänge auswählen, die zwischen der Geldwirtschaft und der Entwicklung individueller Freiheit bestehen.

Die persönliche Bindung des Frohnbauern, der seinem Grundherren festgesetzte oder „ungemessene" Arbeit zu leisten oder bestimmte Teile des Bodenertrages zu liefern hatte, lockerte sich in dem Maße, in dem jene Verpflichtungen in Geldabgaben übergingen. Denn nun war der Bauer wenigstens in der Wahl seiner Beschäftigungen frei, wenn sie nur den erforderlichen Geldbetrag brachten. Deshalb hat die völlige Ablösung der bäuerlichen Dienste und Lieferungen vielfach ihren Weg über ihre Umwandlung in Geldbezüge genommen. Entsprechendes begegnet auch auf dem politischen Gebiet: die Freiheit des englischen Volkes seinen Königen gegenüber beruht zum Teil darauf, daß es sich ein für allemal durch Kapitalzahlungen in Bezug auf bestimmte Rechte mit ihnen auseinandersetzte. Nicht trotzdem, sondern grade weil eine solche Handelschaft um die Freiheiten des Volkes einen etwas brutalen und mechanischen Charakter trägt, bedeutet sie ein reinliches Sich-Abfinden miteinander, den völligsten Gegensatz gegen die Empfindung des Königs, daß sich „kein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk drängen sollte", — aber eben deshalb auch eine radikale Beseitigung aller der Imponderabilien gemütvollerer Beziehungen, die bei einem weniger geldgeschäftsmäßigen Erwerb von Freiheiten oft die Handhabe bieten, sie zurückzunehmen oder illusorisch zu machen. Das moderne Arbeitsverhältnis knüpft ein freilich schwerer erkennbares Freiheitsmoment an seine geldwirtschaftliche Basierung: gewiß ist der Arbeiter an die Arbeit gefesselt, wie der Bauer an die Scholle; allein die Häufigkeit, mit der die Geldwirtschaft die Unternehmer austauscht, und die vielfache Möglichkeit von Wahl und Wechsel derselben, die die Form des Geldlohnes dem Arbeiter gewährt, geben diesem doch eine ganz neue Freiheit innerhalb seiner Gebundenheit. Diese anzuerkennen, darf uns ihre häufige Einflußlosigkeit auf die materielle Lage des Arbeiters nicht verhindern. Denn hier wie auf anderen Gebieten besteht zwischen Freiheit und äußerem Wohlbefinden keineswegs der unmittelbar notwendige Zusammenhang, den die

Wünsche, die Theorien und die Agitationen ohne weiteres vorauszusetzen pflegen. Indem nun aber auch der Arbeitgeber sich durch die bloße Geldentlohnung abfindet, gewinnt auch er eine Freiheit gegenüber dem Arbeiter, während die Fürsorge für den Sklaven und den Frohnbauern ihn personal mehr gebunden hatte.

Die Objektivierung des Lebens auf Grund seiner Bestimmtheit durch das Geld ermöglicht es weiter, daß die Beziehungen der Menschen untereinander, so wirkungsvoll und weitgreifend sie seien, doch dem Individuum eine früher ungekannte Freiheit gestatten. Die mittelalterliche Korporation schloß den ganzen Menschen in sich ein: eine Zunft der Tuchmacher war nicht eine Assoziation von Individuen, welche die bloßen Interessen der Tuchmacherei pflegte, sondern eine Lebensgemeinschaft in fachlicher, geselliger, religiöser, politischer und sonstigen Hinsichten. Im Gegensatz zu dieser Einheitsform hat die Geldwirtschaft unzählige Assoziationen ermöglicht, die entweder von ihren Mitgliedern nur Geldbeiträge verlangen oder auf ein bloßes Geldinteresse hinausgehen. Hiermit ist nun eine der wirkungsvollsten kulturellen Formungen gegeben: die Möglichkeit des Individuums, sich an Assoziationen zu beteiligen, deren objektiven Zweck es fördern oder genießen will, ohne daß für die Persönlichkeit im übrigen die Verbindung irgend eine Bindung mit sich brächte. Das Geld hat den Zweckverband zu seinen reinen Formen entwickelt, jene Organisationsart, die sozusagen das Unpersönliche an den Individuen zu einer Aktion vereinigt und uns die Möglichkeit gelehrt hat, wie sich Personen unter absoluter Reserve alles Persönlichen und Spezifischen vereinigen können.

Das subjektive Gefühl der Freiheit wird nun gerade durch die Thatsache getragen, daß der Mensch der ausgebildeten Geldwirtschaft von einer immer wachsenden Zahl von Personen abhängig wird; allein die Bedeutung dieser für das Subjekt ist eben eine rein sachliche: als Träger von Funktionen, Besitzer von Kapitalien, Vermittler von Bedürfnissen; was sie außerdem als Personen sind, steht nun gar nicht mehr in Frage. Mit dem modernen Kulturmenschen verglichen, war der Angehörige einer alten oder primitiven Kultur nur von einem Minimum von Menschen abhängig. Aber dieser enge Kreis war dafür viel mehr personal festgelegt. Es waren diese persönlich bekannten, gleichsam unauswechselbaren Menschen, mit denen der altgermanische Bauer oder der indianische Gentilgenosse, ja vielfach noch der mittelalterliche Mensch in wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen stand; von wievielen „Lieferanten“ allein ist dagegen der geldwirtschaftliche Mensch abhängig! Aber von dem einzelnen, bestimmten derselben ist er unvergleichlich unabhängiger und wechselt leicht und beliebig oft mit ihm. Die Bedeutung jedes einzelnen gesellschaftlichen Elementes ist in die einseitige Sachlichkeit seiner Leistung übergegangen, die deshalb viel leichter

auch von anderen und persönlich verschiedenen Menschen produziert werden kann, mit denen uns nichts als das in Geld restlos ausdrückbare Interesse verbindet. Nun ist aber Freiheit nicht einfach Isolierung, sondern eine ganz bestimmte soziale Beziehung: die andern müssen dasein und empfunden werden, damit man sich von ihnen positiv frei fühle, und das geschieht am entschiedensten, wenn zwar ausgedehnte Beziehungen zu anderen Menschen da sind, aus denen aber alle Elemente eigentlich individueller Natur entfernt sind; Einflüsse, welche indeß gegenseitig ganz anonym ausgeübt werden; Bestimmungen ohne Rücksicht darauf, wen sie treffen. In dieser reinen Sachlichkeit der geldmäßigen Beziehung zeigt sich bei aller gegenseitigen Abhängigkeit doch die Persönlichkeit ihrer Träger als völlig gleichgültig; und hierdurch wird offenbar das Fürsichsein, die individuelle Unabhängigkeit eines jeden, zu ihrem höchsten Gefühlswert gebracht.

Andererseits ist der negative Charakter der Freiheit, die das Geld giebt, von größter geschichtlicher Bedeutung. In den Verboten der Regierungen im 18. und 19. Jahrhundert, den Bauern „auszukaufen", scheint ein Gefühl mitzuwirken, daß diesem ein Unrecht geschieht, wenn man ihm sein Land selbst gegen volle Entschädigung in Geld abnimmt. Denn er gewinnt damit zwar eine momentane Freiheit; aber er verliert, was der Freiheit erst ihren Wert giebt: das zuverlässige Objekt persönlicher Bethätigung. In dem Lande steckte für den Bauern noch etwas ganz anderes als der bloße Vermögenswert: es war für ihn die Möglichkeit nützlichen Wirkens, ein Centrum der Interessen, ein richtunggebender Lebensinhalt, den er verlor, sobald er statt des Bodens nur seinen Wert in Geld besaß. Er gewann Freiheit von etwas, aber nicht Freiheit zu etwas. Daß es eine bloß negative Freiheit ist, die der Geldbesitz gegenüber jedem anderen — der uns immer von den Bedingungen seiner Erhaltung und Nutzung abhängig macht — verleiht, ist nicht ohne Belang für das Verständnis unserer Zeit. Seit es überhaupt Geld giebt, ist, im großen und ganzen, jedermann geneigter zu verkaufen als zu kaufen. Mit steigender Geldwirtschaft wird diese Geneigtheit immer stärker und ergreift immer mehr von denjenigen Objekten, welche gar nicht zum Verkauf hergestellt sind, sondern den Charakter ruhenden Besitzes tragen und vielmehr bestimmt scheinen, die Persönlichkeit an sich zu knüpfen, als sich in raschem Wechsel von ihr zu lösen: Geschäfte und Betriebe, Kunstwerke und Sammlungen, Grundbesitz, Rechte und Positionen allerhand Art. Indem alles dies immer kürzere Zeit in einer Hand bleibt, die Persönlichkeit immer schneller und öfter aus der spezifischen Bedingtheit solchen Besitzes heraustritt, wird freilich ein außerordentliches Gesamtmaß von Freiheit verwirklicht; allein weil nur das Geld mit seiner Unbestimmtheit und inneren Direktionslosigkeit die nächste Seite dieser Befreiungsvorgänge ist,

so bleiben sie bei der Thatsache der Entwurzelung stehen und leiten oft genug zu keinem neuen Wurzelschlagen über. Ja, indem jene Besitze bei sehr rapidem Geldverkehr überhaupt nicht mehr unter der Kategorie eines definitiven Lebensinhaltes angesehen werden, so kommt es von vornherein nicht zu jener innerlichen Bindung, Verschmelzung, Hingabe, die der Persönlichkeit zwar eindeutig determinierende Grenzen, aber zugleich Halt und Inhalt giebt. So erklärt es sich, daß unsere Zeit, die, als Ganzes betrachtet, trotz allem, was noch zu wünschen bleibt, sicher mehr Freiheit besitzt als irgend eine frühere, dieser Freiheit doch so wenig froh wird. —

Der Sturm gegen die Klöster.

Von Otto Hörth (Frankfurt a. M.).

Es ist gewiß kein Zufall, daß gegenwärtig in einer ganzen Reihe von Ländern ein förmlicher Sturm gegen die Klöster entfesselt ist. In Brasilien, Portugal und Spanien sind Thätlichkeiten gegen die Klöster verübt worden, und die Staatsgewalt schickt sich an, das Übermaß der Orden zu verkürzen und sie in die Schranken der Gesetze zurückzuführen; die französische Republik ist im Begriff, durch das Vereinsgesetz den Bestand und die Thätigkeit der Orden wesentlich einzuschränken; in der Schweiz, in Österreich und in Italien macht die Presse auf die Auswüchse des Klosterwesens aufmerksam, und es wird wohl nicht lange dauern, bis auch hier die Staatsgewalten einschreiten müssen. Die klerikale Presse will in diesem Sturm gegen die Klöster nur die Hand Satans sehen, der Protestanten, Juden, Liberale und Freimaurer zu einer neuen Kirchenverfolgung anfeuere, die natürlich nur mit einem neuen Siege der Kirche über ihre Widersacher enden könne. Andere Leute sehen der Sache etwas tiefer auf den Grund.

Von Anfang an bestanden im Christentum zweierlei Richtungen neben einander: eine asketische, weltflüchtige, und eine andere, die sich in der Welt einzurichten und sie auszunützen strebte. Die erstere fand ihre Unterstützung in gewissen Aussprüchen und im Glauben Jesu selbst, daß das Ende der Welt nahe sei; diesem Glauben huldigten auch seine Jünger und die ersten Christen. Auf das Ende der Welt bereitete man sich am besten dadurch vor, daß man den Freuden der Welt entsagte und sich ganz der Betrachtung des Himmlischen widmete. Aber von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert lehrte die Erfahrung, daß die Welt nicht unterging; mit dieser Thatsache mußte man sich abfinden und das Christentum darnach einrichten. Die Kirche machte nach dieser Richtung große Fortschritte; sie nahm sich das römische Reich nicht blos zum Muster,

sondern übernahm auch zu einem großen Teil, als dasselbe zu Grunde ging, dessen Erbe an Organisation, Autorität und Eigentum. Da sie dabei immer mehr verweltlichte, flohen die Asketen, die es mit dem Christentum als Religion ernst meinten, in die Wüste, wo sie zuerst als Einsiedler lebten und dann, beeinflußt von orientalischen Ideen, besondere Gemeinschaften gründeten, die mehr oder weniger strenge Regeln aufstellten. Unzählige Orden sind seither gegründet worden; sie alle hatten den Zweck, das religiöse und kirchliche Leben zu reformieren und das wahrhaft christliche Ideal darzustellen. Aus diesem Grunde richteten sie sich, stillschweigend oder ausdrücklich, gegen die Leitung der verweltlichten Kirche, die sie dann auch meist mit ihrem Mißtrauen und ständiger Überwachung beehrte. Ihren Gegensatz gegen die Orden deckte die Kirche dadurch zu, daß sie das Ordensleben zu einer Art höheren Christentums machte und daß sie die Ordensstifter heilig sprach, aber aufgehoben wurde dieser Gegensatz erst, als die Orden auf ihr besonderes Ideal verzichteten und sich als organisierte Heere der Leitung der Kirche, das ist dem Papsttum, zur unbedingten Verfügung stellten. Der Jesuitenorden that diesen Schritt zuerst und mit größtem Erfolg; alle anderen Orden mußten es ihm nachthun, und gegenwärtig sind die Orden ohne Ausnahme ein mächtiges Organ der streitenden Kirche, der päpstlichen Theokratie.

Die Mitglieder der Orden legen in der Regel das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab; bei den Jesuiten und den ihnen verwandten Orden kommt dazu noch das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Vom individualistischen Standpunkt aus ist gegen das dreifache Gelübde nichts zu erinnern; man kann es keinem Menschen verwehren, arm zu bleiben, ehelos zu leben und sich gehorsam der Führung eines Andern unterzuordnen. Vom sozialethischen Standpunkte aus sieht sich die Sache jedoch anders an. Mit dem dreifachen Gelübde kann eine menschliche Gesellschaft nicht begründet werden, nicht bestehen und nicht gedeihen. Die allgemeine Armut würde die Menschheit zu einer Gesellschaft von Bettlern machen, in der jeder Fortschritt unmöglich wäre; die allgemeine Keuschheit würde die Menschheit selbst vernichten, und der unbedingte Gehorsam würde einen Despotismus schaffen, der alle Geistesthätigkeit unterdrücken würde. Darum ist das dreifache Gelübde antisozial und antiethisch. Zum Überfluß hat auch die Geschichte bezeugt, daß die Orden nicht einmal im stande waren, ihr Lebensideal für sich selbst, geschweige denn für die ganze Christenheit, durchzuführen. So groß und edel sie auch anfingen das religiöse Leben zu reformieren, so mußten sie doch immer gar bald selbst reformiert werden. Reichtum, Üppigkeit und allerlei Ausschreitungen der Klöster machten wiederholt das Eingreifen geistlicher und weltlicher Gewalten nötig. Die Verdienste der

Klöster in früherer Zeit um die Bodenkultur, um den Unterricht, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Armen- und Krankenpflege u. s. w. sollen nicht geleugnet werden, aber was die Klöster früher für die Allgemeinheit thaten, das thun Gemeinde, Staat und Gesellschaft schon längst viel besser, und der Hang zum beschaulichen Leben ist auch nicht so weit verbreitet, daß er die Errichtung zahlreicher Klöster rechtfertigen könnte.

Die Gründung von Klöstern ist von jeher in allen Staaten, auch in gut katholischen und selbst unter geistlicher Herrschaft, an gewisse Bedingungen geknüpft gewesen, und auch ein staatliches Oberaufsichtsrecht über die Führung der Klöster, sowie das Aufhebungsrecht hat immer bestanden. Machte der Staat aus Leichtsinn oder Schwäche von seinen Rechten keinen rechtzeitigen Gebrauch, so ist er schließlich noch jedesmal durch die Ausbreitung und das Gebahren der Klöster oder durch die Selbsthilfe des Volkes dazu gezwungen worden. Dann wurden die Klöster aufgehoben und ihr Vermögen dem Staatsschatz einverleibt oder zu Kulturzwecken verwendet. Seit Staat und Gemeinde viele Kulturzwecke, denen sich früher die Klöster widmeten, selbst in Pflege nahmen, ist das Thätigkeitsgebiet der Klöster wesentlich eingeschränkt worden; sie haben sich dadurch zu entschädigen gesucht, daß sie ihre Thätigkeit auf das Gebiet des Handels und der Industrie ausdehnten. Darin sind namentlich die Jesuiten groß; sie besitzen Banken, Fabriken und sind an mannigfachen Unternehmungen, Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w. beteiligt. Die Klöster selbst sind vielfach zu Fabriken geworden, in denen alles Mögliche hergestellt wird. Diese Thätigkeit ist um so profitabler, als die Klöster vielfach keine Löhne und keine Steuern zahlen; kein Wunder, daß der Privatmann mit ihnen nicht mehr konkurrieren kann. Der Zorn der spanischen Bevölkerung gegen die Klöster führt sich hauptsächlich auf diesen Punkt zurück. Wiederholt haben die Handels- und Industrievereine Spaniens in Eingaben an die Regierung verlangt, daß man die Erwerbs-Klöster wenigstens besteuere. In einer dieser Eingaben heißt es u. a.: „Spanien hat sich in ein ungeheueres Kloster verwandelt. Die keine Steuer zahlenden Orden errichten Schulen, Liqueurfabriken, Parfümeriegeschäfte, Druckereien, Buchbindereien, Wäsche-Konfektionen, Seifefabriken, Schuhfabriken und nehmen alle Art Handarbeit an sich unter Schädigung des Arbeiters, des Industriellen und des Kaufmanns.“ Die Eingabe klagt dann auch über die ungesetzliche Ausbeutung der Arbeiter und namentlich der Kinder, die schlecht genährt werden und ungebührlich lange arbeiten müssen. Dieselbe Klage ist auch in Frankreich erhoben worden und zwar von den Bischöfen selbst, die in einer Denkschrift an den Papst die Schwestern vom Guten Hirten beschuldigten, daß sie die Kinder ihrer Waisenhäuser in der schändlichsten Weise ausbeuten.

Es begreift sich, daß die Orden bei dieser Art des Betriebs große

Profite erzielen; das Geld wird dann zu politischen Zwecken verwendet, zur klerikalen Propaganda, zur Unterstützung reaktionärer Bewegungen, zur Förderung von Gesinnungsgenossen und Bekämpfung von Gegnern u. s. w. Das Ziel dieser ganzen Thätigkeit ist es, die Staatsleitungen dem Klerikalismus, d. h. dem Papsttum, unterthan zu machen. Um die Landesgesetze kümmert man sich dabei nicht; sie werden offen umgangen oder durch allerlei Schliche und Listen unwirksam gemacht. In Portugal, in Spanien, in Frankreich und in Italien sind gewisse Orden verboten und können keine gesetzliche Existenz haben; also bestehen sie ungesetzlich. In Frankreich gibt es zur Zeit 1517 Ordensniederlassungen; davon sind 744, also beinahe die Hälfte, nicht autorisiert. Der Staat ist endlich eingeschritten, nachdem er in den Wirren der Affaire Dreyfus die Erfahrung gemacht hatte, wessen er sich von den Orden zu versehen habe. Nicht ohne guten Grund hat der Ministerpräsident Waldeck-Rousseau in seiner großen Rede über das Vereinsgesetz den Satz ausgesprochen: „Etwas mehr Frechheit auf der andern Seite und etwas weniger Wachsamkeit und Entschlossenheit auf unserer Seite, und Frankreich hätte den Bürgerkrieg gehabt.“ Das neue Vereinsgesetz stellt alle Orden unter strenge Staatsaufsicht, räumt mit allen ungesetzlichen Orden auf und nimmt den Mitgliedern der letzteren die Möglichkeit, die französische Jugend auch ferner im fanatischen Haß gegen Andersdenkende zu erziehen. In Portugal und in Spanien sind ähnliche Schritte der Regierung in Vorbereitung; in Italien werden sie wohl nicht lange auf sich warten lassen. Ob Österreich folgen wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben.

In Deutschland ist der Klerikalismus ebenfalls um die Ausbreitung der Klöster eifrig bemüht; das Zentrum setzt sogar das Parlament nach dieser Richtung in Bewegung. Das Jesuitengesetz soll abgeschafft werden und der Toleranzantrag soll die Errichtung von Klöstern erleichtern. Indessen kann man nicht sagen, daß der bisherige Zustand in Deutschland den Klöstern ungünstig gewesen wäre. Die Wiener „Reichspost“, das Organ der Christlich-Sozialen, hat vor einiger Zeit festgestellt, daß bezüglich der Zahl der Klöster und Ordensniederlassungen Österreich hinter dem deutschen Reiche weit zurücksteht, da hier bei einer katholischen Bevölkerung von rund 18 Millionen Seelen in 206 männlichen Niederlassungen über 4200 und in 2870 weiblichen Niederlassungen über 32 700 Ordenspersonen sich befinden, während ganz Österreich mit einer katholischen Bevölkerung von 36 Millionen nur 12 139 männliche und 24 327 weibliche, im Ganzen also 36 466 Ordenspersonen zählt; es kommt also eine Ordensperson in Deutschland auf 487, in Österreich erst auf 987 Katholiken. Mit andern Worten: Verhältnismäßig gibt es in Deutschland beinahe noch einmal so viel Ordenspersonen wie in Österreich. Es ist daher nicht selten, daß

Deutschland in auswärtigen klerikalen Blättern vielfach als ein Muster der Parität und der religiösen Freiheit gerühmt wird, während die deutschen Zentrumsblätter stets über Verfolgung und Zurücksetzung zu klagen wissen. Bis alles nach Wunsch des Zentrums geht, wird allerdings noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen. Das Zentrum wird es nicht durchsetzen, daß der deutsche Staat die Klostergründung frei giebt und alle Orden unbesehen zuläßt. Auf eine Freiheitsforderung kann sich das Zentrum nicht berufen, denn die Klosterfrage ist keine Angelegenheit der religiösen Freiheit allein, sondern sie ist zugleich eine höchst wichtige Angelegenheit politischer und sozialer Natur, die den Staat zwingt, beständige Vorsicht und Wachsamkeit zu üben. Bei der Beratung des österreichischen Klostergesetzes vor 25 Jahren im Herrenhause hat der Kardinal Fürsterzbischof Schwarzenberg gesagt: „Im Kampfe gegen die Sünde sieht die Kirche in den Klöstern Festungen. Jede Kriegsmacht legt auf Festungen den größten Wert, um hinter ihren Mauern die kampfeslustigen jungen Krieger einzuüben und um Ausfälle gegen den nahen Feind zu machen. Innerhalb der Wälle sammelt sie Kriegsmaterial für die Tage der Belagerung und zur Ausrüstung der ferne in offener Feldschlacht mit dem Feinde kämpfenden Truppen.“ Ganz richtig hat ihm darauf Graf Anton Auersperg erwidert: „Solche Festungen müssen durch die Staatsgewalt genau inspiziert werden. Man muß sich überzeugen, ob die österreichische Fahne nicht nur außen auf den einzelnen Forts weht, sondern ob die österreichische Ordnung im Innern beobachtet und gehandhabt wird; ob sich nicht ausländische, einer fremden Macht dienende Söldlinge eingeschlichen haben und ob das Kommando nicht von einer feindlichen, jenseits der Alpen herrschenden Gewalt ausgeübt wird.“

Alle Völker haben es schwer zu büßen, wenn ihre Staatsgewalt diese Pflicht der „genauen Inspizierung“ versäumt.

Ärztestreiks.

Von Medicus.

Auf den Ärztestreik in Remscheid vor bald zwei Jahren sind nun die umfangreicheren Ausstände in Leipzig, in München und jetzt wieder in Bamberg gefolgt, und die Häufung derartiger Erscheinungen in verhältnismäßig kurzem Zeitraume wird wohl auch den Fernerstehenden davon überzeugen müssen, daß ganz abgesehen von der jeweiligen lokalen Ursache schwere, ziemlich allgemein verbreitete Mißstände im ärztlichen Erwerbsleben herrschen müssen. Und wenn auch die ganze Bewegung, welche gegenwärtig die deutsche Ärzteschaft durchzieht, zunächst kein anderes Resultat zeitigen sollte, als daß sich die Allgemeinheit etwas eingehender, als es bislang der Fall

war, mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Ärztestandes beschäftigen und die ganze Frage in ihrer Bedeutung für das öffentliche Wohl zu würdigen lernen wollte, so wäre schon recht viel erreicht.

An und für sich mußte es ja auf den Uneingeweihten recht befremdend wirken, daß ein Stand, der wie kaum ein zweiter den Grundsatz der Humanität, der Aufopferung für den Nächsten auf seine Fahne geschrieben, mehr und mehr in den letzten Jahren angefangen hat die Öffentlichkeit mit Fragen geschäftlicher Natur, mit unliebsamen Lohnstreitigkeiten und am Ende gar mit Arbeitseinstellungen zu beschäftigen. — Daß die idyllischen Zeiten des „dat Galenus opes“ seit lange schon dahin sind, ist ja bekannt; die enorme Zunahme der Ärzte, die außer jedem Verhältnis zum Wachstum der Gesamtbevölkerung steht, wird in erster Linie dafür verantwortlich gemacht; weiter weisen die Ärzte selber auf die sozialreformatorische Gesetzgebung hin. Ein ganz gewaltiger Prozentsatz der Bevölkerung des deutschen Reiches ist durch das Krankenversicherungsgesetz der privaten Praxis entzogen; entweder ist die Behandlung der Versicherten fest angestellten, von der Kasse abhängigen Ärzten übertragen oder sie ist den am Orte ansäßigen Ärzten freigegeben, aber das Honorar, das in beiden Fällen auf die einzelne ärztliche Leistung entfällt, ist ein so lächerlich geringes, daß kaum ein Dienstmann um diesen Preis das ärztliche Rezept zur Apotheke bringen würde, geschweige denn, daß ein gelernter Arbeiter um solchen Lohn eine Arbeit ausführte. Hält man diesen Zuständen die Kostspieligkeit und lange Dauer der ärztlichen Ausbildung entgegen, die hohe Verantwortung und die frühzeitige Abnutzung an körperlichen und geistigen Kräften, welche mit dem Berufe des praktischen Arztes verbunden sind, dann wird man wohl zugeben müssen, daß ein hohes Maß von Idealismus nötig ist, damit der Arzt trotz aller Misere nicht allein seine Pflichten gewissenhaft erfüllt, sondern sich auch derart auf der Höhe der stetig voranschreitenden Wissenschaft hält, wie es zur vorwurfsfreien Ausübung der ärztlichen Kunst unbedingt notwendig ist. An dritter Stelle wird noch die schrankenlose Kurierfreiheit, die mehr oder minder offene Protegierung des Kurpfuschertums, für den Niedergang des ärztlichen Standes verantwortlich gemacht. Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß allen den genannten Faktoren ein erheblicher Anteil an der ärztlichen Misere zuzuschreiben ist, ob sie aber die einzigen oder die wesentlichsten Ursachen darstellen, dürfte eine andere Frage sein. Sicherlich hat die Zahl der Ärzte in den letzten Jahrzehnten in ungeahntem Grade zugenommen, allein man darf auch nicht unberücksichtigt lassen, daß zugleich der Bedarf an ärztlicher Thätigkeit enorm gestiegen ist; das armseligste, kleinste Dörfchen ist heute der Wohnsitz eines Arztes; wo man früher froh war, wenn zwei- oder dreimal in der Woche der Arzt auf seiner Rundfahrt vorbeikam, da würde man es heute aufs Übelste

vermerken, wenn, selbst in leichteren Erkrankungsfällen, der Arzt nicht alltäglich einmal und auch mehrmals den Kranken besuchte. Dazu kommt noch der gewaltige Ausbau der Spezialfächer, die erhöhte Leistungsfähigkeit der Heilkunst auf gewissen Sondergebieten, die zu ihrer Bewältigung eine besondere wissenschaftliche und technische Ausbildung erfordern. Mit der besseren Kenntnis der Funktionen und krankhaften Veränderungen der Organe hat auch die Zahl jener Kranken zugenommen, die früher ihr Leiden stoisch ertrugen oder unter ungeeigneter Behandlung zu Grunde gingen, während sie heute dank den Errungenschaften der Spezialfächer Hilfe und Rettung finden. Gerade auf diesen Gebieten, wo besondere technische Leistungen notwendig sind, vermag aber der gewissenhafte Arzt nur eine beschränkte Anzahl von Kranken sorgfältig zu behandeln und darum könnten selbst in Mittelstädten eine größere Zahl von Spezialisten desselben Gebietes ausreichende Beschäftigung finden. Diese Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß die Nachfrage nach ärztlicher Thätigkeit außerordentlich gestiegen ist, und wenn auch eine Überproduktion an ärztlichen Kräften gewiß nicht zu leugnen ist — sie dürfte parallel gehen mit der Überproduktion in vielen anderen Berufen —, so darf sie doch allein nimmermehr für die traurige Lage verantwortlich gemacht werden. Auch der Freiheit des Pfuschertums scheint eine größere Bedeutung zugemessen zu werden, als sie verdient. Mit und ohne Kurierfreiheit haben die wilden Heilkünstler allerorten und zu allen Zeiten floriert, und so wird es wohl auch bleiben, solange auf den in naturwissenschaftlichen Dingen Ungebildeten — und dazu gehört immer noch die große Mehrzahl — der mystische Schleier, den jene Künstler über sich ziehen und der Glorienschein des Märtyrers, mit welchem sie sich als von der bösen „Schulmedizin" Verfolgte hinstellen, seinen Eindruck nicht verfehlt. Aber man muß doch beachten, daß die große Mehrzahl der Kranken, welche den Pfuschern in die Hände fallen, zu jenen Unstäten gehört, die an unheilbaren Krankheiten oder an wechselnden Funktionsstörungen des Nervensystems leidend, bald diesen bald jenen Arzt oder Heilkünstler zu Rate ziehen. In der regelmäßigen Familien- oder Hauspraxis, die für die meisten Ärzte immer noch das Hauptfeld ihrer Thätigkeit bildet, hat das Pfuschertum keinen Eingang gefunden.

Viel schwerwiegender sind die Folgen unserer sozialreformatorischen Gesetzgebung, vielleicht weniger wegen der großen Anzahl der Versicherten, denn zweifellos kommt heute für eine große Anzahl von Patienten, die früher unentgeltlich behandelt worden wären, eine Kasse auf, als infolge der Betonung des kollektivistischen Prinzips, die hier in vordem ungeahntem Umfang zur Geltung gekommen ist. Mit dem Krankenversicherungsgesetz hat in unsere auf dem Grundsatz des Privateigentums beruhende Gesell-

schaftsorganisation ein sozialistisches Prinzip seinen Einzug gehalten, der Zusammenschluß gleichartiger Interessenten zum Zwecke der möglichst wohlfeilen und möglichst vollkommenen Deckung ihres Bedarfes hat sich hier in umfangreichem Maßstabe vollzogen; bedauerlich bleibt nur, daß die Durchführung dieses an sich wohlberechtigten Grundsatzes auf dem Gebiete der Krankenfürsorge in unserer Ära des Privateigentums nur möglich gewesen ist auf Kosten der Ärzteschaft. Im wirtschaftlichen Leben der Ärzte hat sich während dieser Umwälzung absolut nichts zum Besseren gewendet, im Gegenteil ganz allgemein in der Bevölkerung und nicht minder bei den Ärzten sind die Ansprüche an die Lebenshaltung und die Kosten der Lebensführung gestiegen; um aber ihrerseits ihre Bedürfnisse auf der Grundlage des kollektivistischen Prinzips zu decken, dazu ist die Ärzteschaft viel zu gering an Zahl, und so ist es gekommen, daß jedenfalls im Verhältnis zu den höheren Lebenskosten das ärztliche Gesamteinkommen — nicht nur der Verdienst des einzelnen Arztes — geringer geworden ist. Es ist darum nicht zuviel gesagt, daß der ärztliche Stand einen bedeutenden Bruchteil der Kosten der Krankenversicherung aus seiner Tasche bezahlen muß.

Damit nicht genug, sind die Krankenkassen Vorbild für eine Masse ähnlicher Einrichtungen, für Krankenvereine, Sanitätsverbände u. s. w. geworden, ja selbst gutsituierte Familien verschmähen es nicht, sich durch ein billiges Abonnement den Arzt ihres Vertrauens zu „sichern". Das sind Verhältnisse, die in ihrer Tragweite nur der richtig beurteilen kann, der einmal Gelegenheit gehabt hat, einen Einblick zu erhalten in das zahlenmäßige Verhältnis von ärztlicher Arbeit und Entlohnung. Es ist bei der großen Anzahl der Versicherten und den bedeutenden Summen, um die es sich handelt, wohl zu verstehen, wenn sich der wirtschaftliche Kampf der Ärzte zunächst um die Krankenkassen konzentriert. Ein Erfolg bei diesen würde auch in anderer Richtung befruchtend wirken und dazu führen können, daß die Mehrzahl der Ärzte nicht etwa zu glänzenden Einkünften, wohl aber doch in eine erträglichere Lage gelangt. — Die hier besprochenen Verhältnisse sind nach unserer Auffassung die wesentlichste Ursache der Ärztestreiks; welcher Anlaß schließlich im Einzelfalle die Gelegenheit zum Ausbruche des schon lange latenten Streikes gegeben hat, das ist nur von lokaler Bedeutung und interessiert uns nicht weiter. Die wichtigste Thatsache ist wohl die, daß die Ärzteschaft jetzt angefangen hat, aus ihrer thatsächlichen Stellung den Kassen gegenüber die praktischen Konsequenzen zu ziehen, daß sie der Kapitalmacht ihrer Arbeitgeber als geschlossene Organisation gegenübertreten will, um ihre wirtschaftliche Stellung soweit zu verbessern, als es mit der finanziellen Lage der Kassen verträglich ist. Um dieses und nichts anderes handelt es sich, nicht etwa um himmelstürmerische Pläne und unerfüllbare Forderungen. Nach dem

Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes hatten die Ärzte kein Bedenken getragen, den Kassen Zeit zur Stützung und Sicherung ihrer Existenz, zur Ansammlung des Reservefonds u. s. w. zu lassen; heute, wo es eine große Anzahl wohlfundierter Kassen giebt, wo Aussicht besteht, daß die Revision des Gesetzes die kleinen, nicht lebensfähigen Kassen hinwegfegen werde, ist die Zeit gekommen, um überall, wo es die Verhältnisse gestatten, auf Erlangung einer des Standes und seiner Thätigkeit würdigen Entlohnung zu dringen.

Es wäre recht verkehrt, den Lohnkampf der Ärzte lediglich unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Egoismus zu betrachten, obschon man sicherlich nichts dagegen einwenden kann, wenn auch der ärztliche Stand gleich der Beamtenschaft und anderen hochgeachteten Berufsklassen, unbeschadet seiner humanen Grundsätze für sich und die Zukunft der Seinigen nach Kräften zu sorgen bemüht ist. Allein die Allgemeinheit sollte sich vor allem darüber klar werden, welche Gefahr damit verknüpft ist, wenn ein Stand, der durch seine Bildung und die Besonderheiten seiner Berufsthätigkeit in allen Schichten der Bevölkerung Ansehen genießt und einen nicht geringen Einfluß auszuüben im stande ist, und der weiterhin hochverantwortliche Aufgaben in der öffentlichen Wohlfahrt und Gesundheitspflege zu erfüllen berufen ist, mehr und mehr der Unzufriedenheit und der Proletarisierung anheimfällt. Und weiter: Wie der Lohn, so die Arbeit, das gilt auf allen Gebieten, und darum sollten die maßgebenden Kreise doch bedenken, daß es für die Masse der Ärzte schließlich unmöglich sein wird, sich auf der Höhe ihrer Wissenschaft zu behaupten, die notwendigen Untersuchungsapparate, Reagentien u. s. w. in tadelloser Bereitschaft zu halten und überhaupt dem einzelnen Kranken diejenige Mühe und Sorgfalt zu widmen, die unumgänglich notwendig ist. Auch ohne böse Absicht und ohne bewußte Pflichtverletzung werden und müssen sich allmählich, wenn die Entlohnung gleich schlecht bleibt, Mißstände dieser Art entwickeln. Der Durchschnittsarzt wird nicht mehr in der Lage sein, die Behandlung seiner Kranken den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend durchzuführen, vor allem schon um deswillen nicht, weil ihm die Mittel fehlen sich fortzubilden, weil er in schwierigeren Fällen gar nicht mehr im stande sein wird, die Krankheitserscheinungen in allen ihren individuellen Besonderheiten richtig zu beurteilen. Bei einer in stetigem Flusse befindlichen Wissenschaft, wie es die Heilkunde heute ist, bedeutet die Kargheit des Einkommens zugleich die Unmöglichkeit der Weiterbildung, den wissenschaftlichen, nicht allein den sozialen Niedergang. Welcher Stamm von Ärzten unter solchen Verhältnissen einmal der künftigen Generation zur Verfügung stehen soll, das möchte man sich am liebsten gar nicht ausmalen. Aus diesen Gesichtspunkten und nicht etwa aus einer besonderen Zuneigung zum ärztlichen

Stand, die dieser keineswegs für sich beansprucht, sollten die maßgebenden Kreise die Ärztestreiks beurteilen; sie sollten in diesen traurigen Erscheinungen Warnungszeichen erkennen, welche dazu anregen müssen, Abhilfe zu schaffen, ehe schwer wieder gut zu machendes Elend heraufbeschworen ist.

Über das Organisationsprinzip.

Von Willy Schlüter (Cadenberge).

Es sind nun gut zehn Jahre her, da unterhielten wir — das heißt ich und noch ein anderer blutjunger Postgehilfe — uns mit einem älteren Assistenten sehr eifrig über den Wert der Verwaltung, für die wir arbeiteten. Ganz durchdrungen von unserer Beamtenwichtigkeit waren wir Gehilfen voll des Lobes für die Leistungen des bureaukratischen Gesamtmechanismus, den ein Stephan leitete, und ganz unbegreiflich fanden wir es, daß unser Kollege, der Herr Assistent, seine Zustimmung nur ganz bedingungsweise hergeben wollte. Wir hatten Wachtdienst — draußen, auf dem Bahnperron. Eine eiskalte Januarnacht! In die sammetbeschlagenen großen Uniform-Mäntel gehüllt, hatten wir uns, da für eine längere Weile kein Zug zu erwarten war, in eine schlecht erwärmte, kümmerlich beleuchtete Wachtstube geflüchtet und wußten die Zeit nicht besser hinzubringen als eben durch Diskussionen. — Nachdem wir uns in der Herzählung der Vorzüge des Verwaltungssystems erschöpft, ergriff der Assistent das Wort. Ein leichtes Lächeln legte sich um seine Lippen, das aber allmählich einem strengen Ernste wich. Er meinte zunächst, daß jede Organisation als solche, wie notwendig und unentbehrlich sie auch sei, naturnotwendig eine Tendenz zu hierarchischem Despotismus, zur Nivellierung der Individualität in sich trage. Nach ganz bestimmten Gesetzen müsse jedes Zusammenwirken, das nicht von vornherein und ununterbrochen den Gegenpol einer antihierarchischen (antibureaukratischen) Tendenz energisch aus sich hervortreibe, irgendwie zur Erniedrigung, Vergewaltigung, Erstarrung führen. Wir möchten also doch einmal auch ein wenig darüber nachdenken, ob in den bestehenden staatlichen Organisationen ein solcher Gegenpol in ausreichender Weise vertreten sei. Er wolle unserem Urteile nicht vorgreifen. Genug, wenn wir einmal über die angeregte Frage nachdächten. Immerhin aber wolle er uns schon gleich auf einige Mißstände aufmerksam machen. Und nun enthüllte er uns, wie der größte und seinem Dafürhalten nach schwierigste Teil der Arbeit auch bei der Post auf schlecht bezahlte Kräfte abgewälzt würde, auf Kräfte, die zum Teil derartig überlastet seien, daß sie die Schar der Siechen und Schwindsüchtigen um ein beträchtliches vermehrten. Er brachte statistische Belege, verglich das Gehalt der Unterbeamten genau

mit den schwer erschwinglichen Mieten der Großstädte, den teueren Unterhaltungskosten, und fragte uns, ob eine Organisation vollkommen sei, deren Menschenmaterial zum übergroßen Teile nach seinem Empfinden nicht einmal ein erträgliches Dasein führe, geschweige denn an die eigentlichen Kulturgenüsse herangelange. Dann informierte er uns des Weiteren über Verordnungen zur Einschränkung des Heiratens vor einer bestimmten Dienstzeit, erzählte uns mancherlei Fälle aufdringlichster Gesinnungsschnüffelei, bis er zuletzt bekannte, daß er Freidenker sei und den Postkittel abwerfen wolle. (Ganz unwahrscheinlich klingend, aber buchstäblich wahr!) „Ich weiß", sagte er, „ich verliere ein sicheres Brot, aber ich mag sie nicht mehr sehen — gewisse befehlsselige und knechtsselige Manieren. — Vorläufig habe ich überhaupt genug von Disciplin und Organisationen." — Wir waren „baff". Der Mann war einer der intelligentesten und arbeitsamsten Beamten. Er schied aber wirklich freiwillig aus. Und sein Beispiel hat so auf uns eingewirkt, daß auch wir eines guten Tages der Stephans-Uniform den Rücken kehrten. Und noch lange Zeit nachher litten auch wir noch an dem Ekel vor allem, was sich Organisation nennt.

Es sei nun gern eingeräumt, daß solche Gefühlsreaktionen über den Wert oder den Unwert von praktischen Einrichtungen nichts entscheiden. Wollte man gar die Segnungen nicht sehen, die mit dem Organisationsprinzip verknüpft sind, so müßte man geradezu blind sein. Jeder Eisenbahnzug mit seinem rechtzeitigen Eintreffen und Abfahren, jeder pünktlich bestellte Brief aus der Ferne, jede Zeitung, jedes Buch illustrieren das Heil der organisierten Arbeit. Aber „was nützet mir ein schöner Garten", wenn „andere", d. h. Ungeziefer aller Art, alle Blüten bedrohend, darin spazieren gehen? Was nützen auf die Dauer Organisationen, die so angelegt sind, daß in ihnen der böse Geist den guten je länger, je mehr umklammert, entkräftet und tödlichen Gifthauch über die Welt verbreitet?

In fast allen Organisationen wird weniger durch Personen als durch den „Geist der Schwere" in der Organisation selbst ein seelenverkrüppelnder Kleinmut gezüchtet. Soviel „Beamte", soviel Personen, die in mehr als einer Beziehung großer Zaghaftigkeit nahe sind. „Stehende Luft und stumpfe Gesichtswinkel", so kennzeichnete der betreffende Assistent später einmal in einem Briefe aus Amerika den Bureaukratismus. Ein mir bekannter Hypnotiseur (Heilmagnetiseur) hat unter der Schar derer, die Heilung von ihm erwarten, immer wieder kleine Beamte, deren ganze Krankheit im Mangel an persönlichem Mute besteht. Da fehlt es nicht, daß „man" zwölf Jahre den Unteroffizier oder Feldwebel gespielt hat. Mutig nach „unten" bedeutet noch lange nicht mutig nach „oben". Der

Hypnotiseur erzählte mir von einem früheren Feldwebel, der zuletzt vor jedem stolzen Blick eines Vorgesetzten zitterte und dann absolut nicht sprechen konnte. „Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?“ Man wagt schließlich kaum noch sich zu rühren. Jeder Zweifel an irgend einer Autorität erscheint a priori als frevelhaft. An Recht denken, auf Rechte sich berufen, das wagen nur solche „Kollegen“, die sich ganz „sattelfest“ fühlen. Und diese verwegenen sind umgeben von Denunzianten, die nach „Kartoffelgeldern“ und sonstigen „Extra-Vergütungen“ schielen.

Solcher Kleinmut greift um sich wie die Pest. Er durchsetzt unser ganzes Volksleben mit „Sklavenmoral“, bereitet überall den Boden für Feigheit und Erfolgsanbeterei. Durch ihn ist das Organisationsprinzip zum Götzen geworden, vor dem jedermann die Kniee beugt und die „drei Worte“ spricht: „Seht, was hat die katholische Kirche stark gemacht? Die Organisation. Was macht den Militarismus unüberwindlich? Die Organisation. So laßt uns unsere Zuflucht nehmen zur Organisation!“ (Der Leser verzeihe, daß ich das böse Wort so überreichlich aufmarschieren lasse!) Daß bei den aufgeführten „Org . . . .“ der „Kulturmensch nach jeder Richtung hin zu kurz kommt, ändert nichts an der Unerschütterlichkeit dieses Glaubensbekenntnisses.

Nun haben aber schon die Propheten im alten Testamente anders gedacht. In den großen Weltreichen, die nach der Reihe sich mit dem Judenvölkchen beschäftigen, trat ihnen das Prinzip der Organisation imponierend genug entgegen. Es fiel ihnen aber gar nicht ein, ihren Landsleuten die Vorzüge dieses Prinzips anzuempfehlen. Im Gegenteil, tiefgreifender wie durch irgend ein anderes Buch geht durch die Schriften dieser Propheten der Haß gegen jedes Vertrauen auf Menschen-Organisationen, Gewalts-Organisationen. Hier wurde zum ersten Male mit aller Entschiedenheit das, was ein rechtes Volk, eine rechte Gemeinsamkeit, ein rechtes Zusammenarbeiten schafft, in das Innere des frei sich selbst bestimmenden Menschen verlegt. „Das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit,“ spricht der Herr: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben (Jer. 31).“ — „Wissen Sie“, fragt Castelar in einer seiner Reden, „warum den alten Propheten in ihrer Armut, Unwissenheit und Demut alle Prophezeiungen zutrafen? Ihnen, die wahrsagten, daß Ninive zerstört, Babylon verbrannt und ein Messias kommen werde? Weil das Rasseln ihrer Ketten sie zu der Poesie ihrer Glaubensstärke begeisterte, weil aus der Tiefe ihrer Finsternis sie Mittagshelle erblickten, bevor noch die Sonne am Horizont erschienen war — —“ — „Laß los, welche du gebunden hast, laß ledig, welche du beschwerst,

gieb frei, welche du drängst, reiß weg allerlei Last." — Das ist, im Sinne des allumfassenden Ausgleichs-Gesetzes erfaßt, die eigentliche Bedeutung des hebräischen Prophetentums. — Ähnliche Empfindungen machten sich jederzeit, machen sich auch heute energisch geltend. Auch heute hauptsächlich in phantastischen Formen. Es liegt in der Geistesökonomie begründet, daß eine Wahrheit so oder so, aber stets mit ihrem ganzen „Wenn und Aber", mit ihrer Vorder- und Rückseite die Köpfe beschäftigt, sollte diese Wahrheit auch mit dem einen Fuße in der Klarheit, mit dem andern in der Verworrenheit stehen. Immer hat sie zwei Füße. Wo die Beschränktheit eines zu „gradlinigen" Verstandes eine Einseitigkeits-Wahrheit halsstarrig zum Fundament des Lebens macht, nimmt sich naturnotwendig die Phantasie der entsprechenden Gegenwahrheit an. Jeder Gott, der von den „Allzu-Verständigen" nicht bemerkt wird, bereitet sich im „Munde der Unmündigen" sein Lob. Wo „Menschen" schweigen, werden „Steine" schreien. So fanden naturnotwendig die Nüchterlinge des Organisations-Glaubens ihre Antipoden in den Schwärmern und Phantasten des sogenannten Anarchismus. Ein wilder Kampf entbrannte. Man trat der Wahrheit bald auf den einen, bald auf den andern Fuß — man kämpft noch, der „Prozeß" ist eben noch nicht „geklärt", und der Zwist wird so lange währen, bis eine geläuterte Auffassung des Organisationsprinzips aus „dem Wallen und Zischen" sich herauskristallisiert.

Vor allem muß zu diesem Ende das Zusammenknicken vor dem Worte „Organisation" aufhören. Die Organisation muß erkannt werden als etwas gerade so Bedrohliches, Einschränkendes, in Schach zu haltendes wie jedes andere menschliche Ding. Auch ist zu begreifen, daß mit dem rechtzeitigen Anlangen von Eisenbahnzügen und Briefen unendlich viel, aber bei weitem nicht alles gethan ist. Vor allem: daß das höchste Ideal nicht jenes Bild der Wechselwirkung unzähliger Kräfte unter dem Zeichen des Verkehrs sein darf. Dieses Bild hat uns lange entzückt, es hat ewigen Wert, als Höchstes aber gelte uns ein anderes, das Bild der sich entfaltenden und ausgestaltenden Einzelpersönlichkeit. Daß nicht nur in abstrakten Begriffen und im Bilde vager Allgemeinheiten, sondern daß **im Menschen**, im Individuum, der regste Verkehr der Geistes- und Seelenkräfte sich entwickele, das sei die Sorge aller Sorgen. Die Organisationen, wie sie auch heißen, seien samt und sonders mehr und mehr untergeordnet der kulturbewußten Höchstwertung der einzelnen geistigsittlichen Persönlichkeit. Kein fanatisches „Umstürzen", aber eine andere Perspektive! Ein anderer Ausgangspunkt, ein anderes Ziel. Viel wichtiger als das äußere (**auch** — wichtige) Gedeihen der nützlichsten Organisation seien uns **prinzipiell** das Wohl und Wehe

jedes einzelnen Beamten dieser Organisation. Kein Zwang werde fernerhin auch nur in der leisesten Form auf das Denken ausgeübt, es leugne und zerstöre dieses Denken was immer es wolle. Ja, Sicherstellung der uneingeschränktesten Freiheit des Denkens sei der alleinige Zweck der umfassendsten Organisation, des Staates. Das ist der Organisationsbegriff, den freigesinnte Menschen vertreten. Und was auch geschehen sein mag und noch geschehen möge — so weit ist die Entwicklung doch schon fortgeschritten, daß dieser Begriff, hat er einmal Wurzel gefaßt, siegen wird. So wahr es immer alles verjüngende Kräfte in der Gattung gab und giebt, so wahr wird man, mit den Worten eines englischen Parlamentsredners zu sprechen, sehen, „daß die Freiheit nicht allein Macht und Ordnung, sondern, daß sie vorherrschende und unüberwindliche Macht und Ordnung ist, daß sie alle anderen Quellen der Stärke zu schanden macht, daß das menschliche Herz keinen Impuls hat noch haben kann, der es wagen könnte, sich mit ihr zu vergleichen.“ (Fox, Political Speeches).

Pariser Theater.

Von Wolfgang Quincke (Frankfurt a. M.).

Wer Paris längere Zeit nicht gesehen hat, wird es nach zwanzig Jahren kaum verändert finden. Zwar ist die Ruine der Tuilerien verschwunden, eine Untergrundbahn erbaut, einige Kaffeehäuser am Boulevard sind in Bierhäuser verwandelt. Eine Fülle neuer, oft geschmackvoller Denkmäler weiß dem Vorübergehenden etwas zu erzählen: auf einer kurzen Strecke des Boulevard St. Germain findet man Chappe, den Erfinder des optischen Telegraphen, Diderot, Danton, den Anthropologen Paul Broca. Die Ausrufe, die im Straßenleben von ehedem eine so bedeutende Rolle spielten, scheinen seltener und etwas leiser zu ertönen. Der Boulevard ist nachts stiller geworden, weil das lustige Leben sich mehr nach dem Montmartre gezogen hat, dafür hat der „Boul'. Mich'“ etwas an Eleganz gewonnen. Aber die Gesamtphysiognomie ist doch die alte, von der man glauben möchte, daß sie schon zu Ludwig Philipps Zeiten im wesentlichen dieselben Züge aufwies. Gegenüber dieser zwar ziemlich stillstehenden, doch alten und ausgereiften Kultur kann z. B. Berlin, bei mancher Überlegenheit im einzelnen, doch einen gewissen Emporkömmlingscharakter nicht verleugnen, eine natürliche Folge der gewaltigen Wandlungen des verflossenen Menschenalters. Bei uns ist zu vieles neu, mehr und mehr verschwindet das Alte, das von der Vergangenheit zeugt, worin für den nachdenklichen Betrachter gerade der Hauptreiz von Paris liegt. Und die historische Patina weckt nicht nur Erinnerungen, sondern wirkt auch an sich als ästhetischer Vorzug, besonders, wenn sie nicht, wie im Süden so oft, mehr oder weniger identisch mit der Unsauberkeit von Jahrhunderten ist.

Wie in der liebevollen Bewahrung kleiner altmodischer Eigentümlichkeiten, die nur langsam aus dem Leben der Stadt verschwinden, und in der Abwesenheit manches uns längstgewohnten Komforts, so zeigt sich der konservative Zug in der Kultur unserer westlichen Nachbarn — Björnson drückte sich vor kurzem weniger höflich aus — auch in dem Theaterwesen, in dessen Natur ein starkes Beharrungsvermögen ohnehin begründet ist. Hier hat man gleichfalls den Eindruck, daß die alten, anerkannten Vorzüge nicht verloren gegangen, aber dafür auch die üblen Gewohnheiten fest eingewurzelt sind, und daß Neues nur sehr schwer Platz greift.

Im Théâtre Français ist infolge des Brandes alles äußerliche neu, und nur an den geretteten Marmorbildern der dramatischen Autoren im Foyer haftet etwas von der Ehrwürdigkeit des alten Hauses, das im übrigen noch ein wenig zu frisch dekoriert, aber ziemlich unverändert erscheint und, wenn einmal der störende Glanz des Allzuneuen verblaßt ist, weniger an Stimmung eingebüßt haben wird, als man befürchten mußte.

Die szenischen Einrichtungen sind, soweit man sehen kann, durchaus vorbildlich, Dekorationen und Kostüme echt, malerisch, und, wo es hingehört, reich, wie es seit der Zeit des ersten Napoleon Herkommen ist. In „Patrie“ von Sardou kommen nur diese äußeren Vorzüge zur Geltung, doch steht die Inszenierung hierin auf der Höhe des erlesensten Kunstgeschmacks. Nur der Zug der Verurteilten im letzten Aufzug, dessen stimmungsvoller Beginn von einer Meisterhand zeugt, entartet durch seine überlange Dauer zum Schaustück.

Die grellen Sensationen, in denen das Stück schwelgt, kommen dem Franzosen wohl ebensowenig störend zum Bewußtsein, als er die groteske Komik dieses Herzogs von Alba empfindet, der weiblich Ketzer verfolgt und verbrennt und Männlein wie Weiblein mit Paul Mounet's wundervollem Baßorgan andonnert, aber mitsamt seinen Gräuelthaten und seinem Mund voll großer Worte unter dem Pantoffel einer kränklichen Tochter steht. Da sie keine Aufregung vertragen kann, hat er sie eigens nach den Niederlanden mitgenommen. Die Darstellung, von den ersten Künstlern des Hauses getragen, ist aufs feinste abgerundet und des vornehmsten Theaters würdig. Aber daß der Stil der Darstellung heute noch unverändert derselbe ist, wie vor Jahrzehnten, ja daß dieser Stil heute noch möglich ist mit dem deklamatorischen Pathos (NB. in Prosa!) und den gekünstelten Ausbrüchen, mit der lächerlichen Wichtigthuerei und dem weinerlichen Heroismus der alten Schule, das muß Wunder nehmen. In der That schütteln auch schon einzelne naive Gemüter, die des Unsinns noch nicht völlig gewohnt sind, lächelnd den Kopf, während die Claque rast und bei jedem Höhepunkt, bei jeder überraschenden Wendung einer Szene, bei jeder Kraftstelle, bei jeder wirkungsvollen Antwort das bischen Stimmung

unbarmherzig mordet, das eine so veraltete Darstellungsweise etwa aufkommen läßt. Man soll beabsichtigen, die abwechselnde Regie der Wöchner, wie sie auch am Burgtheater noch hindernd besteht, durch die dauernde Amtsführung eines ständigen Regisseurs zu ersetzen. Das wäre sicher ein Fortschritt; aber erst wenn es gelingt, mit dem Institut der Claque völlig zu brechen, die ihr Wesen im Hause Molières unter allen Pariser Theatern am schlimmsten treibt, kann diese vornehmste Bühne anfangen, alberne Effekthascherei aus dem Stil ihrer Darstellung zu verbannen und sich von der Herrschaft des im schlimmsten Sinne „Theatralischen" frei zu machen, gegen das bei uns schon seit 20 Jahren unermüdlich und immerhin mit einem gewissen Erfolg angekämpft wird und das hier noch in diesem Augenblick in voller Blüte steht.

Dabei muß jedoch anerkannt werden, daß jene Rückständigkeit im modernen Konversationsstück nur wenig bemerkbar ist und daß die „Tradition" sich aufs glänzendste bewährt an den Stücken des älteren Repertoirs, in denen jener theatralische Zug stärker vorwaltet und für die ein geeigneterer Stil, als der „klassische" eben nicht gefunden werden kann. Die Tragödie ist deklamatorisch geschrieben und muß auch so gespielt werden, wenn sich gleich unser Empfinden mit jenem so wenig befreunden kann, wie mit diesem. Und die Komödie? Nun, Molière ist, wie er hier gespielt wird, durch die besten Schauspieler von sieben Menschengeschlechtern zur Vollendung ausgearbeitet worden, Marivaux oder Sedaine sind nur hier noch möglich, und der „Barbier von Sevilla" z. B. findet, obwohl mit Ausnahme des Figaro (Jacques Berr) durch Kräfte zweiten Ranges besetzt, eine in jeder Hinsicht vollendete, an Harmonie, Anmut und Feinheit schlechterdings nicht zu überbietende Wiedergabe. Es ist der doppelte Triumph dieser Tradition, daß einmal die Vorstellungen des Theaters den Tod und den Abgang so vieler bedeutender Schauspieler der letzten Generation ohne Einbuße an ihrer Gesamtqualität überdauern, und daß ferner in ihrem Rahmen, wo das Was oft bis auf die kleinste Nuance vorgeschrieben und überliefert ist, auch das hervorragendste Talent seine persönliche Eigenart in dem Wie der Ausführung durchaus zur Geltung zu bringen vermag. —

Das benachbarte Palais-Royal hält sich in seinem etwas gewagten Genre auf der alten Höhe, das Gymnase, das ehedem über ausgezeichnete Darsteller verfügte, ist stark zurückgegangen, im Vaudeville glänzt die Réjane durch Talent und Toiletten, an der Porte-St.-Martin giebt Coquelin, der von einer Kunstreise mit Sarah Bernhardt zurückgekehrt ist, allabendlich — ohne eigene Mitwirkung — „Quo vadis" und fruktifiziert so den Erfolg des Romans von Sienkiewicz, der von den einen wegen seiner raffinierten und blutrünstigen Schilderung der neronischen Verderbnis gern gelesen, von den andern um so lieber empfohlen wird, als in diesem

historischen Roman der Angelpunkt der päpstlichen Legende, die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom, ad oculos demonstriert wird. Der Erfolg bei den Protestanten ist ebenso groß, weil sie den Kniff nicht merken oder gern in den Kauf nehmen wegen der ungeheueren Reklame für das Christentum überhaupt, die schon in der bloßen Ausmalung des Kontrastes mit der römischen Welt liegt und für die damalige Zeit sogar nicht ganz unbegründet ist.

Eine feine Witterung für den Geschmack seines Publikums legt auch Alfred Capus an den Tag, augenblicklich der fruchtbare Modedramatiker des Boulevards. Seine Spezialität sind Liebesgeschichten aus der Bourgeoisie, nicht ohne pikanten Reiz, die entgegen der Lebenswahrheit in einem Lande, wo Heiraten außerhalb der Kaste so ungemein selten sind, bei ihm häufig zur Ehe führen. Das schmeichelt den Leutchen, die auch für sich eine Ausnahme ersehnen, und verbürgt den Erfolg auf dem Theater wie im Roman. Capus nimmt es auch sonst mit der Wahrscheinlichkeit nicht zu genau, doch darf man ihm zugestehen, daß sein Talent der Anmut und des Witzes nicht entbehrt und daß seine Menschen durch einen kleinen Zusatz von Gemüt bisweilen anziehend werden. Diesen Vorzügen gegenüber mag man auf die Frage verzichten, ob es Fälle von typischer Wahrheit sind, wenn in „La veine“ ein Pariser Advokat, der in einer Provinzialstadt einen Tag geschäftlich zu thun hat, die Inhaberin eines Blumenladens zu seiner Unterhaltung auf diese Reise mitnimmt, oder wenn ihm das einträgliche Syndikat eines großen industriellen Unternehmens auf die bloße Empfehlung einer zur femme entretenue avancierten Verkäuferin übertragen wird. Das Stück, dessen Hauptrolle die immer noch geist- und reizvolle Jeanne Granier inne hat, wird in hochelegantem äußerem Rahmen tadellos gespielt; am glänzendsten that sich Brasseur hervor, der etwas an Bozenhard in den Variétés Hamburg erinnert.

Brieux, dessen „Rote Robe“ auch in Deutschland bekannt geworden ist, legt in seinen „Remplaçantes“ wiederum einen Schaden am sozialen Körper blos, nämlich das Ammenwesen, das in Frankreich bekanntlich eine noch weit größere Rolle spielt, als bei uns. Mit Freimut, Menschen- und Sachkenntnis, Gestaltungskraft, Humor und doch auch großem und ehrlichem Ernst wird die Verderbnis aufgezeigt, der die Landbevölkerung anheimfällt, wenn die verheirateten Frauen als Ammen in die Stadt gehen. Eine solche Frau wird von Suzanne Desprès, der bäuerliche Schwiegervater von Matrat, und ein alter Landarzt von Antoine äußerst eindrucksvoll verkörpert, wie denn überhaupt im Théâtre Antoine die beste moderne Komödie in Paris gespielt wird, auch die Comédie française nicht ausgenommen. Deshalb die beste, weil sie am wenigsten „Theater“ ist. Zwar hat selbst Antoine die Claque nicht ganz unterdrücken können, sondern ihre

Wirksamkeit nur sehr eingeschränkt, so daß sie kaum stört, aber er hat den modernen Stil in der Darstellung konsequent durchgeführt und findet nicht nur Anklang, sondern — bei fünf Franken Parketpreis — auch Zulauf. Von allen Privattheatern ist nur dies das ganze Jahr hindurch gut besucht, doch wohl nicht, obgleich, sondern weil es das einzige ist, wo man sieht, was man vor zwanzig Jahren überhaupt nirgends sehen konnte: eine moderne Komödie. Also es ist sogar hier möglich, wirklich neue Wege zu gehen und Erfolg damit zu haben.

Sogar in Paris, wo doch die Dekorationen der kleinsten Theater alles übertreffen, was man bei uns im Durchschnitt gewohnt ist, fällt bei Antoine die künstlerische Behandlung des Dekorationswesens auf. Die Naturwahrheit im einzelnen versteht sich ja von selbst, aber zweierlei muß überraschen: die Virtuosität, mit der die Mittel verhehlt werden, so daß man, wie im Panorama, Malerei und Praktikabel beim besten Willen nicht unterscheiden kann, und die Schönheit der Bilder. Eine sonnige Dorflandschaft wie im ersten Akt der „Remplaçantes“ hat man früher nicht auf der Bühne gesehen. Hierzulande liegen eben alle solche Dinge nicht in der Hand von Handwerkern, sondern von Künstlern, und darum läßt sich hier so vieles lernen.

Kleine Mitteilungen.

Aus Rangoon geht uns ein buddhistischer Aufruf gegen die christliche Mission in Burma zu, der in seiner Kürze so charakteristisch ist, daß wir ihn unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Derselbe lautet:

Buddhisten von Burma! Laßt euch rechtzeitig warnen! Thut eure Pflicht! Der christliche Glaube breitet sich langsam aus. Er hat in Europa eine starke und einflußreiche Organisation. Seine Stütze sind ungeheuere Geldmittel. Er arbeitet heimlich und verstohlen. Er appelliert mit Macht an menschliche Selbstsucht und Habgier. Eine einzige Missionsgesellschaft in Südindien hat während des letzten Jahres durchschnittlich 10000 Rupien für den einzelnen Konvertiten ausgegeben und auf diese Weise nicht weniger als tausend Anhänger gewonnen.*) Die Buddhisten lachen und spotten wohl, wenn man ihnen sagt, das Christentum breite sich aus. „Wenn die christlichen Missionen“, so sagen sie, „jährlich 10000 Rupien für einen einzigen Konvertiten zahlen müssen und so nur tausend Seelen dem Buddhismus abtrünnig machen, wie können sie da unserer Religion und Gesellschaft irgend welche Gefahr bringen?“ Das heißt jedoch die Geldmittel unserer Gegner unterschätzen. Die christlichen Missionsgesellschaften sind so reich, daß sie noch viel mehr Geld aufwenden können. Darin allein liegt unsere Gefahr. Das Christentum als Religionssystem betrachtet ist kläglich. Der Unglaube gewinnt in Europa immer mehr Boden. Seht euch nur die Gesetzlosigkeit an, wie sie gegenwärtig in der Church of England herrscht. Aber verwunderlich ist dies nicht. Vor kurzem

*) In einem Artikel, betitelt „Die protestantische Propaganda in Italien“ sagt die Kölnische Volkszeitung (4. Juni 1901) ähnlich: „Man hat berechnet, eine einzige Konvertierung koste soviel, daß der Neubekehrte mit den für ihn ausgegebenen Mitteln von den Zinsen derselben eine sorgenfreie Existenz führen könne.

kamen drei Bischöfe in Manchester zusammen und gestanden es laut ein, daß es bei den Fortschritten der Wissenschaft unmöglich wäre, noch fernerhin an mehrere der fundamentalsten Dogmen des Christentums zu glauben. In demselben Maße als sich die Wissenschaft ausbreitet, schwindet der christliche Glaube in Europa. In unserm Lande verbreitet sich das Christentum, nicht weil es einen inneren Wert hätte, — die Wissenschaft hat erwiesen, daß es keinen solchen besitzt, — sondern einzig und allein weil sich die christlichen Missionen auf die Macht des Geldes stützen. Von unserer erhabenen Religion sagt ein europäischer Gelehrter: „Der Buddhismus läßt sich mit der Wissenschaft vollkommen vereinigen, das Christentum dagegen steht in diametralem Gegensatz zu ihr. Trotz des Christentums hat sich wissenschaftliches Denken Bahn gebrochen, und das wissenschaftliche Denken wird schließlich der Untergang des Christentums sein." — In Europa stirbt es schon jetzt ab, aber hier blüht es durch sein Geld auf, während unser eigenes wissenschaftliches Evangelium, der Buddhismus, täglich seiner Anhänger beraubt wird. Buddhisten von Burma, beachtet wohl die Gefahr, die uns droht! Könnt ihr es noch ertragen zu sehen, wie unheilige Hände unser heiliges Erbe schänden und vernichten? Die sternengleichen Buddhas rufen euch auf, von den Zinnen der Dächer, den Hängen der Berge, von Wiese und Thal das heilige Evangelium, das sie euch anvertrauten, zu verkünden. Wollt ihr euch des anvertrauten Gutes für würdig zeigen? Lange genug haben wir geschlafen; wollen wir nun nicht endlich, angesichts der schweren düstern Gefahr in all ihrer gewaltigen grauenhaften Größe, unsere Lethargie abschütteln? Buddhisten von Burma, erhebet euch und gürtet eure Lenden für den nahenden Kampf! Und der gesegnete Herr Buddha leite eure Mühen recht, er segne sie und kröne sie mit Lohn!

U. Dhammaloka, Rangoon.

Büchertisch.

Kantkritik oder Kantstudium von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha E. F. Thienemann. 1901. Preis 5 Mark.

Die Entwicklung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albrecht Wirth. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. 1901. Preis: Geheftet 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

Buddha und Christus von Georg Tschirn. Breslau. Kommissionsverlag der Handelsdruckerei in Bamberg.

Worin besteht meine Schuld, daß ich nicht Pfarrer geworden bin? Eine Anfrage an die Nassauische Bezirkssynode nebst Replik auf deren Antwort. Von Th. Schneider, Oberlehrer. Wiesbaden 1901. Verlag von Hermann Ferger.

Das Recht der Laien gegenüber den Ärzten. Von Magnus Schwantje. Berlin. Hugo Bermühler, Verlag. 1901. Preis 60 Pfg.

Notiz.

Mit dieser Nummer schließt das I. Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen alle Freunde unseres jungen Unternehmens, rechtzeitig das Abonnement zu erneuern und dem „Freien Wort" neue Anhänger zu werben. Probenummern stehen jederzeit unentgeltlich zur Verfügung. **Die Redaktion und der Verlag.**

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Saenger

Nr. 7. 5. Juli 1901. I. Jahrgang.

Die Massenfabrikation von Gesetzen.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow (Charlottenburg-Berlin).

Wenn die Staatsmänner des ancien régime, die von einer öffentlichen Beratung der Gesetze große Volksaufregungen erwartet hatten, wieder aufleben könnten, sie würden eine angenehme Enttäuschung erleben. Das Volk ist nicht blos nicht aufgeregt, sondern es ist geradezu teilnahmlos. Auch die Gebildeten kennen kaum die Namen der zur Beratung stehenden Gesetze, geschweige denn ihren Inhalt. Man wählt die Abgeordneten und läßt sie dann ihre Arbeit thun. Nicht blos bei Einführung der parlamentarischen Verfassungen, sondern auch noch in den 70er Jahren war es anders. Noch die Reichs-Justizgesetze wurden im großen und ganzen unter Anteilnahme des Volks beraten. Selbst Einzelfragen, wie die Kompetenz der Schwurgerichte in Preßsachen, bildeten in gesellschaftlichen Zusammenkünften den Gesprächsstoff. Heute würde es für aufdringlich gelten, wenn jemand die Kenntnis solcher Dinge auch nur voraussetzte.

An dem Niedergang des Interesses wird nicht gezweifelt. Vielfach macht man die Wendung, die unsere Gesetzgebung von idealen zu materiellen Interessen gemacht hat, dafür verantwortlich. Ganz mit Unrecht. Denn einmal fehlt es in unserer heutigen Gesetzgebung nicht an idealen Gegenständen. Sodann aber sollte man meinen, daß, wenn es sich um materielle Interessen handelt, die Bedachten und die Bedrohten erst recht der Thätigkeit des Gesetzgebungs-Apparates folgen müßten. — Der Grund ist viel einfacher. In den letzten Jahren sind so viele Gesetze gemacht worden, daß es um der Massenhaftigkeit willen unmöglich war, ihnen noch zu folgen.

Vor mir steht die Gesetzsammlung des letzten Jahrzehnts, in jedem Jahrgang die preußische Sammlung und das Reichs-Gesetzblatt zusammengebunden. In der ersten Hälfte des Jahrzehnts schwankt die Stärke der Bände zwischen 3 und 6 Centimeter, in der zweiten Hälfte zwischen 6 und 9.

Wem man darüber klagt, der hat sofort den Gegeneinwand, daß dies ja gerade die Jahrgänge des Bürgerlichen Gesetzbuches seien. Aber wäre es dann nicht desto mehr geboten, sich angesichts eines solchen Gesetzgebungs-Werkes im übrigen einige Enthaltsamkeit aufzuerlegen? Wie statt dessen die Gesetzgebung ins Kraut schießt, das kann man sich gerade an diesen Jahren klar machen.

Die Jahre des Bürgerlichen Gesetzbuches sind 1896, 1897, 1898. In dem erstgenannten Jahre wurde das Gesetzbuch selbst verkündet, in dem folgenden das dazu gehörige Handelsgesetzbuch, im dritten die notwendig gewordene Neuredaktion der Justizgesetze. Selbst wenn man diese riesenmäßige Hauptleistung hinwegdenkt, so bieten die drei Jahre an bloßen Nebenwerken mehr, als ein gesunder Magen verdauen kann. Wenn im Jahre 1896 das Börsengesetz und das Gesetz über die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Wertpapiere es unternahmen, den Nerven des modernen Wirtschaftskörpers, dem Bank- und Börsenverkehr, eine Reform angedeihen zu lassen, so würde dies in früheren Jahren genug gewesen sein, um in der Hauptsache eine Session auszufüllen. Heutzutage wurde die flott gemachte Animosität gegen den Handel benutzt, um endlich ein Gesetz zur Bekämpfung des „unlauteren Wettbewerbes" zu stande zu bringen; das Gesetz über die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften wurde abgeändert; eine Novelle zur Gewerbeordnung beschäftigte sich mit Krankenanstalten, Schauspiel-Unternehmern, dem Handel mit getragenen Kleidern, gebrauchten Betten ꝛc. und mit den Detailreisenden, die für Besuche ohne Aufforderung unter Umständen bestraft werden sollten. Außerdem wurde das Zuckersteuer-Gesetz so abgeändert, daß es neu redigiert werden mußte (um von kleinen Verwaltungsgesetzen, wie dem Abgabentarif für den Kaiser Wilhelm-Kanal, ganz abzusehen). — Das Jahr 1897 brachte, aus ähnlichen Strömungen wie die Börsengesetzgebung erwachsen, das Margarinegesetz und eine umfassend angelegte Gewerbeordnungs-Novelle, das sogenannte Handwerkergesetz. Die Witwen- und Waisengelder der Beamten wurden anderweit bemessen, der Servistarif neu aufgestellt und durch ein Spezialgesetz den Verwandten und unehelichen Kindern ein Beschlagnahme-Recht am Arbeitslohn eingeräumt, zu welchem Zwecke nicht nur das Lohnbeschlagnahme-Gesetz sondern auch die Zivilprozeß-Ordnung geändert werden mußten. Was Wunder, daß ein so großes Gesetz, wie das über das Auswanderungswesen sich keine volle Aufmerksamkeit erzwingen konnte. — Das Jahr 1898 brachte aus der hohen Politik das Flottengesetz, die Post-Dampfschiffsverbindungen und ein Notgesetz über die Handelsbeziehungen zum britischen Reiche. Daneben ein Gesetz ersten Ranges: die Militär-Strafprozeßordnung. Ein kleines, aber gewiß höchst wohlthätiges Gesetz sicherte endlich dem im Wiederaufnahme-Verfahren Freigesprochenen eine Entschädigung zu. Dann

eine Abänderung und Neuredaktion des Gesetzes über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, ein Spezialgesetz über elektrische Maaßeinheiten, die Aufhebung der Beamtenkautionen, die Bekämpfung des Saccharin und endlich eine Abänderung des Gesamtkontingents, auf dem die Liebesgabe an die Branntweinbrenner beruht. So bepackt war in diesem Jahre der Reichstag mit Arbeit, daß nicht einmal eine Gewerbenovelle eingebracht wurde; und die Gewerbeordnung wäre wirklich in diesem Jahre ungeändert geblieben, wenn nicht die Reichsregierung auf eigene Faust die Fassung eines Paragraphen als auf einem Druckfehler beruhend abgeändert hätte.

Diese Übersicht ist nach dem Reichsgesetzblatt gegeben. In ihr fehlen also alle die Entwürfe, die nicht Gesetz geworden sind. In demselben Jahre, in dem der Reichstag das Bürgerliche Gesetzbuch abarbeitete, sollte er auch noch eine Umgestaltung der Strafprozeß-Ordnung durchberaten. Die Sache war so wichtig, daß der Reichstag, von einer Arbeitslast ohnegleichen ermattet und erschöpft, gleichwohl nicht entlassen, sondern nur vertagt wurde, damit die angefangene Beratung dieses Gesetzes nicht verloren gehe. Als beim Wiederzusammentritt im Herbst der Reichstag darauf beharrte, auch bei Einführung der Berufung die Strafkammer nicht von 5 auf 3 Richter herabsetzen zu lassen, erklärte die Regierung, so viel sei die Reform doch nicht wert, daß sie auf diese Kostspieligkeiten eingehen könnte, und ließ das Gesetz fallen. Von Aufsehen erregenden Totgeburten fallen das Umsturzgesetz und die Zuchthausvorlage zwar gerade kurz vor und hinter die hier als Beispiel herausgegriffenen drei Jahre. Aber aus Preußen ist an das Vereinsgesetz (kleines Sozialistengesetz) und an den Assessoren-Paragraphen zu erinnern.

Was für eine Stoffülle heute auf dem Parlamente lastet, das sieht man an den Zusammenstellungen, die ab und zu vom Büreau ausgegeben werden. Um die Osterzeit des laufenden Jahres stellte das Büreau des Reichstags an damals gleichzeitig schwebendem Beratungsmaterial folgende 10, teilweise sehr umfangreiche, Gesetzentwürfe fest:

Versorgung der Kriegsinvaliden.
Unfallfürsorge für Beamte und Personen des Soldatenstandes.
Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit und Leistung von Rechtshilfe im Heere.
Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst.
Verlagsrecht.
Private Versicherungsunternehmungen.
Seemannsordnung.
Strandungsordnung.
Schaumweinsteuer
Verkehr mit Wein.

Dies außer der alljährlichen Beratung des Reichshaushalts-Etats mit seinen Nebenetats für die Schutzgebiete 2c., den umfangreichen Rechnungs-

legungen, der Beratung von Resolutionen, Interpellationen u. s. w. Endlich hat in der Gesetzgebung selbst auch der Reichstag das Recht der Initiativanträge. Sofort beim Zusammentritt des Reichstags strömten auf ihn 51 Initiativanträge ein. Wenn man sie auch nicht alle als Beratungsstoff zu zählen hat, so sind doch einige und zwar recht umfangreiche und wichtige darunter: außer dem Diätenantrag der Toleranzantrag des Zentrums, die Gewerbegerichtsnovelle, die (ein seltener Fall!) wirklich durch alle drei Lesungen hindurch gekommen ist, und jener schon oft wiedergekehrte Antrag auf Abänderung der Strafprozeßordnung zur Wiedereinführung der Berufung.

Man braucht diesen Stoff nur einmal an sich vorüberziehen zu lassen, um sich zu sagen: dieser Massenfabrikation kann niemand mehr mit Interesse folgen. Die heute im Mannesalter stehende Generation, die in den früheren Zeiten ruhigen und intensiven Arbeitens Interesse gewonnen hat, wird es in gewissem Umfange noch behalten. Die junge Generation aber wächst von vornherein in der Anschauung auf, daß das Dinge seien, denen sie nicht folgen kann.

Alle die mit der heutigen Gesetzgebung unzufrieden sind, sind auf dem Irrwege, wenn sie bessere Gesetze verlangen. Was uns zunächst not thut, wäre eine Zeit mit weniger Gesetzen. Auch in der Gesetzgebung gilt das Sprichwort: Allzuviel ist ungesund!

Die öffentliche Meinung in Europa.

Von Guglielmo Ferrero (Turin).

Staaten, Völker und Gemeinwesen haben eine Seele wie die einzelnen Individuen. Den Inhalt dieser Seele bilden die Gedanken und Empfindungen, die von der Mehrzahl der einer Gemeinschaft angehörigen Persönlichkeiten in einem bestimmten Zeitpunkt gehegt werden; diese Gedanken und Empfindungen bezeichnet man gewöhnlich mit dem Ausdruck „öffentliche Meinung". Die öffentliche Meinung, in der sich die Seele einer Gemeinschaft offenbart, verändert sich von Zeit zu Zeit, bisweilen erst im Laufe einer Generation, bisweilen mehrere Male während derselben Generation, und ihre Veränderungen gehören zu den wichtigsten Erscheinungen des Völkerlebens.

Eine solcher Wandlungen hat sich augenblicklich in Europa zum Teil schon vollzogen, zum Teil ist sie noch in der Bildung begriffen. Wir alle spüren es, daß sich etwas in jener geheimnisvollen Welt unfühlbarer und unsichtbarer Phänomene verändert hat, welche die Seele so vieler unter einander verschiedener Nationen bilden, die doch alle durch eine grundlegende Übereinstimmung der Civilisation mit einander verbunden sind. Die politischen Ereignisse, die litterarischen Geschmacksrichtungen, die Sitten zeigen überall die Kraft dieser neuen Gedanken und Empfindungen. Wäre

es daher wohl möglich, mit einer gewissen Sicherheit wenigstens einige Züge dieses Umschwungs zu bestimmen?

Der am schärfsten sich ausprägende neue Zug der öffentlichen Meinung scheint mir die leichte Erregbarkeit sowie die Hinneigung zur Übertreibung zu sein. In der öffentlichen Meinung Europas zeigt sich heute das auffallende Bestreben, alle Ereignisse zu übertreiben, sei es Glück oder Unglück, Verdienst oder Unrecht, Drangsal oder Gefahr; Mücken werden zu Elephanten, Steinchen zu Felsblöcken.

In den Vereinigten Staaten wurde der so leichte und einfache Krieg mit Spanien wie eine homerische Heldenthat gefeiert; in England verherrlichte man Kitchener, dessen Sudanfeldzug sich bei einer unparteiischen Prüfung als ein leichter militärischer Spaziergang gegen schlechtbewaffnete, undisziplinierte barbarische Horden erweist, wie einen zweiten Scipio Africanus. Im verflossenen Jahre hatte es den Anschein, als wollte man durch den Chinafeldzug, den man überall als ein heldenhaftes, ruhmvolles und der Civilisation dienendes Unternehmen ausposaunte, den Lauf der Weltgeschichte ändern.

Aber von allen Ereignissen zeigte vielleicht am besten, sowohl in England wie auf dem Kontinent, der Transvaalkrieg diese unsere moralische Erkrankung. Der Krieg wurde durch unglaubliche Verleumdungen der Buren volkstümlich gemacht, indem man sie als grausame, unwissende, beschränkte, feige Barbaren verschrie, die sich bei den ersten Flintenschüssen sofort in alle Winde zerstreuen und ergeben würden. So begann der Krieg mit übertriebenem Enthusiasmus und überspannten Hoffnungen. Die ersten englischen Niederlagen gaben dann zu neuen, noch gröberen Übertreibungen Anlaß. Auf dem Kontinent jubelte man plötzlich über den endlichen Sturz Englands, das sich jetzt mit der Rolle einer Macht zweiten Ranges zu bescheiden hätte. In England dagegen nahm man die Haltung eines auf Tod und Leben kämpfenden Volkes an, die bei einem in einer abgelegenen Kolonie ausgefochtenen Krieg allzu tragisch war; ja, Austin, der „poeta laureatus“ der Königin Viktoria, verstieg sich so weit, daß er seinen Mitbürgern in einer Ode die Festigkeit des römischen Senats nach der Schlacht bei Cannae anempfahl. Ein neuer orgiastischer Ausbruch des Enthusiasmus begrüßte dann den ersten und vielleicht einzig wirklichen Erfolg der Engländer in diesem Feldzug, die Gefangennahme Cronjes und den Vormarsch des Heeres nach Bloemfontein; im Überschwang dieses Freudentaumels hielt man den Krieg bereits für beendigt und das Land niedergeworfen, bis die um so herbere Enttäuschung darauf erfolgte.

Auf diese Weise ist Europa das Land eines bis zum Delirium überhitzten aber ebenso leicht wieder verfliegenden Enthusiasmus geworden. Alle zwei Jahre erscheint in irgend einem Land ein Schriftsteller, Künstler

oder Komponist, der als das größte Genie, das je die Welt sah, begrüßt und ausposaunt wird. Nach kurzer Zeit aber wird das launenhafte Publikum seiner überdrüssig und wirft sich vor einem neuen Stern anbetend nieder. Heute z. B. rast man in den Ländern lateinischer Zunge geradezu vor Entzücken über den Roman „Quo vadis" des berühmten polnischen Schriftstellers E. Sienkiewicz. Seit mehr als einem Jahre kann man keine Zeitschrift öffnen, ohne einen Aufsatz über Quo vadis zu finden; geht man in Gesellschaft, so bildet das Hauptthema der Unterhaltung Quo vadis; tritt man in einen Eisenbahnwagen oder in eine Badeanstalt, so findet man dort mit tötlicher Sicherheit eine Dame ganz versunken in die Lektüre von Quo vadis.

Jeder neue Herrscher, der den Thron besteigt, wird wie ein Halbgott, von dem man Wunderdinge zu erwarten hat, begrüßt. So erging es Eduard VII. in England, und als im verflossenen Jahre Viktor Emanuel III. so unerwartet und unter so tragischen Umständen den Thron bestieg, brach in ganz Italien eine wahre Epidemie von verhimmelnden Kundgebungen aus; das Publikum schien einen Augenblick zu glauben, daß alle Übel, unter denen das Land litt, wie durch ein Wunder geheilt seien und daß nun wie auf einen Zauberschlag eine neue Ära begönne.

Diese leichte Erregbarkeit und diese Neigung zur Übertreibung verbinden sich in den verschiedenen Völkern Europas mit einem Dünkel, der seit zehn Jahren fortwährend zunimmt und der modernen Welt ein ganz fremdartiges Aussehen giebt. Vor dreißig Jahren gab es in Europa zwei durch Reichtum und Bildung hervorragende Länder, England und Frankreich, sowie einen durch seine jungen Kriegslorbeeren in den Vordergrund getretenen Staat, das neue Deutsche Reich und besonders Preußen. Die andern Staaten begnügten sich mit einer bescheidenen, keineswegs jedoch knechtischen Bewunderung dieser drei Mächte, die sie als ihnen nach der einen oder andern Seite überlegen anerkannten, und von denen sie lernen könnten. Heute sind alle, die Schüler wie die Meister, die Großen wie die Kleinen, überzeugt, die ersten zu sein, und in jeder Nation finden die Nachweise der eigenen Überlegenheit großen Beifall. Die Angelsachsen haben seit langem als die ersten die Lehre von ihrer Überlegenheit aufgestellt und sind heute geneigt, sie geradezu in einem Naturgesetz begründet zu finden. Die Deutschen halten sich zum mindesten den Angelsachsen für ebenbürtig und haben unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht Unrecht, da es ihnen während der letzten dreißig Jahre gelang zur militärischen Überlegenheit und zum Ruhm in den Wissenschaften noch die industrielle Überlegenheit hinzuzufügen. Die Russen sind fest davon überzeugt, daß Rußland von Gott zur Beherrschung der ganzen Welt auserkoren sei; und auch in den lateinischen Völkern, die eine vorübergehende Entmutigung

zeigten und geneigt zu sein schienen, gewisse, besonders im modernen Leben schädliche Fehler zu besitzen, arbeitet man heute eifrig darauf los, der Welt klipp und klar zu zeigen, daß die lateinische Civilisation die feinste und künstlerisch raffinierteste sei; daß Angelsachsen und Teutonen, trotz ihres Reichtums und größeren Machtgebiets auf dem Globus, im Grunde jedoch rohe und brutale Barbaren seien, völlig unfähig, den tiefsten und göttlichsten Ausdruck des Lebens, die Schönheit, zu begreifen. Der Transvaalkrieg und der unrühmliche, unentschiedene Sieg Englands haben in den lateinischen Völkern wieder das Selbstvertrauen und den Stolz auf die eigene Abstammung und Kultur geweckt. Wenn England, so dachte man, so schwere Irrtümer begehen konnte, so war man im Unrecht, die eigenen Irrtümer so hart zu verurteilen, wie man es in der letzten Zeit gethan hatte.

Mit andern Worten: Jedes Volk hält sich für das erste Volk der Welt und neigt daher zur Mißachtung der andern. Die öffentliche Meinung in Europa pendelt in merkwürdigem Widerspruch zwischen den schärfsten Gegensätzen hin und her, indem sich einerseits das weltbürgerliche Bewußtsein mit der Kultur, dem Verkehr und den immer stärker sich verzweigenden wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ländern immer weiter ausbreitet; andererseits aber verschärft auch der aufgestachelte nationale Stolz die Gegensätze, welche die fortschreitende Civilisation auszugleichen sucht. Während der Dreyfus-Krisis in Frankreich und in den für England unglücklichsten Tagen des Transvaalkrieges wurde die Lage der in Paris und London lebenden Fremden sehr bedenklich. Man sah sie schief an, belauerte und verdächtigte sie, ja man bedrohte sie sogar auf den Straßen. In Frankreich waren die Nationalisten besonders über den Anteil, mit dem man den dramatischen Vorgängen des Dreyfus-Prozesses im Ausland folgte, bis zur Siedehitze gereizt, indem man die ganze Angelegenheit als eine rein französische erklärte; in London lief einer meiner Freunde Gefahr von dem Pöbel mißhandelt zu werden, weil er sich als Fremder weigerte, am Tage der Übergabe Cronjes die Landesfarben anzustecken, und mußte von der Polizei beschützt werden.

Ein weiterer merkwürdiger Widerspruch, in dem sich gegenwärtig die öffentliche Meinung Europas bewegt, ist das Hin- und Herschwanken zwischen Idealismus und Brutalität. Sicherlich haben sich die Sitten und Anschauungen außerordentlich verfeinert. Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen den oberen und unteren Klassen, zwischen Reich und Arm, Regierung und Volk sind viel rücksichtsvoller geworden, als sie es um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts waren; indem sie viel von ihrer früheren Härte verloren, kamen sie einem feineren Empfinden von Menschenwürde, das durch alle Klassen ging, entgegen.

Auch die Verkehrsformen sind viel höflicher geworden. Das Zeremoniell hat sich verfeinert, der Komfort bis tief in die unteren Schichten verbreitet, und die allen Menschen, besonders aber den niederen Klassen, angeborene Brutalität ist beträchtlich abgeschliffen. Auch die militärische Ausbildung, die ihrer Natur nach am wenigsten auf Zartgefühl und Rücksichtnahme Anspruch erheben kann, ist rücksichtsvoller geworden, so daß die Soldaten heute im Vergleich zu früheren Zeiten, zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, in jeder Beziehung wie Gentlemen behandelt werden.

Aber trotzdem, oder gerade als Folge dieser Verfeinerung, greift eine neue Brutalität in Europa um sich, die man die nervöse oder cerebrale nennen könnte. Teils zeigt sich diese Brutalität in der Freude an grausamen Schauspielen, wie in Frankreich, wo die Regierung mit aller Macht dagegen zu kämpfen hat, daß die Stierkämpfe ein ebenso beliebtes Volksschauspiel wie in Spanien werden. Andererseits macht sie sich im künstlerischen und litterarischen Geschmack, wie z. B. in England, geltend, wo ein Schriftsteller wie Kipling zum Abgott der Frauen und oberen Klassen geworden ist, der mit Vorliebe eine dem Trunk ergebene und zu Raufereien stets bereite Soldateska, allmächtige Kaufherren in barbarischen Ländern, Piraten und skrupellose Briganten zum Vorwurf nimmt und idealisiert. Wiederum nach anderer Seite zeigt sie sich in unvermuteten und unerwarteten Wutausbrüchen der Masse. In Paris und ganz Frankreich beendeten die Nationalisten und Dreyfusianer ihre Zänkereien mit großen Knüppelschlachten. Zolas Haus mußte vor dem Vandalismus der wütenden Nationalisten von der Polizei geschützt werden, und um der Verteidigung Dreyfus' zu schaden, schoß man Labori einfach nieder. In England vermochten ein Jahr lang die Gegner des südafrikanischen Krieges keine Versammlungen abzuhalten, weil der imperialistische Haufen sie mit Stöcken und Steinen überfiel. Wie schrecklich diese in den europäischen Völkern schlummernde Brutalität ausarten kann, wenn sie nicht durch die Macht der Gesetze, durch die Vernunft und die öffentliche Meinung in Schranken gehalten wird, hat besonders der Feldzug in China gezeigt, der uns von neuem in unerwarteter Weise offenbarte, bis zu welchem Grade der Geist des Europäers aus dem Gleichgewicht kommen kann.

Hieraus könnte man folgern, daß die Civilisation den Menschen auf Umwegen zu barbarischen Neigungen und Bedürfnissen führt, sobald er sich nur einen Augenblick zu zügeln vergißt. Die eintönige Berufsarbeit hat das Gewissen der modernen Gesellschaft abgestumpft. Gleichsam als Reaktion dagegen regt sich das Verlangen nach immer neuen Anreizen, das einen so großen Teil des Lebens ausmacht, nun um so heftiger und sucht alle Mittel zu seiner Befriedigung, ohne selbst vor der Unterdrückung der Schwachen und der Grausamkeit gegen andere Menschen zurückzuschrecken.

Die Bestie im Menschen ist eben noch nicht überwunden sondern schläft nur inmitten der verfeinerten Kultur der Gegenwart in der menschlichen Seele. Deswegen thut fortwährende Wachsamkeit not und vor allen Dingen eine unermüdliche Erziehung der Massen und oberen Klassen, damit das Erwachen der tierischen Natur seltener und seltener wird.

Die eigene Reizbarkeit zu bändigen, der Sucht zum Übertreiben Schranken anzulegen, den Dünkel durch vernünftige Einschätzung des eigenen thatsächlichen Verdienstes herabzustimmen, vor allem aber die brutalen Instinkte in der eigenen Seele rücksichtslos zu vernichten, das muß die Aufgabe aller derer sein, die das sittliche Wohl unserer Gesellschaft fördern wollen und den sozialethischen Fortschritt der Massen erstreben.

Ist ein konstitutionelles Regime für Rußland zu wünschen?

Von Gustav Pipirs (St. Petersburg).

Die letzten russischen Studentenunruhen haben im Auslande vielfach ganz falsche Vorstellungen über die nächste Zukunft des Zarenreiches erzeugt. Es fehlt nicht viel, und Rußland befindet sich jetzt nach der Versicherung sensationell schreibender Journalisten in einem Zustande, der mit den Worten der Apostelgeschichte charakterisirt werden muß:

„Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus.“

Selbst Graf Leo Tolstoi scheint dieser Auffassung Vorschub leisten zu wollen, wenn er die ihm in der ausländischen Presse zugeschriebene Äußerung unwiderlegt läßt, daß die „Freiheit“ in Rußland plötzlich, gleichwie über Nacht, erscheinen werde.

Wer sich aber solchen Gedanken hingiebt, unterschätzt bedenklich die der russischen Regierung zu Gebote stehenden Machtmittel und beweist außerdem, daß er das wirkliche russische Leben nicht kennt, welches gar keine Kraft besitzt, das Gepräge, welches ihm eine zweihundertjährige Geschichte aufgedrückt hat, von heute auf morgen wegzuwischen. Was heute in Rußland vor sich gegangen ist, das hat die Bedeutung eines leichten Windes, der die Oberfläche des Meeres kräuselt. Das Meer selbst aber ist ruhig geblieben in seiner unergründlichen Tiefe.

Doch wir wollen heute nicht von den studentischen Unruhen sprechen, die in einzelnen Orten mit Gährungen in der Arbeiterbevölkerung teils parallel, teils vielleicht Hand in Hand gingen, sondern objektiv die Frage erörtern, ob man es als ein besonderes Glück zu preisen hätte, wenn Rußland wirklich eine Konstitution, ein parlamentarisches Regime erhalten

würde. Wir müssen hierbei aber von allen theoretischen Stilübungen absehen und uns auf den Boden der Wirklichkeit stellen.

Da ergiebt sich denn zunächst fast a priori der Satz, daß die internationale Politik es als einen Segen empfinden muß, daß Rußland absolut und nicht parlamentarisch regiert wird. Was einst Napoleon III. als politischer Gaukler sagte: „L'empire c'est la paix", das können die russischen Zaren mit einem unbestrittenen Recht für sich in Anspruch nehmen, insoweit von Nikolai I. an ihre europäische Politik in Frage kommt. Daß unter Alexander II. die russisch-türkischen Schlachten geschlagen werden konnten, resultirt nur daraus, daß der zarische Willen nicht stark und entschlossen genug war, den Tagesströmungen einen Damm entgegen zu setzen, daß der sogenannte Panslavismus uferlos das Reich überflutete, und die „Volksseele", deren Interpretation Katkow, Tschernjajew u. a. zu ihrem Monopol machten, als eine Art Göttin auf den Altar der auswärtigen Politik gelangte.

Wer die Akte der russischen Regierung und die Haltung unserer Presse, welche, und sei es auch nur faute de mieux, als Ausdruck der öffentlichen Meinung genommen werden muß, in den letzten Jahrzehnten mit einander vergleicht, wird zu der Überzeugung gelangen, daß die Thätigkeit der Regierung sich von der Sorge für die Erhaltung des Weltfriedens leiten ließ, während die Presse sich das Nützliche dieser Sorge nicht nur nicht zum Bewußtsein gebracht hat, sondern auch häufig genug sich in einem gegenteiligen Sinne ausgesprochen, dadurch Mißtrauen gegen die wahren Absichten der Regierung erweckt und so deren Thätigkeit oft außerordentlich erschwert hat.

Was das polnische Element anbetrifft, welches zu der russischen Journalistenwelt einen recht großen Prozentsatz liefert, so wird man dieses wohl von einer „mala fides" kaum freisprechen können. Für den polnischen Politiker bedeutet ein ruhiges Europa das Aussterben des politischen Polentums, und nur eine Durcheinanderschüttelung der Völkerinteressen läßt ihm gewisse Aussichten auf die Zukunft.

Der nationalrussische Journalist ist anders geartet, wenn er nicht aus geschäftlichen Augenblicksinteressen in rebus politicis die polnische Haut anzieht. Das russische Volk ist von Natur friedlich, es will keinen Streit mit dem Nachbar, es hat nur instinktiv das Bedürfnis sich auszudehnen, ohne sich die Frage vorzulegen, ob nicht dieses Bedürfnis andern unbequem werden könnte. Noch heute lebt in der russischen Volksmasse ein nomadenhafter Trieb. Derselbe kommt zum Ausdruck in dem oft so ziel- und planlosen Umherwandern von tausenden und abertausenden russischer Bauern, die das unbestimmte Gefühl leitet, daß es anderswo weit hinter dem Horizont, der ihm die Scholle umspannt, doch viel schöner und besser sein müsse. Mu-

tatis mutandis steckt ein guter Teil dieses Triebes auch noch in dem russischen Journalisten und in der von ihm geleiteten bessern Gesellschaft. Der russische Journalist ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, naiv chauvinistisch und aggressiv. Ihm schwebt nicht der Zusammenstoß mit andern Völkern als begehrenswertes Ziel vor, sondern das russische Interesse erfordert es eben einfach, daß Rußland seine Macht ausbreitet, und ist eine Position erreicht, so schließt sich an dieselbe ja gleich eine andere, die nunmehr ebenfalls erreicht werden muß. Zudem ist die Vorstellung von der Unendlichkeit der russischen Machtfülle dem Durchschnittsrussen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er den Gedanken, daß russische Wünsche einen ernsthaften Widerstand finden könnten, gar nicht recht aufkommen läßt. Rußland braucht nur energisch zu wollen, und man wird thun, wie Rußland will. Es geht eben dem russischen Volk in seiner Gesamtheit eine richtige Vorstellung von den Machtverhältnissen in Europa, von der Kraft der Nachbarvölker ab, ein Mangel, der sich an dem Frankreich Napoleons III. so bitter gerächt hat.

Wenn wir dies alles zusammenfassen, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß ein parlamentarisch regiertes Rußland die Gefahr von Konflikten mit den Nachbarstaaten außerordentlich verschärfen und ein Mitsprechen der Volksvertretung keine Gewähr dafür bieten würde, daß etwa auftauchende Differenzen im Geiste der Ruhe und Mäßigung zum Ausgleich gelangen. Die russische Regierung, an deren Spitze der absolute Zar steht, hat die Erfahrungen und die Einsichten einer alten Tradition für sich, dem russischen Volk aber kann der historisch-politische Sinn erst allmählich anerzogen werden, und Westeuropa thäte übel daran, das Experiment herbeizuwünschen, daß das russische Volk schon heute zum ausschlaggebenden Faktor in der internationalen Politik wird und seine Regierung lenkt, statt von ihr gelenkt zu werden.

Vom Standpunkt des Russen selbst aber kann natürlich die Frage, ob ein parlamentarisches Regime für Rußland heilsam wäre, nicht danach entschieden werden, ob Westeuropa ein solches wünscht oder nicht. Der Russe kann sich nur die Frage vorlegen, was Rußland selbst von dem einen oder andern Regierungssystem zu erwarten hat.

Die nichtrussischen Völkerschaften müssen natürlich von ihrem partikularistischen Standpunkt aus das Weiterbestehen des absoluten Regimes aufrichtig wünschen. Dieselben klagen schon jetzt über Unterdrückung und Hintansetzung dem nationalen Russentum gegenüber und fühlen sich teilweise als Bürger zweiter Klasse, aber es kann nicht geleugnet werden, daß die russischen Zaren stets von dem Grundsatze ausgingen, daß sie verpflichtet sind alle ihre getreuen Unterthanen mit gleicher Liebe und Fürsorge zu umfassen. Auch Alexander III. hat selbst in der heißen Russifizierungs-

periode der baltischen Provinzen dieser seiner Auffassung wiederholt Ausdruck gegeben. Die Zentralregierung läßt sich deshalb bei den Assimilisationsversuchen der andern Nationalitäten im allgemeinen von dem Bestreben leiten, berechtigte Eigentümlichkeiten der Fremdvölker möglichst zu schonen, und einzelne harte Übergriffe fallen meist den unteren ausführenden Organen zur Last und werden zuweilen auch korrigiert, wenn die Zentrale über die Sachlage aufgeklärt wird. In einem parlamentarischen Rußland aber würden die Fremdvölker zweifellos erleben, daß sie noch ganz anders angefaßt werden. Es würde dies nicht aus irgend einer besondern Grausamkeit der russischen Majorität fließen, sondern daraus folgen, daß der Russe noch keinen ausgeprägten Sinn für das historisch Gewordene besitzt, daß er gern nivelliert und es ihm leicht erscheint, an die Stelle dessen, was heute ist, etwas Neues zu setzen und nach einiger Zeit wieder etwas Neues.

Aber auch die einsichtigen Nationalrussen, welche ihr eigenes Volk gründlich kennen, haben wenig Sehnsucht danach, daß in Rußland Parlament gespielt wird. Die Stadtvertretungen mit ihren endlosen Redeschlachten, mit ihrem Unvermögen positiv zu schaffen, haben uns einen kleinen Vorgeschmack davon gegeben, was Rußland von einem Parlamente zu erwarten hätte. Die Wahrheit muß gesagt werden: Die Initiative zu positiven Leistungen, die Durchführung von wirklichen Reformen ist bisher immer nur das Verdienst der Regierungskreise gewesen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sich diese Lage in absehbarer Zeit ändern wird.

Wir wollen damit keineswegs sagen, daß die Zentralregierung immer tadellos funktioniert hat. Auch in ihr hat oft die Einsicht mit der Nicht-Einsicht gekämpft, und so manche ursprünglich höchst zweckmäßige Reformidee ist schließlich in das Gegenteil verkehrt worden. Zudem liegt oft in Rußland ein weiter Abgrund zwischen dem, was die Regierung auf dem Papier schafft, und der Ausführung seitens der unteren Organe.

Und hier kommen wir auf einen Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist, um Rußland auf ruhigem, friedlichem Wege die Bahn eines gedeihlichen Fortschrittes zu erschließen.

Rußland muß damit anfangen, womit auch der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. den Grund zu der innern Größe des preußischen Staates gelegt haben: mit der Schaffung eines pflichtgetreuen Beamtenstandes, dessen Thätigkeit durch das Gesetz bestimmt wird. An löblichen Vorschriften von Oben her mangelt es in dieser Richtung nicht, aber alle Vorschriften erweisen sich als unwirksam, solange die Möglichkeit zum größten Teile fehlt, Mißbräuche öffentlich aufzudecken, d. h. solange die Provinzialpresse unter Präventivzensur steht und die sogenannte freie Residenzpresse auch durch Erlasse angewiesen werden kann, das eine oder

andere Thema nicht zu berühren. Das Ministerium des Innern hat sich mit dieser Machtvollkommenheit im Grunde selbst eine Ruthe aufgebunden und sich der Gefahr ausgesetzt, von den übrigen Ressorts mehr, als ihm manchmal vielleicht lieb sein mag, mit Gesuchen behelligt zu werden, der Presse einen Maulkorb anzulegen.

Als Herr v. Witte erst kurze Zeit Finanzminister war, hatte derselbe u. a. den Plan gefaßt, die Salzsteuer wieder einzuführen. Dieses Projekt fand in der Presse eine so heftige Ablehnung und wurde mit so viel Bitterkeit kommentiert, daß Herr v. Witte den Erlaß auswirkte, die Presse solle sich nicht mehr mit der Frage der Salzsteuer beschäftigen!

Auf einem solchen Wege kann sich die Regierung natürlich oft der Möglichkeit berauben, die wahre Volksstimmung, die eigentlichen Volksbedürfnisse kennen zu lernen. Von der Provinz möchten wir am liebsten gar nicht reden. Hier verbietet der Zensor gewöhnlich die Erörterung aller Fragen, die den Lokalbehörden irgendwie unbequem sein können, die irgend einen Mißstand an das Licht ziehen wollen. Wieweit darin gegangen wird, zeigt die Geschichte, die dem Redakteur einer in einer Gouvernementsstadt erscheinenden Zeitung passiert ist. Derselbe wollte eine Lokalnotiz bringen, in welcher er rügte, daß sich auf der Hauptstraße die Schüler verschiedener Lehranstalten durch unpassendes lautes Benehmen unangenehm bemerkbar machten. Der Zensor fand den Abdruck dieser Lokalnotiz für durchaus unstatthaft, weil in derselben der Gouverneur, der Bischof, die Polizei und die Direktoren aller Schulen angegriffen würden. Aus der Mitteilung könne man herauslesen, daß in der Stadt in Abwesenheit des Gouverneurs (derselbe war auf Urlaub) Unordnungen vorgekommen wären; das wäre unstatthaft. Der Bischof würde sich gekränkt fühlen, weil er unter „Schülern" auch die Zöglinge des geistlichen Seminars verstehen könnte, der Polizeimeister, daß er nichts von diesem Lärm bemerkt habe, die Direktoren, weil es ihrer Ehre zu nahe gehe!

Noch charakteristischer vielleicht ist, daß in der großen Stadt Ssamara, in der viele schon auf den klugen Gedanken gekommen sind, sich Residenz-Zeitungen zu verschreiben, der Chef einer Behörde sich zunächst die von seinen Untergebenen abonnierten Blätter in sein Kabinet bringen läßt und diejenigen Zeitungsnummern, welche Korrespondenzen aus Ssamara enthalten, seinen Beamten einfach — unterschlägt.

Daß in diese Stickluft ein reinigender Windhauch eindringt, daß die Presse endlich dazu gelangt, wirksam Mißbräuche bekämpfen und so die Regierung in der Schaffung eines tüchtigen Beamtenstandes unterstützen zu können, das muß jeder russische Patriot auf das Heißeste wünschen. Die Kulturfrage in Rußland steht und fällt mit der Frage der Kultur des Beamten. Wenn die dünn gesäete Intelligenz allmählich auch zu

größerer Initiative gelangen sollte, wenn ihre Meinungen frei in der Presse zum Ausdruck kommen können, für die breiten Volksmassen wird noch auf absehbare Zeit der Beamte der Regulator alles Lebens bleiben.

Es läßt sich nicht verkennen, daß der gegenwärtige Minister des Innern, Sipjägin, und der Chef der Oberpreßverwaltung, Fürst Schachowskoi, den Aufgaben der Presse wohlwollendes Verständnis entgegenbringen, und daß die Bewegungsfreiheit der Presse in der letzten Zeit merklich größer geworden ist; aber jeder Personenwechsel kann diesen Zustand in das Gegenteil verkehren, und so erscheint eine reguläre Entwickelung der Presse nur möglich, wenn sie dem ordentlichen Gericht für etwaige Vergehen unterliegt, nicht aber in ihrer Thätigkeit durch „Ordonnanzen" bestimmt wird.

Der Jesuitismus in Spanien.

Von Segismundo Pey-Ordeix.*)

I.

Um den Jesuitismus, vor allem in Spanien, gründlich kennen zu lernen, ist es notwendig, seinen intimen historischen Charakter zu kennen, der in offenkundigem Gegensatz steht zu dem öffentlichen Charakter, den er sich beigelegt hat. Die Gründer des Jesuitismus, Loyola, Lainez, Salmeron, Nadal und Xaver waren Spanier; Spanier waren auch seine ersten Heiligen, Franz Borgia und Xaver. In Spanien entstand die Idee der Compagnie Jesu**), und in Spanien entstanden dem Jesuitismus auch

*) Don Segismundo Pey-Ordeix ist ein katholischer Priester in Barcelona, der seit einiger Zeit im Verein mit andern Geistlichen einen scharfen Kampf gegen den Jesuitismus und das von diesem beherrschte Papsttum führt. Er sieht im Jesuitismus die Hauptursache des Unglücks Spaniens und erstrebt die Wiedergeburt seines Vaterlandes durch eine religiöse Erneuerung, die zwar innerhalb des katholischen Rahmens bleiben, aber mit dem durch den Jesuitismus vertretenen politischen und geistlichen Despotismus gründlich aufräumen und so die Bahn zu einer gedeihlichen Entwickelung des Landes ebnen soll. Don Segismundo verficht seine Sache in öffentlichen Vorträgen sowie in einer Wochenschrift, die den Titel „El Urbion" führt, nach einer Bergfeste, die weder von den Mauren noch von den Franzosen erobert werden konnte. Außerdem hat Don Segismundo kürzlich ein Werk veröffentlicht unter dem Titel „Crisis de la Compañia de Jesús", in dem er seine Anklagen gegen den Jesuitismus ausführlich begründet. Der vorliegende Aufsatz, den der Verfasser uns in spanischer Sprache zugeschickt hat, kann als eine Art Inhaltsangabe dieses Buches betrachtet werden; er verbreitet außerdem Licht über Manches, was sich gegenwärtig in Spanien abspielt. (Die Redaktion.)

**) Wir behalten den Ausdruck „Compagnie" bei, da das spanische „Compañia" mehr sagt als das deutsche „Gesellschaft"; es bezeichnet nämlich auch die militärische Einordnung und Schulung, welche die Gründer ihrem Orden ohne Zweifel geben wollten. Red.

die heftigsten Gegner, so namentlich Palafox und Karl III. Die Seele der Gesellschaft war unzweifelhaft Ignatius von Loyola, das dreizehnte und letzte Kind aus der Ehe zwischen Beltran Vañez und Marina von Licona, das im Schlosse Loyola in Guipuzcoa im Jahre 1491 geboren wurde.

Wer war Ignatius von Loyola? Die Geschichtschreiber der Compagnie Jesu wollen durchaus nichts von seinem Leben bis zu seinem 31. Jahre wissen, sondern sie begnügen sich damit, uns mitzuteilen, daß er Page des katholischen Königspaares und dann Soldat war, der sich mit allen Läppereien eines Hofmanns und Soldaten beschäftigte. Um den Keim der Idee der Compagnie Jesu im Geiste des Ignatius zu finden und zu verstehen, muß man das Werk von Hermann Müller*) lesen, der merkwürdige Mitteilungen über den mohammedanischen Geist der jesuitischen Regeln macht und darin die Hand des scharfsinnigen Lainez erblickt, der die Fehler des unwissenden Ignatius korrigierte. Ein anderer moderner Schriftsteller hat nach einer anderen Richtung Nachforschungen angestellt und glaubt im Ursprung der Compagnie eine große Verwandtschaft mit der Sekte der Alumbrados (wörtlich: die Erleuchteten, eine Art Mystiker des 16. Jahrhunderts) sowie den großen Einfluß zu sehen, den Nadal auf die Konstitutionen des Ordens ausgeübt hat.**) Mit beiden Werken in der Hand kann man beweisen, daß die Idee der Compagnie nicht das einfache Werk des Ignatius war. Auf alle Fälle ist der Fabel, er habe in Manresa Offenbarungen empfangen, jeder Boden entzogen.

Die Compagnie hat in ihrer Geschichte die Beweise einer grenzenlosen Falschheit, Hinterlist und Grausamkeit geliefert. Diese Eigenschaften treffen wir auch im Leben des Ignatius. Seine Politik war äußerst verräterisch und arglistig, anmaßend in der Macht, kriecherisch in der Not und mehr als einmal verrückt waghalsig. Seine Vorbilder waren auch danach. Im Anfang seines Jesuitenlebens finden wir, daß ihn der Geist der Nachahmung beherrschte. „Der heilige Dominikus that dies, also kann ich es auch thun; der heilige Franziskus that jenes, also kann ich es ihm nachthun," das sind die Worte, die von ihm die jesuitischen Geschichtschreiber berichten, als er schon 31 Jahre alt war. Er hatte wohl auch ein historisches Vorbild, dem er nachzufolgen sich vornahm. Die Geschichte berichtet uns, daß er leidenschaftlich Ritterbücher las; er hatte auch seine Dulcinea, die, wie man vermutet, keine Geringere war als Donna Germana de Foix, die jugendliche Witwe Ferdinands des Katholischen. So verliebt war er in seine Dame, daß er, um in ihren Augen nichts zu verlieren, eine höchst schmerzhafte Operation am Knie vollziehen ließ und sie mit äußerster Wider-

*) Les origines de la Compagnie de Jésus. Paris 1898.

**) Crisis de la Compañia de Jesús. Tomo I. Barcelona 1901.

standskraft ertrug. Von seiner Verliebtheit wurde er zwar geheilt, aber er blieb sein lebenlang hinkend. Als sein Bein noch lange nicht heil war, begab er sich nach Monserrat. Auf dem Wege dahin befragte er seinen Maulesel um seine Meinung über Tod oder Leben eines Mauren*), gerade wie er später über seinen Beruf den idiotischen Einsiedler von San Vito befragte.**)

Ignatius hatte auch noch andere Gelegenheit, zu einem Muster und Vorbild zu kommen. Als er 16 Jahre alt war, kam nach Azpeitia, wo er sich befand, der berühmte und berüchtigte Cäsar Borgia. Welches die Gespräche waren, die in dem Lande über ein solches Ereignis gepflogen wurden, kann man sich denken, wenn man erfährt, daß Cäsar Borgia damals Bischof von Pamplona war, der Heimat des Ignatius; er war außerdem der Schwager des Königs von Navarra und der berühmteste Mann seiner Zeit, vor dessen Strahlenkranz der Glanz aller legendären Ritter sich verdunkelte. Dieses Ereignis mußte natürlich einen tiefen Eindruck auf die Phantasie des Ignatius machen, der in dem gefeierten Borgia das Vorbild fand, das er in sich zu verwirklichen oder dem er wenigstens nachzufolgen sich entschloß. War das nun wirklich das ritterliche Ideal des Ignatius? Psychologen kennen den Einfluß, den auf die Phantasie eines sechzehnjährigen Jünglings die Berichte über das außergewöhnliche Leben und die Thaten Cäsar Borgias ausüben konnten; sie können auch leicht die Spuren borgianischer Sitten in Ignatius und in seiner Compagnie finden, und so können sie auch die Frage entscheiden, ob die jesuitische Politik nicht die genaue Praxis der Schule Macchiavellis ist, der die Kunst der Politik an der Seite Cäsar Borgias lernte.

II.

Die Besonderheit des Ignatius, vom Beginn seines Apostolats an, war der Unterricht aristokratischer Damen. In Manresa benutzte er die Verbindungen der Amigant, in deren Haus er als armer Kranker aufgenommen war, und knüpfte Beziehungen zu verschiedenen Damen an. Eine derselben verlor lieber einen großen Prozeß, als daß sie auf die Freundschaft mit Ignatius verzichtete***), und so groß war die Zahl derer, die sich

*) Er begegnete unterwegs einem Mauren und knüpfte ein religiöses Gespräch mit ihm an. Als der Maure die Mutter Gottes lästerte, kam dem Ignatius der Gedanke, ihn dafür zu töten; da ihm aber auch Zweifel aufstiegen, ob dies recht gethan sei, beschloß er, seinen Maulesel durch eine Art Gottesurteil entscheiden zu lassen, je nachdem er an einem Scheidewege nach rechts oder nach links einbog. Der Maulesel schlug den Pfad ein, der dem Mauren das Leben rettete. Red.

**) Ribadaneira, Vida del bienaventurado S. Ignacio Cap. IX. Garcia, Vida de S. Ignacio lib. I, Cap. I.

***) Vgl. das schon angeführte Werk Garcias.

um ihn drängten, daß die Bevölkerung ein Ärgernis daran nahm und der Heilige es für geraten fand, nach Barcelona zu flüchten. Hier finden wir ihn nach kurzer Zeit als Tischgenossen einer Dame, deren Gatte die Eigenschaft hatte, daß er blind war. Später hielt er Zusammenkünfte mit Damen in Alcala und Salamanca ab, und das Gleiche that er in Italien. In beiden Halbinseln und in Paris machte er sich der Kirche verdächtig und wurde bald als Alumbrado, bald als Neuerer, bald gar als Ketzer prozessiert, so daß er sich in Rom als einen „verlorenen und verbrecherischen Menschen" charakterisierte, der nichts zu thun wisse, als „alle göttlichen und menschlichen Gesetze zu übertreten". Durch die Prozesse in Rom, Venedig, Paris, Salamanca und Alcala und durch die Ärgernisse in Manresa mußte sich Ignatius eine große Erfahrung im Gerichtswesen aneignen. Dadurch erklärt sich auch die Zurückhaltung und die Vorsicht, die der Jesuit in der Regel übt.

III.

In Spanien hatte der Jesuitismus bald mächtige Gegner. Der heilige Thomas von Villanueva war der erste, der sich beunruhigte, als er die religiösen Praktiken der Jesuitenväter sah. Melchior Cano und Arias Montano, zwei der bedeutendsten Theologen ihrer Zeit, bekämpften die Compagnie mit der größten Entschlossenheit und Thatkraft. Mariana übte die schärfste Kritik an dem despotischen Regimente des Generals, und Philipp II., der den verhängnisvollen Einfluß der Compagnie in der internationalen Politik ahnte, that alles, was er konnte, um die spanischen Jesuiten dem Machtgebot des in Rom residierenden Generals zu entziehen. Die heilige Therese hatte sich über mehrere Väter zu beklagen; der heiligmäßige Bischof Palafox sah sich durch sie verfolgt und mit dem Tode bedroht; er klagte sie bei Innozenz X. der ungeheuerlichsten Verbrechen an. Ein anderer heiliger Bischof, der ehrwürdige Lanuza, wandte auf die Compagnie die Prophezeiung der heiligen Hildegard an, indem er sagte, daß der Jesuitismus alle wesentlichen Eigenschaften des Antichrist an sich habe. Auf Veranlassung der religiösen Orden, der geängstigten Monarchen und der empörten Kirche hob Clemens XIV. den Jesuitenorden auf, wobei ihn namentlich Karl III. und die andern bourbonischen Höfe unterstützten.

Als die Compagnie unterdrückt und aufgelöst war, fehlte nur noch, daß sie auch begraben wurde. Die Heiligsprechung des großen Jesuitenfeindes Palafox wäre der Stein gewesen, mit dem die Kirche das Grab der Compagnie für immer verschlossen hätte. Schon schien alles gut vorbereitet, da kam die Verhandlung der Kongregation vom 28. Januar 1777 über die Tugenden des Ehrwürdigen, die jede Hoffnung vernichtete. In keinem Falle, wie in diesem, zeigte sich so die große Gewandtheit der

Jesuiten. Sie fanden Mittel, selbst unter die erprobtesten Personen, die in der Sache zu entscheiden hatten, ihre Leute einzuschieben und so die Heiligsprechung zu verhindern. Die Beweise dafür hat der Karmeliterpater Antonio de los Reyes geliefert in seinem Briefwechsel mit dem Beichtvater Karl's III.; ich bin im Besitze dieses Briefwechsels. Der Karmeliter, einer der Postuladoren, welche die Heiligsprechung beantragten, berichtet von geheimen Zusammenkünften, die er mit einem verkleideten spanischen Jesuiten in Bayonne hatte; in Polen hatte er mehrere solche Zusammenkünfte, und selbst in das Hospiz der Karmeliter in Rom drangen verkleidete Jesuiten, um mit dem Verräter zu verhandeln; sie wohnten auch den Versammlungen bei, die in den Häusern Don Juan del Castillo's, Arrieta's und Salazar's abgehalten wurden. Als Vermittler diente ihnen bei diesen Verhandlungen ein Neffe des Postuladors, der ebenfalls Jesuit war.

Die Compagnie wurde nicht für immer begraben, sie konnte sogar aus dem Grabe wieder hervorgehen, dank der guten Dienste Potemkin's, des liederlichsten Günstlings Katharina's II. von Rußland. Sie wurde in Spanien wieder eingeführt, später wiederholt vertrieben und wieder zugelassen. Gegenwärtig stehen die Jesuiten in Macht und Glanz, wie selten zuvor.

IV.

In den letzten dreißig Jahren ist die Geschichte der Compagnie Jesu in Spanien eine sehr reichhaltige gewesen. Seit der konstitutionell-monarchischen Restauration (1875) predigten sie den Karlismus mit einem solchen Eifer, daß man sie für die Führer desselben halten konnte; die Führer selbst beeilten sich, der Leitung der Väter in allen politischen Angelegenheiten zu folgen. Die Angriffe gegen die Monarchie und die verfassungsmäßige Politik waren zahllos; die Zeitungen haben unaufhörlich davon berichtet. Als aber Don Carlos sich weigerte, auf die Pläne der Jesuiten einzugehen, erklärten ihm die Jesuiten den Krieg. Von da an bekämpften sie den Karlismus und spalteten ihn schließlich, indem sie die neue Partei der Integristen bildeten, deren einziger Zweck es war, die nichtjesuitischen Bischöfe und Orden anzugreifen, indem man sie als liberal oder wenigstens dem Liberalismus zugeneigt hinstellte. Durch diese Agitation spalteten die Jesuiten auch den Episkopat selbst in zwei entgegengesetzte Parteien; ebenso spalteten sie den weltlichen und den Ordensklerus und schließlich das katholische Volk Spaniens selbst, dem sie durch ihre Polemiken, Angriffe und Streitereien ein skandalöses Schauspiel bieten. Obgleich sie sich als die Führer einer Oppositionspartei betrachten, so paktierten sie doch mit der regierenden Dynastie. So erhielten sie weitgehende Zugeständnisse nicht blos von den konservativen, sondern auch von den liberalen Regierungen. Sie wurden zu

wichtigen Missionen gebraucht und erwarben sich durch ihre traditionelle Gewandtheit manche Sympathien zumal in militärischen Kreisen. Durch ihre erotische Gefühls-Mystik gewannen sie eine große Anzahl Frauen namentlich in der Aristokratie. So brachten sie es allmählich dazu, daß Generale wie Azcarraga und Polavieja ihnen gehorchen und daß Politiker wie Maura und Gamazo zu ihrer Verfügung stehen. Da sie jetzt dem konstitutionellen Liberalismus huldigten, opferten sie die Partei der Integristen; sie verwandelten die politischen Vereine in Arbeiter-Vereine, gründeten Zeitungen zur Bekämpfung ihrer früheren Blätter und unterhöhlten so den Boden, auf dem die Führer der Integristen standen.

V.

Jahrelang traten die Feinde der Compagnie aus der platonischen Gegnerschaft nicht heraus. Das demokratische Volk verfluchte die Jesuiten aus alter Gewohnheit, das eifrig-katholische Volk betete sie an, die Gleichgültigen gestalteten ihr Verhältnis nach den Anforderungen des guten Tones, und sogar die Liberalen hielten es für ein Gebot der Höflichkeit, sich mit den Jesuitenvätern auf guten Fuß zu stellen. Da sie sich nun straflos glaubten, erlaubten sie sich alle Arten von Ausschreitungen. Die Exjesuiten Hermano Juches und Sarmiento haben die korrumpierten Sitten der Jesuiten geschildert, und die Patres Sanz und Garzon in Madrid, Larrua in Barcelona, Mendia in Santander, Paz in Valladolid und Sola in Valencia haben durch ihr Auftreten die Politiker in Unruhe versetzt. Die Erschleichung von Testamenten, wie das der Herzoge von Pastrana, die Zerstörung von Ehen, wie die der Tabernero, wo beide Gatten, er und sie, Jesuiten wurden, die Pflege der Beziehungen zur Aristokratie, die offenkundige Umschmeichelung reicher Damen, wie die Frau von Villahermosa und Frau Chopitea, die skandalöse Verfolgung des Dichters Verdaguer, die auffallenden Verbindungen mit den Häusern Sevillano, Comillas, Satrustegui, Sobradiel und unzähligen anderen, und endlich die Gründung zahlreicher jesuitischer und jesuitenfreundlicher Kongregationen, wie die Gesellschaft Mariä, die Damen vom heiligen Herzen, die Töchter der unbefleckten Empfängnis, die Maristen, Pic-Pusianer u. s. w., — dies alles hat das Volk aufgeregt und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Mit ihrem Einfluß und ihren Kollegien haben die Jesuiten die Privatlehranstalten zu Grunde gerichtet und den offiziellen Staatsunterricht zum Tode getroffen; mit ihren Zeitungen haben sie die Leitung der Presse an sich gerissen; mit ihren industriellen Unternehmungen, Asylen u. dgl. haben sie tausenden von Arbeitern das Brod genommen; mit ihrer Ausbeutung der Andacht haben sie dem Weltklerus das Almosen der Messe und die Beiträge zur Stiftung frommer Werke entzogen. Gestern

waren sie Feinde der Dynastie und reizten gegen diese die Karlisten auf; heute sind sie Freunde der bestehenden Regierung und verfolgen den Karlismus auf den Tod; gestern waren sie Gegner des Episkopats und schürten im Klerus den Aufruhr; heute sind sie Anhänger der Bischöfe und tyrannisieren den Weltklerus. Kurz: in dem politischen, religiösen und sozialen Zersetzungsprozeß, den Spanien gegenwärtig durchzumachen hat, ist die Compagnie Jesu das Element, das am meisten zersetzend und auflösend wirkt.

Was werden die Folgen für die Zukunft sein? Das ist schwer im Voraus zu sagen. Auf religiösem Gebiete droht das Schisma. Der Primas von Toledo und der Erzbischof von Sevilla sind einander entgegengesetzte Pole; der eine strebt nach der Wiedereinführung der Inquisition und der andere nach der religiösen Freiheit des Klerus in den Vereinigten Staaten. Auf politischem Gebiet herrscht der Widerstand gegen den liberalen Geist in den niederen Klassen, während die höheren Klassen mit der Inquisition liebäugeln. Auf dem ökonomischen Gebiete macht das Elend furchtbare Fortschritte; wer es noch kann, der wandert aus. Die Sittenlosigkeit hat überall um sich gegriffen; die nicht konkordatsmäßigen Diözesanbischöfe fälschen die Quittungen für die Pfarrlasten, um sich vom Staate Einnahmen zu verschaffen, die ihnen nicht gebühren; die mildthätigen Werke gehen zurück; Ehedispense und andere Einrichtungen machen aus den bischöflichen Palästen wahre Zoll- und Steuerämter. Die offizielle Korruption führte zu der Katastrophe von Cuba und den Philippinen, von wo die Spanier, Mönche wie Freimaurer, gleich Räubern und Wilden ausgetrieben wurden. Die politische Sittenlosigkeit, die für das Ausland unbegreiflich ist, führt zu Schauspielen, wie das der Wahlen von Barcelona, wo die Behörden vor dem Volke sich zurückziehen mußten. Das Gesetz ist in Bankerott erklärt, die Polizei rekrutiert sich aus ehemaligen Sträflingen, die Klosterleute gehen nur auf Gelderwerb aus, die offizielle Geistlichkeit lebt elend, mit einem monatlichen Sold von 35 Pesetas. Was wird aus diesem Volke werden, das auf sich selbst immer so stolz gewesen ist?

Spanien ist das unglücklichste Land der Erde, weil in ihm der Jesuitismus herrscht. Ein Volk ohne Glauben und Vertrauen, ohne Männlichkeit, ohne Kraft, ohne Gesetz, ohne Wissenschaft, ja ohne Ehrgefühl. Das Höchste, was es thun kann, ist, zu wünschen, daß die andern Völker zusehen, ob es einen Schmerz giebt wie diesen Schmerz, und zu hoffen, daß der Geier des Jesuitismus endlich aufhöre, die Knochen eines stinkenden Kadavers zu entfleischen. Aber schon bereitet sich, wie es scheint, ein Rückschlag vor: furchtbar ist der Zorn eines Volkes, das sich dafür rächt, daß man ihm moralisch und materiell das Vaterland gemordet hat.

Barcelona, 26. Mai 1901.

Die Reservatio mentalis in der indischen Märchen-Litteratur und in Tristan und Isolde.

Von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

Seitdem sich die Tagespresse infolge des Aufsehens, das die Graßmann'sche Broschüre erregt hat, so intensiv mit der Moraltheologie befaßt, welche von der römisch-katholischen Kirche gelehrt wird, sind Gegenstände wie der des Probabilismus und der Reservatio mentalis*) wieder aktuell geworden. Unter diesen Umständen ist es vielleicht für das größere Publikum von Interesse, daß die Reservatio mentalis, speziell in jenem Falle, wo sie von der Ehefrau dem Ehegatten gegenüber angewandt wird, schon viele Jahrhunderte vor Liguori und Gury in indischen Fabeln eine wichtige Rolle spielt. Theodor Benfey hat in seinem 1859 erschienenen Werke über das Pantschatantra wohl zum ersten Male auf das Vorkommen der Reservatio mentalis in den indischen Fabeln hingewiesen, und wir wollen nachstehend den Inhalt diese Fabeln mitteilen.

Zunächst erwähnenswert ist die 15. Erzählung in der Çukasaptati (die 70 Erzählungen eines Papageien). In dieser wird von einer ungetreuen Gattin namens Crivadevi erzählt, welche von ihrem Schwiegervater überrascht wurde, als sie mit ihrem Buhlen zusammen war. Der Schwiegervater zog ihr eine Spange vom Fuße und nahm diese mit sich. Als die Ungetreue das bemerkt hatte, schickte sie ihren Buhlen eiligst weg und ging zu ihrem Gatten, den sie plötzlich aus dem Schlafe weckte, indem sie sich bitter bei ihm darüber beklagte, daß ihr der Schwiegervater eine Spange vom Fuße gezogen habe, während sie bei ihrem Gemahle gewesen sei. Am andern Morgen verlangte der Gatte die Spange zurück, aber der Schwiegervater beschuldigte seine Schwiegertochter, daß sie bei einem fremden Manne gewesen sei. Crivadevi leugnet und erklärt sich bereit, ein Gottesurteil anzurufen, indem sie spricht (das Folgende geben wir nach Richard Schmidt's Übersetzung): „„Hier im Dorfe steht im Norden ein Yaksha, zwischen dessen Beinen will ich hindurchgehen. Wer auch immer die Wahrheit sagt, der geht zwischen den Beinen unversehrt hindurch, das ist bekannt““. Als der Schwiegervater dazu seine Einwilligung gegeben hatte, ging die Ungetreue, ehe es Tag ward, in das Haus des Buhlen und sprach zu ihm: „„He! Geliebter! frühmorgens will ich, eines Gottesurteils halber, zwischen den Beinen des Yaksha hindurchgehen. Du mußt dorthin kommen, dich wahnsinnig stellen und mir um den Hals fallen.““ Als er zugesagt hatte, ging sie in ihr Haus zurück. Am Morgen nun versammelte sie alles Volk, nahm Blumen, unenthülstes Korn u. s. w., ging

*) Der innere Vorbehalt beim Eid.

nach dem Tempel des Yaksha, nahm in dem nahen Teiche ein Bad und ging den Yaksha anzubeten, als ihr Buhle nach der vorher getroffenen Verabredung als Wahnsinniger seine beiden Arme um ihren Hals schlang. Da rief sie: „„He! was soll das?"" und ging nochmals baden, während der Verrückte von den Leuten an der Gurgel gepackt und von dem Platze entfernt wurde. Als sie ihr Bad vollendet hatte, trat sie zu dem Yaksha, erwies ihm mit Blumen, Spezereien u. s. w. ihre Verehrung und sprach, so daß alle es hören konnten: „„He! Ehrwürdiger Yaksha! wenn mich außer dem eigenen Gatten und diesem Verrückten noch ein anderer Mann jemals berührt hat, dann möge ich zwischen deinen Beinen hindurch keinen Weg finden."" Mit diesen Worten schritt sie vor den Augen aller Welt zwischen die Beine und hindurch; und der Yaksha stand da, indem er ihre Schlauheit im Herzen lobte. Sie aber ging in ihre Behausung, indem sie von allen Leuten als Gattentreue gepriesen wurde." —

Ein weiteres Beispiel für die Reservatio mentalis findet sich in einer Erzählung der mongolischen Märchensammlung „die Geschichte des Ardschi Bordschi Chan", welche B. Jülg in seiner im Jahre 1867 zu Innsbruck erschienenen Schrift „Mongolische Märchen" mitteilt. Da diese Erzählung zu lang ist, um hier ausführlich wiedergegeben zu werden, wollen wir uns auf eine gedrängte Inhalts-Angabe beschränken.

Vor Zeiten lebte ein König, der eine Tochter namens Naran Gerel („Sonnenschein") hatte. Diese Tochter wurde so streng gehalten, daß jedem, der sie ansah, die Augen ausgestochen und jedem Manne, der in ihr Zimmer trat, beide Beine entzweigeschlagen wurden. Eines Tages erlangte aber die Tochter doch die Genehmigung auszufahren, nachdem allen Männern und Frauen geboten worden war, die Fenster und Thüren zu schließen und nicht herauszutreten. Ein Minister namens Ssaran (Mond) war aber doch auf den Söller gestiegen, um die Königstochter zu sehen. Als ihn Naran erblickte, machte sie ihm Zeichen, die der Minister nicht verstand. Er ging darum nach Hause zu seiner klugen Frau, welche ihn darüber aufklärte, daß ihn die Königstochter eingeladen habe sie zu besuchen. Die Frau gab ihm einen Edelstein mit auf den Weg, indem sie bemerkte, daß er ihm vielleicht von Nöten sein werde. In ihrem Blumengarten traf nun der Minister die Königstochter, und sie blieben bis Sonnenaufgang zusammen. Aber dann erschien der Beamte, der die Aufsicht über den Garten hatte, mit hundert Bewaffneten. Er erkannte die Königstochter und den Minister und setzte beide ins Gefängnis, indem er sich sagte, daß es ein gutes Werk sei, solch' ein Mädchen unschädlich zu machen, um dessentwillen den Leuten die Augen ausgestochen und die Beine entzweigeschlagen würden.

Mit Hilfe eines Mannes, dem Naran den Edelstein geschenkt hatte,

wurde die Frau des Ministers von dem Geschehenen unterrichtet. Sie machte sich gleich auf den Weg, indem sie ein Körbchen mit Früchten mitnahm, die sie angeblich ihrem kranken Gemahl bringen wollte. Der Aufsichtsbeamte ließ sie hinein, indem er sprach: „Bei einem Weibe sind viele Reden unnötig, — tritt rasch ein und wenn Du ausgeteilt hast, so komme wieder heraus". Aber die Gemahlin des Ministers setzte der Naran den Hut auf, welchen sie trug, ließ sie hinausgehen und blieb selbst bei ihrem Manne zurück. Als nun der König erschien, den man herbeigerufen hatte, fand er seine Tochter nicht, sondern lediglich den Minister zusammen mit dessen eigener Frau, welcher den König belog, indem er erzählte, sie beide seien im Blumengarten gewesen, und der Aufsichtsbeamte habe sie irrtümlicherweise verhaftet. Da wurde der König zornig und übergab dem Minister den Aufsichtsbeamten samt den hundert Bewaffneten auf Gnade und Ungnade. Der Aufsichtsbeamte erklärte aber, er halte trotz alledem daran fest, daß es Naran gewesen — er wolle gern sterben, doch solle Naran zuvor einen Reinigungseid über Gerstenkörnern schwören: „„Bei einer solchen Gelegenheit pflegt alles, was Gerstenkorn heißt, sobald ein Mensch schwört, der vorher Böses gethan hat, auf falsche Worte hin mächtig in die Höhe zu schießen, auf wahre Worte hin wächst sicherlich nichts"". —

Nun heißt es weiter wörtlich im Texte der mongolischen Erzählung: Naran Gerel sprach zu ihrem Vater: „Warum soll ich, Deine einzige Tochter, schwören? Mag ich aber nun eingezogen oder zuchtlos mich aufgeführt haben, vor einer zahlreichen Menge will ich den Eid leisten." Der König ging darauf ein und ließ mittelst einer Kundmachung das Volk sich versammeln.

Als die Gemahlin des Ministers dies erfahren, bestrich sie ihren Mann am ganzen Leibe mit schwarzer Farbe und, indem sie auf diese Weise ihn ganz schwarz aussehend gemacht, gab sie ihm folgende Anweisung: „Zur Stunde, wenn sich die Königstochter Naran daran macht, bei der Führung ihres Prozesses vermittelst Gerstenkörnern den Eid zu leisten, da begieb Dich, das eine Auge halb schließend, auf einem Fuß hinkend, blindlings, blödsinnig lachend, ein als Stab dienendes Stück Holz in die Hand nehmend, unter allerlei bösartigen Bewegungen in die zahlreiche Versammlung; bei dieser Gelegenheit wird vielleicht die Königstochter Naran irgend einen Ausweg finden; den königlichen Unterthanen suche ihr Essen wegzunehmen." Mit solchen Anweisungen entließ sie ihn. Als er nun diesen Vorschriften gemäß auftrat, sprach der König: „Entfernt doch dieses widrige, abscheuliche Wesen, das man nicht anschauen kann." Während ihn nun die Minister, den Abscheu gegen ihn noch mehr erregend, etwas weiter zurückstießen, erhob sich die Königstochter Naran und sprach zu ihrem Vater also: „Während ich unschuldig bin, hat mich dieser Auf-

sichtsbeamte verleumdet. Indessen über diesen Gerstenkörnern hier zu schwören, verstohlene Liebe, so lange man jung heißt, gänzlich abzuschwören, das wäre gegen alle Gewohnheit. Dessenungeachtet aber will ich, indem ich auf irgend ein Mannsbild hinweise, den Eid leisten. Wenn ich nun auf einen schönen Mann hinweisen und schwören wollte, so würde ich neuerdings mit diesem Scherz treiben. Ich zeige Euch daher diesen mißgestalteten Menschen hier, bei ihm will ich schwören, sprecht nur Euere Zustimmung dazu aus." Da riefen die sämtlichen Minister: „Wie kann die Königstochter auf ein so häßliches, widriges Geschöpf hinweisen und bei ihm schwören?"

Doch Naran antwortete: „Das verschlägt nichts; laßt mich einmal mit dem in Wirklichkeit verbunden gewesen sein; was für ein besonderer Mut gehört denn dazu, ein nichtiges Geständnis abzulegen?" Dabei erhob sie sich und begann also: „Von klein an bis auf heute habe ich meines königlichen Vaters Namen nimmermehr befleckt; der einzige Mann, den ich geliebt, ist dieser mißgestaltete Mensch hier; mit einem andern Manne außer ihm habe ich nimmer Umgang gepflogen." In solchen Worten leistete sie ihren Eid. Da sie ihrerseits die Wahrheit gesprochen, so erhoben sich die Gerstenkörner auch nicht im Geringsten. Der König an der Spitze und alle insgesamt glaubten jetzt an die Unschuld der Königstochter Naran. Den Aufsichtsbeamten ließ der König hinrichten, den Minister ließ er straflos ausgehen."" —

Wie die meisten Erzählungen indischen Ursprungs hat auch die Geschichte aus der Çukasaptati mannigfache Wanderungen erlebt. Benfey verfolgt sie zu den Arabern, und was noch wichtiger ist, bis in den Heptameron, der Novellensammlung der Margarete von Valois, indem er darauf hinweist, daß in der 38. Novelle ein angeschuldigtes Mädchen mit einer reservatio mentalis auf die Hostie schwört, um ihren Bruder, einen Geistlichen, zu entlasten von schwerer Schuld.

Jülg hat in seiner obengenannten Schrift die Behauptung verfochten, daß die mongolische Erzählung aus der „Geschichte des Ardschi Bordschi Chan" die Urquelle für die Erzählung von dem Gottesurteil in Gottfried von Straßburgs berühmter Dichtung „Tristan und Isolde" sei. Die Königin Isolde muß sich durch das Berühren des glühenden Eisens von dem Verdachte reinigen, daß sie mit Tristan, dem Neffen des Königs, sträflichen Umgang gehabt habe. Auf daß sie den gleichzeitig zu leistenden Reinigungseid zu leisten vermöchte, hatte sie den Tristan, der unerkannt in Pilgerkleidung auf ihren Ruf zu ihr geeilt war, bewogen, sie von einer Barke in seinen Armen ans Land zu tragen und vor den Augen aller Ritter mit ihr zur Erde zu fallen. Über den Reinigungseid der Isolde, bei welchem sie mit einer reservatio mentalis

schwört, heißt es in Gottfried von Straßburgs Dichtung (bearbeitet von Wilhelm Hertz, Stuttgart 1894, Cotta, Seite 350 ff.):

„Herr König, fiel die Herrin ein,
Was sie auch reden insgemein,
Der Eid muß doch vor allen
Euch und nur Euch gefallen.
Und darum seht nun selber zu,
Was ich hier spreche oder thu',
Ob ich den Eid Euch sage,
So daß er Euch behage.
Der wirre Hader schweige still;
Vernehmt, was ich Euch schwören will:
Daß außer Euch kein and'rer Mann
Kunde meines Leibs gewann,
Und daß wahrhaftig, wenn nicht Ihr,
Kein Lebender auf Erden mir
Im Arm und an der Seite lag
Als der, den ich nicht leugnen mag —
Was würd' es mir auch taugen,
Da Ihr mit eig'nen Augen
Ihn saht in meinem Arme —
Der Pilgersmann, der arme:
So helfe mir denn, red' ich wahr,
Mein Gott und aller heil'gen Schar,
So daß ich ohne Wehe
Das Urteil hier bestehe."

Nachdem Isolde den fraudulösen Eid geleistet hat, trägt sie das glühende Eisen, ohne daß es ihr Schaden thut, und König Marke ist von der Unschuld seiner Gemahlin überzeugt.

Per Hallström.

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

Ein in Dänemark sehr bekannter Gelehrter, der kürzlich verstorbene Professor Carl Lange, behauptete hartnäckig, die Schweden wären das begabteste Volk der Welt. Er begründete dies nicht in einer für Nicht-Schweden hinreichend überzeugenden Weise, so daß der Satz auf sein Konto gestellt werden muß; doch dürfte er recht wohl gewußt haben, was er sagte.

Sicher ist, daß die Schweden ausgezeichnete Künstler sind und einen sehr hohen Rang in der Poesie und in der bildenden Kunst einnehmen. Unter den Dichtern haben in den nordischen Landen insbesondere Strindberg und Geijerstam, Heidenstam und Levertin verdiente Anerkennung errungen. Per Hallström und Tor Hedberg sind vielleicht minder bekannt, sollten jedoch ebenso aufmerksam gelesen werden. Per Hallström, der vor

kurzem nicht geringes Aufsehen mit seinem lustigen Intriguenstück „Eine venezianische Komödie“ erregte, beginnt auch außerhalb Schwedens durchzudringen.

Die venezianische Komödie zeigt, so graziös sie angelegt und so gewandt sie geführt ist, sein Wesen nur von einer oberflächlichen Seite. Weit mehr kam von demselben in seinem bedeutsameren und ernsteren Buche „Thanatos“, das er im Vorjahre herausgab, zu Tage. Er hat überhaupt schon an ein Dutzend Bände hinter sich.

Er debutierte mit Versen, und wer im Herzensgrunde Verse der Prosa vorzieht, bei dem wird keines seiner späteren Bücher die Erinnerung an die malende Kraft und die einschmeichelnde Melodie dieser Gedichte zu verdrängen vermögen. Sie sind höchst verschiedenartig, bald künstlerisch anschaulich, wie Gedichte von Gautier, bald stimmungsvoll und schwärmerisch, bald satyrisch-schelmisch, und die schalkhaften sind vielleicht die für Hallström bezeichnendsten. Ein wahres Meisterwerk ist darunter das Gedicht „Ein Kirchenbesuch in Amerika“, das den nüchternen amerikanischen Gottesdienst, mit seiner verständigen Predigt, dem Kirchenkonzert, das Applaus zu heischen scheint, und dem eifrigen Geldeinsammeln rings in der Kirche schildert.

Für die nicht geringe Zahl derer, die für schöne und ergreifende oder begeisterte Verse eingenommen sind, sei noch auf die Gedichte „Der Falkonier“, „Die wunderbare Harfe“, und „Es lebe Irland“ hingewiesen.

Bezeichnend für Hallströms Farbenfreude ist der Titel „Purpur“, den er einer Sammlung von Erzählungen gab. Der Titel entspricht dem Buche, das u. a. eine kleine Geschichte von wenigen Blättern „Der Falke“ enthält, die von bleibendem Werte ist. Sie handelt nur von einem armen Burschen mit Rittergelüsten, der, aus Begeisterung für das Tier, den Edelfalken eines großen Herrn stiehlt. Der Falke ist er selbst, seine eigene Seele, seine eigene Sehnsucht mit breiten Schwingen und mit dem siegestrunkenen Blick in den Augen, „die von Freude und der goldenen Sonne der Heldensage leuchten“. Als der Diebstahl entdeckt wird, läßt man ihm zur Strafe von dem ausgehungerten Falken das Herz aus der Brust hacken, nachdem man ihm zuvor die Haut aufgeschlitzt hat. Das ganze Mittelalter mit seinen Idealen und seiner Grausamkeit liegt darin.

Mit Ausnahme der Gedichte von 1891 (Lyrik und Phantasien) und dreier Schauspiele, hat Hallström nichts als kürzere oder längere Erzählungen verfaßt. Die Sammlung „Thanatos“ ist eine Gruppe von acht Novellen und Novelletten, die, wie die griechische Bezeichnung es besagt, den gemeinsamen Titel „der Tod“ führen. Die meisten spielen in dem Schweden unserer Tage, zwei in Florenz im Mittelalter, eine in Frankreich während der großen Revolution. Sie schillern in allen Farben des Regenbogens, sind hell und düster, einfach und verwickelt, handeln von Leid, Rache, Festes-

freude, Fühllosigkeit, Grausamkeit, Schüchternheit, Menschenliebe, Mut und Ritterlichkeit, Armut und Demütigung, von der Kinder Stutzen über den Tod und der Raschheit, mit der sie den Toten vergessen, von der Art, wie ein kleines, durch Siechtum von der Welt ausgeschlossenes Mädchen sich die von ihm halbverstandenen Verhältnisse zurechtlegt, von eines Löwen majestätischem und eines Kuckucks halbtragischem Tode. Der Geist des Verfassers kreist mehr um den Todesgedanken als der Würze des Lebens, als um den Tod als das Aufhören desselben. Vom Tode selbst gilt ja das Wort des alten Griechen, der ihn als etwas, das ihn nichts anginge, betrachtete: „Bin ich, so ist er nicht, und ist er, so bin ich nicht;“ doch kann die Vorstellung vom Tode befruchtend auf das Leben wirken.

Die erste kleine Erzählung „Thanatos“, hat eine Stimmung von von hinreißender Zartheit. Während in Abwesenheit der Eltern die Kinder auf dem Lande versammelt sind, langt zu Pferde ein Besucher an, der die vor Monaten verstorbene älteste Tochter des Hauses geliebt hat. Er hat sich im Auslande aufgehalten, ahnt nichts von dem Geschehenen, hofft seine Geliebte mit den Andern vom Spaziergang heimkehren zu sehen, als das zweitälteste kleine Mädchen, ein reizendes Kind, ernst und schmetterlingshaft, den Fremden, um ihm die Zeit zu kürzen, hinaus an den Kirchhof führt und ihm dort das Grab der Schwester zeigt. So erfährt er plötzlich sein Schicksal. Alle Kinder umstehen ihn und sind Zeugen seines Schmerzensausbruches. Mit einer sichern Anmut, die Charles Nodier's Schilderung solcher Gestalten übertrifft, ist hier das kleine, kaum halbwüchsige Mädchen gezeichnet. Man fühlt förmlich ihre kindliche Unbefangenheit, ihren Ernst, der jedoch den Eindruck des Todesfalls längst abgestreift hat, ebenso wie etwas Leichtes, Hinfälliges in ihrem Wesen ahnen läßt, daß sie ihrer Schwester bald nachfolgen werde. Ein Gegenstück zu ihr bildet die kranke Kleine im „Dornröschen“, die Tochter eines Fabrikarbeiters, die ihr ganzes Leben bettlägerig war, ohne sich doch eigentlich unglücklich zu fühlen, und in halb abenteuerlichen, halb der Wirklichkeit entsprechenden Vorstellungen der Außenwelt lebt, so etwa: Der Bäcker ist weiß und dick, der Metzger ist blutig und wild und prügelt mitunter sein Weib, das sich aber diese Behandlung gern gefallen läßt, weil es so viele rote Kleider von ihm erhält. Dieses kleine Mädchen hat eine ältere Schwester, die vor vielen Jahren aus dem väterlichen Hause verschwand und die der Vater ihres Lebenswandels wegen nie mehr vor sich sehen will. Eines Tages kommt nun diese Schwester, abgezehrt, unglücklich, totkrank zurück, klopft schüchtern an und trifft das kranke kleine Mädchen mit den jüngeren Geschwistern allein zu Hause. Als der Vater halbbetrunken heimkehrt und, im Zorn über das Wieder-

sehen, seine verlorene Tochter schilt und schlägt, wird die Kranke, in der Reinheit und Zartheit ihres Wesens, das versöhnende Element.

Von jeher hat Hallströms dichterisches Schaffen sich zum guten Teil auf italienischem Boden bewegt. Er wie so viele andere trösten sich in den Regengestöbern des Nordens, inmitten eines formenarmen und charakterlosen Lebens der heutigen Zeit, mit dem Florenz, dessen Andenken sie im Herzen tragen. Ist doch Allen, die Athen nicht gesehen haben, Florenz der ewige Ausdruck des Warmen, Trockenen und Feinen in Kunst wie Leben, das Sinn und Auge erfreut. Von den beiden in Florenz spielenden Geschichten ist die eine, die offenbar nur eine alte italienische Chronik nacherzählt (wie sie seinerzeit Beyle wiedergab), eigentlich nur eine gewissenhafte Studie; die Geschichte vom Löwen jedoch ist weit mehr, ist eine wahre Wiedergeburt des Geistes des mittelalterlichen Florenz, höchst poetisch erfunden und großen Stils. Vortrefflich und tiefsinnig ist die Schilderung der Haltung des Löwen, der seinem Käfige entsprungen ist. „Er lag, wie er zu liegen pflegte, den Kopf sehr hoch, den Blick sehr fern. — Träumte er, dachte er? Hatte er sich umgesehen und gemerkt, wie alle diese grauen Häuser den Gesichtskreis nach allen Richtungen versperrten, sodaß kein Ausweg daraus zu finden und die Welt verwandelt war, nicht mehr gemacht, in ihr zu atmen, nicht seine Welt mehr? War Wehmut in seinen großen goldenen Augen mit dem messerschmalen Blinken, war es Sehnsucht nach großen goldenen, leuchtenden Weiten, die, längs einem Blau, eine unendliche Linie umrahmte, flammend von sprühenden Lichtern, in Purpur und Kupferglut getaucht? War es Stolz, großer und offener Stolz, der in einer Welt von eitel Kleinlichkeit aufhört zu wollen, alles neben sich versinken läßt und träumt, ohne es der Mühe wert zu achten, seinen Traum auch nur zu formen?"

Äußerst ansprechend ist ferner die kleine Geschichte aus der Revolutionszeit von dem jungen republikanischen Schreiber, welcher unter Lebensgefahr einem vornehmen jungen Mädchen, dem, würde es entdeckt, das Schaffot droht, Obdach in seiner einfachen Kammer gewährt; ritterlich, ohne leiseste Zuvorkommenheit geschweige denn Zudringlichkeit ihrer Person gegenüber, teilt er mit ihr das Zimmer und wird hierdurch ihr Retter. Als er aber nach überstandener Gefahr den Antrag erhält, Hand und Reichtum der Dame entgegenzunehmen, schlägt er ihn aus, um seinem Wesen treu zu bleiben und seinen Glückstraum nicht zu entweihen.

Ist Hallström auch keineswegs ein Pessimist, vielmehr einer von jenen, die einer freundlichen Lebensanschauung huldigen und nicht aus Mißmut zur Feder greifen, scheint er dennoch geneigt, die Potenzierung des Lebensgefühls, die man Glück nennt, als etwas besser in der Hoffnung oder der Erinnerung als im wirklichen täglichen Leben Gedeihendes auf-

zufassen, sodaß auch vom Glücke das Wort des Griechen gelten könnte: „Wo es ist, bin ich nicht, und wo ich bin, ist es nicht.“ Unter seinen Gedichten befindet sich ein ganz vortreffliches, „Glück“ betitelt, in welchem der Dichter sein Glück, sein fernes Glück, das Traumgesicht seliger Stunden, anredet und es als das Dornröschen des Märchens schildert, schlummernd im Lichte farbiger Scheiben, unter dem Dufte zahlloser Rosen, das zu wecken ihm nie vergönnt sein wird. In seinen Erzählungen wird das Glück als etwas Flüchtiges, stets Bedrohtes gekennzeichnet, ohne daß er bei dem Schmerzlichen dieser Thatsache länger verweilte. Hallström schreibt aus einem Vollgefühle der Gesundheit heraus, das an und für sich die Bedingung und Grundlage des Glückes bildet, einer Lebensauffassung, die je nach der Beschaffenheit des Stoffes kühle, schelmische Überlegenheit oder stark bewegte Sympathie ist, kraft einer Betrachtung des Todes, die so wenig ein Starren auf den Totenkopf mit den gekreuzten Knochen bedeutet, daß diese Betrachtung vielmehr erhöhte Freude an dem Licht der Sonne auslöst.

Kleine Mitteilungen.

Die am 14. Juni in Rüdesheim a. Rh. stattgehabte Bundesversammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands hat in der Frage des Religionsunterrichts der Dissidentenkinder folgende Resolution angenommen:

> Die Versammlung protestiert einstimmig gegen die Gewissensbedrückung, der in den verschiedenen Staaten des deutschen Reiches dissidentische Eltern durch Zwangs-Einschulung ihrer Kinder in den Religionsunterricht einer fremden Religionsgemeinschaft unterworfen werden. Die Bundesversammlung verlangt, daß die durch die Gesetze und die Verfassung gewährleistete Religionsfreiheit wie den andern vollberechtigten Staatsbürgern auch den Dissidenten gewahrt werde.

Diese Resolution soll dem Reichskanzler, dem Reichstage, außerdem den Ministerien und den Volksvertretungen der Einzelstaaten übersandt werden.

* * *

Wie groß die Achtung ist, die unsere höheren Regierungsbeamten vor dem Stande der Lehrer haben, dafür bietet die in letzter Zeit in der Tagespresse vielbesprochene Verfügung der Königl. Regierung zu Gumbinnen vom 26. November 1900 J. Nr. II. E. a. 1230 eine treffliche Illustration. Diese Verfügung verlangt von den Schulinspektoren nichts weniger als die Kontrolle darüber, wie fleißig sich die Lehrer als Abonnenten-Sammler für „christliche und patriotische Zeitschriften, Blätter und Kalender“ erwiesen haben. Was unter der „christlichen und patriotischen“ Litteratur zu verstehen ist, weiß heute jedes politische Kind. Es sollen die Lehrer in ihrer Thätigkeit als Abonnenten-Sammler für konservative und orthodoxe Zeitungen und Kalender beaufsichtigt werden. Und wer nicht eifrig ist an diesem der Regierung wohlgefälligen Werk? Darauf darf die Antwort jeder Lehrer selber finden. — Es fehlte nur, daß die Regierung nach dem vor kurzem von der Militärbehörde gegebenen Vorbilde, der man ja auch

sonst so gern nacheifert, die Säumigen mit drei Tagen „Spritzenhaus" bestraft. — Hier werden also von der Königl. Regierung die wirtschaftlichen Machtmittel des Staates, zu denen alle Bürger beizusteuern verpflichtet sind, für parteipolitische Zwecke verwendet, und es werden mit denselben Machtmitteln diejenigen, die unsere Jugend in den edelen Tugenden der Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Selbständigkeit, insbesondere durch ihr Beispiel, erziehen sollen, zur Scheinheiligkeit und Heuchelei gezwungen. Im Namen und Interesse des Christentumes; mit Gott für König und Vaterland! —

* * *

Aus Guben wird die Nachricht verbreitet, daß dem dortigen Stadtverordnetenvorsteher von dem Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. unter Androhung einer Strafe von 150 Mark verboten wurde, eine Petition gegen Erhöhung der Getreidezölle, die von den Stadtvertretern beraten und angenommen war, an den Reichstag und den Bundesrat zu übersenden. Möglich, daß die Petition nicht „in der Besonderheit der Verhältnisse der örtlichen Gemeinschaft ihren Ausgangspunkt, in dem Schutz und der Förderung dieser Verhältnisse ihr Ziel" hatte und deshalb nicht als „Gemeindeangelegenheit" im Sinne der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts Senat I. vom 10. März 1886 angesehen werden konnte, sodaß der Regierungspräsident formell im Rechte ist. Aber was ist die gesetzliche Berechtigung dieses Verbotes anders als ein trauriges Zeichen für die Unselbständigkeit preußischer Gemeinden! Noch nicht einmal im Interesse tausender Fabrikarbeiter gegen eine Erhöhung der Lebensmittelzölle ein gehorsamstes und unterthänigstes Bittgesuch einzureichen steht einer Stadtvertretung das Recht zu, — wenn es dem konservativ-agrarischen Regierungspräsidenten nicht gefällt. Und das nennt man dann: Selbstverwaltungsrecht der preußischen Städte. —

* * *

Zu dem Aufsatz: „Der ‚Götze' Buddha — ein Heiliger der katholischen Kirche" (vrgl. Nr. 5) schreibt man uns: Das christliche Abendland verdankt nicht nur den heiligen Josaphat dem indischen Kulturkreis. Auch die Legende einer Heiligen, und zwar einer der volkstümlichsten, der heiligen Genovefa, wurzelt in der alten indischen Litteratur. Wir finden die Legende am Schluß des berühmten Epos Ramayana von Valmiki in ihrer einfachsten Fassung. Dort heißt es, nachdem uns die Befreiung Sitas, der Gemahlin Rama's, aus der Gewalt des Rakschasakönigs Rawana erzählt worden:

Als Ramtschund (Rama) eines Abends in seiner Hauptstadt die übliche Runde machte, kam er bei dem Hause eines Walkers vorbei und hörte, wie dieser mit seiner Frau heftig zankte, weil sie den Tag außer dem Hause zugebracht hatte: „Nein", rief der Mann aus, „kehre dorthin zurück, woher du kamst; du sollst mir nicht mehr ins Haus kommen! Hältst du mich etwa für Ramtschund, der sein Weib wiedernahm, nachdem es so lange bei einem Rakschasa (Dämon) zugebracht?" Diese Worte drangen dem König ins Herz, da er sah, daß sich sogar ein gemeiner Mann in Hinsicht des ehelichen Ehrenpunktes empfindlicher zeigte als er selbst. Seine von neuem entflammte Eifersucht ließ ihm nicht eher Ruhe, als bis er sein Weib Sita von seinem Bruder in einen von wilden Tieren erfüllten Wald hatte aussetzen lassen. Der Gott Wischnu jedoch schützte sie dort vor den wilden Tieren, und ein Rischi (Eremit), der in dem Walde wohnte, nahm sie in seiner Hütte auf, wo sie eines Knäbleins genas. Während nun Rama das grausame Opfer, das er seiner Eifersucht gebracht, nicht verwinden konnte und herbe Qualen erlitt, wuchs der Knabe, von seiner Mutter Sita behütet, zu einem vortrefflichen Jüngling auf,

dessen edele Tugenden auch dem König zu Ohren kamen. Ein heißes Verlangen, ihn zu sehen, erwachte in seinem Herzen, und so zog er eines Tages zur Jagd in den Wald aus, den er für Sita's Grab hielt. Dort stieß er auf den Jüngling, wie dieser gerade mit Bogen und Pfeil zahlreiche wilde Tiere erlegte. Betroffen von seiner Schönheit, war er im Begriff ihn anzureden, als er Sita's Stimme vernahm und sie wiedererkannte. Seine Liebe erwachte mit neuer Gewalt, und er eilte seiner verstoßenen Gemahlin entgegen und zog sie reuevoll an seine Brust. Nachdem ihn dann noch der Rischi von der Treue Sita's während der langen Zeit der Trennung vergewissert hatte, zog er mit Mutter und Sohn wieder im Triumph in seine Stadt ein.

* * *

In der angesehenen amerikanischen Zeitschrift „The Open Court", herausgegeben von Dr. Paul Carus, lesen wir in einem Aufsatz von Moncure D. Conway über die Einwirkung der Bibel auf die Chinesen:

„Bei der Berechnung ihrer Konvertiten übersehen es die Missionare stets, daß gerade diejenigen, die ihnen am meisten mißtrauen und von denen sie am bittersten gehaßt werden, ihre eigentlichen Konvertiten sind. Alle Chinesen können lesen, und sie lesen in all' ihren Dialekten die Bibel. Während ihnen aber die Moral der Bibel wenig Respekt einflößt, als minderwertig gegenüber der Moral ihrer eigenen heiligen Schriften, nehmen sie die Wunder, die ihnen in der Bibel von den gelehrten Nationen des Abendlandes importiert werden, begierig auf. Zauberei und Hexerei, wunderbare Heilungen, das böse Auge, das Besessensein von Teufeln, der Glauben an Geister und drgl. — alles das sind Dinge des Aberglaubens, die dem Chinesen bereits seit Jahrtausenden geläufig sind, und die er auf Grund der Autorität der wunderbar gelehrten christlichen Nationen, die ihm die Bibel als das Wort ihres Gottes zuführen, als bare Münze annimmt."

Büchertisch.

Synopsis der vier Evangelien von S. E. Verus. Leipzig 1897. Verlag von P. van Dyk.

Auf Grund eines Vermächtnisses des im Dezember 1900 verstorbenen Herausgebers werden die Restbestände des Werkes von Herrn C. F. R. Becker, Dresden-A., Georgplatz 1 I., gratis verteilt. Dem Ersuchen um Zusendung eines Exemplars ist das Porto (20 Pfg. für Deutschland, 40 Pfg. für das Ausland) beizufügen. Im Herbst dieses Jahres erscheint eine Art Kommentar zu dieser Synopsis; der von dem verstorbenen Herausgeber testamentarisch mit der Drucklegung des Werkes beauftragte Herr Benno Buerdorff in Leipzig, Grassistraße 24, versendet dasselbe gleichfalls gratis gegen Angabe des oben bezifferten Portos.

Considérations générales sur l'ensemble de la **Civilisation Chinoise** et sur les relations de l'occident avec la Chine. Par P. Laffitte. II. Edition. Paris, Société positiviste, 10 Rue Monsieur-le-Prince, 1900.

L'oeuvre d'Auguste Comte et son influence sur la pensée contemporaine. Par Hector Denis. Prix: 50 Centimes. Paris, Société positiviste, 10 Rue Monsieur-le-Prince. 1901.

La Revue occidentale, philosophique, sociale et politique. Organe du positivisme. Paraissant tous les deux mois. Directeur: Pierre Laffitte. Paris, Société positiviste, 10 Rue Monsieur-le-Prince.

Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Von Friedrich Jodl. 3. Aufl. Preis 40 Pfg. Frankfurt a. M., Verlag von Gebrüder Knauer.

Vorwort zu den deutschen Reichstagsakten. Von Ludwig Quidde. Herausgegeben von Gustav Beckmann. Zu Band XI: LII S., zu Band XII: LXVIII S. Gotha, Friedrich Andr. Perthes.

Die Notwendigkeit der **Reinhaltung der deutschen Gewässer** vom gesundheitlichen, volkswirtschaftlichen und militärischen Standpunkte aus erläutert durch das Beispiel der Unterelbe bei Hamburg-Altona von Dr. med. G. Bonne in Klein-Flottbeck bei Hamburg. Preis 4 Mark. Leipzig 1901. Verlag von F. Leineweber.

Was kann die Landschule zur Lösung der sozialen Frage thun? Von Hermann Becker, Lehrer in Wollstein, Provinz Posen. Preis 40 Pfg. Bielefeld, Verlag von A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders).

Arme Leute in Krankenhäusern. 1—2. Tausend. München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung. Ant. Carl Staegmeyr. 1900.

Wie bauen wir unsere Lokalbahn? Eine Sammlung praktischer Erfahrungs-Resultate zur Information für Lokalbahnkomités, Gemeindebehörden, Industrielle und sonstige Lokalbahn-Interessenten. Von F. Hoffmann, Oberingenieur. München 1901. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr).

Die deutsche Schreibung. Von Dr. Georg Bender. München 1901. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr).

Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Von Dr. Johann Molin, k. k. Gymnasialprofessor i. R. Wien 1900. Selbstverlag des Verfassers. Zu beziehen bei Otto Weber, Leipzig, Nürnbergerstraße 29. Preis 50 Pfg.

Die Weltstenographie (Universal-Kurzschrift). Von M. Hesse, Gerichtsrat. Zweite umgearbeitete Ausgabe seines Werkes: „System und Lexikon der Stenographie." Brandenburg a. H. Selbstverlag des Erfinders. In Kommission bei Martin Evenius, 1900.

Stimmen der Freiheit. Blütenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter und Volksdichter. Mit 38 Porträts. Herausgegeben von Konrad Beißwanger. 2. Auflage. Litterarisches Bureau, Nürnberg 1901.

Aus ewigen Quellen. Gedichte von Konrad Ettel. Leipzig. Verlag von Rudolf Uhlig, 1901.

Geisteshelden. 40. Band. Böcklin. Von Henri Mendelsohn. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch von Richard Wrede. Berlin. Dr. R. Wrede Verlag. 1900.

Eine neue Faust-Erklärung von Hermann Türck. 2. Auflage. Berlin 1901. Otto Elsner.

Faustiana. Splitter aus Goethes Faust. Von J. Engell-Günther. Verlag und Druck der Handels-Druckerei Bamberg.

Leiden des modernen Werther. Von Max Kaufmann. Zürich, Cäsar Schmidt, 1901.

Avalun. Blätter für neue deutsche lyrische Wortkunst. Herausgegeben von Richard Scheid. Gedruckt und verlegt bei Heinrich Eigner. München.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Saenger

Nr. 8. 20. Juli 1901. I. Jahrgang.

Deutschland und Frankreich.

Während die Automobilfahrt Paris-Berlin sich vollzog, hat der bekannte französische Zeichner Caran d'Ache im „Figaro" ein eigenartiges Bild veröffentlicht. Es trägt den Titel „l'Esprit nouveau" und zeigt einen Automobilfahrer, der unter einem Wirbel von Staubwolken nach einem mit „A Berlin" bezeichneten Ziele fährt. Am Straßenrande steht ein Invalide im Soldatenmantel und mit Stelzfuß; er sieht dem rasenden Wagen nach und sagt: „Ich kenne den Text, aber die Melodie ist nicht mehr die nämliche!" Die Melodie ist thatsächlich eine andere geworden. Vor einunddreißig Jahren war „à Berlin" der wilde Kriegsschrei eines irregeführten Volkes, jetzt ist es der versöhnende Ruf zur gemeinsamen Arbeit, zum friedlichen Wettkampf für alle Güter der Kultur. Den gleichen Gedanken hat der preußische Handelsminister Moeller beim Bankett im Kaiserhof, als er den Trinkspruch auf das gemeinsame Wohl und Gedeihen der beiden Nationen, der Franzosen und der Deutschen, ausbrachte, in folgenden Worten ausgedrückt: „Alle Kulturvölker haben ein gleichmäßiges Interesse am Aufblühen der Industrie, namentlich aber die beiden benachbarten Völker, die hier in Betracht kommen. Sie müssen Schulter an Schulter arbeiten und kämpfen; sie dürfen keine Eifersucht aufkommen lassen, sondern müssen gemeinsam das Prestige des europäischen Kontinents gegenüber anderen Weltgegenden aufrecht erhalten. Ihre Interessen sind solidarisch." Trotz der Beschränkung auf die Industrie und der Spitze gegen „andere Weltgegenden" gab die Rede der Interessengemeinschaft Deutschlands und Frankreichs vollen Ausdruck, und die Gläser der Angehörigen beider Nationen klangen friedlich zusammen, gleichwie ihre Nationalfarben Seite an Seite lustig im Winde flatterten, während die deutsche Militärmusik die „Marseillaise" spielte. Ein unvergeßlicher Augenblick!

Vor wenigen Jahren wäre etwas derartiges einfach unmöglich ge-

wesen. Die Zeit ist eine mächtige Versöhnerin, aber dreißig Jahre sind nur eine kurze Spanne im Leben großer Völker. Als nach der Schlacht von Sedan und der Gefangennahme Napoleons manche Franzosen den nahen Friedensschluß erwarteten, traf auf neutralem Boden ein französischer Diplomat mit einem süddeutschen Minister zusammen. „Gegen wen wollen Sie denn noch kämpfen?“ fragte der Diplomat den Minister. „Gegen Ludwig XIV.“, erwiderte dieser trocken. Das wollte sagen, die Deutschen fühlten das Bedürfnis, nach zweihundert Jahren noch das Üble zu rächen, das jener König ihnen zugefügt hatte. Warum sollten die Franzosen nicht auch mindestens hundert Jahre lang das Bedürfnis fühlen, ihre Niederlagen zu rächen? Die Zeit vermag freilich auch das glühendste Rachegefühl abzukühlen. Aber die Zeit that es nicht allein; es kam viel anderes dazu. Um bei den Deutschen anzufangen: Hier war es zunächst das Verschwinden Bismarcks, das beruhigend auf unsere Nachbarn wirkte. So lange Bismarck regierte, glaubten die Franzosen sich keinen Augenblick vor Angriffen sicher, und ihrer Furcht wie ihrem Hasse gab er durch die kalten Wasserstrahlen, die er direkt oder auf Umwegen von Zeit zu Zeit nach Paris sandte, wenigstens einen Anschein von Berechtigung. Ganz atmeten sie erst auf, als er die Augen für immer geschlossen hatte. Kaiser Wilhelm II. führte ein anderes System ein; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, den Franzosen eine Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zu erweisen, und er ließ sich darin auch nicht irre machen, als er anfangs keine Gegenliebe fand; zuletzt machten seine Aufmerksamkeiten doch Eindruck. Das deutsche Volk selbst benützte ebenfalls jede Gelegenheit, zu betonen und zu zeigen, daß es den Frieden wolle, daß es mit den Franzosen die besten Beziehungen zu unterhalten wünsche und daß es ihm sehr leid thue, wenn das beiderseitige Verhältnis nicht so sei, wie es sein sollte und sein könnte. Eine lange Reihe von Jahren kam dazu, um auch thatsächlich zu beweisen, daß die Politik Deutschlands und des von ihm gegründeten und geleiteten Dreibunds eine durchaus friedliche sei.

Bei den Franzosen war allmählich eine neue Generation herangewachsen, die von Krieg und Niederlagen nicht viel wußte und noch weniger fühlte. Mit Schrecken machten eines Tages die patriotischen Blätter die Entdeckung, daß nicht einmal die Rekruten mehr wußten, wer Bismarck war und was Elsaß-Lothringen zu bedeuten habe, und mit Bedauern stellte der angesehene „Temps“ fest, von dem Worte Gambetta's, man solle nie davon reden aber stets daran denken, hätten die Franzosen den ersten Teil zwar befolgt, aber den zweiten vergessen. Dann kam die Enttäuschung mit der russischen Allianz, die nicht hielt, was die Franzosen sich von ihr versprachen, und die sie nicht einmal vor dem Übermut der Engländer schützte. Es kam die Weltausstellung von 1900. Deutschland

trug zum glänzenden Erfolge derselben wesentlich bei und schickte auch viele Besucher, so daß sich die Franzosen durch den Augenschein überzeugen konnten, wir seien nicht die armseligen Barbaren, wie die chauvinistischen Blätter uns malten. Hervorragende Franzosen, wie Georges Blondel, Charles Bos, Eduard Lockroy u. a. besuchten Deutschland und gaben ihren Landsleuten aufrichtige und bewundernde Kunde von der hier entfalteten Thätigkeit, Kraft und Wohlfahrt. Das brachte die Franzosen wieder zum Nachdenken über sich selbst, und mit Schrecken bemerkten sie ihren wirtschaftlichen Stillstand, der zum Rückschritt wird, wenn alle anderen Völker fortschreiten. Zu dem angebahnten Umschwung trug auch viel der Umstand bei, daß die Republik in einer verzweifelten Anstrengung sich der klerikalen Reaktion erwehrte, die, wie die Affaire Dreyfus klar enthüllte, Frankreich zum gehorsamen Diener des Papsttums und der Jesuiten machen wollte. Da der französische Klerikalismus der unversöhnlichste Feind des Deutschtums und des protestantischen Kaisertums ist, so hat seine Niederlage wesentlich zur Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen beigetragen. So reifte in den Franzosen allmählich die Erkenntnis: Gegen Deutschland können wir nicht mehr aufkommen; wie wäre es, wenn wir es einmal mit Deutschland versuchten?

Gewiß, die Brücke ist noch nicht fertig, und Rückschläge sind bei dem lebhaften und erregbaren Temperamente der Franzosen stets zu erwarten, zumal es noch Elemente genug giebt, die eine endgültige Aussöhnung mit allen Kräften zu verhindern suchen. Also wird man sich damit begnügen müssen, daß es geht wie bei der Echternacher Springprozession: zwei Schritte vorwärts und einen Schritt zurück. Also doch immerhin ein Fortschritt. Die wohlthätigen Folgen desselben zeigen sich schon darin, daß die Friedenszuversicht in Europa merklich zugenommen hat und in ihrem Schutze allenthalben eine gedeihliche materielle wie geistige Thätigkeit sich entwickelt. Wenn schon die Milderung des Hasses diese erfreulichen Folgen gehabt hat, wie würde es erst sein, wenn es gelänge, den Haß ganz auszutilgen und Deutsche und Franzosen, diese ausschlaggebenden Kulturfaktoren der Menschheit, zu aufrichtig gemeinsamer Thätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Wirkens zu verbinden! Der kühnste Traum kann sich die Ergebnisse einer solchen französisch-deutschen Kulturarbeit nicht genügend vorstellen. Aber es braucht kein Traum zu sein; wenn nur ernstlich gewollt wird, jenseits der Vogesen wie diesseits, wird er zur Wirklichkeit werden. A.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

III.

Herr v. Ugron.

Die Parität der beiden Reichshälften scheint es zu verlangen, daß auch Ungarn seinen klerikalen Skandal habe. Den hat der „ärarische Haferlieferant", der Herr v. Ugron, angerichtet. Man kennt Gabriel v. Ugron auch im Auslande. Er ist der Führer einer radikalen Gruppe des ungarischen Reichstags, ein fanatischer Deutschenhasser, dessen Feindseligkeit gegen die „germanisirende Armee" sich aber recht wohl mit der Übernahme lukrativer Haferlieferungen für dieselbe Armee verträgt. Duellant und gewaltiger Redner vor dem Herrn, hat er sich immerhin eine gewisse Position in dem Parlamente der Kavaliere verschafft, die nur der tapfere Honvedminister Baron Fejervary nicht respektierte, als er auf eine Donnerrede des Tribunen einmal antwortete, diejenigen Radikalen imponierten ihm nicht, die ihre parlamentsfreien Stunden in den Vorzimmern der Minister verbrächten. Der geschäftskundige Patriot wäre trotzdem an Geist wie an Einfluß nicht bedeutend genug, ein ausführlicheres Verweilen bei seiner Persönlichkeit zu rechtfertigen, repräsentierte er nicht einen allerwärts bekannten Typus, und hätte er nicht jetzt wieder in einer Affaire von zweifelhafter Reinlichkeit, aber unzweifelhaftem Interesse für ganz Europa figuriert. Der Typus, den er vertritt, ist der des radikalen Polterers, der im radikalen Lager die Geschäfte der Klerikalen besorgt. Von den Jesuiten zu den Jakobinern führen Fäden von bekannter Faktur. Der detachierte Klerikale unter den Radikalen hat die Aufgabe, diese zu Unbesonnenheiten zu verführen und ihnen obendrein den Wind der Popularität aus den Segeln wegzufangen. Dieses Geschäft besorgt Herr v. Ugron, der Deutschenfresser, mit seinem zehn Mann starken Häuflein im ungarischen Reichstag. Er „überherodest" den chauvinistisch-magyarischen Herodes. Er ist ein Purist der ungarischen Unabhängigkeit, „einen fanatischeren findst du nit." Kossuth ist ein Hofrat und Verräter im Vergleich zu ihm. Je einsichtiger und liberaler sich die Kossuthfraktion der Unabhängigkeitspartei benimmt, desto mehr Aussicht hat die Ugronpartei, den latenten Deutschenhaß der magyarischen Bevölkerung für sich auszubeuten. Dieser Haß gilt zwar gar nicht dem Deutschen, sondern dem Erbfeind: dem österreichischen Unterdrücker. Aber auf kleine Taschenspielerkünste muß man sich im klerikalen Lager verstehen. Herr v. Ugron hetzt gegen den „Schwaben" und verläßt sich darauf, daß der biedere ungarische Landbewohner nicht so scharf unterscheiden werde zwischen dem österreichischen und dem reichsdeutschen Schwaben. Er, Ugron, tritt unterdeß in intime Beziehungen zu dem Haupt-Organ der

verhaßtesten Österreicher, dem Wiener „Vaterland“, der Patriot und Chauvinist zu dem Leibblatte der Magyarenfeinde, die noch immer von der Wiedereroberung des „Rebellenlandes“ träumen. Welch gute Früchte ein solches Verhältnis tragen kann, davon wird später die Rede sein.

Herr v. Ugron ist durch eine Publikation bloßgestellt worden, über welche die Tagesblätter schon ausführlich berichtet haben. Ein gewisser Rimler, Hofsekretär in Pension, Politiker auf eigene Faust und Abenteurer, eine Art Eßterházy in Civil, hat den Mittelsmann gespielt zwischen Ugron und französischen Politikern, die 150 Millionen Franken liefern sollten für eine franco-ungarische Bank, resp. für die Wahlkasse der radikal-klerikalen Partei. Als Fürsprech war in Aussicht genommen — Seine Heiligkeit der Papst. Derselbe Rimler hat einen Brief des alten Czechenführers Rieger veröffentlicht, in welchem verlangt wird, daß der Zar nach Wien komme, um dort sein „Veto“ einzulegen gegen die pangermanische Politik Deutschlands. Der Zirkel ist wieder geschlossen: Frankreich, Rußland, der Papst gemeinsam in Aktion gegen den Pangermanismus in — Wien.

Es ist bei einigem verschriebenen Papier geblieben. Herr Delcassé hat den Einfluß des Herrn v. Ugron zu rasch richtig taxiert, um 150 Millionen französischen Kapitals an ein Unternehmen von zweifelhaften Aussichten zu wagen. Der Zar ist nicht auf den Wunsch Riegers nach Wien gekommen, sein „Veto“ einzulegen, der Papst hat nicht vermitteln können zwischen Paris und Budapest, weil die ganze Unternehmung nicht bis zu der Phase gediehen ist, in der eine Vermittlung hätte angerufen werden können. Es wäre also über die früh geplatzte Seifenblase kein Wort zu verlieren. Dennoch fordert eine Wahrnehmung, die bei der Behandlung der odiosen Sache zu machen war, die Erörterung heraus.

In keinem Lande der Welt ist man bekanntlich empfindlicher gegen jedes „über die Grenze Schielen“ als in Ungarn. Wenn ein ungarischer Serbe, Rumäne oder Sachse mit seinen Connationalen außerhalb des Landes in irgend welchen Verkehr tritt, gerät er schon in den Verdacht landesfeindlicher Aspirationen; der Vaterlandsverrat bildet fast eine ständige Rubrik in den vom Chauvinismus der Ungarn lebenden publizistischen Organen. Nun vergeht sich ein Originalmagyare, ein Mann von politischem Gewicht, in einer Weise, die geradezu den Staatsanwalt herausfordert. Er verlangt von einer fremden Macht Geld zur Unterstützung seiner Parteikasse; er verspricht dieser fremden Macht als Dank für ihre Beihilfe, daß er die von ihr protegierten slavischen Nationalitäten des Landes glimpflicher, d. i. weniger chauvinistisch, behandeln werde, als das bestehende Regime. Er stellt einen totalen Systemwechsel der ganzen Politik des Landes in Aussicht und verlangt gerade dafür das fremde

Geld. Die chauvinistischen (klerikalen) Organe aber reißen ihn nicht in Stücke, sondern akzeptieren eine provokante Rechtfertigung, die er von Stapel gelassen, um ihn nicht nur zu decken, sondern zum Angriff auf seine Angreifer überzugehen. Das ist an und für sich auffällig genug, aber auch wegen dieser kleinen Inkonsequenz klerikaler Zeitungsschreiber braucht man sich noch nicht aufzuregen. Die Klerikalen lassen ja nie einen der Ihrigen fallen und verdanken dieser weisen Taktik einen guten Teil ihrer Erfolge. In Wien duldet man einen notorischen Bordellbesitzer als Mitglied des Gemeinderats, die Defraudationen in klerikalen Genossenschaften bleiben dem Staatsanwalt verborgen, obgleich sie die Spalten der Zeitungen füllen. Es erhöht unzweifelhaft das Prestige einer Partei, daß sie, wenn auch nicht mit direkten Worten, so doch andeutungsweise zu verstehen geben kann, der Arm der Justiz reiche nicht nur, wie ein österreichischer Minister gesagt hat, nicht über die Klostermauern hinaus, sondern auch nicht in ihr Lager hinein. Die Haltung der klerikalen Partei ist also auch in dieser Angelegenheit nicht besonders erstaunlich.

Befremden aber, ja geradezu Besorgnis erregen muß das Verhalten des Kabinets Széll. Die Affaire Ugron ist im Budapester Reichstage zur Sprache gekommen; ein Mitglied der liberalen Partei hat vernichtende Kritik an dem Vorgehen Ugrons geübt. Herr v. Széll ist stummer Zuhörer geblieben. Ugron ist kühn genug gewesen, den Spieß umzukehren und in einer beispiellos herausfordernden Rede sich als die verfolgte Unschuld, die Regierungspartei als den Hort jeder Korruption darzustellen. Herr v. Széll hat kein Wort der Erwiderung gefunden. Das Fazit der Sitzung, die eine Exekution hätte sein sollen, war ein Rededuell zwischen Ugron, der sich von klerikalen Studenten auf der Galerie Beifall klatschen ließ, und einem liberalen Abgeordneten, von dem man weiß, daß er durchaus nicht zu den Intimen des Ministerpräsidenten gehört. Erhobenen Hauptes konnte Ugron den Sitzungssaal verlassen, begleitet von den Zustimmungsrufen seiner Gesinnungsgenossen.

Herr v. Széll ist um seiner Passivität willen von Budapester liberalen Zeitungen zu Rede gestellt worden. Er hat sich offiziös gegen die erhobenen Vorwürfe verteidigt. In zwei Artikeln seines Leibblattes habe er zur Genüge deutlich sagen lassen, wie er über Ugron denke. Zu einer Parlamentsrede sei um so weniger Anlaß gewesen, als er dadurch nur der Persönlichkeit des Herrn Ugron eine Bedeutung verschafft hätte, die diese nicht besitze. Die Verteidigung ist die denkbar schwächste. Herr v. Széll weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem Gewichte noch so offiziöser Leitartikel und dem einer feierlichen Deklaration im Parlament. Er ist auch sonst so sparsam nicht mit seinen Worten. Er hätte auch eine Form finden können, dem Auslande gegenüber darzuthun,

daß Herr Ugron der Mann nicht sei, die Zirkel der auswärtigen Politik zu stören, eine erneuerte Versicherung der Bundestreue Ungarns also überflüssig sei; daß aber im Interesse der Reputation des Landes im Parlamente selbst gesagt werden müsse, Herr Ugron habe aufgehört, in der Politik als Gentleman in Betracht zu kommen. Diese Erklärung wurde nicht abgegeben. Sie wurde schmerzlich vermißt. Der Eindruck war nicht zu verwischen, daß die liberale Partei nicht mehr in dem intransigent liberalen, entschieden antiklerikalen Sinne geführt werde, wie unter Wekerle und noch unter Banffy.

Wie erklärt sich diese Thatsache bei der unzweifelhaft liberalen Gesinnung und Reputation des Herrn v. Széll? Aus innerparlamentarischen und aus allgemeinen Gründen. Herr v. Széll ist infolge einer Palastrevolution zur Macht gelangt und hat heute noch nicht die stille Gegnerschaft der von ihm verdrängten, einst regierenden Gruppe überwunden. Er ist demzufolge auf die Unterstützung jener Gruppen angewiesen, die seinen Amtsantritt zum Anlaß nahmen, um ihren Eintritt in die Regierungspartei zu vollziehen. Das sind die Konservativen und Klerikalen. Mit der Zermalmung eines diesen Elementen wahlverwandten Politikers hätte er sich von ihnen losgesagt und wäre zwischen zwei Stühle zu sitzen gekommen. Das ist der innerparlamentarische Grund seiner schwächlichen Haltung. Die allgemeine ist aber noch bedenklicher. Es giebt mächtige, hohe und höchste Kreise außerhalb des Parlamentes, die eine vehemente Abrechnung mit einem kompromittierten Klerikalen, eine nicht blos scheinbare sondern wirksame Verurteilung eines solchen, recht übel vermerken würden, und Herr v. Széll, der scheinbare Gebieter der seit Bestand des Reichstags stärksten Regierungspartei, ist dank der Geschichte seines Amtserwerbs nicht stark genug, das Mißfallen dieser Kreise leichtherzig herausfordern zu dürfen. Das Resultat der inneren Entwickelung Ungarns unter dem Regime Széll ist die Thatsache, daß die klerikalen Einflüsse der hohen Wiener und Budapester Gesellschaft zu ungeahnter Stärke angewachsen sind, daß auch in Ungarn, wie bisher nur in Österreich, einem rechten Klerikalen ein Haar nicht gekrümmt werden darf. Das ist die Ursache der Zurückhaltung des Herrn v. Széll, taktische Nebenmotive nicht ausgeschlossen.

Ist diese Thatsache von Belang für die internationale Politik? Man braucht die Frage kaum aufzuwerfen. Die internationale Konstellation hat es mit sich gebracht, daß dem kleinen Ungarn die Funktion des Züngleins an der Wage des europäischen Gleichgewichts zugefallen ist, und wenn sich nun konstatieren läßt, daß es unter der offiziellen dreibundfreundlichen liberalen Politik des Kabinets noch eine offiziöse der preußenfeindlichen, antiliberalen Sentiments in Ungarn geben kann, oder

auch nur, daß die Empfindlichkeit und die Stärke der Abwehr gegen diese letztere abgenommen hat, so bedeutet das pro futuro eine neuerliche Verringerung der Garantien des Weltfriedens und der Sicherheit des Deutschen Reichs. Nicht die mißglückten Anzapfungen des Herrn Delcassé durch ungarische Glücksritter, nicht die Reden und Thaten des Herrn von Ugron sind also das Bedenkliche an der jüngsten Skandalaffaire, sondern die Art, wie diese in Ungarn erledigt worden ist, die daraus ersichtlich gewordene und schon längst aus andern Symptomen erkannte Thatsache, daß auch in Ungarn die Zeit der entschieden antiklerikalen Politik vorüber ist. Der Klerikalismus sitzt schon dicht bei dem Regierungstische. Er wird bei den Neuwahlen zum Reichstage, die im Herbste stattfinden, die Hand am Wahlapparat haben. Was er dort leisten wird, wird nicht zu beurteilen sein nach dem Zuwachs, der den erklärt klerikalen Parteien bei diesem Wahlgang sicher zu teil werden wird, sondern nach der vorauszusehenden Stärkung der klerikalen Gruppen in der Regierungspartei. Es kann das Schicksal des liberalen Herrn von Széll sein, daß er die Weiche stellt, die den Train der ungarischen Politik aus dem deutschfreundlich-liberalen ins deutschfeindlich-klerikale Geleise führt. In Ungarn aber war bisher die stärkste Stütze des Dreibunds. Wird sie morsch, so ist für diesen kein Halten mehr.

Fabula docet? Es ist kein Verlaß auf Niemanden. So monoton der Refrain dieser Darlegungen sein mag, er kann nicht unterdrückt werden: Man darf nicht ermüden in dem Hinweis darauf, daß Rom eine Weltkatastrophe vorbereitet, daß es langsam, aber unaufhaltsam die Netze um das Deutsche Reich legt und immer enger zusammenzieht. Wird Deutschland aller seiner Kräfte sicher sein, wenn es gilt, dieses Netz zu zerreißen? Wird es das Feld behaupten gegen eine Welt von Feinden, wenn — wir sprechen dieses Wort mit Bedacht — die Fahne des Religionskrieges entfaltet werden wird? Auf diese Frage zu antworten, behalten wir uns vor. Es soll ja noch vom zweiten Eisen die Rede sein, das die Kurie im Feuer hat. Der vatikanische Kalkül rechnet strategisch klug mit zwei Arten von Faktoren, mit denen im eigenen und denen im gegnerischen Lager. Er rechnet noch zuverlässiger auf die Schwäche des Gegners, als auf die eigene Stärke.

Australische Kommunistendörfer.

Von Leopold Katscher (Budapest).

Teils durch die Freundlichkeit des Pariser Sozialmuseums, welches ein Buch über den Gegenstand vorbereitet, teils infolge des Entgegenkommens der Regierung von Süd-Australien, habe ich nähere Kenntnis

erlangt von einem neuen staatssozialistischen Experiment, das wegen seiner Eigenart großes Interesse bietet. Da meines Wissens bei uns noch nichts darüber geschrieben worden ist, hoffe ich, daß einige zuverlässige thatsächliche Mitteilungen willkommen sein werden, welche — wie ich gleich vorausschicken möchte — die schon durch so viele andere kommunistische oder halbkommunistische Ansiedelungen bestätigte Erfahrung neuerdings bekräftigen dürften, daß solche Ansiedelungen entweder zu Grunde gehen oder aber nur dann sich halten können, falls sie das kommunistische Beiwerk mehr oder minder aufgeben. Von dieser Regel giebt es nur wenige Ausnahmen, z. B. Oneida und Amara.

Der in Rede stehende Versuch ging aus dem Bestreben hervor, neue Ländereien für die Kultur zu gewinnen und gleichzeitig Beschäftigungslosen Arbeit auf genossenschaftlicher Grundlage zu verschaffen. Durch die Tendenzen einiger Beteiligten und durch den Umstand, daß die südaustralische Regierung den Ansiedlern gegenüber gewisse Bürgschaften übernahm, bekam die Sache einen halbkommunistischen Anstrich, und diese Thatsache hätte beinahe das Scheitern des Experiments herbeigeführt, wenn demselben nicht in neuester Zeit eine mehr individualistische Wendung gegeben worden wäre, wie ich später zeigen werde.

Die Sache fing so an, daß unbeschäftigte Arbeiter aus Adelaide, um auf einen grünen Zweig zu kommen, an den Ufern des Murray mit Hilfe der Landesregierung mehrere Dorfgemeinden gründeten. Die letzteren wurden besucht: 1895 (Juni) von dem bekannten irischen Parlamentarier Michael Davitt und (November) von einem Ausschuß der südaustralischen Gesetzgebung, 1898 (Mai) vom südaustralischen Ländereien-Minister und von Herrn Vigouroux, dem Vertreter des Chambrun'schen musée social. All' diese Personen empfingen von der Lage und den Aussichten der Niederlassungen die gleichen Eindrücke und berichteten darüber in ungefähr gleichmäßiger Weise. Sie alle meinten, daß die Bemühungen des Ministers, den Murrayfluß zu Ansiedelungszwecken auszubeuten, im großen Ganzen gute Ergebnisse erzielt haben, daß aber ohne angemessene Organisationsänderungen nicht auf einen dauernden Erfolg zu rechnen sei.

Die Änderungen liefen hauptsächlich darauf hinaus, daß diejenigen zwei Dörfer, in welchen die größten Mißstände herrschten (die Gründung aller zehn war im Laufe des Jahres 1894 erfolgt), weil die Leitung am unfähigsten war und die Mitglieder sich nicht mit einander vertragen konnten, aufgelassen wurden, daß die fast schrankenlose Autonomie der acht übrigen eine erhebliche Eindämmung erfuhr und daß an die Stelle der halbkommunistischen Verwaltungsweise eine rein produktivgenossenschaftliche trat. Schon bei Beginn der Ansiedelung war übrigens die Gewährung der Regierungsvorschüsse von der Erlaubnis begleitet, daß nach erfolgter Rück-

zahlung die gemeinsame Bewirtschaftung der betreffenden Ländereien aufhören und die letzteren als Privatbesitz unter die einzelnen Ansiedler aufgeteilt werden dürfen. Obgleich nun auch jetzt noch nicht an die Rückzahlung der Vorschüsse (insgesamt über 26,000 Pfund, wozu noch Warenschulden kommen) zu denken ist, ebneten die soeben angeführten Maßregeln — Ergebnisse der Untersuchung des erwähnten Parlamentsausschusses — vorzeitig den Weg zur Individualisierung der Wirtschaft.

Der südaustralischen Regierung war es darum zu thun gewesen, nach der schweren Finanzkrise von 1893 einer Anzahl von Brotlosen zu einem Erwerb zu verhelfen und zugleich die Gegend von Morgan (am Murray, 169 Kilometer von Adelaide), welche ein übermäßig trockenes Klima hat, durch Kolonisierung ackerbaufähig zu machen. Die Vorschüsse wurden hauptsächlich zu Bewässerungszwecken gegeben, welche viel Maschinerie und harte Arbeit erforderten; doch genügten sie nicht, obgleich sie das gesetzlich erlaubte Ausmaß weit überschritten. Die ersten 100 Familien (rund 350 Köpfe) hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die späteren Ansiedler mit noch größeren, da die Leiter der Niederlassungen nicht durchweg befähigt genug waren und daher manches verdarben. Die höchste Kopfzahl der zehn Dörfer betrug 1665; doch reisten in rascher Folge sehr viele wieder ab, die an der mühsamen Arbeit keinen Geschmack und das Leben dort lange nicht so bequem fanden, als sie erwartet hatten. 1897 war die Einwohnerzahl unter die Hälfte gesunken, während die bebaute Bodenfläche sich seit dem Anfang des Experiments verdreifacht hatte. Das bedeutete eine entschiedene Besserung der Aussichten der Genossenschaften; daher hielt der Staat sein vorgestrecktes Geld nicht für gefährdet und die Warenlieferanten erneuerten, wieder Vertrauen fassend, ihre Kredite.

Im März 1900 wurde das Dorf Murtho aufgelöst und die sieben verbleibenden Niederlassungen (Lyrup, Holder, Pyap, Wakerie, Kingston, Ramco, Moorook) zählten am 30. Juni 1900 nur noch 513 Bewohner, darunter 338 Kinder. Über den damaligen Stand der Sache berichtet der zur Beaufsichtigung der Dörfer eingesetzte behördliche Sachverständige Mac Intosh an die Kolonialregierung in seinem bislang letzten „Report on village settlements“ (vom 24. Juli 1900) eingehend. Er erklärt die Entwickelung für befriedigender, die Leistungen für nützlicher als je vorher, die Aufteilung für viel näher gerückt. Doch sei überall große Sparsamkeit und Umsicht nötig, wenn die Dinge nicht wieder schief gehen sollen. Im allgemeinen kann die Bewässerung, die Kolonisierung, kurz, der ganze Versuch, jenen Teil des Murraythals für die Kultur zu gewinnen und hunderten von armen Familien zu einem behaglichen Dasein zu verhelfen, seit der Reorganisierung als gelungen bezeichnet werden, und gegenwärtig sind neue gesetzgeberische Maßregeln geplant, welche geeignet sein

würden, die „Genossen“ unabhängiger, selbstbewußter und sparsamer zu machen.

Eine verhältnismäßig angenehme Lebensweise führen sie schon jetzt. Für Zerstreuung ist durch Lektüre, Konzerte, Pikniks, Tanzunterhaltungen, Besuche von Dorf zu Dorf u. s. w. gesorgt. Die früher notgedrungen ziemlich beschränkten Rationen sind heute recht auskömmlich und die Arbeit ist nicht mehr so hart wie früher. Die Leute lieben, wie Augenzeugen erzählen, ihren Boden sehr und erfreuen sich in jenem gesunden Landstrich einer kräftigen Gesundheit. Kurz, sie sehen die bei ihrem Eintreffen gehegten Hoffnungen allmählich in Erfüllung gehen und haben statt der unsichern, oft gänzlich fehlenden Stadtarbeit beständige ländliche Beschäftigung und einen eigenen Herd. Demgemäß bereut die Regierung auch nicht, ihr Geld geopfert zu haben; wiedersehen wird sie es ohnehin kaum jemals, doch dürfte es sich ihr nach Vigouroux' Ansicht mit mindestens 5 % verzinsen.

Es ist an der Zeit, daß ich einiges über die Verwaltung der „Dörfer“ sage. Jedes hat sein „Statut“, und da die Statuten mit einander größtenteils identisch sind, gebe ich hier die Hauptpunkte der Satzungen der größten und ältesten Ansiedelung Lyrup in großen Zügen wieder. Neue Mitglieder werden mit Stimmenmehrheit zugelassen und haben eine Beitrittsgebühr zu entrichten. Der freiwillige Austritt befreit nicht von der solidarischen Mithaftung für die Verbindlichkeiten und kann, je nach Ermessen des Verwaltungsrates, mit einer Schadloshaltung des Austretenden oder mit seiner Verhaltung zur Kautionsleistung verbunden werden. Kein Anteil ist ohne Genehmigung des Rates, der aus 3—5 Mitgliedern besteht, übertragbar. Verordnet der Rat aus einem der acht zulässigen Ausschließungsgründe die Ausschließung eines Genossen, so kann dieser sich an die allgemeine Versammlung wenden. „Der Ausgeschlossene verliert alle Rechte und bleibt mit seinem Verhältnisanteil den Gläubigern verantwortlich; doch steht es im Belieben der Gemeinde, ihm eine Entschädigung zu bewilligen.“ Der Rat hat das Recht, bis zu zwei Drittel des gemeinschaftlichen Reingewinns unter die Mitglieder zu verteilen, doch müssen alle Anteile die gleiche Höhe haben. Weder die Parzelle noch die bewirkten Meliorationen bilden das persönliche Eigentum des einzelnen settler, doch kann dieser mit dem ihm anvertrauten Grundstück nach Gutdünken verfahren und verbleibt unter allen Umständen im Besitz der beweglichen Dinge, die er mitgebracht hat oder die ihm nachträglich gewährt worden sind. Die Gemeinde versieht nach Maßgabe ihrer Hilfsquellen und zu bestimmten Preisen, die sich nach Alter und Anzahl der Angehörigen richten, sämtliche Mitglieder mit allen Bedarfsartikeln. Der Verwaltungsrat ist zur Durchführung der Beschlüsse der Vollversammlung berufen, hat aber auch weitgehende selbständige Leitungsbefugnisse, doch unterliegen seine

wichtigeren Verfügungen bezw. Entscheidungen der Bestätigung durch die Gesamtheit.

Unter den zehn Niederlassungen gab es nur eine wirklich kommunistische: Murtho, zugleich die kleinste. Sie beruhte auf den Grundsätzen Henry Georges', und jeder Genosse brachte 60 Pf. St. mit. Im März 1900 ging sie ein und wurde in der gewöhnlichen Weise zu günstigen Bedingungen verpachtet. Die übrigen müssen als Genossenschaften gelten, solange sie nicht aufgeteilt werden. Der ganze Versuch erhielt seitens der südaustralischen Parlaments-Opposition die Bezeichnung „kostspielige kommunistische Experimente". Hierin liegt ein ungerechter Vorwurf für das Länderei-Ministerium. Michael Davitt spricht nur von „Arbeiterkolonien"; H. R. Walker („Die australische Demokratie") gebraucht, gleich den Ansiedlern selbst, das Wort „Genossenschaften"; amtlich wird der Ausdruck „Dorfansiedelungen" benutzt. Eigentlichen Kommunismus zu fördern, konnte der Regierung schon deshalb nicht in den Sinn kommen, weil ja die zufällig zusammengewürfelten settler von den kommunistischen Lehren nicht einmal Kenntnis hatten und sich beim Anschluß an den Plan lediglich von ihrem Eigenwohl leiten ließen. Daß die Arbeit gemeinschaftlich und unter einer gewählten Leitung geleistet wird, daß alle Bedarfsgegenstände einem gemeinsamen Vorratslager entnommen werden, daß die Parzelle nicht das volle Eigentum ihres Bewohners bildet — all' dies könnte auf eine Art Kommunismus schließen lassen. Aber das ist, wie gesagt, nur ein vorübergehendes Anfangsstadium, durch die besonderen Umstände notwendig gemacht. Daß man auf der Parzelle machen kann, was man will, daß das Nutzungsrecht an ihr für die ganze Dauer der Genossenschaft gewährleistet ist, daß Dividenden verteilt werden, daß im Falle der Auflösung die Parzellen und das Vermögen den einzelnen Mitgliedern zufallen — dies und noch manches andere benimmt der Sache den kommunistischen Charakter und verleiht ihr einen produktivgenossenschaftlichen.

Der Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Erster Teil.

In einer Zeitschrift, welche „Das freie Wort" heißt, dürfen auch Darlegungen nicht fehlen, welche ihr Augenmerk darauf richten, daß das freie Denken und damit das freie Wort durch die so erklärliche Erbitterung gegen das Gebahren der Glaubensmächte nicht selber in die Unfreiheit der Leidenschaft verfalle.

Der Kampf sollte nur gegen die Verirrungen des Glaubens, nicht gegen den Glauben an und für sich geführt werden. Ist diese Trennung

möglich? Sind die Gefahren der Verirrungen des Glaubens nicht von der Existenz desselben untrennbar, und wäre es nicht ein fauler Friede, dem der leidenschaftlichste Kampf vorzuziehen wäre, wenn man die Quellen des Fanatismus bestehen ließe und nur die aus diesen Quellen hervorgehenden Nöte des Einzellebens und des Gemeinschaftslebens zu mildern und zu heilen suchte?

Das sind Problemfragen von höchster Wichtigkeit für die Zukunft der Menschheit, und ihre Beantwortung wird, wie ich meine, von den „Freidenkenden" im allgemeinen viel zu leicht genommen.

In einer natürlichen, aber tieferer Überlegung entbehrenden Gegenwirkung gegen die Geringschätzung des Wissens von Seiten der Gläubigen wird von der andern Seite nicht selten das Wissen als das Alleinseligmachende und der Glaube schlechthin als etwas für den Einzelnen und das Gemeinschaftsleben Verwirrendes und Verderbliches betrachtet und verkündet.

Auch da, wo man nicht so weit geht, giebt es doch bei Vielen immer aufs Neue tiefe Unsicherheiten des Urteils über diese Dinge, sodaß die eifrigste Fürsorge für Verständigungen hier geboten ist.

Wird es denn aber möglich sein, in der an dieser Stelle angemessenen Kürze auch nur einigermaßen wirksamer, als es schon an anderen Stellen erstrebt worden ist, das Wesen des Unterschiedes ins klare zu bringen, welcher zwischen der individual- und sozial-ethischen Bedeutung des Wissens und derjenigen des Glaubens obwaltet? Jedenfalls muß dies versucht werden; denn gerade in diesen Dingen haben langatmige, von pädagogischer Systematik getragene Erörterungen die geringsten Wirkungen.

Unter den Philosophen hat keiner die obige Frage lichtvoller und weitblickender behandelt, als der „Theologe" Schleiermacher in seinem System der Sittenlehre, dessen Entwurf aus seinem handschriftlichen Nachlasse veröffentlicht worden ist, und in der Abhandlung über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz. Es ist aber auch in dieser Behandlung des Problems, auf die ich erst vor Kurzem von theologischer Seite aufmerksam gemacht worden bin, nicht leicht, den einfachen Sachverhalt, wie er von der Naturforschung angenommen wird, in der dialektischen Einkleidung zu erkennen, obwohl Schleiermacher mit großem Hellblick zu wesentlicher Übereinstimmung mit unseren einfacheren Annahmen gelangt.

Nach der naturwissenschaftlichen und auch nach der durch Schleiermacher so kompetent vertretenen philosophisch-theologischen Auffassung dient es am einfachsten und förderlichsten zur Verständigung, wenn man Folgendes feststellt: Es gibt eine menschliche Innenwelt, welche sich in einer eigenartigen Gesetzmäßigkeit und Selbständigkeit in dem großen Kosmos behauptet, der sie umgiebt, und von dem sie einen integrierenden Teil bildet. Diese

Innenwelt lebt und webt in dem Hirn des einzelnen Menschen und der ganzen, durch ihre Mitteilungsfähigkeit und durch die Möglichkeit der technischen und künstlerischen Fixierung ihrer Erinnerungen und der Überlieferungen ihres Denkens und Schaffens verbundenen Menschheit der Gegenwart und der Vergangenheit. Diese menschliche Innenwelt ist auch ein großes kosmisches Phänomen, nämlich eine eigenartige Form der mächtigen Bewegungs-Erscheinungen und Gestaltungen, welche die uns umfassende Welt erfüllen.

Gerade aus der Gemeinsamkeit der in der vorerwähnten Weise mit einander verbundenen einzelnen Erscheinungsformen der menschlichen Innenwelt ergiebt sich auch die zweifelloseste Abweisung der von einzelnen Philosophen aufgestellten Annahme, daß die Außenwelt keine von dieser Innenwelt unabhängige Realität habe, sondern nur in dem Vorstellungsbereich der Innenwelt existiere. Die andern Menschen sind ja für mich auch Außenwelt, aber ich erfahre durch die, auf denselben Wegen wie die Vorgänge der Außenwelt an mich gelangenden, Mitteilungen aus ihrer Innenwelt, daß ihre Vorstellungen von einer Außenwelt, zu der auch ich für sie gehöre, im Wesentlichen mit den meinigen übereinstimmen. Anzunehmen, daß dieser ganze Aufbau der Vorstellungen von einer Außenwelt, in welcher wieder Innenwelten mit denselben Vorstellungen von derselben Außenwelt enthalten sind, lediglich mein Hirngespinst sei, wäre doch unsäglich künstlich, phantastisch und widersinnig.

Die aus der gemeinsamen Außenwelt in die menschliche Innenwelt auf dem Wege der Sinnespforten und Nervenleitungen eingedrungenen und unablässig eindringenden Wirkungen werden in der Innenwelt in die Dauer-Erscheinungen der Erinnerung und des Gesamtbewußtseins, in die Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, Ideen, Welt-Anschauungen und Glaubens-Gestaltungen des Einzellebens und der immer vollständiger, inniger und bewußter verbundenen, immer weniger durch Räume und Zeiten getrennten Menschen-Gemeinschaft umgewandelt. Bei dieser Umwandlung der von der Außenwelt kommenden veränderlichen Einwirkungen in dauerndere Gebilde der Innenwelt werden dieselben zugleich verfeinert oder, wie man es, anknüpfend an die Erscheinungen aus dem Reiche der Töne, nennt, harmonisiert, und zwar nicht blos untereinander nach sozusagen ökonomischen Bewegungsgesetzen, sondern sie werden auch geordnet unter der Wirkung eines noch umfassenderen Bedürfnisses, welches dazu drängt, zwischen den dauernderen Gebilden der Innenwelt und den immer neu hinzukommenden Einwirkungen der Außenwelt auf das Empfindungs- und Vorstellungs-Leben stets aufs neue nach Einordnung und Zusammenhang zu ringen.

Schon um den Schmerz und die Nöte abzuwehren, welche dem Innen-

leben durch die verbrauchenden, störenden und zerstörenden Wirkungen der Außenwelt unaufhörlich zugefügt werden, richten sich die Kombinationen der Erinnerungen und Vorstellungen mehr oder minder stetig und dringend auf das Ziel, das Wiederkehrende in der Folge-Ordnung derjenigen Erscheinungen des Innenlebens, welche zugleich mit jenen störenden oder zerstörenden Einwirkungen durch die Außenwelt erzeugt oder hervorgerufen werden, festzustellen und dadurch auch das Zusammenhängende in dem Verlauf und der Wiederkehr jener äußeren Erscheinungen selber in der Erinnerung aufleuchten zu lassen. Hierdurch aber werden sofort die ersten Stufen eines gesetzmäßigen Verhaltens der Innenwelt zur Außenwelt im Sinne unserer planvollen Rückwirkung auf die Außenwelt erstiegen.

Es muß und kann hier darauf verzichtet werden, von der Fülle aller dieser Beziehungen und Entwickelungen auch nur wenige nähere Erläuterungen zu geben. Obige Betrachtungen, die so selbstverständliche Dinge nur in eine zu besonderen Verständigungen geeignete Form bringen wollen, brauchen nur angeregt zu werden, um bei den meisten Denkenden sofort Zustimmung und Weiterführung zu finden. Elementare Beispiele in der bekannten schematischen Art wirken dabei nur hemmend auf das Nachgestalten. Wir sind hiermit auch bereits nahe bei dem Ziel angelangt, Wissen und Glauben ganz einfach und zugleich erschöpfend zu unterscheiden und beides zu würdigen.

Die in der Innenwelt entstandenen Zusammenfassungen und ordnenden Nachgestaltungen der in der Erinnerung festgehaltenen Einwirkungen und Nachwirkungen von den Vorgängen der Außenwelt entwickeln sich in konsequenter Fortbildung nach ihren inneren Bewegungs- oder Struktur-Gesetzen, z. B. nach denjenigen des idealen Formen- und Zahlen-Reiches (Zählen und Messen), bis zum Voraus denken von entsprechenden künftigen Vorgängen in der Außenwelt. Wenn nun besonders wichtige und eindrucksvolle Vorgänge draußen nach dem Zeugnis unserer Sinne so eintrafen, wie sie drinnen vorausgedacht waren, so stellte man mit tiefem Frohgefühl diese Übereinstimmung fest als den Beginn unseres Wissens oder wissenschaftlichen Erkennens von dem bezüglichen Geschehen in der Außenwelt. Das auf der Grundlage dieses Wissens emporwachsende Vertrauen auf die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der Welt erweckte alsbald die Zuversicht, systematisch lenkend nach den Ratschlägen jenes Vorausdenkens und Erkennens auf den Fortgang des äußeren Geschehens einzuwirken, ja sogar auf Grund des folgerichtigen inneren Aufbaues von Vorstellungs-Elementen, die aus der Außenwelt stammen, neue von uns noch nicht wahrgenommene Verbindungen der Elemente der Außenwelt selber mit Hilfe der Mittel und Kräfte dieser Außenwelt zu erschaffen.

Je vollständiger nun die Übereinstimmung ist, mit welcher der von

uns unabhängige, sonst so oft noch über uns mächtige Fortgang der Erscheinungen in der Außenwelt unser Vorauswissen und seine inneren Grundlagen und Gesetze bestätigt, oder je vollständiger und befriedigender es uns gelingt, Gebilde unseres Vorstellungslebens in der Außenwelt so zu verwirklichen, daß nun diese von uns geschaffene Außenwelt klärend und harmonisierend auf unser und vieler anderer Menschen Innenleben zurückwirkt, wie in dem Schaffen der schönen Kunst, oder daß endlich die Außenwelt die von unserem lenkenden und gestaltenden Vorausdenken gewiesenen Wege zu Gunsten der Sicherung und Erhöhung unserer Existenz wirklich wandelt, wie in der technischen Kunst, desto höher erhebt sich dann die Menschen-Natur zu dem frommen Bewußtsein ihrer Weltstellung als die Gemeinschaft der **ordnenden** menschlichen Innenwelten. Fromm, im höchsten Sinne fromm, ist dieses Bewußtsein, weil es nicht blos von den durch jene Übereinstimmungen errungenen Kraft- und Froh-Gefühlen geschwellt, sondern zugleich erfüllt ist von tiefster Demut angesichts der erhabenen Größe der Aufgabe und der Kleinheit unserer Anfänge, und auch von tiefster Wehmut erfüllt ist angesichts der unsäglichen Schmerzen und Nöte, die von den Menschen in dem Getriebe der Welt bisher erduldet und auch einander zugefügt worden sind, und die noch immer auf der Menschheit lasten, anscheinend nach dem Weltgesetze, daß aus ihnen die schärfsten Antriebe zu jener großen Harmonisierungs-Arbeit hervorgehen. Jenes große Weh der Menschenwelt beseelt uns dann mit dem heiligen Pflichtgefühl, durch alles Wissen und Erkennen, durch alles Lenken und Schaffen, Bauen und Bilden nicht blos kurzsichtig eigene Harmonie zu erstreben, sondern auch an der Verminderung und Heilung jener Nöte für Alle zu arbeiten.

Die unverstandenen oder unvollkommen erfüllten Entwickelungs-Bedingungen der großen Gemeinschafts-Arbeit des Wissens und Erkennens, sowie des ordnenden und harmonisierenden Gestaltens haben aber auch selber nicht blos in der Vergangenheit dazu beigetragen große Übel und Verwirrungen im Gemeinschaftsleben herbeizuführen, sondern sie wirken auch jetzt noch vielfach in demselben Sinne. Um dies zu verstehen und in Zukunft diese Irrungen immer mehr verhüten zu helfen, muß man sich Folgendes vergegenwärtigen.

Der wissenschaftliche Erkenntnis-Prozeß, wie ich ihn oben geschildert habe, besteht in dem Zusammenwirken einer schöpferischen Thätigkeit der menschlichen Innenwelt mit den unablässig durch die Vorgänge der umgebenden Welt in uns erzeugten Vorstellungen und Zuständen. Man nennt dies auch in Kürze das Zusammenwirken von Theorie und Erfahrung.

Die aus vorangegangenen Erfahrungen durch verallgemeinernde und ordnende Zusammenfassung derselben entstandene Theorie wird durch

die weiter fortgehende Erfahrung entweder bestätigt oder widerlegt. Eine Widerlegung wirkt zunächst wie eine schrille Dissonanz. Nicht blos beim wissenschaftlichen Vorausdenken und Erfahren, sondern bei allen den Vorgängen, bei denen irgend Etwas in unserm tagtäglichen Wahrnehmen und Erleben mit unserm Meinen und Erwarten in Widerstreit tritt, hat meistens eine solche Dissonanz zunächst den Verlauf, daß die Innenwelt den Einklang ihrer Vorstellungen untereinander als die höhere Erscheinung, als die höhere Macht empfindet und danach bei der Aufnahme der widerstreitenden neuen Erfahrung in den fortgehenden Ausgleichungsprozeß des Vorstellungslebens einzelnen Erfahrungs-Elementen solcher Art nicht sofort einen maßgebenden Einfluß auf die bezügliche innere Fortentwickelung der Meinung oder Theorie und weiterhin der daraus hervorgehenden Gestaltungen, Entschließungen, Bethätigungen einräumt. Im Allgemeinen ist dies abwartende Verhalten auch voll berechtigt; denn jener innere Einklang stellt in der That eine viel höhere Arbeits-Summe von Erscheinungs-Elementen, das heißt eine höhere Summe von Energie dar, als eine einzelne, neu von außen hinzukommende Einwirkung an sich enthält. Jener Einklang ist eben das Ergebnis der Ansammlung vieler von außen voraufgegangener Einwirkungen nach den inneren Gesetzen der Erhaltung, Umwandlung und Harmonisierung der Energie und zwar sowohl im einzelnen Menschen, als in noch viel höherem Grade in dem Zusammenwirken menschlicher Innenwelten.

Vorsichtige Zurückhaltung gegenüber neuen Erlebnissen und Erfahrungen ist also im allgemeinen ein Zeichen von normaler Stärke und Wohlordnung der Innenwelt, mit anderen Worten von Charakter und Grundsätzen. Ein Vorstellungsleben, das von jedem neuen Vorgange, von jedem Erlebnisse, einschließlich des Redens und Thuns der andern, sofort in weitreichende Umbildungen der Vorstellungen und Entschließungen oder auch nur in andauernde Unruhe und Schwankung hineingezogen wird, gilt mit Recht als untergeordnet, als hilfs- und stärkungsbedürftig und als ein mit Vorsicht zu behandelndes, sozusagen unberechenbares Glied des Gemeinschaftslebens.

Zum charaktervollen Menschen gehört allerdings noch mehr als jene bloße Selbstbehauptung und Stetigkeit des Vorstellungslebens an sich, nämlich zugleich ein gesetzmäßiges Verhalten zur Außenwelt, insbesondere gerade zu denjenigen neuen Erlebnissen und Erfahrungen, welche mit unsern Meinungen, Theorien, Überzeugungen oder sogenannten Weltanschauungen in Widerstreit treten. Gerade je schärfer dieser Widerstreit ist, desto ernster muß die Fürsorge dafür sein, daß jenen von außen hinzukommenden oppositionellen Elementen unseres Vorstellungslebens eine möglichst un-

verkürzte und ungetrübte Geltung und Einordnung innerhalb der Dauer-Erscheinungen der Innenwelt zu teil wird. Die Stetigkeit dieser letzteren sofort durch das Neue unterbrechen und hierdurch weitreichende Unsicherheit in derselben eintreten zu lassen, ist charakterlos, aber daß der Einordnungsprozeß sofort in Angriff genommen, die Prüfung gerade des widerstreitenden Neuen trotz alles noch so sicheren eigenen Meinens und Glaubens nachhaltig und sorgfältig durchgeführt wird, das ist das Kennzeichen des echten Charakters.

Die allgemeine Erfahrung, auch die Erfahrung der stärksten oder feinsten Seelen hat erwiesen, daß die Gestaltungen des Vorstellungslebens in steter Gefahr sind, mikrokosmische Störungen zu erleiden entweder schon in ihrem inneren Aufbau oder doch bei ihrer Verwertung zu vorausdenkendem (lenkendem oder schöpferischem) Wirken in der Außenwelt, und daß uns erst bei treuer Folgerichtigkeit der Beachtung alles dessen, was uns der Fortgang unseres Wahrnehmens und Erfahrens in der Außenwelt unabläßig hinzubringt, Schutz, Rat und Hilfe gegen jene Irrungen von der reineren Gesetzmäßigkeit des Kosmos und von der uns umfassenden Menschengemeinschaft aller Zeiten kommt.

Es ist der höheren Menschheit allmählich klar bewußt geworden, daß dies der rechte Weg zur Erweiterung und Vertiefung der Übereinstimmung unseres Innenlebens, im Denken, Wissen und Gestalten, mit den Gesetzen der uns umgebenden Welt-Erscheinung ist, der Weg zu dem fernen, niemals ganz erreichbaren Ziel, das man die Wahrheit nennt.

Man hat aber versucht, dem Wahrheitsstreben der Menschen ein besonderes Gebiet zu reservieren, das man die innere Wahrheit nennen möchte, nämlich eine ebenfalls nie ganz erreichte, aber stets erstrebte, in sich harmonische Vollkommenheit des Aufbaues unseres ganzen Vorstellungslebens in reinstem und vollständigstem Anschluß an gewisse in der Persönlichkeit des Einzelnen oder einer wohlverbundenen Gemeinschaft enthaltene instinktive Grundbedingungen ihres Wohlgefühls und ihrer Stärke.

Eine völlig gesonderte Kultivierung dieser „inneren" Wahrheit enthält aber die bedenklichsten Illusionen und ist eine der größten Gefahren für das Einzelleben und für das Gemeinschaftsleben; denn jedes systematische Bestreben nach Isolierung der Innenwelt gegen die Außenwelt, ganz abgesehen davon, daß es niemals auch nur annähernd vollständig und sehr schwer mit Wahrhaftigkeit durchzuführen ist, bedeutet eine, schließlich nur zur Verkümmerung der Innenwelt führende, Steigerung des Beharrungsvermögens und der Eigensucht aller lediglich inneren Gestaltungen, nämlich der Meinungen, Überzeugungen, Weltanschauungen und Idealkulte aller Art. Eine solche Steigerung bedingt zugleich eine wachsende Un-

fähigkeit, überhaupt noch reine Erfahrungen in der umgebenden Welt, zumal auch in der Menschenwelt, zu machen, sie trennt sehr bald den Einzelnen oder die in dem Kultus einer solchen „inneren Wahrheit" verbundene Gemeinschaft immer schärfer von den andern Menschen, selbst dann — wenn das System jener inneren Wahrheit in besonderer Weise den Kultus des Mitgefühls und die Hingebung für andere pflegt. Die höchste Steigerung haben solche Zustände der Innenwelten und solche Ausfüllungen derselben mit den umfassendsten Wohlgefühlen und Hoffnungen des persönlichsten Vorstellungslebens des Einzelnen und eng verbundener Gemeinschaften erreicht in den Gestaltungen des religiösen Glaubens. Und der Gipfel dieser Steigerungen ist der bekannte Ausspruch „Ich glaube, weil es widersinnig ist". Widersinnig heißt hier in der mildesten Auffassung das dem übrigen Denken, Erfahren und Erkennen widerstreitende, dagegen in der krassesten Auffassung sogar das auch der Stetigkeit innerer Wahrheit entbehrende oder derselben gar zuwiderlaufende und lediglich der dominierenden Stärke einzelner Vorstellungsgruppen schwelgerisch entquellende Meinen und Behaupten.

Neben diesem Gipfel gähnen dann schon die pathologischen Abgründe, zunächst die traumhafte Vision, bei welcher die Verirrung des krankhaft gesteigerten Vorstellungslebens noch auf die hohen makrokosmischen Gebiete des Glaubens eingeschränkt ist, endlich aber die Halluzination oder Wahnvorstellung schlechtweg, bei welcher die aus der Außenwelt kommenden Sinnes-Wahrnehmungen überhaupt nicht mehr sicher als solche in dem Vorstellungsleben unterschieden werden und zugleich beliebiges blos Vorgestellte in die Außenwelt versetzt wird, womit dann alle Gesetzmäßigkeit des Menschenwesens aufgehoben ist. —

Es hieße aber doch ein Greuelbild der Menschheit hinstellen, wenn man trauervolle Entwickelungen dieser Art, wie sie allerdings in zahllosen Einzelfällen und auch in Gemeinschafts-Erscheinungen in der Geschichte bis zur Gegenwart vorliegen, ohne weiteres als das Wesen und das unabänderliche Verhängnis alles Glaubens ansehen wollte. Zwischen den Höhen des reinsten gesetzmäßigsten Strebens nach der den Menschen und die Welt umfassenden Erkenntnis der Wahrheit und andererseits den soeben gekennzeichneten Steigerungen des persönlichsten Vorstellungslebens giebt es eine Fülle von Abstufungen, und auf diesen verschiedenen Stufen neben den Möglichkeiten der Verirrung auch die mannigfaltigsten Möglichkeiten und Wirklichkeiten der maßvollsten und liebreichsten Entwickelung friedlichen Zusammenwirkens von Wissen und Glauben.

———

Hermann Grimm.

Von Dr. Alfred Semerau (Charlottenburg).

In einem Romane Hermann Grimms, dem einzigen, den er schrieb, spielt ein alter Herr eine kleine Rolle. Der wollte Maler werden, übernahm jedoch nach des Vaters Tode dessen Buchladen, wobei er seine Liebhaberei fortsetzte, und gab sich, nachdem ihm in seinem Sohn ein Geschäftsnachfolger herangewachsen war, ihr ganz und gar hin. Als Aufgabe hatte er sich gestellt, alles persönlich zu untersuchen, was Europa an Kunstwerken beherbergte. „Durch den Ernst, mit dem er diese Beschäftigung auffaßte, nahm es seiner umherfahrenden unsteten Existenz den Schein des Laumenhaften, Unnötigen, den sie, oberflächlich aufgefaßt, hätte annehmen können. Er hatte sich ein Amt erwählt in seiner Thätigkeit, das er gewissenhaft verwaltete. Er betrachtete die bildende Kunst als eines der wichtigsten Weltmomente und hielt die wenigen Leute, die gleich ihm eine eigennutzlose Beaufsichtigung der vorhandenen Werke zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, für Staatsdiener der höchsten Art, deren Verdienste, je unscheinbarer und verborgener sie wirkten, um so weniger je nach Würden und Gebühr anerkannt oder gar belohnt werden könnten."

Mit diesem eben charakterisierten alten Herrn scheint mir Hermann Grimm eine große Ähnlichkeit zu haben, die bis zur Identität wächst, wenn man die Aufgabe, die jener alte Herr sich gesetzt hatte, verallgemeinert. Nicht allein der bildenden Kunst galt die Lebensarbeit Hermann Grimms, sondern der Kunst im umfassendsten Sinne. Mehr als einmal hat er es ausgesprochen, daß die Kunst ihm die Blüte des Lebens bedeute. Und wenn er es auch nirgend gesagt hätte in klaren Worten, wir lesen es in seinen Büchern immer wieder zwischen den Zeilen.

Auch er war wie der alte Herr in seinem Roman gewillt, sich einem andern Beruf zu widmen, als demjenigen, der ihn anlockte und mit Befriedigung erfüllt hätte. Und während einiger Jahre studierte er die Rechte, um sich dann aber, da ihm dieses Studium kein Interesse eingeflößt hatte, völlig anderen Dingen zuzuwenden, der Dichtkunst und der Kunstbetrachtung. Zwei Dramen, ein Band Novellen, ein großer Roman und eine Dichtung, die in fast zwei Jahrzehnten geschaffen wurden, erschöpfen die poetischen Versuche Hermann Grimms. Keines dieser Werke hat sich eines nachhaltigen Erfolges zu erfreuen gehabt; heute liest man vielleicht noch die eine oder andere Novelle, von all' dem andern weiß man nichts mehr. Zeitig genug mag Hermann Grimm wohl eingesehen haben, daß er als Dichter keine bedeutenden Werke schaffen würde, und nun fand er den Weg, der ihn auf das Gebiet führte, wo sich seine eigenartigen Fähigkeiten in freiestem Spielraum bethätigten — die Kunstbetrachtung.

Er begann sich dem Studium von Kunstwerken zu widmen in einer Zeit, wo es noch keine Lehrer der Kunstgeschichte in Deutschland gab, wo nur ein paar kunsthistorische Bücher seine Wegweiser in ein ihm unbekanntes Land waren. Er erzählt, daß er umgeben von Stichen der Werke Raffaels aufgewachsen sei, daß er alle diese Stücke genau kannte, es ihm aber nie eingefallen sei, diese Werke als Resultat einer Lebensentwickelung anzusehen, deren fehlende Teile gesucht werden müßten. Er hörte auch nirgend über Raffael sprechen. Erst durch Guhls Künstlerbriefe erfuhr er, wie die großen Künstler gedacht hatten, wie das Leben sie erzog und formte, wie ihre Werke sich als Produkte ihrer Existenz erklären ließen, zugleich auch, wie man diesen Dingen selbständig weiter nachforschen könnte.

Die von Guhl zitierten, wenig zahlreichen Bücher standen in der königlichen Bibliothek, in deren letzten obersten Winkel sich Hermann Grimm nun in vollkommenster Einsamkeit installierte und nicht eher ruhte, als bis er in der dort aufgestellten Litteratur zu Hause war, um die fast niemand sonst sich damals kümmerte. Dazu bot das königliche Kupferstichkabinet die nötige Ergänzung. Dann, Ende Mai 1857, kam er nach dem von den Franzosen besetzten Rom Pio Nono's, das damals noch völlig in sich versunken und von keiner Eisenbahn berührt war. Die heißen, erst abends sich belebenden Straßen lagen verlassen, wenn er Morgen für Morgen, im schmalen Schatten der Häuser sich haltend, zum Vatikan pilgerte, wo er die unendlichen Treppen hinaufstieg und die Gänge durchwanderte, in deren Mauerkühle ein feiner Duft von den im päpstlichen Garten blühenden Orangen drang. Im Vatikan und in der Farnesina lebte er sich in Raffaels Werke ein. Abends in seiner Stube auf dem Kapitol schrieb er nieder, was er tags über gesehen.

Autodidaktisch also hat sich Hermann Grimm für die Kunstbetrachtung herangebildet. Er lehrte sich selber sehen, dann suchte er sich klar zu machen, was er sähe. So begann er und so war er, als er starb. Er ist sich immer gleich geblieben, in seiner Art an die Dinge heranzutreten und sie unbefangen, ohne Vorurteil zu prüfen auf ihren Wert und ihre Bedeutung. Er ließ sich weder durch den Prunk, mit dem sich so manches Neue in Szene setzte, noch durch den Beifallslärm der Masse täuschen. Ein gut Teil Skepsis warnte ihn vor schneller Zustimmung, er hatte schon viel Menschen und Dinge erlebt und war vorsichtig geworden. Er verließ sich auf seine klaren Augen, die scharf sahen und Echtes vom Falschen genau zu unterscheiden wußten; und die Augen täuschten ihn nie.

Er prüfte lange, ehe er entschied. Hatte er aber eine Sache gefunden, die seiner Ansicht nach eine Förderung verdiente, dann bot er seinen Einfluß auf, um ihr vorwärts zu helfen, so weit es in seinen Kräften stand. Und so wie mit Dingen that er mit Menschen, die er des Beistandes für

wert hielt. Er war immer bereit zu helfen, er war voller Wohlwollen. Wenn ihm ein bedeutender Mann nicht nach seinem Verdienst gewürdigt schien, so erhob er seine Stimme, um dem Ehre zu gewinnen, der Ehre verdiente. Wie hat er von Peter Cornelius gesprochen, da dieser noch lebte, und nach seinem Tode! Immer wieder verlangte er für den großen Meister verehrungsvolle Dankbarkeit.

Er hatte es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht, das Leben der Männer zu erforschen, die für ihre Zeit die Pegelhöhe des geistigen Zustandes bezeichnen, die wenigen aber unverwüstlichen, die ewigen Apfelbäume, die der ewig nachwachsenden Jugend, so viel Früchte von ihnen auch abgeschüttelt werden, jeden Morgen von neuem in vollen Früchten entgegenlachen. Hier sah er unsere historische Arbeit für alle Zukunft; die Erforschung der Geschichte dieser Männer müßte, betonte er immer von neuem, unsere vornehmste naturhistorische Arbeit sein.

Ihn zogen die Großen der Erde an. Wie sie waren, suchte er zu ergründen, ihre Wesenseigentümlichkeit wollte er erklären; worin ihre Größe bestand, war er bestrebt zu bestimmen, und klar zu legen, welchen Einfluß sie auf uns, auf die Menschen von heute, noch üben. Was bedeutet uns Homer, Dante, Raffael? fragte er. Es war nicht seine Art, sich mit Kleinigkeiten und Nebensächlichem aufzuhalten, das ließ er auf sich beruhen. Auf die Fragen dritter, vierter Ordnung kam es ihm nicht an. Ihm lag nur daran, die ganze Erscheinung einer Persönlichkeit klar, scharf umrissen vor Augen zu haben. Er ging nicht um sie herum und sah sich bald die, bald jene Seite an, um darauf seine Beobachtungen niederzuschreiben. Er betrachtete immer nur das Ganze, Abgeschlossene; dem einzelnen Teile wandte er keine besondere Aufmerksamkeit zu. Er gab gern zu, daß er sich da und dort in unwichtigen Dingen wohl geirrt haben mochte, aber er begriff nicht, wie man darüber nur so viel Worte verlieren konnte. Als ob das von Belang wäre? Die Leute, welche allzulange ihre Augen möglichst nah auf das Einzelne richteten, verloren seiner Meinung nach bald genug den Blick für das Ganze und Große. Ihr Sehvermögen litt unter ihrer Art, die Dinge zu betrachten. Menschen, die sich mühsam und gewissenhaft mit dem Aufhäufen von Thatsachen zufrieden gaben, die einen unbedeutenden Fall nach allen Regeln exakter Forschung behandelten, vor deren Gründlichkeit kein J-Tüpfelchen sicher war, hielt Hermann Grimm ja wohl für existenzberechtigt, aber er nannte sie „wissenschaftliche Beamte", denen Gedankenproduktion abgehe. Es waren für ihn Subalterne, die sich in ihrer untergeordneten Stellung wohl auch ganz glücklich fühlten, die aber niemals Karriere machen würden. Es mußte eben Menschen geben, die Handlangerdienste leisten!

Hermann Grimm hat Zeit seines Lebens zu denen gehört, die selbst

bauen. Blickt man auf seine Thätigkeit nun, da er nicht mehr ist, zurück, so sieht man einige große Paläste, in denen Raffael, Michelangelo, Goethe, Homer wohnen; dann Hallen, in denen Büsten vieler Unsterblichen thronen, Dante, Rembrandt, Dürer und die andern, deren Namen jeder kennt.

Er sagte, wie sie waren und was sie uns bedeuten.

Und um die Fragen, die er immer in Beziehung auf die Menschen, welche er schilderte, stellte, nun mit Bezug auf ihn zu stellen: Wie war er und was bedeutet er uns? Er war ein vornehmer Mensch in Gebahren und Gesinnung, — um es mit einem Wort zu sagen, ein Gentleman. Er ging seinen eigenen Weg, den er erst nach Irrgängen gefunden, einsam und ohne von ihm abzubiegen; kein Gelehrter im gewöhnlichen und üblen Sinn, sondern ein reproduzierender Künstler mit dem feinsten Nachempfinden begabt, der in der Kunst die Blüte des Lebens sah und sie in ihr auch die anderen sehen lehrte.

Überbrettl und kein Ende.

Von B. Ecu.

Ganz offenbar ist das Überbrettl eine Modeerscheinung: der Erfolg, die rapide Ausbreitung, die allgemeine Nachahmung, alles deutet darauf hin, und sicher wird sie rasch vorübergehen. Ob auch spurlos, das ist die Frage, und es lohnt sich vielleicht den tieferen Ursachen nachzugehen, die dieser Mode wie jeder anderen zu Grunde liegen, ihre Bedeutung als eines Zeichens der Zeit zu ergründen und zu untersuchen, welche dauernde Wirkung sie üben kann.

Das Bedürfnis nach leichter, mehr oder weniger geistreicher und feiner Unterhaltung ist nicht geringer geworden, infolge der Rastlosigkeit unseres Lebens, der angestrengteren Thätigkeit und größeren Verantwortung jedes Einzelnen sogar gewachsen. Früher kam das Theater diesem Bedürfnis entgegen: nur an seltenen Festtagen erschienen dort „der Menschheit große Gegenstände", der Alltag gehörte dem Alltagsleben mit seinen Leiden und Freuden, seinen kleinen Schwächen und Thorheiten, dem Interessenkreis des fein- und kleinbürgerlichen Philisteriums. Das ist nun anders geworden: das feine Lustspiel, von jeher eine rarissima avis, ist tot, die alte ehrliche Gesangsposse mit ihren derb-aktuellen Couplets nicht minder; das gesamte ältere Repertoir dieser Gattungen ist veraltet. Alles anmutig spielerische, wie es dem klassischen Lustspiel eigen war und auch möglich blieb, so lange die Romantik noch leise nachklang, wird auf dem Theater längst nicht mehr ertragen, so daß beispielsweise Cyrano bei uns keinen festen Fuß fassen kann. Auch ohne in der Bühne nur ein feierliches Mysterium zu erblicken, wie manche es zu thun vorgeben, wird man

sich zwar darüber freuen dürfen, daß seit zwanzig Jahren wieder alle Dinge auf ihr zu Worte kommen, die unsere Zeit im Innersten bewegen, aber es doch als Zeichen einseitiger Entwickelung beklagen müssen, daß sie fast gänzlich dem Ernste verfallen ist. Das ganze Repertoir, soweit es irgend als Litteratur betrachtet werden kann, ist ernst, die heiteren Stücke sind in litterarischer Hinsicht weit unter unserer Kraft. Auf dieser Seite herrscht die Farce unbedingt. Aber der feiner empfindende Teil des Publikums ist der unmöglichen Verwechselungen, der albernen Lügengespinnste, der zirkusmäßigen Foppereien mit Recht müde. Man lacht zwar, aber der Katzenjammer bleibt nicht aus.

Das Bedürfnis nach Heiterkeit hat auch die Variétés ins Leben gerufen, aber die haben außer den Fehlern der Schwankbühne noch einige mehr. Wenn das Theater noch bisweilen einige Rücksicht auf die gute Sitte nimmt, so wird diese im Variété fast grundsätzlich verletzt, viel schlimmer aber kommt bei der durchschnittlichen Roheit, Albernheit und Gemeinheit der Vorträge und bei der kunstwidrigen Vortragsweise der gute Geschmack zu schaden, und das ist weit gefährlicher. Denn was sittenlos ist, begreift auch das einfachste Gemüt; das Geschmacklose zu erkennen und zu verabscheuen, dazu gehört schon ein gewisses Maß von Bildung und geübter Urteilskraft. In der That kann von Sittenverwilderung heut wahrscheinlich weniger als je die Rede sein, wohl aber von Geschmacksverwilderung.

Hier setzt nun das Überbrettl ein mit der Erwägung, daß man sogar eine Zote sehr wohl vertragen kann, wenn sie nicht dilettantisch, blöd und roh, sondern mit Kunst, Witz und Anmut vorgebracht wird, und es sagt sich: „Verstoßen wir dreist gelegentlich gegen die gute Sitte, das mögen die Leute ganz gern, aber nicht mehr gegen den guten Geschmack, betrachten wir vielmehr unser Genre durchaus als Kunst und gestalten wir demgemäß unsere Vorträge in Wort, Ton und Bild zu kleinen Kunstwerken. Suchen wir einen entsprechenden Vortragsstil, der durchgebildet, fein, graziös und diskret dem gewählteren Geschmack entgegenkommt, und verhüllen wir die öde Nacktheit nicht durch offenbarendes Trikot, sondern durch nötigenfalls phantastische, aber feinerfundene Kostüme. Offenbaren wir lieber die intimen Reize der Stimmung, des Milieus und der Epoche, und machen wir uns jede, auch die modernste und extravaganteste Kunstrichtung ebenso zu nutze, wie die bunte Mannigfaltigkeit des Variété, nur verzichten wir dabei nicht, der bloßen Abwechselung zu Liebe, auf den Beruf der Bühne, unserer Zeit den Spiegel vorzuhalten. Mit einem Worte, sein wir spaßhaft, ohne läppisch, derb, ohne roh, lustig, ohne gemein, und frei, ohne frech zu werden, damit gebildete Leute, die keine Philister sind, sich bei uns ohne Schamröte unterhalten und ohne Reue lachen können."

Dies die Lösung für das scheinbare Rätsel des großen Anklangs, den

die Neuerung gefunden hat; und ohne sie unverdient wichtig zu nehmen, darf man nun fragen, wie weit es gelungen ist, dieses Programm zu erfüllen.

Wenn die Antwort im großen und ganzen günstig lautet, so muß es auffallen, daß nicht die Szenen und Dialoge, die in der Mehrzahl als bisweilen nicht leicht zu überwindende Zwischenstationen gelten dürfen, sondern die Rezitationen, Gesangsvorträge und Duette die Hauptanziehungskraft ausüben, und daß unter diesen nicht etwa die frivolen, bei denen das Sexuelle vorschlägt, populär sind, sondern — merkwürdig — die ganz harmlos-spielerischen von leicht parodistischer Färbung und entschieden künstlerischem Gepräge, wie „Die Haselnuß", „Der lustige Ehemann", „Die Musik kommt". Hierher gehören auch die anmutigen Nippsachen, die Elsa Laura Seemann gedichtet und komponiert hat, begleitet und singt. Demnächst findet die gesellschaftliche Satire den günstigsten Boden: die erfreulich beißenden Vorträge von Olga Wohlbrück, „Das Gänschen", „Mädchenträume", und die von Wolzogen mit vorbildlicher Einfachheit und schlagendem Effekt gesprochenen eigenen Dichtungen vom verkauften Assessor, vom Ohrwurm, vom Philisterparadies. Die leichtsinnige Lebensfreude findet in seinem Duett vom Münchner Karneval: „A fescher Domino" vollen Ausdruck und gehört ganz hierher; poetischere und zartere Töne verfehlen in des trefflichen Paul Fleming „Kußlehre" und dem „Bettelbubenlied" ihren Eindruck nicht, dessen Nummern mit sozialem Hintergrund, wie die Streichholzverkäuferin, die gepfefferte „Madame Adèle" und „Das Laufmädel" ohnehin sicher sind. Dieses Gedicht würde jedoch ebenso wie „Die Musik kommt", weil es zu viel eigenen Rhythmus, zu viel „Musik hat in ihm selbst", sicherlich unvertont zu reinerer Wirkung kommen, aber dazu fehlt es hier offenbar an dem erforderlichen ausgezeichneten Vortragskünstler. Bei den Herren ist überhaupt der herkömmliche Brettl-Dilettantismus, der am meisten in den Szenen und Dialogen hervortritt — „Kurt und Else" und die Bühnenscherze werden freilich parodistisch sehr treffend gespielt — noch nicht völlig aufgezehrt, nur Wolzogen macht darin eine Ausnahme. Die Damen sind in der Ausführung schon fast durchaus künstlerisch durchgebildet und haben den rechten zugleich flotten und diskreten Stil gefunden. Zudem hat jede ihre ausgesprochene Eigenart: Destrée bedeutet Innigkeit, Wohlbrück Malice, Bradsky Persiflage, Pechy Schärfe. Gestikulation, Mimik und Tanz gehen in dem bloßen Vortrag nicht über die Andeutung hinaus und wahren so die feine schwer innezuhaltende Grenze, die anderswo nicht selten überschritten wird.

Es erhellt hieraus leicht, welche Richtungen im Programm mehr gepflegt werden müssen; auch auf eine Gefahr darf man hindeuten. Wenn Nietzsche den breiten Raum beklagt, den in Litteratur und Kunst das Thema

vom Weibe einnehme, so wird man diesen Vorwurf dem Überbrettl nicht zu ersparen brauchen, zumal es sich hier immer nur um eine Kategorie des Geschlechts handelt. Das ermüdet bald auch den Nichtphilister. Das Überbrettl könnte immerhin die gute Sitte mehr schonen und dabei doch Überbrettl sein und bleiben.

Nur selten stört eine vereinzelte Geschmacklosigkeit, wie das Couplet, das Goethes „Seelenbündnis" mit der Frau von Stein in den Koth zieht. Gewiß und zum Glück war Goethe weder ein Heiliger noch „von Stein", aber bekanntlich wissen auch heute diejenigen, die es am besten wissen, nichts bestimmtes über die wahre Natur dieses Verhältnisses. Nun wird posthume Intimitätenschnüffelei jedem gründlich verhaßt sein, dessen Empfinden ein Liliencron näher steht als Liguori, und Otto Julius Bierbaum näher als P. Busenbaum. Weil wirs jedoch nicht wissen, so soll man nicht als ausgemacht auch nur im Scherze hinstellen, was Geheimnis ist. Wer sich noch bedenkt, Lebenden etwas nachzusagen, wovon er nicht genau weiß, ob es begründet ist, der sollte sichs doppelt überlegen, wenn es sich um Tote handelt, die sich nicht mehr verantworten können, und dreifach, wenn diese Toten Goethe und eine Frau sind. Man mag dergleichen dichten, komponieren und einem kleinen Kreise vorurteilsloser Menschen zu Gehör bringen, von denen man weiß, daß sie Bildung und Humor genug besitzen, um auch die „Obertöne" zu hören, die bei solchem Spaß mitklingen; doch sollte man billig Bedenken tragen, ihn dem breiten Gelächter von Hunderten preiszugeben, das in diesem Fall entweder schmutzig, oder pharisäisch oder beides zugleich ist. Vor allem in Frankfurt erscheint das so wenig taktvoll, wie es in Weimar sein würde.

Es muß freilich zugegeben werden, daß die Musik von Bruno Schmidt durch ihre altväterisch-schelmische Weise den verletzenden Eindruck etwas mildert. Ähnliche Töne liegen dem Talente von Oscar Straus sehr glücklich, das durchweg auf zarte, feine und intime Wirkungen gestimmt ist, das Barocco so gut zu charakterisieren weiß wie die Biedermaierzeit und in seinem kleinen spielenden Genre bisweilen hart an Poesie streift.

Ein Nebenzweck des Bunten Theaters ist es ja, ein Sprungbrett zu sein für poetische und musikalische Begabungen, die sonst gar nicht an die Öffentlichkeit herankämen, weil sie sich nur auf ein kleines Gebiet erstrecken, oder solche Schöpfungen populär zu machen, die weniger bekannt als anerkannt sind.

Man sieht, das Überbrettl verhält sich zum Brettl etwa wie die „Jugend" zu den „Fliegenden Blättern", oder wie der „Simplizissimus" zum „Kleinen Witzblatt". Die Nachahmungen werden jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, wenn man der Meldung glauben darf, daß in Berlin allein zweiundvierzig Überbrettln zur Konzessionierung angemeldet sind und

mehrere Spezialitätenbühnen sich als „Bunte Theater“ verpuppen wollen. Es ist zu wetten, daß die Kopien nichts taugen und nur die farbigen Fräcke, Westen und Kravatten nachäffen werden, was nicht schwer ist. Sobald aber die gewöhnliche Variétébühne den Schritt vom urkomischen Bendix zu Wolzogen nachzuthun, was sie Gutes bei dem neuen Vorbilde findet, aufzunehmen und dem Sumpf der Niedrigkeit gänzlich zu entsteigen vermag, dann hat das Überbrettl seine Kulturmission erfüllt und kann eingehen. Und es ist immerhin unsicher, ob das nicht noch eher geschehen wird, als wir wieder ein feines Lustspiel haben werden.

Kleine Mitteilungen.

45tägige Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten — das ist das erste erfreuliche Zeichen für die Befreiung der preußisch-hessischen Eisenbahnverwaltung von der Faust Miquels, der unser gesamtes Verkehrswesen wie mit Polypenarmen umklammert hielt und jeden möglichen Überschuß bis auf den letzten Groschen zu gunsten der Staatshauptkasse herauspreßte. Miquel kannte und kennt noch heute, wie aus privaten Äußerungen von ihm hervorgeht, für sich nur den einen Ruhm als begründet an: Die Staatsfinanzen in glänzender Weise konsolidiert, und insbesondere durch weise Sparsamkeit in der Verwaltung der Verkehrsmittel erreicht zu haben, daß diese neben der Verzinsung der gesamten Staatsschuld jährlich bis zu 180 Millionen Mark zu den allgemeinen Ausgaben des Staates beisteuerten. Zuführung immer neuer Goldströme in die Staatskasse aus dem schier unerschöpflichen Quell der Verkehrsmittel, das hat er stets als eine sehr verdienstliche Arbeit im Interesse des Staates angesehen und von diesem Gesichtspunkte aus seine weitreichende Macht über unser Eisenbahnwesen wirken lassen. Jetzt ist er in den ruhigen Hafen allgemein neidlos ihm gegönnten Frankfurter Ehrenbürgertumes eingelaufen, und unter dem neuen Finanzminister, dem ungeachtet seiner scharf konservativen Gesinnung ein größeres Verständnis für die Aufgaben der Eisenbahnverwaltung eigen zu sein scheint, als dem ehemals liberalen Rechtsbeistande der Diskonto-Kommandit-Gesellschaft, gewinnen die Freunde der Tarifreform im Eisenbahnministerium, die bisher niedergehalten wurden, offenbar mehr Mitbestimmungsrecht.

Ein verheißungsvoller Anfang, die 45tägige Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten! Aber nur ein Anfang der notwendigen Tarifreform. Man vergesse nicht, daß der Preis der einfachen Fahrkarte nicht erniedrigt wird. Der Arbeiter, der Gewerbetreibende, der Kaufmann, der Arbeit und Verdienst suchend reisen muß, der hat von der Maßregel keinen Vorteil! Und für diesen mitzusorgen, ihm Erleichterungen für den harten Kampf um die Existenz und den Unterhalt der Seinen zu schaffen, das gehört u. E. zu den wesentlichen Aufgaben einer gut geleiteten staatlichen Eisenbahnverwaltung. Diese Erkenntnis herrscht noch nicht bei uns in Preußen. Zwar schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“: „Auf den preußisch-hessischen Staatsbahnen wird man vom 4. Juli ab am billigsten von allen deutschen Bahnen fahren“, aber diese Behauptung wird dadurch nicht richtiger, daß sie im Regierungsblatt steht. Von Frankfurt a. M. nach Kassel kostet eine Fahrkarte dritter Klasse Schnellzug nach preußisch-hessischem Tarif 9,40 Mk., mit Zugrundelegung des badischen Kilometerheftpreises 4,80 Mk. Dieses

Mißverhältnis wird auch durch das Freigepäck der preußischen Staatsbahn nicht aufgehoben; 25 Kilogramm Gepäck nach dem für Baden geltenden Satz kosten für die angeführte Strecke 2,10 Mk., und bei 50 Kilogramm zahlt man nach preußischem Satz für Beförderung von Person und Gepäck 9,40 Mk. + 3 Mk. = 12,40 Mk., nach badischem Tarif 4,80 Mk. + 3,50 Mk. = 8,30 Mk.

Wann werden wir in Preußen und Hessen der Wohlthat einer wesentlichen Verbilligung der Preise für die einfachen Fahrkarten möglichst ohne Kilometerheft teilhaftig werden, und wo bleibt die Gütertarifreform? —

* * *

Die Ära Studt wird für ihre Leistungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens von der Zukunft keine Lorbeeren ernten. Wie der Träger dieses Systems, der gegenwärtige Kultusminister, über die Stellung der Lehrer, insbesondere auch der akademisch gebildeten, urteilt, dafür war schon seinerzeit die schroffe Abweisung der Forderung nach Gleichstellung der Oberlehrer mit den Juristen bezeichnend genug; wie ein Hauptmann gelegentlich die Unteroffiziere seiner Kompagnie, so kanzelte der Kultusminister coram publico, d. h. von der Tribüne des Abgeordnetenhauses herunter, die ihm unterstellten Beamten ab. Und gar vielfach wird in der letzten Zeit über den schroffen Ton geklagt, der in den an die Direktoren gegebenen Ukasen über allgemeine oder spezielle Schulfragen von Berlin aus angeschlagen wird. Der Lehrerstand soll wieder geduckt und herabgedrückt werden zum Niveau der Schulmeister vor 80 Jahren. Parieren und in Ehrerbietung vor der ministeriellen Hoheit ersterben, das soll die nicht immer mehr ganz gefügigen Magister von neuem gelehrt werden.

Dieser Bewertung des Lehrerstandes entspricht durchaus die Auffassung, die in den ministeriellen Erläuterungen zu den neuen Lehrplänen über Geschichts- und Religionsunterricht zu Tage tritt. Dort — im Geschichtsunterricht — soll das Verständnis für „ein höheres Walten in der Geschichte" entwickelt und die Jugend befähigt werden, „das Verhängnisvolle unberechtigter sozialer Bestrebungen der Gegenwart" zu erkennen; es sollen der „stetige" Fortschritt zum Bessern nachgewiesen und die „Verdienste unseres Herrscherhauses um die Förderung des Volkswohles" dargestellt werden. Das heißt nichts anderes von den Lehrern fordern, als Geschichte unter dem Gesichtspunkt engbegrenzter parteipolitischer Auffassung vom Werdegange der Völker zu lehren und tendenziös gefärbte Darstellungen der geschichtlichen Entwickelung zu geben, und die mitten in den Text eingestreuten Worte „unter Vermeidung jeder Tendenz" lesen sich in diesem Erlaß wie übel angebrachte Ironie. — Im Religionsunterricht soll auf eine positive Förderung der „religiös-kirchlichen Bethätigung" der Schüler hingewirkt werden; das kann, wenn es überhaupt einen Sinn haben soll, nur heißen, daß die Schüler von den Lehrern zum Besuch der Kirche, zur Teilnahme an den kirchlichen Kultushandlungen u. s. w. angehalten werden sollen. Die Schüler, die Lehrer und der Unterricht auch der höheren Schulen sollen also der Kirche und den kirchlichen Bestrebungen untergeordnet werden. — Und der Lehrer, der mit den vorgeschriebenen Tendenzen für den Geschichtsunterricht nicht übereinstimmt oder der der Kirche mit wohlwollender Neutralität gegenüber steht? Wie findet er sich mit diesen Vorschriften ab? Nun, dem Lehrer werden zum Schluß der Erläuterungen seine Pflichten recht deutlich vor die Seele geführt und es wird ihm vorgehalten, wie hoch er seinen Beruf und seinen erziehlichen Einfluß schätzen müsse. Urteilt er über seine Mission nicht im Sinne der ministeriellen Erlasse, dann steht ihm die ganze weite Welt zur Bethätigung seiner Unabhängigkeitsgelüste offen.

So soll von neuem der mittelalterliche Geist in unseren Schulen zur Herrschaft kommen: unfreie, geduldige Lehrer, tendenziöser Unterricht, Zwang zur äußerlichen Frömmigkeit. Daß unsere Eltern, die so gut gestellt sind, um ihre Kinder in die höheren Schulen zu schicken, solche Erlasse ruhig hinnehmen, auch wenn sie selbst unkirchlich, ja antikirchlich geworden sind: daß sie gegen die Anleitung ihrer Kinder zur Bethätigung kirchlichen Sinnes durch die Schule nicht Protest einlegen, indem sie selbst die Kirche verlassen, der sie innerlich fremd gegenüberstehen, — das ist ein neuer Beweis dafür, was man heute unserem Bürgertum von oben herab zu bieten wagen darf. Die Ära Studt aber wird den Perioden schlimmster Rückwärtserei auf dem Gebiete des Unterrichtswesens zum mindesten an die Seite gestellt werden, und von ihr wird einst mit Recht jenes Wort gelten, das bei der Heerschau des Bundes der Landwirte von dem einen Führer der Agrarier gegen Caprivi und Hohenlohe geschleudert wurde: . . . .

Versunken und vergessen — — —
Ist dieser Ära Fluch.

* * *

Vom Sultan. Im „Mechveret", Organ der Jungtürken, herausgegeben von unserem Mitarbeiter Ahmed Riza in Paris, lesen wir in der Nummer vom 1. Juli in einer Korrespondenz aus Konstantinopel:

„Einige Zeitungen berichteten jüngst von der Flucht eines der Schwiegersöhne des Sultans, Kemal ed-Din Paschas, zweiten Sohnes des verstorbenen Ghazi Osman Pascha und Gatten der Prinzessin Naime. Thatsächlich verweilt er jedoch noch hier, und der Vorfall, der zu dem Gerücht seiner Flucht Anlaß gab, trug sich folgendermaßen zu:

Vor etwa vierzig Tagen machte Kemal ed-Din, der in Kuru-Tscheschme auf dem europäischen Ufer des Bosporus wohnt, seiner Gattin den Vorschlag, mit ihm nach dem Dorf Bebek, etwa vier Kilometer aufwärts gelegen, eine Spazierfahrt zu unternehmen. Die junge Frau willigte ein, wiewohl sie bemerkte, daß dieser Ausflug im Palast ganz außerordentliches Aufsehen erregen würde. Das Paar stieg in eine Viktoria-Chaise mit zurückgeschlagenem Verdeck, während zwei Agenten, die mit der Bewachung ihrer Wohnung beauftragt waren, schleunigst aufsaßen und zum Yildiz-Kiosk ritten, um den Sultan von dieser Ausfahrt zu benachrichtigen. Abdul Hamid entsandte sofort zwei Adjutanten mit dem Befehl, das junge Paar zum Palast zu bringen. Bei ihrer Ankunft daselbst wurde Kemal ed-Din gefesselt und ohne Eskorte nach seiner Wohnung geschafft, wo er einen Monat lang eingesperrt gehalten wurde. Seine Gattin dagegen wurde vor Abdul Hamid geführt, der seine Tochter an den Haaren packte und mit einem Stock rasend auf sie losschlug. Vergebens schrie und jammerte die Unglückliche; erst als eine im Gemach anwesende Haznadar (Schatzmeisterin des Harems) sich erlaubte, ihrem Herrn zu sagen, die junge Frau befände sich in anderen Umständen, ließ der Sultan, selber völlig erschöpft, von seiner Tochter ab. Ohnmächtig wurde die Prinzessin in ihre Wohnung geschafft. Die Lüge der Haznadar hatte sie von ihrem Peiniger befreit, doch war sie so schwer verletzt, besonders an der Brust, daß die Ärzte anfangs an ihrem Aufkommen zweifelten."

Ein anderes grelles Schlaglicht auf die geistige Verfassung des Sultans wirft auch seine neuerdings ausgebrochene Furcht, abgesetzt zu werden. So ließ er vor kurzem den Scheich-ul-Islam und den Fetwa-Emini zu sich entbieten und auf den Koran schwören, niemals ein Fetwa, das seine Entthronung verfügte, zu unterzeichnen. Berücksichtigt man außerdem noch die nicht dementierte Nach-

richt, daß Abdul Hamid einen türkischen Masseur beim Massieren wegen einer etwas unsanften Berührung niederschoß, so ist es nicht verwunderlich, wenn man in dem jüngst gemeldeten Brand im Schlafzimmer des Sultans den Versuch erblickt, sich eines geistig nicht mehr normalen Tyrannen zu entledigen.

* * *

Auf unsere Notiz in No. 7, betreffend den Ursprung der Legende von der heiligen Genovefa, geht uns aus dem Paradiese von der Heiligen selbst folgendes Schreiben zu:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Sie werden mit Ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit einer Dame und Heiligen die Aufnahme einer kurzen Berichtigung nicht abschlagen:

In Nummer 7 Ihrer Zeitschrift „Das Freie Wort" finde ich die Behauptung, „daß die Legende der heiligen Genovefa in der indischen Litteratur wurzelt".

Hier dürfte eine Verwechselung zwischen mir und meiner Namensschwester, Genovefa von Brabant, vorliegen. Letztere ist eine durch ihre betrübsamen ehelichen Erlebnisse sehr volkstümlich gewordene Gestalt der Legende, aber sie ist niemals zur Heiligen der katholischen Kirche avanciert. Die einzige Heilige, Namens Genovefa, bin ich, die Unterzeichnete, Schutzpatronin meiner guten Stadt Paris, die mein Fest am 3. Januar feiert. Wie alle Historiker mir bezeugen, bin ich im Jahre 422 oder 424 in Nanterre bei Paris geboren und im Jahre 512 in Paris gestorben. Ich bin zeitlebens unvermählt und Jungfrau geblieben. Sie begreifen also, daß es für meinen Ruf kompromittierend ist, wenn man mich mit der Dame Genovefa von Brabant verwechselt. Da ich vollkommen „historisch" bin, so muß ich mir jede Herleitung aus indischen Sagenkreisen höflichst verbitten. Ich bin und bleibe eine gute Pariserin.

Was die „andere" Genovefa betrifft, so will ich dieser unhistorischen Legendendame ihre indische Herkunft nicht abstreiten. Aber, wie gesagt, in unseren Heiligenkalender, der für uns dieselbe Rolle spielt, wie der Almanach de Gotha für den alten Adel, hat diese Aventurière keinen Eingang gefunden.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung verbleibe ich

Paradies, 7. Juli 1901. die heilige Genovefa.

Wir nehmen von dieser Erklärung mit aller schuldigen Ehrfurcht Kenntnis und stellen zu unserer Genugthuung fest, daß „Das Freie Wort" bereits im Paradiese Verbreitung gefunden hat. Vor allen Dingen aber freuen wir uns über den ungetrübten Humor der heiligen Dame, die es verschmäht, uns für unsere Ketzerei mit dem Anathem zu belegen, und uns dafür um so sieghafter durch ihren pariser Esprit entwaffnet.

Büchertisch.

Piccolo Mondo Moderno. Romanzo von Antonio Fogazzaro. Milano. Ulrico Hoepli. 1901.

Es ist bekannter Brauch bei den Klerikalen, jeden Schriftsteller, der ihnen Unangenehmes sagt, als einen Kulturkämpfer zu brandmarken. Man kann daher gespannt sein, wie sie den großen katholischen Romancier Antonio Fogazzaro betiteln werden, dessen neuester Roman von den italienischen Katholiken als ein Palladium des Katholizismus gepriesen wird. Nun ist Fogazzaro thatsächlich ein frommer, gläubiger Mann, ein alter Rosminianer, der in seinem neuesten Buche

zwei der edelsten Typen katholischer Gläubigkeit schildert, den idealen Priester Don Giuseppe und den liberalen Commendatore, — beide aber in schroffsten Gegensatz stellt zu den Führern der Klerikalkatholiken, die in ziemlicher Erbärmlichkeit gezeichnet sind. Der Held des Romans, Piero Maironi, ein frommer Katholik, kämpft gegen alle Versuchungen tapfer an, trennt sich aber in seinem Ringen nach der Wahrheit sowohl von der klerikalen Partei, als von dem vatikanischen Katholizismus. Doch hören wir ihn selbst. S. 165 fragt ihn seine Geliebte: „Hast du mit deinem alten Glauben gebrochen?“ ... „Ich glaube ... ja. In meiner Seele ist noch ein solches Gerümpel von alten Ruinen in Bewegung, daß ich noch nicht weiß, was gestürzt und was aufrecht stehen geblieben ist. Ich glaube, noch an Gott zu glauben, aber nicht an den, den man mich gelehrt hat.“ ... „Wenn alle Katholiken so wären, wie der alte Priester, hätte ich vielleicht meinen Glauben bewahrt. Aber auch er! Er sagt mir, man dürfe die katholische Kirche nicht nach einigen hundert Personen beurteilen, und ich mag ihm doch nicht antworten, daß sich das Leben von der katholischen Kirche zurückzieht, daß in ihr alles antiquiert ist vom Worte des Papstes angefangen, bis zu dem des letzten Dorfkaplans. Einmal habe ich gedacht, wenn doch ein neuer Sankt Franziskus käme! Wenn doch ein zweiter Sankt Augustinus käme! Jetzt weiß ich, daß sie nicht kommen!“ So spricht der Held des Romans, als er noch mit einer verbotenen Liebe ringt. Doch später, als er, von dem frommen Priester geführt, sich selbst besiegt hat, heißt es von ihm (S. 358) wieder: „Hätte er doch nie andere Katholiken kennen gelernt als seine Eltern und Don Giuseppe. Wenn er doch nicht von Kindesbeinen an in solcher katholischen Kleinlichkeit, solcher intellektuellen und moralischen Kleinlichkeit gelebt hätte! ... Vielleicht konnte man Don Giuseppe und Piero's Eltern gar nicht katholisch nennen; denn ihre Religion war eine andere, eine höhere, überlegen dem gewöhnlichen, niedrigen Katholizismus, der Angst hat vor der Vernunft, der ein Sklave der gottgewordenen despotischen Obrigkeit ist, der bitter jeden verfolgt, der außerhalb steht, der so durchsetzt ist mit irdischen Interessen und durch und durch antiquiert ist im Geiste sowohl, wie in der Sprache. Eines Tages sprach Piero mit einem französischen Schriftsteller, einem großen Geiste, der das katholische Dogma so kühn und neu auffaßte, daß er (Piero Maironi) ihm sagte: „Aber Sie sind ja kein Katholik!“ Und der andere antwortete: „Wenn Sie das Wort im gewöhnlichen Sinne auffassen, haben Sie recht!“ ... „Aber warum sagen Don Giuseppe und der Franzose das, was sie denken, nicht laut. Warum führen sie ihre Brüder nicht zur Wahrheit? Warum versuchen sie keine Reform? Warum erheben sie sich nicht gegen die Despoten, wenigstens nicht gegen die anonymen?“ Dies Alles sagte Piero zu dem Franzosen, und dieser antwortete: „Um das zu thun, muß man ein Heiliger sein.“ „Und warum sind sie keine Heilige, warum werden sie es nicht? Ist es so schwer, sich seiner Habe und seiner Lieblingsneigungen zu entledigen?“ ... Schließlich hat sich Piero Maironi zu seiner Pflicht durchgerungen, er hat erkannt, daß sein Reichtum von seinen Vorvorfahren ungerecht erworben wurde, er verzichtet darum auf ihn, um das Ideal des wahren Christentums wahr zu machen, er will als idealistischer Sozialist für die Menschheit wirken und sagt daher S. 378 beim Abschied von seiner Freundin, die er fliehen will: „Sowie ich mich meines Besitzes entäußert habe, gehe ich nach Frankreich, um zu studieren, um zu arbeiten, vielleicht mit meinen Händen zu arbeiten. Das wird der erste Schritt sein, um meiner Meinung von der Gerechtigkeit zu dienen, und um der große Mensch zu werden, den meine ideale Mutter erträumte. Meine Mutter wäre glücklich gewesen, hätte sie sehen können, wie ich eine Klasse verlasse, in der

man nichts von ewiger Gerechtigkeit wissen will, um nicht zu gar zu harten Opfern gezwungen zu sein, in der man sich hingegen einen persönlichen Gott zurechtmacht, mit dem man sich leicht auseinandersetzen kann," u. s. w. . . . Was sagen nun die Katholiken zu diesem „Kulturkämpfer" aus dem eigenen Lager? In der That, Fogazzaro ist nur der Sprecher der gebildeten Katholiken Italiens, die angewidert sind von der Parteipolitik, in welcher der rampollianische Vatikan gänzlich aufgeht. Wir können nur jedem deutschen Klerikalen die Lektüre dieses von vielen italienischen katholischen Blättern hochgepriesenen Romanes anempfehlen. Dr. A. Zr.

Die Entwickelung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albrecht Wirth. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg 1901. Geheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Heute, wo die Aufteilung des seiner geschichtlichen Entwickelung nach ältesten Erdteils zum Tagesgespräch geworden ist, wird der kühne Versuch, die Richtlinien des historischen Werdegangs Asiens festzulegen, unter den europamüden Freunden geschichtlicher Lektüre die lebhafte Befriedigung aller Laien erwecken. Die Mitforscher werden im Hinblick auf den derzeitigen Stand der Wissenschaft ihre Zweifel laut werden lassen, ob es jetzt schon möglich ist, ein solches Experiment gediegen und sauber auszuführen. Unser Frankfurter Landsmann, Albrecht Wirth, bekannt durch seine an litterarischer Ausbeute reichen Odysseusfahrten in der alten und in der neuen Welt, trägt die Verantwortung für das Wagestück, die Summe unseres, trotz unerwarteter Aufschlüsse noch arges Stückwerk gebliebenen geschichtlichen Wissens über Asien gezogen und die morgenländische Gesamtentwicklung von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage im Abriß dargestellt zu haben. Vor etwa acht Jahrzehnten hat der landeskundige, „vielzungige" Orientalist Heinrich Julius von Klapproth sich als Erster an dieser schwierigen Aufgabe versucht. Bei dem Umfange des hypothesenreichen Themas wird die Einzelkritik dem Verfasser Mancherlei in Rechnung stellen, wird auch, wie bei anderen Arbeiten dieses gedankenreichen, aber vielleicht zu schnell schußfertigen Autors mit der Mahnung zur Akribie nicht zurückhalten. Der Blick auf das Ganze der vorliegenden Leistung ist erfreulich. A. Wirth gebührt das Verdienst auf knappem Raum in sieben inhaltreichen, von hoher, universalhistorischer Warte aus beleuchteten Abschnitten (Älteste Bildungen; bis zum Aufbruch der Juetschi; bis Mohammed; bis Kublai Khan; bis Kanghi; Europäerherrschaft; Gegenwart) eine welthistorische Skizze entworfen zu haben, die all den Gebildeten ins Auge fallen sollte, die sich nicht damit begnügen, die heute zur Wahrheit gewordene wirtschaftliche und militärische Herrschaft des Westens über Asien als Thatsache hinzunehmen, sondern nach den Gründen dieses Ganges der Dinge fragen. Eine Vertiefung in die aufgestellten Probleme ermöglichen gelegentliche Quellennachweise, die reichlicher hätten geboten werden können. Eine Karte Asiens, die eine Übersicht über die Bodenverhältnisse des geschichtlichen Schauplatzes erleichtert, bietet eine wertvolle Zugabe zu der vornehm ausgestatteten, jüngsten Gabe aus dem Morgenlande. L.

Die Lust als sozial-ethisches Entwickelungsprinzip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Von Julius Duboc, Dr. phil. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht von Otto Falckenberg. Verlag der deutsch-französischen Rundschau. München 1901.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 9. 5. August 1901. I. Jahrgang.

Geschichtsunterricht.

Von August Sannes (Hannover).

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, Geschichtsunterricht in abstracto sei etwas anderes als Geschichtsunterricht auf Schulen. Und doch giebt es nur eine Art des Geschichtsunterrichts, für die sich das Leitmotiv recht kurz ausdrücken läßt: Suche und übermittle die Wahrheit! Alle weiteren Erläuterungen sind, sofern sie nicht lediglich pädagogisch-formaler Natur sind, nicht nur überflüssig, sondern sogar gefährlich.

Da das Suchen nach der Wahrheit das einzig berechtigte Ziel ist, das dem Lehrer der Geschichte bei seinem Unterrichte vor Augen schweben darf, so ist es notwendig, daß der Geschichtsunterricht auf Schulen erst auf der Klasse einsetzt, in der man dem Schüler schon die Fähigkeit zutrauen darf, Falsches und Wahres, Fabel und Geschichte zu unterscheiden. Mit vollem Rechte ist der Beginn des Geschichtsunterrichtes auf unseren höheren Schulen deshalb bis zur Quarta hinaufgeschoben. Von nun an möge die Geschichte aber um ihrer selbst willen, der Erkenntnis der Vergangenheit wegen, auch auf unseren Schulen getrieben und nicht, unter dem Gesichtswinkel einseitiger Tendenzen betrachtet, in den Dienst der Politik oder der Theologie gestellt werden. Der Lehrplan der höheren Schulen setzt, den wachsenden geistigen Fähigkeiten der Schüler entsprechend, ein zweimaliges Durchwandern des ganzen Zeitraumes der Geschichte derartig fest, daß die erste Wanderung am Schlusse der Untersekunda beendigt ist, während dann von dem Beginne der Obersekunda an der in seinen äußeren Umrissen schon bekannte Weg nun noch einmal durchmessen wird, wobei dann hier und dort zur Erlangung eingehenderer Erkenntnis länger oder kürzer verweilt werden kann. Es wird auf beiden Stufen des geschichtlichen Unterrichts bei der Auswahl des Stoffes dem subjektiven Ermessen des Lehrers stets ein großer Spielraum gelassen werden müssen, worin durchaus

keine Gefahr für den Unterricht selbst liegen wird, sofern der Lehrer wirklich ein tüchtiger Historiker ist und in ihm die Liebe zur historischen Wahrheit noch nicht durch politische und theologische Tendenzen erdrückt wurde.

Es wird die Auswahl des Lehrstoffes um so mehr dem wissenschaftlichen Takte und dem pädagogischen Geschicke des Lehrers überlassen bleiben müssen, als die ministeriellen Erläuterungen ihm einerseits wenig Anleitung geben, andererseits aber geeignet sind, ihn auf gefährliche Abwege zu locken. „Dabei kommt es darauf an, das Verständnis für den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse und für ein höheres Walten in der Geschichte sowie die Fähigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit zu entwickeln," lauten in fast wörtlicher Übereinstimmung mit den alten, im Jahre 1892 erlassenen, die neuesten ministeriellen Erläuterungen. Herr Dr. Studt, der bei den Kultusdebatten des vergangenen Winters schon bewiesen hat, daß er mehr als einen Hauch des Geistes seines zweiten Vorgängers verspürt hat, scheint also auch bei den Vorschriften für den Geschichtsunterricht dem gesunkenen Zedlitz'schen Stern vertrauen zu wollen.

Das Bestreben, „den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse" selbst zu begreifen und, soweit es der Verstandesreife des Schülers entspricht, auch im Unterrichte zu erläutern, wird für jeden Historiker, der seinen Ranke kennt — und einige Werke Rankes sollte jeder Historiker eingehend studiert haben — eine ihm kaum noch besonders vorzuschreibende Grundforderung sein; dagegen wird er, gerade weil er Historiker ist, es weit von sich weisen müssen, „ein höheres Walten in der Geschichte" nachweisen zu sollen. Die Geschichte als das Weltgericht darzustellen, mag die Sache des Theologen, aber nicht des Historikers sein. Ihm ist die Geschichte die Lehre von dem Geschehenen, d. h. von dem von Menschenhand Geschehenen, er sucht in der Geschichte Menschen, Thaten und Worte von Menschen; er sucht die Menschen, ihr Handeln und Thun, zu erkennen und, soweit seine menschliche Einsicht ihn dazu befähigt, zu erklären. Nicht vom göttlichen Walten getriebene Menschen sucht der Historiker, sondern Menschen in ihrer irdischen Nacktheit, entkleidet von allem Überirdischen und Göttlichen. Es muß hierauf mit um so größerem Nachdrucke hingewiesen werden, weil gerade die „preußische Historiographie" in dieser Hinsicht die schwersten Sünden begangen hat; gilt es doch noch immer als unpatriotisch und gleichsam als Verrat am Vaterlande, die preußische Geschichte vom Boden der realen Thatsachen aus als eine Geschichte menschlicher Gestalten aufzufassen und zu lehren. Noch immer will aus der preußischen Geschichte der göttliche Oberregisseur nicht weichen, der schon zur Zeit der ersten hohenzollerschen Kurfürsten die Regie begonnen und dann immer wieder, bald kräftiger, bald schwächer, in die Handlung eingegriffen habe. Gegen diesen historischen Unfug kann nicht

scharf genug Front gemacht werden: Die Geschichte ist ein menschliches Drama mit Menschen als handelnden Personen, dessen Regie ebenfalls zu allen Zeiten in menschlicher Hand gelegen hat.

Mit derselben Entschiedenheit muß von dem Historiker Verwahrung eingelegt werden gegen die Erläuterungen, welche der Minister für den Geschichtsunterricht auf den oberen Klassen, wiederum in Anlehnung an die alten Vorschriften, geben zu müssen geglaubt hat: „Der von ethischem und geschichtlichem Geiste getragene Unterricht hat hierbei einerseits auf die Berechtigung mancher sozialen Forderungen der Jetztzeit einzugehen, andererseits aber die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen darzulegen." Das verordnet ein deutscher Kultusminister für den Geschichtsunterricht auf deutschen Schulen, nachdem das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Revolutionen, eben zur Neige gegangen ist. Ist denn dem preußischen Kultusminister, obwohl an der Jahrhundertwende mutige, wahrheitsliebende Interpreten*) des abgeschiedenen Säkulums zahlreich erstanden waren, allein im deutschen Vaterlande die Erkenntnis verschlossen geblieben, daß alles, was wir an erfreulichen politischen Zuständen heutzutage genießen, die heilsamen Folgen der großen französischen Revolution und ihrer kleineren Nachfolgerinnen auf deutschem Boden ist? Sind denn unsere ganzen Anschauungen vom Staate, von den Pflichten und Rechten, von der Würde des Bürgers uns Deutschen und der übrigen Menschheit nicht erst aus dem Blute der Revolution erwachsen? Sind denn die fürstlichen Revolutionen der Jahre 1803 und 1806 ebenfalls nur von verderblichen Folgen für die deutsche Zukunft gewesen? Oder giebt es wirklich unter uns noch einen ernst denkenden Menschen, der zu behaupten wagte, das alles hätten wir ohne die Revolutionen bekommen? Und gerade uns Preußen steht es schlecht zu Gesicht, die Ergebnisse der Revolutionen gering zu schätzen; haben wir doch erst vor wenigen Monaten das fünfzigjährige Bestehen unserer Verfassung gefeiert und sie als die lang ersehnte und endlich, nach der Erneuerung der Revolution um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, erlangte Frucht der Revolution gepriesen! Wäre es nicht die nackteste Undankbarkeit, wenn der preußische Geschichtslehrer angesichts dieser Thatsachen auf die Verderblichkeit aller gewaltsamen Versuche der Änderung sozialer Ordnungen hinweisen sollte und wollte? Nicht über die Revolutionen an und für sich ist die Schale des Zorns auszuschütten, sondern über ein Regiment, das den Geist der Zeit und den Geist seines eigenen Staates nicht zu verstehen vermochte und

*) Anmerkung der Redaktion: Wir erlauben uns, Herrn Dr. Studt eine eingehende Lektüre der von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff zur Feier des Jahrhundertwechsels in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität am 13. Januar 1900 gehaltenen Rede „Neujahr 1900" zu empfehlen.

durch die gewaltsame Unterdrückung aller berechtigten Forderungen die Revolutionen verschuldete. Wie ein solches Regiment stets ruhm- und machtlos zusammengebrochen ist, so hat es auch die Verantwortung für das Blut, das in der Revolution fließen mußte, vor der Geschichte und auch im Geschichtsunterrichte zu tragen. An der historischen Wahrheit aber läßt sich nicht rütteln und nicht deuteln, sie ist nicht die Courtisane der Politik und der Theologie.

Die innere Politik der Türkei.

Von Ahmed Riza (Paris).

Der Fremde, der sich eine Vorstellung von der inneren Lage des osmanischen Reiches machen möchte, weiß sich meistens keinen Rat, da er Thatsachen gegenüber steht, die durchaus nicht den theoretischen Begriffen, die ihm über dieses Land beigebracht wurden, entsprechen; und seine Verlegenheit ist um so größer, als er sich mit der Feststellung der Thatsachen begnügen muß, ohne ihre Ursachen erkennen zu können.

Europa pflegt gewöhnlich dem sogenannten „mohammedanischen Fanatismus" alle beklagenswerten Vorgänge, die sich im Orient abspielen, zuzuschreiben. Die Summe aller Bedingungen und Umstände, welche diese Ereignisse veranlassen, bleibt ihm unbekannt. Deshalb haben auch die von ihm vorgeschlagenen Heilmittel niemals den geringsten praktischen Wert gehabt. Die seither teilweise vorgenommenen Reformen haben, weit entfernt dem bestehenden Übel abzuhelfen, nur dazu gedient, es noch zu verschlimmern oder ein anderes aus ihm entstehen zu lassen.

Das türkische Sprichwort „der Fisch stinkt zuerst am Kopf" zeigt uns am besten, wo wir vornehmlich die Ursachen des Übels zu suchen haben. Vor allem müssen wir die Regierungsform prüfen und uns fragen, ob dieselbe nicht notwendigerweise einen unheilvollen Einfluß auf die Entwickelung und die Geschicke des Landes ausübt.

Welches ist also die in der Türkei offiziell anerkannte Regierungsform? Nach islamischer Vorschrift müßte es eine Wahldiktatur auf streng demokratischer Basis sein. In der Ausübung seiner patriarchalischen Herrschergewalt ist der Chalife durch die Vorschriften des Koran gebunden. Er ist nur der Hüter des Gesetzes und hierfür dem Volke gegenüber verantwortlich. Souverän ist allein das Gesetz. „Der Regent", sagt Mohammed „muß dem Gesetz mehr als jeder andere unterthan sein." Der Islam legt dem Herrscher als absolute Pflicht auf, keinen Regierungsakt zu vollziehen und keine Entscheidung zu fällen, ohne zuvörderst den Rat der Notabeln und der Ulema*) eingeholt zu haben. Die Moschee ist nicht allein eine gottesdienstliche

*) Korangelehrte; sowohl Doktoren der Jurisprudenz als auch der Theologie.

Stätte, sondern, wie es schon ihr Name „Dschami" besagt, ein Versammlungsort. Die Waschungen und Gebete sind nur symbolische Reinigungen des Leibes und der Seele als Vorbereitung für eine edlere und weltlichere Thätigkeit, die Beratung der Angelegenheiten des Landes.

Die osmanischen Sultane haben niemals die großen Grundforderungen des Islam uneingeschränkt angewandt. Nach der Tradition hat im Orient zu allen Zeiten die erbliche absolute Monarchie bestanden. Nichts desto weniger ist der Sultan, wie man es in Europa allgemein glaubt, durchaus kein unverantwortlicher Autokrat von unbegrenzter Macht. Seine Gewalt ist durch eine Reihe feststehender Einrichtungen begrenzt. Diese solcher Gestalt beschränkte Monarchie hat ihr gutes in der Türkei gehabt. Es wurden Fortschritte in ihr erzielt, die nur durch eine zentrale mit weiten Vollmachten ausgestattete Autorität zu verwirklichen waren. Aber solch eine Macht hat oft unheilvolle Folgen gehabt, sobald sie in die Hände eines unwissenden, kranken oder launenhaften Herrschers fiel. Die osmanischen Staatsmänner versuchten es daher auch, den Mißbräuchen und egoistischen Absichten einer erblichen Macht durch die Einführung einer parlamentarischen Regierung ein Gegengewicht zu geben. Seit 1876 ist die Türkei, amtlich und gesetzlich, eine konstitutionelle Monarchie.

Als Sultan Abdul Hamid den Thron bestieg, verkündete er die Konstitution und erklärte sie als in Übereinstimmung mit den Prinzipien des Islam und notwendig für die Wiederaufrichtung des Reiches. Indessen verbannte er bald darauf Midhat Pascha, der in erster Linie die neue Regierungsform in die Wege geleitet hatte, und benützte den russisch-türkischen Krieg als Vorwand zur Auflösung des Parlaments, das im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht während der zwei Jahre seines Bestehens unanfechtbare Proben von Fähigkeit, Einsicht und Patriotismus abgelegt hatte. Durch dieses Parlament hätte die Türkei von neuem erstehen können; aber nicht nur der Sultan und neben ihm die Vertreter einer verblendeten und habgierigen Oligarchie wollten von diesem Heilmittel das geringste wissen, auch das ganze Europa war ihm feindlich gesinnt.

Von da an war Abdul Hamids Plan klar umschrieben. Zuerst ließ er es sich angelegen sein, die Anhänger der Verfassung, die wahren Vaterlandsfreunde, zu beseitigen. Alsdann verlegte er die gesamte Regierung in den Palast, jenen Palast, der zu jeder Zeit der Herd aller sozialen Gebrechen und die Ursache der großen politischen Mißerfolge gewesen ist.

Diese Einsetzung der Autorität des Palastes an Stelle derjenigen der Hohen Pforte bedeutete die Vernichtung der Lebenskraft des Landes. Alle Bemühungen der Staatsmänner wurden fortwährend durch Hofin-

triguen lahm gelegt; ihre Hauptaufgabe besteht zur Zeit darin, sich, anstatt mit der innern und äußern Politik des Landes, mit den Umtrieben des Palastes zu befassen. Unter keinem Herrscher spielte die Kamarilla eine so unheilvolle Rolle als unter dem jetzigen Sultan, der bei dem herrschenden Zustand notgedrungen dem Verfolgungswahn, der übrigens für niemand in der Türkei mehr ein Geheimnis ist, anheim fallen mußte. Die Umgebung des Sultans hat diesen Wahnsinn geschickt auszunützen verstanden, indem sie ihn fortwährend vor Verschwörungen und Aufständen zittern ließ. Dies geht soweit, daß die Sorge für seine eigene Sicherheit den Sultan dahin trieb, alles umzustürzen, die Gesetze zu verletzen, die Traditionen mit Füßen zu treten und die konstitutionelle Regierung thatsächlich in eine Schreckensherrschaft zu verwandeln.

Aus Furcht, zu Gunsten einer seiner Brüder abgesetzt zu werden, hält Abdul Hamid alle Prinzen der kaiserlichen Familie hinter Schloß und Riegel. Der Thronerbe selber ist der strengsten Überwachung unterstellt. Er darf mit keiner politischen Persönlichkeit in Berührung kommen, ja man hat ihm sogar das Lesen fremder Bücher und Zeitschriften untersagt. Die Furcht vor Meuchelmördern oder Entthronung ist der Ausgangspunkt aller Handlungen Abdul Hamids; ja, man kann getrost sagen, seiner gesamten Politik.

Man muß diesen Verfolgungswahn als die treibende Kraft in dem gesamten Wirrwarr der gegenwärtigen Politik und Verwaltung erkennen, um sich eine richtige Vorstellung von der Lage der Türkei zu machen, und um festzustellen, daß die offizielle Türkei, d. h. die türkische Regierung, die das Land in den Augen der Welt so jämmerlich vertritt, von dem Palast gebildet wird, der eine Welt für sich vorstellt, die vollständig von dem übrigen Reich getrennt ist, wiewohl er als Schmarotzer auf demselben lebt. Die um sich greifende Gewissenlosigkeit der oberen Klassen, der Ausbruch des Hasses und der bösen Leidenschaften der unteren Klassen sind das ausschließliche Werk des Palastes. Sein gewaltthätiges Vorgehen hat der wirtschaftlichen, sozialen und intellektuellen Entwickelung des Landes die tiefsten Wunden geschlagen. Das ganze Werk der Vergangenheit ist vernichtet und die besten Zustände haben sich langsam ins Gegenteil verkehrt.

Ich möchte nicht auf die Einzelheiten alles Unheils eingehen, das sich unter dieser Regierung aufgehäuft hat. Dank seiner von dem Grundsatz „après moi le déluge“ beherrschten Politik hat der Sultan sein großes Reich auf den dritten Teil seines Bestandes heruntergebracht. Der Rest ist der moralischen Anarchie und einer chronischen Insurrektion überliefert. Überall herrscht der organisierte Diebstahl, die Gerechtigkeit steht dem Meistbietenden feil, die Spionage ersetzt Industrie und Brot-

erwerb. Der Wohlstand der Ackerbau treibenden Bevölkerung verfällt, das ganze Land leidet und wird mutlos. Überall gewahrt man zerfallende Moscheen, verwildernde Friedhöfe; einst blühende Städte liegen in Ruinen. Die Tyrannei hat das flache Land unbewohnbar gemacht. Die Landleute flüchten sich nach den benachbarten Städten und verlassen schließlich, wenn sie wie gewöhnlich auch dort weder Sicherheit noch Broterwerb finden, ihr Geburtsland, um in Amerika eine neue Heimat zu suchen. Die einst wegen ihrer Fruchtbarkeit und dichten Bevölkerung so berühmten Provinzen zählen heute nicht mehr als fünf Seelen auf den Quadratkilometer.

Diese traurigen Zustände behindern den Sultan jedoch nicht im geringsten, neue Marschälle zu kreiren, den Günstlingen skandalöse Besoldungen zu gewähren und im Durchschnitt jährlich 350 Ordensauszeichnungen in Brillanten zu verleihen. Selbst der reichste Souverän würde sich nicht solche Extravaganzen erlauben. Nach demselben verschwenderischen Maßstab ist der Haushalt des Sultans zugeschnitten. So zählt er nicht weniger als 6000 Bedienstete beiderlei Geschlechts, darunter allein 800 Köche!

Die Zivilliste Abdul Hamids beträgt 25 Millionen Franken. Da er jedoch unbeschränkter Gebieter ist, verfügt er über alle Staatseinkünfte nach Belieben. Dabei ist noch zu bemerken, daß er ungefähr 1200 Landgüter besitzt, die ihm fast ebensoviel als seine Zivilliste eintragen. Da die Steuern nur in unregelmäßigen Zwischenräumen und nur von einem Teile der Bevölkerung erhoben werden, fällt die drückendste Last auf die Schultern der unglücklichen Türken im eigentlichen Sinne des Wortes, die außerdem auch noch die Blutsteuer zu zahlen haben.

Für den Sultan besteht die gesamte Finanzwissenschaft allein in der Aussaugung des Volkes und im beständigen Anpumpen der Banken. Die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln und die Ausgaben zu beschränken, daran hat er nie — nicht einmal im Traume — gedacht. Sobald nur die Palastgarden besoldet und verköstigt, die Spitzel bezahlt sind und die Kamarilla sich unaufhörlich bereichert, — scheert ihn das übrige Reich nichts weiter.

Diese wahnwitzige Tyrannei trifft aber nicht allein die große Masse des Volkes, sondern sucht auch die Intelligenzen auszutilgen. Selbst bis ins Unterrichtswesen erstreckt sich ihr verderblicher Einfluß. Man brachte dem Sultan bei, daß die Schulen ihr eigentliches Ziel aus dem Auge verlören und sich zu propagandistischen Herden der liberalen Ideen umgestalteten. In Folge dessen wurde die stupide, überaus strenge Preßzensur auch auf das Programm des öffentlichen Unterrichts ausgedehnt, indem ein Reskript erlassen wurde, niemals Vorgänge aus der Politik, sei es der gegenwärtigen oder selbst der früherer Zeiten, zu berühren. Die Geschichts- und Litteraturwerke wurden in schauderhafter Weise verstümmelt,

Worte wie Freiheit, Vaterland, Revolution würde man vergeblich in ihnen suchen. Abdul Hamid fürchtet eine Wiederholung der Lehre, welche die Verzweiflung der Völker den Fürsten im Laufe der letzten 150 Jahre erteilt hat.

Um alles Licht auszulöschen, hat er die Presse stumm gemacht, öffentliche Versammlungen verboten und den Post- und Telegraphendienst in seiner Hauptstadt sistirt.

Auf diesen traurigen Zustand hat ein Regiment der Erdrosselung nach 25 Jahren der Beraubung und Gewaltthätigkeit die Türkei heruntergebracht.

Aber so maßlos auch das Elend des Landes sein mag, so zahlreiche Opfer auch unter dem Schwert eines Despoten verblutet sind, die osmanischen Patrioten werden nimmer die Hoffnung aufgeben, die Türkei durch ihre eigenen Anstrengungen sowie die moralische Unterstützung aller Edelgesinnten aus der gesamten zivilisirten Welt zu retten und wieder aufzurichten.

Gemeinde-Bodenpolitik.

Von Max May (Heidelberg).

I.

Daß der Mangel an geeignetem und geeignet gelegenem Baugrund die Hauptschwierigkeit bildet, welche sich der Beseitigung der Wohnungsnot entgegenstellt, ist eine vielfach bewiesene Thatsache, und es haben alle Baugenossenschaften und gemeinnützigen Gesellschaften darunter zu leiden.

Die Geldfrage steht weit zurück gegen die Bauplatzfrage und zwar in zweifacher Hinsicht. Entweder ist überhaupt für kleine billige Wohnungen Bauplatz schwer oder gar nicht zu beschaffen, oder er ist selbst weit draußen an der Peripherie der Städte — und Dörfer, soweit sie etwa Industrieorte oder Nachbarn solcher und größerer Städte sind, — nur zu solch' hohen Preisen käuflich, daß von billigen Wohnungen nicht mehr die Rede sein kann, wollte man diese Plätze bebauen.

Der Spekulant hat Zeit, und der Bauunternehmer, der etwa an die Ortsgrenzen baut, errichtet auch dort Bauten, die besser rentieren sollen als etwa Arbeiterwohnungen. Dabei scheut er ja bekanntlich auch das Herstellen kleiner Wohnungen schon um der Menge der Mieter willen und um deren zweifelhaftere oder für zweifelhafter angesehene Zahlungsfähigkeit, obgleich viele Arbeiter, ja die überwiegende Mehrzahl derselben, keineswegs unpünktliche Mietezahler sind, sondern anderen Ständen nicht nachstehen. —

Sobald eine Gemeinde in erheblichem Wachsen ist und Aussicht für weitere Entwickelung gesichert erscheint, siedelt sich ringsum das Heer der

Bodenspekulanten an; sie sind bald vereinzelt, bald treten sie in Gemeinschaften auf, sie sind zum Teil sehr kapitalkräftig und allein mächtig zum Ankauf größerer Gebiete, zum Teil auch nur im Stande einzelne wenige Parzellen zu kaufen.

Man wartet nicht ab, bis die betreffenden Gebiete in den offiziellen Bebauungsplan des Weichbildes fallen, denn dann muß man schon höhere Preise zahlen; man kauft Äcker und Wiesen, ja selbst steinige Raine, und mithin noch recht billig. Die Zinsverluste, die durch niedrige Pachtrente für das landwirtschaftlich bearbeitete Gelände entstehen, werden einmal reichlich gedeckt durch die zu erhoffenden, ja zum großen Teil mit einiger Zuversicht zu erwartenden Gewinne.

Diese Bilder, und es ließen sich ja noch manche dazu vorführen, aber man darf sie als allbekannt voraussetzen, wiederholen sich in allen entwickelungsfähigen, in allen wachsenden und vorwärtsstrebenden Gemeinden.

Das ist nicht neu, es besteht solches Treiben und Verfahren nun schon seit Jahrzehnten; man beklagt es allenthalben, und es scheuen sich selbst manche Spekulanten nicht in den Chorus der Klagenden einzufallen und am lautesten zu schrein, so daß man selbst manchen namhaften Bodenreformer schon in den Reihen der Spekulanten gefunden hat.

Unsere Gesetzgeber haben bisher noch keinen Weg gefunden, diesem Gebahren entgegenzutreten, sie haben auch noch wenig Arbeit darauf verwendet, und Vorschläge und Versuche haben kein gutes Schicksal erlebt.

Wir erinnern nur an die frühere Behandlung der lex Adickes im preußischen Parlament und den Gesetzentwurf, den die badischen größeren Städte bei Regierung und Landtag einbrachten.

Beide Gesetzentwürfe trugen ja den Stempel der Gemeindefürsorger und waren noch keineswegs von der Art, daß sie dem Bodenwucher das Handwerk gelegt hätten, aber sie wären doch ein Anfang gewesen. Für Frankfurt a. M. wird ja hoffentlich in ähnlichem Sinne bald ein Spezialgesetz kommen, aber im übrigen hat man bis heute nicht vernommen, daß Gemeindeverwaltungen oder einzelne bedeutende Gemeindebeamte den Weg weiter verfolgt hätten, den Privatbodenspekulanten das Handwerk zu legen, sei es auch nur, um etwa mit geringeren Gewinnansprüchen zum Besten der Gesamtgemeinde an deren Stelle zu treten.

Es giebt Gemeindeverwaltungen, die gar nichts wissen wollen von irgend welchen Ankäufen von Grund und Boden, der einer künftigen Erweiterung der Stadt (Gemeinde) dienen könnte, die Mehrzahl kauft nur Grund und Boden sozusagen von der Hand zum Mund.

Man kauft nur, was man im Augenblick oder in sehr naher Zukunft zur Bebauung für öffentliche Zwecke, speziell Gemeindezwecke, Schulen, Krankenhäuser, Theater, Sammlungsgebäude, Konzert- und Versammlungs-

hallen ꝛc. gebraucht, kaum daß man auf 10 oder 15 Jahre weiter sorgte, obgleich man inzwischen doch z. B. Schulbauplätze sicher wieder kaufen muß. Man kauft etwa auch für andere öffentliche Zwecke (zu Staatsgebäuden, Post- und Eisenbahngebäuden u. s. w.) für den Staat, sei es, um Tauschobjekte zu haben, sei es, um gewisse Leistungen des Staates auf die Gemeinde mit zu übernehmen oder dem Staat mit Baugrund eine Beihilfe oder ein Lockmittel darzubieten, damit er Verkehrsverbesserungen vornimmt, gewisse Stellen, Behörden und Anstalten der Stadt zuwendet oder dauernd erhält.

Jeder Kauf, der nicht ganz speziell mit irgend einem dringenden Bedürfnis, mit irgend einer nahe bevorstehenden Veränderung und Verbesserung motiviert wird, stößt vielfach auf den Widerspruch der weiteren, mitunter schon der engeren Gemeindevertretung.

Und warum?

In den Gemeindevertretungen sitzen ja die Spekulanten, die Bau- und Grundstücksspekulanten mit ihren Helfern aus Kapitalistenkreisen, und warum sollten sie sich ihre Gewinne schmälern lassen von der Gemeinde?

Man wählt ja, auch wo das passive Wahlrecht nicht an Hausbesitz gebunden ist, doch meist Hausbesitzer, vor allem aber gerade die am Bauen und Spekulieren in Häusern, in Neubauten und sonstigen Grundstücken wohlhabend oder reich gewordenen Männer, die schon vermöge ihrer Betriebe eine gewisse Popularität erlangen, die sich aber auch um Mandate bewerben und sie mit allen Mitteln festzuhalten suchen, weil sie einerseits ihre Geschäfte durch ihre Mandate fördern können, und weil sie oft zu den Eingeweihten, zu den Weiterschauenden gezählt werden und dadurch erst weiter schauen, wo einmal Gewinn herkommen kann.

Es versteht sich von selbst, daß wir an dieser Stelle uns mit allgemeinen Bemerkungen begnügen müssen, daß wir nicht nur keine Beispiele anführen oder durchsichtige Andeutungen machen, die zu unerquicklichen Angriffen und Diskussionen führen würden, aber wir bemerken, daß wir jedem Zweifler gerne zur Verfügung stehen, wenn er Beispiele verlangen sollte.

Man hat in zahlreichen Gemeinden die Böcke zu Gärtnern bestellt, man hat diejenigen berufen und ausgewählt, die um ihres Vorteiles willen und nur um dieses willen dem Allgemeinen zum Schein dienen, indem sie an der Entwickelung der Gemeinde mitarbeiten, die sich aber ihre unbesoldeten Ehrenämter durch ihre mannigfache zeitige Wissenschaft über Gemeindepläne und Gemeindebedürfnisse als Grundstück- und Bau-Spekulanten offen oder versteckt in irgend einer Gemeinschaft, Sippe oder Familie, gut bezahlen lassen.

Beherrschen nun solche „praktischen“ Männer die Gemeindeverwaltung, beherrschen sie als scheinbar uneigennützige Förderer des Gemeinwesens die eigentlichen unbestechlichen und wohlmeinenden Leiter des Gemeinwesens,

dann ist es wohl begreiflich, daß eine gute Bodenpolitik im Sinne einer sozialen Fürsorge für die Wenigerbemittelten in derartigen Gemeinden gar nicht in Frage kommen kann.

Die Gemeinde besitzt wenig Grund und Boden, kauft fort und fort für ihre eigenen Zwecke oder als Vermittlerin für Staatszwecke nur durch die Spekulation ungeheuer verteuerte Grundstücke und hat zu einer Bodenpolitik für Steuerung der Wohnungsnot, des Wohnungselends weder Neigung noch bereite Mittel.

Es giebt aber noch eine andere Art von Gemeindeverwaltungen, die eine beklagenswerte Stellung zur Bodenpolitik einnehmen, und es ist fraglich, welche man mehr verurteilen soll, die bereits geschilderte oder diejenige, welche noch zu besprechen ist.

In diesen Gemeindeverwaltungen sitzt auch der spekulative Geschäftsmann, der aber dem Spekulantentum seinen Gewinn gern zum Besten der Gemeinde streitig macht und auch selbst mehr oder weniger ganz darauf verzichtet, Boden- und Häuserspekulation zu betreiben. Er wirbt und drängt die Gemeindeverwaltung dazu, daß sie kauft, was noch billig zu haben, daß sie kauft an Stellen, die erst in einer spätern Zukunft als Baugrund erscheinen und noch von der Spekulation mehr oder weniger ausgeschlossen bleiben.

Er weiß dafür Mittel und Wege, die Grundstücke noch als Ackerland zu kaufen, weiß den Spekulanten und Grundbesitzern Sand in die Augen zu streuen und macht sich für das Gemeinwesen durch seine Bodenspekulation für dasselbe recht verdient.

Aber er will auch für die Gemeinde nur Gewinn erzielen, soziale Anschauungen sind für ihn Utopien, Fürsorge für gute billige Wohnungen kennt er nicht, ja er bestreitet vielleicht sogar das Bedürfnis nach solchen und hat nur Hohn für diejenigen, welche von Gemeindebauten für Arbeiter, von Unterstützung von gemeinnützigen Baugesellschaften und Genossenschaften sprechen. Den billig gekauften Grund und Boden der Gemeinde solchen Gesellschaften und Genossenschaften zu mäßigem Preise zu verkaufen oder in Erbpacht abzulassen, hält er für Vergeudung öffentlicher Güter. Wer städtischen Grund und Boden haben will, soll ihn so gut bezahlen, wie wenn er ihn vom Spekulanten kauft, ja man sucht den Preis noch zu steigern, indem man öffentliche Versteigerungen abhält, bei welchen die Reflektanten bekanntlich oft leichter einander überbieten als bei Verkauf aus der Hand, bei direktem Kauf der Einzelnen von einem Gemeindevertreter.

Es giebt solche Gemeinden, deren Vertreter sich damit brüsten, wie viel sie durch ihren Handel mit Baugrundstücken verdienen und schon verdient haben, und sie verschweigen wohl in der Regel, daß sie nur oder

meist nur an Bauspekulanten oder etwa hier und da an reiche Leute, die Liebhaberpreise zahlen können, verkaufen, aber an Baugesellschaften und Genossenschaften nichts abgeben würden zu einem Preise, der ihnen zwar auch noch in jeder Form Gewinn brächte, aber doch ermöglichte, daß für Wenigbemittelte auch gute, gesunde Wohnungen zur Wahl gestellt werden könnten.

Sehen wir auch ab von jenen Verwaltungen, welche die Wohnungsnot ganz leugnen und sie als ein modernes Phantasiegebilde betrachten, obgleich jedem Besucher kleiner Wohnungen, jedem Arzt, Seelsorger u. s. w. das krasse Wohnungselend in allen seinen Gestalten entgegenstarrt, sehen wir auch ab von jenen, welche dieses Ableugnen im Interesse der Vermieter von Mansarden und Hinterhäusern betreiben, die Zahl der Gemeinden, in denen eine gute Bodenpolitik in sozialpolitischem Sinne betrieben wird, ist so klein, daß man ihrer weniger findet als Oasen in der Wüste.

Warum es so ist und auch selbst dann so ist, wenn die eigentlichen Gemeindevorstände, die Magistrate und besoldeten Bürgermeister, Beigeordnete und Stadträte in der Sache ziemlich klar sehen, liegt an unseren Gemeindegesetzen, an unseren Wahlgesetzen für die Gemeinden, welche dem Hausbesitzer, dem Haus- und Bodenspekulanten Vorschub leisten, in die Kollegien zu gelangen und ihre, nur ihre Interessen zu wahren.

Mag man Dreiklassenwahl haben oder mögen die Wähler je nach der direkten Steuer, welche sie zahlen, eine Vielheit von Wahlstimmen besitzen, in jedem Falle haben die vielfach lediglich durch ihren Hausbesitz an guter oder gut gewordener Lage, durch Haus- und Bodenspekulation reich oder wohlhabend gewordenen Bürger eine solche Popularität, einen solchen Anhang, daß sie eine Macht bilden, welche das soziale Streben von Bürgermeistern und Räten in Schach halten kann.

Die verkehrte, vom Sozialreformer aber ganz besonders zu verwerfende falsche Bodenpolitik der Gemeinden kann nur fallen, wenn man aufhört, die Gemeinden derart als Interessenverbände hinzustellen, wie es ganz besonders neuerdings geschieht.

II.

Daß es nur sehr wenige Gemeinden giebt, die eine gute Bodenpolitik, soweit es unsere Gesetzgebungen ermöglichen, betreiben, wird kein Mensch bestreiten, aber es wird eine nicht unerhebliche Anzahl von Gemeindeverwaltungen, Bürgermeistern und Stadträten geben, welchen weder die Einsicht noch der Wunsch und Wille fehlt, eine bessere Bodenpolitik zu erstreben.

Sie sind jedoch einesteils in ihrer Macht so beschränkt, daß sie nichts besseres als bisher zu leisten vermögen, oder sie haben auch vielleicht so viel Respekt vor dem Privatrecht, richtiger vor dem Recht zur Bodenspekulation, daß sie keinen ernsthaften entschiedenen Schritt dafür wagen

eine Änderung der Gesetzgebung hinsichtlich der Enteignung von künftigen Bauplätzen zu gunsten und zur freien Verfügung der Gemeinde zu fördern.

Nicht ihre, durch ein Dreiklassensystem oder einen Census gewählten, Stadtverordneten sehen sie als Hindernis an, sondern den ganzen Bevölkerungsteil, welcher in einem Enteignungsgesetz, wie es sein müßte, einen sozialistischen, sogar einen sozialdemokratischen, Schritt erblicken und, wenn auch selbst nicht interessiert an Bodenspekulation, doch solche gewahrt wissen möchte.

Aber interessiert an der Bodenspekulation sind sehr weite Kreise, und wenn auch nicht die Mehrheiten, so doch die nach den Gemeinde-Wahlgesetzen mächtigeren Elemente. Wer ein Grundstück besitzt, ist heute in den Städten und entwickelungsfähigen Landorten an der Bodenspekulation beteiligt, mag er auch nur den Genuß haben sich zu sagen, dein Grundstück, das du zu dem und dem Preis gekauft oder in Erbteilung übernommen hast, ist heute so und so viel mehr wert, rentiert so und so viel höher, — oder die Gewinne an Grundbesitz zeitweilig realisieren.

Aber auch mancher Mann ohne jeden Ar sagt sich: ist das Prinzip der Enteignung zum Vorteil von Gemeindschaften beim Grundbesitz als Bauplatz erst einmal angenommen, dann ist nur ein Schritt zu jeder sonstigen Expropriation gethan.

Man verkennt vollkommen den Unterschied zwischen den Ursachen der Wertsteigerung bei Baugrundstücken und den Wertsteigerungen durch Arbeit und Intelligenz auf den verschiedensten Gebieten. Es ist ja auch ganz zutreffend, daß die gleichen oder ähnlichen Ursachen, welche einen Acker oder eine Wiese zum Bauplatz mit vielfältig erhöhtem Preis — Wert kann man nur mit einem Fragezeichen sagen — machen, auch das Haus, selbst das älteste und baufälligste Häuschen im Stadtinnern, in seiner Rente und also in seinem Wert gesteigert haben, und man müßte konsequenterweise auch ein Enteignungsgesetz für Grundstücke, die längst bebaut, für Häuser, die längst bewohnt sind, haben, von gleicher Art, wie es für Bauplätze an der Peripherie der Städte gefordert wird.

Aber davon spricht man nicht, und doch wäre die Verbilligung der Grundstücke an der Peripherie auch von Einfluß auf viele Grundstücke in alten Stadtteilen. Als Wohnhäuser würden die alten Häuser im Stadtinnern einer Konkurrenz der neuen in Außenteilen weit mehr unterliegen, wenn die letzteren sehr billig hergestellt werden könnten auf expropriiertem Boden; als Geschäftshäuser blieben sie in steigendem Wert, und auch das nur durch das Wachstum der Gemeinde, wozu die betreffenden Hausbesitzer nichts beitragen, aber wodurch sie Vorteile einstreichen.

Doch das nur nebenbei. —

Eine gesunde Gemeinde-Bodenpolitik ist nur denkbar, nur möglich,

wenn den Gemeinden das Recht verliehen würde, weit hinaus Äcker und Wiesen als solche und zu solchen Preisen, wie sie als solche zu schätzen sind, zu kaufen und Zwangsabtretung einzuleiten bei allen Besitzern, die sich zu verkaufen weigern oder zu hohe Preise fordern.

Man hat in einigen Kleinstädten die Möglichkeit, bei nachgewiesener Wohnungsnot, bei Wohnungsmangel, nicht nur etwa für Arbeiter und kleine Leute geeigneten Baugrund zu expropriieren, und braucht ihn nur zu dem Wert zu bezahlen, den er als landwirtschaftlich benutzter Boden hatte, keineswegs mit Spekulationspreisen. Es ist auch schon von solchen Gesetzen Gebrauch gemacht worden, aber in nicht weniger ungerechter Weise als die übertriebene Preissteigerung durch Spekulation ein ungerechtfertigtes Verfahren ist. Man hat den Interessenten Bauplätze billig verschafft, man hat dem Wohnungsmangel eine kurze Zeit gesteuert, dann aber nur den betreffenden Hausbesitzern Geschenke gewährt, indem ihr Grundbesitz stetig wertvoller wurde.

Keine Regierung kann und wird daher je wieder solchem Enteignungswesen die Hand bieten.

Anders aber steht es und stünde es, wenn die Gemeinden Enteignungsrechte verliehen bekommen, die sie in Besitz von billigem Grund und Boden und Bauplätzen auf lange Zeit hinaus brächten mit der Maßgabe, daß sie diesen Grund und Boden stets in Gemeindebesitz behalten und nur verpachten dürften.

Die gewöhnliche Pacht, und für Bauten die Erbpacht, würde vollauf genügen, um den Bauherren, den großen und kleinen, den Wohnungsbedürftigen wie auch den Industriellen, Grund und Boden zu liefern; die Bodenspekulation an der Peripherie wäre gänzlich beseitigt, die Gemeinde wäre für Mühe und Risiko entschädigt durch entsprechenden Pachtzins, und die Wertsteigerungen fielen der Gesamtheit zu, durch welche sie auch geschaffen wurden. Zeitweilige Pachtzinsregulierungen erforderte die Gerechtigkeit, und sie brächten auch den Gemeinden die Wertsteigerung in klingender Münze ein behufs Verbesserungen aller Art, behufs weiterer Fortsetzung des angebahnten Grundstückserwerbs und in gewissen gerechten Grenzen auch etwa behufs Steuerentlastungen.

Steuerentlastungen aber zu gunsten der Wohlhabenden und Reichen mit Mitteln aus einer rationellen Bodenpolitik möchten wir keineswegs das Wort reden.

Resümieren wir also, welche Wege zu begehen sind, um bessere Gemeindepolitik zu erlangen, so steht obenan die Enteignungsgesetzgebung. Es ist aber, sowohl Hand in Hand mit der Verwendung einer solchen als auch ohne solche und vor der Erreichung einer solchen, schon manches Wertvolle zu leisten.

Die Gemeindewahlgesetze abzuändern wird kaum leichter sein oder vielfach noch schwerer als die Erlangung von entsprechenden Enteignungsgesetzen, aber man kann auch, wie manche Beispiele deutlich zeigen, bei ganz gleichen mangelhaften Wahlgesetzen sehr verschiedenartig gestaltete Gemeindekollegien erzielen, wenn man fortgesetzt für die Wahlen aufklärend arbeitet und die Gutgesinnten, aber Schlechtunterrichteten gewinnt und mit allen Elementen für die Gemeindewahlen vereinigt, die für gesunde gute und gerechte Bodenpolitik eintreten. Man muß sich nicht scheuen es an das Licht zu ziehen, wie direkt und indirekt von Erwählten der Gemeinde die Bodenspekulation begünstigt, die Verbesserung der Gemeinde-Bodenpolitik verhindert wird.

Haben wir doch Fälle erlebt, daß die schlimmsten Bodenspekulanten an einer ersten Stelle in Gemeindeverwaltungen standen oder stehen, und daß sie sich ihrer Weisheit zu ihrem eigenen Vorteil oder zum Vorteil ihrer Sippe noch brüsten, als ob sie im Interesse der Gemeinde handelten, daß sie die Bodenwerte ins Ungemessene steigerten.

Haben wir doch Fälle vor Augen, wo es gerichtlich festgestellt wurde, wie Verwandte von Gemeindevertretern die Gemeindeboden-Politik zu ihrem eigenen Vorteil durchkreuzten, oder wo die Gemeindeverwaltung sich mit ihren Mitgliedern auseinandersetzen mußte, um deren Spekulationsgewinne zu realisieren. Solche Fälle werden kaum kurz besprochen in dem Moment, in welchem sie aktuell sind, aber sie müßten ausgenutzt werden für die Propaganda, sowohl bei Wahlen als ganz besonders auch bei der Anstrebung von Gesetzen, welche der Gemeinde-Bodenpolitik eine richtige Unterlage und rechte Wegweiser darbieten und zugleich die Spekulation in Bauplätzen mehr oder weniger ganz unmöglich machen. Öffentliche Brandmarkung des Spekulantentums muß an die Stelle der Bevorzugung derer treten, welche als die weisen und vorausschauenden Fürsorger der Gemeinde angesehen werden, während sie nur die Ausbeuter der Wohnungsbedürftigen und der Gemeinde an sich sind.

Der Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Zweiter Teil und Schluß.

Die wissenschaftliche Erkenntnis-Arbeit der Menschheit hat nicht nur in der Vergangenheit von dem Drange unseres Vorstellungslebens nach innerem Einklang und nach umfassenden Harmonisierungen, also von denselben Idealbildungen, aus denen auch der religiöse Glaube hervorgeht, Belebung und Erleuchtung in Fülle erfahren, sondern ohne diese rastlos schöpferischen inneren Gestaltungskräfte kommt auch der ganze Erkenntnis-

prozeß überhaupt gar nicht zu stande. Aus ihnen entsprießen die Hypothesen und die Theorien, sowie alle die großen fundamentalen Verallgemeinerungen, die wir Naturgesetze oder Weltgesetze nennen.

Sogleich wird man hier einwenden, daß diese großen Gesetze doch nicht lediglich Schöpfungen unserer Innenwelt seien, sondern daß sie auch in der Außenwelt nach dem Zeugnis von immer zahlreicheren, feineren und umfassenderen Erfahrungen durch den von unserm Denken unabhängigen Fortgang der Welt-Erscheinung als geltend und maßgebend bewährt sind. Das ist wohl richtig, aber alle unsere Erfahrungen reichen doch nach Umfang und Tiefe auch nicht entfernt heran an den Umfang und den Sicherheitsgrad, welchen wir der Geltung jener Gesetze bei ihrer Anwendung in der wissenschaftlichen Arbeit zuzuschreiben gewohnt sind. Ich erinnere nur an die Biologie und an das sogenannte allgemeine Anziehungsgesetz in der astronomischen Forschung. Ein solches Vertrauen, mit anderen Worten ein so zuversichtlicher Glauben an die weitreichende Realität von Idealgebilden unseres Vorstellungslebens belebt also auch die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit. Das ist gesund und gut, und es ist kurzsichtig, wenn man daraus einen Vorwurf der Unkritik gegen die Wissenschaft herleitet. Durch den Einblick in die Entwickelungsgeschichte des Erkennens und durch den großen Zusammenhang der wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit ist dafür gesorgt, daß dort zur rechten Zeit und an der rechten Stelle jede vorgefaßte Meinung und Theorie ihre gründliche und unbefangene Prüfung an dem Fortgange meinungsloser, reiner Erfahrung findet.

Die Unfertigkeit und Unvollendbarkeit alles unseres Wissens und Erkennens ist aber überhaupt ein weiteres Argument für die Unentbehrlichkeit von Ideal-Gestaltungen unseres Vorstellungslebens, seien es auch nur diejenigen einer frommen Resignation, neben und über den Ergebnissen der wissenschaftlichen Arbeit. Die unbeschreibliche Beglückung, welche den schönsten Lohn auch der schlichtesten Mitarbeit an dem weltumfassenden Wahrheitsstreben der Menschheit bildet, sobald der Mitarbeitende einen Einblick auch nur in die Methoden und den Fortgang der Arbeit hat, diese Beglückung wird bis jetzt doch nur einer verhältnismäßig sehr kleinen Anzahl zu teil. Und auch bei dieser kleinen Zahl scheint nach den vielfach vorliegenden Erfahrungen jene Befriedigung nur selten für die Erfüllung und Festigung des ganzen Seelenlebens auszureichen. Dies lehrt die Wahrnehmung, daß recht häufig gerade die wissenschaftlichen Leute, denen durch die mißverständliche Gegnerschaft vieler Vertreter der religiösen Glaubensgemeinschaften gegen die Wissenschaft auch das Beste aus den religiösen Ideenkreisen verleidet ist, mit besonderer Intensität sich anderen Gemeinschafts-Idealen zuwenden, an deren Gesittungs-Wert sie dann aus bloßem Begeisterungsbedürfnis einen viel niedrigeren Maßstab anlegen.

Ich denke dabei an die vielen gelehrten Leute oder Techniker, welche sich von den Übertreibungen des Patriotismus und der nationalen Machtsucht oder dem Rassendünkel entflammen lassen und dabei nicht selten die Gewissenhaftigkeit der Denkgewohnheiten ihres eigentlichen Lebens- und Arbeitsgebietes ganz beiseite setzen.

Ich denke aber auch an die seltsamen, aus Selbsttäuschungen und Täuschungen gemischten Verirrungen, die gerade aus naturwissenschaftlichen, in enthusiastische Illusionen emporgetriebenen Anschauungen hervorgehen, nämlich an den Spiritismus und seine Entartungen bis zum Dämonenglauben und zur Halluzination.

Verglichen mit Erscheinungen vorstehender Art haben gerade Vertreter der alten Glaubensgemeinschaften den großen Menschheits- und Gesittungsfragen gegenüber nicht selten einen weiteren Blick, eine feinere Gesinnung und ein besonneneres Denken erkennen lassen. Nur dann pflegt das nicht der Fall zu sein, wenn die Glaubensgemeinschaften aus sozialem Macht-Interesse sich der Staatsräson unterordneten oder die Staatsräson zu ihrer Devise machten. Dann sind sie auch in politischem und nationalem Fanatismus, wenn nicht die allerschlimmsten, so doch die allerwiderwärtigsten, weil die weltumfassenden Ideal-Gedanken ihrer Glaubens-Systeme hier zu elender Sophisterei entartet erscheinen.

Zu den Verirrungen des Glaubens in besonderem Sinne können aber Erscheinungen letzterer Art nicht gerechnet werden. Sie gehören nur zu denjenigen Symptomen, die es gerade in der Gegenwart auch dem ruhigen Beobachter und Denker so sehr erschweren, den Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens mit der Wahrung voller Gerechtigkeit und mit der Würdigung der dauernden Bedeutung des inneren Glaubenslebens der Menschheit Hand in Hand gehen zu lassen.

Zusammenfassend möchte ich nun hinsichtlich dieser Verirrungen und Gefahren, sowie hinsichtlich des Maßes und der feineren Unterscheidungen bei ihrer Bekämpfung, folgende Gesichtspunkte aufstellen:

Das Glauben, nämlich der Kultus von umfassenden inneren Anschauungen religiöser oder philosophischer Art über Welt und Menschenwesen, weit hinausgehend über die Grenzen alles unseres Erfahrens und Wissens, ist ein Bedürfnis der Menschheit, welches niemals aufhören wird; denn über jene Grenzen in Zeit und Raum hinaus und über ein noch so weltweites, aber doch bedingtes und begrenztes Maß der Befriedigung unseres Wahrheitsstrebens hinaus wird unser Denken niemals ganz durch Wissen ausgefüllt werden.

Alle über das Wissen hinausgehenden, inneren Welt- und Lebens-Anschauungen haben aber das Gemeinsame, daß sie das Urteil gegenüber den wirklichen Welt- und Lebens-Erscheinungen und die Fähig-

keit zu völlig unbefangenen und möglichst reinen Wahrnehmungen und Erfahrungen in der Außenwelt uns mehr oder minder beeinträchtigen. Sie steigern die Intensität des Vorstellungslebens und seiner Gestaltungskräfte; aber durch die gesteigerte Zuversicht auf die sogenannte „innere" Wahrheit wächst auch die Gefahr von Trübungen und Vernachlässigungen der umfassenderen Wahrheit, sowohl bei der Welt-Erkenntnis überhaupt, als ganz besonders im Verständnis und in der Würdigung der Erscheinungen des Zusammenlebens der Menschen, sowie der Gesetzmäßigkeit aller dieser Vorgänge.

Es giebt ja im Leben Fälle, in denen die Einhaltung oder Erreichung der umfassenderen oder objektiven, von den Irrungen des persönlichen Meinens und Wähnens gereinigten, Wahrheit so problematisch ist, daß man sich mit der durch ernste Selbstbesinnung geprüften inneren oder subjektiven Wahrheit zufriedengeben kann und muß. Und bei achtlosen oder leidenschaftlichen Vernachlässigungen oder Trübungen der objektiven Wahrheit darf man es auch noch als einen mildernden Umstand gelten lassen, wenn dabei wenigstens die subjektive Wahrheit aufrecht geblieben oder doch nicht bewußt verletzt worden ist. Im Übrigen ist aber der Weg von den Selbstgewißheiten der inneren Wahrheit zu den niedrigsten Formen der Unwahrhaftigkeit ein sehr abschüssiger.

Daß Wahrnehmungen und Erfahrungen, die den „wärmsten Überzeugungen" unbequem sind, in die gleichgiltigeren und nebensächlicheren Bezirke des Erinnerungslebens verwiesen, mit einem Worte „vergessen" werden, dagegen solche einzelne Erfahrungen, welche mit jenen Überzeugungen im Einklange sind, ohne weiteres als entscheidend erklärt werden, ist ja, mit dem ganzen Troß daran geknüpfter oder damit verwandter „Denkfehler", eine noch fast allgemeine Gewohnheit. Daß daraus meistens keine schlimmeren sittlichen Verbildungen oder gar Übelthaten hervorgehen, das danken wir im allgemeinen der gegenseitigen sozialen Bindung und Stützung, insbesondere auch den wohlthätigen Mächten der Mitempfindung. Aber da, wo die Zugehörigkeit zu solchen Gemeinschaften, welche durch übereinstimmende Welt-Anschauungen zusammengehalten werden, die Selbstgewißheit erhöht und zugleich bei den aus letzterer hervorgehenden Versuchungen, gegen die objektive Wahrheit zu fehlen, den sonst in den sozialen Gegenwirkungen enthaltenen Schutz vermindert, da kommt es in der That nicht selten zu Steigerungen der Unwahrhaftigkeit, bei denen auch die Aufrechterhaltung der inneren Wahrheit in die Brüche geht. An deren Stelle tritt dann, mit zunehmender Verdunkelung der objektiven Wahrheit und der auf diese begründeten normalen menschlichen Beziehungen, die Gewissenlosigkeit, das heißt das Vorwalten einzelner völlig gesonderter Vorstellungsgruppen und Antriebe aus dem Reiche jener persönlichen und Gemeinschafts-

Wohlgefühle oder gar der niedrigsten Interessen und Begehrungen, mit einem anderen Worte die Lüge und ihr ganzes Gefolge von Übelthaten. —

Erfahrungen und Erwägungen solcher Art geben auch in politischer und sozialer Richtung sehr viel zu denken.

Es giebt eine begeisterte, philosophisch-naturwissenschaftliche Weltanschauung, welche sich die monistische nennt. Sie will, gerade in Betracht der vorstehend erörterten Gefahren, auch in den Idealgestalten der Innenwelt den umfassendsten treuesten Anschluß an die wissenschaftliche Welt-Erkenntnis zu Grunde legen und pflegen, im Gegensatz zu den religiösen Weltanschauungen, von denen die meisten das elementar und instinktiv Menschliche, die gemeinsamsten Bedürfnisse, Leiden und Freuden des Menschenwesens, einige insbesondere die Empfindungen und Vorstellungen des Familienlebens, in ihren die „Welt" umfassenden und erfüllenden Idealgebilden zum Ausdruck bringen.

Es kann kein Zweifel daran sein, daß durch jenes Streben der monistischen Weltanschauung nach intellektueller Wahrhaftigkeit die obigen Gefahren für die Bekenner dieses Monismus erheblich vermindert sind, wogegen diejenigen religiösen Weltanschauungen, welche den Kosmos und das Menschenleben zum Schauplatz des persönlich gedachten Wirkens eines menschenähnlichen Idealbildes machen und den Weltlauf von den, auch durch menschliches Gebet zu beeinflussenden, Willens-Entscheidungen jener erhabenen Person abhängen lassen, ganz unvereinbar erscheinen mit der Annahme einer objektiven Geltung unseres auf der Gesetzmäßigkeit der Welt fußenden wissenschaftlichen Erkennens.

Dennoch hat auch der Monismus seine besonderen Schwächen und Gefahren; andererseits aber hat jener religiöse Glaube trotz aller Verirrungen auch eine hohe Bedeutung, welche zwar weitab von den Vorstellungsgebieten der Welt-Erkenntnis liegt, aber unter den die Wirklichkeit verklärenden Idealgestaltungen der Menschheit unvergänglich leben wird.

Der Monismus hat zunächst darin seine Schwäche, daß er diejenigen Regionen des Denkens, die sich über das Wissen hinaus erstrecken, „monoton" mit denselben großen Verallgemeinerungen der Ordnung und des gesetzmäßigen Zusammenhanges erfüllt, welche in der wissenschaftlichen Erkenntnis-Arbeit ihre Verwertung und ihre zunehmend sichere Bewährung finden. Mit dieser Monotonie ist aber der menschlichen Psyche gar nicht gedient. Zwar werden in den monistischen Weltanschauungen jene großen Idealgedanken der erhabenen Gesetzmäßigkeit der Welt von harmonistischen Klängen umspielt und mit den Kränzen der Erfolge geschmückt, die sie in dem Vorauswissen der Welt-Erscheinungen gewisser Gebiete und in der schöpferisch lenkenden Bemeisterung vieler bedeutsamen und gewaltigen Naturvorgänge schon errungen haben und tagtäglich erringen. Aber während das alles

unser Entzücken bei der begrenzten wissenschaftlichen Arbeit bildet, bei welcher die großen Gesetze zusammen mit den herrlichen Gedankenbauten des Zahlen- und Formen-Reiches der Innenwelt draußen in der Arbeit des ordnenden Erkennens und schöpferischen Gestaltens lebendig werden und als Werke der strengen aber der schönen Kunst Harmonie und Verklärung des Natürlichen in die Seele zurückstrahlen, weiß die Seele vieler Menschen in denjenigen ihrer Vorstellungsbezirke, in welchen sie mit sich allein ist, und in welchen die Weltferne in Zeit und Raum nur verödend zum Bewußtsein kommt, mit jenen an sich trockenen und schematisch inhaltsleeren Verallgemeinerungen nichts anzufangen. Dort in der Oede verlangt sie nach der Stimme des Menschlichen, dort horcht sie auf die Töne der schöpferischen Instinkte und der ewigen Sympathie des Lebendigen. Dort erschafft sie denn auch jene Idealbilder des Menschlichen und der Unvergänglichkeit tiefster menschlicher Beziehungen, welche den Kern der religiösen Poesie bilden, jene Idealbilder des Entsagens, des Leidens, des Verzeihens und alle Verklärungen der Freuden des Menschendaseins.

Der Monismus hat aber außer der Schwäche, daß er diese Seelenbedürfnisse nicht gehörig würdigt, auch noch eine andere Schwäche, die er indeß mit allen Weltanschauungs-Kulten und -Gemeinschaften teilt. Das ist der unklare Drang, überhaupt auf der Grundlage übereinstimmender Weltanschauung Gemeinschaftsbildungen errichten zu wollen, die das ganze Leben der Einzelnen umfassen sollen. In dem Zusammenwirken der Menschenwelt ist die höchste Vollkommenheit der Leistung, nämlich die höchste Unabhängigkeit von den Irrungen, Störungen und Verbildungen der Entwickelung des Einzelnen, und die größtmögliche Befriedigung ebensowohl der Einzelnen, wie der Gemeinschaften bedingt durch die zweckmäßigste Mannigfaltigkeit der Verteilung und Verbindung der Begabungen, Ausbildungen und Geistesrichtungen. Intensität, Einklang und Förderlichkeit des Zusammenarbeitens solcher sich gegenseitig ausgleichenden und belebenden Mannigfaltigkeiten hängt dann wesentlich von den feineren sozialen Eigenschaften der Gemeinschaftsglieder ab, nämlich von ihrer Selbstbescheidung, ihrer Wahrhaftigkeit, ihrem Mitgefühl und überhaupt von ihrem Verständnis der Bedingungen beglückenden Gemeinschaftslebens. Die Übereinstimmung der religiösen oder der philosophischen Weltanschauung ist der Erfüllung dieser Bedingungen geradezu hinderlich, wie ich oben insbesondere hinsichtlich der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit dargelegt habe.

Auch bei dem edelsten Inhalt der gemeinsamen Weltanschauung sind, infolge der von der Gemeinsamkeit derselben gesteigerten Selbstgewißheit, jene Grundlagen sozialer Kultur in besonderem Grade der Verkümmerung ausgesetzt.

Der letzte und höchste Abklang des Vorstellungslebens und der Ge-

staltungen der Innenwelt, welchen wir Weltanschauung oder Glauben nennen, ist etwas so eminent persönlich Bedingtes und gesteigert Individuelles, daß er gerade für entwickeltere Individuen keinerlei gesunde Grundlage von umfassenderen Gemeinschaftsbildungen mehr abgeben kann, mag er in der Vergangenheit für die kindlicheren Seelen der großen Menge noch so mächtig verbindend und anziehend gewirkt haben und auch jetzt infolge der Unvollkommenheit des sonstigen Gemeinschaftslebens, besonders seines Mangels an Solidarität uud sympathischer Feinheit, an vielen Stellen noch ähnlich wohlthätig wirken. —

Wie soll sich denn aber die wachsende Gemeinschaft der in der Kultur wahrheitsliebenden Denkens und teilnehmender Menschlichkeit verbundenen Innenwelten, welche die kosmische Stellung und Bedeutung des Menschenwesens tiefer erfaßt haben (siehe hierüber meinen ersten Artikel), wie soll sich diese unsichtbare Gemeinde, deren Mitglieder in allen Glaubensgemeinschaften und unter den Trägern aller Weltanschauungen schon in nicht geringer Zahl zu finden sind, zu den Verirrungen des Glaubens verhalten?

Ich habe nicht daran gedacht, in meinen vorliegenden Betrachtungen etwa einen Feldzugsplan gegen die kirchlichen Mächte zu entwerfen. Es lag mir nur daran, durch einige umfassendere Erörterungen über das Wesen menschlichen Erkennens und Gestaltens zu einer möglichst gerechten und dadurch wahrhaft förderlichen Beurteilung der Zukunft des religiösen Glaubens beizutragen.

In meinen oben dargelegten Auffassungen weiß ich mich völlig einig mit einer großen Anzahl ernster Intellekte in fast allen Glaubensgemeinschaften, von den Jesuiten an bis zu den monistischen Freidenkern. Vielfach wird in dieser Hinsicht die allgemeine Lage viel zu aufgeregt beurteilt, einesteils nach den erbitternden polizistischen Maßregeln, mit denen die Bündnisse von Staat und Kirche die unaufhaltsame Entwickelung der freien Geistesarbeit der Menschheit kurzsichtigst zu hemmen suchen, anderenteils nach den plumpen Mißverständnissen und eigensinnigen Verblendungen, mit denen nicht wenige hitzige Schwachköpfe auf kirchlicher Seite noch immer die hohe Erkenntnis- und Gestaltungs-Arbeit der Menschheit angeifern, allerdings nicht ohne Schuld radikaler Übertreibungen von anderer Seite.

Viele klare und wohlmeinende Männer in hohen Kirchenämtern wie in kleinen Dorfkirchen sind sich, gemeinsam mit uns andern, vollkommen dessen bewußt, daß auf dem Boden der emporwachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt und des Menschenwesens kein Raum mehr ist für das Dominieren der Selbstgewißheiten der Glaubens-Vorstellungen und -Gestaltungen. Wir aber sind uns mit ihnen immer deutlich dessen bewußt geworden, daß trotz alledem die Tage des Glaubens und der religiösen Andacht nicht gezählt sind, daß zwar die künftige entscheidende Stellung in der ge-

setzmäßigen Ordnung und Lenkung der Lebensgemeinschaft der ganzen Menschheit der, auf die methodische Erforschung der Welt begründeten und gerichteten, Erkenntnis- und Gestaltungs-Arbeit gehören wird, daß aber in der gesteigerten Entwickelung des Gemeinschaftslebens und der menschlichen Arbeit erst recht — über die Grenzen des Erkennens hinaus und aus dem Wust der Arbeit hinaus — die Menschen nach Innenwelten des Friedens und der Beseligung verlangen werden und auch in den Kirchenhallen diese innere Läuterung und Beruhigung in sanftem liebreichem Zuspruch, umwoben mit der Weihe des erhabenen Schönen und den ehrwürdigen Erinnerungen an vergangene Herrlichkeit und Größe und an vergangene Opfer und Leiden, suchen und finden werden.

Auch die Geltung jener Seelenbedürfnisse in der Erziehung, welche jetzt zu beiderseitigem Schaden so unweise und abstoßend erzwungen wird, wird dann eine freie Anerkennung erlangen.

Das Eine noch möchte ich hinsichtlich des Kampfes gegen die jetzigen Glaubensmächte hinzufügen, daß die außerordentlichen Nöte und Gefahren im Gemeinschaftsleben, welche neben manchen Wohlthaten jetzt von diesen Mächten ausgehen, die Freunde einer reineren Erkenntnis niemals dazu treiben sollten, ihrerseits ebenfalls von polizistischen Gegenwirkungen auch nur den geringsten Anfang der Besserung zu erwarten. Und niemals sollten wir durch jene Nöte uns zur Verkennung der Bedeutung verleiten lassen, welche das wahrhaft Beseligende, Erhabene und Verklärende in den uralten Menschheitsgedanken der Religionen sogar jetzt noch in seiner Verbindung mit dem menschenfeindlich Abergläubischen für eine übergroße Zahl von Menschen besitzt und in Zukunft nach der unweigerlichen Lösung jener Verbindung erst recht besitzen wird. Es muß nur zugleich eine feinere und wirksamere Solidarität im sozialen Leben der Menschheit allgemein an die Stelle der bisherigen bezüglichen Wohlthaten der religiösen Gemeinschaftsbildungen treten.

Eine Kassandrastimme.

Von * * *.

Seit etwa einem Lustrum sieht sich die öffentliche Meinung Europas zu ihrer eigenen Verwunderung in immer verstärkterem Maße gezwungen, ihr Augenmerk auf den römischen Katholizismus zu richten. Die Sache fing mit dem grotesken Taxilschwindel an, aus dem alle Welt offensichtlich die Lehre ziehen konnte, daß keine Dummheit zu groß ist, um nicht von der gesamten Klerisei bis hinauf zu den höchsten Spitzen geglaubt zu werden, wofern sie nur auf den wüstesten Aberglauben spekuliert und den ††† Freimaurern und Freigeistern eins auswischt.

Auf dieses Satyrspiel eines siebenfach gesiebten Schelms erfolgte dann

wie eine helle Freischärlerfanfare der Los-von-Rom-Ruf in den deutschen und halbdeutschen Gemarkungen Österreichs zur Erhaltung des deutschen Volkstums gegenüber der slavisierenden Tendenz der Vatikanischen Politik in Österreich. Und diese, zunächst aus rein nationalpolitischen Motiven ins Leben gerufene Bewegung, die in ihren überschäumendsten Vorkämpfern sogar zum alten Wodansopfer zurückgreifen wollte, wächst sich zusehends, so bescheiden ihre Erfolge auch bisher noch sein mögen, zu einer starken evangelischen Strömung aus. Selbst in den finstersten Hochburgen des Katholizismus in Österreich, in denen das gemeine Volk nach einem Ausspruch Peter Roseggers von der Religion nicht viel mehr weiß, als „daß man an den gebotenen Feiertagen kein Fleisch essen darf, daß man zu Ostern beichten gehen soll, und daß Martin Luther ein Höllenbraten ist", bilden sich, trotz der heftigsten Befehdungen und lästigsten Bedrückungen, überall Herde protestantischer Propaganda.

Während aber die Eiferer Roms in den bedrohten Sprengeln gegen die Los-von-Rom-Bewegung mit feurigen Zungen predigten, — in Preding in Steiermark verkündigte der römische Priester sogar von der Kanzel, ein Mensch, der „vom Glauben abfällt", könne und solle getötet werden, — während sie die Los-von-Rom-Bewegung in geschmackvoller Metapher mit einem Mistwagen verglichen, der durch die Straßen einer Stadt führe und aus den Häusern den Kloakenunrat aufnähme, — während sie das Märchen von dem Selbstmord Luthers wieder auffrischten, platzte plötzlich die sattsam bekannte Liguoribroschüre Graßmann's wie eine Bombe mitten in die Arena, von den einen alsbald mit Jubel als Sturmbock gegen Rom benutzt, von den andern wie „der Greuel der Verwüstung auf den Zinnen des Tempels" mit Wutgeheul angefallen.

Zwei Päpste, Pius IX. und Leo XIII., hatten „die Schriften dieses heiligen Doktors der Kirche", namentlich aber seine Moraltheologie, als „eine sichere Richtschnur", als das „berühmteste Moralwerk auf der Erde" durch Dekrete den Gläubigen, insonders den angehenden Klerikern, angelegentlichst zur Lektüre und zum Studium, ja „zum öffentlichen Vortrag in Gymnasien, Akademien, Schulen" empfohlen, — und nun wies ein „obskurer" Stettiner Pamphletist auf die Gefahr dieser Moraltheologie hin, insofern sie die perversesten sexuellen Dinge weitschweifig erörterte und dadurch dem jungen Seelsorger und Beichtvater zum Fallstrick würde.

Der äußere Triumph, den die katholische Kirche in dem Kampf gegen die in einigen Punkten nicht ganz einwandfreie Graßmann'sche Broschüre davontrug, kann nur Blinde über die moralische Niederlage, die sie hierbei erlitt, hinwegtäuschen. Die Konfiskation der Schrift und noch mehr der „zusatzlosen" Broschüre „Des heiligen Alphons von Liguori Moraltheologie" (wortgetreue Übersetzung einzelner Teile derselben nach der vom Autor selbst

verbesserten 5. Ausgabe seiner „Theologia moralis“, erschienen in Bologna im Jahre 1763. Besorgt durch Joseph Ferk, ehemaliger Franziskanerpater, nunmehr altkatholischer Pfarrvikar in Graz), bedeutet doch nichts anderes als eine Verurteilung des ganzen moraltheologischen Systems mit seiner kniffologischen Kasuistik und seinem Treu und Glauben untergrabenden Probabilismus, wie es leider durch die Jesuiten und ihre Affiliierten in der katholischen Kirche mehr und mehr zur Herrschaft gekommen ist.

Wenn z. B. Liguori lehrt (Lib. III. Trakt. II. Aus dem Kapitel „Vom Eidschwur“, 155): „Es fragt sich, ob einer losgesprochen werden könne, der, sich der Mehrdeutigkeit beim Schwur bedienend, andere betrog, ohne daß er die Wahrheit offenbart? Es verneinen dies die einen, probabler jedoch muß es bejaht werden“ . . . . oder (162): „Es fragt sich, ob die Ehebrecherin ihrem Manne die That ableugnen könne? Sie kann mehrdeutig erklären, daß sie die Ehe nicht gebrochen, die ja noch fortbesteht. Und wenn sie den Ehebruch sakramental gebeichtet, kann sie sagen: ‚Ich bin unschuldig an diesem Verbrechen‘, da es ihr ja in der Beicht abgenommen wurde . . . Da zum Eidschwur nur eine moralische Sicherheit über das Faktum nötig ist, kann sie, in der Beicht moralisch über die Hinwegnahme der Sünde versichert, in diesem Sinne auch schwören, daß sie unschuldig sei“, . . . wenn ferner Vasquez lehrt: Der Sohn darf sich über den Tod seines Vaters freuen, wenn er nicht den Tod an sich, sondern das zu erbende Vermögen ins Auge faßt, . . . wenn der Moralist Fagundo diese Freude sogar für erlaubt hält, wenn der Sohn seinen Vater in der Trunkenheit erschlagen hat, ... wenn solche und andere Lehren ähnlichen Charakters sich in katholischen Moraltheologien breit machen können, ohne auf den Index gesetzt zu werden, wenn sie im Gegenteil vielmehr von den höchsten kirchlichen Autoritäten, den Hütern der Gnadenschätze der Kirche, approbiert werden, dann wird man allerdings zu der Frage berechtigt sein, ob diese Kirche überhaupt noch Gnadenschätze besitzt.

Wie aber verhält sich nun die katholische Kirche und ihr öffentlicher Anwalt, die katholische Presse, gegenüber der Kritik? Es ist immer die alte Geschichte. Die Kirche hat immer recht, weil sie immer recht behalten muß. Die Freimaurer, Freigeister, Liberalen und Atheisten haben sich einmal wieder unter Satans Führung zu einem Ansturm gegen die unbefleckte Braut Christi verbündet, alles ist eitel Lüge und Verleumdung oder doch Entstellung und Verdrehung. Kleine Irrtümer werden aufgebauscht, über die nicht zu widerlegenden Hauptsachen wird ein mächtiger Wust von Worten aufgewirbelt, das private Leben der Gegner wird durchschnüffelt, bis irgend etwas gefunden wird, das geeignet erscheint, sie moralisch zu verdächtigen und verunglimpfen, und so wird das ganze Bild der Streit-

frage verschoben und den guten Katholiken Sand in die Augen gestreut. Alle ernsten gegnerischen Schriften werden als Hetzschriften gebrandmarkt, die katholischen, dem Priester blind ergebenen Massen werden vor ihnen gewarnt, und wo die Not am größten ist, wird das „mulier taceat in ecclesia“ einmal beiseite gesetzt, und eine Massenprozession von katholischen Frauen uud Jungfrauen inszeniert, und so durch Straßendemonstrationen die Schwäche der Position verdeckt.

Vereinzelte warnende Stimmen ertönen ja wohl auch im eigenen Lager der Kirche. Aber was ist ihr Los? Entweder werden sie totgeschwiegen oder von dem Lärme übertäubt, oder es wird dem Freimut — wie im Falle Schell-Würzburg — das Rückgrat gebrochen, was man in der Kirchensprache höflich mit „sich löblich unterwerfen“ umschreibt. Wenn daher ein katholischer Priester oder Professor der Theologie seine mahnende Stimme erheben will, so muß er es anonym thun, um nicht die eiserne Faust der Kirche im Nacken zu spüren.

In „Eine Kassandrastimme, Mahnwort an das katholische Volk, von einem amtierenden römisch-katholischen Priester“, liegt uns solch eine freimütige Stimme vor; es seien aus der kleinen Schrift (Verlag von Cäsar Schmidt in Zürich 1901), die seit ihrem Erscheinen in kürzester Frist bereits die 6. Auflage erlebt hat, einige der markantesten Sätze zu Nutz und Frommen der Leser herausgehoben:

„Ich bin kein „Kirchenfeind“, ich schätze das viele Gute, das die Menschheit der Kirche verdankt . . . Menschen, oft mit fehlerhaften Anlagen behaftet, von Leidenschaften beherrscht, sind mit der Leitung der Kirche betraut . . . Gewiß trägt der Klerus, ganz besonders aber die Hierarchie einen großen Teil der Schuld an dem Abfall von der christlichen Kirche . . . Man sieht in der Kirche nicht mehr eine Heilsanstalt, sondern eine moderne Aktiengesellschaft, die möglichst reichen Gewinn, hohe Dividenden erzielen will, sie bestehen in Reichtum und Macht . . . Der Mensch soll dem göttlichen Gesetz, der Stimme seines Gewissens folgen, nicht dem Kommando eines oft sehr beschränkten Kirchenfürsten, der sich um das göttliche Gesetz, um Recht und Gerechtigkeit keinen Deut kümmert, sein Amt, seine Macht geradezu zur Beförderung des Schlechten mißbraucht . . . Das Gewissen wird mehr vergewaltigt als man weiß. So wird das Bewußtsein für Recht und Wahrheit förmlich abgestumpft . . . So wird der Klerus der willenlose Sklave eines herrschgewaltigen Bischofs und seiner Schreiber . . . Wie oft würden die Seelsorger gerne gegen ein Laster, gegen schlimme Zustände auftreten; sie wagen es nicht, weil sie im Voraus wissen, daß die kirchlichen Oberen, die ledernen Bürokraten der bischöflichen Kanzlei, ihnen meuchlings in den Rücken fallen. Gilt es die Macht, den Reichtum, die politische Herrschaft zu erreichen, zu befestigen, ja da dürfen die Geist-

lichen rücksichtslos vorgehen; sie wissen, daß sie sich der Gunst von oben würdig machen. Nicht so, wenn es gilt, eine wirklich evangelische Thätigkeit zu entfalten, wirkliche Seelsorger, gute Hirten zu sein . . . Das Christentum ist Licht und Leben, mit rein mechanischer „Kirchlichkeit" wird es ertötet; Aberglauben und Unglauben überwuchern derart den echten Geist des Christentums, daß er schließlich ersticken muß." . . .

„Eine Kassandrastimme" nennt der Verfasser seine Anklageschrift, — „denn ich werde keine Beachtung, keinen Glauben finden. Man wird auch da zu den beliebten Mitteln persönlicher Verdächtigung greifen, mit Poltern und Schimpfen wird die „gute Presse" die Gefahr für die Kirche zu beseitigen suchen. Aber die Gefahr für die Kirche liegt ganz wo anders." . . . .

Eine morgenländische Fabel erzählt von dem „Verschleierten Propheten" von Chorasan. Dort, inmitten blühender Haine und schimmernder Paläste, an den Ufern des Murghab saß er auf seinem Thron, blindgläubig von Millionen angebetet. Ein silberner Schleier verhüllte seine Züge, da sein Antlitz so hell von Gottes Abglanz widerstrahlte, daß kein menschliches Auge dieses Himmelslicht ertragen hätte. Seine Heerscharen zogen in alle Lande aus, ihnen voran flatterten weiße Banner mit der goldenen Inschrift „Freiheit für die Welt!", und der Sieg zog mit ihnen, wohin sie sich auch wandten. Der silberne Schleier aber und die lockende Inschrift auf den Bannern waren Lug und Trug, denn anstatt der Freiheit winkte Sklaverei, und hinter dem Schleier grinste ein Antlitz, teuflisch wie das eines Affen. . . .

Wie von einem berückenden silbernen Schleier verhüllt, steht die Kirche Roms in der Welt da: Wunderbare Tempel, ein sinnverwirrender weihrauchschwüler Kultus, feierlicher Pomp, eine magische Macht über die Gottheit, die allein auf das Wort des katholischen Priesters bei der Messe vom Himmel herabsteigt und sich in der Hostie inkarniert, unendliche Gnadenschätze, den Gläubigen die ewige Seligkeit verheißend, und Wunder über Wunder, — sei es in Loretto, Lourdes, Marpingen oder Trier, — die Göttlichkeit der römischen Kirche erweisend.

Wie aber sieht es hinter dem Schleier aus?

Dort blickt nicht das freundliche Antlitz des Menschensohnes, der da sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Medusenhaft starrt einem anstatt dessen das harte Cäsarenantlitz des mit Wolfsmilch aufgesäugten römischen Welt-Imperiums entgegen. Der Anspruch, die „allein Seligmachende" zu sein, bedeutet, entkleidet des silbernen Schleiers, den unverfrorenen Anspruch auf Weltherrschaft. Der „unfehlbare" Papst heißt, aus der Kirchensprache allgemeinverständlich übersetzt, „der absolute Herrscher über die Gewissen".

Hierin aber liegt, schlimmer wie in der proletarisierenden Wirkung

des Kapitalismus, eine furchtbare Gefahr für die Kultur. Indem das Institut, die Organisation, — in diesem Falle die Kirche, — vergottet wurde, steht es, um sich zu behaupten, allem freiem Leben, allem Fortschritt feindlich gegenüber und schafft in äußerster Konsequenz Völkerruinen. Daher die unendliche Reihe der Märtyrer des freien Gedankens bis in die Neuzeit hinein. Daher der Haß gegen die „heidnische", „atheistische" Wissenschaft.

Wie sprach doch Jesus von Nazareth? „Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen da, sondern der Sabbath um des Menschen willen. Also ist auch des Menschen Sohn ein Herr über den Sabbath!"

Also ist auch der Mensch ein Herr über alle seine Institutionen, und werden sie ihm zu eng, so greift er in den Himmel und holt sich seine ewigen Rechte.

Heute hat die Zentrumspartei in dem sogenannten „Toleranzgesetz" in Deutschland das Banner des „verschleierten" Propheten mit der Inschrift „Freiheit für die Welt!" wieder streitlustig entrollt. Der Imperialismus der vatikanischen Politik sieht in dem ketzerischen, von Konfessionen und Parteien zerklüfteten Deutschen Reich ein ihm als Beute verfallenes Edelwild.

Darum heißt es den Genius des deutschen Volkes wecken, der schon einmal den Hammer Thors dem Felsen Petri dröhnend ins Herz schleuderte. Und darum erheben wir mit der „Kassandra"stimme eines deutschen Dichters vergangener Tage den Weckruf:

Adler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

Der Vizekönig von Indien als Freund „der Heiden".

Die „Kölnische Volkszeitung" brachte kürzlich einen heftigen Angriff gegen den Vizekönig von Indien, Lord Curzon, weil dieser der Bekehrung der Inder zum christlichen Glauben offenbar sehr skeptisch gegenübersteht. Besonders wird ihm vorgeworfen, daß er die Eingeborenen-Prinzen von Kathiawar ermahnt habe, an ihrer „heidnischen" Religion festzuhalten. Und ferner, daß er den mohammedanischen Studenten und Professoren des Kollegs von Aligarh u. a. gesagt habe: „Bleibt bei Euerer eigenen (mohammedanischen) Religion, welche in sich die Bestandteile großen Adels und tiefer Wahrheit birgt, und macht sie zur Basis Eueres Erziehungs-Unterrichts." Lord Curzon hat aber noch andere Schandthaten verübt. Im November des vorigen Jahres kam er auf seiner Rundreise auch in die Staaten Cochin und Travancore. Hier wurde ihm eine von einem Erzbischof, zwei Bischöfen und drei apostolischen Vikaren unterzeichnete Petition überreicht, betreffs gütiger Abänderung eines in jenen Staaten noch immer bestehenden „ungerechten" Gesetzes, dem der weitaus größte Teil der heidnischen besitzenden Kasten unterworfen ist, und durch das ein zum

Christentum Bekehrter jeden Rechtes auf die Güter seiner heidnischen Familie beraubt wird — mit anderen Worten enterbt wird. Dazu bemerkt die „Kölnische Volkszeitung“: „Die hohen Bittsteller erhielten eine nichtssagende Antwort.“

Dies beweist, daß Lord Curzon, dessen klares Urteil über die Christianisierungs-Bestrebungen in Indien rückhaltlos anzuerkennen ist, leider die Geschichte der katholischen Kirche nicht kennt, sonst würde er dem Erzbischof, den zwei Bischöfen und den drei apostolischen Vikaren einfach erwidert haben, daß die „Heiden“ ja nur dasselbe gegen die Abtrünnigen thun, was die katholische Kirche jahrhundertelang gegen abtrünnige Katholiken für geboten gehalten hat. Papst Alexander III. verordnete am 19. Mai 1163 von Reims aus, daß „die Güter der Ketzer beschlagnahmt werden sollen“; Papst Celestinus III. verordnete auf dem Konzil zu Montpellier im Jahre 1195, daß „die Güter der Ketzer beschlagnahmt und sie selbst zu Sklaven gemacht werden sollen“; Innocenz III. gab am 21. April 1198 seinen Legaten in der Provence eine Anweisung an den Bischof von Aix mit, in welcher es heißt: „Wir befehlen den Fürsten und Herren die Güter der Ketzer, die unser Legat excommuniciert, zu beschlagnahmen und sie aus ihren Besitzungen zu vertreiben.“ — Ein Erlaß für den Kirchenstaat vom 23. September 1207 bestimmte, daß die Güter aller Ketzer beschlagnahmt werden sollen: „Einen Teil erhält derjenige, der ihn gefangen hat; den zweiten der Gerichtshof, der ihn bestraft; den dritten Teil soll man für die Ausbesserung der Mauern des Ortes verwenden, wo er gefangen worden ist.“

Auf dem vierten Lateran-Konzil im Jahre 1215 wurde u. a. bestimmt: „In den Ländern, die unserer Herrschaft unterworfen sind, sollen die Besitztümer der Ketzer versteigert werden .... Keine sogenannte Barmherzigkeit soll diese Enterbung der Kinder hindern, denn oft werden nach göttlichem Gericht die Söhne für die Väter bestraft, und gemäß den kanonischen Satzungen trifft die Ahndung der Verbrechen nicht nur ihre Urheber sondern auch die Nachkommenschaft.“

Offenbar hätte Lord Curzon nicht nötig gehabt den katholischen Bittstellern eine „nichtssagende“ Antwort zu geben, er hätte mit der Bergpredigt sagen können: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ st.

Kleine Mitteilungen.

Die Schamanisten als Vorbild. Man schreibt uns: Welche Religion bewährt sich eigentlich in der Praxis noch schlechter als die unsere? So möchte man bei den jetzigen Offenbarungen des Christentums in China und Südafrika fragen, aber auch oft fragen, wenn Reisende von irgend welchen „Heiden“ erzählen. Z. B. haben wir das Schamanentum immer als etwas sehr Armseliges und Verächtliches betrachtet; das Konversations-Lexikon sagt uns: „Der sittlichen Erziehung des Menschen durch die Religion begegnet nirgends eine größere Gefahr als in dem schamanistischen Wahn.“ Nun erzählt uns aber ein angesehener schwedischer Reisender, Jonas Stadling, in der Contemporary Review, daß die Bekehrung dieser Heiden zum Christentum keineswegs eine sittliche Emporhebung bedeute. Der Schamanismus findet sich noch bei einem großen Teile der Eingeborenen Sibiriens, und manche asiatischen Stämme im östlichen Rußland, die dem Namen nach Christen oder Mohammedaner sind, dürfte man richtiger Schamanisten nennen.

Stadling — nebenbei gesagt ein Mitkämpfer Tolstois gegen die russische Hungersnot von 1892 und 93 — urteilt sehr aufrichtig: „Die Schamanisten im nördlichen Sibirien stehen in ihrer praktischen Lebensführung sicherlich auf einer höheren sittlichen Stufe als ihre „christlichen" Nachbarn. Die Tungusen sind berühmt wegen ihrer Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie bezahlen nicht nur ihre eigenen persönlichen Schulden, sondern auch die ihrer Vorfahren; sie stehlen nie, wie ihre Nachbarn es thun; sie sind gefällig und gastfreundlich. Aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus kann ich sagen: wo ich mit wirklich „heidnischen" Tungusen, Dolganen und Samojeden zu thun hatte, befand ich mich immer unter guten und zuverlässigen Menschen. Am Taimyr kam ich einst in das Lager einer alten heidnischen Tungusenwitwe, die mit mehreren Söhnen, lauter gesunden, tüchtigen Menschen eine große Renntierhorde besaß. Sie sagte mir, seit dem Tode ihres Mannes habe sie ihre Familie sorgfältig behütet vor der vergiftenden Berührung mit den getauften Leuten." — Ähnlich mögen jetzt viele ehrenwerte „Heiden" denken. b.

Die Toilette der Mutter Gottes. Zufällig fiel uns ein dickes Buch in die Hände, das eine „Lebensgeschichte der allerseligsten Gottesmutter Maria" enthält. Das Buch wird in der Vorrede als ein solches bezeichnet, das mit Genehmigung kirchlicher Obern gedruckt und herausgegeben wurde.

Ein Passus über die Kleidung der Maria möge hier als ein Dokument katholischer Wissenschaft Platz finden:

„Das Oberkleid Mariä war von grauer Farbe; die Himmelskönigin wechselte nur dieses dann und wann, sowie den Schleier, nicht als ob dieselben schmutzig geworden wären, sondern weil dieselben für alle sichtbar waren und Maria es nicht merken lassen wollte, daß dieselben immer im nämlichen Zustande blieben. Denn nichts von dem, was Maria auf ihrem reinsten, jungfräulichen Leibe trug, wurde je beschmutzt; sie schwitzte nicht und war überhaupt von den körperlichen Gebrechlichkeiten frei, welche die übrigen Kinder Adams mit der Sünde geerbt haben. Sie war in allem ganz rein, auch ihre Handarbeiten trugen den Stempel ihrer Reinheit an sich. Auf dieselbe Weise besorgte sie die Kleidung des hl. Joseph und was ihm sonst nötig war." (Der Freidenker, Milwaukee).

Büchertisch.

Historische Briefe. Von Peter Lawrow. Aus dem Russischen übersetzt von S. Dawidow. Berlin. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim 1901. XXXXII und 368 Seiten.

Im Jahre 1868/69 erschien in der russischen Zeitschrift „Njedjelja" (Woche) eine Artikelserie, die „Historischen Briefe", die namentlich bei der studierenden Jugend begeisterte Aufnahme fanden und für die Gestaltung der Gedankenrichtung vieler Studenten von maßgebendem Einfluß wurden. Ihr unter dem Pseudonym Mirtow schreibender Verfasser war Peter Lawrow, der im Jahre 1866 wegen verdächtiger Gesinnung zu unfreiwilligem Aufenthalt im Gouvernement Vologda verschickt war, und der bis zu seinem im Februar 1900 in Paris erfolgten Tode allgemein als einer der intelligentesten und eifrigsten Förderer der sozialistischen Idee anerkannt wurde. Auf Drängen der Gesinnungsgenossen sollten die „Historischen Briefe" in umgearbeiteter Form als Buch erscheinen, aber erst 1891 wurde dieser Plan Wirklichkeit. Jetzt liegt die deutsche Übersetzung des geistvollen Buches vor uns, in dem die verschiedenen Stadien und Seiten des Fortschrittes der Mensch-

heit in tiefgründigen Betrachtungen erörtert werden, die dadurch nicht an Wert verlieren, daß bei Einzelheiten Widerspruch rege wird. Der Tadel, den aufrichtige Freunde des Verfassers gegen ihn verlauten ließen, daß seine Schreibweise wegen der Abstraktheit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks für die Mehrzahl der Leser keineswegs anziehend sei, kann nur für sehr beschränkte Teile des Buches als berechtigt angesehen werden. Und für solche schwereren Stellen wird der Leser reichlich entschädigt durch eine große Summe von klaren, philosophisch tiefen Gedanken, die zu eigenem Denken anregen. So schreibt Lawrow in dem 15ten Briefe, der die Überschrift trägt: Kritik und Glaube: „Daher kann nur mit einem beschränkten Sinne gesagt werden, der Glaube sei der Kritik entgegengesetzt. Das, woran der Mensch glaubt, unterwirft er keiner Kritik **mehr**. Dies schließt aber keineswegs aus, daß der Gegenstand des heutigen Glaubens gestern einer Kritik unterzogen **wurde**. Im Gegenteil, nur ein solcher Glaube, der der Kritik unterzogen wurde, ist der festeste und der einzig rationelle, einzig dauerhafte. . . . Allein die Kritik baut feste Überzeugungen. Nur der Mensch, der sich feste Überzeugungen ausbildete, findet in diesen Überzeugungen die Macht des Glaubens, die zu energischer Handlung ausreicht." — Seiner Überzeugung, seinem Glauben hat der Verfasser seine Stellung als Offizier, ein ruhiges und sorgenfreies Leben im Vaterlande zum Opfer gebracht; von starkem Glauben an die Kraft seiner Ideen wurde seine Persönlichkeit getragen; der Glaube an die Wahrheit seiner Anschauungen giebt seinen Ausführungen das Merkmal des Ursprünglichen, das auch den beim Lesen fesselt, der nicht allen seinen Folgerungen beizustimmen vermag. -r.

Die Entwickelung der deutschen Verkehrsmittel unter der Konkurrenz des Auslands. Studie von Otto Graf Moltke, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Königl. Hofbuchhandlung. 1901. 18 Seiten.

Graf Moltke gehört zu den Mitgliedern der freikonservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses, die im Widerspruch zu ihrem Parteiführer, dem „Organisator der Niederlage", die Notwendigkeit des Ausbaues unserer Wasserstraßen erkennen und anerkennen. In der vorliegenden Broschüre bemüht er sich erfolgreich darzulegen, welch' großen Gefahren Deutschland durch die steigende Konkurrenz des Auslandes, namentlich Nordamerikas, entgegengeht, und wie diesen Gefahren nur durch gleichmäßige und intensive Entwickelung aller unserer Verkehrsmittel begegnet werden kann. „Es handelt sich nicht mehr darum, ob Eisenbahnen oder Kanäle billiger befördern, sondern ob wir oder das Ausland billiger und besser befördern", so faßt er seine Erörterungen zusammen. Zugleich berührt er die überaus bedenkliche Finanzgebahrung der Ära Miquel, welche die preußischen Staatseinkünfte und Ausgaben in völlige Abhängigkeit von den Überschüssen der Eisenbahnverwaltung gebracht hat, und weist auch auf die militärische Bedeutung der Wasserstraßen nachdrücklich hin: Alles Gründe, die in den parlamentarischen Verhandlungen genugsam gewürdigt worden sind, die aber die kanalfeindlichen Parteigenossen des Verfassers nicht zu überzeugen vermochten. Daß der von diesem am Schlusse der Schrift vorgeschlagene Weg stückweise die Mittel für den Kanalbau zu fordern und dabei vom Osten nach dem Westen allmählich vorzuschreiten, zum Ziele führen wird, glauben wir nicht. Die uneigennützigen Herren aus Ostelbien werden die Ver-

besserung der östlichen Wasserstraßen sich in Gnaden gefallen lassen; aber den Mittelkanal werden sie nur bewilligen „der Not gehorchend". Und so lange unsere Regierung so schwächlich und so agrarisch bleibt wie bisher, werden sie keine Not haben, weder an politischem noch an gesellschaftlichem Einfluß. S.

Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt. Für Volkswirte, Geschäftsmänner, Arbeitgeber- und Arbeiter-Organisationen. Jahrgang 1900. Herausgegeben von Richard Calver, Mitglied des Reichstages. 1901. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Edelheim. Berlin-Bern.

Calver legt hiermit den ersten Band eines Jahrbuches vor, welches bestimmt ist, in konzentrirter Form die Fälle der wirtschaftlichen Geschehnisse eines Jahres vorzuführen. Die Aufgabe ist in durchaus moderner Weise aufgefaßt, insofern vor allem eine Seite des wirtschaftlichen Lebens eingehend geschildert ist, die bisher bei derartigen Darstellungen zu kurz zu kommen pflegte, nämlich der Arbeitsmarkt. Material für dessen Beobachtung liegt ja seit einigen Jahren vor in der von Dr. Jastrow herausgegebenen Zeitschrift „Der Arbeitsmarkt", an der Calver auch als Mitarbeiter thätig ist. Das Jahrbuch erhält dadurch einen eigenartigen Charakter seinen Vorgängern gegenüber, da so der wirtschaftliche Wert nicht nur vom Standpunkt des Fabrikanten und Kaufmannes, sondern zugleich vom Standpunkt des Arbeiters aus betrachtet erscheint. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß jener andere Standpunkt vernachlässigt ist. Calver führt uns vielmehr die Entwickelung der Produktion, Börse und Bankwesen, den auswärtigen Handel und den Konsum nebeneinander vor, statistisches Material durch kenntnisreiche Erörterungen verbindend. Calver verbirgt seinen Standpunkt nicht, ohne aber durch ihn in wahrheitsgetreuer Wiedergabe der Thatsachen beirrt zu werden. Er gehört der Sozialdemokratie an und zwar in ihr jener schutzzöllnerischen Gruppe, zu der auch Max Schippel zu rechnen ist, jedenfalls einer recht interessanten Nuance des deutschen Sozialismus. Ein Programmpunkt derselben ist Abwehr der amerikanischen Gefahr, die auch hier (S. 172 ff) erörtert wird.

Das ist überhaupt vielleicht das interessanteste an diesem Buch, daß es von einem Sozialdemokraten herrührt. Vor fünfzig Jahren, im „Kommunistischen Manifest", weissagten Marx und Engels, wie die kapitalistische Wirtschaftsordnung dem Tode geweiht sei, an ihrer inneren Unhaltbarkeit zu Grunde ginge. Und heute setzt sich ein Sozialdemokrat hin, beobachtet aufmerksam und schildert getreu das Leben dieser längst totgesagten Wirtschaftsordnung, ohne sich viel mit Prophezeien abzugeben. — Der Fortschritt ist unverkennbar.

Das Buch ist vorzüglich ausgestattet, aber 10 Mark für ein Buch von 290 Seiten ist auch wohl für ein gebundenes Exemplar ein bischen teuer.

E. E.

Die Seelentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung von F. Hanspaul. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin. Carl Dunckers Verlag. 1901.

Beichtgebot und Beichtmoral der römisch-katholischen Kirche. Eine christkatholische Antwort auf einen römisch-katholischen Angriff von Dr. Karl Weiß, Pfarrer der christkatholischen Gemeinde St. Gallen. Erstes bis zehntes Tausend. Mit Auszügen aus den von den kirchlichen Obern approbierten Lehrbüchern der Moraltheologie des Heiligen und Kirchenlehrers Alfons Maria de Liguori, der Jesuiten P. Joh.

Gury, Augustinus Lehmkuhl und des Redemptoristen J. Aertnis. St. Gallen und Leipzig. Wiser & Frei, Verlagsanstalt Merkur 1901. 142 S. Preis 60 Pfg.

Erobert oder erräubert? Geschichtlicher Nachweis, wie England Ostindien nahm. Ein Seitenstück zum Burenkrieg. Von Carl Scholl. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei 1901.

Ausgewählte Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen, Studien und Kritiken aus dem Gebiete der Philosophie und Ästhetik, sowie über die verschiedenen Formen der allgemein-menschlichen Weltanschauung. Von Dr. Max Schasler. Preis 3 Mark. Jena, Verlag von Bernhard Vopelius. 1901.

Welteuträtselung. Grundriß des Ideal-Realismus als der Versöhnung von Natur und Geist. Von G. Tschirn, Breslau. — Bamberg, Verlag und Druck der Handels-Druckerei.

Die Religion der Menschheit. Monatsschrift zur Verbreitung der positiven Weltanschauung. Herausgeber Dr. H. Molenaar. Selbstverlag des Herausgebers. München, Ungererstraße 26 III. I. Jahrgang Nr. 1—6. Abonnementspreis jährlich 3 Mark.

Theosophisches Leben. Monatsschrift für allgemeine Bruderschaft, Theosophie, Okkultismus und Mystik. Herausgeber Paul Raatz, Berlin S. W. Plan-Ufer 16.

Die Einheitslehre (Monismus) **als Religion.** Eine Studie von Dr. J. Ad. Bulova. Im Selbstverlage.

Die Erwerbsthätigkeit der Frau in der Industrie und ihre sozialhygienische Bedeutung. Von Dr. M. Epstein, prakt. Arzt in München. Dr. Eduard Schnapper. Frankfurt a. M. 1901.

Sexuelle Moral und sexuelle Hygiene. Ein Wegweiser von Dr. F. Siebert, prakt. Arzt. Frankfurt a. M. 1901. Johannes Alt, Medizinische Buchhandlung.

Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten von Friedrich Dukmeyer. München 1901. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr).

Briefkasten der Redaktion.

Herrn Lehrer Kaible in Gmünd (Württemberg). Sie schreiben uns nach Empfang der No. 7 des „Freien Wortes": „Ich verbitte mir solchen atheistischen Schund zuzuschicken. Senden Sie denselben protestantischen Pastoren und Sozialdemokraten. Ich bin Katholik nnd lese Besseres." Daß Sie anstatt des „Freien Wortes" lieber etwas Besseres, vielleicht die Moraltheologie des heiligen Liguori, lesen, verübeln wir Ihnen nicht; daß Sie in Ihrem Ärger über das „Freie Wort" in der Handhabung der deutschen Sprache sich ungeschickt zeigen, daß Sie von „atheistischem Schund" schreiben und die protestantischen Pastoren mit den Sozialdemokraten in eine Reihe stellen, das alles nimmt uns bei einem guten Katholiken nicht wunder; aber daß Sie, ein Erzieher katholischer Kinder, das Wort „Katholik" nicht richtig schreiben können, das, Herr Lehrer, hat uns schmerzlich berührt und veranlaßt uns, Ihr Schreiben der unrühmlichen Vergessenheit des Papierkorbes zu entreißen und als ein Dokument katholischer Bildung der Öffentlichkeit zu übergeben.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 10. 20. August 1901. I. Jahrgang.

Die Zerrüttung der liberalen Partei in England.

Von Ferdinand Tönnies (Eutin).

Traurige Rolle eines ehemaligen Premier-Ministers: auf das Grab seiner Hoffnungen und der Hoffnungen seiner Gefolgsleute setzt sich Lord Rosebery als krächzender Rabe, und seine heisere Stimme ruft: „ich könnte vielleicht helfen, ich mag es aber nicht" — „einer schwachen Regierung steht eine noch schwächere Opposition gegenüber" — „die Situation ist kritisch, es ist ein Unding, daß die liberale Partei eine Partei sein will und über Fragen von allerobersten Wichtigkeit nicht einig ist, Neutralität proklamiert mit einem Vertrauensvotum für ihren Führer". „Ich bin nur ein Individuum, aber eines, das die Sache lange und aufmerksam erwogen hat."

— Neutralität in hochwichtigen Fragen? Woran erinnert uns das? „In wirtschaftlichen Fragen überlassen wir jedem, seiner Überzeugung zu folgen; wer sich sonst zu unserem Programm bekennt, mag Schutzzöllner oder Freihändler sein, für oder gegen Arbeiterschutz u. s. w.", so verkündete ja unsere nationalliberale Partei berühmter Vergangenheit, unter der „bewährten Führung" Herrn Rudolf von Bennigsens — verkündete es und verfiel. 1877 noch 1469 1/2 unter weniger als 9 Millionen, 1898 nur noch 971 1/3 Tausend gültige Stimmen unter 11,4 Millionen Wahlberechtigten, damals 128, 1901 nur noch 51 Mitglieder im Deutschen Reichstag. Wenn das keine schiefe Ebene ist —

In der That, wenn man davon absieht, daß im Deutschen Reiche keine Partei jemals direkt regiert hat, so entsprechen die englische liberale und unsere nationalliberale Partei einander einigermaßen; die bei uns weiter links stehenden liberalen Gruppen müssen bei der Vergleichung freilich sich gefallen lassen, nur als Anhängsel jener geachtet zu werden; die eine von ihnen bestand ja einst aus „Sezessionisten", und beide sind an äußerer

Bedeutung nicht viel weniger, an innerer vielleicht noch mehr als die Nationalliberalen zurückgegangen.

In allen Ländern sind die liberalen Parteien (oder wollen doch sein) politische Organisationen der Volksteile, die sich im Anfange der französischen Revolution noch als einheitliche Menge der Unadligen (wenn die Geistlichkeit dem Adel zugerechnet wird) fühlen durften, als der „dritte Stand", und eben darum, nach Aufhebung der politischen Vorrechte, als „die Nation". Im Deutschen Reiche freilich hat die katholische Kirche von vornherein einen groben Strich durch diese Rechnung gemacht. In Großbritannien hat „die Nation" nie so abstrakt sich etabliert wie es in Frankreich und der Idee nach doch auch in Deutschland geschah; aber der Sieg des Liberalismus in der Reform-Bill, später in Aufhebung der Getreidezölle, sodann in Schaffung und Erweiterung des Haushaltungs-Stimmrechtes, stellte doch auch dort den Staat auf eine neue Basis, auf die Basis der modern-städtischen, der industriellen Interessen . . .

Und heute? Diese in ihren Ideen überwiegend siegreiche Partei — zersplittert, verspottet, von den eigenen Führern verlassen. Mit der alten Tory-Partei, die dieser ganzen Entwickelung feindlich war, beinahe verschmolzen die alten Whigs, dazu eine Schar Neu-Liberaler, denen die irische Frage Vorwand war, sich zu Disraelis auswärtiger Politik zu bekehren — Typus Chamberlain —; beide Gruppen mit Disraelis Nachfolger in der Regierung — und wieder droht ein Flügel der „Radikalen", wie die jetzige Opposition von der Regierungspartei meistens genannt wird, abzuspringen und ihre zerschossene Fahne zu retten im Zelte des — Imperialismus.

Wenn dies sich erfüllt, so giebt es „praktisch verstanden", wie die Engländer sagen, nur noch eine große Partei im vereinigten Königreich. Die Oppositionsgruppen sinken zu dissentierenden Sekten hinab. Es giebt keine regierungsfähige Gegenpartei mehr. Das aber wird eine Wendung von unermeßlicher politischer Bedeutung. Es ist die Krise des englischen Regierungs-Systems, das seit 200 Jahren auf der Balance der zwei Parteien beruht hat.

Lord Rosebery, der vielleicht mehr ein politischer Denker als ein Politiker ist, dürfte zu den wenigen gehören, die diese Situation klar und deutlich erkennen und — für Erkennende sie aussprechen. Sein Brief vom 16. Juli an den City Liberal Club, der die Zerrüttung seiner Partei besiegelt, ist merkwürdiger durch die Andeutungen jener unausweichlichen Konsequenzen. „Nicht irgend ein Führer hat die Schuld" (an der Schwäche der liberalen Partei und an dem unversöhnlichen Zwiespalt der Meinungen, der ihr zu Grunde liegt), und es ist in keinem Sinne eine persönliche Angelegenheit. Es ist die Entwickelung unseres Reiches und der imperialistischen Stimmung während der letzten 20 Jahre, was dieses Auseinandergehen

der Meinungen hervorgerufen hat . . . es kann nicht geheilt, es kann nicht einmal verschleiert werden durch einen Parteitag . . . Immerhin konnte dies als eine bloße Partei-Angelegenheit betrachtet werden. Selbst dann wäre sie, angesichts unseres Partei-Systems, ernst genug. Für mich aber ist es eine Angelegenheit von nationaler und nicht von Partei-Bedeutung, sonst würde ich mich nicht damit befassen . . . Ich glaube, die öffentliche Meinung fängt an zu spüren, daß es sich um eine Krisis in unserer Geschichte handelt, die eine grenzenlose Wirkung auf unsere Zukunft haben kann." *)

Es ist sicherlich nicht zufällig, daß der Totengräber seiner Partei vor kurzem als Autor eines Buches über — Napoleon Bonaparte aufgetreten ist. Der natürliche Erbe der liberalen Partei ist der Cäsarismus.

Wesen und Wirken des Cäsarismus kann der politische Beobachter heute nicht genug studieren. Was Imperialismus als Prinzip der auswärtigen Politik, das ist Cäsarismus als Regierungsform und als Methode der inneren Politik. Die beiden sind wahrlich nicht blos ihrem Namen nach verwandt. Sie sind Krone und Schrift einer und derselben Münze.

Für das Wesen des Cäsarismus ist es gleichgültig, ob er sich der Form nach auf die Traditionen eines angestammten Königshauses, ob etwa gar auf die göttliche Gnade, oder ob er, wenigstens nebenher, auf die „Volonté du Peuple" sich beruft. Unwesentlich, ob er im Namen eines „konstitutionellen" (eine artige Maske) Monarchen, oder ob er direkt „aus den Befugnissen der Volkstribunen" — wie im alten Rom die Formel lautete — ausgeübt wird. Es ist sogar gleichgültig, ob die öffentliche Meinung, indem sie ihn trägt, ihn zugleich schmäht als ein Gebresten, als widerwärtigen Auswuchs der Civilisation. „Oderint, dum metuant" ist seine Devise. Er braucht aber mehr als Furcht, er braucht den Glauben an seine Notwendigkeit. Als ein Übel will er schon gelten, wenn er nur als notwendiges anerkannt wird.

Vor 100—150 Jahren herrschte noch unter allen politisch Denkenden Übereinstimmung, daß die stehenden Heere ein schweres Übel seien.

*) Die „Times" in ihrem Leitartikel vom 17. Juli gibt ihre Bewunderung für Lord Roseberys „lichtvolle Darstellung" kund, kann aber sein praktisches Verhalten „nicht verstehen": „Das Land" überhaupt werde es „nicht verstehen". Warum, wenn er über seine Stellung zum Imperialismus keinen Zweifel lasse, wenn er erkläre (wie er es thut), daß die eine oder die andere „Schule" Oberwasser bekommen müsse, wenn je die liberale Partei wieder eine Macht werden solle, warum setze er nicht alle seine Fähigkeiten und allen seinen Einfluß ein, um jene Schule, der er selber angehöre, siegreich zu machen? —

Die Times-Schreiber zeigen hier, wie gar oft, nur lahmen politischen Verstand. Sie bezeichnen zu gleicher Zeit sein Verhalten als „geheimnisvoll", wie man schon längst es genannt hat. Den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften wäre ihre Aufgabe gewesen.

Jetzt ist man so von der Notwendigkeit der stehenden Heere durchdrungen, daß man ihren Charakter als Übel beinahe vergessen hat. Wer sie preist als Wächter des inneren und des äußeren Friedens, ist des Beifalles sicher.

Die stehenden Heere haben den Cäsarismus in ihrem Gefolge. Cäsarismus ist Militärherrschaft. Und der richtige Cäsar ist nicht blos ein Eroberer und Mehrer des Reiches, er ist zugleich der „Retter der Gesellschaft".

Man kann den Cäsarismus heute nicht genug studieren. Man kann sein Nahen, sein unvermeidliches, verhängnisvolles Heranwachsen heute beobachten im klassischen Lande der Magna Charta Libertatum.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

IV.

Der deutsche Zolltarif.

Als das österreichische Problem ist uns bisher die Frage erschienen, ob es der sorgfältig verhehlten vatikanischen Politik gelingen werde, gegen den Widerstand der Deutschen in Österreich und der calvinisch-freisinnigen Magyaren in Ungarn die österreichisch-ungarische Monarchie aus dem Dreibunde heraus in eine deutschfeindliche, gegen das protestantische Deutsche Reich gerichtete Liga der europäischen Kontinentalmächte hineinzuführen. Es ist auf die verschiedenen Werkzeuge dieser vatikanischen Politik hingewiesen worden, auf den vom Klerus geschürten fanatischen Deutschenhaß der Slaven, auf die von oben begönnerte Slavisierung gemischt-deutscher und Klerikalisierung rein deutscher Landesteile, auf die „Sentiments" hoher und höchster Kreise, die von strebsamen Ministern gewittert und von den Beichtvätern genährt werden. Von einem der tauglichsten und gefährlichsten Werkzeuge der auf die Isolierung Deutschlands gerichteten Politik der Jesuiten konnte aber bisher noch nicht die Rede sein, weil es in seiner ganzen blinkenden Schneidigkeit noch nicht sichtbar gewesen ist. Nun liegt es offen vor aller Augen. Es ist die reichsdeutsche Politik selber, die Politik des neuesten Kurses, wie sie in dem soeben publizierten Zolltarifs-Entwurf sich so herrlich offenbart hat. Von diesem Werkzeuge muß nun gesprochen sein, denn eine gefährlichere Waffe gegen das Deutsche Reich hat bisher noch keiner seiner Gegner zu schmieden vermocht, als es nun der mit der Wahrung der Interessen des Reiches betrauten Reichsregierung gelungen ist.

Man braucht nur in das Stimmengewirr hineinzuhorchen, das mit der Publizierung dieses Entwurfs an den Grenzen des Deutschen Reiches laut geworden ist, um zu erkennen, wie sich die diplomatische Position

Deutschlands durch diese Publikation mit einem Schlage verschlechtert hat. Alle Freunde und Anhänger des Bündnisses sind in die Defensive gedrängt, die Gegner frohlocken laut. Es giebt drei Arten österreichischer Preßorgane; die offiziösen, die unabhängig deutschen und die klerikalen. Die offiziösen erörtern mit geheuchelter Gelassenheit die Frage, wie sich Österreich-Ungarn als geschlossenes Handelsgebiet, als geschlossener Wirtschaftsstaat befinden werde, und stellen fest, daß nach einigen Übergangsschwierigkeiten das industrielle Österreich und das agrarische Ungarn als gemeinsames Zollgebiet einander vortrefflich ergänzen würden; daß die Seligkeit der Völker nicht in der Handelsbilanz liege und so die habsburgische Monarchie der Erneuerung der Handelsverträge mit Deutschland kühl bis ans Herz hinan entgegensehen könne. Der unausgesprochene, aber von den Interessierten wohl verstandene Hintergedanke ist: der Handelsvertrag mit Deutschland war überhaupt kein Interesse Österreich-Ungarns, sondern ein Opfer, das dieses dem politischen Bündnisvertrag gebracht hat. —

Die unabhängig-deutschen Organe sind in der schwierigsten Situation. Sie wollen den Handelsvertrag als wirtschaftliches Korrelat des Bündnisses, sähen am liebsten die mitteleuropäische Zollunion als Basis noch engeren Zusammenschlusses der beiden großen Monarchien und stehen nun vor der Thatsache, daß die Regierung des Deutschen Reiches selbst den Abschluß eines Handelsvertrages nahezu vereitelt. Ihren Unwillen über eine derartige Politik müssen sie zum guten Teil hinunterwürgen, denn sie können es nicht als ihre Aufgabe betrachten, die in allen nicht deutschen und liberalen Kreisen vorhandene Abneigung gegen Deutschland zu nähren und der slavisch-klerikalen Publizistik Helfersdienste zu leisten. Es wäre darum ganz verfehlt, wenn man draußen im Reiche die Stimmung der österreichischen Deutschen nach den Erörterungen der freisinnig-deutschen Presse in Österreich beurteilen wollte. Da muß man schon ein Ohr haben für diskrete Untertöne, um aus den sachlichen politischen oder wirtschaftlichen Auslassungen die Beklommenheit herauszuhören, die hier in deutschen Kreisen herrscht, und dies Ohr hat der Durchschnittsleser nicht.

Am interessantesten sind die klerikalen Blätter. Sie entdecken plötzlich ihr agrarisches Herz und begeistern sich für den agrarischen deutschen Zolltarif, obgleich er gerade die Ausfuhr Österreich-Ungarns aufs schwerste treffen würde. Nach ihren Darlegungen brauchte Österreich-Ungarn, (der agrarische Exportstaat!) nur die deutschen Tarife zu kopieren, und alles wäre in schönster Ordnung, an der nur die Feinde der Produktivstände (die Juden natürlich) etwas zu mäkeln fänden. Hinter dieser freudigen Zustimmung verbirgt sich die Sorge, daß der Tarif womöglich doch noch zu Fall gebracht und der erhoffte schöne Zollkrieg zu Wasser werden würde. Hätten wir den erst, den Zollkrieg, wie bald würde dieselbe klerikale Presse

zu vergessen wissen, daß sie selbst ihn gewollt und herbeizuführen geholfen habe. Was bliebe, wäre die Konstatierung der Thatsache, daß Deutschland und Österreich-Ungarn wirtschaftliche Feinde seien, bei der heutigen Bedeutung der Volkswirtschaft aber ein politisches Bündnis zwischen wirtschaftlichen Gegnern nicht aufrechterhalten werden könne. Die klerikale Strategie liebt die Verschleierung des Aufmarsches. So giebt sie sich jetzt als die Freundin Deutschlands und beglückwünscht dieses zu seiner Regierung. Eine sonderbare und lehrreiche Situation fürwahr: die bewährten Freunde stehen bekümmert abseits und die geschworenen Feinde drängen sich mit süßen Schmeichelreden zu. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, wird darnach sein Verhalten zu beurteilen wissen.

In den Kreisen der Industriellen aber regen sich schon Hoffnungen, die schwer zu dämpfen sein werden, wenn es doch noch zu einem Handelsvertrag kommen soll. Eisenwerke und Maschinenfabriken sehen die fetten Kühe den Uferranft heraufsteigen und wollen sie nicht wieder verscheuchen lassen. Die Parole wird ausgegeben, die Selbstisolierung Deutschlands erleichtere ungemein den Abschluß des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Österreich und Ungarn, das derzeit bekanntlich nur auf den schwachen Pfeilern der Notverordnung in Österreich und der selbständigen Verfügung in Ungarn und dem noch schwächeren Querholz der Reziprozität ruht. Sperrt Deutschland seine Grenzen, ist Rücksicht auf diesen Vertragsgegner nicht zu nehmen, so kann über Nacht das Abkommen zwischen Österreich und Ungarn getroffen werden, eine brüderliche Teilung in die Beute, die der Reichsdeutsche preisgiebt. Die Großindustriellen Deutschlands, die sich durch Zollschutz hohe Preise im Inland sichern und mit ihrem also verbilligten Produkt die Konkurrenz im Auslande selbst unterbieten wollen, können noch etwas erleben mit ihrer auf den doppelten Fliegenschlag eingerichteten Klappe. Wie die Rakete zischt jetzt schon die Begehrlichkeit der österreichischen Industriellen in die Lüfte. Von der Höhe der Retorsionszölle, die hierorts gefordert werden wird, hat man augenscheinlich in reichsdeutschen Schutzzöllnerkreisen noch keine Ahnung.

Am härtesten getroffen wird, wie es sich bei einem so verunglückten Projekt von selbst versteht, der immer noch verläßlichste Bundesgenosse Deutschlands, der ungarische Staat. Man beachte die nachfolgenden Angaben, denn sie beruhen nicht auf Kombination. Die ungarische Regierung war auf eine mäßige Erhöhung des Weizenzolles (bis 4,50 Mark) gefaßt und hätte diese ruhig hingenommen. Die tolle Erhöhung des Gersten- und Malzzolles, die geradezu feindseligen Tarife gegen die Vieh-, Geflügel- und Holzeinfuhr aber machen der ungarischen Regierung, die auf eine öffentliche Meinung Rücksicht zu nehmen hat, den Abschluß eines Handelsvertrages ganz unmöglich, und da Österreich nicht den ganzen ungarischen

Export aufnehmen kann, wird Ungarn unter der deutschen Grenzsperre schwer zu leiden haben. Wie temperamentvolle und nur wenig handelskundige Völker nun einmal sind, wird die unausbleibliche wirtschaftliche Beengtheit — obendrein in einer Epoche des Niederganges -- als bewußte, böswillige Schädigung empfunden werden, und die Apostel des Deutschenhasses werden offene Ohren finden. Der deutsche Bruder ist ein schlechter Bettgenosse, er zieht die ganze Decke an sich, predigen die Franzosenfreunde und Klerikalen schon lange genug. Herr v. Ugron, der Befreier von deutscher Tributpflichtigkeit, steht plötzlich gerechtfertigt da und seine Gegner sind die Landesverräter. Man ist in kleinen Staaten empfindlich gegen die verschiedenen Nüancen der Behandlung. Möge man in Deutschland es sich gesagt sein lassen, Ungarn, nicht blos die Regierung, betrachtet die rücksichtslose Aufstellung dieses Zolltarifes als einen unfreundlichen Akt.

Hat man in Berlin in der That diesen Tarif projektiert als den Urheber einer ganz neuen Orientierung der internationalen Politik, dann hat man ungemein zielbewußt gehandelt. Deutschen Lesern wird eine Petersburger Mitteilung der ausgezeichnet informierten „N. Fr. Presse" nicht entgangen sein, derzufolge Finanzminister Witte nicht nur die deutschen Zollerhöhungen mit drakonischen Gegenmaßregeln beantworten, sondern den Österreichern bei der Anbahnung neuer Handelsbeziehungen das weitestgehende Entgegenkommen erweisen wolle. Auch diese Mitteilung ist nicht leichtzunehmen. Das Balkanabkommen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland ist bekanntlich vom Grafen Goluchowski, dem nichts weniger als deutschfreundlichen Polen, vermittelt worden. Daß Rußland dabei besser abgeschnitten hat als Österreich, ist nebensächlich. Aber wenn es den Russen gelingen könnte, gelegentliche österreichische Empfindlichkeiten in Bezug auf die trotz Abkommens recht ungenierte russische Balkanpolitik durch billige Freundlichkeiten gegen die österreichische Industrie zu beschwichtigen, so giebt es den russischen Minister nicht, der auf diesen Handel nicht eingehen würde. Wenn Rußland seine landwirtschaftlichen Ueberschüsse ohnehin nicht loswerden kann, so ist es ihm schon gleichgültig, wem es den Markt für Industrieprodukte eröffnen soll. Jedenfalls aber lieber dem schwächeren Österreicher, der das Aufblühen der russischen Industrie weniger verhindern kann, als dem stärkeren Deutschen, wenn sich ohnehin für den vorteilhaften Tausch noch obendrein ein politischer Gewinn einheimsen läßt. Der Industriefanatiker Witte ist ohnedies kein besonders enragierter Deutschenfreund.

So sieht der deutsche Zolltarif im Lichte seiner ausländischen Folgewirkungen denn in der That allem anderen eher ähnlich, als einer im Interesse Deutschlands unternommenen That. Graf Bülow mag sein den Agrariern als Anzahlung für die Bewilligung des Kanals ver-

pfändetes Wort haben einlösen wollen, er mag welche Gründe immer gehabt haben für die Aufstellung dieses Tarifes, vom Standpunkte der internationalen Politik läßt sich darüber nur ein Urteil fällen: der deutsche Reichskanzler hat sich dem preußischen Ministerpräsidenten untergeordnet und vitale Interessen des Reiches für die Befriedigung einer kleinen, begehrlichen Minderheit geopfert. Die Agrarzölle, die nur einer einzigen Kaste von modernen Schnapphähnen zu statten kommen, sind nicht als Schutz der Landwirtschaft ins Auge gefaßt, sondern als Maßregeln gegen Industrie und Handel, deren Aufblühen in Ostelbien mit schelem Auge angesehen wird. Nicht um einen Existenzkampf handelt es sich, sondern um einen Kampf um die bevorzugte Stellung, den das Junkertum gegen den neuen Städteadel kämpft, dessen Kosten aber in erster Linie die Arbeiterschaft und in zweiter das ganze Reich mit seiner internationalen Position bezahlen soll. Eine Klasse, die sich als Prätorianergarde der von niemandem bedrohten Dynastie und Monarchie darzustellen liebt, fordert Blutopfer für die Erhaltung ihrer bevorrechteten Stellung, die in diesem materiellen Zeitalter nun einmal an den größeren Besitz geknüpft ist. Die Reichspolitik, die nicht zu erkennen scheint, daß ein moderner Staat mit modernen Zielen auch eine Aenderung seiner sozialen Struktur sich gefallen lassen muß, macht sich zum Anwalt der auf die Vernichtung zehnjähriger wirtschaftlicher Arbeit gerichteten Bestrebungen. Es muß abgewartet werden, ob die deutsche Nation Kraft genug hat, diesen Anschlag auf ihre Wohlfahrt abzuwehren und wenigstens einen Teil des Schadens wieder gutzumachen, den der unselige Tarif schon bei seiner ganz unverbindlichen Verlautbarung angerichtet hat.

Die Zukunft des Islams.*)

Von Martin Hartmann (Charlottenburg-Berlin).

„Der Islam vegetiert nur noch als Schwärmerei absterbender Völker" — „der Islam sinnt mit Aussicht auf Erfolg Weltmachtgedanken", das sind die Extreme der Vorstellungen im Frankenlande.

Die erste Meinung ist falsch. Die zweite ist richtig mit der Einschränkung: wenn die Nichtmuslims sämtlich jenem Weltmachtgelüst willenlos sich unterwerfen. Das ist von seiten der Franken nicht zu erwarten.

*) Anmerkung der Redaktion. Eine Bearbeitung dieses Aufsatzes erschien in der von Edmond Fazy veranstalteten „Enquête sur l'Avenir de l'Islam" Questions diplomatiques et coloniales vom 15. Juli d. J. S. 83 ff. — Es gereicht uns zur Genugthuung, diesen Aufsatz aus der Feder eines der hervorragendsten europäischen Kenner des Islams gewissermaßen als Replik — wenn auch völlig unbeabsichtigt — auf den Aufsatz „Die innere Politik der Türkei" von Ahmed Riza (vrgl. Nr. 9), einem der Führer der jungtürkischen Bewegung, zu bringen.

Diese bilden aber unter den Nichtmuslims den kräftigsten Teil, und so ist auch diese Ansicht von der Zukunft hinfällig.

Es giebt keine „islamische Gefahr". Es ist aber geboten, der Bewegung im Islam aufmerksam zu folgen. Sie ist aufsteigend. Bei Zeiten ist zu wachen, daß sie nicht eine Gefahr werde.

Um 1800 schien der Islam als politische Macht tot. Kein einziger der Staaten islamischen Bekenntnisses hatte im Rate der Völker Wort und Stimme. Heute ist das Reich, dem man damals nur noch eine kurze Spanne Leben schenkte, eine Macht, mit der man rechnet, und die vor einer neuen vielversprechenden Entwickelung steht. Die Türkei, der bedeutendste aller islamischen Staaten, that den großen Schritt, ein an die alten Hochwege Europas sich anschließendes Schienenstraßennetz zu schaffen, und gewann mit dieser Bürgschaft wirtschaftlichen Aufschwungs auch die politischen Machtzuwachses.

Was hat dem hinsterbenden Islam die neuen Kräfte zugeführt? Das schadenfrohe Lachen der Feinde an seinem Sterbelager. „Ich bin noch nicht tot," rief er, streckte sich, bewegte die erstarrten Glieder und lebte kräftiger denn zuvor. Begeisterte und opfermutige Männer predigten strengeres Festhalten am alten Glauben, drangen auf innere Erweckung, der der Sieg über die bösen Ungläubigen dann schon folgen werde, und fanden zahlreiche Jünger; eine Menge geistlicher Brüderschaften entstanden. Andere schlossen: die Franken haben geschulte Heere und gute Waffen, bekämpfen wir sie mit gleichen Mitteln! und brachten Instruktoren und Kanonen ins Land. Viele auch lernten in der Schule der Franken die Freigeisterei und warfen die Religion, wenigstens innerlich, über Bord. Es war Leben in den alten Leib gefahren, und das schuf wieder Leben.

Am Anfang nahmen die neuen Regungen oft wunderliche Formen an. Man tastete, man geriet auf Irrwege, man überschätzte das Neuerworbene, man sah nicht die Mängel und Lücken. Aber man lernte.

Heute gafft der islamische Orient fränkisches Wesen nicht mehr als etwas Wunderbares an, aber es ist ihm auch nicht etwas Verabscheuungswürdiges, Verächtliches. Man weiß, daß es mit ein paar Äußerlichkeiten nicht gethan ist, um jenes Wesen sich anzueignen, und, abgesehen von den Nachäffern von Anlage und Beruf, will man nicht einmal es annehmen. Man ist zur Erkenntnis gekommen, daß man unter Wahrung der eigenen Natur und anknüpfend an das Beste, was die ältere Zeit an geistigen Schätzen hinterlassen, sich mit der Geistesarbeit der fränkischen Kulturwelt bekannt machen muß. Von den Franken hat man sich belehren lassen, daß zwei Mittel höchst wichtig sind, das geistige Leben zu wecken, das Geweckte zu fördern: die Schule und die Presse. Eng hängt damit zusammen die Stellung der Frau, denn nicht wie früher sollen nur Knaben Unterricht genießen, auch die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird sorgsamer

gepflegt. Die Presse, die in den letzten zwanzig Jahren einen überraschenden Aufschwung genommen hat, entwickelt sich ausnehmend günstig und leistet für die Verhältnisse Vortreffliches. Nicht wenig Frauen sind in ihr thätig. Ein Zug, der vollem Verständnis der Lage entsprungen ist, ist die Erkenntnis, wie notwendig die Hebung des Handwerks ist. Waren bisher einzig Regierungsbeamter und Kaufmann die Berufe, die für den Schulentlassenen in Frage kamen, so soll jetzt Gelegenheit zu gewerblicher und technischer Ausbildung gegeben werden. Immer größer wird die Zahl derer, die Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse erlangen und danach handeln, auch derer, die sich mit den Thatsachen abfinden und nicht unfruchtbaren Träumereien nachhängen.

In der islamischen Welt giebt man sich heut kaum einer Täuschung darüber hin, daß die Macht des Islams in Afrika gebrochen ist. Die Franken sitzen dort so fest, daß ein kräftiges islamisches Staatsgebilde nicht aufkommen kann, selbst wenn eine starke Hand das Wenige, das vorhanden, kräftigte oder neues schüfe. Die Hoffnung des Islams beruht auf der Türkei d. h. auf dem Sultan, der nicht blos dieses Bollwerk Asiens gegen Europa in unermüdlicher Arbeit gehoben hat, sondern auch in anderen Teilen Asiens die islamischen Elemente zu schützen und zu stärken sucht.

Groß ist der Kreis nicht, auf den hier gewirkt werden kann. Centralasien ist verloren, eine Beute Rußlands und Englands, zudem durch das andersgläubige Persien getrennt. Ja, das andersgläubige; Persien ist islamisch, aber fanatisch-schiitisch. Der Perser haßt den sunnitischen Türken mehr denn den Kafir. Dabei ist Persien von der Babisekte durchfressen, die nicht bloß im Volke zahlreiche Anhänger hat, sondern auch geheime Adepten in den höchsten Ämtern. Persien setzt der von Stambul ausgehenden religiösen Propaganda nach Asien hinein einen festen Damm entgegen. Nicht so der andern Wirkung, die vom Bosporus ausgeht: der Verbreitung fränkischen Wesens. Das ist die andere Seite der türkischen Mission. Die Türkei schickt ihre Söhne in Scharen nach Europa, um zu lernen, namentlich das Waffenhandwerk. Für den Perser ist Stambul die Bildungsstätte par excellence. Warum hält er sich an den Abklatsch, sucht nicht das Original auf? Das ist eine Charakterfrage. Der Perser ist intelligent, geistreich, aber er ist unstet, zerfahren. Der Türke ist beschränkt, aber zielbewußt. Das imponiert dem Perser, und er sieht zum Stambuli, obgleich dieser ihm geistig inferior ist, mit einer gewissen Bewunderung auf. Was wäre aus diesem Volke zu machen! Lernte es einmal arbeiten, es würde mit seinen ausgezeichneten Gaben den westlichen Nachbar weit überflügeln. Schärfer denkend, tiefer erfassend würde es in ganz anderer Weise die fränkische Geisteskultur in sich aufnehmen, würde zu einem Sauerteig werden, der allem, was östlich von ihm liegt, neues geistiges Leben zuführt. Denn seine Sprache wird in ganz Centralasien, ja bis tief nach

Ostasien hinein verstanden. Fand doch der arabische Reisende Ibn Batuta diese Sprache selbst in chinesischen Küstenstädten, und vor 26 Jahren wurde ein Buch mit islamischen Gebetsvorschriften in persischer Sprache in Kanton gedruckt, und das, obwohl die Muslims Chinas nicht der islamischen Konfession angehören, die in Persien die herrschende ist. Leider ist auf eine Erweckung des tief gesunkenen Volkes Irans wenig Hoffnung. Das Land ist dem Russen verfallen, und er will es viel lieber noch tiefer sinken sehen, damit er die Beute ja recht sicher halte. Ist das rein menschlich um des köstlichen Landes selbst willen zu bedauern, so liegt für die Frankenwelt noch tiefere Ursache zum Mißvergnügen vor. Ein großes, politisch und kulturell starkes Persien wäre das sicherste Gegengewicht gegen ein Zuhochwachsen der Türkei. Die beiden Reiche werden nie zusammengehen. Die Gegensätze zwischen den Völkern sind zu zahlreich, zu tief. Ein starkes Persien würde die Türkei leicht im Schach halten; ein geistig mündig gewordenes würde mehr thun, es würde ein Lehrmeister der Türkei werden und helfen die Fesseln brechen, in denen dort finstere Mächte die Masse gefangen halten. Kann die große Masse der Türken das scharfe Licht, das von diesem neuen Geistesherde ausginge, nicht vertragen, verliert sich der Türke, indem die zersetzende Kraft der neuen Geisteswelt ihm den Halt raubt, den jene Fesseln ihm gaben, um so schlimmer für ihn. Wir wollen Licht, Licht auch im Orient, aus dem es uns gekommen, in dem es aber dunkler Nacht gewichen.

Doch der verlorene Sohn des Islams ist nicht zu retten. Seine Rolle ist ausgespielt. Bleibt wirklich nur der Türke als Neubeleber Asiens, als Werkzeug der Vorsehung, das Ansehen der Religion des Propheten wieder zu heben und ihren Anhängern erneut die Fähigkeit zu geben, sich wirtschaftlich und geistig auszuleben?

Ein Volksstamm hat im letzten Jahrzehnt die Gemüter der Franken empört durch die Greuel, die er verübte: die Kurden. Nur die Wildheit dieses in einem hohen Bergland abgesondert von den Kulturvölkern bis in die Mitte des Jahrhunderts völlig, noch heute in weiten Gegenden thatsächlich fast unabhängig lebenden Volkes erklärt, daß sich einzelne, gestachelt von nichtswürdigen Hetzern, zu Handlungen von beispielloser Grausamkeit hinreißen ließen. Aber als Ganzes ist das Volk nicht zu verdammen. Jene Wildheit ist die Kehrseite einer ungeheueren Kraft, die in der reinen Luft der kurdischen Alpen sich frisch erhalten hat. Und dieses Volk ist nicht ohne Gaben. Der Kurde gilt dem Türken und Perser als der grobe Fläz, er ist der Naturbursche, der durch seine Naturwüchsigkeiten bei den perversen Gigerln der Hauptstädte Anstoß erregt, der zugleich des geistigen Schliffs entbehrt, d. h. der Fähigkeit, Phrasen zu drechseln. Kaum einer unter den albernen Verächtern des Kurdenvolkes weiß, daß dieses Volk

ein zwar nicht umfangreiches, aber zahlreiche Perlen enthaltendes nationales Epos besitzt, daß die Anfänge einer Litteratur da sind, der freilich bei den unseligen politischen Verhältnissen kein Wachstum beschieden war. Denn hat Kurdistan, das türkische wie das persische, auch Jahrhunderte lang weder das Joch des Sultans noch des Schahs getragen, so war es innerlich durch Stammfehden zerrüttet, die immerwährenden Kämpfe zwischen den Häuptern der Clans ließen es nicht zur Ruhe kommen. In solchen Zeiten entstehen zahlreiche Volksgesänge, die den Mut und die Kraft hervorragender Männer, den Seelenadel stolzer und schöner Frauen besingen — ganz anders ist ja die Stellung der Frau bei den Kurden als bei Türken und Persern des flachen Landes —, aber von Pflege der Wissenschaften, von Ausbildung des Könnens, das neben dem Talent das Kunstwerk schafft, kann nicht die Rede sein. Der Türke weiß, welche Kraft im Kurden steckt. Nennt man die besten Namen der türkischen Geschichte, so sind eine große Anzahl davon Kurden, leider vertürkte Kurden. Das ist eben das Streben der Centralregierung in Stambul, die besten Kräfte dieses tüchtigen Stammes sich dienstbar zu machen und auch den andern so viel wie möglich türkisches Wesen aufzuprägen, d. h. hier, den traurigen Geist des Stambuler Effenditums in die führenden Kreise der gefährlichen Nation hineinzutragen und das ganze Volk dadurch ungefährlich zu machen. Darum die Schaffung der Hamidie-Regimenter, darum die Heranschleppung der Söhne kurdischer Großen in das Aschaïr-Mektebi, d. h. die Schule für die Nomaden-Stämme. Das Beste, die nationale Eigenart, sollen sie aufgeben, die heimischen Sitten, ja selbst die heimische Sprache sollen sie verlernen, sollen untergehen im Osmanlitum. Es erscheint eine Zeitung in kurdischer Sprache; sie darf nicht nach Kurdistan hinein; bei wem sie gefunden wird, der wird bestraft. Kurdische Bücher sind verpönt, die kurdischen Übersetzungen des Qurans dürfen nicht verbreitet werden, dem Schulunterricht werden von der Regierung systematisch Schwierigkeiten gemacht. In der That, verzeihlich ist's, wenn ein Volk unter solchen Umständen geistig und moralisch zurückbleibt. Die Kurden sind eine Gefahr für die Türkei, aber nicht die Kurden, denen man die Freiheit gewährt, sich auszuleben, sondern die, die man knebelt. Denn totzumachen sind die Kurden nicht, sicher nicht von den Türken. Und gewährt man ihnen nicht endlich freiwillig, was sie verlangen, Teilnahme an den Kulturgütern, so werden sie's nehmen in einem Kampf, der der Türkei blutige Wunden schlagen, sie auf dem Wege zu neuer Macht aufhalten, vielleicht von ihm abbringen wird.

Noch ein Blick auf den Islam in China. Die dreißig Millionen Muslims, die dort wohnen, sind der rührigste, zugleich am meisten dem Fortschritt geneigte Teil der Bevölkerung. Durch die Zeitungen ging vor

einiger Zeit die Nachricht, der Sultan habe die Muslims Chinas gewarnt, gegen die Mächte Partei zu ergreifen. Das war ganz unnötig, denn die Muslims dort fühlen sich ihren nichtislamischen Landsleuten innerlich fremd. Sie stehen den Christen, einheimischen und fremden, näher als jenen. Der Frankenwelt muß daran liegen, den islamischen Elementen Chinas möglichst schnell die Selbständigkeit zu verschaffen, die ihnen ermöglicht, alle in ihnen liegenden guten Instinkte zur Ausbildung zu bringen. Religion und Eigenart sollen ihnen erhalten bleiben, fränkische Kulturformen ihnen nicht aufgezwungen werden. Aber sie sollen angeleitet werden, aus ihrem ertragreichen Lande das zu machen, was daraus zu machen ist, sich wirtschaftlich zu heben und sich empfänglich zu machen für Aufnahme der geistigen Güter, die die Frankenwelt in jahrhundertlangem Ringen sich erworben hat. Der Türke handelt in gutem Glauben. Er will den Muslims Chinas eine Hebung des religiösen Lebens bringen. Aber das religiöse Leben ist in der Türkei selbst nicht rein, es ist überwuchert von Auswüchsen, verquickt mit Faktoren, die mit Religion nichts, gar nichts zu thun haben. Die Thätigkeit türkischer Emissäre würde nur Unheil stiften. Dem chinesischen Islam ist mit alledem nicht gedient. Die fränkischen Mächte aber haben mit den Kräften, die im Lande mit einander ringen, genug zu thun und werden, wenn sie ihr Interesse recht verstehen, jedem Versuche eines weiteren fremden Elementes, hier sich einzumischen, rechtzeitig wirksamen Widerstand entgegensetzen.

Der Ausblick in das 20. Jahrhundert ist für den Islam nicht allzu tröstlich, aber keineswegs verzweifelt. Der aufrichtige und wohlgesinnte Franke wird ernster Arbeit bei allen islamischen Völkern herzliche Sympathie entgegenbringen. Doch die Frankenwelt, die scheinbar einen ungeheuren Vorsprung vor der islamischen hat, täuscht sich nicht darüber, daß es in dieser Elemente mit den Bedingungen zu einer starken Machtentwickelung giebt. Japan hat bewiesen, was ein Volk von guten Geistesgaben und festem Charakter durch zielbewußte Arbeit in kurzer Zeit zu erreichen vermag. Ist irgendwo im Islam eine Gemeinschaft, die eine ähnliche Entwickelung zu nehmen sich anschickt, so darf uns das nicht bewegen, solchem Streben in unehrlicher Weise entgegenzuarbeiten. Die einzige Wehr ist in diesem Falle rastloser voranschreiten. Die kleinlichen Mittel, mit denen neidischer Marasmus aufsteigende Jugendkraft zu unterdrücken droht, helfen auf die Dauer doch nicht. Aber der Westen ist nicht senil. Schien er zu altern, so trank er Lebenswasser aus neu sich erschließenden Quellen (französische Revolution, die Republik im Norden Amerikas), und nun schaffe er vorbauend sich einen Jungbrunnen von unerschöpflicher Fülle: einen Orient voll Leben und Bewegung. Die charakteristischen Züge in dem Bilde des Orients im 20. Jahrhundert werden die neue Türkei und

das neue China sein. Die neue Türkei als Vormacht des gewaltig anwachsenden Islams. An uns ist es, zu wachen, das heißt zu leben. Denn leben ist wachen. Konflikt ist Fortschritt.

Zur Reform des Armenrechts.

Von Theodor Schenk.

I.

Die Frage der Gewährung des Armenrechts in Zivilprozessen und für das Privatklageverfahren in Strafsachen, auch für die freiwillige Gerichtsbarkeit, ist eine Angelegenheit, die seit einigen Jahren in der juristischen Praxis wieder lebhaft erörtert wird.

Die Zivilprozeßordnung bestimmt bezüglich der Gewährung des Armenrechts:*)

„Wer außer Stande ist, ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie notwendigen Unterhaltes die Kosten des Prozesses zu bestreiten, hat auf Bewilligung des Armenrechts Anspruch, wenn die beabsichtigte Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung nicht mutwillig oder aussichtslos erscheint."

Die Zivilprozeßordnung vom Jahre 1877 ist bekanntlich im Jahre 1898 in vielen Punkten abgeändert worden. Die obengenannte Bestimmung — § 106 der alten Fassung — finden wir indes wörtlich wieder als § 114 der neuen Fassung.

Die die Abänderung der Z. P. O. betreffende Regierungsvorlage hatte freilich auch in dieser Beziehung eine Besserung angestrebt. Sie wollte die Gewährung des Armenrechts nicht von den Aussichten des Prozesses abhängig machen.

Der Reichstag hat diese Regelung nicht akzeptiert, die Kommission hatte sogleich die alte Fassung wieder hergestellt. Nur war sie wenigstens so vorsichtig, zu bestimmen, daß das Armenrecht nur bei völliger Aussichtslosigkeit versagt werden sollte. Leider blieb es dabei nicht; man hat das Wort „völlig" dann auch wieder gestrichen.

Es ist fraglos, daß diese Bestimmung faktisch dazu führt, daß die Sache, für welche das Armenrecht beantragt wird, von dem Prozeßgericht bezw. dem Prozeßrichter, d. h. also von denselben Richtern, welche evtl. in der Sache zu entscheiden haben, schon vorgeprüft wird. In solchem Falle ist also gar nicht zu vermeiden, daß der betreffende Richter befangen werde. Denn wenn ihm nach dem Vorgetragenen die Sache aussichtslos erscheint, so lehnt er eben die Gewährung des Armenrechts ab. Es bleibt also der armen Partei nichts anderes übrig, als nunmehr die Klage unter

*) Das Armenrecht ist für jede Instanz besonders nachzusuchen.

Übernahme des Kostenrisikos anzustrengen, und sie hat nunmehr noch die Schwierigkeit zu überwinden, die in der inzwischen eingetretenen Befangenheit des Richters liegt. Somit hat also die Partei im Falle der Armut faktisch ein anderes Recht, als für den Fall der Zahlungsfähigkeit.

Dennoch begegnet man in der Juristenwelt mitunter der Forderung noch größerer „Cautelen" gegen den Mißbrauch des Armenrechts. (Vergl. den Art. „Zur Reform des Armenrechts" von Landrichter Dr. Nöldecke-Hamburg in der „Deutsch. Juristenztg." Nr. 7 lauf. Jahrggs.) Daß das Armenrecht — wie jedes Recht und jedes Ding — mißbraucht werden kann und in der That auch mitunter mißbraucht wird, wird füglich nicht bestritten werden können. Die mit dem Armenrecht ausgestattete Partei kann die andere z. B. durch die (in Prozessen vor dem Landgericht und den höheren Instanzen unerläßliche) Bestellung eines Anwalts zu Kosten nötigen, welche von der nicht armen Partei, wenn sie ein obsiegendes Urteil erhält, doch von der Armenpartei nicht wieder beizutreiben vermag. Auch das soll zugegeben werden, daß ab und zu Fälle besonders gröblichen Mißbrauchs zu verzeichnen sein mögen.

Aber es ist doch nicht richtig, um dieser Möglichkeiten willen arme Parteien in der oben angeführten Weise grundsätzlich ungünstiger zu stellen, als zahlungsfähige Parteien. Eine Mitteilung freilich, wie diejenige Nöldeke's in der oben angeführten Arbeit, daß „nach den persönlichen Erfahrungen, die nicht nur er selbst gemacht, sondern auch bei ihm bekannten Richtern und Anwälten eingezogen habe, es nicht zweifelhaft sei, daß abgesehen von Ehescheidungen und Alimentationsklagen, welche unter einem besonderen Gesichtspunkt zu betrachten sind, mehr als 75 % aller im Armenrecht erhobenen Klagen als gänzlich unbegründet abgewiesen, zurückgezogen oder nach ungünstig verlaufener Beweisaufnahme liegen gelassen werden", kann leicht stutzig machen.

Allein einmal ist eine derartige Zahlenangabe völlig wertlos, wenn sie nicht durch eine einwandsfreie Statistik gestützt werden kann — und Nöldeke selbst muß zugeben, daß seine Behauptung statistisch nicht nachweisbar ist —, und sodann wäre immer noch besser, daß in je 100 Fällen 75 mehr oder minder Zahlungsfähige die ihnen von Armen unnütz verursachten Ausgaben von diesen nicht wieder beitreiben können, als daß um 75 ungerechter Armen willen 25 Armen das Recht gekränkt würde, ihre Angelegenheiten vor unbefangene Richter bringen zu können.

Dem Vorschlage, behufs Wahrung der richterlichen Unbefangenheit die Entscheidung über die Anträge auf Gewährung des Armenrechts nicht den richterlichen, sondern anderen Behörden zu übertragen, wird mit Recht entgegengehalten, daß, wenn man überhaupt eine Vorprüfung der gedach-

ten Art eintreten lasse, dieselbe eine lediglich richterliche Thätigkeit in sich schließe und daher auch nur den Gerichten zugewiesen werden könne.

Ein anderer Vorschlag, die Beschlußfassung über die Gewährung bezw. Versagung des Armenrechts anderen, als den bei der Streitsache selbst entscheidenden Richtern anzuvertrauen, ist nur bei den großen Amtsgerichten und den höheren Instanzen, d. h., wie leicht einzusehen ist, nur für einen relativ kleinen Bruchteil aller auf Gewährung des Armenrechts gerichteten Anträge durchführbar.

Noch schlimmer würde die Sache für arme Parteien werden, wenn die Gerichte dazu kommen sollten, von den von Nöldeke gefundenen, durch geltendes Gesetz gestützten „Cautelen" lebhafter Gebrauch zu machen. Nöldeke verlangt u. A., daß vor Gewährung des Armenrechts an den Antragsteller auch die Gegenpartei gehört werde, und verlangt ferner — de lege ferenda — daß gegen die Bewilligung des Armenrechts der Gegenpartei wie der Armenpartei gegen die Ablehnung ihres Antrags das Beschwerderecht gewährt werde.

Dadurch würde einer Verschleppung des Prozesses selbst Thür und Thor geöffnet. Man denke einmal an die Klagen gewerblicher Arbeiter — wegen Vorenthaltung von Lohn und wegen ungerechtfertigter kündigungsloser Entlassung — in Orten, in denen keine Gewerbegerichte existieren, und man denke namentlich aber an die zahllosen, meist leider nur zu wohl begründeten gleichartigen Klagen des landwirtschaftlichen Gesindes. Das Gesinde ist im Gebiete der preußischen Gesindeordnung schon dadurch zurückgesetzt, daß es nach dem heute noch geltenden Ministerial-Reskript vom 17. April 1812 genötigt ist, erst die Polizeibehörde zu ersuchen, „die vorläufigen Bestimmungen zu erlassen und sie zu exekutieren", so zwar, daß „diejenigen Parteien, die sich bei dieser Bestimmung nicht beruhigen wollen, zwar auf Urteil und Recht provozieren können, aber verpflichtet sind, inzwischen und bis zur Entscheidung des Richters der Bestimmung der Polizei Folge zu leisten".

Diese Weitläufigkeiten wirken thatsächlich so, daß sich sehr oft die weißen Sklaven, namentlich in Ostelbien, veranlaßt sehen, ihr Recht einfach fahren zu lassen.

Eine weitere Forderung Nöldekes zur Einschränkung des Armenrechts ist die, daß der der Armenpartei vom Gericht bestellte Anwalt dasselbe evtl. auf die Aussichtslosigkeit des ihm übertragenen Prozesses hinweise und so die Wieder-Entziehung des seinem Clienten gewährten Armenrechts herbeiführe.

Das heißt denn doch den Menschen im Juristen und dessen Fehlbarkeit vergessen. Wenn nach der mündlichen Verhandlung die Parteien noch eine zweite bezw. dritte Instanz zur Korrektur des ersten Ur-

teils anrufen können, so bietet das Urteil eines einzelnen — und sei er sonst noch so tüchtig — vor mündlicher Verhandlung schon gar nicht eine absolute Gewähr auf Zuverlässigkeit.

Kann z. B. die Auffassung des Anwalts über die Aussichtslosigkeit eines Prozesses nicht daher rühren, daß die arme Partei, in Schrift und Rede ungewandt, ihn nicht genügend informiert, vielleicht dadurch gerade ein Mißverständnis bei dem Anwalt hervorgerufen hat? Es ist auch nicht immer ganz leicht, aus einem wortkargen oder schüchternen Menschen alles das — sozusagen — herauszuholen, was zur Aufklärung der Sache dienlich ist.

II.

Wie man sich indes auch in dieser Frage zur bestehenden Gesetzgebung, ihrer Auslegung und den verschiedenen Vorschlägen zu ihrer „Reform" stellen mag, so muß zugegeben werden, daß die Verhütung des Mißbrauchs des Armenrechts lebhaft anzustreben ist.

Allein auf dem eingeschlagenen Wege wird man das gewünschte Ziel nicht erreichen. Den Mißbrauch des Armenrechts wird man am sichersten verhüten, wenn man vor allem den Anlaß, ein solches nachzusuchen, beseitigt. Der Anlaß zur Nachsuchung des Armenrechts ist in den hohen Kosten zu suchen (die selbst ein kleinerer Prozeß schon erfordert) und in den verderblichen Folgen, die aus den Prozeßkosten für die Parteien entstehen.

Man revidiere vor allem die gesamte Kostengesetzgebung. Eine Vereinfachung und erhebliche Verbilligung sowohl der Gerichtskosten als auch der Anwaltskosten, sowie die Beseitigung des gerichtlichen Kostenvorschusses — gerade dieser ist es, der zuerst und zuallererst zu dem Antrage auf Gewährung des Armenrechts führt — wird schon sehr vielen Rechtsuchenden, auch bei schwächerer wirtschaftlicher Situation die Prozeßführung ohne Armenrecht ermöglichen.

Man sehe ferner davon ab, für die Bezahlung der Gerichtskostenrechnung nur die knappe Frist von einer Woche zu stellen, sondern man gebe auch für kleinere Beträge schon eine Frist von einem Monat und sehe für größere Beträge je nach ihrer Höhe entsprechende Ratenzahlungen vor. Dann wird ein verlorener Prozeß nicht gleich als ein solches Unglück für eine Familie erscheinen. Denn heute ist eine Gerichtskostenrechnung von 10 oder 15 Mark schon in der Lage in sehr vielen Familien überaus hart empfunden zu werden, da, wenn das Geld nicht rasch genug beschaffbar ist, ein wertvolles Stück dadurch verloren gehen kann. Und die Härte ist um so größer, wenn etwa die zur Zahlung herangezogene nicht die im Prozeß unterlegene Partei ist, sondern nur dafür haftbar gemacht wird, weil von der Gegenpartei die ihr auferlegten Kosten nicht beizutreiben waren.

Ähnlich ist es auch mit den Rechnungen der Rechtsanwälte. Auch hier könnte eine angemessene Fristbestimmung von großem Werte sein.

Wenn auf diese Weise das Risiko eines Prozesses in sehr erheblichem Maße gemindert ist, so könnte man ruhig für kleinere Prozesse, bei denen ja dann die Kosten ganz unbedeutend sein würden — etwa für Prozesse bis zu einem Werte von 100 Mark — das Armenrecht völlig aufheben. Denn Gerichtskosten von 2 bis 6 oder 8 Mark, die dann aus einem Prozesse unter 100 Mark entstehen würden, ist doch noch so ziemlich jeder zu zahlen in der Lage, wenn ihm nur angemessene Zeit dazu gelassen wird. Bei den Gewerbegerichten, bei denen die Objekte unter 100 Mark, besonders diejenigen unter 50 Mark die Hauptrolle spielen, giebt es kein Armenrecht, wiewohl dort die Kläger fast nur arme Leute sind. Unzuträglichkeiten sind daraus aber noch nicht entstanden.

Endlich würde die obligatorische Einführung der Gewerbegerichte für alle Orte (bezw. Bezirke) und ihrer Zuständigkeit für alle aus dem „Dienstvertrage" herrührende Streitigkeiten — ohne Rücksicht darauf, ob dieselben lediglich nach dem Kapitel vom Dienstvertrage im Bürgerlichen Gesetzbuch oder auch nach der Gewerbeordnung, dem Handelsgesetzbuch oder den Gesindeordnungen zu beurteilen sind — die ordentlichen Gerichte auf die gründlichste und einfachste Weise von der größten Zahl der Armenprozesse befreien.

Eine wirkliche Reform des Armenrechts ist nicht durch Palliativmittel der im ersten Abschnitt erörterten Art zu erzielen, sondern nur dadurch, daß die Gesetzgebung die wichtigen eben angegebenen Forderungen, die seit langem auf der Tagesordnung stehen, im Sinne fortgeschrittener sozialpolitischer Erkenntnis und frei von bureaukratischer Engherzigkeit endlich erfüllt.

Ultramontane Pastoral-Medizin.

Von * * *

Die bekannte Broschüre Graßmanns über die Liguori-Moral hat den Erfolg gehabt, daß in den letzten Wochen in einem Teile der katholischen Presse selbst jetzt die Reformbedürftigkeit der katholischen Moral-Theologie zugegeben wird. Sie stellt deshalb das Verlangen, die Moral-Theologie zu revidieren und zu modernisieren. Da nun aber in einem andern Teile derselben Presse, ja sogar in schlecht unterrichteten Blättern protestantischer Kreise kecklich behauptet wird, Liguori spiele heute überhaupt keine Rolle in der katholischen Moral-Theologie mehr, so muß diese letztere Behauptung an der Hand eines modernen katholischen Lehrbuches einmal richtig gestellt werden. Das soll in nachfolgenden Zeilen ganz objektiv und sine ira et studio geschehen.

Zu dem Zwecke genügt es, weitere Kreise auf ein modernes Buch über katholische Pastoral-Medizin hinzuweisen. Dies Buch stammt aus ultramontanen Kreisen. Es ist weit verbreitet und sehr geeignet, als Ersatz und Ergänzung der Graßmannschen Broschüre zu dienen. Auch dem indifferentesten Gebildeten vermag dieses Buch über Pastoral-Medizin die Augen zu öffnen über das, was Liguori, Gury, Scavini, Debreyne u. a. thatsächlich heute für eine große Rolle in der katholischen Moral-Theologie spielen. Da dieses Buch aus ultramontaner Feder stammt und das Imprimatur der Oberbehörde erhalten hat, da es als Schulbuch gilt, so liefert es zugleich die beste und schärfste Kritik der Schriften der Gegner Graßmanns. Dieses Buch macht jede weitere Kritik der Gegner Graßmanns überflüssig, da es den Leser aufs vortrefflichste in den Stand setzt, sich über die Rolle, welche die genannten Moralisten heute spielen, und über den wahren Wert der Schriften ihrer Verteidiger zu orientieren.

Wir möchten also hinweisen auf das Buch: „Pastoral-Medizin von Dr. C. Capellmann, königl. preuß. Sanitätsrat, Ritter des päpstlichen Gregoriusordens." Dieses Buch erschien 1898 bereits in 12. [sage: zwölfter] Auflage im Verlage von Rudolf Barth in Aachen, wo es zum Preise von 3 Mark zu haben ist.

Sein Verfasser ist tot. Er wurde öfter genannnt, als vor einigen Jahren in Aachen die bekannten Mißhandlungen der Kranken in der dortigen Alexianer-Irrenpflegeanstalt so berechtigtes Aufsehen machten. An dieser Alexianer-Irrenpflegeanstalt war nämlich damals der Sanitätsrat Capellmann der leitende Arzt.

Als solcher war er gewissermaßen für die Behandlung der seiner Obhut unterstehenden Kranken moralisch verantwortlich. Wollte man boshaft sein, so ließe sich sogar aus der Thatsache, daß jener Herr in seinem Buche Pastoral-Medizin auch Anleitung und Vorschrift zur Behandlung und Pflege Geisteskranker giebt, der Grad seiner moralischen Verantwortlichkeit als Leiter einer Irrenpflegeanstalt mit Leichtigkeit noch in erhöhtem Maße ableiten. Doch decken wir den Mantel christlicher Milde darüber! —

Capellmann hat nun „gedrängt durch befreundete Seelsorger", wie er in dem Vorwort zur ersten Auflage seiner Pastoral-Medizin selbst sagt, dieses sein Buch verfaßt. Er meint in dem Vorwort zur ersten Auflage: „Ob es mir gelungen ist, die Idee einer Pastoral-Medizin so aufzufassen, wie es das Bedürfnis der Praxis fordert, darüber muß die Kritik praktischer Seelsorger entscheiden." Diese Entscheidung ist gewiß durch die Thatsache, daß das Buch zwölf Auflagen erlebte, bejahend ausgefallen.

Sehen wir uns nun den wissenschaftlichen Standpunkt an und den Geist, aus welchem ein Lehrbuch geschrieben wurde, das am Ende des

19. Jahrhunderts zwölf Auflagen erlebte, so glauben wir uns ins Mittelalter zurückversetzt. Einige Stellen mögen als Erläuterung dienen. Bei der Besprechung der Hypnose schreibt der Arzt Capellmann auf S. 50: „Da es eine Gotteslästerung sein würde, anzunehmen, daß Gott jedesmal auf den Befehl von Menschen, die oft nichts weniger als fromm sind, unmittelbar eingreife und die von ihm gesetzten Naturgesetze ändere, so oft es diesen Menschen beliebt, so können solche übernatürliche Vorgänge (der magnetische Schlaf und das Hellsehen nämlich) nur auf dämonischen Einfluß zurückgeführt werden." Ferner auf S. 51: „Abgesehen davon aber, ob bei den sogenannten magnetischen Experimenten oder bei Somnambulen dämonische Einwirkungen mitwirken können" 2c. Wir stellen also fest, daß Capellmann, ein Arzt, in seinem Buche thatsächlich die Möglichkeit dämonischer Einwirkungen bei krankhaften resp. ungewöhnlichen Zuständen des Menschen bejaht resp. in Erörterung zieht. Hier haben wir also einen studierten Mann, einen Arzt sogar, der am Ende des 19. Jahrhunderts auf demselben mittelalterlichen, mystischen Standpunkte steht, wie ihn am Anfang desselben Jahrhunderts der vielgenannte Görres einnahm, welcher vorübergehend sich auch mit Medizin beschäftigt hatte.

Weiter diene zur Charakteristik des Arztes Capellmann jene Anleitung, welche er in seiner Pastoral-Medizin über die „gewöhnlichen Abtötungsmittel" giebt, nämlich über den Bußgürtel, das Geißeln und das Wachen (S. 114/115). Wir wollen hier nur den Absatz über das Geißeln hersetzen, weil er der kleinste ist. Capellmann schreibt S. 115: „Das Geißeln. Dieses kann schaden dadurch, daß es wirkliche Wunden macht, die bei öfterer Wiederholung der Geißelung vor ihrer völligen Heilung zu chronischen Geschwüren werden können. Heftiges Schlagen mit einer schweren Geißel könnte an weicheren Teilen auch Verletzungen innerer Organe veranlassen. Deshalb sollte eine Geißel keine scharfen Kanten haben und soll die Geißelung nur den Rücken (mit Ausschluß des weichen Lendenteiles) und etwa die Schultern und Arme treffen. Besonders zu vermeiden sind bei der Geißelung die Gegenden der Geschlechtsteile, der ganze Bauch und bei Weibern die Brust." Das schreibt der Arzt Capellmann! Was würde da nun erst ein fanatischer Priester schreiben! Wahrlich, wer einmal die Springprozession in Echternach gesehen hat, wird es nicht für unmöglich halten, daß bei einem abermaligen Ausbruch der Pest in Luxemburg und auch in Deutschland abermals Geißlerzüge veranstaltet werden könnten, falls nicht der Staat sein Veto einlegte.

Der Leser kommt vermutlich auf den Gedanken, Capellmann habe mehr geschrieben als er verantworten könne. Aber da befindet sich der Leser leider in einem Irrtum. Denn dem stehen die Schlußsätze in Capellmanns Vorwort entgegen, durch welche sich Capellmann zwar als wissen-

schaftlicher Schriftsteller selbst richtet, indem er sie schreibt, aus denen aber hervorgeht, was für uns wichtig ist, daß der gesamte Inhalt seines Buches Pastoral-Medizin die Billigung und das Einvernehmen der ultramontanen katholischen Kirche trägt. Demnach trägt auch diese dafür die Verantwortung. Capellmann schreibt nämlich: „Endlich bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß ich beabsichtigt habe, überall mit den Lehren der römisch-katholischen Kirche in Einklang zu bleiben. Ich hoffe, daß ich von dieser Lehre nirgendwo abgewichen bin, erkläre aber überdies, daß ich alles, was etwa in diesem Buche mit der Kirchenlehre in Widerspruch stehen sollte, sofort und unbedingt zurücknehme." Da konnte es denn nicht fehlen, daß der preußische Sanitätsrat mit dem päpstlichen Gregoriusorden belohnt wurde!

Die beiden ersten Auflagen dieses Buches wurden in der Zeit von Ostern 1877, wo es zuerst erschien, bis Februar 1878 vergriffen, sodaß der Autor im Vorwort zur dritten Auflage schreiben konnte: „Der Umstand, daß in so kurzer Zeit zwei Auflagen der Pastoral-Medizin vergriffen wurden, sowie die von vielen Seiten mir zugegangenen Dankschreiben und die veröffentlichten Rezensionen haben mir bewiesen, daß das Buch zweckentsprechend gewesen ist." Giebt es nicht zu denken, daß ein solches Buch heutigen Tages so zweckentsprechend war, daß es zwölf Auflagen erlebte?

Wer kaufte nun dieses Buch? Das geht wohl aus folgenden Worten Capellmanns sehr deutlich hervor, mit denen er seine Einleitung beginnt: „Das aus der seelsorgerischen Praxis herausgewachsene Bedürfnis nach einem Handbuche der sogenannten „Pastoral-Medizin" ist so allgemein gefühlt und anerkannt, daß über die Berechtigung einer solchen Arbeit wohl nicht gestritten werden kann;" und weiter: „nach meiner Auffassung ist Pastoral-Medizin die Summe derjenigen anatomisch-physiologischen und pathologisch-therapeutischen Erörterungen, deren Kenntnis dem Seelsorger zur Ausübung seines Amtes nötig ist." Das ist gewiß deutlich genug. Die zwölf Auflagen der „Pastoral-Medizin" befinden sich also in den Händen der katholischen Geistlichen.

Es soll hier nun nicht näher auf den Inhalt der Pastoral-Medizin eingegangen werden. Nur auf zwei Kapitel dieses Lehrbuches wollen wir kurz hinweisen, in denen die Liguori—Gury'sche Moral besonders deutlich abgehandelt wird. In dem Kapitel über „das sechste Gebot" (S. 77—101) lernt der Leser, wie von einem guten Katholiken, „gedrängt von seinen befreundeten Seelsorgern", der Stoff auf Grund der Moralisten Liguori—Gury—Ballerini—Debreyne abgehandelt werden muß, um mit den Lehren der katholischen Kirche heutigen Tages in Einklang zu stehen. Hier erkennt der Leser, wie die Lehren jener Moralisten als Grundlage der Pastoral-Medizin heute dienen, um beim Thema vom „sechsten Gebot" die katholischen Seelsorger auch und ganz besonders für die Beicht zu informieren.

Capellmann schreibt (S. 77): „Die Sünden gegen dieses Gebot, peccata luxuriae, sind heutzutage und vielleicht von jeher diejenigen gewesen, welche an Zahl und Art die Sünden gegen alle übrigen Gebote übersteigen. Dies ist ebenso beklagenswert, wie es aus der gefallenen menschlichen Natur begreiflich erscheint. So bildet das sechste Gebot den häufigsten Gegenstand und wegen seiner wirklich ungeheuerlichen Vielfältigkeit das qualvollste Kapitel für die seelsorgerische Thätigkeit im Beichtstuhl. Und da gerade diese Sünden sich wie keine andern auf den menschlichen Körper beziehen und mit der wichtigsten Funktion des menschlichen Organismus in engster Verbindung stehen, so ist natürlich, daß hier zumeist der Seelsorger das Bedürfnis nach den einschlägigen physiologisch-medizinischen Erklärungen empfindet." Werden also diese Dinge im Beichtstuhl von selbst oder auf Befragen vorgebracht — und daß dies häufig geschieht, mußte ja Capellmann wohl von seinen befreundeten Seelsorgern wissen, weil er es behauptet —, so will er in diesem Kapitel, welches auf Liguori—Gury—Debreyne'scher Moral-Theologie beruht, den Seelsorger in den Stand setzen, diese Sünden des sechsten Gebotes vom pastoral-medizinischen Standpunkte im Beichtstuhl moralisch beurteilen zu können. Und um ganz deutlich zu werden, damit der Beichtvater ja richtig weiß, was er im einzelnen Fall zu thun hat, denkt sich Capellmann nach berühmtem Muster ein Beispiel aus, welches der Leser auf S. 83 nachsehen möge, weil es charakteristisch ist. Es beginnt mit den Worten: „Eine Hysterica, übrigens in gutem moralischem Zustande, klagt sich an, daß" u. s. w. . . . . „Sie habe viele, auch berühmte Ärzte wegen dieses Leidens konsultiert und man habe ihr nicht helfen können. Sie habe aber nun gefunden (wie hat sie das gefunden?), daß sie durch Drücken . . . . . die Schmerzen zu lindern vermöge und habe deshalb diese Manipulationen vorgenommen."

Wie eingehend die Unterhaltung im Beichtstuhl gedacht ist, geht besonders aus zwei eingeklammerten Stellen („wie hat sie das gefunden?" und noch einer zweiten hier nicht zitierbaren) hervor. Diese beiden Fragen wirft Capellmann auf, was zu dem Schluß berechtigt, daß der Beichtvater in derselben Weise fragen und forschen soll! Denn diese Unterhaltung mit einer Frau ist ja im Beichtstuhl — nicht im Zimmer des Arztes — gedacht. Deshalb fährt Capellmann folgendermaßen fort:

„Sind dieser Person diese Manipulationen seitens des Beichtvaters zu erlauben oder . . . . . zu verbieten?"

Der Leser beachte wohl, daß die Hysterica ein Weib ist! Also solche — hier nur angedeutete Dinge — werden nach Capellmann im Beichtstuhl heutigen Tages, und zwar mit Weibern, auf Grund der Moral-Theologie von Liguori—Gury—Debreyne verhandelt. Die obige aufgeworfene Frage beantwortet Capellmann für den Beichtvater nun wie folgt:

„Sie sind nach meiner Meinung zu verbieten, denn es ist kein Grund vorhanden, weshalb diese Hysterica — die sich ja offenbar des materiell Sündhaften ihres Thuns bewußt ist, sonst würde sie sich nicht darüber anklagen, — weshalb sie zur Linderung der Schmerzen etwas thun dürfe, das an sich verboten ist." (S. 83).

Weiteres, hier nicht zitierbares, findet sich besonders in dem Kapitel über „die Ehe" auf S. 154—190 des Capellmann'schen Buches. Dort ist außer Scavini, Debreyne, Gury—Ballerini ganz besonders Liguori als maßgebend angeführt. Wir brauchen nur auf das Inhaltsverzeichnis der von Capellmann in diesem Kapitel (usus matrimonii) abgehandelten Themata zu verweisen, um aller weiteren Auseinandersetzungen überhoben zu sein.

Wer die Broschüre Graßmann's gelesen hat, findet in Capellmann's Pastoral-Medizin manches Bekannte wieder. Wer aber Capellmanns Pastoral-Medizin gelesen hat, dem drängt sich die Frage auf, ob dieses Lehrbuch nicht das Studium Liguori's oder Gury's in gewisser Beziehung ersetzt oder überflüssig macht. Vielleicht liegt darin einer der Gründe, wenn von katholischen Geistlichen — falls sie nicht von der reservatio mentalis Gebrauch machen — behauptet wird, daß sie den Liguori nicht gelesen haben.

Capellmann hat deutsch geschrieben, mit lateinischen Zitaten im Text, wo dieser doch gar zu — schlüpfrig wird. Sein Buch ist für jeden Gebildeten verständlich. Außerdem hat er „für diejenigen aber, welche diesen Gegenstand lieber lateinisch behandelt sehen, und der lateinischen Sprache noch hinreichend mächtig sind, eine vollständige lateinische Übersetzung herausgegeben". Capellmann hat deutsch geschrieben, weil er „die Gefahr, daß Unberufene aus einer Pastoral-Medizin etwas Schlechtes herauslesen könnten, für sehr gering hält". In gleichem Sinne denken auch wir, dürfte man uns keinen Vorwurf daraus machen, wenn wir aus der Capellmann'schen Pastoral-Medizin in einer nicht für Kinder geschriebenen Zeitschrift, die „Das Freie Wort" heißt, ausführlicher zitiert hätten, als wir gethan haben. Allein es genügt uns das Gesagte und Angedeutete vollkommen, um die eingangs angeführte Behauptung der ultramontanen Presse zu widerlegen.

Anti-Psychologisches.

Von Dr. Leopold Besser (Bonn).

I.

Von der Erfahrung.

Wir befinden uns heute in einem kaum zu beschreibenden, in der That grenzenlosen Zustande von Begriffs-Verwirrungen. Im ganzen Aufbau dessen, was wir unsere Vorstellungs-Welt nennen, giebt's keinen fest-

gefügten Stein mehr. Von einem zuverlässigen Fundament in der Psychologie ist keine Rede.

Vor mehr als hundert Jahren hat uns Imm. Kant zugerufen: „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit", aber was denn Erfahrung ist, das konnte er unmöglich sagen, weil die Natur des erfahrenden Organismus damals noch unerkannt war. Auch seine Epigonen sagten es bis heute nicht. Als ein halbes Jahrhundert nach Kant [1822] unter Oken deutsche Naturforscher hinter verschlossenen Thüren sich in Leipzig zusammenfanden, als unter K. v. Bär, Schleiden, Schwann u. A. Rätsel auf Rätsel sich lösten und die Beobachtung Erscheinungen des Lebens erklärte, die die Philosophie unbeantwortet gelassen hatte, da zog die von Kant in ihrem Grunde erschütterte Metaphysik trotz Schellings Berufung nach Berlin die letzten Fahnenreste ein und kapitulierte vor den steigenden Erfolgen der exakten Forschung. Was aber Erfahrung sei, das sagte niemand. Im Gegenteil, so paradox es scheint, Kants alter Widerspruch: „daß trotzdem, daß Wahrheit nur im Erfahren begründet sei, die Gegenstände sich doch nach unseren Begriffen richten", ward auf der philosophischen Linie von neuem aufgenommen. Es erging die Parole: „Auf Kant zurückgehen!" Das Wesen der Erfahrung blieb unaufgeklärt. — Die deutsche Philosophie lebte schlecht und gerecht von der Annahme des Bewußtseins „als einer Thatsache" weiter. Wie der Mensch aber zu dieser Thatsache gelangt, wie er die Erfahrung macht, seiner bewußt zu werden, das blieb ein Rätsel.

Hatten seit der Zeit der Halleschen Jahrbücher und den Begriffs-Revisionen von seiten Jung-Deutschlands die Naturwissenschaften auf das Auffinden jedes aprioristischen Kausalnexus verzichtet, so blieb ihnen nur die Genese der Erscheinung übrig. Die Wissenschaft fragte: „wie ist das Ding entstanden?" Diese in den naturwissenschaftlichen Disziplinen seit 60 Jahren allein herrschende, echt Goethesche Hingabe an die Objekte, diese ebenso mühsam als gewissenhaft geübte Methode der Beobachtung hat dem vergangenen Jahrhundert den Namen eines solchen der Naturforschung gegeben. Es galt den Ablauf der Erscheinungen genau wiederzugeben. Gust. Kirchhoff forderte die genaue Beschreibung vom Geschehen der Dinge.

Es lag gleichsam in der Luft, auch die sog. psychischen Phänomene sub specie ihrer Entstehung aufzufassen. Als ich nach 20jähriger Beobachtung des Gebahrens und Lebens des neugeborenen Menschen einerseits und nach Gehirn-histologischen Arbeiten andererseits die Schrift über Werden und Wachsen unserer Kinder schrieb, stand für mich fest, auch das ganze Gebiet der psychischen Erscheinungen muß der Beobachtung zugänglich sein. Ich schrieb die kleine Schrift: „Was ist Empfindung?", in der ich den Empfindungs-Vorgang ein physiologisches Geschehen nannte. —

Seitdem haben die mit dem Nervensystem sich beschäftigenden Disziplinen eine Breite und Tiefe der Bearbeitung erfahren wie kein anderer Zweig der Naturforschung, und mehr und mehr wird das Wort A. Genzmers wahr: „Der Reflex-Vorgang des Nervensystems wird einst wie das Leben, so auch die psychischen Phänomene erklären". Dieser außerordentlichen Erweiterung des Wissens auf dem wichtigsten Lebensgebiete — denn das ist das der Selbsterkenntnis — ist die Philosophie nicht gefolgt. Ja sie konnte ihr gar nicht folgen, denn mit der Konzession, die Empfindung sei ein rein physiologischer Vorgang, hätte sie sich selbst aufgegeben. Die Philosophie beruht auf der Annahme extramundaner, transzendentaler, kurz außer- und überirdisch gegebener Wesenheiten, während die Physiologie auf den Beziehungen beruht, die zwischen den kosmischen Bewegungsformen bestehen. Die Philosophie nennt zwar das Bewußtsein eine Thatsache, stützt es aber auf Voraussetzungen nicht realer Wesenheiten, während die Physiologie auf experimentell aufzeigbaren Thatsachen und der Zuverlässigkeit der mathematischen Formel beruht. — Der große Mittler nun, das Millionen Telegramme von den Sinnespforten her erhaltende menschliche Zentral-Nervensystem, tritt in seiner Bedingtheit nicht aus all dem übrigen physikalischen Geschehen heraus. Es ist vielmehr voll verständlich aus seinen Beziehungen zu dem, was außer ihm, was nicht nervös ist. Und diese Relationen sind es, die es fungibel machen. Vollziehen sich die Einwirkungen — wir nennen diese die „Reize" — in normaler Weise, nennen wir den Menschen einen mit gesunden Sinnen begabten. Fehlen diese Einwirkungen, sei es, daß sie wie bei einem Kaspar Hauser von den Sinnespforten fern gehalten werden, sei es, daß die Sinnespforten defekt und unfähig zur Aufnahme von Reizen sind, so haben wir das Blöde-am-Sinn-sein vor uns. —

Und die Sinnlichkeit ist's, die uns zum Menschen macht. Wie freut sich das Mutterherz am allmählichen Erwachen der Sinne ihres Lieblings! Wie sind's die Sinne, die im Kinde die Lust am Leben wecken! Wie sind's die herrlichen Künstler-Naturen, die einer ausnahmsweisen Entwickelung eines Sinnesgebietes ihr Talent danken!

Und diese Sinnlichkeit ist's auch, die uns erfahren läßt. Heute freilich, wo die Schule das, was jeder Mensch zuerst lernen und wissen sollte, nicht lehrt, ist's kaum möglich, von der Bedeutung unseres Nervensystems zu sprechen. Wohl ist heute fast jeder sog. gebildete Mensch nervös und hat kranke Nerven, was für ihn aber das Nervensystem bedeutet, davon hat er keine Ahnung, obgleich man dreist sagen kann, seine Nervosität ist eine Folge dieser seiner Unkenntnis. Wüßte der Mensch, welche Pflege er ihm schuldete, würde er nicht nervös und krank sein. — Dieser nicht laut genug zu beklagenden Lage wegen ist's auch nur möglich, die Natur des Nervensystems durch Vergleiche dem Verständnis der heutigen

Bildung nahe zu bringen. Der Nervenreflex nun — diese Fundamental-Funktion des Nervensystems — ist das Zurückgeworfen-Werden einer die Sinnespforte treffenden Einwirkung — eines Reizes — auf einen Apparat des menschlichen Körpers. Es ist dieser einfache Reflex, auch „Reflexbogen" genannt, durchaus vergleichbar der Einrichtung einer Hausschelle. Der auf den Knopf drückende Finger gleicht dem Reiz. Der durch ein Element leitungsfähig gemachte Draht gleicht der dank ihrer Markscheiden-Bildung isolierten und infolge ihrer Stoffwechsel-Vorgänge leitungsfähig werdenden Nervenfaser. Die am Ende der Leitung angebrachte Schelle, die als ein mechanisch wirkender Apparat infolge des Fingerdrucks auf den Knopf ertönt, ist durchaus vergleichbar dem mechanisch thätigen Apparat im lebenden Körper. Jeder Mensch hat einmal, ganz gleich diesem mechanistischen Anruf, einen gleichen, sein Leben weckenden Ruf mit dem Aufschrei bei seiner Geburt gemacht. Wie das Glöckchen der Leitung erklang, so der Geburtsschrei des Menschen, erzeugt durch die Reflexe, die tausend und tausende von Reizen, die den in die Welt tretenden Menschenleib trafen, die Mechanismen fungibel machten, die den Laut erzeugen. Dieser Geburtsschrei, in dem Hegel einen Protest der Seele zu sehen glaubte gegen ihr Eingeschlossenwerden in die sterbliche Hülle, ist ein vollgültiges Paradigma des Vorgangs, den wir Empfindung nennen. Schlagen doch der hoffenden Eltern Herzen dann höher, wenn sie sehen, das Kind empfindet, es lebt. — Und des Kindes Erfahren? Mit einer Summe reflektorischen Geschehens schon bei seiner Geburt ausgerüstet, häuft sich nun Tag um Tag, ja Stunde um Stunde während seines Wachseins sein Erfahren an. Des Kindes Entwickelung ist ein Ansammeln seines Erfahrens. Die mit seiner Ernährung, seinem Wachstum verbundenen Reize erzeugen den Zustand des Wohlgefühles. Die Reize des Lichts, die Einwirkungen der Luftwellen, aufgenommen von Sinnespforten, deren Ontogenese nur zu verstehen ist aus ihrer, vielleicht Millionen von Jahren währenden philogenetischen Entwickelung, erzeugen Sehen und Hören. Taktile Reize bedingen das Spiel der Motoren. Keine Sekunde vergeht, ohne daß der Säugling sein Erfahren mehrt, denn das Wesen seines Erfahrens beruht in der Fungibilität, im Thätigsein seiner Mechanismen. Es besteht somit eine Automatie der Apparate des lebenden Organismus. Th. H. Huxley sagte, „Physiologie sei Beschreibung der lebenden Mechanismen". Unter all diesem seinem Erfahren, diesen Funktionen des Organismus, ist aber eine nur dem Menschen allein eigen. Es sind die mittelst tausendfacher und abermals tausendfacher Reflexbögen in den Mechanismen bewirkten Funktionen, die die Sprachelemente bilden. Jede nur etwas intelligente Mutter kennt jene ersten Silbenbildungen ihrer Lieblinge, die namentlich bei deren Einbetten nach dem Baden in's warme Lager

hörbar sind. Sie entstehen rein autochton, d. i. als ein reflektorisches Geschehen auf eine Summe von Reizen hin.

Wie aber die Sinnespforten ein Produkt philogenetischer Entwickelung sind, so ist auch unsere Sprache nur begreiflich als ein Produkt vieltausendjähriger Organbildungen des die Auslösungen in den Sprachwerkzeugen regulierenden Zentral-Nervensystems. Die Funktionen der die Sprache erzeugenden Mechanismen beruhen somit auf dem Reflex, und Dr. Edinger und Flechsig haben es aufgezeigt, daß jene alten, von philosophischer Seite unbeantworteten Fragen: „Wie gelangt denn der Mensch zum Begriff? Wie gestaltet er Vieles zu Einem? Wie wird aus der Sinnes-Empfindung eine Vorstellung? Wie wird aus den zahllosen Reizen der Mensch ein Ich?“ u. v. a. ihre endgültige Antwort finden in den Verknüpfungen, den Kombinationen vieler nervöser dem Gehirn zulaufender Einwirkungen zu einer von ihm zum Sprach-Mechanismus weglaufenden Bahn. In der Sprache der Wissenschaft lautet der Satz „aus vielen sensibeln Bahnen entspringt eine motorische“. Flechsig hat diese Provinzen des Gehirnbaues bezeichnend Koagitations-Zentren genannt. — So wird aus einer Anzahl Sonder-Empfindungen das sie gleichsam sammelnde Wort, „die Vorstellung“. — Es ist in Wirklichkeit das Wort eine Art Schluß, der aus Vielem Eines folgert. Es ist thatsächlich der Name nicht ein Ding ante rem, wie die Scholastik wähnte, sondern das Ding in re, d. h. es ist der unmittelbare Ausdruck, die direkte Wiedergabe eines Einwirkungs-Komplexes auf den Mechanismus der Sprachwerkzeuge.

Damit ist aber auch das Werden und Wandern der Sprache erklärt, denn da die menschliche Einsicht in den Zusammenhang der Dinge dank der unsere Sinnesfähigkeit steigernden Instrumente zunimmt, ändern sich auch die Einwirkungen dieser dem Worte und Namen immer neuen Klang und neue Farbe gebenden Elemente. Oder wenn auch die äußere Form des Wortes bleibt, der Inhalt wandelt sich von selbst. —

Auf diesen Vorgängen beruht jene unabweisliche Revision der Begriffe, die Revolutionen zeitigt, wenn Tradition und Konservatismus dem Volke die Zunahme des Wissens und damit den Wandel der Begriffe vorenthalten.

Dem „Freien Wort“ ist's ein Gebot unserer Zeit, den Leser an den Thatsachen selbst zu Schlußfolgerungen gelangen zu lassen. So will ich nur auf die grasse Verwirrung hinweisen, die die heutigen Kulturvölker damit heimsucht, daß Kirche und Schule, statt sie ihre Weltanschauung der Wirklichkeit der menschlichen Sinnlichkeit entnehmen zu lassen, fort und fort mit einer Welt von Begriffen aufzüchtet, die zu den Wirklichkeiten, die heute ihr sinnliches Erfahren erfüllen, gar keine Beziehung mehr haben.

Die göttlichen Helfer und die Erretter der Menschheit nach indogermanisch-indischer Auffassung.

Von Professor Dr. Ernst Leumann (Straßburg).

In der indogermanischen Zeit (also 1500 oder früher vor Christus) galten als Helfer in der Not zwei göttliche Wesen, die als „Söhne des Himmels" und ähnlich bezeichnet wurden. Bei dem nach Indien vordringenden Stamm der Indogermanen kursierten (um 1500—1200 vor Christus) Dutzende von Erzählungen, die von den wunderbaren Errettungen berichteten, welche einzelne Vorväter des Stammes jenen Söhnen des Himmels verdankten. Als Bezeichnung für diese Erretter setzte sich auf indischem Boden das Wort Açvinā „die beiden Rosselenker" fest, ein Wort, das ursprünglich nur als Beiwort gedacht war, und das man wählte, weil man sich vorstellte, daß die zwei Genien, auf einem wunderbaren mit Pferden bespannten Wagen durch die Luft fahrend, schnellstens überallhin, wo man ihrer bedürfe, Hilfe brächten.

Auch einigen Göttern höhern Ranges, wie z. B. dem Indra, wurden von den ältesten Indern Thaten, die den Menschen zum Nutzen gereichen, zugeschrieben. Doch preisen die Dichter solche Thaten weit mehr als hervorragende Kraftleistungen, die durch ihre Gewalt imponieren, weniger als Hilfeleistungen zum Wohle der Menschen.

Zum erstenmal trifft man in Indien die Idee einer die Errettung der Menschheit bezweckenden Inkarnation um 700 vor Christus. Es beginnt nämlich die um diese Zeit aufgeschriebene Fassung der Sintflut-Sage (welche dem Hauptinhalt nach jedenfalls von Westen her nach Indien gelangt war) mit den Worten:

> Dem (Stammvater) Manu — es ist der indische Noah — brachte man Waschwasser. Als er sich wusch, kam ihm ein Fisch in die Hände. Dieser sprach: pflege mich, ich will dich retten. — Wovor? — Eine Flut wird alle Geschöpfe wegraffen; vor ihr will ich dich retten.

Der Fisch wird dann von Manu gepflegt und wächst so sehr, daß er schließlich das Schiff, das er den Manu zimmern heißt (also die Arche), samt Manu (und den übrigen Insassen) an einen sichern Ort schleppen und so erretten kann.

Wie man sieht, ist nicht eigentlich gesagt, daß sich in dem Fisch eine Gottheit verkörpere; aber da die Götter nach der altüberlieferten Auffassung diese oder jene Gestalt annehmen können — ungefähr gleichzeitig mit der eben skizzierten Erzählung finden wir eine andere, in der Indra die Gestalt eines gewöhnlichen Mannes annimmt — so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man unter dem Fisch sich ein göttliches Wesen dachte, das nur zum Zweck der Errettung Manus sich in einen Fisch verwandelte.

Jedenfalls ist die spätere Auffassung die, daß der Gott Vischnu sich in dem Fisch verkörpert habe.

Im Verlauf wird in Indien namentlich Vischnu und der allmählich mit diesem identifizierte Heros Krschna als eine vielfach, nicht blos in der genannten Fisch-Gestalt, sich zum Heil der Menschen verkörpernde Gottheit aufgefaßt.

In anderer Weise kommt gleichzeitig der Gedanke einer Errettung der Menschheit in der Buddha-Idee zum Ausdruck, wobei zwei Seiten zu unterscheiden sind: die Erlösung durch die Lehre und die in zahllosen Legenden ausgedachte Selbstaufopferung zum Besten anderer. Blos die erste Seite der Buddha-Idee entfaltet sich in der unmittelbar vor dem Buddhismus gestifteten Jaina-Religion.

Indem schon seit geraumer Zeit die Weltanschauung sich zu vergeistigen begonnen hat, wobei viele unter Ignorierung der alten Götter der Ausdenkung weltumfassender Begriffe nachhängen, erwacht das Bestreben, Vischnu oder Krschna mit einem pantheistischen Höchstbegriff zu umkleiden, woraus die merkwürdige Vorstellung des hilfreichen Gottmenschen hervorgeht, der zugleich als Allgeist verherrlicht und als übermenschliches Einzelwesen in Legenden und Sagen örtlich und zeitlich fixiert sowie außerdem in besonderen Inkarnationen, die der Welt zum Heile gereichen (auch Buddha wird schließlich unter diese Inkarnationen aufgenommen), wiedergefunden wird.

Kleine Mitteilungen.

Wanderversammlung freiheitlich gesinnter und religiös-interessierter Leute. Diesen Namen hat sich ein neues, von Dr. theol. C. Schieler-Königsberg i. Pr. und Pastor Fr. Steudel-Bremen in die Wege geleitetes, aus der Not der Zeit geborenes Unternehmen beigelegt. Gegenüber dem kirchlichen Zwang durch Bevormundung und Einschnürung in eine bestimmte Lehrform gilt es die Gewissen zu befreien und wahrhaft religiös-sittliches Leben auf Grundlage der freien Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten auch bei verschiedener religiöser Anschauung fruchtbar zu entfalten.

Die zu diesem Zwecke in Frankfurt a. M. am 18. Juni abgehaltene vorbereitende Versammlung faßte, um eine Einigung aller Männer und Frauen, welche in religiösen Fragen eine freie Richtung eingeschlagen haben, aber allein stehen, zu gemeinsamem Arbeiten herbeizuführen, folgende Beschlüsse:

I. Es wird ein Aktionskomite gewählt, bestehend aus vier Mitgliedern: Pastor Fr. Steudel in Bremen, Prediger Saenger in Frankfurt a. M., Pfarrer Em. Felden in Dehlingen Els. und Prediger Dr. Schieler in Königsberg i. Pr.

Diesem Aktionskomite wurde als Aufgabe zugewiesen:

1) Wanderversammlungen vorzubereiten.
2) Die nötigen Geldmittel aufzutreiben, um agitatorisch auftreten zu können.
3) Darauf zu achten, ob irgendwo in der Kirche Beschränkungen oder

Unterdrückungen der religiösen Freiheit stattfinden, und dann sofort geeignete Schritte in die Wege zu leiten, dieselben zu bekämpfen.

4) In der Presse für unsere Ideen thätig zu sein, also eine Einigung der liberalen religiösen Denker und Arbeiter herbeizuführen, die Gegner der religiösen Freiheit zu bekämpfen, ein gemeinschaftliches Arbeiten anzubahnen.

II. Bei den „Wanderversammlungen" sollen freie Diskussionen im Anschluß an die zur Behandlung gelangten Themata stattfinden. Als solche werden angenommen:

1) Die ultramontane Gefahr in Deutschland.

2) Das Katholische in der evangelischen Kirche.

3) Religion und Politik.

4) Was ist zu thun, um eine Befreiung der Religion von konfessionellem und kirchlichem Zwang herbeizuführen?

5) Der religiöse Unterricht der Jugend.

6) Sind Bekenntnisse notwendig, um Religion und Religiosität zu pflegen?

Als weitere Themata wurden noch vorgeschlagen:

Priesterherrschaft oder Gottesherrschaft.

Orthodoxie oder Christentum.

Die Wahrheit auf der Kanzel.

Dem Aktionskomite ward der Auftrag erteilt,

a. für die einzelnen Themata einen Referenten und Korreferenten zu bestellen,

b. dieselben sollen Thesen über die betreffenden Fragen aufstellen und diese in den bezeichneten Organen veröffentlichen, so daß

c. sie auf der nächsten Versammlung zur Diskussion stehen können.

III. Was den Namen der Wanderversammlungen betrifft, so ward es dem Komite überlassen, einen geeigneten auszuwählen.

IV. Die Versammlung wählt als ihre Organe „Das Freie Wort" und — die jeweilige Bereitwilligkeit der Redaktion vorausgesetzt — das Deutsche Protestantenblatt.

V. Betreffend die Beschaffung der nötigen Geldmittel wurde beschlossen:

a. Zeichnung von einmaligen größeren oder geringeren Beiträgen in Freundeskreisen zu veranlassen und

b. jährliche Beiträge zu erheben.

Sobald das Protokoll der Versammlung durch das Aktionskomite veröffentlicht sei, solle das Aktionskomite die zur Ausführung dieses Beschlusses notwendigen Schritte in die Wege leiten. Alle Anwesenden sollen in ihren Kreisen das Aktionskomite unterstützen.

Das Aktionskomite erwählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, Schriftführer und Rendanten; letzterer legt jährlich auf der Wanderversammlung Rechnung ab; eine Veröffentlichung der Beiträge (weder der sub a. noch der sub b. genannten) soll nicht stattfinden.

Solche, die ihr Interesse für die „Wanderversammlung" bekunden möchten oder nähere Auskunft zu erhalten wünschen, mögen sich an Dr. Schieler, Prediger in Königsberg i. Pr., Mittelhufen, Luisen-Allee 33, oder an Fr. Steudel, Pastor an St. Remberti in Bremen wenden.

* * *

Der sizilianische Bauer und sein Katholizismus. Der sizilianische Bauer ist Katholik und nimmt blindlings alle Dogmen an und erfüllt mit großer Umständlichkeit alle äußeren Pflichten gegen die Kirche. In seinem Kopfe aber hat er die ganze Hierarchie des Paradieses umgemodelt. Er stellt Christus über den ewigen Vater, über den heiligen Geist, die Madonna über den Heiland, oft auch steht ihm der heilige Joseph höher als die Madonna, aber über alle erhaben thront der heilige Schutzpatron.

In seinem Verhältnis zu diesem Schutzpatron offenbart der Bauer all seine Leidenschaften. Er lebt mit demselben oft auf allzu vertrautem Fuß, betrachtet ihn geradezu als seinesgleichen und erlaubt sich ihm gegenüber Ausdrücke und Thätlichkeiten, welche er sonst nur in Bereitschaft hält für größere oder kleinere Differenzen mit seinen Nachbarn. Voll Zorn ergreift er das Bild seines Schutzpatrons und hängt es verkehrt, wenn dieser ihm nicht seinen Willen thut. Ja, der Bürgermeister muß auf den Wunsch und die Bitte des Bauern den Schutzheiligen feierlich absetzen, oder wieder: Der Bauer packt denselben und taucht ihn unter Wasser, bis er sich entschließt, Vernunft anzunehmen.

In den Kirchenheiligen verehrt der sizilianische Bauer nicht nur die Gegenwart Gottes im irdischen Gegenstand; er betet das Verhängnis an, welches in seinen Anschauungen etwas mehr ist als die abstrakte Personifikation eines fatalistischen Glaubens; ein wirkliches, übernatürliches Wesen von Fleisch und Blut, von welchem er selbst nicht weiß, ob er es näher den Dämonen oder näher den Engeln stellen soll, und welches er sich günstig zu stimmen sucht durch die gewöhnlichen magischen Formeln des Animismus und Spiritismus, die er zu bestimmten Stunden und an bestimmten Tagen, vermengt mit Ave Maria und Paternoster, hersagt. (Aus „Über Sitten und Bräuche der Bauern auf Sizilien". Neue Züricher Zeitung No. 201.)

* * *

Peter Behrens als Teufel Bitru. Unter dieser köstlichen Spitzmarke schreibt man uns aus Bruchsal vom 3. August:

Sehr geehrte Redaktion! Mit jeder Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift erneute sich mein ästhetisches Wohlbehagen angesichts der geschmackvollen Zeichnung ihres Titelblattes. Anmutig und doch mit monumentaler Wucht bauen sich die einrahmenden Linien zu einer porta triumphalis auf, an deren Stil man, sobald man einmal die Darmstädter Ausstellung besucht hat, auch ohne das bekannte Künstlermonogramm in der rechten Fußecke, alsbald Peter Behrens' Meisterhand erkennt. Können Sie sich daher mein Erstaunen und meine Verblüffung vorstellen, als ich im „Bruchsaler Boten" vom 30. Juli eine Korrespondenz „Aus der Rheinebene" las, die folgendermaßen beginnt:

„**Warnung!** „Das Freie Wort" betitelt sich eine Zeitschrift, herausgegeben von Carl Saenger zu Frankfurt a. M., I. Jahrgang. Wessen Geistes Kind sie ist, dürfte das Hufeisen auf der Vorderfront mit dem B im Ecke zur Genüge ausweisen. Ein flüchtiger Blick auf den Inhalt bestätigt das aus dem Äußeren gewonnene Urteil: eine Freimaurerschrift, eine Fortsetzung des Graßmann" . . . .

Wie, — dachte ich zuerst, — wäre Peter Behrens etwa, nachdem er sich sein schönes Künstlerheim gezimmert, unter die Freimaurer gegangen und deshalb einer gewissen Sorte von Dunkelmännern ein Stein des Anstoßes geworden? Aber mit einem Male begann es fürchterlich in mir zu tagen. Verblichene Gestalten voll göttlichen Humors tauchten wieder auf und führten vor meinen Blicken ihren grotesken Ringel-Ringel-Reigen: Der Pelikan, die Drei-Punkte-Brüder, Miß

Vaughan, Kardinal Parocchi und der Höllenfürst Bitru, während Leo Taxil sammisch lächelnd dazu den Taktstock schwingt. Das „Hufeisen" auf der Vorderfront des „Freien Wortes" — huh! — das ist die Teufelsfalle, in der rechts „im Ecke" Princeps Bitru in magischem Quadrat eingefangen hockt als Einbläser (inspirator) im Kampf gegen die „Alleinseligmachende", den „Unfehlbaren", die „Unbefleckte", den heiligen Liguori und die edeln Jesuiten. — Es geht doch nichts über die Symbolwut und Freimaurerfurcht unserer lieben Geistesantipoden aus Schwarz-Deutschland im speziellen und ihre sancta asinitas im allgemeinen.

Büchertisch.

Der Koran. Aus dem Arabischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Von Max Henning. Verlag von Phil. Reclam jun. Leipzig.

Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901.

Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Von Eugen Heinrich Schmitt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901.

Die Welt unserer Begriffe. Eine Philosophie der Zufriedenen. Von Oskar Hellberg. Halle a. S. Verlag von Wischan & Wettengel. 1901.

Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden. Eine historische Untersuchung nach den Quellen von Dr. D. Chwolson. Nach der zweiten vielfach veränderten und verbesserten Ausgabe von 1880 aus dem Russischen übersetzt und mit vielen Verbesserungen und Zusätzen vom Autor versehen. Frankfurt a. M. 1901. J. Kauffmann, Verlag.

Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Von Richard Calwer, Mitglied des Reichstags. Frankfurt a. M. Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften, Dr. Eduard Schnapper. 1901.

Universitätsreform. Einheitlicher Aufbau des gesamten Staats- und Gesellschaftslebens auf der Naturerkenntnis der Gegenwart. Mit einem Antrag an das Kieler Professorenkollegium von Professor Lehmann-Hohenberg. 2. Auflage. Preis 1 Mark. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer. 1900.

Taggeist. Kulturglossen von Kurt Eisner. Berlin 1901. Dr. John Edelheim, Verlag.

Generationen und ihre Bildner. Von Grete Meisel-Heß. Berlin 1901. Dr. John Edelheim, Verlag.

London. Soziale Gedichte von Martin Bölitz. III. Auflage. Eberswalde-Berlin. Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck).

Hannibal. Eine Tragödie von Christian Grabbe. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S. Verlag von Hermann Gesenius.

Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900 von Otto Julius Bierbaum. Im Verlage der „Insel" bei Schuster & Löffler. Berlin und Leipzig. Frühjahr 1901.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Sarnger

Nr. 11. 5. September 1901. I. Jahrgang.

Die Aussichten des deutschen Zolltarifs.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow (Charlottenburg-Berlin).

Der „Entwurf eines Zolltarif-Gesetzes" ist veröffentlicht, und die Stellung der Parteien dazu ist in ihrer Tagespresse mit genügender Deutlichkeit hervorgetreten. Die beiden konservativen Parteien nebst der deutschsozialen (antisemitischen) Gruppe und das Centrum mit seinem Anhang der polnischen Fraktion verfügen zusammen über 202 Stimmen. Dies stellt bereits für sich eine Mehrheit dar; ganz abgesehen davon, daß unter den „zu keiner Fraktion gehörigen" Abgeordneten ebenfalls überwiegend solche vertreten sind, die mit diesen Parteien gehen würden. Seitdem daher die Centrumsblätter den Entwurf im großen und ganzen als brauchbare Grundlage bezeichnet haben, wird seine Annahme durch den Reichstag vielfach als unabwendbar betrachtet.

Ich bin in diesem Punkte gegenteiliger Ansicht und glaube, daß es in der Hauptsache nur von den Gegnern des Tarifs abhängt, ob er Gesetz wird, oder nicht; ob er wirksam wird, oder nicht. Für einen Erfolg der Gegner des Gesetzes ist aber erste Vorbedingung, daß sie sich darüber klar werden, aus welchen Gründen sie ihn hauptsächlich zu bekämpfen haben.

Der Entwurf steht und fällt mit der Erhöhung der Kornzölle. Bisher war der Doppelzentner mit M. 3.50 belastet, und zukünftig soll er mit mindestens 5 M. (Weizen sogar M. 5.50) belastet werden. In der Agitation gegen diese Änderung wird hauptsächlich ihre brotverteuernde Wirkung geltend gemacht. Nun ist es richtig, daß die Brotverteuerung große volkswirtschaftliche Bedenken hat; sie reichen hinauf bis in das Gebiet der Volksgesundheit und der Volksmoral. Allein mit einer Brotverteuerung muß der Volkswirt auch sonst zuweilen rechnen. Infolge von Mißernten bei uns oder in anderen Ländern kann das Brot im Preise steigen, aber der Volkswirt wird hierin noch nicht eine zur Ver-

zweiflung drängende Kalamität erblicken. Viel schlimmer als diese Brotverteuerung ist eine andere Wirkung solcher Kornzölle. Mit der Bedingung, daß auch in zukünftigen Handelsverträgen unter den Satz von Mrk. 5 (bez. 5.50) nicht hinuntergegangen werden soll, wird eine Erneuerung der Handelsverträge unmöglich gemacht. Wollen wir von Rußland oder Österreich-Ungarn Zugeständnisse für unsere Industrieprodukte erlangen, so ist das einzige Gegen-Zugeständnis, das wir machen können, die Beibehaltung der ermäßigten Getreidezölle. Wird dies unmöglich gemacht, so kommen Handelsverträge, die für unsere Industrie etwas wert sind, nicht zu stande. Das Abschneiden des Exports nach den bisher vertragsbefreundeten Ländern würde für unser Vaterland eine Kalamität darstellen, die mit den verhängnisvollsten Folgen keines Naturereignisses zu vergleichen wäre, das die heute in Deutschland lebende Generation kennt. Wenn Fabriken still stehen, Hochöfen ausgeblasen, Arbeiter tausendweis arbeits- und brotlos werden, so stellt dies eine solche Unsumme von Elend dar, daß die Möglichkeit, eine Regierung könnte jemals diese Verantwortung auf sich nehmen, einstweilen als ausgeschlossen gelten muß. Stellt man diesen Gesichtspunkt, den Abschluß oder Nichtabschluß von Handelsverträgen, von vornherein in den Vordergrund, so vermehrt sich dadurch die Zahl der Etappen, in denen die Gegner dieses Tarifgesetzes eine für sie günstige Entscheidung erzwingen können.

Eine fernere Voraussetzung ist, daß die Gegner sich über die bisherige Situation klar werden. Die Richtung, der dieser Entwurf entstammt, ist auf sehr einfache Art zur maßgebenden geworden. Solange die Handelsverträge bestehen, solange besteht die Agitation des Bundes der Landwirte gegen die vertragsmäßigen Zollsätze. Diese Agitation ist (was ihren Urhebern durchaus zur Ehre gereicht) rührig, laut und vernehmlich. Ihr stand bisher keinerlei Massenbewegung gegenüber. Die Petitionen der städtischen Vertretungen, an sich durchaus achtenswert und teilweise mit ausgezeichneter Begründung, fanden keine Nachfolge aus den Massen der Bürgerschaft. Wenn an den Reichskanzler eine Arbeiterpetition mit einer Million Unterschriften gelangt wäre, die die Verteuerung des Brotes und die Verengerung der Arbeitsgelegenheit betont hätte, sie hätte ihres Eindrucks nicht verfehlt. Aber nicht blos, daß nichts geschah; es gab von dieser Seite her sogar noch ein Minus. Auf dem deutschen Handelstag wurde eine kräftige Resolution gegen den geplanten, damals noch in den Anfängen steckenden Tarif vorgeschlagen. Die Mehrheit des Handelstages lehnte die entschiedene Resolution ab und nahm statt dieser eine matte an. Im württembergischen Landtage wurde der Antrag eingebracht, die Regierung zur Erhöhung der Kornzölle aufzufordern, und selbst von der süddeutschen Volkspartei haben einige Abgeordnete aus bäuerlichen Distrikten

für diesen agrarischen Antrag gestimmt. Bei großen, das Staatsleben bestimmenden Handlungen muß eine Regierung sich auf irgend einen Faktor stützen können. Eine mächtige Bewegung für Erhöhung der Zölle gab es in Deutschland, eine mächtige dagegen aber nicht; folglich konnte die Reichsregierung kaum anders handeln, als sie gehandelt hat. Die Voraussetzung jedes Erfolges in den zukünftigen Kämpfen ist: daß dieses Verhältnis offen anerkannt wird. Geschieht dies aber, hört man mit den Vorwürfen gegen die Regierung auf und sieht man die Schuld im eigenen Lager, so ist mit diesem Bekenntnis bereits der erste Schritt gethan, um das Gegengewicht zu schaffen, an dem es bisher fehlte, und der Reichsregierung den Haltepunkt zu geben, den sie, ich will nicht gerade sagen, gesucht hat, aber doch immerhin erwarten durfte.

Allgemein wird angenommen, daß dem im Herbst zusammentretenden Reichstag die Entscheidungsschlacht bevorsteht. Dies dürfte nicht richtig sein. Einstweilen liegt der Entwurf dem Reichstag noch gar nicht vor. Was veröffentlicht ist, ist ein Entwurf der Reichsregierung an den Bundesrat. Wenn die Gegner der Zollerhöhungen dafür sorgen, daß von ihrer Seite der Bundesrat als Körperschaft und jede einzelne in ihm vertretene Regierung mit Material versorgt wird (— die nun endlich in Umlauf gesetzten Massenpetitionen sind leider nur an den Reichstag gerichtet —), so gelangt in dem bevorstehenden Sessionsabschnitt der Entwurf entweder gar nicht in den Reichstag, oder so spät, daß er nicht mehr durchberaten werden kann.*)

Dann hängt das Schicksal des Entwurfs davon ab, ob in der Session 1902/03 seine Durchberatung möglich ist. Am 31. Dez. 1903 laufen die Handelsverträge ab. Zwar daß sie schon 12 Monate vorher gekündigt werden müssen, ist unerheblich; denn da Österreich wegen seiner Auseinandersetzung mit Ungarn sicher kündigt, so muß unsere Reichsregierung, um in zukünftigen Verhandlungen freie Hand zu haben, auf jeden Fall die Kündigung der anderen Verträge folgen lassen. Wenn also auch nicht bis zum 31. Dez. 1902, so muß doch im Jahre 1903 der Tarif, wenn er einen Zweck haben soll, so früh fertig gestellt sein, daß er den Verhandlungen über die Erneuerung der Verträge zur Grundlage dienen kann. Die Arbeit aber, die der Reichstag in dieser Beziehung zu leisten hätte, ist bisher ganz außerordentlich unterschätzt worden.

Die grundlegende Bestimmung des Gesetzentwurfs dürfte darin liegen,

*) Während diese Zeilen zum Druck gehen, bringen die Tagesblätter die Nachricht, es sei beabsichtigt, den Entwurf dem Reichstag sofort bei seinem Zusammentritt am 26. November vorzulegen. Wenn eine solche Absicht wirklich besteht (bei wem sie besteht, wird nicht gesagt), so beweist dies, mit welcher Sicherheit darauf gerechnet wird, daß dem Bundesrat Material von außen nicht zugehen wird, denn sonst könnte man gerade bei dieser Vorlage einen Zeitpunkt für das Ende der Beratungen vorherzusagen nicht unternehmen.

daß er den § 3 des Vereins-Zollgesetzes vom 1. Juli 1869 aufhebt. Dieser Paragraph erklärte alle Gegenstände für zollfrei, soweit nicht der Tarif einen Zoll festsetzt. Der vorliegende Entwurf steht auf dem gegenteiligen Standpunkt. Er erklärt alle Gegenstände für zollpflichtig, denen im Tarif nicht ausdrücklich Zollfreiheit zugebilligt ist. Dementsprechend sieht er auch den Fall vor, daß eine Ware im Tarif weder nach der einen noch nach der anderen Seite erwähnt wird, und ordnet für diesen Fall ihre Verzollung nach Analogie an. Es ist fast unbegreiflich, daß diese Bestimmung, die mit der gesamten bisherigen historischen Entwickelung unseres Zollwesens bricht, bisher in ihrer grundstürzenden Bedeutung noch gar nicht gewürdigt worden ist.

Entsprechend diesem veränderten Grundsatz hat der Gesetzentwurf auch ein neues System des Tarifs aufgestellt. Das bisherige Schema unseres Zolltarifs zählte in alphabetischer Folge von „Abfälle" bis „Zinn" 43 Nummern auf, die zum Teil in mehrere Positionen zerfielen. Das Schema diente dazu, die Waren, denen man einen Zoll auferlegen wollte, namhaft zu machen. In der Ära der Schutzzölle nahm die Zahl der Positionen innerhalb der 43 alphabetischen Nummern zu, so von dem Schutzzoll-Tarif von 1879 zu 1885 von etwa 300 auf gegen 400. In dem jetzigen Entwurf aber erscheinen statt der 43 Nummern 946, statt der 3—400 Positionen etwa 12—1300. Entsprechend dem gänzlich veränderten Zweck ist die alphabetische, die Auswahl zur Erscheinung bringende, Anordnung verlassen und eine systematische Einteilung der gesamten wirtschaftlichen Thätigkeit Deutschlands — etwa in Anlehnung an die Hauptgruppen der Berufszählung — zu Grunde gelegt. Dieser Tarif füllt einen 167 Folioseiten starken Band.

Was hier unternommen wird, scheint mir geradezu eine Unmöglichkeit zu sein. Die gemeinsame deutsche Zollpolitik, die mit dem großen Zollverein von 1832 einsetzte, hatte den Sinn, sich über gewisse Objekte, die einem Zoll unterliegen sollten, zu einigen. Die allgemeine Eingangsabgabe, die man zunächst noch bestehen ließ, fiel seit 1865 fort, und dieser Fortfall stellte den Zoll auch formell als Ausnahme-Abgabe für einzelne Objekte hin. Wenn man auch von der ursprünglichen Absicht, die Zölle dieser Objekte gering zu halten und im Lauf der Zeit noch mehr zu vermindern, beim Wiederaufleben der Schutzzoll-Ideen im Jahre 1879 zurückkam und an Stelle der Verminderung eine Vermehrung setzte, so blieb doch der alte historische Gedanke, daß man sich über eine Auswahl von Objekten zu einigen habe, bestehen. Hier aber wird dem Gesetzgebungskörper zugemutet, das gesamte wirtschaftliche Leben in allen seinen Teilen zu durchmustern und für jede Produktion den angemessenen Zoll zu bestimmen. Da es zwingende Gründe, weshalb ein Zoll so und nicht anders normiert wird, nicht giebt, da die Festsetzung dieser Zahlen immer etwas willkürliches an sich hat, so kann ein Zolltarif nur dadurch zu stande kommen,

daß man sich auf eine begrenzte Auswahl von Objekten beschränkt. Bei der angestrebten Erfassung des wirtschaftlichen Lebens aber schwillt die Zahl der Gegengründe so an, daß es unmöglich ist, ein solches Gesetz bis zu Ende durchzuberaten, wenn nicht die Mehrheit einen Gewaltakt begehen und die Beratungen übers Knie brechen will.

Das zu verhüten, ist die einzige Aufgabe der Gegner des Gesetzes. Sie brauchen nur zu verlangen, daß Position für Position ordnungsmäßig beraten wird, daß für jeden Punkt das gesamte einschlägige Material von beiden Seiten vorgebracht und geprüft wird, und das Ergebnis dieser Beratungen wird dahin gehen, daß hier etwas versucht ist, was die Kräfte jedes Gesetzgebungskörpers übersteigt.

Kommt in der Session 1902/1903 das Gesetz nicht zu stande, so müssen die Neuwahlen im Frühjahr 1903 über dessen Zukunft entscheiden. Inzwischen hat die Reichsregierung, was ihr gewiß nicht unlieb sein kann, für die Vertragsverhandlungen freie Hand. Daß aber, wenn die Regierung die Handelsverträge erst geschlossen hat, der Reichstag sie etwa ablehnen sollte, ist so gut wie ausgeschlossen. Und träte der Fall wirklich ein, so giebt es bei uns keine Regierung, die in einer Frage der auswärtigen Politik so wenig Zutrauen zu sich hätte, daß sie nicht den Appell an die Wähler wagte. Eine Auflösung würde ohne weiteres einen Reichstag nach Berlin bringen, der den Verträgen die Zustimmung erteilt.

Sollte aber das Unmögliche möglich gemacht und der Riesenentwurf, der das gesamte wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes in allen seinen Thätigkeiten Revue passieren läßt, wirklich durch den deutschen Reichstag hindurchgepeitscht werden, so würden damit für die unbekannten Väter des Entwurfs die Schwierigkeiten nicht beendet sein, sondern erst recht beginnen. Für die Handelsvertrags-Verhandlungen besteht die Hauptvorschrift des Entwurfes darin, daß für 4 landwirtschaftliche Erzeugnisse ein Doppeltarif eingeführt wird. Es beträgt der Zoll (in Mark pro Doppelzentner) für

	Roggen	Weizen	Gerste	Hafer
Maximal-Tarif	6	6,50	4	6
Minimal-Tarif	5	5,50	3	5

Diese Vorschrift soll den Anhängern der Kornzölle einen Schutz dagegen gewähren, daß in Handelsverträgen durch Zugeständnisse unsererseits unter eine gewisse Grenze hinuntergegangen wird. Dies ist ihr theoretischer Zweck. Ihre praktische Wirkung wird die gegenteilige sein. Wenn Deutschland bei Beginn der Verhandlungen durch den Mund seiner Gesetzgebung bereits erklärt hat, mit einem Zoll von 5 Mk. für Roggen 2c. auskommen zu können, so bildet das für den fremden Staat den Ausgangspunkt der Verhandlungen, und er würde es von vornherein als einen Akt der Feindseligkeit betrachten, wenn Deutschland einen höheren

Zoll, als den ausreichenden verlangen würde. Wenn überhaupt Verhandlungen über beiderseitige Zugeständnisse gepflogen werden sollen, so werden sie sich nur um die Frage drehen, wieweit unter 5 Mk. Deutschland Zugeständnisse machen wolle. Wenn ein Pferdehändler erklärt, er habe für das Pferd zwei Preise, 500 Mk. und für bevorzugte Kunden 450 Mk., so wird der Kunde selbstverständlich nicht darüber verhandeln, auf welche Zahl zwischen 450 und 500 sie sich einigen wollen, sondern er wird 450 als den terminus a quo betrachten. — Wenn Frankreich, das klassische Land der Doppeltarif-Versuche, selbst gegenüber der kleinen Schweiz diese Erfahrung hat machen und sich nachträglich zu den entsprechenden Abänderungen des Gesetzes herbeilassen müssen, so wird es uns im Verkehr mit Rußland und Oesterreich-Ungarn nicht anders gehen.

Der Gesetzentwurf ist weise genug, dies vorauszusehen, und hat dem Minimal-Tarif die Form gegeben, daß für jene 4 Getreidearten die Zollsätze des Tarifs nicht unter die genannten Mindestsätze ermäßigt werden „sollen". Seit den Reichs-Justizgesetzen von 1877 wird in der deutschen Gesetzessprache zwischen „Soll"-Vorschrift und „Muß"-Vorschrift unterschieden. Die Verletzung einer Muß-Vorschrift begründet die Nichtigkeit der auf diese Art bewirkten behördlichen Handlung; die Verletzung einer Soll-Vorschrift hat diese Folge nicht. Die Soll-Vorschriften sind, wie man zu sagen pflegt, „rein instruktionell". Wenn daher die Reichsregierung unter Beobachtung der Soll-Vorschrift Handelsverträge zu stande zu bekommen sucht, und sich von der Unmöglichkeit überzeugt, so wird sie von der Soll-Vorschrift absehen und die nachträgliche Genehmigung des Reichstags einholen, d. h. durch den Minimaltarif wird an den Zuständen und Aussichten nichts geändert, denn die nachträgliche Genehmigung zu einem Handelsvertrage muß die Regierung in jedem Falle einholen. — Es ist auch ganz unmöglich, im Wege der Amendierung die „Soll"-Vorschrift zu einer „Muß"-Vorschrift zu machen und auf ihre Verletzung etwa die Ungültigkeit zu setzen. Denn „gültig" ist ein von Kaiser und Bundesrat geschlossener Handelsvertrag in keinem Falle, sondern dies wird er immer erst durch Zustimmung des Reichstages. Es würde also, um das agrarische Interesse sicher zu stellen, nur übrig bleiben, den Artikel 11 Absatz 3 der Reichsverfassung abzuändern und dem Reichstag schon beim Abschluß eines Handelsvertrages in diesem Falle eine maßgebende Rolle zuzuweisen. Da eine solche Verfassungsänderung im Ernst von keiner Seite erwogen wird, so läßt sich schon heute voraussehen, daß der deutsche Minimaltarif auf dem Papier stehen bleiben wird. Unter den Agrariern hat daher einzig und allein der extreme Flügel das rechte getroffen, der den Rat gab, sich im Reichstag mit der Linken zusammenzuthun und diesen Tarif zu Fall zu bringen.

Anti-Psychologisches.

Von Dr. Leopold Besser (Bonn).

II.

Von der Materie.

„Erde zur Erde, Staub zum Staube", mit solchem Wort betten wir unsere teueren Verstorbenen in's kühle Grab. Und wirklich, sie werden wieder zu Staub. „Des großen Cäsar's Rest verklebt ein Loch mit Lehm". Erfaßt da nicht jeden das Verlangen, zu wissen, was denn für ihn diese Erde bedeutet? Wir nennen sie die Materie, nennen Leute, die meinen, die Welt sei aus Natur und Wesen dieser Materie begreiflich, Materialisten.

In der That waren es immer die natürlichen, die Stoff-Dinge, aus denen sich die Menschen die Erscheinungen zu erklären versuchten. Als sie über den Zusammenhang der Dinge nachzudenken begannen, glaubten sie bald im Flüssigen, bald im unbegrenzten Stoff überhaupt, bald im Feuer, bald in der Luft, bald in der Zahl der Dinge deren Grund erkennen zu sollen. Es war diese Erklärung eine rein physikalische, natürliche. Ihr fehlte aber nicht nur eine wissenschaftliche Einsicht in die Natur des Festen, des Flüssigen, des Feuers oder der Luft, sondern auch fast jedes Wissen von der Natur des philosophierenden, des Erkenntnis suchenden Menschen selbst.

Es waren jene Zeiten solche einer einheitlichen Weltauffassung, die den Demokrit jene noch heute unwiderlegten Sätze aussprechen ließ: „Aus nichts wird nichts. Was ist, kann nicht vernichtet werden". Der vielspältige „Ismus" und die „Isten" der Gegenwart waren den Eleaten und den Joniern noch erspart.

Jene früheste, einheitliche, realistische, im Grunde streng materialistische Philosophie erhielt nun dadurch eine wesentlich andere Richtung, daß der Mensch zur Erklärung der Dinge den Grund nicht draußen in diesen selbst, sondern in einem in ihm selbst Gegebenen annahm. An Stelle einer auf die sichtbaren, äußeren Dinge gerichteten Beobachtung trat ein Nachdenken über das eigene Ich. Es war eine Steigerung seines Erfahrens in der Richtung der Selbst-Beobachtung. Am Giebel des Tempels stand das „Lerne Dich selbst kennen". Es war ein Fortschritt des Individualismus. Es begann, sich zu bilden, was wir heute die Innen-Erfahrung nennen. Die Physis trat zurück vor der Thesis.

Die Geschichte der Philosophie nennt den Anaxagoras als den ersten, der bezüglich der Weltanschauung das Geistige vom Körperlichen, die Seele vom Stoff scheidet. Er lehrt den Nus — νοῦς — als den wesentlichen

Vaughan, Kardinal Parocchi und der Höllenfürst Bitru, während Leo Taxil faunisch lächelnd dazu den Taktstock schwingt. Das „Hufeisen" auf der Vorderfront des „Freien Wortes" — huh! — das ist die Teufelsfalle, in der rechts „im Ecke" Princeps Bitru in magischem Quadrat eingefangen hockt als Einbläser (inspirator) im Kampf gegen die „Alleinseligmachende", den „Unfehlbaren", die „Unbefleckte", den heiligen Liguori und die edeln Jesuiten. — Es geht doch nichts über die Symbolwut und Freimaurerfurcht unserer lieben Geistesantipoden aus Schwarz-Deutschland im speziellen und ihre sancta asinitas im allgemeinen.

Büchertisch.

Der Koran. Aus dem Arabischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Von Max Henning. Verlag von Phil. Reclam jun. Leipzig.

Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901.

Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Von Eugen Heinrich Schmitt. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901.

Die Welt unserer Begriffe. Eine Philosophie der Zufriedenen. Von Oskar Hellberg. Halle a. S. Verlag von Wischan & Wettengel. 1901.

Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden. Eine historische Untersuchung nach den Quellen von Dr. D. Chwolson. Nach der zweiten vielfach veränderten und verbesserten Ausgabe von 1880 aus dem Russischen übersetzt und mit vielen Verbesserungen und Zusätzen vom Autor versehen. Frankfurt a. M. 1901. J. Kauffmann, Verlag.

Arbeitsmarkt und Handelsverträge. Von Richard Calwer, Mitglied des Reichstags. Frankfurt a. M. Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften, Dr. Eduard Schnapper. 1901.

Universitätsreform. Einheitlicher Aufbau des gesamten Staats- und Gesellschaftslebens auf der Naturerkenntnis der Gegenwart. Mit einem Antrag an das Kieler Professorenkollegium von Professor Lehmann-Hohenberg. 2. Auflage. Preis 1 Mark. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer. 1900.

Taggeist. Kulturglossen von Kurt Eisner. Berlin 1901. Dr. John Edelheim, Verlag.

Generationen und ihre Bildner. Von Grete Meisel-Heß. Berlin 1901. Dr. John Edelheim, Verlag.

London. Soziale Gedichte von Martin Bölitz. III. Auflage. Eberswalde-Berlin. Verlag Jung-Deutschland (S. Dyck).

Hannibal. Eine Tragödie von Christian Grabbe. Ergänzt und für die Bühne bearbeitet von C. Spielmann. Halle a. S. Verlag von Hermann Gesenius.

Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900 von Otto Julius Bierbaum. Im Verlage der „Insel" bei Schuster & Löffler. Berlin und Leipzig. Frühjahr 1901.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 11. 5. September 1901. I. Jahrgang.

Die Aussichten des deutschen Zolltarifs.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow (Charlottenburg-Berlin).

Der „Entwurf eines Zolltarif-Gesetzes" ist veröffentlicht, und die Stellung der Parteien dazu ist in ihrer Tagespresse mit genügender Deutlichkeit hervorgetreten. Die beiden konservativen Parteien nebst der deutschsozialen (antisemitischen) Gruppe und das Centrum mit seinem Anhang der polnischen Fraktion verfügen zusammen über 202 Stimmen. Dies stellt bereits für sich eine Mehrheit dar; ganz abgesehen davon, daß unter den „zu keiner Fraktion gehörigen" Abgeordneten ebenfalls überwiegend solche vertreten sind, die mit diesen Parteien gehen würden. Seitdem daher die Centrumsblätter den Entwurf im großen und ganzen als brauchbare Grundlage bezeichnet haben, wird seine Annahme durch den Reichstag vielfach als unabwendbar betrachtet.

Ich bin in diesem Punkte gegenteiliger Ansicht und glaube, daß es in der Hauptsache nur von den Gegnern des Tarifs abhängt, ob er Gesetz wird, oder nicht; ob er wirksam wird, oder nicht. Für einen Erfolg der Gegner des Gesetzes ist aber erste Vorbedingung, daß sie sich darüber klar werden, aus welchen Gründen sie ihn hauptsächlich zu bekämpfen haben.

Der Entwurf steht und fällt mit der Erhöhung der Kornzölle. Bisher war der Doppelzentner mit M. 3.50 belastet, und zukünftig soll er mit mindestens 5 M. (Weizen sogar M. 5.50) belastet werden. In der Agitation gegen diese Änderung wird hauptsächlich ihre brotverteuernde Wirkung geltend gemacht. Nun ist es richtig, daß die Brotverteuerung große volkswirtschaftliche Bedenken hat; sie reichen hinauf bis in das Gebiet der Volksgesundheit und der Volksmoral. Allein mit einer Brotverteuerung muß der Volkswirt auch sonst zuweilen rechnen. Infolge von Mißernten bei uns oder in anderen Ländern kann das Brot im Preise steigen, aber der Volkswirt wird hierin noch nicht eine zur Ver-

der Mensch selbst", wollte Sokrates dieses Messen des Menschen auf ein in ihm gegebenes Wissen zurückgeführt sehen. Erst seine Schüler Plato und Aristoteles verwiesen es in ein weltfernes, über- und außer-irdisches Reich, das anthropologischer und biologischer Ergründung nicht bedürfe. Immer und überall tritt uns ein bestimmter Grad von Unkenntnis bezüglich der Einsicht in die Natur des menschlichen Organismus entgegen, der bestimmend wird für die jezeitige Weltanschauung, damit aber auch maßgebend für die Gestaltung des Völkerlebens.

Ob, zurückgreifend auf das mathematische und astronomische Wissen des Altertums, die Galilei und Bruno die letzten Gründe ihres Schauens sich mit einer Welt-Vernunft erklärten, oder ob die Leibnitz bis zu den Ludwig Feuerbach herab in Monaden und Sinnes-Qualitäten den letzten Grund des Erkennens sahen: kein Historiker wird leugnen wollen, daß jedes dieser Weltanschauungs-Systeme abhängt vom Grad der Einsicht, den die betreffenden Systematiker in die Natur ihrer organischen Fakultät besaßen. Ja selbst Kant, der es so scharf aussprach: „Der Grundsatz, der meinen Idealismus durchgängig bestimmt, ist: alle Erkenntnis von Dingen aus bloßem, reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit", würde nie den physiologisch unhaltbaren Satz niedergeschrieben haben: „Unsere Begriffe richten sich nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände nach unseren Begriffen", wenn er die Einsicht in sein eigenes Ich, sein persönliches Empfinden, Vorstellen und Denken dahin besessen hätte, daß das Denken ein lautloses Sprechen und daß die Sprache eine Funktion der die Sprach-Elemente bildenden Mechanismen ist. Und diese Mechanik ist verständlich aus der Gehirn-Histologie. Diese auf den irritabeln Nerven einwirkenden Dinge, diese Motoren, diese letzten Ursachen und Gründe nervösen Geschehens sind ja eben nicht im empfangenden Nerven selbst, sondern außerhalb desselben gegeben. Kant würde, wissend, daß Begriffe Produkte, Gebilde, Gestaltungen der menschlichen Sprache, gleichsam ideale Manifestationen organischer Leistungen sind, jenen heute wissenschaftlich absolut unhaltbaren Satz nie ausgesprochen haben. —

Wenn dem aber so ist, kann es für den Menschen dann etwas Wichtigeres, etwas über den ganzen Wert seiner Persönlichkeit Entscheidenderes geben, als die Einsicht in die Ursachen, die diese Leistungen auslösen! Wir müssen uns deshalb die Frage beantworten, was wissen wir von jenem auf die Enden unserer Sinne, die Sinnespforten einwirkenden Dinge, das wir Reize nennen, ja können wir überhaupt etwas von ihm wissen? Professor Ostwald-Leipzig hat von der „Überwindung des Materialismus" gesprochen und die bisherige Lehre der Atomistik für einen Irrtum erklärt. Er setzt an deren Stelle die Energetik. Wir sehen, die Frage

des Materialismus lebt. Er ist noch nicht überwunden. Kann er je überwunden werden?

Nun, mir will dies kein Gegenstand des Streites und der offenen Fragen mehr sein, denn — es ist unabweislich — der Stoff an sich ist für uns unbegreiflich. Was wir von ihm wissen, ist lediglich das, daß er in uns Wirkungen setzt, daß unsere Muskeln durch die von ihm ausgehenden und dem Nerv zukommenden Einwirkungen sich verkürzen und fungibel werden. In uns läuft jenes Atmen ab, dem der nur eine Minute lang fehlende Reiz den Tod bringt. In uns bewegt jene hydraulische Mechanik den Blutstrom, den nervöse Zentren innervieren. Nur in uns entsteht Laut und Sprache. Unser Organismus ist es, der das Wort bildet. In uns erzeugen jene Einwirkungen die Gefühle, die Stimmungen, die Zustände, die schließlich in Sympathie oder Antipathie, im Wohlsein oder Schmerz Ausdruck, und im entsprechenden Wort ihre Wirklichkeit finden. Nur in uns, in unserem organischen Verharren, unserer Dauer ist das Wesen der Zeit begreiflich. Nur dadurch, daß unser Organismus die Einwirkungen gleichsam aufspeichert, daß er eine nach der anderen in sich aufnimmt und erfährt — nach der heiligen Schrift dauert dies sein Erfahren, „wenn's hochkommt ja nur 80 Jahre" — ist Zeit überhaupt da. Nur unser menschliches Maß ist das Mittel, das Zeichen, das Werkzeug geworden, mit dem wir aus uns hinausschauen. Etwas aber, das nicht in diesem zeitlichen Maße gegeben ist, ist für den Menschen unbegreiflich und unzugänglich. —

Und wie der verharrende Mensch so zeitlich, so mißt auch nur er mit dem Maß seines Leibes das, was an und außer ihm ist. Etwas weder an ein Sein in der sinnlich sichtbaren noch an ein Sein in einer übersinnlichen Welt Gebundenes sich vorzustellen, vermag der Mensch nicht.

Die in der Organisation seiner Individualität wirklich werdenden Maße von Zeit und Raum bilden des Menschen Grenze. —

Gott sich als von zeitlichen und räumlichen Zuständen vollständig losgelöst vorzustellen, ist für den Menschen unvollziehbar. Das hat die Scholastik auch längst erkannt. Sie hat, sich der Gebundenheit des Menschen an zeitliches und räumliches Vorstellen bewußt, auf den Gottesbegriff als einen — gegenüber dieser menschlichen Grenze unvorstellbaren verzichtet und an dessen Stelle das Mysterium, das Geheimnis gesetzt. —

Auf diesem Geheimnis, das der Papst allein und zwar in scholastisch-thomistischer Auffassung bewahrt, beruht die römisch-katholische Weltanschauung. Es leuchtet jedem ein, daß von der Zeit an, wo die Schule die Völker lehren wird, daß keine menschliche Empfindung und, was damit

untrennbar verbunden, auch keine menschliche Vorstellung entsteht, ohne auf des Menschen Zeitlichkeit und Räumlichkeit zu beruhen, es als eine Täuschung gilt, die Völker von Vorstellungen leiten zu lassen, die diese menschlichen Grenzen mißachten.

Sind diese Grenzen wissenschaftlich beweisbar, so ist die bloße Behauptung, diese „reine Voraussetzung", der Mensch besitze noch andere Fähigkeiten, wohl fähig, Nichtwissenden zu imponieren, dem Wissen gegenüber sind solche Voraussetzungen nichtig. —

Ist's aber unabweislich, daß der Mensch ohne seine Beziehungen zur Materie ein absolut unbegreifliches Ding wäre, so ist eine ganz andere Frage die, ob sie selbst für den Menschen begreiflich ist. Ich sagte weiter oben: „Der Stoff an sich ist für uns unbegreiflich". Es ist für unsere Weltanschauung entscheidend, ob dem so ist oder nicht ist. Deshalb zum Schluß noch Folgendes:

Auf den ersten Blick scheint's ein Widerspruch, daß etwas, was wir selbst und woraus wir sind, für uns unbegreiflich sein soll. Die Bewegungen in den Meeren der Luft und des Lichtes, die Verwandtschaften der Stoffe, die als Einwirkungen auf unser Nervensystem oft nicht um eine Minute als Bedingungen unseres Lebens fehlen dürfen: sie sollen von uns nicht begriffen werden können! Wir sollen Erde sein, zur Erde werden und sie nicht begreifen können!

Das, was das Ding, die Materie in uns ist und thut, was sie in unserem Vorstellen wirkt, soll uns unser Sein verständlich machen und wir sollen unfähig sein, sie zu verstehen!

Wir sehen im Dualismus die Geburt der Tragödie. Wir sehen das Menschen-Schifflein den Kampf um's Dasein kämpfen, weil es seinen Kurs, statt nach dem einen Hafen des Friedens auf Erden, nach zwei Welten lenkt. Und wenn wir in den großen Natur-Agentien die Motoren erkannt haben, die durch ihre Einwirkungen auf unsere Sinne, durch ihre Verwandtschaften zu dem organischen Material, das unsern Nerv thätig macht, Leben schaffen; wenn wir, was Virchow heischte, gefunden, die Einheit von Denken und Sein gewonnen haben: nun sollen wir unvermögend sein, die letzte Ursache dieses so warm pulsierenden Lebens, den letzten Grund seiner bewegenden Kräfte, zu begreifen!

Furchtbares, Unsagbares hat die Menschheit erlitten und erleidet es noch. Sehen wir auf die frühen Gräber, in die von 1000 Geborenen nach 14 Jahren schon 500 gebettet sind. Suchen wir doch noch immer nur mit der Laterne des Diogenes nach der Zufriedenheit. Und unsere Weltanschauung sollte außer stande sein, des Weltprozesses und solchen Schicksals letzten Grund zu begreifen! Von der Tragödie gepackt, sollen wir den Deus ex machina nicht zu fassen vermögen! Leiden und das

Woher des Leidens nicht verstehen! Dies des gottgemuteten Menschen Loos! Das seine Grenze! Wohl konnte der dualistisch gerichtete Mensch ohne unabläßig neues Suchen und Sehnen die furchtbare Resignation; diesen Verzicht auf eine ihm Hülfe in diesem dunklen Thal bringende Macht nicht ertragen. Nach Metaphysik mußte ihn verlangen. So folgte auf die Mythologie die Transcendenz, bis der Pessimismus die philosophische Systematik schloß. Nietzsche endlich erdichtete sich einen Zukunftsmenschen. Das stabile Rom präkonisiert das Mysterium. Widersinnig dekretiert es mit Hilfe thomistisch-aristotelischer Begriffsbildungen „ewige Wahrheiten". Licht aus Finsternis! Offenbares aus einem Geheimnis.

Nur der die Einheit von Denken und Sein begreifende Mensch findet das Ideal des Lebens in der sicheren Gewißheit seiner Persönlichkeit. Er findet das Ideal, das der große Nazarener den „Frieden auf Erden" nannte, gerade in diesen Grenzen seiner Erkenntnis. Der die Dinge in ihrer Wirklichkeit, d. i. in ihrem räumlichen und zeitlichen Abmaß erfassende Mensch dient allein der den Frieden bringenden Wahrheit!*)

Die monistische Weltanschauung, die die Einheit von Denken und Sein aufzeigt, hinterläßt keinen Stachel der Resignation. Sie täuscht sich um dieses Verzichtens willen nicht eine zweite Welt vor.

Wie sollte, wie vermöchte, wie könnte das der Monismus! Gelassen hört er den Vorwurf, er sei „elender Agnostizismus", sei „sündhaftes Nichtwissen-Wollen", den ihm der Jesuitismus macht. Allein jene römisch-jesuitische Gnosis, jenes Geheimnis aristotelisch-thomistischer Wahrheiten: sagt sie uns denn über das Wesen der Materie auch nur um ein Jota etwas aus, was begreiflich wäre und verständlich!

Wie Aristoteles den Schluß „eine Rede nannte, in der aus zwei Voraussagen (πρότασις) ein Neues sich ergäbe", wie wir logisches Denken das Folgern Eines aus einer Reihe von Vielem nennen, so besteht alles menschliche Erkennen im Auffinden der Beziehungen zwischen zwei Dingen. Intelligenz ist Einsicht in solche Zusammenhänge.

Nun mißt wohl der Mensch die Einwirkungen der großen Naturagentien mit Hilfe seines Organismus, allein eine Beziehung der Materie zu einem Etwas, das über ihr ist, besteht nicht. Es ist eine solche gar nicht vorstellbar. Wohl messen wir die Materie in den erst durch unsere organische Gestaltung möglichen Formen des zeitlichen Verharrens und einer Erfüllung des Raumes. Allein diese beiden Daseinsformen auf die Materie zu übertragen, wäre sinnlos. Protagoras

*) In einer Schrift: „Die menschliche Sittlichkeit als soziales Ergebnis der monistischen Weltanschauung. Bonn, 99 Georgi", habe ich der ethischen Seite des Monismus ausführlich gedacht. D. V.

hatte sehr recht, nur den Menschen das Maß der Dinge zu nennen. Die Materie kann nichts über sich haben, was für den Menschen verständlich wäre und begreiflich. Er kann etwas, was ohne Zeit und ohne Raum ist, nicht fassen. Bezüglich ihrer Entstehung und Herkunft, ihres Vergehens und Aufhörens ist die Materie absolut unbegreiflich. —

Sie ist da — daran läßt sich nicht zweifeln —, denn wir lebenden, handelnden, redenden Menschen existierten ja ohne sie nicht, aber vorstellbar, wie alles das ist, was unser Leben erhält und bestimmt, ist die Materie nicht.

Unser Leben können wir durch ihre Einwirkungen erklären. Wir messen dieselben. Die Maße nennen wir Naturgesetze. Nach ihnen bauen wir unsere Häuser und Dome. Ihre Gesetze lassen uns Brücken schlagen, lassen uns die Meere befahren, vielleicht auch uns noch lernen, das Luftmeer zu kreuzen. Nach unserem Beobachten, d. i. räumlichen und zeitlichen Erkennen, schaffen wir uns Werkzeuge und Maschinen und schreiten mit der Intelligenz, dieser Zunahme unserer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, in der Indienststellung der Naturdinge in unseren Interessen fort, aber über das, was diese dann bewirkte, was diese dann hervorrief, können wir nichts wissen. Alles, was Menschenwitz noch über ihren Einwirkungskreis auf uns hinaus annimmt, sind Deutungen, Auslegungen, sind Voraussetzungen und fromme Wünsche.

Und seit Kant mit seiner Erklärung: „das Ding an sich ist unzugänglich", die Metaphysik aus dem Reich des menschlichen Erfahrens hinweggewiesen, hat noch keine Philosophie des Willens es zu widerlegen vermocht, daß die Natur-Agentien das auf uns Einwirkende sind. Die heutige Wissenschaft bestätigt nur Kants die Welt vom Irrtum des Metaphysischen befreiende That. —

Und all' diese Willens-Philosophie mit ihrer übersinnlichen Welt ebenso als die Wahrheiten des Mysteriums: sie sind Reste und Erbstücke der Mystik und Metaphysik Platos. —

Nur immer um so grausamer und verworrener, nur um so friedloser und barbarischer wird der Menschen Kampf ums Dasein, je länger die Metaphysik des Glaubens das Wort Kants unbeachtet läßt: „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit". Wohl leben die Völker weiter, schlecht und gerecht in der Sorge um ihre Existenz. Wohl ringen und kämpfen sie um die Sicherung ihrer materiellen Interessen, aber immer weiter scheint das Ideal des Friedens von ihnen zu weichen. Scheint doch gerade in unserem Deutschland die Metaphysik mit ihrer Parole „Katholisch ist Trumpf" am Ende eines Jahrhunderts der Naturforschung unerwartete Triumphe zu feiern!

Allein an Stelle der Metaphysik und des Mysteriums wird trotz allem die Materie doch für uns das Absolute bleiben — „unzugänglich und unbegreiflich". Was unser Organismus mit und an ihr mißt, wird unser Maß und unser Gesetz sein. Der Mensch wird endlich sich selbst begreifen. Er wird endlich ganz Mensch sein, aber, wie ihn Jesus sah und wollte, ein Mensch des Friedens und nicht einer des Kampfes und Krieges. Die Menschheit soll eine solidare, eine zusammengehörende sein.

Da sie aber aus zwei Geschlechtern besteht, da die Menschen so verschiedene sind, so muß es Ordnungen, Gesetze für die so Ungleichen geben.

Und da ferner die erste Bedingung des Lebens überhaupt das Bestehen, also die Erhaltung des Geschlechts ist, so ist die wichtigste und für dessen Leben entscheidendste Ordnung die, die der jener Erhaltung dienende Menschen-Gemeinschaft gilt, d. i. der Ehe.

Von der die Ehe-Gemeinschaft regelnden Sitte und dem ihr entsprechenden Gesetz sehen wir doch der Völker Wohl und Wehe bedingt. (s. Mohammedanismus und Cölibat, s. Türkei und Spanien.)

Die Biologie aber sieht nur in der Ehe den menschlichen Gleichheitsgedanken begründet. Weder Matriarchat noch Patriarchat, weder Polygamie noch Cölibat findet sie gerechtfertigt. —

Sie sieht in der Ehe nur eine Pflicht gegen die Allgemeinheit, „den Staat", bezw. der Erhaltung des Geschlechts, und eine Pflicht der Eltern gegen „deren Nachkommen" bezw. deren Fürsorge.

Die beiden Schalen der ethischen Wage von Mann und Frau stehen in absolut gleicher Höhe.

Die Ehe ist deshalb, wie es auch das neue Deutsche Bürgerliche Gesetzbuch ausspricht, eine sittliche Institution.*)

Und da schließlich Sitte, Recht, Gesetz nur der Ausdruck des menschlichen Vorstellungs-Inhaltes ist, so erheischt jene ethische Gleichheit von Mann und Frau im ehelichen Leben auch Gleichheit des Vorstellungs-Inhalts. Das heißt, die Gleichheit muß von der gleichen Weltanschauung gestützt und getragen werden.

Daß endlich nur eine wissenschaftliche Weltanschauung den Vorstellungs-Inhalt vor dem Irrtum und dessen tragischen Folgen zu bewahren vermag, glaube ich in den Erläuterungen über „Erfahrung" und „Materie" bewiesen zu haben.

---

*) Daß die Fundamentalfragen bez. der Frau wie bez. der Sozialdemokratie mit ihrem Gefolge der Volksstands-Spannungen und Ehelosigkeit hier geschürzt sind, ist offenbar. Vielleicht findet sich die Lösung der Bevölkerungsfrage, von der Th. H. Huxley sagt, sie sei „das wirkliche Sphinx-Rätsel, dem noch kein politischer Ödipus geboren ward", doch noch im Monismus. —

Die Geburt des Jesus von Nazareth.

Von Dr. L. Gregorovius (Frankfurt a. M.).

Wann Jesus von Nazareth geboren wurde, ist ungewiß. Im Jahre 525 unserer Zeitrechnung wurde durch den römischen Abt Dionysius den Kleinen das Ereignis berechnet auf das Jahr 754 römischer Zeitrechnung, wahrscheinlich um 5 Jahre zu spät, so daß das etwaige Geburtsjahr 749 wäre. Mithin könnte Jesus geboren sein, wie Matthäus erzählt, unter Herodes I. — er starb 750 —, oder auch, wie Lukas berichtet, zur Zeit der bekannten Steuereinschätzung des Quirinius. In beiden Fällen sind aber die Erzählungen unmöglich.

Herodes der Große, der diesen Beinamen jedenfalls mit größerem Recht erhalten hat, als mancher andere, hatte aus den Wirren der römischen Bürgerkriege die durch seinen Vater Antipatros errungene Herrschaft gerettet. Die neue Dynastie hatte infolge ihrer geographischen 2c. Lage das Unglück gehabt, jedesmal auf Seite der unterliegenden Partei zu stehen und hatte dieselbe jedesmal rechtzeitig verlassen, um mit fliegenden Fahnen zum Sieger überzugehen. Die Herren waren also, wie immer ihr menschlicher und moralischer Wert gewesen sein möge, zweifellos bedeutende Staatsmänner. Herodes selbst war der tüchtigste Regent, den das Land jemals gehabt hat, und seine Maßregeln zur Sicherung und Hebung desselben gewannen ihm die Anerkennung und Freundschaft des größten Staatsmannes damaliger Zeit, Agrippas. Er teilte durch Testament sein Reich unter drei seiner Söhne, und Augustus bestätigte dieselben. Philippos, der Sohn der Kleopatra, bekam den Norden, die Batanäa mit Trachonitis und Auranitis; Herodes Antipas, der Sohn der Samariterin Malthake, bekam die Mitte, Galiläa und Peräa; Archelaos das Hauptland Judäa mit Samaria und Idumäa.

Nun erzählt Matthäus, daß Jesus zu Bethlehem geboren worden sei unter Herodes I., daß dieser, von den aus dem Morgenlande zur Anbetung des neugeborenen Judenkönigs gekommenen Fremden davon unterrichtet, diese beauftragt habe, ihm bei ihrer Rückkehr Bericht zu erstatten, und daß, als die Weisen auf göttlichen Befehl nicht nach Jerusalem zurückkehrten, Herodes alle Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem und Umgebung töten ließ, daß dann nach Herodes Tode Joseph mit Frau und Kind aus Ägypten, wohin er geflohen war, zurückkehrte, da aber in Judäa Archelaos, der Sohn Herodes I., regierte, (den Königstitel, den Matthäus ihm beilegt, hatte er nicht), aus Furcht vor diesem nicht dort, sondern in Nazareth in Galiläa sich niederließ.

An sich könnte die Erzählung der Hauptsache nach möglich sein. Jesus könnte unter Herodes I. in Bethlehem geboren sein und eine so energische

Maßregel, wie den Kindermord, konnten die Juden dem gehaßten, blutbefleckten Könige wohl zutrauen, der seinem Argwohn seine beiden eigenen Söhne von der schönen Mariamne, diese selbst, ihren Großvater, den greisen Hochpriester Hyrkanos, den letzten aus dem Hasmonäerhause, und Ungezählte aus dem Tempeladel geopfert hatte, abgesehen von seinem sonstigen blutig energischen Vorgehen. Aber Josephus, der alle Greuelthaten des Herodes getreulich berichtet, sagt kein Wort davon.

Die Weisen sollen im Morgenlande den Stern des neugeborenen Kindes gesehen haben, infolgedessen nach Jerusalem gekommen sein, und nach der Audienz bei Herodes soll dieser Stern wieder erschienen und vor ihnen hergegangen sein bis zur Geburtsstätte. — Das sind beinahe ebensoviele Unmöglichkeiten als Worte.

1. „Der Stern ging vor ihnen hin, bis daß er kam ꝛc." Matth. 2: 9. Solche langsame Fortbewegung eines „Sterns" im Schritttempo einer Karawane, gleich als wenn ein Stallknecht mit einer Laterne vorangeht, ist, wie heutzutage jedes Schulkind weiß, unmöglich. Der Erfinder der Geschichte stand jedenfalls auf dem naturwissenschaftlichen Standpunkt der Genesis, welche die Sterne für Nachtlichter und den Mond für eine Nachtlampe hält, und hatte keine Ahnung von der Größe und Fortbewegungsgeschwindigkeit der Weltkörper. Ebenso unmöglich ist:

2. „und (nämlich der Stern) stand oben über, da das Kindlein war." Matth, 2: 9. Wenn ein Stern ein einzelnes Haus bezeichnen soll, dann muß er auf dem Dachfirst liegen; denn wenn er höher steht, welchem Punkte gilt er dann? Steht er aber so tief, dann muß er infolge der Anziehungskraft der Erde herunterfallen. Auch das weiß heutzutage jedes Schulkind. Es ist klar, daß die ganze Sache unmöglich ist, und daß sie überhaupt nur erfunden werden konnte bei einem Volke, das in Beziehung auf Naturwissenschaft auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stand.

3. Woher die Weisen kamen, ist nicht gesagt; es heißt nur: „da kamen die Weisen vom Morgenlande". Jedenfalls mußten sie selbst Juden oder jüdische Proselyten sein; die jüdische Diaspora erstreckte sich ja über den ganzen Orient bis an die Küsten des Schwarzen Meeres und ins parthische Gebiet, auch die jüdischen Proselyten waren überaus zahlreich; unter Tiberius und Claudius trat sogar das Königshaus von Adiabene zum Jahvekultus über. Andere Sternkundige, etwa Magier, hätten gar nicht nach Jerusalem pilgern können, weil sie die Beziehung des Sterns auf die jüdische Messiasweissagung nicht hätten gekannt haben können und die Sache ihnen auch höchst gleichgültig gewesen wäre. Wenn nun der Stern den Weisen das Ereignis verkündete, dann mußten ihn die Sternkundigen in Jerusalem doch auch sehen. Auch seine Bedeutung mußten sie ebensogut erkennen, da der nach Matth. 2: 4—6 von Herodes einberufene San-

hebrin schon nach der bloßen Beschreibung des Sterns denselben sofort rekognoszierte. Stern- und Traumdeutung ꝛc. wurden wie im ganzen Orient auch von den Juden getrieben. Juvenal sagt in der sechsten Satire: „Qualiacunque voles, Judaei somnia vendunt.“ Es ist absolut unmöglich, daß die Sternkundigen in Jerusalem den Stern nicht hätten gesehen haben und seine Bedeutung ebensogut wie die Fremden erkennen müssen. Indessen — es handelt sich um ein Wunder, und so muß denn der Stern auch noch — eine andere Erklärung ist unmöglich — die Eigenschaft besessen haben, nur von den Weisen allein gesehen zu werden, für die übrigen Menschen aber, namentlich die Einwohner und Sternkundigen Jerusalems, unsichtbar zu bleiben, falls man nicht ein ebensogroßes Wunder annehmen will, daß er so niedrig auf der Erde gestanden hätte, daß er von Jerusalem aus nicht gesehen werden konnte; in diesem Falle hätte er aber im fernen Morgenlande noch weniger gesehen werden können. Nach Verkündung des Ereignisses muß der Stern wieder verschwunden sein, denn die Weisen waren nach Matth. 2: 10 hocherfreut, als sie ihn bei ihrem Aufbruch von Jerusalem nach Bethlehem wieder sahen. Dieses zweite Erscheinen des Sterns war ganz überflüssig, da die Weisen ja in der Audienz bei Herodes den gesuchten Ort erfahren hatten, und nun, noch dazu mit einem Auftrage des Königs beehrt, den Weg nach dem nur wenige Kilometer entfernten Bethlehem unmöglich verfehlen konnten.

4. Warum kamen die Weisen denn überhaupt nach Jerusalem, wodurch Herodes, der von der ganzen Sache nichts wußte, erst Kenntnis davon erhielt? Der Stern hätte doch, statt erst nach der Audienz bei Herodes wieder aufzutauchen, wo er gänzlich überflüssig geworden war, schon die Leitung von Hause ab übernehmen und an Jerusalem vorbei, wo er ja nicht gesehen wurde, direkt nach Bethlehem führen können. Daß ein solcher Weg existierte, zeigt die Rückkehr der Weisen.

5. Warum wurde den Weisen, wenn sie doch einmal nach Jerusalem kamen, nicht vorher verboten, dem Könige von der Sache Mitteilung zu machen, sondern erst, nachdem dies geschehen war, bei ihrer Rückkehr? — eine Maßregel, die bei der Energie des gewaltthätigen Herrn, wenn sein Argwohn einmal erweckt worden war, kaum Aussicht auf Erfolg hätte gehabt haben können! Übrigens hätten die „Weisen“ selbst soviel Verstand haben müssen, den neugeborenen Messias, den sie „anzubeten“ gekommen waren, nicht einem Usurpator und Tyrannen, — denn als solcher galt Herodes den Juden — zu verraten, da sie als „Weise“ wissen mußten, wie man mit solchen Thronprätendenten verfuhr.

Es ist schwer, bei Betrachtung der Geschichte ernsthaft zu bleiben. Der ganze Vorgang soll ein Wunder sein, d. h. ein Ereignis, das nach den Naturgesetzen unmöglich ist. Ein solches mag ja bei entsprechender

Bildungsstufe und Gehirnkonstruktion geglaubt werden können, als unmittelbares Eingreifen einer göttlichen Macht, obwohl die Frage sich aufdrängt, warum dieselbe — ob sie nun Jahve heißt, oder Allah oder Brahma — da sie ja kraft ihrer Allwissenheit alles Geschehende vorausweiß, den beabsichtigten Erfolg nicht durch natürliche Entwickelung herbeiführt. Eins muß aber unter allen Umständen auch von einem Wunder verlangt werden: daß es, die physische Unmöglichkeit abgerechnet, doch immer einen vernünftigen Zweck haben muß. Das ist hier nicht der Fall. Der Stern verkündet den Fremden, ohne in Jerusalem gesehen zu werden, in ihrer Heimat das Ereignis; dann verschwindet er. Sie kommen nach Jerusalem und hetzen dadurch den bis dahin ganz ahnungslosen Herodes auf den neugeborenen Messias, sodaß dieser auf göttlichen Befehl nach Ägypten geflüchtet werden muß, und dann, als die Weisen ihr Ziel und den Weg dahin ganz sicher kannten, erscheint der Stern plötzlich wieder und führt sie — die paar Kilometer weit! — Das ist einfach widersinnig!

6. Wenn ein solches Ereignis wirklich stattgefunden hätte, und Herodes nicht schon durch seine eigenen Astrologen, sondern erst durch die Fremden davon Kenntnis erlangt und der Sache Bedeutung beigelegt hätte, dann hätte er gewiß nicht, wie ein altes Bauernweib auf die Jahrmarktsberichte der Heimkehrenden, auf die Nachrichten der Fremden bei ihrer Rückkehr gewartet (eine solche Insinuation heißt doch ihn zu einem idiotenhaften Märchenkönig machen!), sondern er hätte den Fremden seine vorzügliche Polizei folgen und durch dieselbe den neugeborenen Thronprätendenten schnell und geräuschlos beseitigen lassen. Das dürfte doch selbst dem buchstabengläubigsten Verstande einleuchten, und dabei hört die Erklärung durch ein Wunder auf. Denn daß einer der schlausten und energischsten Könige, welche die Weltgeschichte kennt, in einem Falle, dem er solche Bedeutung beilegt, daß er den Sanhedrin einberuft und nachher zu der ungeheuerlichen Maßregel des Kindermordes schreitet, sich so albern benehmen könnte — das ist einfach kindisch! Aber auch wenn er sich auf eine so märchenhaft kindliche Weise, indem er auf den Bericht der Fremden bei ihrer Rückkehr wartete, den neuen Prätendenten hätte entgehen lassen, hätte er wohl andere Mittel zur Verfolgung angewendet. Die ungewöhnliche Begebenheit mit dem Stern und den Fremden hätten in Bethlehem bekannt sein müssen, und ehe die Fliehenden die Grenzen des Landes hätten erreichen können, wären sie in den Händen der königlichen Polizei gewesen; ihr Nationale war ja so bekannt, daß Joseph später nicht nach Bethlehem zurückzukehren wagte! Ja, selbst wenn ihnen das Überschreiten der Grenzen gelungen wäre, würden sie dem Herodes als seine Unterthanen sowohl von den Statthaltern Ägyptens und Syriens wie von dem Nabatäer-Könige anstandslos ausgeliefert worden sein. Es lag also für Herodes gar kein Grund vor zu einer so unsicheren

Maßregel wie der Kindermord; ja, er hätte, selbst wenn er von einem neugeborenen Prätendenten Kenntnis erlangt hätte, und derselbe ihm entgangen wäre, die Sache ruhig abwarten können, da er das fanatische Volk, bei dem Wunderthäter, Propheten, oder welche Namen sie sonst führten, an der Tagesordnung waren, unter eiserner Faust hielt und mit allen Aufständen mühelos fertig wurde. Es wäre, wenn der neugeborene Messias dermaleinst auftrat, dann auch noch Zeit genug gewesen, ihn mit seinem ganzen Anhange niederhauen zu lassen.

Es bedarf wohl keines weiteren Nachweises, daß die ganze Geschichte Erfindung ist. Den Grund derselben giebt der Erzähler ja selbst an: Jesus sollte der Messias sein, und der konnte nach Micha 5: 1 nur in Bethlehem geboren werden. Nun wohnten aber Jesu Eltern in Nazareth; bei Matth. 13: 55—56 und Mark. 6: 3 werden die Familienverhältnisse als etwas allgemein Bekanntes angeführt. Deshalb mußte der Wohnsitz der Eltern Jesu bei dessen Geburt nach Bethlehem verlegt werden. Um den Weggang von dort zu erklären, wurde dem Herodes, dessen Sündenregister ja groß genug dazu war, der Kindermord angedichtet, und die Weisen aus dem Morgenlande mußten den Anlaß dazu geben. Denn die Stelle bei Jeremia 31: 15, welche Matthäus 2: 18 zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit seiner Erzählung als Grund für den Kindermord angiebt, hat natürlich gar keine Beziehung darauf. Auch die angebliche Flucht nach Ägypten wurde dadurch erklärt; sie mußte erfunden werden, um von Bethlehem fortzukommen. Da zu Herodes Zeit Galiläa noch nicht von Judäa abgetrennt war und eine Flucht vor dem Könige nach Nazareth unmöglich gewesen wäre, war Ägypten das nächstgelegene Land, in welchem die Flüchtlinge nach der Ansicht des Erzählers sicher gewesen wären, und die Stelle bei Hosea 11: 1, die sich natürlich nur auf den Aufenthalt des Volkes Israel in Ägypten bezieht, beglaubigte das Ereignis. Um dann nach der Rückkehr aus Ägypten einen Grund zu haben, weshalb Jesu Eltern nicht an ihren früheren Wohnort Bethlehem, sondern in ein anderes und geringer geachtetes Land, Galiläa, nach Nazareth gingen, führt Matthäus die Furcht vor Archelaos, als Sohn des Herodes, an, übersieht aber dabei ganz harmlos, daß auch der Vierfürst von Galiläa, Herodes Antipas, ein Sohn des Herodes I. war, sodaß, wenn Jesu Eltern Grund gehabt hätten den Archelaos als Sohn des Herodes zu fürchten, sie bei Herodes Antipas um kein Haar sicherer gewesen wären. Das beseitigt wohl auch den letzten Zweifel daran, daß die ganze Geschichte Erfindung ist.

Die schlecht erfundene Geschichte mit dem Stern beruht auf 4 Mos. 24: 17. Es ist das übliche jüdische Heldenattribut: „Stern Jakobs oder Israels.“ Der letzte jüdische Heerführer, der bei dem dritten Aufstande unter Hadrian 130 gegen die Römer im Felde stand, Simon, der seinen

Anhängern als Messias galt, ward genannt: „Bar Kokheba", Sternensohn. Dem Evangelisten passiert das Mißgeschick, daß er den poetischen Ausdruck wörtlich nimmt und dazu ein kosmisches Ereignis erfinden zu müssen glaubt.

Zehn Jahre nach Herodes I. Tode wurde Archelaos durch Augustus abgesetzt und sein Land als römische Provinz eingezogen. Die beiden anderen Vierfürstentümer bestanden als selbständige Klientelstaaten, vorübergehend vereinigt, dann wieder getrennt ꝛc., bis unter Trajan, etwa 100, wurden auch von dem Aufstande in der römischen Provinz Judäa 66, der 70 zur Zerstörung Jerusalems führte, in ihrer Selbständigkeit nicht alteriert; ja sie leisteten bei der Niederwerfung desselben ebenso wie die anderen angrenzenden Klientelstaaten militärische Hilfe.

Bei der Einrichtung Judäas zur römischen Provinz durch den Statthalter von Syrien Publius Sulpicius Quirinius wurde natürlich auch die römische Besteuerung eingeführt. Dieselbe hatte selbstverständlich unter Herodes nicht bestanden, da das Wesen der Klientelstaaten ja gerade darin lag, daß sie alle derartigen internen Angelegenheiten selbst besorgten. Auch da, wo ein Klientelstaat Abgaben nach Rom zu zahlen hatte — bei Herodes war übrigens auch dieses nicht der Fall — wurden dieselben durch die betreffenden Regierungen geleistet, die ihre Unterthanen selbständig besteuerten. Die Geschichte vom Zinsgroschen spielt bei Matth. 17: 24—27 allerdings in Galiläa; es handelt sich dabei aber um die Tempelsteuer, 2 Mos. 30: 13, welche von allen Juden sowohl Palästinas als der Diaspora nach Jerusalem entrichtet wurde, also eine intern jüdische Angelegenheit. Bei Mark. 12: 13—17 und Luk. 20: 20—26 hingegen handelt es sich um die römische Staatssteuer, aber der Vorgang findet hier in Jerusalem statt, also in der römischen Provinz.

Nun erzählt Lukas, daß Jesus bei der Steuereinschätzung des Quirinius geboren sei. Das wäre 760 nach römischer Zeitrechnung gewesen. Damals war Herodes schon 10 Jahre tot, sein Sohn Archelaos in Judäa ꝛc. bereits abgesetzt und Jesu Eltern, die auch nach Lukas in Nazareth ansässig waren, wären Unterthanen des Vierfürsten von Galiläa, Herodes Antipas, gewesen, hätten also zur Steuereinschätzung in der römischen Provinz Judäa gar nicht herangezogen werden können. Da die Geschichte aber erfunden wurde (die uns vorliegende Redaktion der synoptischen Evangelien, deren Urtexte wohl hauptsächlich dem Ausgleich zwischen Petrinismus und Paulinismus zum Opfer gefallen sind, ist noch innerhalb des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verfaßt), zu einer Zeit, als die jüdischen Klientelstaaten noch bestanden und jedes Kind wußte, daß die Unterthanen derselben nur ihrer eigenen Regierung unterstanden und zur Steuerein-

schätzung in der römischen Provinz Judäa ebensowenig herangezogen werden konnten, als in Syrien, Ägypten oder sonstwo, verlegt Lukas die Geschichte unter Herodes, zu dessen Zeit Galiläa noch nicht von Judäa abgetrennt war. Aber abgesehen davon, daß die Taten von Herodes Tode und der Steuereinschätzung des Quirinius feststehen, — wir wissen ja außerdem, was alles in der Zwischenzeit geschehen ist: die jüdische Deputation an Augustus, um den Regierungsantritt des Archelaos zu verhindern; die schließliche Absetzung dieses nach zehnjähriger Mißwirtschaft ꝛc. — war eine römische Steuereinschätzung unter Herodes überhaupt nicht möglich, um so weniger, als er, wie gesagt, gar nicht einmal Tribut nach Rom zahlte. Der argwöhnische und vorsichtige König, dessen größtes Unglück das war, daß er selbst von den Juden als Fremder (er war Idumäer) betrachtet und hauptsächlich deshalb gehaßt wurde, würde sich überdies wohl gehütet haben, die wirklichen oder vorgeblichen Descendenten der berühmtesten nationalen Dynastie auf solche Weise geradezu formell anzuerkennen. Dasselbe gilt natürlich auch, wenn die Geschichte 760 geschehen und überhaupt möglich wäre, für die Römer und Herodes Antipas, ganz abgesehen davon, daß die Unterthanen dieses gar nicht in Judäa hätten zur Besteuerung herangezogen werden können!

Aber auch abgesehen von dem Widerspruch in der Zeitangabe des Herodes und der Steuereinschätzung des Quirinius und abgesehen von allen staatsrechtlichen und sonstigen Unmöglichkeiten: wie sollte eine Steuereinschätzung ausgeführt werden, wenn die Censiten nicht an ihren Wohnorten registriert werden sollten, sondern da, wo ihre Familien vor tausend Jahren ansässig waren? Das wäre, auf unsere Verhältnisse angewendet, das Jahr 901, also Zeit Ludwig des Kindes, des letzten Karolingers! — Es ist kaum möglich, ernsthaft zu bleiben! Selbst das Vorhandensein so alter Stammbäume und alles sonst dazu Notwendige vorausgesetzt, bliebe kein Mensch an seinem Wohnort, wo er sein Geschäft betreibt ꝛc.; ganze Länderteile würden vollständig entvölkert, aller Grundbesitz ꝛc. müßte verlassen werden, nicht allein von den Besitzern, sondern auch vom Arbeitspersonal, das sich ja auch an den Ursprungsort seiner betreffenden Familie begeben müßte, und die ganze Bevölkerung müßte sich, da die Ascendenten-Linien nach oben zusammenlaufen, an wenigen fremden Orten zusammenfinden — zum Zweck einer Steuerveranlagung!

Es dürfte selbst dem beschränktesten Verstande klar sein, daß die ganze Geschichte eine Erfindung vollständig ungebildeter Leute ist.

Beglaubigt sollen sie werden durch den Hinweis auf irgend eine Stelle in den Propheten, „auf daß erfüllet ward, was geschrieben steht, ꝛc.“. Diese Beweisführung ist in ihrer Harmlosigkeit geradezu verblüffend. Denn es ist überhaupt kein möglicher oder unmöglicher Vorgang denkbar,

zu dem sich nicht irgend eine Stelle in den Propheten finden ließe, die man als Voraussage dafür bezeichnen könnte, zumal wenn es durchaus nicht darauf ankommt, ob sie paßt oder nicht!

Diese Erfindung wurde gemacht — ebenso wie die Verlegung der Geburt Jesu nach Bethlehem bei Matthäus — weil man damals noch nicht die Gottheit Jesu kannte, sondern ihn zum prophetischen Messias stempeln wollte, der aus Davidischem Geschlecht sein mußte; (der apokalyptische Messias hatte in den Wolken des Himmels zu kommen.) Zu diesem Zweck wurden auch die beiden Stammbäume bei Matthäus und Lukas erfunden, die mit der Zeugung durch den heiligen Geist in direktem Widerspruche stehen. Bekanntlich haben sie von David ab keinen gemeinsamen Namen mehr und von Abraham bis Joseph bei Matthäus 40, bei Lukas 55 Generationen. Matthäus giebt noch, was die Glaubwürdigkeit des seinigen wesentlich erhöht, die Zahlensymbolik von 3-mal 14 Generationen an, das wären 42; er führt aber, Joseph miteingeschlossen, nur 40 auf.

Auch der theologisch oder historisch nicht geschulte Laie kann an der Hand der evangelischen Erzählungen diese Untersuchungen selbst kontrollieren. Das Resultat derselben ist: 1. daß die Berichte unmöglich, weil in sich selbst widersinnig sind; 2. daß dieselben nicht etwa auf Mißverständnissen und Irrtümern beruhen, sondern tendenziöse, ungeschickte und nur bei einer sehr naiven Naturerkenntnis möglich gewordene Erdichtungen sind.

Religion und Volksschule.

Von Freiherr von Zucco-Cuccagna (Mainz).

Von vielen Seiten wird behauptet, daß zur Grundlegung des Moralitätsbewußtseins, des Verständnisses für Recht und Billigkeit, sowie des Strebens nach Veredlung, eine sittlich-religiöse Erziehungsbasis erforderlich sei. Dagegen wäre im Prinzipe nichts einzuwenden. Das Verständnis für Ordnung, Rechtsgefühl, Gesetzesachtung, Gesittung muß mit wahrhaft religiösem Ernste gepflegt werden. Aus dem Bedürfnisse gesellschaftlichen Zusammenlebens muß die Notwendigkeit der Achtung und Anerkennung dessen, was jeder andere Mensch vom Standpunkte des Rechtes und der Billigkeit für sich beanspruchen darf, hervorgehen. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, sind die Pflege der Verstandeskräfte, die Schärfung des Denkvermögens schon in der Jugend, ja in der Kindheit, sobald die Anfänge selbständiger Denkfähigkeit sich einstellen, die besten Mittel. Denn das, wovon man die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit nicht einsehen kann, was blos auf guten Glauben hin angenommen werden muß, pflegt keine Zugkraft mehr zu haben, wenn der Verstand mit dem Alter zur vollen

Reife selbständiger Beurteilung gekommen ist. Die Thätigkeit der Schule und besonders der Volksschule, hat erzieherisch zu wirken nicht für den Augenblick allein, sondern für die Dauer des Lebens hat sie die Grundprinzipien zu legen zur Festigung der sittlichen Energie, der Selbstachtung, sowie der Anerkennung der Rechte jedes anderen Menschen.

Zur Erlangung dieses moralischen Erziehungszieles ist eine religiöse Erziehungsthätigkeit ein Faktor von maßgebender Bedeutung. Die Vertreter der gläubig-kirchlichen Richtung pflegen aber unter religiöser Erziehung vornehmlich, ja sogar ausschließlich, die besondere Einschärfung des konfessionellen Standpunktes zu verstehen, sie wollen eine Religiosität ohne Konfessionalismus nicht gelten lassen, das einigende Band einer Vernunftreligion auf Grundlage einer natürlichen Gerechtigkeit, einer in den gesunden menschlichen Naturanlagen begründeten Sittlichkeit will den Vertretern der Strenggläubigkeit nicht als ausreichend erscheinen. Die Betonung dessen, was die Menschen einigen zu können geeignet ist, erscheint den Männern der kirchlichen Gläubigkeit weniger wichtig, der Mensch soll sich eben weniger als Mensch, als vielmehr als Gläubiger fühlen. Daher wird auf die rücksichtslose Betonung der konfessionellen Unterschiede das Hauptgewicht gelegt und das ganz besonders hervorgehoben, was die Menschen zu trennen, nicht aber das, was sie auszugleichen geeignet ist.

Man sagt, ein christlicher Staat müsse auf christliche Erziehung des Nachwuchses, der heranwachsenden Generation, dringen, und diese christliche Erziehung sei nur auf konfessioneller Grundlage möglich. Christlich sein heißt aber jetzt noch allgemein, nicht so sehr einer bestimmten sittlich-kulturellen Richtung, sondern vielmehr einer durch Glaubensbekenntnisse festgelegten Glaubensrichtung angehören; ein bestimmtes Glaubensbekenntnis können aber nur Individuen, Staaten jedoch niemals ablegen. Selbst die obersten Lenker des Staatswesens können, wenn sie sich einem bestimmten Glauben zuwenden, dies nur für sich selbst thun, insoferne sie Menschen sind, nicht aber im Namen der von ihnen regierten Völker; denn nach kirchlicher Auffassung ist der Glaube eine „Gnade", und wenn mit dieser „Gnade" mitgewirkt wird, so ist dieses Mitwirken „verdienstlich"; nach eben derselben kirchlichen Annahme wird dem Individuum als solchem die „Gnade des Glaubens" zu teil, und die daraus erwachsenden „Verdienste" können ebenfalls nur individuell sein. Überdies will ja das christliche Dogma das „Seelenheil" der einzelnen Menschen erzielen; daß der Staat auch eine „Seele" hätte, die in den „Himmel" oder in die „Hölle" kommen könnte, davon weiß selbst die strengste Orthodoxie nichts zu erzählen. Dazu kommt noch die Erwägung, daß die modernen Staaten durch verfassungsmäßige Gewährung der Religionsfreiheit, durch Anerkennung, oder wenigstens Zulassung auch anderer Kulte und Religionsrichtungen von selbst den Boden des alten,

sogenannten „christlichen Staates“ verlassen haben. Bei den verschiedenen Richtungen des Christentums drängt sich noch die Frage heran: welches Christentum soll die einheitliche, „christliche Erziehung“ ermöglichen? Daß die Erziehung in möglichst einheitlicher Weise erfolgen müsse, fordert nicht allein der kulturell-humanitäre, sondern auch der nationale Gesichtspunkt. Mehrere christliche Richtungen kommen in unserem Reiche in Frage, wovon zwei wegen ihrer numerischen Stärke und ihres dogmatisch-konfessionellen Gepräges besonders hervortreten. Beide Richtungen bekämpfen sich sehr eifrig, besonders auf dem Gebiete der religiösen Erziehung, beide bemühen sich bei der erzieherischen Thätigkeit auf die Unterschiede der Konfession vorwiegend hinzuweisen; daß dadurch schon in den Kinderseelen der Angehörigen eines und desselben Volkes, eines und desselben Reiches, ein Zwiespalt, ein Keim der Zwietracht gepflanzt wird, ist einleuchtend, daß daraus endlose Beweggründe zu Zank und Hader für alle Zeiten entstehen können, wird kaum jemand nicht einsehen wollen. Weniger verständlich erscheint, daß von amtswegen und durch gesetzliche Maßnahmen, und zwar, wie man eifrig zu betonen beliebt, im Interesse der Staatsordnung und des inneren Friedens, zur Erhaltung und zuweilen sogar zur Erweiterung dieses konfessionellen Zwietrachtskeimes beigetragen wird.

Die Art und Weise, wie der konfessionelle Religionsunterricht meistens erteilt und die religiöse Erziehung gewöhnlich gehandhabt wird, ist gerade nicht darnach angethan Interesse, Freude, Verständnis hervorzurufen; — das Memorieren unverstandener, ja überhaupt unverständlicher Sätze und Bibelverse, welche nur in den wenigsten Fällen vor der ruhigen Prüfung des gesunden Menschenverstandes bestehen können, die äußeren frommen Übungen, die mehr oder weniger erzwungene Andächtigkeit können als eine Art Drill, kaum aber als eine für vernunftbegabte Wesen würdige und zweckmäßige Erziehungsmethode angesehen werden. Die rechthaberische dogmatische Unduldsamkeit, welche jede andere Anschauung ausschließt, ja verdammt, muß einen gewissen Grad von Mißachtung jeder entgegengesetzten Ansicht hervorrufen, welcher die Verachtung der Träger der letzteren bald auf dem Fuße folgt; denn die natürlichste Folge der dogmatischen ist die persönliche Intoleranz.

Eine Nation wie die deutsche, welche auf keine Einheit der Konfession mehr rechnen kann, darf am allerwenigsten die besondere Betonung des trennenden Konfessionalismus sich erlauben ohne am Einheitsbewußtsein des Volkes Schaden zu leiden. Die Förderung der trennenden Elemente konfessioneller Natur durch Begünstigung, ja sogar durch direkte Förderung eines konfessionellen Religionsunterrichtes in den Schulen, die ganze Einrichtung des Schulwesens lediglich auf konfessioneller Grundlage, wie dies bei uns überall von staatswegen der Fall ist, erscheint wohl nicht geeignet, den Gedanken der Reichseinheit zu fördern und die Bildung eines einheitlichen Volks-

grundstoffes zu ermöglichen. Die eigentümlichsten Begriffe, die unbegreiflichsten Ansichten über den Katholizismus und seine Bekenner sehen wir in den Ländern der strengen protestantischen Orthodoxie verbreitet, wenn sie auch zum eigenen Volke gehören, und gerade schmeichelhaft kann man auch die Vorstellungen nicht nennen, welche in den Ländern der römisch-katholischen Rechtgläubigkeit über den Protestantismus herrschen, alles dank der unbedingten Einflußnahme des intransigenten Konfessionalismus auf die gesamten Schuleinrichtungen.

Die konfessionelle Schule überhaupt, besonders aber der von staatswegen begünstigte konfessionelle Religionsunterricht dient niemals zur Festigung der sittlichen Energie der Jugend, ist aber um so sicherer eine endlose Ursache von Zwietracht und Hader; bietet keine Garantie für die Gesittung, denn aus Furcht vor der „Hölle" ist bisher wenig Böses unterblieben, und die Hoffnung auf den „Himmel" hat auch nicht viel Gutes hervorgebracht. Nur auf dem Boden einer naturalistischen, vernunftgemäßen Ethik ist es möglich den Geist sittlicher Veredlung zu pflegen, ohne die Einheitlichkeit des Volkscharakters zu gefährden.

Wilhelm Raabe.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

„Da wird den Fenstern von tausend Leuten gegenüber ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute werden den Bau vom Ausheben der Kellerräume bis zum Einsetzen der letzten Glasscheibe mit Interesse verfolgen; aber neunhundertneunundneunzig von den tausend werden nur sagen: Das Haus gefällt mir! — oder: das Haus hat meinen Beifall nicht! — jedenfalls aber: das gäbe eine Wohnung für mich — da könnte ich mein Sopha — meine Bibliothek — meine Schränke aufstellen, und die Aussicht ist auch ganz hübsch! — und — — unter den tausend ist einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen:

Was alles kann in diesem neuen Hause passieren?

Dieser eine sieht aus seinen wohlgezimmerten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen die Zimmermannsarbeit und Maurerarbeit da drüben hinein, lehnt die Stirn an seine Fensterscheibe, die dünne Glaswand, die ihn von dem drüben trennt, und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und den Sarg, und für diesen einen schreiben wir heute und haben wir immer geschrieben."

Wollte man die ganze lange Reihe der Dichtungen von Wilhelm Raabe nach Worten durchsuchen, die für die Eigenart des Dichters bezeichnend sind, dann würde man kaum charakteristischere finden als die vorstehenden aus dem „Horaker".

Raabe hat nicht für Menschen geschrieben, die nach den mannigfaltigen Aufregungen und Anstrengungen, wie sie das Alltagsleben mit sich bringt, sich müh- und gedankenlos eine Stunde lang zu unterhalten und auszuruhen wünschen. Wie er sich immer ganz giebt, so verlangt er auch, daß man ihm ganz entgegenkomme, daß man ihm ungeteilte Aufmerksamkeit entgegenbringe. Solange wir ihn hören, soll alles um uns versinken, denn wir gehören ihm allein.

Raabe ist kein Dichter für die Durchschnittsleser, die alles hübsch ordentlich der Reihe nach erzählt haben wollen, die sich nur durch einen sogenannten sensationellen und aktuellen Stoff fesseln lassen. Er schreibt für nachdenkliche Leute, die zwischen den Zeilen lesen können, die dann und wann einmal das Buch aus der Hand legen und den Gedanken nachhängen, die in ihnen wachgerufen worden sind durch den Dichter. Er schlägt Töne an, die nicht sofort verhallen, sondern die noch lange in uns nachklingen.

„Gieb Acht auf die Gasse", sagt der Polizeischreiber Fiebiger. Was findet sich nicht alles auf der Gasse zusammen? Spiegelt sich dort nicht auf kleinstem Raum das menschliche Leben ab? Geht nicht jeder auf die Gasse, um zu sehen und gesehen zu werden? Wer sich einen guten und geschützten Platz auf der Gasse ausgesucht hat und teilnehmend und nachdenkend zusieht, wie das Leben dort vorbeiströmt, flutet und ebbt, wird viel zu erzählen haben. In dem Gesichte eines jeden Menschen, der eilig dahinschreitet, als könne er es nicht erwarten, ans Ziel zu kommen, in dem Gesichte eines jeden Menschen, der sich langsam und müde vorüberschleppt, wie einer, der sein Ziel nicht kennt, oder der kein Ziel hat, in dem Gesichte eines jeden Menschen, der ruhig und behaglich sicher seines Weges geht, der weiß, daß er noch zur rechten Zeit am Ziel ankommt, können scharfsichtige Augen die Geschichte eines Lebens lesen; eines Lebens, das reich an kleinen Freuden und großen Schmerzen war; das nächtlich dunkel, nur von seltnem Sternenflimmer erhellt war, das einem kühlen Oktobertage glich, an dem graue Wolken am Himmel sich drängen und die Sonne verhüllen; oder einem leuchtenden Frühlingsmorgen, dessen Farbenglanz aber bald von späten Frösten und tötendem Reife zerstört wird; das aber niemals war wie ein sonnenheller Junitag, an dem alles blüht und duftet im goldenen Sonnenlichte unter dem wolkenlosen blauen Himmel.

Man muß aber selbst auf der Gasse leben unter und mit all den Menschen, wenn man ihre Empfindungen mitempfinden, ihre Gefühle mitfühlen, ihre Gedanken mitdenken, ihr Leben verstehen und ergründen will. Raabe hat nicht von einem Plätzchen zugesehen, wie's auf der Gasse zugeht, er ist mitten unter die Menschen getreten. Er hat keine Phantasiegeschöpfe geschaffen, die ins Wesenlose verschwimmen, wenn man sie aufmerksam betrachtet, sondern Menschen mit Fleisch und Blut, echte Menschen,

welche die Wege gehen, die sie ihr Schicksal treibt. Es sind keine Helden, übermenschlich an Geist und Körper, sondern Menschen, wie wir sie täglich überall treffen. „Es ist nichts mit dem Herrentum in dieser Werkeltagswelt", sagte Raabe einmal. In vergangenen Jahrhunderten lebten wohl Herren, und Raabe hat drei oder vier geschildert, sie lebten in stürmischen Zeiten, die große Menschen fordern und schaffen, in Zeiten des Kampfes auf Leben und Tod, wo der Starke, wenn er auch ohne Recht war, den Schwachen unterdrückte und ihm nie Pardon gab. Aber vergebens würde man Herren in unserer ruhig und regelmäßig dahingleitenden Zeit suchen, es giebt keinen Achill und Ajax, keinen Hektor. Man muß von ihrem Piedestal viele Stufen hinabsteigen, um auch Helden zu finden, freilich andere als die Gestalten Homers. Es giebt viele Helden, welche sich nicht abheben von den anderen Menschen, in deren Mitte sie leben, unscheinbare Menschen, die sich durch keine große That hervorthun, von denen die Mit- und Nachwelt nichts weiß. Und doch sind es Helden, wenn auch eben nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Sie haben freilich nur trotz aller Leiden und allen Mißgeschicks ihr Leben zu tragen und ertragen gewußt, und sie haben es anderen tragen geholfen mit Aufbietung alles dessen, was sie besaßen, und Aufopferung aller ihrer Kräfte, ja manchmal sogar ihres eigenen Lebens. Von diesem Herrentum, das im Dunkel bleibt, erzählt Raabe, und diese Herren haben in ihm ihren Dichter gefunden. Raabe verklärt sie mit allem Sonnenglanz der Poesie und hebt sie heraus aus der Menge.

Er steigt selten hinauf zu den Höhen der menschlichen Gesellschaft, nur selten hat er adelige Menschen und Kreise geschildert. Ihn beschäftigt vor allem das Leben und Treiben des Volkes, seine Gefühle und Gedanken. Die mittleren, eigentlich noch in höherem Grade die unteren Gesellschaftsklassen, interessieren ihn am meisten. Er geht zu denen, die um ihrer socialen Stellung willen verachtet oder über die Achsel angesehen werden, zu den kleinen Leuten, zu den kleinen Handwerkern und Kaufleuten, die ihr dürftiges Brod für ein mühseliges Leben sich durch harte Arbeit verdienen.

Aus ihren Kreisen nimmt er seine Menschen, die er bei ihren mannigfachen Charakterähnlichkeiten durch feine Nuancierungen von einander zu scheiden weiß. Anders ist Wimmer, anders Schmolke, Alida ist anders als Fausta. Wie natürlich beeinflussen die Zeitverhältnisse, die Umgebungen, nicht zuletzt auch der Beruf den Menschen. Manchmal kennzeichnet Raabe Eigenart und Schicksale eines Menschen durch den Namen, den er der betreffenden Person beilegt; er versinnlicht dadurch die Macht des Zufälligen und Kleinen im menschlichen Geschick. Raabes Helden zeigen, jeder in einem bestimmten Typus, wie wenig das ewig Idealgeistige abhängt von der irdisch vergänglichen Hülle, in der es gekleidet ist. Gleich allen großen

Dichtern hat er eine Gallerie wundervoller Frauengestalten geschaffen, die uns zugleich eine Vorstellung geben von dem Reichtum seiner Phantasie, von der Tiefe seiner psychologischen Beobachtung: anmutige Mädchengestalten, hilfsbedürftige zarte Frauen, solche, die sich in ihr Schicksal fügen, Dulderinnen voller Sanftmut, aber auch solche, die mutig durch die Welt gehen, allein ohne Stütze, aufrecht, den Kopf hoch, kampflustig und hoffnungsfroh, daß doch am Ende alles sich zum Guten wenden wird. Diese Mädchen und Frauen hat Raabe mit der größten Liebe geschildert und uns weiß er auch diese Liebe mitzuteilen.

Es giebt aber noch Menschen, die nicht den Weg gehen, der ihnen bestimmt schien. Im Vertrauen auf ihre Kraft muten sie sich Stärke genug zu, auch links oder rechts vom regelrechten Pfad schneller und ebenso sicher wie auf der großen Landstraße an das Ziel zu kommen. Irgend etwas lockt sie in der Ferne, geheimnisvoll leuchtet's ihnen entgegen, und sie gehen dem trügerischen Scheine nach, den Irrlichtern, die sie in Sumpf und Moor locken. Sie suchten etwas im Leben, das doch das Leben nie verwirklicht: das Ideale. So geht der arme Geiger Günther Wallinger geistig und körperlich zu Grunde. Jedem sind Schranken gesetzt im Bösen und Guten, und niemand darf ungestraft über diese Schranken hinaus. Neben diesen Menschen, die nach dem Ideal suchen und es in die Wirklichkeit zu setzen trachten, stehen aber solche, die keinen Zug nach dem Ideal in sich spüren, die jene ersteren verlachen und verhöhnen, die mit der Niedrigkeit und Gemeinheit der Menschen rechnen und sich kaum je verzählen. Sind sie glücklich? Nein. Aber kommt ihnen ihr Unglück zum Bewußtsein? Nein. Ist es aber recht und billig, daß sie vernichtend und so selten gestraft in das Leben anderer eingreifen, daß sie das Leben und Glück Unschuldiger zerstören? Muß man nicht überhaupt viel mehr über das Leben weinen als lachen? Giebt es nichts, das uns über das Elend des Daseins hinwegtäuschen kann?

Wohl — der Humor, wenn er die Stimmung ist, welche das ganze Leben beherrscht. Raabe ist Humorist und hat einige seiner Menschen als Humoristen geschaffen, d. h. sie treten an des Dichters Stelle. Trieb zum Leben und Leid des Lebens streiten wider einander. Überwiegt jener, dann lacht die Freude, daß die Thränen trocknen, waltet dieses vor, dann lächelt der Humor schwermütig und nachdenklich. Wenn aber der Lebenstrieb stark genug jedem Leid widerstehen kann und sich maßvoll vor Selbstüberschätzung schützt, dann quillt der Humor aus der Ruhe des Gemütes. In Raabes Dichtungen lassen sich für den aufmerksamen Beobachter diese drei Stadien des Humors mühelos verfolgen.

„Gieb acht auf die Gasse!“ sagt der Polizeischreiber Fiebiger. „Sieh nach den Sternen!“ ruft der Sternseher Ulex, in dem Raabe das Un-

schätzung in der römischen Provinz Judäa ebensowenig herangezogen werden konnten, als in Syrien, Ägypten oder sonstwo, verlegt Lukas die Geschichte unter Herodes, zu dessen Zeit Galiläa noch nicht von Judäa abgetrennt war. Aber abgesehen davon, daß die Daten von Herodes Tode und der Steuereinschätzung des Quirinius feststehen, — wir wissen ja außerdem, was alles in der Zwischenzeit geschehen ist: die jüdische Deputation an Augustus, um den Regierungsantritt des Archelaos zu verhindern; die schließliche Absetzung dieses nach zehnjähriger Mißwirtschaft 2c. — war eine römische Steuereinschätzung unter Herodes überhaupt nicht möglich, um so weniger, als er, wie gesagt, gar nicht einmal Tribut nach Rom zahlte. Der argwöhnische und vorsichtige König, dessen größtes Unglück das war, daß er selbst von den Juden als Fremder (er war Idumäer) betrachtet und hauptsächlich deshalb gehaßt wurde, würde sich überdies wohl gehütet haben, die wirklichen oder vorgeblichen Descendenten der berühmtesten nationalen Dynastie auf solche Weise geradezu formell anzuerkennen. Dasselbe gilt natürlich auch, wenn die Geschichte 760 geschehen und überhaupt möglich wäre, für die Römer und Herodes Antipas, ganz abgesehen davon, daß die Unterthanen dieses gar nicht in Judäa hätten zur Besteuerung herangezogen werden können!

Aber auch abgesehen von dem Widerspruch in der Zeitangabe des Herodes und der Steuereinschätzung des Quirinius und abgesehen von allen staatsrechtlichen und sonstigen Unmöglichkeiten: wie sollte eine Steuereinschätzung ausgeführt werden, wenn die Censiten nicht an ihren Wohnorten registriert werden sollten, sondern da, wo ihre Familien vor tausend Jahren ansässig waren? Das wäre, auf unsere Verhältnisse angewendet, das Jahr 901, also Zeit Ludwig des Kindes, des letzten Karolingers! — Es ist kaum möglich, ernsthaft zu bleiben! Selbst das Vorhandensein so alter Stammbäume und alles sonst dazu Notwendige vorausgesetzt, bliebe kein Mensch an seinem Wohnort, wo er sein Geschäft betreibt 2c.; ganze Länderteile würden vollständig entvölkert, aller Grundbesitz 2c. müßte verlassen werden, nicht allein von den Besitzern, sondern auch vom Arbeitspersonal, das sich ja auch an den Ursprungsort seiner betreffenden Familie begeben müßte, und die ganze Bevölkerung müßte sich, da die Ascendenten-Linien nach oben zusammenlaufen, an wenigen fremden Orten zusammenfinden — zum Zweck einer Steuerveranlagung!

Es dürfte selbst dem beschränktesten Verstande klar sein, daß die ganze Geschichte eine Erfindung vollständig ungebildeter Leute ist.

Beglaubigt sollen sie werden durch den Hinweis auf irgend eine Stelle in den Propheten, „auf daß erfüllet ward, was geschrieben steht, 2c.". Diese Beweisführung ist in ihrer Harmlosigkeit geradezu verblüffend. Denn es ist überhaupt kein möglicher oder unmöglicher Vorgang denkbar,

zu dem sich nicht irgend eine Stelle in den Propheten finden ließe, die man als Voraussage dafür bezeichnen könnte, zumal wenn es durchaus nicht darauf ankommt, ob sie paßt oder nicht!

Diese Erfindung wurde gemacht — ebenso wie die Verlegung der Geburt Jesu nach Bethlehem bei Matthäus — weil man damals noch nicht die Gottheit Jesu kannte, sondern ihn zum prophetischen Messias stempeln wollte, der aus Davidischem Geschlecht sein mußte; (der apokalyptische Messias hatte in den Wolken des Himmels zu kommen.) Zu diesem Zweck wurden auch die beiden Stammbäume bei Matthäus und Lukas erfunden, die mit der Zeugung durch den heiligen Geist in direktem Widerspruche stehen. Bekanntlich haben sie von David ab keinen gemeinsamen Namen mehr und von Abraham bis Joseph bei Matthäus 40, bei Lukas 55 Generationen. Matthäus giebt noch, was die Glaubwürdigkeit des seinigen wesentlich erhöht, die Zahlensymbolik von 3-mal 14 Generationen an, das wären 42; er führt aber, Joseph miteingeschlossen, nur 40 auf.

Auch der theologisch oder historisch nicht geschulte Laie kann an der Hand der evangelischen Erzählungen diese Untersuchungen selbst kontrollieren. Das Resultat derselben ist: 1. daß die Berichte unmöglich, weil in sich selbst widersinnig sind; 2. daß dieselben nicht etwa auf Mißverständnissen und Irrtümern beruhen, sondern tendenziöse, ungeschickte und nur bei einer sehr naiven Naturerkenntnis möglich gewordene Erdichtungen sind.

Religion und Volksschule.

Von Freiherr von Zucco-Cuccagna (Mainz).

Von vielen Seiten wird behauptet, daß zur Grundlegung des Moralitätsbewußtseins, des Verständnisses für Recht und Billigkeit, sowie des Strebens nach Veredlung, eine sittlich-religiöse Erziehungsbasis erforderlich sei. Dagegen wäre im Prinzipe nichts einzuwenden. Das Verständnis für Ordnung, Rechtsgefühl, Gesetzesachtung, Gesittung muß mit wahrhaft religiösem Ernste gepflegt werden. Aus dem Bedürfnisse gesellschaftlichen Zusammenlebens muß die Notwendigkeit der Achtung und Anerkennung dessen, was jeder andere Mensch vom Standpunkte des Rechtes und der Billigkeit für sich beanspruchen darf, hervorgehen. Um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, sind die Pflege der Verstandeskräfte, die Schärfung des Denkvermögens schon in der Jugend, ja in der Kindheit, sobald die Anfänge selbständiger Denkfähigkeit sich einstellen, die besten Mittel. Denn das, wovon man die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit nicht einsehen kann, was blos auf guten Glauben hin angenommen werden muß, pflegt keine Zugkraft mehr zu haben, wenn der Verstand mit dem Alter zur vollen

Dabei nun trat unter den Verteidigern Bernsteins mit einer bedeutungsvollen Rede Dr. Woltmann aus Elberfeld hervor, der über Marx u. a. folgendes sagte: „Marx hat sich die Tendenz des Kapitalismus vorher fertig gemacht, ehe er seine Geschichte studiert hatte. Das widerspricht aller wissenschaftlichen Erforschung. Die ganze Marx'sche Zusammenbruchstheorie ist eine spekulative Idee, nicht eine wissenschaftlich begründete Thatsache. Wo hat Bernstein behauptet, daß es in der Vergangenheit keine Expropriationen gegeben hat? Er sagt nur, es hat keine gewaltsame Expropriation von allgemeinem Umfang gegeben, und dafür fehlt es in der That bisher an einer Analogie in der Geschichte. Der Sozialismus ist zweifellos die Vollendung des Liberalismus im wirtschaftlichen Sinn des Wortes. Wir haben doch die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; ohne die Selbstverantwortung, das Bewußtsein der Notwendigkeit, die Tüchtigsten an die Spitze zu stellen, werden wir nicht weiter kommen, auch das müssen wir übernehmen, denn das sind allgemeine biologische Grundsätze. Es handelt sich aber darum, die Grundlage zu schaffen, auf der der Wettkampf unter gleichen Bedingungen erfolgen kann; dafür sind wir Kollektivisten, damit die Individuen sich entwickeln können."

Ausführlicher, als es natürlich in Hannover möglich war, hat Woltmann seine Ansichten bereits in drei Büchern vertreten, dem „System des moralischen Bewußtseins", „die Darwinsche Theorie und der Sozialismus" und der vorliegenden Schrift über den historischen Materialismus. Woltmann spricht als Philosoph über den Philosophen Marx. Ist dieser doch nach seinem Urteil „ein ebenso großer, wenn nicht noch größerer Philosoph als Ökonom". Woltmanns Buch steht unter dem Zeichen der Rückkehr zu Kant, dessen kritischer Philosophie Marx' Auffassung des wissenschaftlichen Denkprozesses durchaus entspreche. Marx wäre danach sozusagen Kantianer, ohne es zu wissen und zu wollen, da ihm, wie auch Engels und den späteren Theoretikern des Sozialismus, die intime Kenntnis des kantischen Systems abgehe. Die verstiegenen Übertreibungen des historischen Materialismus werden von Woltmann sehr glücklich zurückgewiesen, und es wird gezeigt, daß der Marxismus nicht nur besser sei als sein Ruf, sondern auch besser, als er selbst Wort haben wolle. Denn allem Hohn über die ideologischen Schrullen der Moral zum Trotz beruhe das „Kapital" auf einem ethischen Untergrunde, auf tief sittlicher Empörung gegen Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit.

Besonders erfreulich aber war uns folgende Stelle des trefflichen Buches von Woltmann (S. 408): „Ich kann nicht umhin, den oft geradezu widerwärtigen und abstoßenden Charakterzug des Marxismus auf das entschiedenste zu verurteilen, die „Ideale" und die „Ideologien" zu verspotten, alles wahrhaft Große und Menschliche in der vergangenen Geschichte immer recht klein zu machen und den Menschen zur ökonomischen Maschine zu erniedrigen."

Nein, der Mensch ist ein sittliches Wesen, und keine rein ökonomische Umwälzung kann, um Schillers Ausdruck zu gebrauchen, den Notstaat zum Vernunftstaat gestalten. „Und wenn aus Steinen Brot gemacht würde, so ist damit für die Freiheit nichts gewonnen. Die Freiheit ist eine Sache der moralischen Revolution." (S. 422.)

Das lautet anders, als wir es von der Seite gewöhnt sind; wir glauben, es lautet besser und verheißungsvoller. Dr. C. A. Ellissen.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Haenger

Nr. 12. 20. September 1901. I. Jahrgang.

Der Katholikentag in Osnabrück.

Die 48. Generalversammlung der deutschen Katholiken, welche in Osnabrück stattfand, bewegte sich in denselben Geleisen, welche wir schon von den Versammlungen zu Landshut, Neisse, Krefeld, Bonn bis zum Überdruß kennen; dasselbe Aufgebot von kirchlichen Würdenträgern, Leuchten der Centrums-Partei, katholischen Gelehrten und überzeugten klerikalen Bürgern aus allen Ständen. Derselbe Jubel, dieselbe „stürmische Begeisterung", wenn eine Centrumsgröße das Podium besteigt, derselbe „tosende Beifall", wenn ein Redner etwa Sätze ausspricht wie den folgenden: „Die christliche Familie ist das beste Bollwerk des Staates", oder wenn ein Seminarlehrer, Präses des Osnabrücker Arbeiter-Vereins, erklärt: „Mit unserem Festzuge wollen wir öffentlich bekunden, daß wir Arbeiter der Kirche zugehören, deren Stifter dreißig Jahre Genosse der Arbeiter gewesen ist." Man fragt sich unwillkürlich, was diese Katholikenversammlungen eigentlich für einen Zweck haben, da immer dieselben Fragen in derselben Weise behandelt werden. Wenn man die Reden der letzten Versammlungen aufmerksam durchgelesen hat, ist man ohne weiteres im stande, jedes beliebige Referat zu übernehmen und mit felsenfester Aussicht auf „jubelnden Beifall" bei irgend einem zukünftigen Katholikentage vorzutragen, auch wenn man Protestant oder gar Mohammedaner, Buddhist oder Fetischanbeter ist. Etwas Langweiligkeit muß man ja bei allen Kongressen mit in den Kauf nehmen, aber in den Wüsteneien der Katholikentage fehlt auch jede Oase.

Aber diese alljährliche Heerschau der deutschen Ultramontanen hat dennoch ihre Bedeutung. In akatholischen Kreisen finden sich noch unzählige Zweifler, die nur ein geringschätziges Lächeln für die liberalen oder gar „freimaurerischen" Blätter haben, wenn diese so unvorsichtig sind zu behaupten, daß es in Deutschland mit der Bedeutung des Katholizismus bedenklich abwärts gehe. Die Zeitungsberichte über die Reden und Ver-

handlungen in Osnabrück, bei denen doch, wie man wenigstens annehmen muß, die ersten Leuchten der klerikalen Weltanschauung zu Worte kamen, werden auch auf diese Zweifler ernüchternd wirken. Welche Fülle von Gemeinplätzen, Banalitäten aller Art! Ein durch nichts gerechtfertigter Chiliasmus, eine Oberflächlichkeit in der Behandlung der wichtigsten Fragen unserer Zeit, eine Hülflosigkeit gegenüber den Problemen der Zukunft, die peinlich auf jeden wirken muß, der gewohnt ist, an alle Erscheinungen die kritische Sonde zu legen, ihrem Werden nachzuspüren und sich nicht mit Aussprüchen wie „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" abspeisen zu lassen. Solcher Impotenz gegenüber braucht man kein besonders begnadeter Prophet zu sein, um zu sagen: der Katholizismus hat in Deutschland den Kampf bereits endgültig verloren. Wissenschaft, Kunst und Technik sind so weit vorausgeeilt, daß die Anhänger der klerikalen Weltanschauung überhaupt jede Fühlung mit diesen Dingen verloren haben. Jede Verständigung zwischen den Trägern der deutschen Kultur der Gegenwart und den Rednern der Osnabrücker Katholiken-Versammlung ist einfach unmöglich. Scheinbar reden beide Parteien die deutsche Sprache, aber in Wirklichkeit kann sich der gebildete Deutsche unserer Zeit eher mit dem gebildeten Japaner, Chinesen und Inder verständigen, als mit den umjubelten Wortführern des Ultramontanismus. Wenn diese Überzeugung allmählich in weitere Kreise eindringt, werden sich die Anhänger der liberalen und der klerikalen Weltanschauung viel duldsamer gegenüberstehen. Zeitgenossen der Leiblichkeit nach, sind sie dem Geiste nach um Jahrhunderte von einander getrennt. Dieser Punkt muß endlich in den Vordergrund der Diskussion gestellt werden. Man muß die Sachlage so auffassen, als ob noch eine Gesellschaft von Astrologen vorhanden wäre, welche auf Seni's, des Hofastrologen Wallensteins, Weltanschauung eingeschworen wäre. Würden sich die Direktoren unserer Sternwarten mit diesen Männern verständigen können? Würden die Alchymisten aus der Zeit Kaiser Rudolfs, wenn sie heute noch überzeugte Nachfolger besäßen, mit unseren großen Chemikern einig werden können?

In Bezug auf diesen Gegenstand war die Rede des Domkapitulars Dr. Schädler aus Bamberg interessant, der zugab, daß die Katholiken auf wissenschaftlichem Gebiete „ins Hintertreffen" geraten seien und bemerkte: „Unsere Aufgabe ist es, die Wissenschaft wieder zurückzuführen auf den christlichen Weg! (Stürmischer Beifall.) . . . . . Wir wollen Lehrer der Wahrheit (!!!) an den Universitäten, aber nicht Hypothesenmänner, wir wollen Mediziner als christliche Männer am Krankenbett, welche im Kranken nicht ein Versuchs-Kaninchen sehen, sondern auch der unsterblichen Seele gedenken. (Stürmischer Beifall.) Auf dem Boden des Glaubens wollen wir die Wissenschaft fördern. (Stürmischer Beifall.)"

Nun will es der Zufall, daß die „Kölnische Volkszeitung" vom 25. August einen Aufsatz brachte unter der Überschrift „Taufscheinkatholiken", in welchem sie herzbewegend darüber klagt, daß „die katholischen gebildeten und sogar gelehrten Kreise von diesen verhängnisvollen Strömungen (gemeint ist die Entwickelungslehre) nicht unberührt geblieben sind", und dann fortfährt: „Auch an ihnen ist die Säkularisation der Wissenschaft nicht spurlos vorübergegangen. Unlängst klagte ein angesehener katholischer Rechtslehrer, es gäbe überhaupt keine katholischen Juristen mehr, was natürlich nicht heißen soll, es gäbe keine guten Katholiken unter den Juristen. Man kann dasselbe von unseren Ärzten sagen, was auch nicht weiter zu verwundern ist, wenn man in einer verbreiteten medizinischen Propädeutik lesen kann, die eigentliche Religion des Mediziners sei der Materialismus. Wir haben es erlebt, daß eine ausgesprochen katholische Zeitung gelegentlich der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches in einem Kommentar hierzu ihren Redaktionsjuristen ruhig schreiben ließ, das Mutterrecht sei älter als das Vaterrecht, weil das Hordenleben dem Familienleben vorangegangen sei. Wenn das am grünen Holze geschieht ..... Vielfach sind solche Irrtümer unbewußt aus Condescendenz und gedankenlosem Nachsprechen hervorgegangen. Das beweist aber nur, wie hohe Zeit es ist, gegen diesen Geist des Irrtums, der nicht nur an unseren Hochschulen, sondern bereits an Mittel- und Volksschulen heimisch ist, thatkräftig Front zu machen." *)

Nun wissen wir genau, was Herr Domkapitular Dr. Schädler meint, wenn er die Wissenschaft „auf dem Boden des Glaubens" fördern will. Wenn also z. B. ein Mann der Wissenschaft einwandfrei nachweisen kann, daß das Mutterrecht älter als das Vaterrecht ist, dann muß er weggejagt werden, „denn", sagt derselbe Domkapitular Dr. Schädler, „wir wollen Lehrer der Wahrheit an den Universitäten, aber nicht Hypothesenmänner". Vielleicht setzt sich Herr Dr. Schädler über diesen Gegenstand mit der „Kölnischen Volkszeitung" noch eingehender auseinander. —

Nach dieser heiteren Bemerkung sei uns noch ein kurzer Hinweis auf Gedanken tragischer Art gestattet, die uns beim Lesen der Berichte vom Osnabrücker Katholikentage beschlichen haben. Wir fragen uns, wie kommen diese tausende von Menschen in die Lage allen diesen Reden begeistert zuzujubeln, die wir für vollkommen irreführend, ja zum Teil für geradezu bemitleidenswert dumm halten? Angeborene Disposition, Erziehung von frühester Jugend an und das Milieu haben diese Männer so sehr mit katholischen Anschauungen angefüllt, daß sie überhaupt nicht mehr dazu fähig sind einen anderen Gedanken in sich aufzunehmen. So sind sie Opfer ihrer Ent-

*) Anmerkung der Redaktion: Vrgl. hierzu auch den Artikel „Ultramontane Pastoralmedizin" in Nr. 10. S. 309. Z. 5 u. ff.

wickelung geworden und keine Macht der Erde kann sie mehr aus ihrer Traumwelt reißen, in die sie sich mit allen Fasern ihres Wesens eingesponnen haben. Und wenn uns selbst ein finsteres Geschick im Kindheitsalter in dieses Milieu verschlagen hätte? — Wer weiß, ob nicht auch wir heute Beifall riefen, wenn der Redner sein „die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" herausbrüllte! Das „Homo sum" muß uns hier auf den richtigen Weg weisen — wir müssen uns sagen: ein Menschenlos, wie es den Besuchern der Osnabrücker Versammlung zugefallen ist, hätte auch uns fallen können, „du bist ein Mensch und was Menschen zustößt, hätte auch dir zustoßen können." Glücklich, wer dem traurigen Geschick entronnen ist, in gebundener Weltanschauung, der Entwickelung entrückt, sein Leben vorbeifließen zu sehen. Aber jeder Glückliche, der nicht die Verpflichtung empfindet auch andere aus ihrer Enge zu befreien, ist seines eigenen Glückes unwert. Und darin sehen wir unsere eigene menschenbefreiende Mission: Kein selbstgefälliges sich Einkapseln in die freie Weltanschauung, sondern ein rastloses Ringen, um auch anderen, die unseresgleichen sind, diesen unvergleichlichen Schatz zu übermitteln. Jedem ernsten Denker müßte der Vorwurf in die Ohren dröhnen: Mancher Besucher des Osnabrücker Tages hätte vielleicht nicht im Saale gesessen, wenn Du immer Deine Pflicht gethan hättest. Es ist auch ein Mammonsdienst, wenn man sich an seiner eigenen geistigen Freiheit genug sein läßt und kaltlächelnd zusieht, wie sich andere zu den Katholiken-Versammlungen drängen.

Und damit wollen wir von der Osnabrücker Versammlung Abschied nehmen. Neben ehrlicher Begeisterung machte sich auch dieses Mal viel Mache breit, so daß man sich häufig beim Lesen der Berichte versucht fühlte mit Talleyrand zu fragen: trompé — trompeur — ou trompette? Daß mit in erster Linie die trompettes in Wirksamkeit traten, war schon aus den „Böllerschüssen" (!!) zu entnehmen, die während der Wahl des Präsidenten abgefeuert wurden. Einst that es das Wort des Apostels, dann kam das Glockengeläute, jetzt ist man bereits an Böllerschüssen angelangt. Wenn wir alle unsere Pflicht thun, werden die Herren Ultramontanen bald Dynamit und Spreng-Gelatine verwenden müssen, um die Stimme der Vernunft zu übertönen.

Aus dem deutschen Genossenschaftswesen.

Von Dr. Hans Crüger (Charlottenburg-Berlin).

Wer hätte vor fünf Jahrzehnten, als Schulze-Delitzsch die ersten genossenschaftlichen Organisationen schuf, daran gedacht, daß die Zeit kommen würde, in der ernstlich die Frage erörtert werden könnte: „Ist eine Ausbreitung der Genossenschaften wünschenswert — giebt es Genossenschaften,

die dem Gemeinwohl gefährlich werden können?" Gab es auch in den ersten Jahrzehnten zahlreiche Gegner der Genossenschaft, so waren diese doch fast ausschließlich Gegner aus politischen Gründen, indem sie in den Genossenschaften Schöpfungen des Liberalismus erblickten. Heute wird ganz ernstlich die Frage der Grenze für das Genossenschaftswesen erörtert.

Die Genossenschaft gehört wohl zu den interessantesten wirtschaftspolitischen Gebilden, sie hat in fünf Jahrzehnten eine Ausbreitung gefunden, hat sich so mannigfach unter den verschiedensten Verhältnissen entwickelt, wie es wohl bei keiner anderen wirtschaftlichen Organisation hat beobachtet werden können. Wenn heute von Genossenschaften gesprochen wird, so denkt man nur an die modernen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Die genossenschaftliche Organisation ist aber thatsächlich urdeutschen Charakters. Einst war in der Genossenschaft die Verfolgung politischer und wirtschaftlicher Zwecke vereinigt, dann trat eine Sonderung ein. Gierke in seinem deutschen Genossenschaftsrecht rühmt von den Germanen die Gabe der Genossenschaftsbildung, und thatsächlich ist auch die Genossenschaftsbildung in keinem Lande je so weit verzweigt und so reichhaltig gewesen wie in Deutschland. Denken wir an die Innungen, die Gilden, die Hansa des Mittelalters — sie alle waren Genossenschaften. Freilich war die Verfolgung wirtschaftlicher Zwecke hier oft mit politischen Zwecken verbunden, wie der Ausgangspunkt der Genossenschaften im Mittelalter vielleicht mehr auf dem politischen als dem wirtschaftlichen Gebiete liegt. Doch politische und wirtschaftliche Fragen greifen ja meist eng ineinander ein. Später folgte dann die Zeit, in der in Deutschland alles in Atome sich aufzulösen schien. Die vorhandenen mächtigen wirtschaftlichen Genossenschaften wurden gesprengt oder versteinerten. Fast durch Jahrhunderte, „in den Zeiten des obrigkeitlichen Systems", wie Gierke sich ausdrückt, „waren es vorzugsweise nur öffentliche Anstalten, welche man für bestimmte Seiten der Wirtschaftsförderung errichtete, während die Association durch die individualistische Gesellschaftsform eingeschränkt blieb. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts jedoch zeigte sich vielfach bereits die genossenschaftliche Vereinigung der betreffenden Personenkreise mit thätig."

Als Vorläufer der heutigen modernen Genossenschaften kann man die auf der unbeschränkten Haftpflicht beruhenden landschaftlichen Genossenschaften zur Sicherung und Befriedigung des Real-Kreditbedürfnisses der Großgrundbesitzer betrachten. Schulze-Delitzsch war es vorbehalten die Form zu finden, in der der alte deutsche genossenschaftliche Gedanke für moderne Verhältnisse und Bedürfnisse Verwertung finden konnte.

Das deutsche Genossenschaftswesen hat sich durchaus eigenartig entwickelt, völlig unabhängig von dem Genossenschaftswesen der anderen Staaten. Wohl kam der Gedanke der französischen Genossenschaften der vierziger Jahre

auch nach Deutschland hinüber, und Viktor Aimé Huber verbreitete durch Wort und Schrift die Erfolge der englischen Genossenschaften in Deutschland; doch die eigenartigen deutschen Verhältnisse forderten ihr besonderes deutsches Genossenschaftswesen. Schulze-Delitzsch schuf das Genossenschaftswesen für das Kleingewerbe.

In England ging das Genossenschaftswesen von der Hebung der Handarbeiterklassen aus — in Frankreich diente es der Produktion und zwar auf genossenschaftlicher Grundlage — in Deutschland ruhen seine Anfänge im Kreditwesen und in der Anpassung des Handwerks an moderne Verhältnisse.

In ganz außerordentlich schneller Zeit brachen sich die Genossenschaften in Deutschland Bahn, obgleich ihnen jegliche gesetzliche Grundlage fehlte und die Organisation erst gesucht werden mußte. Freilich, glückliche Verhältnisse trugen zur Ausbreitung bei. Das mangelhaft entwickelte deutsche Bankwesen gab einen günstigen Anlaß für das Aufblühen der Schulze-Delitzschschen Kreditgenossenschaften, die dann auch in ihren Einrichtungen vorbildlich wurden für so manche Organisation der späteren deutschen Großbanken.

Das Wesen der Genossenschaft beruht, indem die Genossenschaft Erwerb und Wirtschaft der Mitglieder fördern will, auf der Ausschaltung von Arbeitskräften — die Genossenschaft stellt eine Art Großbetrieb dar, die Mitglieder wollen mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation sich die Vorteile des Großbetriebes in den verschiedensten Arten zuführen. Sei es, daß sie sich zum gemeinschaftlichen Waareneinkauf vereinigen, oder zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses, oder zur Verwertung handwerksmäßig hergestellter Produkte u. s. w.

Solange eine gewisse Klasse der Genossenschaften nur vereinzelt auftritt, wird die Konkurrenz dieser Genossenschaftsart in den Kreisen, deren Arbeit ausgeschaltet werden soll, wenig empfunden, oder die Genossenschaft bereitet einem Stande die Konkurrenz, der sich der allgemeinen Sympathie nicht erfreut. Letzteres ist der Fall bei den Kreditgenossenschaften, durch die die kleinen Privatbankiers und Geldverleiher zurückgedrängt werden, die sich recht geringer Sympathie zu erfreuen haben; je mehr und je weiter sich die Kreditgenossenschaften entwickelten, desto freudiger wurde das allgemein begrüßt.

Als die Konsumvereine, landwirtschaftlichen Genossenschaften u. s. w. noch vereinzelt auftraten, wurden sie von den Kleinkaufleuten oft verspottet, es wurde die „Kaufmannspielerei" verhöhnt; dann aber breiteten sich diese Genossenschaften aus, die mit ihnen konkurrierenden Kaufleute wurden beunruhigt und schon vor mehr denn 25 Jahren begann die Agitation gegen die Konsumvereine. Diese Agitation wurde immer lebhafter, die Klein-

kaufleute erfreuten sich schließlich in ihrem Kampf gegen die Konsumvereine der Unterstützung der Behörden, und endlich Ende der achtziger und in den neunziger Jahren erging Gesetz auf Gesetz zur Beschränkung des Geschäftsbetriebes der Konsumvereine. Ungerechtigkeiten über Ungerechtigkeiten wurden den Konsumvereinen zugefügt. Als die Leiter der Kunsumvereinsbewegung darauf aufmerksam machten, daß die Agitation gegen die Konsumvereine nur der Anfang einer Anti-Genossenschaftsbewegung sei, wurde ihnen nicht Glauben geschenkt. Man erkannte den schweren Fehler nicht, der darin lag, gegen eine Genossenschaftsart gesetzliche Ausnahmebestimmungen zu erlassen.

Die Konsumvereinsbewegung wurde freilich durchaus nicht dadurch aufgehalten, im Gegenteil, sie nahm an Vertiefung und Ausbreitung zu, und als die Zeit der Ringbildungen kam, wurde ganz ernstlich die Frage der Eigenproduktion zur Sprengung der Ringe und Kartelle in den Kreisen der Konsumvereine erörtert.

Inzwischen hatte sich das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in einer ungeahnten Weise entwickelt. Erst seit Mitte der sechziger Jahre war das Genossenschaftswesen systematisch in die Landwirtschaft eingeführt und heute wird man wohl schwerlich noch einen Landwirt finden, der nicht einer oder gar mehreren Genossenschaften angehört.

Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hat eine Macht erreicht, daß es den Kampf aufnimmt mit Fabrikkartellen, mit Ringbildungen der Großhändler. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften suchen heute bereits internationale Verbindungen, um Einfluß auf die Preisbildung des Getreides zu gewinnen. Den Führern der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung schwebt vor Augen eine Gesamtorganisation der deutschen Landwirtschaft auf genossenschaftlichem Boden, um den Konsumenten die Preise diktieren zu können. Nun, die Bäume wachsen nicht in den Himmel hinein. Erklärlich ist aber, wie diese Organisation eine Beunruhigung insbesondere im Handelsstande hervorgerufen hat und wie die Handelskammern die gleichen Ausnahmebestimmungen für die landwirtschaftlichen Genossenschaften fordern, die für die Konsumvereine heute bereits bestehen.

Die Baugenossenschaftsbewegung hatte in den siebziger Jahren eine erhebliche Ausbreitung gefunden. Sie war dann unter den Folgen der industriellen Krisis zusammengebrochen, und erst die Zulassung der beschränkten Haftpflicht durch die Genossenschaftsgesetzgebung von 1889 und die Förderung, die die Baugenossenschaftsbewegung durch die Versicherungsanstalten erfuhr, belebten sie von neuem und in wenigen Jahren entstanden Hunderte von Baugenossenschaften. Und nun? Die Haus- und Grundbesitzer-Vereine sehen sich durch die Ausbreitung der Baugenossenschaften schwer beeinträchtigt, sie erklären sie für eine Gefahr für Thron und Altar, für

ein Mittel, sozialdemokratische Bestrebungen in die weitesten Kreise hineinzutreiben. Der kürzlich in Hannover abgehaltene Kongreß des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzer-Vereine Deutschlands hat ganz ernstlich Maßnahmen beraten, wie der Thätigkeit der Baugenossenschaften eine Schranke gezogen werden kann.

Groß war die Mühe, die Handwerker zur genossenschaftlichen Organisation zu bewegen, aber in weiteren Kreisen erkannte man doch, daß die genossenschaftliche Organisation der einzige Weg ist, um die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Lebensfähigkeit des Handwerks zu halten und zu heben. Heute wird allgemein in Innungen, in Gewerbevereinen die Gründung von Handwerkergenossenschaften erörtert. — Die Zahl der bestehenden Genossenschaften ist klein, sie ist auch nie groß gewesen, denn Konkurrenzneid, Streitigkeiten, haben stets die Entwickelung dieser Genossenschaftsart behindert und so manche blühende Genossenschaft wieder eingerissen. Wenn wir nun aber heute, da die Gründungen von Handwerkergenossenschaften etwas zahlreicher werden, die Organe der Händler lesen, die Rohmaterialien im Handwerkerstande absetzen, so begegnen wir dabei einer ganz gleichen Agitation, wie wir sie in den Organen der Kolonialwarenhändler-Presse gegenüber den Konsumvereinen finden, und thatsächlich werden denn auch ganz ernstliche Maßregeln ergriffen, um die Bildung von Handwerkergenossenschaften zu hindern.

Den Kaufleuten, die sich durch die Konkurrenz der Genossenschaften bedroht fühlten, wurde aus den genossenschaftlichen Kreisen der Rat erteilt, selbst Genossenschaften zu bilden, um damit ihre Leistungsfähigkeit zu heben. Seit einigen Jahren hat die Zahl dieser Genossenschaften denn auch erheblich zugenommen. Und schon erhebt der „Konfektionär" — das Organ der Grossisten — seinen warnenden Ruf. Die Zeitschrift ist noch zu stolz, um die Gesetzgebung gegen die Ausbreitung dieser Genossenschaften anzurufen, aber sie warnt vor der Ausbreitung derselben und schildert die Folgen der Ausbreitung in den schwärzesten Farben.

So geraten wir in den Kreis der Widersprüche hinein: Genossenschaften, Antigenossenschaften; hier Förderung des Genossenschaftswesens, dort Bekämpfung der genossenschaftlichen Organisation. Wir können die Beobachtung machen, die ja auf allen gewerblichen Gebieten gang und gebe ist: ein jeder möchte für sich die Freiheit der genossenschaftlichen Organisation, aber den andern gönnt er sie nicht.

Wir stehen vielleicht am Anfang weiterer bedeutsamer Entwickelungen auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens. Wer wüßte nicht, wie einst Lassalle die Ausbreitung der Konsumvereine bekämpfte, indem er behauptete: Was der Arbeiter im Konsumverein an Ersparnissen gewinnt, wird er durch Preisdrückerei des Arbeitgebers an Lohn einbüßen. Die Arbeiter

ließen sich nicht irreführen, sie bildeten Konsumvereine, sie erkannten die wirtschaftlichen Vorteile, und schließlich war die sozialdemokratische Partei gezwungen, den Konsumvereinen gegenüber eine sympathische Stellung einzunehmen. Nun aber begann das Auffallendste. Aus den Kreisen überzeugter Anhänger der Sozialdemokratie wird, wenn auch vorläufig nur vorsichtig, darauf hingewiesen, wie das Konsumvereinswesen eine Ergänzung der Gewerkschafts- und politischen Bewegung sei — wie an eine Lösung der sozialen Frage, an den sozialen Zukunftsstaat auf der Grundlage der Organisation der Konsumenten zu denken sei. Den Ausgangspunkt hatte die sozialdemokratische Partei in der Organisation der Produktion und zwar auf der Grundlage der Produzenten — heute wird hier und dort diese Grundlage bereits verworfen, und ernsthaft erörtert man als Grundlage die Organisation der Konsumenten, die die Gesammtheit der Konsumenten umfassen soll, um dann die Produktion zu regeln, sie im ausschließlichen Interesse der Konsumenten zu betreiben. Die maßgebenden Organe der sozialdemokratischen Partei schweigen sich vorläufig darüber aus, und wenn sie sprechen werden, werden sie dafür Hohn und Spott haben. Gleichwohl wird der Zeitpunkt nicht mehr so fern sein, da die sozialdemokratische Partei ernstlich dieser Frage wird näher treten müssen.

Diese Entwickelung des Genossenschaftswesens, diese Beeinflussung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Genossenschaften, hat ganz gewiß vor fünf Jahrzehnten niemand vorausgeahnt.

Ostpreußische Landarbeiterverhältnisse.*)

Von Masovius.

Das statistische Material über deutsche Landarbeiterverhältnisse ist noch gering. Und doch giebt es die Grundlage für eine wichtige Beurteilung dieser vielerörterten Frage. Die nachstehenden Angaben betreffen

*) Unsere Ausführungen wenden sich nicht gegen Personen, sondern gegen Anschauungen und Zustände, für die einzelne nicht verantwortlich gemacht werden können, unter denen wir sie vielmehr oft leiden gesehen haben. C'est le milieu! Wir schildern selbsterlebte Thatsachen. Deshalb trifft uns auch nicht der Vorwurf, daß unsere Mitteilungen nicht typisch sind. Diesen Anspruch erheben sie nicht und dürfen ihn nicht erheben. Auch wird uns gesagt, was wir nicht bezweifeln, daß die Arbeiternot erheblich dazu beigetragen hat, die Lage der Arbeiter zu verbessern. Die Behandlung soll gleichfalls unter der Schwierigkeit, Arbeiter in genügender Zahl zu beschaffen, besser geworden sein. Das bezweifeln wir auch nicht. Aber beide Einwände sind für uns kein ethischer Grund, unsere Mitteilungen zurückzuhalten. Sie erfüllen schon ihren Zweck, wenn sie dazu beitragen, die Gesamtlage der Arbeiter auch aus anderen Gründen als blos wegen der schweren Not der Zeit zu verbessern. Hätte man kluger und humaner Weise vorgebaut, wäre im Osten heute manches anders.

das Ermland und Masuren. Ersteres weist weit mehr als Masuren eine gesunde Verteilung von Großgrund-, mittlerem und bäuerlichem Besitz auf. Während das Ermland bekannt ist durch seinen tüchtigen Bauernstand, seine großen und verhältnismäßig wohlhabenden Dörfer in seinem mittleren und nördlichen Teil — wo im südlichen der Sand beginnt, fängt das auch wirtschaftlich niedriger stehende Polentum an — hat in Masuren der Großgrundbesitz das Bauerntum stellenweise aufgesogen oder auf die sogenannten „fliegenden Hypotheken" verdrängt und die spärlichen Dörfer zu Wohnstätten des Landproletariats gemacht. Der klaffende Gegensatz von Latifundien und besitzloser Arbeiterschaft ist hier besonders groß.

Im Ermland erhielten die Dienstmädchen auf den Gütern in den fünfziger und meist auch noch in den sechziger Jahren, die für die Landwirtschaft gute Zeiten genannt werden konnten, einen durchschnittlichen Jahreslohn von 30 Mark. Dazu einige Kleidungsstücke als Weihnachtsgeschenk. In Masuren war der Geldlohn oft noch geringer und das Geschenk nicht wertvoller. Jetzt erhalten die Dienstmädchen dort wie hier 80 bis 120 Mark.

Unverheiratete Knechte bezogen in den fünfziger und sechziger Jahren 70 bis 100 Mark Jahreslohn. Jetzt ist er auf 120 bis 135 Mark gestiegen.

Der Instmann bekam in dem angegebenen Zeitraum, wo die Dreschmaschine noch selten war, bei dem Dreschen mit dem Flegel den zehnten Scheffel, 1/2 Morgen Kartoffelland, 1/2 Scheffel Lein gesäet, Futter für eine Ziege; er konnte sich zwei Schweine halten und hatte Anspruch auf Fuhrwerk zum Holen seines Brennmaterials, das er selbst bezahlen mußte. Sein Taglohn betrug im Winter 30, im Sommer 40 Pfennige.

Die Scharwerkerin (ein junges Mädchen, „die Margell"), die er halten mußte, bekam im Winter 20, im Sommer 30 Pfennige Tagelohn. Instmann wie Scharwerkerin aßen im Hof, d. h. in der Leuteküche des Gutshauses.

Für die Wohnung wurden dem Instmann in den fünfziger und sechziger Jahren durchschnittlich 10 Mark von seinem Lohn abgezogen. Sie bestand und besteht auch jetzt noch fast überall aus einer ein-, selten zweifenstrigen, kleinen und sehr niedrigen Stube, einer schmalen, durch ein Fensterchen erhellten, nicht heizbaren Kammer, die oft auch fehlt, und einem Bodenraum. Das Insthaus, meist ein Bohlen- oder Fachwerkbau, hat durchschnittlich 3 bis 5 solcher Wohnungen. Wir halten sie für sehr dürftig und unzulänglich. Die Ausstattung ist folgende: Ein sogenanntes Himmelbett für die Eheleute. Da der Kinderreichtum durchschnittlich ein großer ist, so schlafen oft zwei Kinder bei den Eltern; zwei bis drei in einer Schlafbank, die am Tage zum Sitzen dient, das oder die anderen bei der Scharwerkerin in dem einzigen Kammerbett. Je mehr die Kinder heranwachsen, desto ungenügender werden die Wohnungsverhältnisse und desto größer die Ge-

fahren für die Sittlichkeit. Das Mobiliar besteht ferner in einem Küchenschaff (Schrank), einigen Stühlen, einem kleinen Tisch und der in den kalten Wintern vielbegehrten Ofenbank. Was auf ihr nicht Platz findet, kriecht hinter den Ofen, der aus rohen (unglasierten), mit Lehm notdürftig verschmierten Kacheln zusammengesetzt ist, auf das zum Trocknen aufgestapelte Holz. Der Instmann hat keinen Raum, der ihm das Holz trocken hält. Im Winter muß er es unter dem Schnee hervorkratzen und in der Stube trocknen, es sei denn, daß er, falls die nötige Zeit dazu vorhanden war, bei gutem Wetter für Vorrat an kleingemachtem Holz gesorgt und diesen auf dem Boden untergebracht hatte. Die Ofenhitze ist immer eine durchdringende und infolge der Kachelritzen und des Brennmaterials riechbare. Letzteres besteht aus Torf und Strauchwerk, besonders Kaddik (Wachholder). Das gute Holz wird zum Kochen gebraucht. Die große Hitze ist nötig, denn Thüren und Fenster setzen den Witterungseinflüssen keinen großen Widerstand entgegen. Einen Kleiderschrank kennt der Instmann im allgemeinen nicht. Die zum werktäglichen Gebrauch dienenden Kleider werden an die Nägel gehängt oder liegen in der Stube herum. Sie bestanden im Sommer aus selbstgesponnener und selbstgewirkter Leinwand, im Herbst und Winter aus Klunker (grober Schafswolle) und dem Pelzanzug aus Schaffellen. Nur die Sonntagskleider werden aus der Stadt zu billigen Preisen bezogen, und sie nebst der Wäsche, d. h. den Hemden, birgt der große Kasten, der das Mobiliar vervollständigt. Der Fußboden der Stube besteht meist aus gestampftem Lehm. In der Mitte ist eine Bretterlage, unter der sich der Kartoffelkeller befindet. Zu den Insassen der Stube gesellen sich im Winter die Hühner, die während der Nacht in einem Loch unter dem offenen Herde untergebracht werden. Was von sonstigem Kleinvieh der Wärme bedarf, findet gleichfalls in der Stube ein Unterkommen. Welche Dünste in einer solchen winterlichen Inststube sich entwickeln, läßt sich vielleicht denken, aber nicht beschreiben. Das Fenster wird im Winter nie geöffnet. Das ist auch kaum möglich, denn es ist meist zugenagelt. Die Reinhaltung der Wohnung läßt immer zu wünschen übrig, denn die ostpreußischen Landarbeiterfrauen, nicht blos die masurischen und litauischen, halten nur als Mädchen auf einige Sauberkeit. Als Frauen verlernen sie das bald. Als Mädchen konnten sie sich putzen und vergnügen, als Frauen müssen sie Kinder kriegen und arbeiten, arbeiten. Die Stube wird mittags nach dem Essen gekehrt. Der Unrat kommt in den Winkel neben der Wassertonne, der im Winter auch von den kleinen Kindern benutzt wird. Diese läßt man laufen wie die jungen Hunde. Zweimal in der Woche wirft man den Kehricht auf den Misthaufen vor dem Hause, der sich des Beifalls der Kinder in sommerlicher Zeit erfreut. Stellenweise ist der Misthaufen vor dem Hause jetzt verschwunden, besonders da, wo die Instkathen dem Herrenhause unange-

nehm nahe liegen, und man schafft den Kehricht und Unrat in den Stall. Bezüglich der deutschen Reinlichkeit kann man sagen: Je weiter man nach Osten kommt, desto größer wird der Misthaufen vor dem Hause und der Schmutz im Hause. In den kleinen Städten ist's damit nicht viel besser bestellt. Wir hielten uns zur Zeit der Cholerageſahr im Jahre 1892 in einer kleinen Stadt Hinterpommerns auf. Die Ortspolizei befahl eine Säuberung der Häuser und Höfe. Was kam da alles zum Vorschein! Die Luft wurde tagelang verpestet. Seit etwa einem Jahrzehnt giebt's auf den Gütern in Ostpreußen hier und da Aborte für die erwachsenen Arbeiter. Aber es hielt schwer, sie an die Benutzung dieser Institute zu gewöhnen. Sie zogen die Umgebung derselben vor. Ihr Naturalismus kennt keine Grenzen. Das ist bei ihren Lebensbedingungen nicht verwunderlich. Auf manchen Gütern schlafen zum Beispiel die Dienstmädchen im offenen Bodenraume des Gutshauses, der sog. Lucht, neben den Giebelstuben, die von den Söhnen der Besitzer oder den Inspektoren bewohnt werden. Niemals hat ein Dienstbote ein Bett — Strohschütte, Laken, Zudeck (Oberbett) und Kopfkissen im primitivsten Holzgestell — für sich allein oder gar eine Stube, es sei denn die „Wirtschaftsmamsell". Ländlich-unsittlich. Auf den kleineren Gütern des Ermlandes, wo man zuweilen eine patriarchalische Anteilnahme an der Lebensführung der Untergebenen findet, herrscht noch eine naive Ehrbarkeit. Je größer aber die Güter sind, desto geringer wird das Interesse für das immer tiefer zur bloßen Arbeitsmaschine herabsinkende Individuum und desto häufiger die Unsittlichkeit. Zumal in Masuren. Die Herren gehen oft mit bösem Beispiel voran. Die Mädels sind für sie häufig Freiwild und die Instfrauen zuweilen auch, solange sie noch „nach was aussehen".

Wir verzichten darauf, unsere Erfahrungen auf diesem Gebiete mitzuteilen, zumal da sexuelle Ausschreitungen keine agrarische Spezialität sind, sondern ebenso häufig auch bei den Paschas der Großkonfektionäre und Riesenbazare angetroffen werden. Ebensowenig wie man die Liebhabereien eines Sternberg auf die ganze Judenschaft übertragen, oder wie man die sexuellen Verirrungen katholischer Pfarrer auf den ganzen Stand verallgemeinern darf, dürfen wir auch in unserem Falle das sporadische Element nicht außer Acht lassen, was häufig geschieht. Wir halten aber sittliche Ausschreitungen ganz besonders in ländlichen Verhältnissen für schädlich. Sage mir, wie du mit deinen Dienstboten umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Keinem gegenüber sind die sittlichen Verpflichtungen des Brotherrn größer und ernster, als gegenüber seinen Dienstboten. Es ist aber auch eine Thorheit, sie außer Acht zu lassen, denn nichts zerstört die Autorität des Herrn, die in städtischen Verhältnissen nicht in demselben Maße in Betracht kommt, sicherer und gründlicher, als Unsittlichkeit. Das sehen junkerliche und junkerhafte Materialisten noch nicht ein.

Die Besserung der Lohnverhältnisse der Dienstmädchen und unverheirateten Knechte haben wir bereits erwähnt. Der verheiratete Instmann hat jetzt freie Wohnung, freies Brennmaterial, freie Weide für eine Kuh — die Ziegen sind meist abgeschafft —, für den Winter ein Fuder Heu, auf den Brennereigütern in Masuren Schlempe, Stroh zum Unterstreuen und Spreu und Häcksel nach Bedarf. Ferner 1 Morgen Kartoffelland, 1/8 Morgen Gemüseland, 1/2 Morgen Flachsland, 20 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Gerste, 2 Scheffel Hafer, 2 Scheffel Erbsen und 1 Scheffel Weizen. Dieses Getreide ist das sogenannte Deputat. Der auf Drescherlohn gestellte Instmann steht sich oft besser als der Deputant. Allerdings hängt sein Verdienst ganz von der Ernte ab. Er bekommt den 10. Scheffel beim Flegeldrusch, den 15. von der Dreschmaschine, den 50. von der Lokomobile. Auf einem Gute von 400 Morgen im Ermland verdiente der auf Drescherlohn gestellte Instmann in günstigen Jahren 24 Scheffel Roggen, 4 bis 5 Scheffel Weizen, 24 bis 28 Scheffel Hafer und 5 bis 6 Scheffel Gerste. Der feste Geldlohn der Instleute ist verschieden. Er beträgt 80 bis 120 Mark.

Man berechnet die Wohnung des Instmanns mit . .	50	Mark
Das Brennmaterial: einige Fuder Strauch zu 5 M., 4000 Stück Torf à 6 M., 2 Klafter (1 Klafter = 3 Raummeter) Holz à 8 M., zusammen	45	„
Weide für eine Kuh	24	„
Ein Fuder Heu	30	„
Einige Zentner Stroh und Spreu	6	„
Einen Morgen Kartoffelland nebst Beackerung . . .	22	„
1/8 Morgen Gemüseland	5	„
1/2 Morgen Flachsland	12	„

Der Preis für das Getreide schwankt. Der Durchschnittspreis für den Scheffel (80 Pfund) Roggen beträgt M. 4.50, für den Scheffel (90 Pfund) Weizen M. 6.50, für den Scheffel (50 Pfund) Hafer 3 M., für den Scheffel (70 Pfund) Gerste (große) 5 M., für den Scheffel (90 Pfund) Erbsen 6 M. Danach beträgt der Geldverdienst des auf Deputat gestellten Instmanns M. 398.50 bis M. 438.50. Der auf Drescherlohn gestellte Instmann verdient in günstigen Jahren mehr, in schlechten aber auch oft weniger. Deshalb nehmen manche das Risiko nicht auf sich, sondern wählen das Deputat. Das Hauptstück ihrer Wirtschaft ist die Kuh, die ihnen manches Pfund Butter zum Verkauf liefert, falls ihre Familie nicht so groß ist, daß sämtliche Milch aufgebraucht wird.

Die Scharwerkerin des Instmanns bekommt jetzt im Winterhalbjahr 20 Pfennige und 1 Liter Roggen als Taglohn, im Sommerhalbjahr 35 Pfennige und 1 Liter Roggen. Instmann wie Scharwerkerin essen jetzt nicht mehr im Hof, sondern müssen sich selbst beköstigen. Wenn die

Instfrauen in Arbeit gehen, erhalten sie durchweg als Taglohn 50 Pfennige und 1 Liter Roggen.

Die Freiarbeiter, Hofgänger, aus dem nächsten Dorf oder Städtchen erhielten in den fünfziger und sechziger Jahren im Winter einen Taglohn von 60 Pfennigen, im Sommer bis zu 1 Mark. Jetzt bekommen sie im Ermland von Oktober bis April 80 Pfennige, von Mai bis Mitte Juni Mark 1.20 und während der Erntezeit Mark 1.50. Außerdem wird ihnen dort etwas Heu und Kartoffelland zu billigen Preisen zugewiesen. Die Freiarbeiterinnen erhalten jetzt im Winter 60 Pfennige und im Sommer 1 Mark Taglohn. Auf den kleinen Gütern giebt man beiden im Ermlande noch Frühstück und Vesperbrod, auf den größeren Gütern vormittags und nachmittags nur je einen Schnaps. In Masuren ist dies überall die Regel. Jung und Alt, Mann und Frau bekommt dort den Schnaps, den Kartoffelfusel. Man gewöhnt so in Gedankenlosigkeit und Geiz die Leute systematisch an den Alkoholismus der schlimmsten Sorte. Das Trinken ist denn auch in Masuren ein allgemeines Laster und der höchste Lebensgenuß. Von 30 Menschen, die gegen Abend nach einem Jahrmarkt am Ausgang einer masurischen Stadt an mir vorbeigingen oder fuhren, waren 23 betrunken. Darunter Frauen, die hundert Schritt im Weichbild der Stadt ins nächste Kartoffelfeld taumelten und dort stundenlang ihren Rausch ausschliefen. An einem eisigkalten Winterabend fand ich einen masurischen Gutsarbeiter vollständig betrunken und halb erfroren im Schnee des Chausseegrabens liegen. Ich brachte den Mann nach der nächsten Ortschaft. Nachdem er auf dem warmen Dung des Krugstalles — ein Bett wollte man ihm nicht einräumen — wieder zum Bewußtsein gekommen, fragte ich ihn, weshalb er sich so betrunken habe. Seine Frau sei ihm gestorben. Er habe in der Ortschaft einen Sarg bestellen wollen. Aus großem Leid habe er sich unterwegs in einem Kruge so besoffen. Ob Freud oder Leid, der Masure trinkt, muß trinken. Dieses Übel wird ganz erheblich durch die Konzession vieler Güter zum Schnapsverkauf vermehrt. Sie machen den Krügen erfolgreich Konkurrenz.

Der Taglohn der Freiarbeiter und Freiarbeiterinnen in Masuren betrug in den achtziger Jahren 1 Mark für jene und 50 Pfennige für diese. Auch in der schweren Erntezeit. Die Leute kommen dort zum großen Teil von entlegenen Dörfern zur Gutsarbeit. Diese beginnt spätestens um 4½ Uhr — das ganze Jahr hindurch läutet die Glocke um 4 Uhr morgens zur Arbeit —, dauert mit der ganz kurzen Schnapspause bis 11½ Uhr, beginnt wieder um 1 Uhr und dauert mit abermaliger Schnapspause bis 8 Uhr und in drängender Zeit meist noch länger. Der drohende Stock des Inspektors und Hofmanns erhält die Leute im Zuge. Dieser läßt aber trotzdem oft nach. Der Hauer streicht dann matt und recht lange an seiner

Sense und die Binderin sinkt auf die nächste Garbe. Nach einer Arbeitszeit von 14 bis 14½ Stunden geht's den weiten Weg wieder nach Hause, wo etwas zur Nacht gegessen wird. Der Schlaf währt nur wenige Stunden. Das Mitagessen wird von den Kindern oder altersschwachen Personen zu Hause zubereitet, da alle Arbeitsfähigen auf den Feldern sind, und hierher gebracht. Sein Zustand ist nicht sehr kräftigend. Jedenfalls ist's nie warm. Wer keine Angehörigen zu Hause hat zur Zubereitung und zum Bringen des Essens, nimmt sich etwas mit, in den meisten Fällen ein Stück Brot, einen Hering — das Fleisch des armen Mannes — und Schnaps. Der Hauptkonsumartikel ist sonst die Kartoffel. Wie wenig vorteilhaft das für die Gesundheit und die Ernährung der Arbeiter ist, weiß jeder, der den geringen Nährwert dieses Knollengewächses kennt. Während es etwa 20 Prozent Stärke enthält, befinden sich nur gegen 2 Prozent Eiweißkörper darin, so daß ein ausschließlich von ihm lebender Mensch, der zu seiner Erhaltung ungefähr 118 Eiweißkörper benötigt, täglich sechs Kilo von diesem Nahrungsmittel verzehren muß. Dadurch nimmt der Körper aber eine große Menge überflüssiger Stärke und ähnliche Produkte in sich auf, die ihn beschweren und zur Arbeit weniger tauglich werden lassen. Wenn wir nun auch nicht gerade sagen wollen, daß der Ermländer und Masure täglich 6 Kilo Kartoffeln ißt, so können wir doch behaupten, daß beide hauptsächlich von ihnen leben. Der Ermländer ist aber durchschnittlich weit mehr in der Lage als der Masure, die Kartoffeln so zuzubereiten, beispielsweise mit einer Milch- oder Fettsauce, daß sie als ganz gutes Nahrungsmittel bezeichnet werden können. Aber oft fehlt auch ihm die nötige Milch, wenn seine Familie mit Scharwerkerin mehr als fünf Köpfe zählt und die Kuh im Winter wenig Milch giebt oder vor dem Kalben lange Zeit „steht". Kartoffeln thut der ostpreußische Arbeiter sogar in sein Brot, das dadurch ganz klitschig wird und stark säuerlich schmeckt. Es ist wohl außer dem Pumpernickel, dessen Qualität es jedoch nicht besitzt, das schwärzeste Brot, das in Deutschland gegessen wird. Dem schlicht gemahlenen groben Mehl entsprechend, aus dem es gebacken wird, trägt es seinen Namen Grobbrot mit Recht. Es befördert die Verdauung ganz außerordentlich. Auf diesen Vorzug könnte der ostpreußische Landarbeiter aber ohne Schaden verzichten, denn sein Verdauungszustand ist fast immer ein diarrhöemäßiger. Feinbrot aus gutem Roggenmehl, Weizenbrot (Stritzel) und Kuchen bekommt der Ermländer selten — doch jetzt mehr als früher —, der Masure fast nie zu kosten. Es sei denn, daß er sich mal in der Stadt am Jahrmarktstage zu seinem „Halb-Pfundchen" (Schnapsglas von einem bestimmten Maß) ein paar Semmeln kauft. Ein ländlicher Ostpreuße, mit dem ich mal durch Belgien fuhr, machte mich lebhaft auf eine Gruppe Eisenbahnarbeiter aufmerksam, die an der Strecke bei ihrem Frühstück saßen, und rief ganz er-

regt: „Na, sehen Sie mal, nu futtern diese Kerls wahrhaftig Stritzel!“ Es war ihm ein gar ungewohnter Anblick. Als ich ihm darauf erwiderte, ein kundiger Mann schätze die Kulturhöhe der Arbeiterbevölkerung nach ihrem Verbrauch an Weizenbrod, fuhr er entrüstet heraus: „Na, wenn Sie der nicht selber sind, dann ist's wieder so ein verdammter Katheder-sozialist.“ Ich kannte den Refrain:

Was der Agrarier nicht „verknusen“ kann,
Das sieht er als Kathedersozialismus an.

Manchmal allerdings nicht mit Unrecht. Aber etwas weniger Grobbrot, etwas weniger Kartoffeln und dafür etwas mehr Fleisch könnte seinem Arbeiter nichts schaden. Letzteres sieht dieser auch selten. Er muß das, wenn's gut geht, alljährlich eintreffende Kalb stets verkaufen, um nach langem Mangel wieder Milch zu haben, und die Kuh auch, wenn sie nicht mehr kalbt. Er schlachtet höchstens mal ein Schwein oder ein altes Huhn. Zuweilen ist jenes ein ganz tüchtiges Schwein, meist ist's aber nur ein Schweinchen. Und wenn der häufige Rotlauf in seinem dumpfigen Stall grassiert, muß er auch auf das Schweinchen verzichten. Ich habe in meinem Leben nie ein so jämmerliches, Mark und Bein durchdringendes Klagegeschrei gehört, als das von einer Instfrau, die ihr zweites und letztes, am Rotlauf krepiertes Schwein aus dem Stall schleifte. Um ein Kind hätte sie vielleicht weniger gejammert. Fleisch zu kaufen ist für den Instmann ein Luxus, den er sich nur in Ausnahmefällen leistet und leisten kann.

Die Dienstmädchen und unverheirateten Knechte erhalten dreimal in der Woche Fleisch. Auf den kleineren Gütern ist das Essen fast stets besser als auf den großen, weil sich auf jenen die Herrschaft mehr um ihre Leute kümmert und für sie sorgt. Auf ihnen leiten Frauen die Wirtschaft, die den Titel Hausfrauen verdienen, nicht Damen, die den Armeleutgeruch fliehen wie die Pest, den Pferde- und Hundestallgestank dagegen vorzüglich vertragen. Wenn der Landarbeiter der masurischen Latifundien es mal so gut haben wird wie der Trakehner der „Gimosch“ und der Gordonsetter des gnädigen Herrn, dann ist für ihn das Paradies gekommen, das ein schnurriger ostpreußischer Gelehrter ja auf der Grenze von Litauen und Masuren sucht. Am besten essen die Arbeiter bei den mittleren Bauern, den Zwei- bis Dreihüfnern (1 Hufe = 66 2/3 Morgen), oder vielmehr „Besitzern“, denn Bauern wollen sie nicht mehr genannt sein, da sie auch schon vom Herrendünkel geplagt werden, „Ziehgaren“ statt der früheren kurzen Pfeife rauchen, ein „Seidel Baiersch“ dem nahrhaften Braunbier vorziehen, am Skattisch noch ein härteres Sitzfleisch entwickeln als die Herren Gutsbesitzer, und diesen auch schon die in den meisten Fällen verderbliche Jagdpassion abgelernt haben. Trotzdem sehen die Herren verächtlich auf sie herab und schimpfen auf „die verfluchten Bauern“, die ihnen mit dem bessern „Fraß“

die Leute wegschnappen. Bald aber werden diese bei den Besitzern auch nicht mehr besser essen, denn ihre Arbeitgeber halten es schon meist unter ihrer Würde, mit ihnen an demselben Tisch zu sitzen. Der Krebsschaden für ostpreußische ländliche Verhältnisse ist überhaupt der falsche Begriff vom „Herrentum", der sich aus den höheren Schichten immer tiefer in die niederen hineinfrißt, einfache Gewohnheiten und Anschauungen zerstört und dafür solche großzieht, die mit den Einnahmen selten im richtigen Verhältnis stehen, zumal der Landwirt von Buchführung nichts hält.

In Anbetracht der schweren Arbeit und des Klimas, dem nur ein entsprechend gekleideter und gutgenährter Körper widerstehen kann, ist die Ernährung mehr oder weniger ungenügend. Wäre sie besser, so könnten die Arbeiter ein höheres Alter erreichen. Unter den vielen, die ich kenne, ist nur einer über 65 Jahre alt geworden, und der hatte seit Jahr und Tag einen schweren Unterleibsbruch, der ihn fast ganz arbeitsunfähig machte. Trotzdem kostete es mich eine Menge Schreibereien, bis es mir gelang, ihm in seinem 63. Lebensjahre die Invalidenrente zu verschaffen. Die meisten der mir bekannten Arbeiter starben mit fünfzig und einigen Jahren, und die es knapp auf sechzig Jahre brachten, waren schon längere Zeit hinfällig und arbeitsschwach. Mehrere von ihnen litten auch an Bruchkrankheiten, die gerade bei tüchtigen Arbeitern häufig vorkommen. Das ist nicht verwunderlich, wenn man neben anderen aufreibenden Beschäftigungen dreißig, vierzig Jahre lang 1½ bis 2 Zentner schwere Getreidesäcke die steilen Speichertreppen hinaufschleppen muß. Vorrichtungen zum Aufwinden der Säcke ließen sich wohl überall unschwer anbringen, aber man liebt die „neumod'schen" Änderungen nicht. Die meisten Arbeiter sterben an Lungen- oder Brustkrankheiten, Wassersucht oder Rheumatismen. Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der Todesfälle infolge Alkoholmißbrauches, besonders in Masuren. Sie werden ohne Beschaffung guter Nahrung nicht abnehmen. Der Wutki soll die mangelnde Wärme des Magens ersetzen, aber er macht ihn immer kälter.

Im allgemeinen ist der ostpreußische Landarbeiter ein sehr genügsamer Mensch. Er ist mit Wenigem zufrieden, ist dankbar und arbeitet wie ein Pferd. Wenn er dafür wenigstens immer gut behandelt würde! Prügel mögen zuweilen Gutes stiften, aber Liebe und Anhänglichkeit stiften sie nicht. Sie sind in den meisten Fällen weniger eine Folge der Unbotmäßigkeit der Arbeiter als mangelnder Selbstbeherrschung der Herren.

Herrschsucht und Egoismus sind schlechte Berater. Sie haben ihr gut Teil beigetragen zur Landflucht. An ihre Stelle muß noch weit mehr, als es in letzter Zeit geschehen, die Erfüllung sozialer Pflichten treten, vor allem durch Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter, denn nur auf ihrer Grundlage kann sich ein höheres Kulturleben für die breiten Volks-

schichten dauernd und erfolgreich aufbauen. Nicht nach dem eben auskömmlichen, sondern nach dem gerechten Lohn ist zu fragen. Die Träger der Kulturgüter im Osten hätten die Arbeiterschaft zu größerer Anteilnahme an denselben erziehen und reif machen sollen. Die Vernachlässigung dieser Aufgabe hat sich schwer an ihnen gerächt. Der kulturelle und soziale Fortschritt der Arbeiterschaft hat sich ohne sie und gegen sie vollzogen, denn dauernd gehemmt konnte er nicht werden, wie sie vermeinten.

Einkehr und Umkehr würden aber auch jetzt noch Früchte tragen. Vor allen Dingen fort mit dem falschen Herrentum, das die Unsittlichkeit und die Härte gebiert und zwischen Gutsherren und Tagelöhnern unübersteigliche Hindernisse auftürmt. In jeder Gesellschaftsordnung muß der unentbehrliche Unterschied der Stände gewahrt bleiben, aber das hindert nicht, daß sich der Verkehr zwischen Höheren und Niederen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in einer Weise vollzieht, welche auch den letzteren das nötige Maß sozialer Freiheit und Selbständigkeit einräumt, anstatt ihnen ihr gutes Recht und ihre Menschenwürde zu verkümmern.

Die Stellung der Kirche zur Feuerbestattung.

Von Dr. K. Weigt (Hannover).

Es ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß es noch immer notwendig ist, die in der Überschrift unseres Artikels aufgeworfene Frage zu behandeln. Aber allerlei Vorgänge der letzten Monate zwingen uns leider dazu.

Es würde zu weit führen, wollten wir auseinandersetzen, wie die christliche Kirche dazu kam, sich in einen feindlichen Gegensatz zur Feuerbestattung zu stellen; daß die letztere den Dogmen des Christentums nicht widerstreitet, wird jetzt wohl allgemein zugegeben; weder im alten noch im neuen Testament befindet sich eine Stelle, die sich irgendwie unzweideutig gegen die Feuerbestattung wendet; um einen derartigen Sinn herauszubekommen, muß man schon, was freilich genugsam geschehen ist, mancherlei verrenkende und verdrehende Auslegungskünste anwenden. Nun ist wohl gesagt worden, auch gegen den Selbstmord stünde nichts in der Bibel und doch widerspräche derselbe dem Geiste des Christentums. Falls dieses zutrifft, so ist damit natürlich durchaus nicht bewiesen, daß auch die Feuerbestattung dem christlichen Geist widerspreche; thatsächlich beschränken sich denn auch die noch halbwegs zurechnungsfähigen geistlichen Gegner der Leichenverbrennung darauf, von ihr zu behaupten, daß sie der alten christlichen Sitte widerstreite. Einer alten Sitte widerstreitet sie allerdings, nämlich der durch wirtschaftliche Notlage herbeigeführten Sitte der altrömischen Proletarier, die Leichen ihrer Angehörigen, statt

sie zu verbrennen, in Felsklüften, Katakomben u.s.w. beizusetzen. Das Christentum fand, wie männiglich bekannt, just in Rom seine Anhänger ganz vorzugsweise in den untersten Volksschichten, dieweil die senatorische und ritterliche Aristokratie bis weit hinein in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung in ihrem Gros heidnisch blieb. Was war natürlicher, als daß die christlichen Proletarier bei dem Brauche der heidnischen Proletarier blieben, da sie ja mit denselben die wirtschaftliche Notlage teilten, welche die Ursache der Erdbestattung war. Im wesentlichen war es also eine rein äußerliche Verquickung von Umständen, welche die Erdbestattung zum Brauche der ersten Christengemeinden machte. Es ist übrigens einigermaßen ergötzlich, wahrzunehmen, wie gerade an diesem proletarischen Ursprungsmale dieselben Leute festhalten, die an andere bedeutsamere Eigenarten der Gemeinschaften der Urchristen, z. B. an die Gleichheit, die in denselben herrschte, nur sehr, sehr ungern sich erinnern lassen.

Lange Jahrzehnte hindurch haben die Hauptkonfessionen, in welche die Bekenner des Christentums sich spalteten, einen erbitterten Kampf gegen die wiedererwachte Sitte der Feuerbestattung geführt und selbst den gelegentlichen Beistand mosaischer Rabbis in diesem ihrem donquichotischen Streite nicht verschmäht. Tonsurierte und gescheitelte, beweibte und unbeweibte, lutherische und katholische Geistliche wetteiferten im Verfluchen des „heidnischen Brauches"; protestantische Pastoralkonferenzen, Synoden und — — — nicht zu vergessen! — — — Konsistorien legten den traurigen Ehrgeiz an den Tag, sich von der rüden Kaplanspresse in der Geschmacklosigkeit der Ausdrücke, mit denen sie gegen die Krematisten donnerten, nicht übertreffen zu lassen.

Es soll nicht verkannt werden, daß in der allerletzten Zeit einige Zeichen der Besserung sich eingestellt haben. Wenigstens auf protestantischer Seite. Die Fälle mehren sich, daß General- und Kreissynoden, Konsistorien oder Konferenzen verordnen oder beantragen, daß dem einzelnen Geistlichen, der zu einer freieren Auffassung sich durchgerungen hat, wenigstens nicht mehr die Intoleranz zur Pflicht gemacht werde. Es scheint sogar, als ob unter den einfachen Predigern und Pastoren eine, wenn nicht freiere, so doch mildere Auffassung eher sich Bahn brechen wollte, als unter den mit bureaukratischen Juristen stark versetzten, mit allen Mißständen des grünen Tisches vollauf behafteten hochwohlweisen Konsistorien. So haben jüngst die bayrische Generalsynode, die sächsische und braunschweigische Landessynode, ferner die sächsisch-kirchliche Konferenz in Chemnitz und die Meißener Pastoralkonferenz Beschlüsse bezw. Gutachten über die Teilnahme von Geistlichen bei Feuerbestattungen gefaßt, die trotz ihrer im allgemeinen sehr gewundenen Ausdrucksweise einen unleugbaren Fortschritt in der Richtung zur — — wahrhaft christlichen Toleranz bedeuten. Ziemlich am

klarsten spricht sich die protestantische Synode Bayerns aus; wie in so vielen Beziehungen marschiert auch hier Süddeutschland vor Norddeutschland. Hat doch auch ein süddeutsches Kirchenregiment, das Oberkonsistorium in Darmstadt, in dieser Frage Entgegenkommen bewiesen.

In Darmstadt weht aber eine freiere Luft denn anders wo. Der hessische Großherzog unterhält sich ganz wohlgemut mit einem leibhaftigen sozialdemokratischen Abgeordneten, ohne dabei an Leib und Seele Schaden zu leiden; die moderne Kunst, im Norden destruktiver Tendenzen dringend verdächtig, findet in Darmstadt feinsinnige Pflege und Ermunterung. Da ist es nicht zu verwundern, daß, während ein darmhessischer Finanzminister seinen Leichnam den Flammen zu übergeben befiehlt und sein vortrefflicher Nachfolger der feierlichen Handlung beiwohnt, der Polizeipräsident von Berlin dem dortigen Verein für Feuerbestattung die Eintragung ins Vereinsregister verweigert, weil derselbe angeblich religiöse und politische Tendenzen verfolge. Den seligen Themistokles ließen des nicht minder seligen Miltiades Lorbeeren nicht schlafen; ähnliche schlafstörende Wirkungen scheint auf Herrn von Windheim seines Vorgängers Richthofen geflügeltes Wort auszuüben: „die janze Richtung paßt mir nicht!"

Leider dürfte Windheim bei der Mehrheit der im offenen Wahlverfahren durch die Wahlmänner der drei Vermögensklassen erkorenen Vertreter des preußischen Volkes finniges Verständnis für seine Maßregel finden. Die im Abgeordnetenhause herrschende schwarze Koalition der Konservativen und Ultramontanen betrachtet nun einmal das Verscharren als die gottgesetzte Bestattungsart des loyalen Staatsbürgers und will in ihrer unermeßlichen Feindesliebe auch die Illoyalen, als da sind Nörgler, Umstürzler, Freidenker u. s. w. mit Gewalt dieser Wohlthat teilhaftig machen. Auf Diskussionen läßt sie sich gar nicht mehr ein, sondern bemüht sich, wann immer die bösen Liberalen mit Anträgen auf Einführung der — — wohlverstanden fakultativen! — — Feuerbestattung kommen, eine lustige Person vorzuschicken, die mit ihrer unfreiwilligen, dafür aber um so unwiderstehlicher wirkenden Komik auch dem Ernstesten die Lust an ernster Debatte benimmt.

Der Herr Pastor Schall, der im Mai dieses Jahres von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses herab zum so und sovielten Male gegen die Gestattung der Leichenverbrennung wetterte, hat bei sonstigen Gelegenheiten mancherlei Proben echt christlicher Milde abgelegt. Hochgeborenen Duellanten gegenüber befleißigt er sich des biblischen „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", und über die Doppelehe des hochseligen Landgrafen Philipp von Hessen urteilt er mit einer Geistesfreiheit und sittlichen Unbefangenheit, die an die Renaissancepäpste gemahnt. Aber der Feuerbestattung gegenüber läßt ihn alle seine sonst bewiesene christliche Milde

im Stich; man hat manchmal den Eindruck, daß er bedauert, gegen die Anhänger dieser verruchten Sitte nicht schon bei Lebzeiten das Feuer verwenden zu können.

„Feuer, ja zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten guten Brauch."

Es war gar spaßhaft anzusehen, wie der treue Arbeiter im Weinberge des Herrn sich ereiferte; komischer Weise stachelte ihn die Unruhe, die während seiner Rede im Hause herrschte, zu immer neuen Wutausbrüchen an; er war nämlich so naiv, das aufgeregte Murmeln und Sprechen mit seinen Stilübungen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, während es thatsächlich der zur selben Zeit sich verbreitenden Kunde vom bevorstehenden Schluß der Session geschuldet ward.

Es ist natürlich verlorene Liebesmüh, wenn die Schall und ihre geistlichen und weltlichen Genossen sich einbilden, das Rad der Zeit aufhalten zu können. Es wird über sie hinweggehen, wie es schon über ganz andere Leute hinweggegangen ist. Wie wir vorher sahen, tritt ja auch der verständigere und gerechtere Teil der protestantischen Geistlichkeit bereits den Rückzug vor der Feuerbestattung an. Zäher und länger wird begreiflicherweise der Widerstand der katholischen Kirche sein. Aber auch er ist nicht unüberwindlich. Wohl fahren vorläufig noch die katholischen Blätter munter fort, allmonatlich oder gar allwöchentlich in Schimpfartikeln, die gemeinsam auf Maria Laach zurückweisen, die krematistische Bewegung zu begeifern. Aber erst ganz vor kurzem hat die römisch-katholische Geistlichkeit zwei zur Verbrennung bestimmte Leichen kirchlich eingesegnet, die Leiche des Fabrikbesitzers Vinzenz Wagner in Aussig in Böhmen und die des Feldmarschall-Leutnants von Karstenwerth zu Innsbruck im frommen Land Tyrol. Die katholische Kirche hat schließlich noch immer verstanden, sich in die Zeit zu fügen; sie wird sich allgemach mit der Totenverbrennung ebensogut abfinden, wie sie sich mit der Abschaffung der Ketzerverbrennung abgefunden hat.

Es geht doch weiter. Den Siegeslauf des krematistischen Gedankens vermag nichts aufzuhalten.

Streitbare Philosophie.

Von Dr. M. Kronenberg (Berlin).

Vor etwa hundert Jahren äußerte einer der bedeutendsten und einflußreichsten Stimmführer der damaligen öffentlichen Meinung, Friedrich Schlegel, die drei größten geschichtlichen Ereignisse der neueren Zeiten seien die französische Revolution, Goethes „Wilhelm Meister" und Fichtes „Wissenschaftslehre". Er nahm also keinen Anstand, ein einzelnes philosophisches

Werk ebenso wie ein poetisches in seiner Bedeutung der größten und erschütterndsten Staatsumwälzung völlig gleichzustellen. Und wenn man auch solche Urteile der romantischen Überschwänglichkeit zu gute halten mag, so war doch damals das Erscheinen eines wichtigeren philosophischen Werkes ein Ereignis, das allerorten eine weit tiefere und nachhaltigere Bewegung der Gemüter hervorrief, als die pompöseste Staatsaktion, selbst die glanzvollste Entrevue mächtiger Monarchen. Und noch ein Menschenalter später war es nicht wesentlich anders geworden. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, den Philosophen Schelling für Berlin zu gewinnen. Er sandte seinen vertrauten Freund, Chr. von Bunsen, an ihn mit dem Auftrage, die Verhandlungen „als Vertreter einer Großmacht mit einer andern Großmacht" zu führen. Und als Schelling wirklich kam, um „die Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus zu zerstören", da war dies ein Ereignis, welches monatelang in der Öffentlichkeit alle anderen Interessen und Ereignisse in den Hintergrund drängte; auf seine erste Vorlesung wartete man allgemein mit größerer Spannung, als heute auf das erste Hervortreten eines Monarchen oder eines leitenden Staatsmannes.

Ein ganz anderes Bild zeigt sich in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts. Man kann sagen, daß bei dem bekannten Materialismusstreit, der zu Anfang der fünfziger Jahre die Moleschott, Vogt, Wagner, Büchner, Czolbe u. a. auf den Plan rief und die Gemüter heftig erregte, die Philosophie zum letztenmale als ein wesentlicher Faktor des öffentlichen Geistes in die Erscheinung trat. Seitdem, in den nachfolgenden Jahrzehnten, war sie im wesentlichen nur noch eine Angelegenheit der Gelehrten, welche abseits vom großen Strom des Lebens, und fast unberührt von der Entwickelung des öffentlichen Geistes, ihre Kämpfe ausfochten. Und das geringfügige Wellengekräusel dieser gelehrten Kämpfe konnte freilich in der Wirklichkeit nichts bewegen und nichts erregen. Es handelte sich selten um die großen Probleme, sondern zum größten Teil um kleine, selbst kleinliche gelehrte Streitigkeiten, oft um wertlose Subtilitäten. Die Art des philosophischen Betriebes hatte die größte Ähnlichkeit mit der, welche hundert Jahre früher, in den Jahrzehnten, welche der Epoche Kant's vorausgingen, herrschend war, — und mit ganz entgegengesetztem Ausgangspunkte. Damals, in den sechziger bis achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, gab es im weiten Deutschen Reiche eine große Anzahl kühner metaphysischer Architekten, welche, unbekümmert um alle Erfordernisse des wirklichen Lebens, die seltsamsten, luftigsten Gedankenbauten in die Wolken steigen ließen und die da glaubten, Leben und Natur meistern zu können, wenn sie ihre Begriffe kunstgerecht zimmerten und stilgerecht zusammenfügten; hundert Jahre später aber saßen rings in deutschen Landen in

noch größerer Zahl die kühnen philosophischen Mikrologen, welche vor dem Worte Metaphysik, ja selbst vor den Worten „Idee“ und „System“, eine Art frommen Schauders empfanden und, wieder unbekümmert um die Forderungen des wirklichen Lebens, Haufen von Thatsachen sammelten, ja ganze Berge von Thatsachen, die auch bis in die Wolken zu reichen schienen und doch von dort nicht den kleinsten Funken Licht herabholten, der die Menschen hätte erwärmen oder erleuchten können. Welcher Unterschied besteht zwischen diesem Alexandrinismus und jener Begriffsklitterung? Keiner im Wesen, nur in der Methode und der Besonderheit des Objekts. Scholastik bleibt immer Scholastik, ob man nun Begriffe oder Fakta um ihrer selbst willen häuft und solchen Wissenschaftsbetrieb und die Wissenschaft überhaupt als eine Gloriole für sich betrachtet, von der keine Verbindungsfäden mehr zum Leben hinüberreichen.

Indessen es ist schon seit geraumer Zeit anders und besser geworden. Die selbstzufriedene und selbstgenügsame Neu-Scholastik unserer Zeit hätte noch lange ihr unfruchtbares Treiben fortsetzen und das Leben entbehren können, — aber das Leben verlangte zwar nicht nach ihnen, wohl aber nach wahrer Philosophie. Nicht nur, daß die Einzelwissenschaften immer mehr wieder ihres Zusammenhangs mit den allgemeinen Ideen sich bewußt wurden — gerade auch auf den verschiedensten Gebieten der praktischen Lebensgestaltung fing man an, immer dringender das Bedürfnis einer allgemeineren Orientierung im Zusammenhange mit klar entwickelten Ideen zu empfinden. Die ethischen Probleme vor allem, die Fragen der zweckmäßigen und sittlichen Lebensordnung und Lebensführung, treten nun, etwa seit den achtziger Jahren, wieder entschieden in den Vordergrund des Interesses, und neben der Individualethik, die, wenn auch zeitweise ganz in den Hintergrund gedrängt, doch nie völlig vernachlässigt worden war, taucht als ein ganz neues Problemgebiet, die Fülle der sozial-ethischen Fragen hervor. Und immer drängender und stürmischer meldeten sich nun seitdem auch wieder die uralten Rätselfragen des Daseins, das Begehren, Aufschluß zu erlangen über das letzte Woher und Wohin und Wozu alles Wirklichen und insbesondere der menschlichen Existenz. Eine Zeitlang mochte man wohl glauben, dies alles seien nur Fragen, mit denen müßige Köpfe sich beschäftigten, ein von „realistischen“ Ideen beherrschtes Zeitalter könne und dürfe sich ihrer entschlagen. Aber das war eben ein einseitiger und darum falscher „Realismus“, der dieses vom Wesen des Menschen unabtrennbare „metaphysische Bedürfnis“ nicht sah oder sehen wollte. Auch da, wo man es ignorierte, machte es sich geltend, nur eben in schlimmer und verzerrter Weise. Es giebt auch im geistigen Leben des Menschen so etwas wie einen horror vacui, eine Furcht vor der bloßen Leere: wo das metaphysische Bedürfnis unbefriedigt blieb, weder von der religiösen noch

der philosophischen Seite her Nahrung fand, da drängten andere Vorstellungsarten und Empfindungsweisen nach, um die Geistesleere auszufüllen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß keine Krankheit verbreiteter ist als das Kranksein am Leben, und viele, um sich zu retten, den ältesten Formen des Aberglaubens und rückständiger Phantastereien sich in die Arme werfen.

Nach allen diesen Beziehungen, welche die Herstellung einer erneuten engeren Verbindung der Philosophie mit der Entwickelung des Zeitgeistes betreffen, hat namentlich Nietzsche Verdienste, welche nicht leicht zu hoch veranschlagt werden können. Man kann deutlich bemerken, wie diese Entwickelung vorwärts schreitet in dem Maße als, seit der Mitte der achtziger Jahre, Nietzsche's Schriften sich allmählich ein größeres Publikum erobern. Aber auch hier konnte diese große Wirksamkeit Nietzsche's nur eintreten, weil die ganze Zeitstimmung ihm entgegenkam, weil auch viele andere von der Geistesleere der sogen. realistischen Anschauungsweise sich wieder hinwegsehnten zu tieferen philosophischen Ideen, die mit Welt und Leben im engsten Zusammenhang ständen und ihnen Halt und innere Einheit zu geben vermöchten.

Nur langsam, sehr langsam ist auch die akademische, philosophische Gelehrsamkeit von der neuen Ideen-Fluktuation der Gegenwart ergriffen worden und schickt sich an, ebenfalls Teil an ihr zu nehmen. Noch überwiegt hier durchaus die Neu-Scholastik, von der oben die Rede war, aber die Anfänge eines neuen Geistes machen sich doch schon auch hier bemerkbar. Es ist doch nicht wenig symptomatisch, daß ein Buch wie Haeckel's Welträtsel nicht nur in Laienkreisen großes Aufsehen erregt hat und weite Verbreitung fand, sondern daß auch eine Anzahl akademischer Vertreter der Philosophie nachdrücklich an dem Kampf um die Welträtsel teilnahmen. Einer von ihnen, Fr. Paulsen, hat vor kurzem eine Sammlung von Kampf-Artikeln unter dem gemeinsamen Titel „Philosophia militans“ (Streitbare Philosophie“*), herausgegeben. Außer der Streitschrift gegen Haeckel enthält der Band noch drei Aufsätze gegen den Ultramontanismus und seine Angriffe gegen die Freiheit der Wissenschaft, und eine historische Untersuchung über „Fichte im Kampfe um die Freiheit des Denkens“. Paulsen gehörte schon seit langem zu den wenigen akademischen Vertretern der Philosophie, welche jederzeit deren engste Verbindung mit dem Geiste der Zeit und der Entwickelung praktischer Lebensprobleme anstrebten und sich nicht für zu vornehm hielten, um auch in die Arena der geistigen Tageskämpfe, wo es not thut, hinabzusteigen; und dafür muß man ihm Dank wissen, welche Stellung man auch sonst zu den Ergebnissen seiner Philosophie selbst einnehmen mag.

*) Berlin, Verlag von Reuther & Reichard.

Noch eine andere jüngst erschienene Schrift ähnlicher Art möchte ich in diesem Zusammenhang erwähnen, Karl Joël's „Philosophenwege"*). Auch hier giebt sich der Pulsschlag einer neuen Zeit kräftig kund, auch hier zeigte sich das Bemühen, vom Standpunkt der Philosophie Fühlung zu gewinnen mit der lebendigen Zeitentwickelung. Unter den Aufsätzen, die hier vereinigt sind, möchte ich nur die drei ersten, „die Zukunft der Philosophie", „das ethische Zeitalter", „der neue Geist", besonders hervorheben, — sie deuten schon durch ihre Titel klar genug auf den Inhalt hin. Von welchen Gesichtspunkten sie ausgehen, mag ein Satz aus der Vorrede zum ganzen Bande verdeutlichen. „Jener mächtige Zug, der, wie vor mehr als hundert Jahren, gleich einem Naturtrieb aus den Tiefen der Zeit heraufsteigt, der heute den Kaufmann zum fleißigen Abendhörer macht, den Arzt und Landwirt zu Kursen seine Ferien kürzen läßt, der das Weib aus Küche und Putzstube in den akademischen Hörsaal und die Arbeiter-Bibliotheken führt, jener wundersame Zug der Zeit, der seine feinsten Symptome in allerlei unklar sich begeisternden Genossenschaften erlebt oder bei der stillen Lampe in heiß suchender Lektüre und einsamen Seufzern nach innerer Befreiung, Erfüllung, Erhöhung — jenem grundmächtigen Bildungsdrang, wie wenig haben wir Zünftler der höchsten Bildungswissenschaft ihm zu bieten? Sie ist wieder da, die große Zeit, da der Boden der Saat wartet — aber die da säen sollten, sitzen in grauen Kammern und zählen und messen und sammeln verwelkte Blätter."

In der That ist dies noch immer der gegenwärtige Zustand der zünftigen Philosophie, und wie sehr dies der Fall ist, beweist nichts deutlicher, als daß auch Joël glaubt wegen seines Buches sich gleichsam entschuldigen zu müssen. Er meint, die Stimme des kritischen Anklägers schon im Ohre zu hören, der es ihm „zum Verbrechen macht, die Philosophie, die hohe, herbe, ins breitere Interesse und Verständnis herabziehen zu wollen". Nein, viel näher liegt und viel berechtigter erscheint die umgekehrte Anklage. Was Kant vor beinahe anderthalb Jahrhunderten den Scholastikern seinerzeit zurief, das gilt ebenso auch für die Neu-Scholastiker der Gegenwart: „Die wissenswürdigen Dinge häufen sich zu unseren Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach und unsere Lebenszeit zu kurz sein, nur den nützlichsten Teil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichtümer im Überflusse dar, welche einzunehmen wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen. Es wäre besser gewesen, sich niemals damit zu belästigen."

---

*) Berlin, R. Gaertner's Verlag, Herm. Heyfelder.

Das buddhistische „Wohlwollen“ (maitrî) und die christliche „Liebe“.*)

„Verstehen Sie das Wort „Liebe“ oder maitrî,**) wie es Ihr Apostel Paulus im 13. Kapitel seines ersten Briefes an die Korinther erklärt hat?“ fragte mich der König eines Morgens in einem Gespräch über die Religion Sakyamunis, des Buddha.

„Ich glaube es, Ew. Majestät,“ erwiderte ich.

„So sagen sie mir, was meint Paulus mit den Worten: „Und wenn ich meinen Leib hingäbe zum Verbrennen und hätte der Liebe nicht, so nützte es mir nichts?“

„Er spielt wohl auf eine damalige Sitte an.“

„Ach was, Sitte! Das Hingeben des Leibes zum Verbrennen wird von ihm als höchste That der Hingebung, als das reinste Opfer, das ein Mensch für den andern darbringen kann, erachtet.“

„Sie haben Recht. Aber wenn man's aus Widerspruchsgeist, Ruhmsucht, aus Haschen nach Beifall oder sonst ähnlichen Beweggründen thäte, wäre es dann immer noch das höchste Opfer, das man bringen könnte?“

„Das gerade hat Paulus im Sinn. Der Beweggrund heiligt die That.“

„Nicht alle Leute jedoch besitzen die Selbstzucht, die sie zu Vorbildern geeignet macht; und sähe man bei denen, die als solche gepriesen werden, genauer zu, so würde sich bald ihre Tugend aus trüberen Quellen als aus dem wahren und lautern Geist hervorgegangen erweisen.“

„Nun“ — versetzte der König, indem er mit seinen üblichen langen Schritten die Vorhalle seiner Bibliothek durchmaß, in seiner gewohnten Emphase: „Paulus gebraucht hier augenscheinlich das buddhistische Wort maitrî und erklärt es durch die buddhistische Sitte, den Leib dem Feuer zu übergeben, die Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung im Schwange war und noch heute in einigen Gegenden von China, Ceylon und Siam unverändert geübt wird. Den Leib den Flammen zu überantworten galt echten Buddhisten immerdar als die erhabenste That der Selbstentäußerung.

Daß man all seine Habe den Armen gibt, ist bei Hoch und Gering in unserm Lande gäng und gebe; ja, oft behält der Geber nichts, nicht einmal eine Kauri, den tausendsten Teil eines Cents, für sich zurück,

*) Anmerkung der Redaktion. Wir entnehmen diesen Abschnitt dem interessanten Buch „The English Governess at the Siamese Court“ von Anna Hariette Leonowens, einer strenggläubigen Nordamerikanerin, die sechs Jahre lang, von 1862—1868, im königlichen Palast zu Bangkok als Erzieherin wirkte.

**) Die buddhistische maitrî entspricht nicht ganz der christlichen Liebe, Das Wort läßt sich eher mit Wohlwollen wiedergeben.

um sich eine Handvoll Reis dafür kaufen zu können. Trotzdem braucht sich niemand vor dem Verhungern zu fürchten. Denn wo der Buddhismus gepredigt und ausgeübt wird, ist der Hungertod unbekannt.

Ich kenne einen Mann aus königlichem Geblüt, der einst unermeßliche Güter besaß. In seiner Jugend empfand er soviel Mitleid mit den Armen, den Alten und Kranken, den Kummerbeladenen und Vergrämten, daß er trübsinnig ward und, nachdem er einige Jahre in ununterbrochener Unterstützung der Armen und Hilflosen verbracht hatte, in einem Augenblick all sein Gut, — hören Sie, Alles —, „zur Verpflegung der Armen" hingab. Dieser Mann hatte nie etwas von St. Paulus oder seinen Schriften vernommen; aber er kennt das buddhistische Wort maitrî und sucht es in seinem ganzen tiefsten Wesen zu begreifen.

Im Alter von dreißig Jahren wurde er Mönch. Fünf Jahre lang hatte er als Gärtner gearbeitet; er wählte diese Beschäftigung, weil er in ihrer Ausübung viele nützliche Kenntnisse von den Heilkräften der Pflanzen erwerben und sich so jederzeit den Unbemittelten als Arzt anbieten konnte. Er vermochte sich jedoch nicht mit einem so unvollkommenen Leben zu begnügen, während ihm der Weg zur vollkommenen Kenntnis der Vortrefflichkeit, Wahrheit und Menschenliebe noch offen stand; so wurde er Mönch.

Dies geschah vor fünfundsechzig Jahren. Jetzt ist er fünfundneunzig Jahre alt, und ich fürchte, noch immer hat er die Wahrheit und Vollkommenheit, nach der er so lange Zeit suchte, nicht gefunden. Aber ich kenne keinen größeren Menschen als ihn, — groß im christlichen Sinn —, liebevoll, barmherzig, langmütig und rein.

Während er noch Gärtner war, wurden ihm einmal seine paar armseligen Werkzeuge von jemand gestohlen, dem er mancherlei Liebesdienste erwiesen hatte. Bald nachher traf ihn der König und fragte ihn nach seinen Bedürfnissen. Er erwiderte, er brauche Gärtnerwerkzeuge. Der König ließ ihm eine große Menge senden, und sofort teilte er sie mit seinen Nachbarn, wobei er die meisten und besten Geräte gerade dem Manne, der ihn bestohlen hatte, schickte.

Von dem Wenigen, das ihm verblieben war, gab er allen Bedürftigen mit offenen Händen. Nicht seine eigenen Bedürfnisse, allein die anderer waren beim Erbitten und Gewähren sein einziger Beweggrund. Jetzt ist er auch groß im buddhistischen Sinne des Wortes, — er liebt weder das Leben, noch fürchtet er den Tod, und nach nichts, was die Welt ihm geben könnte, steht sein Wunsch als allein nach dem Frieden eines seligen Gemüts. Dieser Mann, jetzt das geistliche Oberhaupt von Siam, würde, ohne den geringsten Schauder zu empfinden, gern lebend oder tot seinen Leib den Flammen hingeben, wenn er hierdurch nur einen Schimmer der

ewigen Wahrheit erlangen oder eine einzige Seele vor Tod oder Leid bewahren könnte." . . .

Achtzehn Monate nach diesem Religionsgespräch mit der so schlichten und eindrucksvollen Erläuterung holte mich eines Abends plötzlich eine Pagenschar eilends ab, als gerade die untergehende Sonne ihre letzten langen Schatten in die Hallen des Palastes warf. Als sie in ihrem Glutmeer am Horizont versunken war, betrat ich die lange Reihe der Klosterzellen, die sich an den Tempel anschließen. Weite wallende Getreidefluren und Oleanderalleen lagen zwischen mir und der fernen Stadt mit ihren Pagoden und Palästen. Die Luft war frisch und würzig und schien leise klagend durch die Betelsträuche und Kokospalmen, die das Kloster umsäumten, zu streichen.

Die Pagen ließen mich hier auf einer steinernen Treppenstufe Platz nehmen, während sie zum König liefen, ihm mein Eintreffen anzukündigen. Der Mond war bereits lange klar und kühl aufgegangen, und ich saß, gespannt über den Ausgang dieses Abenteuers, da, als ein Jüngling in schneeweißem Gewand mit einer kleinen brennenden Kerze in der einen, und einer Lilie in der andern Hand erschien und mich durch einen Wink zum Eintreten aufforderte. Während wir die langen, niedrigen Korridore, welche die Zellen der Mönche von einander trennten, durchmaßen, traf das dumpfe Murmeln von Stimmen, die die Hymnen der buddhistischen Liturgie sangen, an mein Ohr. Das tiefe Dunkel, die Einsamkeit, der monotone, gedämpfte und einlullende Rhythmus der Gesänge, alles war höchst romantisch und aufregend, selbst für eine so nüchterne Amerikanerin wie ich.

An der Schwelle einer der Zellen machte der Page Halt und bat mich mit leiser, eindringlicher Stimme, die Schuhe auszuziehen; zu gleicher Zeit warf er sich in tiefster Demut zu Boden und blieb dort regungslos liegen. Unwillkürlich stutzte ich und ließ in beklommener Neugier meine Augen prüfend über das Bild schweifen, das sich mir in der Zelle bot.

Dort saß der König, und auf ein Zeichen von ihm trat ich ein und setzte mich an seine Seite.

Auf einer rohen, ungefähr sechsundeinhalb Fuß langen und höchstens drei Fuß breiten Pritsche, mit einem harten Holzblock als Kopfkissen, lag ein sterbender Mönch. Ein einfaches Gewand von verblichener gelber Farbe bedeckte seinen Körper; seine Hände waren auf der Brust gefaltet, sein Haupt war kahl, und die wenigen grauen Haare, die noch übrig sein mochten, um die eingesunkenen Schläfen zu umsäumen, waren sorgfältig geschoren, — auch die Augenbrauen waren abrasiert, die Füße bloß und unbedeckt, und die Augen aufwärts gerichtet, nicht mit der leeren Starrheit des Todes, sondern mit dem Ausdruck ernster Betrachtung

oder Forschung. Nichts von Unruhe lag im Blick, kein Anzeichen von Schmerz oder Kummer. Ich war zugleich erschrocken und verwirrt. Lag er im Sterben oder verstellte er sich nur?

In der Haltung seines Körpers, in dem Ausdrucke seines Gesichts nahm ich erhabene Ehrfurcht, Ruhe und Weltentrücktheit wahr. Er schien mit einem anwesenden Geist zu verkehren. Mein Eintritt und Nahen machte keinen Eindruck auf ihn. Zu seiner Rechten stand eine matt brennende Kerze in goldenem Leuchter, zur Linken eine zierliche goldene Vase, die mit weißen, frischgepflückten Lilien angefüllt war. Der König hatte sie ihm dargebracht. Eine der Lilien lag auf seiner Brust und hob sich ergreifend ab von dem schmutzigen verblichenen Gelb seiner Gewandung. Genau über dem Herzen lag ein kleines Knäuel ungesponnener Baumwolle, das an die anwesenden siebenundsiebzig Mönche verteilt wurde, die dicht gedrängt in der Zelle dasaßen, so daß man sich kaum in ihr rühren konnte. Vor jedem Mönch befanden sich eine brennende Kerze und eine weiße Lilie, die Symbole des Glaubens und der Reinheit. Von Zeit zu Zeit erhob einer der Mönche in der feierlichen Versammlung seine Stimme und sang die buddhistische Zufluchtsformel, worauf der ganze Chor einfiel.

Als der Laut der Gesänge an sein Ohr schlug, erhellte ein flüchtiges Lächeln das bleiche, fahle Antlitz des sterbenden Greises mit sichtbarem mildem Glanze, wie wenn die Güte und Demut seines Wesens bei ihrem Heimgang ihren lieblichen Schimmer dort zurücklassen wollten. Das verzehrende Entzücken seines Blickes, das tief in das Unsichtbare einzudringen schien, war fast zu heilig für profane Augen. Reichtum, Stand, Ehren, Familie, alles hatte er vor mehr als einem halben Jahrhundert aus Liebe zu den Armen und in seinem Verlangen nach Wahrheit aufgegeben. Hier war nichts von dem Schwankenden, Unbestimmten oder Unzusammenhängenden eines mit Sinnverwirrung und Phantasieren verbundenen Todes. Er ging ein zu seiner klaren, ewigen Ruhe. Mit einem Lächeln seligsten Friedens sagte er: „Euerer Majestät empfehle ich die Armen, und dies, was hier von mir übrig bleibt, gebe ich zum Verbrennen.“ Und in der That, diese seine letzte Gabe war sein ein und alles.

Ich kann mir keinen Anblick vorstellen, der ein tieferes Mitleid und einen unvergänglicheren Eindruck von Ehrfurcht einflößen könnte als das ruhige Sterben jenes guten alten „Heiden“. Allmählich ward sein Atem schwer, und plötzlich sagte er, indem er sich mit großer Anstrengung zum König wandte: „Nun will ich gehen!“ Alsbald stimmten die Mönche laut den Gesang an: „P'hra Arahang sâng-Khâng sârâ nang gâtsch' tschâ mi!“ („Du Heiliger, ich nehme meine Zuflucht zu dir.“ Die buddhistische Zufluchtsformel.) . . . Wenige Minuten später, und

das geistliche Oberhaupt Siams hatte ruhig seinen Geist aufgegeben. Die Augen waren offen und starr, die Hände noch gefaltet; seliger Frieden lag auf seinen Zügen. Herz und Augen füllten sich mir mit Thränen, und doch fühlte ich mich getröstet. Durch welche Hoffnung? Das weiß ich nicht, denn ich wagte es nicht, mich danach zu fragen.

Am nächsten Nachmittag ließ mich der König wiederum rufen, um dem Verbrennen des Leichnams beizuwohnen.

Man führte mich auf den Watt Sah Kâte-Friedhof. Dort rissen die Leute, die zu diesem schauerlichen Amt angestellt waren, alles Fleisch von der Leiche und warfen es den hungrigen Hunden, die sich auf den buddhistischen Asangern herumtreiben, vor. Die Gebeine mit den Fleischresten, die noch an ihnen saßen, wurden bis auf den letzten Rest verbrannt und ihre, in einem irdenen Topf sorgfältig gesammelte Asche wurde in den Gärten der Armen, die sich keinen Dünger kaufen konnten, verstreut. Alles, was nun von dem verehrungswürdigen Greis übrig geblieben, war die Erinnerung an einen einzigen Blick.

„Dies," sagte der König, als ich mich in schmerzlicher Trauer abwandte, „heißt seinen Leib zum Verbrennen hingeben. Das meinte Ihr Apostel Paulus, — diese Sitte unserer buddhistischen Vorfahren, diese vollkommene Selbstentäußerung im Leben und im Tode, — als er sagte: „Und wenn ich meinen Leib hingäbe zum Verbrennen und hätte der Liebe (maitrî) nicht, es nützte mir nichts."

Bücherkisch.

„Notgedrungene Enthüllungen" über die Art, wie heute im Namen des Kaisers die preußische Landeskirche regiert wird. Seiner Majestät dem deutschen Kaiser und dem ganzen deutsch-evangelischen Volke unterbreitet von E. Blöhbaum, vormals Pastor zu Torgelow. Heidelberg 1901. Selbstverlag des Verfassers.

Im Jahre 1899 hatte Pastor Blöhbaum in Torgelow (Pommern) bei Schwetschke und Sohn in Berlin ein wissenschaftliches Werk, betitelt Christus redivivus Teil I, erscheinen lassen, in dem er die „Unvernunft und Bibelwidrigkeit des orthodoxen Systems mit seinem mittelalterlich-katholischen Unwesen" zu erweisen suchte. Die Folge davon war Enthebung vom Amt. In der vorliegenden scharfen Anklageschrift gegen das Stettiner Konsistorium schildert nun der Verfasser das Verfahren desselben gegen ihn in seinen einzelnen Phasen und schließt mit einem offenen Brief an S. Majestät den deutschen Kaiser und König von Preußen sowie einer Bitte an das deutsch-evangelische Volk. Die Ausführungen sind nicht ohne Interesse. Sie zeigen, wie sich die sogenannte Orthodoxie innerhalb der protestantischen Kirche genau ebenso mit dem absoluten Christentum und damit der absoluten Wahrheit identifiziert wie der jesuitische Ultramontanismus, und gleich ihm von derselben rücksichtslosen Intoleranz beseelt ist. Ein erheiterndes Aperçû des Generalsuperintendenten Poetter sei hier beiläufig angeführt: „Wissen Sie, was die Bibel ist? Die Bibel ist das Ding an sich."

Im Februar dieses Jahres sind die „Notgedrungenen Enthüllungen" erschienen, aber bisher hat sich das Stettiner Konsistorium nicht bemüßigt gefühlt, gegen die schweren Beschuldigungen vorzugehen. Ja, wir fürchten sogar, Herr Pfarrer Blöhbaum, man wird Sie als „lästigen Querulanten" überhaupt totschweigen. Ihre Worte aber in Kap. XVIII unterschreiben wir gern: Auf einem Gebiete ist das deutsche Volk zurückgeblieben, auf dem Gebiete der Religion. Noch immer harrt im größten seiner Staaten das Wort des ersten Kaisers, als er den Königsthron bestieg, der Erlösung: „Die Herrschaft der Heuchelei in der Kirche muß aufhören." Uns will scheinen, daß sie schlimmer als je zur Herrschaft gelangt ist, weil der Widerspruch mit den Ergebnissen der Wissenschaft immer klaffender wird. Will das deutsche Volk überhaupt wieder zu einer wahren Religion kommen, die nichts mit dem religionsfeindlichen Kirchentum zu schaffen hat, dann muß es selbst die Geißel in die Hand nehmen und Kehraus machen — aber Kehraus mit Rom und den Wittenberger Epigonen, die sich im Stillen doch nach den alten katholischen Fleischtöpfen sehnen. Zeit wäre es, — denn die Gefahr ist größer als die Schläfer ahnen. M. H—g.

Otto Borngräbers „Giordano Bruno. Das neue Jahrhundert." Eine Tragödie und Ouverture zur neuen Zeit. 2. Auflage. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901. Broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Besonders für unsere Zeit des Kampfes für den endlichen Sieg der naturalistischen Weltanschauung erscheint die dramatische Bearbeitung der historischen Gestalt des edlen Märtyrers Giordano Bruno als eine zeitgemäße Aufgabe. Dieser hat sich Otto Borngräber mit Meisterschaft entledigt. Sein Giordano Bruno ist nicht der schlichte, einfache Dulder, — die Christus-Natur, wie sie uns von den Evangelien dargestellt wird, — er führt uns in seiner Gestalt des italienischen Dominikaners den vollendeten Held einer Tragödie mit allen Tugenden und Fehlern eines kraftvollen Neuerers vor, ein Drittel Philosoph, ein Drittel Dichter, ein Drittel Volkstribun, der zu wirken, zu lieben, zu entsagen und zu dulden versteht mit der Energie des tragischen Helden. — Auch zur Bühnenaufführung eignet sich die Tragödie vortrefflich; so ist sie mit Erfolg über die Bretter gegangen in Leipzig und in Halle a. S. v. Z—C.

Der Erlöser, Trauerspiel von J. Brand. Bern 1901. Verlag von Neukomm und Zimmermann.

Das Brandsche Trauerspiel behandelt das Leben Jesu. Der Verfasser will in diesem Stücke augenscheinlich auf Grund seiner Studien eine neue Geschichte Christi geben. (Vergleiche die Anmerkungen am Ende des Trauerspiels). Aber wenn Jesus wirklich so unglaublich naiv gesprochen, wenn er wirklich so unglaublich thöricht gehandelt hätte, wie ihn Brand sprechen und handeln läßt, so wäre er keineswegs geeignet, der Welt als dramatischer Held vorgeführt zu werden. Dann wäre er nichts anderes gewesen, als ein kurzsichtiger, schwankender Abenteurer, der überhaupt kein Interesse verdient. Aber kein Held! Oder kann sich jemand einen Helden vorstellen, von dem es heißt: „er weint, heult, jammert und bittet, verspricht alles, wendet seine demütige Rede an den Hohepriester und Kaiser, an den Landpfleger in Worten der Unterwürfigkeit und Verzweiflung, verdammt sein Geschick, das ihn angetrieben die Autoritäten anzugreifen, und die Apostel, die ihn vorwärts getrieben; je nach Art der erduldeten Schmerzen hört man alle Schmerzenslaute vom Winseln und Wimmern bis zum Heulen, Jammern, Stöhnen und jähem Aufschreien." (S. 143.) Und das alles gerade da, wo es galt zu beweisen, daß die Hauptfigur des Stückes eine dramatische Be-

handlung verdient! „Der Erlöser" ist überhaupt kein Trauerspiel Kein einziger Charakter der handelnden Personen ist auch nur annähernd dramatisch! Es reden und handeln keine Menschen, sondern verzerrte Wesen ohne Fleisch und Blut. Das Stück muß als gänzlich verfehlt bezeichnet werden.

Dehlingen (Els.) Emil Felden.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen.

Heft I. **Die Abstammungslehre** von Prof. Dr. L. Plate, Berlin. Preis 1 Mark.

Heft II. **Die Biologie im 19. Jahrhundert.** Von Dr. Wilh. Breitenbach. Preis 75 Pf.

Odenkirchen 1901. Verlag von Dr. W. Breitenbach. Preis 75 Pfg.

Dieses sehr empfehlenswerte Unternehmen soll zur Förderung und Ausbreitung der modernen Entwickelungslehre und der monistischen Weltanschauung dienen. Jedes Heft ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Die Schreibweise ist volkstümlich, ohne jedoch den Gegenstand zu verflachen. Zum leichteren Verständnis ist für Nichtfachleute dem ersten Heft ein 12 Seiten umfassendes Verzeichnis von naturwissenschaftlichen Fachausdrücken beigegeben. Außer den beiden erschienenen Heften sind in Vorbereitung:

Die Ernährung der Tiere im Lichte der Abstammungslehre. Von Prof. Dr. H. Simroth, Leipzig.

Populäre Vorlesung über die Darwin'sche Theorie (Selektionstheorie) von Prof. Dr. L. Errera, Brüssel.

Bildung und Entwickelung der Erde von Dr. B. Bonhardt, Charlottenburg.

Der Ursprung des Lebens auf der Erde von Heinrich Schmidt, Jena.

Die historische Entwickelung der Tierwelt von Prof. Dr. Otto Jaeckel, Berlin.

g.

Der heilige Alfons von Liguori. Graßmanns Broschüre und seine Gegner. Von Ferd. Heigl, Verfasser der „Spaziergänge eines Atheisten". Zweites Tausend. Berlin 1902. Hugo Vermühler, Verlag.

Briefkasten der Redaktion.

Herr Benno Buerdorff, Leipzig, Grassistraße 24 schreibt uns: „Da bei mir unter Bezugnahme auf „Das Freie Wort" fortgesetzt irrtümliche Bestellungen auf die Synopsis von S. E. Berus eingehen, möchte ich betonen, daß ich nur den im Druck befindlichen, im Herbst erscheinenden Kommentar zu der Synopsis versende, und daß die Synopsis von Herrn C. F. R. Becker, Dresden, Georgplatz 1 versandt wird; ferner, daß wir nur an solche Personen **gratis** versenden, welche durch Beilegung von 20 Pfg. (Postausland 40 Pfg.) Porto ihr Interesse bekunden, und daß für uns Empfang dieser Beträge durch Postanweisung (5 Pfg. Bestellgeld nicht zu vergessen) oder in Reichspostmarken am angenehmsten ist.

Notiz.

Mit dieser Nummer endet das II. Quartal der Halbmonatsschrift „Das freie Wort". Um Verspätungen und Irrtümer zu vermeiden, ersuchen wir unsere Abonnenten, die Bestellung rechtzeitig zu erneuern.

Die Expedition der Halbmonatsschrift „Das freie Wort".

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Sarnger

Nr. 13. 5. Oktober 1901. I. Jahrgang.

Deutschland an einem Wendepunkt seiner Geschicke.

Der wirtschaftliche Niedergang, der so plötzlich über Deutschland hereingebrochen ist, zeigte deutlich genug, daß vieles von dem, was wir als gesundes Wachstum unserer Industrie betrachtet hatten, Treibhaus-Kultur gewesen ist. Der Geschichtsschreiber der Krisis, die wir augenblicklich miterleben, wird eine ganze Reihe von Gründen für den Niedergang geltend machen. Er wird sagen, daß Deutschland nicht kapitalkräftig genug war, um die neuen Fabriken dauernd in Betrieb zu halten, die wie Pilze aus dem Boden schossen, daß die Rohstoffe, vor allem Kohle und Eisen, von den Syndikaten zu hoch im Preis gehalten wurden, indem die letzteren so die Henne schlachteten, welche die goldenen Eier legte. Er wird auch auf die chinesischen Wirren und den Krieg in Südafrika hinweisen, um die Krisis zu erklären. Man wird alle diese Ursachen als vorhanden zugestehen dürfen und doch der Meinung sein können, daß die Grundursache viel tiefer liegt, daß sie in organischen Mängeln zu suchen ist.

Deutschland befindet sich augenblicklich in der Lage eines alten Geschäftshauses, an welchem die Anforderungen einer neuen Zeit in vieler Hinsicht spurlos vorübergegangen sind. Das wäre an sich noch kein allzugroßes Unglück, denn häufig haben Staatengebilde längere Perioden der Ruhe ganz gut überstanden. Die Stagnation Deutschlands auf wichtigen Gebieten wird nur dadurch unheilvoll, weil andere Staaten, die mit uns konkurrieren, gleichzeitig ungeheuere Fortschritte machen. Das ist um so bedenklicher für uns, weil Deutschland ohnehin im 20. Jahrhundert unter ungünstigen Chancen in den Wettbewerb eintritt. Zu spät geeinigt, um noch größere Ländergebiete angliedern zu können, sieht es sich speziell von drei Rivalen bedroht, welche über geschlossene Wirtschaftsgebiete von riesigem Umfang verfügen: Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Großbritannien. Die Gefahr, daß Deutschland von seiner

kaum errungenen Machtstellung abgedrängt werden könnte, erscheint näher gerückt.

Wenn man sich eingehend mit der Frage befaßt, wie es Deutschland wird ermöglichen können, trotz seines relativ kleinen Gebietes seine Weltmachtstellung zu behaupten, dann muß man zu dem Resultate gelangen, daß sein einziges Heil darin liegt, seine Bevölkerung auf eine möglichst hohe Stufe des Wissens und Könnens zu bringen. In Bezug auf die Höhe der Bevölkerungsziffer werden Rußland, die Vereinigten Staaten und Großbritannien mehr und mehr das Übergewicht über Deutschland erlangen; in der Produktion von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Produkten aller Art sind wir heute schon längst überflügelt.

Zwar behaupten unsere agrarischen Heißsporne, Deutschland könnte auch heute noch seine Bodenproduktion durch intensivere Bewirtschaftung, Meliorationen, Moorkultur u. a. in dem Maße steigern, daß es im Stande wäre, wenigstens seine eigene Bevölkerung ausreichend mit Brotfrucht zu versorgen. Aber, selbst die Richtigkeit dieser Behauptung vorausgesetzt, so gehörten doch außer hunderten von Millionen Kapital mehrere Jahrzehnte dazu, um diese Leistungsfähigkeit zu erreichen. In demselben Zeitraum aber hätte die Bevölkerung Deutschlands um mindestens 20 Millionen zugenommen, und das heutige Mißverhältnis zwischen Bodenproduktion und Bevölkerungsziffer wäre eben nur 20—30 Jahre lang stabil erhalten, um dann endgültig immer unausgleichbarer zu werden.

So bleibt uns nichts anderes übrig, als durch überragende Leistungen auf wissenschaftlichen, künstlerischen, kaufmännischen und industriellen Gebieten im weitesten Sinne unseren Gegnern die Spitze zu bieten. Wenn uns das gelingt, können wir den Erdball zwingen unser Kunde zu sein, denn der billigsten und besten, kurz der preiswürdigsten Ware gehört der Weltmarkt.

Um ein solches Ziel allmählich zu verwirklichen muß aber Deutschland vor Allem radikale innere Reformen vornehmen, von deren Wichtigkeit unsere gegenwärtigen Machthaber und viele Bürger, die sich für große Patrioten halten, offenbar noch sehr wenig durchdrungen sind, denn es wird zur Zeit in Deutschland so weiter regiert, wie es etwa vor dreißig Jahren den Bedürfnissen entsprochen haben mochte. Man kann das am besten aus der Stellung schließen, welche die einzelnen Stände bei uns z. Zt. einnehmen. Als vornehmster Stand gilt ohne Zweifel noch immer der Militärstand. Daß dies keinen Sinn mehr hat, ist leicht aus der naheliegenden Erwägung zu schließen, daß unserer Armee im Kampfe um Deutschlands zukünftige Weltstellung voraussichtlich eine ganz bescheidene Rolle zufallen wird, denn der wirtschaftlich Starke wird allein im Kampf um die Macht der Sieger sein.

In der Vergangenheit war das anders. Als in Europa um das Gleich- bezw. Übergewicht gekämpft wurde, fiel den Heeren die ausschlaggebende Rolle zu. Das hat sich aber durchaus geändert; bei dem Wettkampf mit unserem gefährlichsten Rivalen der Zukunft, den Vereinigten Staaten, wird unsere Armee wahrscheinlich überhaupt nicht in Aktion treten und unsere Flotte, der im übrigen gewiß noch wichtige Aufgaben beschieden sind, auch nicht. Der Kampf mit Rußland, der so lange drohend am Himmel stand, rückt mehr und mehr in die Ferne, da Rußland allmählich, aber unaufhaltsam seinen Schwerpunkt nach Asien verschiebt.

Den Platz, den der Militärstand mit einer gewissen Berechtigung in Deutschland eingenommen hat, muß den Industriellen, den Kaufleuten, den Ingenieuren u. s. w. jetzt zufallen, denn von der Leistungsfähigkeit dieser Stände wird die Zukunft Deutschlands in erster Linie abhängen. Je früher sich unsere Regierungen dieser veränderten Sachlage anbequemen werden, desto eher können wir hoffen, daß unser Vaterland von Katastrophen verschont bleiben wird. Nur wenn die obengenannten Stände auch die höchste soziale Stellung in der Gesellschaft besitzen, werden sich alle fähigen Köpfe dazu drängen Industrielle u. s. w. zu werden. Wir können aber keinen einzigen fähigen Kopf mehr entbehren in dem Kampfe, der jetzt entbrennt.

Es muß zugegeben werden, daß Wandlungen in den Anschauungen unserer maßgebenden Kreise bereits zu erkennen sind. Die Einführung des Titels „Dr. ing." beweist es z. B. Aber von einer wirklichen Frontveränderung ist noch nichts zu spüren, Militarismus und Assessorismus spielen nach wie vor die erste Rolle, und die traurigen Folgen dieser Rückständigkeit bleiben denn auch nicht aus. Wir würden keine Kolonialskandale erlebt haben, wenn statt der Peters, Leist, Wehlau, Prinz Arenberg Kaufleute in die Kolonien geschickt worden wären. Das kostspielige chinesische Abenteuer wäre uns ohne Zweifel erspart geblieben, wenn statt des ehemaligen Offiziers v. Ketteler ein von modernem Geiste erfüllter weltkundiger Kaufmann nach Peking geschickt worden wäre. Die Zeit verlangt eben andere Männer, als Militärs und von junkerlichem Geiste erfüllte Assessoren, weil wissenschaftliche, technische und kaufmännische Tüchtigkeit jetzt die Welt zu beherrschen beginnen! Der Korporalstock hat ausgespielt.

Wenn aber die Zukunft Deutschlands von den Leistungen seiner Denker und Künstler, seiner Naturforscher, Ingenieure und Kaufleute abhängt, dann tritt die allerwichtigste Frage an uns heran: welche Maßregeln wir treffen müssen, um die größtmöglichste Zahl von wahrhaft schöpferischen und leistungsfähigen Männern und Frauen heranzubilden. Die Beantwortung dieser Frage liegt auf dem Gebiete der Schulpolitik

im weitesten Sinne und kann kurz dahin angedeutet werden, daß es sich im Wesentlichen darum handeln wird, keinerlei Begabung unausgebildet zu lassen, die im deutschen Volke zu Tage tritt. Der Zustand, daß die hervorragendsten Intelligenzen in Deutschland „hinter dem Heuwagen herlaufen", um mit Dr. Jastrow zu sprechen, muß schleunigst aufhören. Die Volksschulen sind in methodischer Weise nach begabten Schülern zu durchforschen, und diese Schüler sind dann sorgfältig je nach ihrer spezifischen Begabung auf den bestgeeigneten Schulen auf Staats- oder Gemeindekosten heranzubilden. Die Volksschule muß überhaupt auf ganz andere Grundlagen gestellt, die Stellung des Volksschullehrers muß eine bevorzugte werden, indem der Volksschullehrer geradezu Vertrauensmann der Nation wird. Das verblödende Katechismuslernen muß auf ein Minimum beschränkt, ein mustergültiger Unterricht in den Naturwissenschaften, in den technischen Fächern und im Zeichnen muß an Stelle des Religionsunterrichtes gesetzt werden. Die Erteilung des Religionsunterrichtes muß, wie in den Vereinigten Staaten, den einzelnen Konfessionen überlassen bleiben, die Schule hat lediglich einen von allen konfessionellen Grundlagen freien Moralunterricht zu erteilen. Die Vergeudung der besten Lernjahre bei den Volksschülern durch Auswendiglernen von Bibelsprüchen ist ein Luxus, den sich Deutschland in Zukunft absolut nicht mehr gestatten kann.

Die Lage, in der wir uns augenblicklich befinden, ist eine tiefernste, zumal die zu erneuernden Handelsverträge bereits ihre tiefen Schatten zu werfen beginnen. Wenn es nicht gelingt genug wagemutige, kenntnisreiche und weitschauende Industrielle, Techniker und Kaufleute aus dem deutschen Volke heraus zu holen, dann wird Deutschland seinen Rang unter den Großmächten auf die Dauer nicht behaupten können. Unmerklich, aber unaufhaltsam wird es von seiner Stellung herabsinken, etwa wie Schweden im 18. Jahrhundert von seiner Machtstellung herabsank, nachdem es die Welt fast ein Jahrhundert lang mit seinem Ruhm erfüllt hatte. Vestigia terrent.

Zu Befehl!

Von Theodor Brix (Schöneberg-Berlin).

Von Zeit zu Zeit entsteht in der öffentlichen Meinung Deutschlands eine gewaltige Aufregung, nämlich jedesmal dann, wenn durch auffällige Vorgänge Schäden und Mißbräuche aufgedeckt werden, die sich bei uns eingeschlichen haben und die mit unserer politischen Entwickelung in Verbindung stehen. Leider ist man im ganzen auf die Ursachen dieser Erscheinungen zu wenig aufmerksam.

Im Gumbinner Prozeß ist der Gegensatz zwischen militärischer und

bürgerlicher Rechtsauffassung so schroff hervorgetreten, daß sogar viele von den Blättern, die man zu den militärfreundlichen rechnet, ihre Verwunderung und ihren Unwillen über das dort gefällte Urteil ausgesprochen haben.

In den bürgerlichen Kreisen Deutschlands hat die Armee seit den großen Kriegen bedeutend an Achtung gewonnen. Man hatte ihre Leistungen gesehen, und viele Vorurteile, die bis dahin gegen sie bestanden hatten, schwanden dahin.

Aber diese Leistungen waren doch nicht allein die Frucht der vielbewunderten Disziplin. Sie waren zugleich, wie oft mit Recht hervorgehoben worden ist, dem hohen Kulturzustande des deutschen Volkes zuzuschreiben. Je höher im allgemeinen der Bildungsstand eines Volkes ist, desto vollkommener sind die Eigenschaften ausgebildet, die, wie sie im Frieden einem Volke Überlegenheit sichern, so auch die Kriegstüchtigkeit des Heeres bedingen. Die Pflichttreue, die Aufopferungsfähigkeit, der Gehorsam gegen die Vorgesetzten, das alles beruht doch schließlich auf der tiefen Überzeugung, daß es gilt, des Vaterlandes Wohl wahrzunehmen und seine Existenz zu schirmen.

Dem Vorgesetzten wird gehorcht auf Grund der Überzeugung, daß seine Anordnungen weise und wohldurchdacht sind und daß sie dem nützlichen Zwecke dienen, das Vaterland gegen auswärtige Gefahren zu sichern. Dies ist die einzige verständige Auffassung von der Pflicht der Unterordnung. Darum kann auch das Recht, Gehorsam zu fordern, dem Vorgesetzten nicht erteilt werden, ohne daß ihm zugleich eine strenge Pflicht der Verantwortlichkeit auferlegt wird. Von ihm darf Selbstbeherrschung und Gerechtigkeitsgefühl erwartet werden, soll nicht das Ansehen der Armee Schaden erleiden. Auch in Friedenszeiten sollte der wahre Zweck der militärischen Unterordnung nie vergessen werden.

Niemals darf die Gehorsamspflicht in der Weise aufgefaßt werden, daß der Untergebene jede Willkür und Laune des Vorgesetzten geduldig tragen und sich sogar Mißhandlungen von ihm gefallen lassen muß. Es ist ja auch ganz klar, daß der Theorie nach ein solcher Grundsatz von den wärmsten Anhängern unserer militärischen Einrichtungen nie aufgestellt werden wird. Sie geben ihrem Abscheu über die Mißhandlungen bei dem Militär oft lauten und aufrichtigen Ausdruck. Das Schlimme ist nur, daß gegen diejenigen Individuen, welche in der Praxis nach jenem Grundsatz verfahren, eine Duldsamkeit geübt wird, die nimmer zu rechtfertigen ist. Und was ist nun der Grund dieser Duldsamkeit? Furcht vor Lockerung der Disziplin, vor Schädigung des Ansehens der Armee nach außen hin. Das eben ist der Irrtum, der es verschuldet, daß der Krebsschaden, den mit fester Hand auszuschneiden man sich scheut, sich tiefer und tiefer einfrißt. Den Behörden gilt der Offizier als ein

Gentleman, dem man unehrenhafte Handlungen nicht zutrauen darf. So soll er auch dastehen vor den Augen des Untergebenen und in dem Urteil der Welt. Man deckt die Vergehen der Vorgesetzten mit schonender Hand zu, weil man von ihrem Bekanntwerden eine übele Wirkung auf die Untergebenen befürchtet und weil man verhindern will, daß die Gegner des Militärwesens solche Vorgänge ausbeuten. Aber durch diese Schonung gewinnt die Vorstellung immer mehr Macht, daß der Vorgesetzte es nicht nötig habe, durch persönliche Eigenschaften und persönliches Geschick sich seiner Stellung würdig zu erweisen, daß vielmehr seine Stellung ihm ein Vorrecht gewähre, unter dessen Schutz er sogar herrischen und willkürlichen Neigungen die Zügel schießen lassen dürfe.

Jetzt fragt alle Welt erstaunt, wie es kommen konnte, daß ein Menschenquäler, wie der Rittmeister v. Krosigk, so lange in seiner Stellung verblieb. Eben so groß ist das Staunen und der Unwille über einen Richterspruch, welcher derselben Vorstellung von der erhabenen Stellung des Vorgesetzten entspringt. Die in einseitig militärischen Anschauungen befangenen Richter fürchteten, daß das Ungesühntbleiben des an einem Vorgesetzten begangenen Mordes schwere und verhängnisvolle Folgen für das Dienstverhältnis in der Armee haben werde. Sie verurteilten einen dem Stande der Untergebenen angehörenden Angeklagten auf Grund ungenügender Schuldbeweise. Damit ist freilich ein Exempel statuiert, aber auf Kosten der strengen Scheu vor voreiligen Schlüssen und der sorgfältigen Prüfung, welche nach anderen Rechtsbegriffen dem Rechtsverfahren nicht fehlen darf. Es wurde bei diesen Verhandlungen auch klar, wie schwer es ist, die Untergebenen beim Militär an die Rechtsanschauungen der modernen Gesellschaft zu gewöhnen. Diesen Zeugen war der Gedanke fremd, daß das Aussprechen der Wahrheit ohne alle Nebenrücksichten unerläßliche Forderung im gerichtlichen Zeugenverhör ist. Sie äußerten eine unter den bestehenden Verhältnissen ganz begreifliche Scheu davor, etwas auszusprechen, was ihren Vorgesetzten vielleicht nicht gefallen könnte.

Es ist zu befürchten, daß, trotz des in diesem Falle vielleicht in sehr hohe Kreise vordringenden Unwillens, die bekannt gewordenen Übelstände ebensowenig gründlich abgestellt werden, wie der Duellunfug. Und das ist bedauerlich. Denn selbst wenn man zugiebt, daß nur einzelne militärische Vorgesetzte sich unwürdiger und strafbarer Ausschreitungen schuldig machen, der Schade, den das Militärwesen dadurch leidet, erschöpft sich nicht in den Wirkungen dieser Handlungen. Es geht beim Militär Vieles vor, was nicht so auffällig an die Oeffentlichkeit tritt und doch nicht zu billigen ist. Die ganze Geistesrichtung, von der jene Ausschreitungen nur einzelne Symptome sind, sollte mit Ernst bekämpft werden. Gerade wenn

man in der Erhaltung des Ansehens der Armee ein staatliches Interesse sieht, sollte man um so strenger darüber wachen, daß ihre Vertreter sich der Achtung des Volkes würdig zeigen. Was der modern denkende Mensch zu rügen hat, ist die zu geringe Achtung vor der Persönlichkeit des Untergebenen, die wir bei vielen militärischen Vorgesetzten finden. Es kann dem Ansehen der Armee nicht förderlich sein, daß der junge Mann, der zeitweilig das bürgerliche Leben verläßt, um in den Militärstand einzutreten, hier eine Behandlung erfährt, die anderswo nicht stattfinden darf, gegen die ihm im bürgerlichen Leben genügender Schutz zusteht. Soll die militärische Zucht wirklich, wie von ihr gerühmt wird, wohlthätig wirken, so ist es eine unerläßliche Forderung, daß sie durchaus gerecht sei. Gerade die Sozialdemokratie findet in jeder beim Militär verübten Ungerechtigkeit einen bequemen Vorwand zu Angriffen auf die Heereseinrichtungen. Denn die Söhne der unteren Volksklassen sind es, die hierunter am schwersten zu leiden haben. Anstatt aber diese Beschwerden, bei denen ja Übertreibungen mit unterlaufen mögen, ungeprüft als ungerechte Verdächtigungen der Armee zurückzuweisen, sollten die Verteidiger unserer militärischen Zustände unbefangen prüfen, wieweit sie begründet sind.

Aber die Vorstellung von der Unentbehrlichkeit und heilsamen Wirkung des unbedingten Gehorsams ist eine der Lieblingsvorstellungen unserer herrschenden und tonangebenden Kreise. Die Wirkungen dieses Irrtums erstrecken sich auch weit über das militärische Leben hinaus, sie greifen in die Politik und zum Teil in das bürgerliche Leben ein. Darum treten nicht nur militärische und bürgerliche Rechtsanschauungen miteinander in Gegensatz. Nein, auch das ganze Verhältnis zwischen der Regierung und dem Volke, zwischen dem Monarchen und den Organen der Regierung, ist viel tiefer, als sich mit den Grundsätzen des modernen Konstitutionalismus verträgt, durchdrungen von der Anschauung, daß der unbedingte Gehorsam gegen die Oberen die unerläßlichste Pflicht des Staatsbürgers sei. Denn die selbständige Überzeugung kommt dabei nicht zu ihrem Recht, und sie ist es doch, auf der Kraft und Tüchtigkeit eines modernen Volkes beruht. Wir haben zu viel Gehorsam und zu wenig Überzeugung, und Tausende denken, ob sie es nicht aussprechen, dasselbe, was die militärischen Zeugen des Gumbinner Prozesses am verkehrten Ort aussprachen: „Zu Befehl!“

Mein Besuch bei Tolstoi.

Von Cesare Lombroso (Turin).

Werte Redaktion! Sie ersuchten mich, Ihnen den Eindruck, den ich von Rußland und Tolstoi empfing, zu schildern. Ich muß bekennen, daß ich bis heute gezögert habe und auch heute noch zögere, mich hier-

über zu äußern, da die Gastfreundschaft, die mir dort zu teil geworden, so groß war, daß jedes nicht enthusiastische oder doch in Anerkennung sich überbietende Wort der Undankbarkeit geziehen werden könnte. Indessen will ich's versuchen.

Ich kam im Jahre 1897 anläßlich des Ärzte-Kongresses nach Rußland. Die damals von der russischen Regierung ausgeübte Gastfreundschaft war so groß, daß sie selbst der Polizei, die noch allgewaltiger als der Zar ist, die Flügel stutzte. Indessen hielt mich doch die Revision der Pässe in Warschau bis tief in die Nacht auf, und während der 48 Stunden, die ich dort zubrachte, empfing ich durch den Anblick der an jeder Straßenecke, vor jedem Hotel aufgepflanzten Polizei, der langen Gefangenenkolonnen auf der großen Weichselbrücke, der kahlen Plätze und der Kirchen ohne Statuen, der kopflosen Bildsäulen, die den Eindruck machten, als hätte man mit der Kunst auch den Genius der rebellischen Hauptstadt Polens köpfen wollen, durch den durch einen General ersetzten Rat der Stadt, durch die im buchstäblichen Sinne des Wortes nur einen Flintenschuß von der Stadt sich in Zelten erhebende Soldatenstadt mit den frech herausfordernden Soldaten- und Offiziersgesichtern einen so starken Eindruck des Abscheus, ja des Entsetzens, als wäre ich in eine von den Hunnen kürzlich erst eroberte Stadt gekommen oder befände mich in der heimatlichen Lombardei zur Zeit der schlimmsten Vergewaltigungen der österreichischen Herrschaft, deren Schrecken noch bis heute nicht aus meinem Gedächtnis entschwinden konnten.

Trotzdem übertraf der Empfang, den mir die Russen so liebenswürdig bereiteten, alle meine Erwartungen und Verdienste. Wenn ich daran denke, wie mich bereits in Smolensk hunderte von Studenten der Moskauer Universität empfingen, wie mich die Kollegen in Moskau nicht im Gasthof sondern im Kreml absteigen ließen, wie ich mich auf den Straßen kaum ergehen konnte, ohne von Gruppen Huldigender umringt zu werden, ja, wie nicht nur die höchsten Beamten sondern selbst die schlichten Leute aus dem Volk meine Werke, die kaum in meinem Vaterlande geduldet werden, zu kennen schienen, so frage ich mich noch heute, wie ich unfähig war, mich von jenem Alp zu befreien, der mich immer wieder befiel, zur Strafe für die allzugroße Volksgunst, das Kapital des Beifalls mit dem tarpejischen Felsen Sibiriens vertauschen zu müssen.

Zu alledem kam noch folgender Vorfall anläßlich meines Besuches bei Tolstoi. Ich hatte noch nicht einmal vom Kreml an den berühmten Schriftsteller meine Absicht ihn zu besuchen telegraphiert, als der Polizeigeneral Kutusow mir zu verstehen gab, wie mißliebig dieser Besuch der Regierung wäre. Ich erwiderte ihm, mich triebe allein wissenschaftliche und litterarische Neugier dazu. Aber ich hatte gut reden. Der General fuchtelte immer aufgeregter mit seinen Händen in der Luft herum, bis

er schließlich mit den Worten herausplatzte: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß es da oben mit ihm nicht ganz richtig ist?“ Die Chance schnell ausnutzend fiel ich ein: „Aber deshalb will ich ihn ja gerade besuchen. Ich bin doch Irrenarzt.“ „Ah, wenn es sich so verhält,“ erwiderte der brave General, indem sich sein Gesicht plötzlich aufheiterte, „dann ist es etwas anderes; dann thuen sie gut daran.“ Tags darauf befand ich mich in Tula und rollte von dort in einem Wägelchen nach dem nur wenige Stunden entfernten Jasnaja Poljana.

Ich kann es nicht bestreiten, daß ich in gewisser Beziehung auch als Psychiater meinen Besuch bei Tolstoi unternahm. Nachdem ich seit so langen Jahren die pathologische Grundlage des Genies studiert und in den Memoiren Tolstois so viel Anhaltspunkte für meine Theorie gefunden hatte (die erbliche Belastung, eine Jugend voll Phantastereien und Verdrehtheiten, ein epileptischer Anfall, bis zur Halluzination gesteigerte seelische Aufregungen), konnte ich hinreichende Hoffnung hegen, dieselbe bei dem größten lebenden Dichter und Romanschriftsteller bestätigt zu finden. Darf ich es jetzt auch noch eingestehen? Alles, was ich sah, nachdem ich die Wohnung des großen Schriftstellers betreten hatte, schien absichtlich zu meiner Widerlegung da zu sein, und nicht nur um mich sondern auch Tolstois eigene Bekenntnisse, sowie alle Legenden, die sich seit so langer Zeit um seine Persönlichkeit gebildet hatten, zu widerlegen.

Beginnen wir demnach zunächst mit seiner Physiognomie.

Kaum befand ich mich gegenüber der Thür, als ich einen Greis mit strengem, fast soldatischem Gesichtsausdruck gewahrte, mit scharfem Blick, zu harten, tiefgefurchten Zügen und eckiger Gesichtslinie, eine Physiognomie, die mehr die eines braven, gesunden, durch das Triebwerk des Militärdienstes gegangenen Muschiks als die eines Denkers und Dichters zu sein schien.

Die berühmte Bauerntracht beschränkte sich auf eine bequeme, tadellos saubere Blouse, die ich bei der großen Hitze am liebsten selber angehabt hätte, und die Stiefel sahen auch keineswegs danach aus, als wären sie von seiner eigenen Hand angefertigt.

Sein Benehmen war ruhig, korrekt und liebenswürdig, außer wenn die Unterhaltung eine Wendung nahm, die seinen Ideen zuwiderlief, wie z. B. in dem Thema „l'art pour l'art“, in der Kontroverse über den „geborenen Verbrecher“ u. a., wobei er allerdings ein wenig aus dem Geleise geriet. Aber das gleiche konnte ich bisher bei allen Personen von starken Überzeugungen wahrnehmen, die dieselben eifersüchtig hüten, wie der Geizhals seinen Schatz.

Von seiner Feldarbeit und den Holzschuhen fand ich auch nicht die geringste Spur. Er brachte täglich genau vier Stunden mit schriftstellerischer

Arbeit zu, worauf er diese Beschäftigung mit der Feldarbeit vertauschte, — nach dem Rat seiner Frau, wie er es mir selber sagte.

Wie jeder bedeutende Mann hegte er eine große Wertschätzung von sich selbst. Es gab kaum einen Winkel in seinem Hause, in dem sich nicht ein Modell, eine Statue oder Büste von ihm befand, die ihn schreibend, zu Pferd oder bei Tisch darstellte. Ebenso legte er berechtigten Wert auf die von ihm ausgesprochenen Gedanken und war nicht wenig darüber verdrossen, daß ich kein einziges seiner in Turin bei meinem eigenen Verleger in italienischer Sprache erschienenen Werke kannte.

Vor allem aber war er mit vollem Rechte stolz auf seine Muskelkraft und Ausdauer, die er mir, wie es schien, mit Vergnügen zeigte. An demselben Tage sah ich ihn zwei Stunden lang mit seinen Töchtern Lawn Tennis spielen, worauf er ein Pferd, das er selber aufgezäumt und gesattelt hatte, bestieg und mich zu einem kleinen See führte, wo er mich zum Schwimmen herausforderte. Es machte ihm besonderes Vergnügen zu sehen, daß ich ihm nach einer Viertelstunde nicht mehr folgen konnte; und, während ich einerseits seine Ausdauer bewunderte, andererseits mich selber bedauerte, erfaßte er mich mit ausgerecktem Arm und hob mich wie einen kleinen Hund ein gutes Stück vom Boden empor. Sicherlich verdankt er es allein seiner Körperkraft und seinen fortgesetzten Leibesübungen, daß er seine letzten schweren Krankheiten zu überstehen vermochte.

Hierauf folgte ich ihm in sein Studierzimmer, wo meiner thatsächlich eine vollkommene Überraschung wartete. Während das ganze Haus fast herrschaftlich eingerichtet war, ganz besonders aber das Schlafzimmer, in das seine Gemahlin auch ein Bildnis der Madonna unter die schrecklichen Bilder der Ahnen Tolstois, die alles andere eher als Philanthropen oder Philosophen gewesen waren, eingeschmuggelt hatte, stellte sein Studierzimmer eine armselige gewölbte Zelle, ein wahres Loch, ohne den geringsten Schmuck vor, in der die allernotwendigsten Bücher in den Mauernischen aufgestellt waren. Als ich ihn nach dem Grund dieser allzugroßen Einfachheit und Dürftigkeit fragte, die mir die Inspiration des Genies zu hemmen und im Widerspruch mit dem Bedürfnis eines jeden nach Licht und Luft zu stehen schien, antwortete er mir, er hätte sich diese Zelle bauen lassen, um allem Geräusch zu entrinnen, da nichts mehr als der Lärm seine dichterische Intuition störe. Seine Frau ist seine getreue Hüterin, die ihn beim Arbeiten überwacht, daß kein Ton und kein menschliches Wesen in sein kleines Sanktuarium eindringt. Sie ist es auch — wenn nicht bisweilen ihre Tochter —, die aus den während des Tages bekritzelten Fetzen Papier, die kein Typograph entziffern könnte, und den rhapsodischen Ergüssen während der Nacht in mühsamster, acht bis zehn Mal wiederholter Glättarbeit die wunderbar klare Prosa Tolstois herausmodelliert.

Die Stunde des Frühstücks kam, das in einer nur wenige Meter vom Hause entfernten Laube eingenommen wurde, und hierbei konnte ich die vollkommene Freiheit bemerken, der sich jeder in Tolstois Haus erfreute. Tolstoi ist thatsächlich Vegetarier und Abstinent, ebenso wie eine seiner Töchter, während alle andern speisen, was ihnen beliebt, und die Mahlzeit wie überall aus der Hand der Diener empfangen. Da Tolstoi jedoch, wie er mir selbst sagte, das Verhältnis von Herr und Diener nicht anerkennt, geht er selbst in die Küche, bereitet sich sein Mahl und trägt es auf. Naturgemäß muß er große Quantitäten zu sich nehmen, um die Stickstoffarmut einer rein vegetabilischen Kost auszugleichen.

Hier und noch mehr, als ich unter Beihilfe des Dieners zu Pferd stieg, konnte ich einen Rest seiner alten Neigung, Proselyten zu machen, erkennen. „Warum," so fragte er mich, „lassen Sie sich von einem andern Menschen bedienen? Ich lasse mir nicht einmal die Stiefel putzen, weil es auf der Welt weder Herren noch Diener geben darf." Ich bemerkte darauf einfach, so sei es der Brauch in Europa, und, wie er selbst Diener hätte, müßten sie doch auch zu etwas dienen.

Ein anderes Paradoxon war ihm halblaut gegen die Ärzte entschlüpft, die er als Ursache der Krankheit eines seiner Söhne, eines Nervenleidens, erklärte. Als ich jedoch eine seiner Töchter, ein sehr sympathisches Mädchen, das am Typhus erkrankt war und sehr schlecht von einem alten Pfuscher behandelt wurde, genau untersuchte und ihm riet, den jüngsten Arzt in Tula zu wählen, schien es mir, als ob er seine Ansicht über die Jünger Äskulaps änderte. Im ganzen genommen waren mehr Anwandlungen von Paradoxien als Paradoxien selber bei ihm zu bemerken.

Glücklich schien er mir dagegen zu sein, wo er mir die hygienischen und moralischen Vorzüge seiner Theorie handgreiflich beweisen wollte. Nach dem Frühstück zeigte er mir eine einfache hagere Frau von vierzig Jahren mit ruhigem Gesichtsausdruck, in dunkelm Baumwollenkleid, ohne Schmuck, die, von ihm selbst nach ihrem Leben befragt, mir sagte, sie sei eine in der Nachbarschaft lebende Bäuerin und sei als an fortgeschrittener Tuberkulose leidend bereits von den Ärzten aufgegeben gewesen. Da hätte sie nach dem Vorbild ihres Meisters ganz der Feldarbeit gelebt und sich ausschließlich von Vegetabilien ernährt, alle ihre Habe den Armen überlassend und sich allein ihren Hausrat und ein Stückchen Land, das gerade zum Lebensunterhalt ausreichte, vorbehaltend. Als dann im Winter die Familie Tolstois fortging, hätte sie in Gedanken mit ihm, indem sie seine Werke von neuem durchlas, weiter zusammengelebt. Ich, der ich als Arzt die wunderbaren Heilungen der hypnotischen und religiösen Suggestion kenne, wunderte mich natürlich nicht im geringsten, während Tolstoi darüber wie über ein Wunder triumphierte. Ich sah die Unmöglichkeit ein, über gewisse

Dinge eine Unterhaltung mit ihm zu führen, ohne ihn zu sehr zu reizen, und noch weniger ihn dort, wo es mir am meisten am Herzen lag, zu überzeugen, wie z. B. in der Theorie vom geborenen Verbrecher, deren Richtigkeit er hartnäckig abstritt, wiewohl er Verbrechertypen, wie ich sie gesehen hatte, auch annahm und beschrieb. Aber es lag wie eine geistige Scheidewand zwischen uns, welche jeden von uns hinderte, die Schlußfolgerungen des andern anzunehmen. Die Scheidewand bestand in der merkwürdigen Behauptung, daß meine Schule wie die andern Schulen des Strafrechts noch nicht den Nachweis erbracht hätten, worauf die menschliche Gesellschaft ihr Recht, den Verbrecher zu strafen, begründete.

Oro, ich, Ferri, Garofalo, und vor mir schon Romagnosi, wir alle, sagte ich ihm, hätten gezeigt, daß die Menschen, ohne zu einem übermenschlichen oder göttlichen Recht ihre Zuflucht zu nehmen, das Äquivalent dafür in dem Recht der Selbstverteidigung besäßen: in derselben Notwendigkeit, die uns unfreiwillig gegen die Tiere grausam sein läßt, um uns mit ihrem Fell zu bekleiden, und ihr Fleisch zu essen, um nicht an Hunger und Frost zu sterben, und noch mehr in jener Notwendigkeit, mit der wir die Tiere töten, sobald sie unser Leben bedrohen. Wir sagen wie er zu den sogenannten geborenen Verbrechern: „Ihr habt keine Schuld, wenn ihr ein Verbrechen begeht.“ Aber wir sagen auch: „Wir haben keine Schuld, wenn ihr uns auf Grund eueres Organismus in die Notwendigkeit versetzt, uns zu verteidigen und euch einzusperren, wiewohl auch wir eingestehen, daß ihr viel eher Mitleid als Haß verdient.“

Er blieb jedoch solchen Ausführungen gegenüber taub, runzelte nur seine schrecklichen Brauen und schoß aus seinen tief in den Höhlen liegenden Augen drohende Blitze, bis er schließlich erwiderte: „Nichts als Träume! Jede Strafe ist ein Verbrechen!“ Wenige Monde darauf zeigte er mir thatsächlich in seinem Werke „Auferstehung“, daß ich nutzlos meine Lungenkraft vergeudet hatte.

Wenige Stunden darauf konnte ich mit eigenen Augen sehen, welche wahrhafte Güte in seiner großen Seele, trotz seiner während der Polemik so böse und zornig dreinblickenden Augen, lebte. Eine endlose Schar, eine wahre Prozession von Armen, Waisen und Unglücklichen, zerrissen außen und in der Seele, kam aus den fernsten Gegenden Rußlands in Karren, die von zerschundenen Eseln oder halbverhungerten Hunden gezogen waren, auf Krücken oder auf Schultern getragen schweigend gleich Schatten heran, und empfingen von ihm Geld, Rat oder Trost, worauf sie dann wieder wie verklärt fortzogen. Diese Prozession sollte sich, wie ich vernahm, jede Woche erneuern. Dies spricht mehr als alle Bücher und alle Polemiken.

Vor meinem Abschied konnte ich es nicht unterlassen, ihn nach seiner Ansicht über die franko-russische Allianz zu befragen, und die Antwort, die

er mir gab, war einer jener Aussprüche, die paradox erscheinen aber eminente Wahrheiten sind: „Es war das größte Unglück, das dem russischen Volke widerfahren konnte, weil vor derselben sich die Regierung noch bisweilen allzu tyrannischer Handlungen aus Furcht vor der öffentlichen Meinung Europas enthielt, deren großes Zentrum in Frankreich liegt, während es jetzt diese Furcht nicht mehr besitzen wird." Und die Thatsachen, speziell die traurige Vergewaltigung Finnlands, geben ihm nur allzusehr Recht.

Nach dem Kreml zurückgekehrt, wurde ich alsbald von dem braven General gefragt, wie ich ihn vorgefunden hätte. Ich erwiderte: „Er scheint mir ein Verrückter zu sein, der viel gescheidter ist als so viele andere Narren, die die Macht in Händen haben." „Aber welche Befehle," so fragte ich weiter, „hat die Polizei in betreff seiner gegeben?" „Die Sache ist sehr einfach", versetzte er; „ihn zufrieden zu lassen. Die Briefe und Schriften werden geprüft und, sobald sie dem Staate gefährlich sind, mit Beschlag belegt. Werden aber seine Freunde staatsgefährlich, nun, so werden sie nach Sibirien spediert." Der letzte Satz konnte die starken Besorgnisse, die ich für meine eigene Person hegte, nicht allzusehr beschwichtigen.

Die beiden Formen des Individualismus.

Von Georg Simmel.

Das Ideal der Freiheit und Gleichheit, von dem die französische Revolution entflammt war, ist nicht eigentlich durch die Thatsachen widerlegt, denn gerade ihnen brauchte es sich als Ideal nicht zu beugen, sondern durch die tiefere Einsicht in seinen inneren Widerspruch. Freiheit bedeutet doch, daß die individuelle Persönlichkeit ihre Eigenschaften ungehemmt entwickeln, ihre Kräfte vollkommen bewähren könne. In dem Maße, in dem dies gelingt, müssen die Unterschiede der Naturen sich schärfer herausarbeiten. Die Freiheit mag die klassenmäßigen Ungleichheiten beseitigen, die uns von außen kommen und nichts weniger als der Ausdruck unserer wirklichen und persönlichen Ungleichheiten sind. Indem diese aber vermöge der individuellen Freiheit sich restlos entfalten, werden sie unvermeidlich zu einem Ausdruck in den Beziehungen der Menschen untereinander drängen und so auch eine äußere Ungleichheit als die Folge der Freiheit ergeben, eine Ungleichheit, die, obgleich oder weil sie eine gerechtere ist, nicht kleiner als die historisch gegebene sein dürfte. Es war vielleicht ein Instinkt für diesen Sachverhalt, der der Freiheit und Gleichheit als dritte Forderung die Brüderlichkeit hinzufügen ließ. Denn nur durch ausdrücklichen Altruismus, durch sittlichen Verzicht auf das Geltendmachen natürlicher Vorzüge wäre die Gleichheit wieder herzustellen, nachdem die Freiheit sie aufgehoben hat.

So tief wurzelnde und weitgreifende Ideen zu kritisieren ist indes weit weniger wichtig, als sie zu begreifen. Denn Irrungen dieser Art sind keine rein theoretischen Fehlschlüsse, sondern der angemessene Ausdruck einer bestimmten historischen Lage; ihre Formulierung in Worten ist eigentlich nur der Schatten praktischer Wirklichkeiten, die als solche ganz jenseits von Wahr und Falsch stehen. In unvermeidlicher Reaktion auf die herrschende Gesellschaftsverfassung entstand im 18. Jahrhundert ein Begriff der Individualität, der sich gar nicht treffender und logischer als mit dem in sich so unlogischen Ideal von Freiheit und Gleichheit aussprechen ließ. Denn es war eine Zeit, in der die individuellen Kräfte im unerträglichsten Gegensatz gegen ihre sozialen und historischen Bindungen und Formungen empfunden wurden. Als überständig und verrottet, als Sklavenfesseln, unter denen man nicht mehr atmen konnte, erschienen die Vorrechte der oberen Stände, wie die despotische Kontrolle von Handel und Wandel; die immer noch mächtigen Reste der Zunftverfassung wie der unduldsame Zwang des Kirchentums; die Frohnpflichten der bäuerlichen Bevölkerung wie die politische Bevormundung im Staatsleben und die Einengungen der Stadtverfassungen. In der Bedrücktheit durch solche Institutionen, die jedes innere Recht verloren hatten, die aus Vernunft zu Unsinn, aus Wohlthat zu Plage geworden waren, entstand das Ideal der bloßen Freiheit des Individuums; wenn nur jene Bindungen fielen, die die Kräfte der Persönlichkeit in ihr unnatürliche Bahnen zwängen, so würden alle inneren und äußeren Werte, zu denen die Energien vorhanden, aber politisch, religiös, wirtschaftlich lahmgelegt waren, sich entfalten und die Gesellschaft aus der Epoche der historischen Unvernunft in die der natürlichen Vernünftigkeit überführen.

Hierbei aber ging nun eine höchst verhängnisvolle Täuschung vor sich. Jene ständischen, zünftigen, kirchlichen Bindungen hatten unzählige Ungleichheiten zwischen den Menschen geschaffen, deren Ungerechtigkeit aufs schärfste empfunden wurde, und so schloß man, daß die Beseitigung jener Institutionen, weil mit ihr diese Ungleichmäßigkeiten fallen müßten, alle Ungleichheiten überhaupt aus der Welt schaffen würde. Man verwechselte die bestehenden, sinnlosen Unterschiedenheiten mit der Ungleichheit überhaupt und hielt die Freiheit, die die ersteren vernichten sollte, für den Träger der allgemeinen und dauernden Gleichheit. Und dies traf nun mit dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts zusammen, für den nicht der besondere, in seiner Eigenheit unvergleichliche Mensch der Gegenstand des Interesses war, sondern der allgemeine Mensch, der Mensch überhaupt. Wie die Litteratur der Revolutionszeit fortwährend von dem Volke, dem Tyrannen, der Freiheit ganz im allgemeinen spricht, wie die „natürliche Religion“ eine Vorsehung überhaupt, eine Gerechtigkeit überhaupt, eine

göttliche Erziehung überhaupt hat, so ist es auch das allgemeine Abstraktum Mensch, dem alle Begeisterung gilt, der immer und überall der gleiche ist, weil von allem abgesehen ist, was die Menschen von einander unterscheidet. Das Grundmotiv ist, daß in jedem Individuum ein Kern enthalten ist, der das wesentliche an ihm und der zugleich in allen Menschen derselbe ist, wie Kant es einmal ausdrückt: der Mensch sei zwar unheilig genug, aber die Menschheit in ihm sei heilig. Und nun versteht man, daß Freiheit und Gleichheit so unbefangen als ein einheitliches Ideal empfunden wurden: wenn der Mensch nur in Freiheit gesetzt würde, so müßte sein bloß menschliches Wesen, das die historischen Verbindungen und Verbildungen überdeckt und entstellt hätten, wieder als sein eigentliches Ich hervortreten und dieses würde also, weil es eben den allgemeinen Menschen in uns darstellte, bei allen das gleiche sein. Wenn Friedrich der Große den Fürsten als „den ersten Richter, den ersten Finanzmann, den ersten Minister der Gesellschaft", in demselben Atem aber ihn als „einen Menschen wie den geringsten seiner Unterthanen" bezeichnet, so dokumentiert er, wie der Allgemeinbegriff Mensch das Alleinherrschende in der Vorstellung des Menschlichen geworden ist, wie sehr sein Wert alle individuellen Unterschiede sich unterworfen hatte. Aber dieser allgemeine Mensch tritt eben schlechthin als Individuum auf, er soll ein auf sich stehender, für sich allein verantwortlicher sein, in schärfstem Gegensatz gegen alle vom Mittelalter her überlebenden Normen, die den Menschen nur als Glied einer Einung, als Element einer Kollektivität kannten. Dies ist der originelle und höchst bedeutsame Standpunkt des 18. Jahrhunderts: die Allgemeinheit bedeutete nicht soziale Verschmelzung, sondern inhaltliche oder Rechts- oder Wertgleichheit isolierter Individuen. Mit leuchtender Klarheit und abschließend formuliert Fichte dieses Stadium der gesellschaftlichen Idealbildung: „ein Vernunftwesen muß schlechthin ein Individuum sein, aber nicht eben dieses oder jenes bestimmte." Das ökonomische Ideal jenes alten Liberalismus: Individuen, die mit absoluter Freiheit ihren Interessen nachgehen und ebendamit — da diese in natürlicher Harmonie stehen — den größtmöglichen Fortschritt der Gesamtheit bewirken, und die Thatsache, daß Kant den Träger aller Objektivität und Allgemeingültigkeit in unserem Denken und Handeln doch das Ich nennt und von diesem vernünftigen und moralischen Ich das persönlich-subjektive, das bei jedem ein anderes sei, aufs schärfste scheidet — dies sind nur zwei Ausstrahlungen eben desselben Prinzips: des Individualismus, der den Menschen ganz auf das eigene, von aller Bindung gelöste Ich stellt, dieses Ich aber als das allgemein menschliche, in allen gleiche und gleich wertvolle deutet.

Diese Vereinung von Freiheit und Gleichheit, oder, dasselbe anders

ausgedrückt, von Individualität und Gleichheit, ging nun im 19. Jahrhundert in zwei ganz divergente Strömungen auseinander. In allgemeinen Begriffen, die vieler Vorbehalte bedürfen, bezeichnen wir sie als die Tendenz auf Gleichheit ohne Individualität und auf Individualität ohne Gleichheit. Die erstere, wesentlich im Sozialismus verkörpert, liegt hier außerhalb unseres Interesses; die andere hat die Art des Individualismus geschaffen, die, bei Fortbestand jener früheren, als die spezifisch moderne gelten kann und sich von Goethe über Schleiermacher und die Romantik bis zum Nietzscheanismus entwickelt. Nachdem die prinzipielle Lösung des Individuums von den verrosteten Ketten der Zunft, des Geburtsstandes, der Kirche vollbracht war, geht sie nun dahin weiter, daß die so verselbständigten Individuen sich auch von einander unterscheiden wollen; nicht mehr darauf, daß man überhaupt ein freier Einzelner ist, sondern daß man dieser Bestimmte und Unverwechselbare ist, kommt es an. Die Idealbildung des 18. Jahrhunderts forderte isolierte und im Wesen gleichartige Individuen, die zusammengehalten waren durch ein rational-allgemeines Gesetz und durch die natürliche Harmonie der Interessen. Die für das 19. Jahrhundert charakteristische rechnete mit lauter arbeitsteilig differenzierten, zusammengehalten durch Organisationen, die gerade auf der Arbeitsteilung und dem Ineinandergreifen des Differenzierten beruhten. Zu der Wirklichkeit der modernen Wirtschaft sind beide Prinzipien unentwirrbar zusammengewachsen. — Gewiß soll Wilhelm Meister das „rein Menschliche" in allem Schicksal, Bildung, Innerlichkeit des Menschen herausstellen und zur Geltung bringen. Und doch ist hier zum erstenmal eine Welt gezeichnet, die ganz auf die individuelle Eigenheit ihrer Individuen gestellt ist und sich nur durch sie organisiert. Dies künstlerisch Anschauliche hat Schleiermacher abstrakt geformt: gewiß sei jedes Wesen Ausdruck und Spiegel des gesamten Weltseins, jeder Mensch ein Kompendium der Menschheit; aber er sei es in besonderer, unvergleichlicher Form. Seine leidenschaftlichste Gegnerschaft gilt jenem Individualismus des 18. Jahrhunderts, der in einem jeden den „allgemeinen Menschen" sah. Wer nur ein Mensch überhaupt sein wollte, sagt er, sich aber dagegen wehrte, dieser oder jener besondere zu sein, der würde sich gegen das Leben selbst wehren. Eine nur ihm eigene Bedeutung, eine nur von ihm zu lösende Aufgabe kommt einem jeden zu. So sehr Kant und Fichte die Unbeschränktheit, die unendliche Freiheit des Ich in den Mittelpunkt ihrer Normen stellten — in dem Inhalt der Werte, die es verwirklichen sollte, bestand doch Nivellement; die Gleichheit vor dem Gesetz, in dem Gesetz, beherrschte ihre Ethik. Daß auch die Verschiedenheit des Menschlichen eine sittliche Forderung sei, daß jeder gleichsam ein besonderes Idealbild seiner selbst, das keinem anderen gleich ist, zu verwirklichen habe — das war eine ganz

neue Wertung, ein qualitativer Individualismus gegenüber jenem, der allen Wert auf die Form des freien Ich legte.

Bei genauer Scheidung dieser beiden Lebensauffassungen, die man wegen des gemeinsamen Namens Individualismus so oft verwechselt, erklären sich manche tief gelegenen Vorgänge der Geistesgeschichte und ordnen sich den großen Strömungen derselben ein. Wenn Kant den ganzen Wert der Menschen und alle Wertunterschiede zwischen ihnen ausschließlich in den Willen verlegt, so setzt dies im letzten Grunde voraus, daß das Sein der Menschen, das naturgegebene Fundament ihrer Entwickelung, bei allen ununterschieden ist. Der etwas mechanische Gerechtigkeitsbegriff des 18. Jahrhunderts konnte nicht zugeben, daß dasjenige, wofür der Mensch nichts konnte, über seinen Wert entschiede; wenn er minderwertig ist, so muß er es sich ganz allein zuzuschreiben haben. Daß der Wille allein allen Menschenwert trägt, ist also die konsequente Entwickelung jener Lebensauffassung, für die das letzte, unabänderliche Fundament der Menschen das in allen gleiche ist, so daß der Grund ihrer Wertdifferenz nicht in ihrem Sein, sondern oberhalb desselben, in dem variablen Element des Willens gesucht werden muß. Im Gegensatz dazu hat Goethe das tiefste Gefühl für das Sein der Menschen und die Wertunterschiede, die damit von vornherein gegeben sind. Die Romantik hat dies auf das lebhafteste aufgenommen. Freilich hat die in die letzten Tiefen der individuellen Natur hinabreichende Differenzierung des Seins leicht einen mystisch-fatalistischen Zug, durch den sie sich der Romantik ebenso empfahl, wie sie sich damit dem hellen Rationalismus der Aufklärungsepoche entfremdete. Endlich ist für Nietzsche diese Wertung des Seins und damit der elementare Unterschied zwischen Mensch und Mensch der eigentliche Drehpunkt des ethischen Interesses geworden. Hier liegt vielleicht der tiefste Grund seines Hasses gegen den Kantischen Moralismus: nicht was die Menschen wirken, d. h. wollen, sondern was sie sind, begründet ihren Rang — er mußte es als eine Gewaltthat empfinden, das Sein zu egalisieren, zum höheren Ruhme des Willens und der moralischen Verantwortung. „Die höhere Natur des großen Mannes," sagt er, „liegt im Anderssein, in der Unmitteilbarkeit, in der Rangdistanz — nicht in irgendwelchen Wirkungen, ob er auch den Erdball erschütterte." Der Unterschied des Individualismus, der sein Ideal in der Gleichheit und Gleichberechtigtheit der gesellschaftlichen Elemente sieht — gegen den anderen, für den die Unterschiede zwischen ihnen den ganzen Sinn der Menschheit ausmachen — jener konsequent eine formale Freiheit, dieser ein naturgegebenes Befehlen und Gehorchen predigend — hat hier seinen absoluten moralphilosophischen Ausdruck gefunden.

Eine merkwürdige und extreme Erscheinung in der Geschichte des Individualismus stellt sich jenseits beider Formen: Stirner, der nur

die Thatsache der Individualität überhaupt zum Sinn des menschlichen Daseins macht, aber jeden Inhalt derselben, mag es der der Gleichheit oder der der Differenziertheit sein, als ganz gleichgültig ablehnt. So wendet er sich einerseits gegen den Individualismus des 18. Jahrhunderts: „Die individuelle Freiheit," sagt er, „über welche der bürgerliche Liberalismus eifersüchtig wacht, bedeutet keineswegs eine vollkommen freie Selbstbestimmung, sondern nur Unabhängigkeit von Personen, aber um so unterwürfiger ist man dagegen geworden gegen Gesetze. Man wird in aller Form Rechtens geknechtet." Er klagt die Revolution an, nicht den einzelnen Menschen als solchen, sondern nur den Bürger, den politischen Menschen frei gemacht zu haben; nicht um jenen, sondern immer nur um ein Exemplar der Menschengattung, speziell der Bürgergattung habe es sich damals gehandelt. „In Dir und Mir nichts weiter sehen als „Menschen", wie eben der Rationalismus der Menschenrechte es thut, das heißt, die christliche Auffassung, wonach einer für den anderen nichts als ein Begriff (z. B. ein zur Seligkeit berufener) ist, auf die Spitze treiben". Zweifellos hat Stirner hiermit die schwachen Seiten des älteren Individualismus scharf gekennzeichnet: daß diese fundamental gleichen Gesellschaftsatome eigentlich keine Persönlichkeiten, sondern bloß isolierte Exemplare eines Allgemeinbegriffes sind und daß die formale Gleichheit vor dem Gesetz, der Stolz dieser Weltanschauung, die ärgste Vergewaltigung der Individualität nicht zu verhindern weiß. Aber er verkannte die Größe der Leistung, die doch damit geschehen war: die Emanzipierung des Menschen aus verkünstelt und naturwidrig gewordenen Verbindungen, das jugendliche Kraftgefühl, das in diesem Sich-Aufsichselbststellen lag, die ungeheuere Aufgabe, gerade von dem Boden der fundamentalen Gleichheit aus ein wertvolles Leben und Sichentwickeln zu gewinnen. Nun aber ist das Merkwürdige, daß Stirner darum keineswegs sich dem Individualismus der Differenziertheit zuneigt. „Ich will nichts besonderes vor anderen haben oder sein," sagt er, „ich messe mich nicht an anderen. Ob andere ähnliches sind oder haben, was kümmerts mich? dasselbe können sie weder sein noch haben." „Der letzte und entschiedenste Gegensatz, der des Einzigen gegen den Einzigen, ist im Grunde über das, was Gegensatz heißt, hinaus. Du hast als Einziger nichts gemeinsames mehr mit dem anderen und darum auch nichts trennendes; der Gegensatz verschwindet in der vollkommenen Geschiedenheit." Vor dem Ich in seiner absoluten Einzigkeit sinken ihm dessen einzelne Qualitäten unter: nicht nach meinen Eigenschaften, sagt er, sondern als ich selbst will ich geachtet sein. Die Einheit des Ich, für das die ganze Welt, seine eigenen Beschaffenheiten und Schicksale eingeschlossen, nur ein Gegenstand des Verbrauches ist, macht ihn gegen jeden Inhalt der Persönlichkeit gleichgültig: sowohl

gegen das allgemeine Gesetz, das der ersten Form des Individualismus ihr Ideal gab, wie gegen die spezielle, unterschiedliche Qualifizierung, in der der Sinn der zweiten lag. So hat Stirner die bloße Form des Individualismus seinen beiden Ausgestaltungen entgegengesetzt; der Gegensatz beider hat sich bei ihm allerdings aufgehoben, aber so, daß sie beide verneint wurden und als ihr caput mortuum nur das von jedem Inhalt entleerte, radikale gesetz- und gegensatzlose Ich des Egoismus zurückblieb. Das Interesse der Stirnerschen Lehre liegt in der Reinlichkeit, mit der sie die Konsequenz des Individualismus nach seiner rein negativen Seite hin zieht. Die große Aufgabe der Zukunft aber ist eine Lebens- und Gesellschaftsverfassung, die eine positive Synthese der beiden Arten des Individualismus schafft: das unhistorische Ideal des 18. Jahrhunderts mit seinen gleichen und gleichberechtigten, nur durch das allgemeine und bloß rationale Gesetz verbundenen Individuen in eine höhere Einheit mit dem des 19. Jahrhunderts zu fassen, das in der Differenz der Einzelnen, in der Eigengesetzlichkeit der Persönlichkeiten und in ihrer Organisierung durch das historische Leben seine geistesgeschichtliche Leistung fand.

Zur Ehescheidung im Islam und im Abendland.

Von Abd 'lRahman Zaglul (Lektor am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin).

Es ist vielfach unter abendländischen Juristen die Ansicht verbreitet, die Bestimmungen betreffs der Ehescheidung bei den Muslims seien ein Überrest von Barbarei und eine Folge des Mangels an Fürsorge für die Frau von seiten des islamischen Gesetzes (Scheri'a) und seiner Nichtachtung der Familienordnung. Diese Ansicht ist irrtümlich.

Die Frau steht in den Augen des islamischen Gesetzes in keiner Hinsicht niedriger als der Mann. Die Gesetzesbestimmungen unterscheiden sich daher nur in sehr wenigen Dingen in Bezug auf beide. Einige davon erstrecken sich auf das Familienleben selbst, wie die, daß die Frau nur die Hälfte von dem Anteil des Mannes erbt. Das geschieht nicht, weil die Frau tiefer als der Mann steht, sondern weil mit dem letzteren gemäß Natur und Gewohnheit die Fortdauer der Familie und das Bestehen ihres Namens verknüpft ist. Die Frau hat in den Augen des islamischen Gesetzes das Recht, in vollkommener Freiheit über ihr ganzes Vermögen zu verfügen, die Frau darf Ämter bekleiden, ja sogar das eines Kadi und eines Mufti, wie hoch auch diese beiden Ämter von dem islamischen Gesetzgeber geschätzt werden. Die Frau darf alles thun was der Mann thut, denn jeder von beiden ist ein Mensch, der sich von dem andern nicht unterscheidet.

Es ist nicht zu verwundern, daß viele Abendländer glauben, die Ehe-

scheidung bei uns sei eine Angelegenheit, deren Ausgangspunkt die Nichtachtung des islamischen Gesetzes für die Frau sei, und daß dies ein Fehler der Gesetzgebung und ein Brandmal für die Gesittung sei, denn an uns selbst sind viele Jahrhunderte vorübergerauscht, während welcher die Frau bei uns nicht aus dem Hause gehen durfte, und wenn sie mit Erlaubnis, beispielsweise zum Besuche ihrer Eltern, ausging, mußte sie sich mit einem Schleier verhüllen, der ihr ganzes Gesicht bedeckte. Auch durfte sie sich nicht in Wissenschaft und Kunst ausbilden wie der Mann, sie konnte keine Profession ergreifen wie die Männer und durfte nur mit ihnen verkehren, wenn sie ihre nächsten Anverwandten waren, so daß die Männer in einer Welt für sich allein lebten und die Frauen in einer andern. Alles das haben wir gethan in der Meinung, welche auch manche Europäer in Bezug auf die Ehescheidung hegen, daß nämlich ein großer Unterschied zwischen dem Mann und der Frau in den Augen des islamischen Gesetzgebers gemacht wird, bis in der jüngsten Zeit zu Kairo ein muslimischer Forscher Kasim Bey Amin, Rat am höchsten Gerichtshof, auftrat (dem auch mehrere Schriftsteller folgten) und zwei Bücher verfaßte, in denen er schlagend nachwies, alle oben erwähnten Dinge seien von uns, die wir doch selbst Muslims sind, fälschlich dem islamischen Gesetz zugeschrieben worden, wir hätten darin nur alte Sitten und Bräuche übernommen und dabei Übertreibungen geleistet und sie irrtümlich im Namen der Religion beibehalten. Er bewies, daß es in den Augen des islamischen Gesetzes keinen Unterschied zwischen dem Mann und der Frau giebt. — Auch viele deutsche Zeitungen haben über diese beiden Bücher zur Zeit ihres Erscheinens geschrieben.

Die Ehescheidung gehört nach islamischem Recht nicht zu den erlaubten, sondern zu den haßenswerten Dingen Wer sich von seiner Frau scheidet,*) handelt in den Augen des Gesetzgebers wider sein Gebot. Das Gesetz hat dem Manne, insofern er ein freier Mensch ist, seinen freien Willen betreffs der Scheidung gelassen, ihm aber erklärt, daß sie nicht zu den löblichen Handlungen gehöre, daß es nur im Notfalle erlaubt ist, zu ihr zu schreiten. Wenn der Mann sich ohne Notwendigkeit von seiner Frau scheidet, so hat er seinen Willen gemißbraucht, wie jeder Übertreter eines Gesetzes. Das Gesetz bestimmt die Scheidung nicht durch einmalige Erklärung des Mannes, wenn er sich scheiden will, als endgültig, sondern durch dreimalige, damit einige Zeit vergehe. Seine Scheidung ist ungültig, wenn er sie zu einer Zeit aussprach, als ihn der Zorn in übermäßigem Grade beherrschte. Das Gesetz hat ihm auferlegt, wenn er sich scheidet, seiner Frau den später zu zahlenden Teil der Mitgift auszufolgen, damit er diesen Schritt nicht leicht-

*) Nach islamischem Recht geschieht die Scheidung ohne Mitwirkung des Richters allein durch Willenserklärung des Mannes, beziehungsweise der Frau wenn sie nicht auf ihr Recht verzichtet hat, wie weiter ausgeführt wird.

fertig unternehme und damit, wenn er es thut, seine Frau eine Unterstützung in ihrer Verlassenheit finde. Das Gesetz hat in manchen Fällen bestimmt, daß er nach der Scheidung seine Frau eine bestimmte Zeitlang unterhalten müsse, bis es ihr erlaubt ist, sich mit einem andern zu verheiraten. Das Gesetz hat die Lage der Familie nicht außer Acht gelassen und den Mann zum Unterhalt seiner Söhne und Töchter verpflichtet, wie wenn er sich nicht geschieden hätte, und entschieden, daß dieselben, wenn sie noch jung sind, der Mutter zu übergeben seien, weil diese naturgemäß zu ihrer Erziehung geeignet ist. Alle diese Bestimmungen sind genau spezifiziert.

Das Gesetz hat der Frau gestattet, sich bei der Eheschließung auszubedingen, daß die Scheidung auch in ihrer Macht stehe, wie sie in der des Mannes steht. Sie trennt sich von ihm, wenn ihr der Umgang mit ihm nicht gefällt, wie er sich von ihr trennt. Dieser Fall trat und tritt oft bei den Muslims ein, sodaß sich Mann und Frau in der Angelegenheit der Scheidung völlig gleichstehen, und wenn die Frau sich dies nicht bei der Eheschließung ausmacht, so verzichtet sie freiwillig auf ein Recht, das ihr der Gesetzgeber zusprach. Außerdem hat die Frau, auch im Falle daß sie sich nicht das Recht der Scheidung ausbedingt, wenn der Ehemann sie schlecht behandelt, indem er sie ohne Ursache beschimpft oder schlägt oder den ehelichen Umgang meidet, das Recht, die Sache vor den Richter zu bringen, und, sofern sie ihre Klage beweist, ist die Scheidung notwendig. —

Es bleibt nur noch die Frage übrig: warum besitzt der Mann das Recht der Scheidung bedingungslos und die Frau nur bedingungsweise, wenn sie beide doch vor dem islamischen Recht gleichstehen? Dies geschieht, weil die Frau im allgemeinen zartfühlender und leichter zu beeinflussen ist als der Mann. Wenn dies auch einer ihrer Vorzüge ist, wodurch sie sich vor den Männern auszeichnet und der Menschheit unzählige Dienste erwiesen hat, so ist es auch bei vielen Gattinnen eine Ursache, wegen ihrer schnellen Eindrucksfähigkeit das Eheband leicht aufzulösen. Dies ist nicht zu verwundern, denn „fast immer enthält das Gute auch ein Übel". Darum hat das Gesetz das Recht der Ehescheidung vom Willen und der Inanspruchnahme der Frau bei der Eheschließung abhängig gemacht und es dem Manne ohne Inanspruchnahme verliehen. Diese Bestimmung wurde aus Fürsorge für die Dauer des Ehebundes getroffen, nicht, weil die Frau tiefer als der Mann steht, wie ja auch der Mann zum Dienste der Frau bei Erwerb des Lebensunterhalts verpflichtet ist, weil er von Natur stärker und nicht weil er der Diener der Frau ist.

So steht es in Kürze um die Ehescheidung nach islamischem Recht. Was ist an dieser Gesetzgebung auszusetzen? Meiner Meinung nach finden sich nur Mängel der Gesetzgebung bei der Ehescheidung im Abendlande.

Da sagen einige: die Scheidung ist ganz und gar nicht erlaubt, weil die Ehe ein heiliger Bund ist, den Gott zwischen den Gatten schloß und dessen Lösung dem Menschen ebenfalls nicht erlaubt ist. Was für ein Geheimnis ist in dieser Rede, wodurch zwei Gatten glücklich werden, von denen jeder durch die Fortdauer des Umgangs mit dem andern unglücklich ist? Andere Abendländer machen den Ehebruch zum alleinigen Grunde der Trennung der Gatten. Giebt es nicht zehn oder hundert Gründe zur Auflösung der Ehe außer dem Ehebruch? Endlich haben manche Gesetze, wie das deutsche, die Gründe einigermaßen vermehrt: Ehebruch, Trachten eines Gatten nach dem Leben des andern u. s. w. Natürlich muß der Grund gerichtlich bewiesen werden.

Wie aber, wenn ein Ehegatte sich auf einen Ehebruch einläßt und ihn wegen Dazwischenkunft des andern nicht vollführt? Und wenn der eine vom Ehebruch des andern weiß, ohne es beweisen zu können? Kann darnach noch Aufrichtigkeit zwischen freien, ehrlichen Eheleuten herrschen, und können sie in ihrem Zusammenleben glücklich sein? Was bezweckte das Gesetz, als es dies nicht zu Scheidungsgründen machte und bestimmte, daß der Ehebruch thatsächlich auf Kosten des andern Gatten geschehen müsse? Die Einschaltung des Ehebruchs mit der starken Beschränkung in die Scheidungsgründe hat schon viele Gatten dazu verurteilt, ihre Gattinnen vor Gericht zu ziehen (ebenso wie umgekehrt), um den Ehebruch zu beweisen, der doch nicht zu den öffentlichen Verbrechen gehört, damit ihnen nur das Gesetz nach dieser ewigen Schande die Auflösung des Ehebundes gestatte. Daß der Ehebruch mit der starken Beschränkung zu den Scheidungsgründen gehört, schädigt den Ruf jeder geschiedenen Frau im Abendlande, auch wenn sie nicht schuldig oder der Grund ein anderer war. Der Umstand, daß sie geschieden ist, genügt als Makel einer Frau für jemand, der sie nicht kennt Ich weiß hier eine Person aus den höheren Ständen, von dem mir ein anderer als Makel mitteilte, seine Mutter sei geschieden, aber er wisse nicht den Grund. Jedoch es ist hier das allgemeine Gefühl, und der Fehler liegt in der Gesetzgebung über die Scheidung.

Das Gesetz rechnet auch zu den Gründen der Lösung einer Ehe, daß ein Ehegatte dem andern nach dem Leben trachtet. Nun, ich meine, mehr als die Hälfte aller Eheleute, die sich in dieser Lage befinden, gelangen zum Beweise dieses „Trachtens“ erst, wenn sie im Grabe liegen. Es tötete sie die Nichteinwilligung des Gesetzes in ihre Trennung in Folge gegenseitigen Hasses, außer wenn sich dieser in Gestalt des Mordes zeigt. Im Orient selbst, wo das islamische Gesetz nicht die persönliche Freiheit in dieser Frage beschränkte, kommen Gattenmorde vor von einer Frau, die in Verzicht auf ihr Recht sich nicht die Scheidung bei der Eheschließung ausbedungen hat, oder von einem Mann, der durch ein Hindernis die Trennung nicht erreichen

konnte; wie muß es hier sein, wo alle infolge des Gesetzes gehindert sind! Warum erlaubt das Gesetz Ehegatten, zwischen denen beständiger Streit, Abneigung und Meinungsverschiedenheit herrscht, nicht, daß sie sich trennen und ihr Glück in einer andern Ehe suchen, und warum zwingt es diese beiden Feinde zur Freundschaft? Als wenn der arabische Dichter an die Ehescheidung im Abendlande gedacht hätte, als er sagte: „Es gehört zum Unglück der Welt für den Freien, daß es für ihn kein Entrinnen giebt vor der Freundschaft seines Feindes."

Zuweilen verderben Vater oder Mutter den Charakter der Kinder, und die Scheidung liegt im Interesse der Erziehung; warum ist sie da nicht erlaubt?

Wenn der Haß zwischen Ehegatten stark ist, so folgt manchmal daraus, daß Söhne und Töchter sich in feindliche Parteien teilen und eine Spaltung in der Familie eintritt; worin besteht die Weisheit, daß nicht dann, oder besser schon früher, die Scheidung gestattet wird?

Das Gesetz bemüht sich, zwei Personen in einer Wohnung zu vereinigen, während die Herzen völlig getrennt sind, und bestimmt demgemäß. Auf welcher Grundlage und in welcher Weisheit?

Wenn die Gatten einander verabscheuen und übereinkommen, die Ehe zu lösen und von dieser Freundschaft loszukommen, die sich in Feindschaft verwandelt hat, und wenn sie keine Kinder haben, so ist die Aufhebung des Bundes in diesem Falle nur eine Verfügung von zweien, an der kein dritter beteiligt ist; warum hat das Gesetz hier die Scheidung verboten? Aber es ist wie im arabischen Sprichwort: „Die beiden Parteien sind zufrieden, aber der Richter nicht!" Wenn das Gesetz meinte, daß durch die Eheschließung bestimmt wurde, der Mann müsse die Frau, so lange sie beide leben, unterhalten, und die Scheidung verbot, um ihr dies Recht zu wahren, so befreit die Frau in diesem Fall ihren Mann, und jeder vernünftige Mensch darf auf sein ganzes Recht oder einen Teil daran verzichten. — Das Gesetz darf niemanden in der Freiheit seiner Verfügungen beschränken oder unter Aufsicht stellen, außer, wenn er geschäftsunfähig ist oder seine Verfügungen einem andern zum Schaden gereichen. Die Ehe ist eine Vereinigung, deren Band die Freundschaft und Neigung zweier Menschen zueinander und deren notwendige Folge die Kindererziehung ist, und wenn dies Band vernichtet und anstatt seiner das Gegenteil eingetreten ist, so bleibt nur seine notwendige Folge übrig, nämlich die Kindererziehung. Dafür muß das Gesetz eintreten und darin auch die Freiheit und den Willen beschränken, denn es handelt im Interesse der Allgemeinheit. Es ist unbillig, daß das Gesetz viele Männer und Frauen verurteilt, die Stunden der Erholung und Ruhe von den täglichen Mühen des Lebens mit einem Feinde zuzubringen, durch den ihr Leben verbittert, nicht versüßt wird.

Wenn die Weisheit der Gesetzgebung über die Scheidung im Abend-

lande im Eintreten für das Wohl der Gatten und der Familie, selbst wenn sie es hassen, besteht, so gehört es auch zur Weisheit, daß der Blick nicht vom Schlechten abgelenkt wird, das täglich vielfach den Sinnen infolge dieser Frage aufstößt, denn das Abwenden des Übels geht dem Bringen des Guten vor: es geschieht wohl (die Zeitungen sind der beste Zeuge), daß Männer ihre Frauen beim Vorbeifahren des Zuges auf die Schienen werfen, um sie zu töten und loszuwerden. Andere erschießen sie oder töten sie auf unzählige andere Arten. Viele Eheleute fliehen vor der Tyrannei in dieser Frage aus ihrer Heimat in Europa, wie der Verbrecher vor dem Zuchthaus. Viele Männer, die ihre Frauen verabscheuen, und zahlreiche Frauen, die ihre Männer verabscheuen, leben mit andern Frauen und Männern in verbotenem Umgang zusammen, nur um dem Gesetz zur Erhaltung des Namens der Ehe zu gehorchen. Männer von der niedersten Klasse zwingen ihre Frauen zum unsittlichen Lebenswandel. In welcher abscheulichen Gestalt zeigt sich hier der Fehler des Gesetzes! Wenn manche dieser Begebenheiten, wie ich wohl weiß, sich unmöglich bei den höheren Ständen der abendländischen Völker ereignen können, so ist es nicht weise, daß diese Stände im Gesetz berücksichtigt werden, denn sie haben durch Charakter und Sittlichkeit ein gerechteres Naturgesetz, vielmehr ist es weise, daß das Gesetz sich nicht stolz über die große Menge erhebe, für die es doch beinahe ausschließlich gegeben worden ist. Wenn in der Frage der Ehescheidung manche Abendländer meine Meinung verwerfen werden, die einen, weil sie sich nicht um die Lage des Volkes in dieser Beziehung bekümmern, die andern als Ehegatten, zwischen denen Liebe und Aufrichtigkeit den Bund geschlossen hat, und denen durch ihre Nähe der Stern des Glückes aufgegangen ist, so kennen gewiß Tausende den Schaden, der in der Frage der Scheidung liegt, und tausende von Gatten sind einander abgeneigt, und der Stern ihres Glückes ist in ihrer Nähe untergegangen.

Was auch für Vorteile für das Verbot der Scheidung aufgezählt werden, seine Nachteile sind größer. Ich wünsche nicht, wenn ich dies sage, daß das Gesetz das Band der Ehe, das auch ich hochhalte, zu einem einfachen Vertrag mache, der durch ein Wort erlischt, sondern ich wünsche, daß in der Beschränkung nicht zu weit gegangen werde, wie es jetzt der Fall ist, und ich wünsche ebensowenig, daß der Mann allein das Recht der Scheidung besitze, sondern ich will, daß die Frau ebenfalls dies Recht für sich beanspruchen soll. Schon ist die alte Zeit der Barbarei in Europa vorüber, wo die Frau erniedrigt war, und hoffentlich wird auch bei uns diese Zeit allmählich aufhören, und wir werden alle begreifen, daß die Frau nicht ein anderes, tiefer stehendes Wesen ist als der Mann.

Fürwahr ich bin erstaunt, wenn ich sehe, daß hier absolute Freiheit herrscht und in der Frage der Scheidung absolute Tyrannei, welche keine

Feder gegen sich aufbringt. Im Abendlande, dem die Welt den Vorrang in der Freiheit einräumt, ziemt es sich nicht, daß in der Angelegenheit der Scheidung jeder Mann und jede Frau gezwungen und ihres Willens bis zu diesem Grade beraubt werden.

Jeanne Marni: Alte Frauen.

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

Von der Bedeutung, die es für die Frau hat, alt zu werden, von dem verschiedenartigen Wesen alter Frauen aller Stände handeln die neunzehn kurzen, kernigen, dramatisch bewegten Gespräche, aus denen Frau Jeanne Marni's vor kurzem erschienenes Buch „Alte Frauen" besteht.

In keinem Lande ist wohl das Weib in so hohem Grade Weib wie in Frankreich, daher auch in keinem Lande mit solchem Scharfsinn und Verständnis dargestellt werden dürfte, was altern für ein geschlechtsbestimmtes Wesen heißt. Die Tragikomödie des ganzen Menschenlebens liegt darin.

Frau Marni hat ein männliches Talent und einen unerschrockenen Blick, doch das gute Herz einer Frau. Daher mischen sich Wehmut und Mitgefühl in ihren Witz. Nur in allzuvielen schriftstellernden Frauen Frankreichs steckt eine Komödiantin; viele schmeicheln einem Vorurteil oder schreiben zu Gunsten einer Partei. Frau Marni's echte Menschlichkeit wirkt wohlthuend. Sie wagt sich zuweilen auf Gebiete, die zu betreten die Zimperlichkeit verbietet; doch so verschieden die Stoffe seien, die sie wählt, sie ist in ihrer Behandlung gleich sicher und fein. Rein stilistisch, als Muster von Kernigkeit, Gedrängtheit und epigrammatischer Kraft, verdienten ihre Bücher von jedem studiert zu werden, der Dialoge schreibt.

Frau Marni, die vor nicht gar langer Zeit in der Sammlung „Die Frauen, die man nicht kennt" eine Gruppe der Trefflichsten ihres Geschlechtes dargestellt hat, kann bei dem neuen Buche nicht der Verherrlichung ihres eigenen Geschlechtes geziehen werden. Die Wesen, die sie hier vorführt, sind zum guten Teil Ungeheuer, die in mannigfacher Beziehung komisch, zuweilen abschreckend wirken. Da ist die unleidliche Mutter und Schwiegermutter, die das junge Paar die pekuniäre Abhängigkeit, in der es sich ihr gegenüber befindet, durch anspruchsvolle Gereiztheit fühlen läßt. Da ist die Neunzigjährige, die ihrer Gesundheit lebt und selbst bei der Nachricht vom Tode ihres Enkels nur an ihren Magen denkt. Da ist die alte Portiersfrau Madame Porte, wohlbekannt aus Frau Marni's früheren Werken, die nach einem mit erotischem Zwischenhandel verbrachten Leben nunmehr so unselig war, sich in vorgerücktem Alter selbst zu verlieben, und der der erkorene Alphons eines schönen Tags unter

Mitnahme ihrer sämtlichen Ersparnisse durchgegangen ist. Da ist die Gräfin, die schon 30 Jahre auf allen vornehmen Privattheatern auftritt, und die noch, als ihre Reize über alle Ufer quellen, die Rolle der Galatea im Trikot singen möchte, wie deren noch mehr sind, die ein mit Mitleid gemischtes Lachen erregen. — Die Szene, in der die Portiersfrau das Verschwinden des Geliebten mit den anvertrauten Geldern entdeckt und, aus ihrer Ohnmacht erwachend, nach dem Doktor schickt, ist eine Perle der Komik.

Eine weitere Gruppe bilden die in mannigfacher Beziehung unglücklichen alten Frauen: Die mit einem jüngeren Manne Vermählte, die all ihre Zeit und Kraft daran wenden muß, ihn durch Toilettenkünste noch eine Weile zu fesseln; die alte Schauspielerin, die zu dem Theater zurückkehrt, an dem sie einst glänzte, um womöglich eine kleine Nebenrolle in dem Stücke zu ergattern, dessen Heldin sie einst gab, und die, von dem Lakaien übersehen, außer stande auch nur ein einzigesmal bei dem Direktor oder jenen Schriftstellern Einlaß zu erlangen, die vor 25 Jahren ihr nichts abzuschlagen vermochten, in ihrer Armut, ihrem Alter gedemütigt, zu Fuß in den Galoschen nach Hause waten muß, die sie im Strickbeutel bei sich hatte. Da ist die häßliche Arbeiterin, die niemals etwas erlebt hat und vergebens zum Stelldichein sich einfindet, wenn in den Zeitungsanzeigen uneigennützige Liebe gesucht wird. Da ist die brave Frau aus dem Bürgerstande, die ihr Lebelang eine Treue bewies, an die sich niemand kehrte, und nun, an der Schwelle des Alters heftig verliebt, sich beherrscht, um nicht als zu alt verschmäht zu werden. Da ist ferner die noch ältere Frau, die, alleinstehend und kinderlos, in Schmerzen der Zeiten gedenkt, wo es noch einen mit Sehnsucht und Spannung entgegengesehenen Brief von der Post zu erwarten gab, während jetzt das Kommen des Postboten sie so unsäglich gleichgültig läßt; wie auch die lockeren Frauenzimmer nicht fehlen, die in Stiften landen, in Eifersüchteleien und Gekeife aufgehen, unter ewigem Beklagen des einstigen Komforts.

Doch schildert sie dann auch die ruhigen, vernünftig zufriedenen älteren Frauen, die mit oder in ihren Kindeskindern leben, sowie das einst getäuschte, schließlich gefaßte Weib, das resigniert hat und den vormals Treulosen, der sich nun als Freund anbietet, stolz mit den Worten abweist, als Liebhaber möge er ja vortrefflich sein, als Freund aber sei er ganz abscheulich und lächerlich — eine Wendung, aus der man die Stimme der Verfasserin selbst heraushört.

Sie stellt die kluge Frau dar, die sich die Liebe eines Mannes lange zu bewahren weiß, doch die Verbindung mit ihm, so sehr er auch in sie dringt, nicht durch eine Ehe legitimieren mag — offiziell aus Gründen, die sich hören lassen, heimlich, weil sie bei einer Vermählung ihren Taufschein vorlegen müßte.

In einer ganz meisterhaft ausgeführten kleinen Szene hat Frau Marni die Gemütsbewegung gezeichnet, mit der eine Mutter, die bereits drei erwachsene Söhne hat, sich in einer zweiten, höchst glücklichen Ehe wiederum Mutter fühlt. Sie hat ihre Söhne um sich versammelt, sie hätte ihnen eine Mitteilung zu machen; sie befände sich nicht ganz wohl. Mit vollendeter Kunst wird nun gezeigt, wie ihrer Zurückhaltung gegenüber die Unruhe der Söhne wächst; sie kommen allmählich zu der Überzeugung, daß sie irgend ein unheilbares Unterleibsleiden habe, daß ihr Leben bedroht sei, bis der eine von den Söhnen, der Arzt ist und die Sache durchschaut, ihr das Geständnis, das sie voll Scham ablegen will, erleichtert und dasselbe nur Jubel bei den drei erwachsenen Söhnen hervorruft: das ist besser als Krebs.

In einem kleinen Schauspiel, das bei einem Fest im Justizministerium aufgeführt wurde, ist die alte Arbeiterin gezeichnet, die Mutter von zwei Töchtern ist, von denen die eine eine Plättstube hat, die andere aber, die sich nicht an den geraden Weg der Tugend hielt, ein eigen Haus und Garten und Lakaien besitzt. Das Neue an der Ausführung besteht darin, daß die rechtschaffene junge Arbeiterin im übrigen nicht eben liebenswürdig, die Courtisane nicht eben verderbt und die Mutter, die es nicht über sich gewinnen kann, im Hause der letzteren zu leben, weniger stolz, als instinktiv reinlich und rechtlich, gleichwohl aber die Nachsicht selbst ist.

Ganz bewunderungswürdig ist endlich das Bild der Frau, mit der die Stufenleiter der Vortrefflichkeit hier in dem Buche ihre oberste Sprosse erreicht, das eines alten Mädchens, das die Verbrecherinnen im Hospitale des Saint-Lazare-Gefängnisses besucht. Die Erzählung heißt: „Fräulein Rosa's Freundinnen" und zeichnet fürs erste die verschiedenen Kindesmörderinnen, Giftmischerinnen u. a., deren Freundin die stille alte Dame ist; hierauf tritt ihre eigene Gestalt hervor, mit wenigen Strichen ausgeführt, frei von jedem Hauch von Empfindsamkeit, von jeder Spur von Muckerei, — sie ist keine barmherzige Schwester — menschlich wahr und schön.

Frau Marni gereicht dies Buch demnach zur Ehre, wie nicht minder die vorhergehende ergötzliche bunte Sammlung „Bei Tische", die allerlei Personen und Vorfälle in Beziehung zu der Mahlzeit schildert, die eben eingenommen wird.

Sie gehört nicht zu den Schriftstellerinnen, die über eigene Erlebnisse schreiben; sie verschanzt sich stets hinter verantwortliche Persönlichkeiten. Dennoch kann man sie aus ihren Schriften wohl herausfühlen, selbst wenn man nicht das Vergnügen hat, sie persönlich zu kennen. Für den Kritiker, dessen stetes Streben es ist, aus dem Studium der Kunstwerke der Vergangenheit heraus sich eine Vorstellung von dem intimeren Wesen ihrer Urheber

zu bilden, ist es eine Aufmunterung und ein Zeugnis, daß es ihm nicht an dem in seinem Fache notwendigen Blick gebricht, wenn der Versuch ihm einem Zeitgenossen gegenüber glückt, über den ihm nichts bekannt ist. Ist er bei einem solchen doch ganz in derselben Lage, wie bei den Persönlichkeiten früherer Zeiten, deren innerer Lebensgang unbekannt ist. Solch ein Zeugnis empfing Schreiber dieser Zeilen von Jeanne Marni im Jahre 1898, als er noch nichts über sie wußte.

Damals sprach ich nach der Lektüre der hundert verschiedenen Auftritte, die Frau Marni, ohne je im eigenen Namen zu reden, wiedergab, in einem Artikel die Ansicht aus, ihr eigenes Wesen dürfte in den beiden Frauen zu finden sein, die den Namen Marie-Anne führen und in den Gesprächen „Ehrlicher Versuch" (die Sammlung „Droschken") und „Aus Liebe" (Sammlung „Wie sie sich hingeben") vorkommen. Bald darauf erhielt ich einen Brief, worin die Verfasserin nicht geringe Überraschung an den Tag legte, in allem und jedem die ausgesprochene Vermutung bestätigen zu müssen.

Mettasutta.*)

Fürwahr, was auch ein Mann zu thun mag haben,
Der wohl geschickt dem Guten nachzugehen,
Nachdem er des Nirwâna Ruh' erreicht:
Das thu' er tüchtig, auch gewissenhaft,
Und redlich, sanften Wortes, mild, nicht stolz.

Daß er zufrieden ist, leicht unterstützt,
Um wenig sorgt, von keiner Last gedrückt,
Daß er als Meister ruhig hält die Sinne,
Daß er nicht übermütig und nicht gierig,
Wenn er den Rundgang zu den Häusern macht.

Er thue nichts Gemeines, was ihm andre,
Die weise sind, zum Vorwurf machen könnten,
Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens.

Was es auch giebt an lebenden Geschöpfen,
Ob schwach sie oder stark, ob lang, ob groß,
Ob mittlerer Gestalt, ob kurz, klein, breit,
Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah, ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren, —
Glückselig mögen alle Wesen sein!

*) Aus dem Sutta Nipâta, einer der kanonischen Schriften des Buddhismus, übersetzt von Dr. Arthur Pfungst.

Es täusche keiner einen andern, keiner
Verachte einen andern je, auch wünsche
Aus Zorn und Rachsucht keiner andern Böses.

Gleich einer Mutter, die ihr eig'nes Kind,
Ihr einz'ges Kind bewacht, indem ihr Leben
Sie wagt, so hege jeder ohne Schranken
Wohlwollen im Gemüt für alle Wesen.

In euern Herzen pfleget freundliche
Gesinnung maßlos für die ganze Welt,
Nach oben, unten und nach den vier Winden,
Ohn' Hindernis, Feindseligkeit und Haß.

Und stehend oder gehend, sitzend, liegend,
So lang' man wacht, sei diesem Sinne man
Ergeben ganz; sie sagen, daß die Weise
Des Lebens sei die beste dieser Welt.

Wer, ohne daß er philosophische
Betrachtungen erfaßt, voll Tugend ist,
Mit Einsicht ausgestattet ganz, nachdem
Die Gier nach sinnlichen Vergnügungen
Er unterdrückt, — dem wird Geburt nicht wieder.*)

Neue Beiträge zur Fabel von den drei Ringen.

Die von Boccaccio im Dekamerone erzählte Fabel von den drei Ringen, die durch Lessings Nathan den Weisen so berühmt geworden ist, ließ sich nach den bisherigen umfassenden Forschungen bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen und galt allgemein als jüdischen Ursprungs. Ein ganz neues Licht auf die Frage nach ihrer Herkunft wirft jedoch eine neue Publikation des bekannten französischen Orientalisten Zotenberg, der sich besonders durch seine Studien über die arabischen Manuskripte von „Tausend und einer Nacht" auszeichnete und u. a. auch den arabischen Text zur Erzählung „Aladdin und die Wunderlampe" auffand. In einer arabisch geschriebenen Geschichte der Perserkönige aus den Jahren 1017—1022 n. Chr., deren Text und Übersetzung er zur Pariser Weltausstellung veröffentlichte, befindet sich folgender Passus:

Nach dem Tode Iranschahr-Schah's regierte sein Sohn Djaudhars, der den Irâk (Mesopotamien) und Fârs (das eigentliche Persien) unter seiner Herrschaft vereinigte und sein Land zu hoher Blüte brachte. Man erzählt von ihm eine merkwürdige Geschichte: Djaudhars hatte drei Frauen, die ihm sein ganzes Lebensglück ausmachten. Alle drei waren gleich schön und anmutig, und er ließ sie stets gemeinschaftlich an seinen Festmahlen teilnehmen, um seine Augen zu gleicher Zeit an ihren Reizen zu weiden. Da begannen sie ihn mit Fragen zu bestürmen, welche von ihnen er am meisten liebte. Er verlangte von ihnen

*) Der ist in Nirwâna eingegangen.

eine bestimmte Frist für die Antwort, während welcher er einer jeden von ihnen einen Ring mit einem kostbaren Rubin überreichte und ihnen einschärfte, den Ring zu verheimlichen und nie von ihm zu ihren Gefährtinnen zu sprechen. Als sie ihn dann nach Ablauf der Frist aufforderten, sein Versprechen zu erfüllen und ihnen zu sagen, wer ihm die liebste wäre, erwiderte er: „Die, welche den Ring besitzt.“ Da glaubte eine jede, er habe sie gemeint; alle waren zufriedengestellt, und so lebte er mit ihnen glücklich bis ans Ende der Tage.

Daß uns hier die älteste nunmehr bekannte Version von der Fabel von den drei Ringen vorliegt, ist klar. Wir werden durch sie um zwei Jahrhunderte weiter zurückgeführt, und anstatt des jüdischen Ursprungs entdecken wir mit einem Male einen persischen.

Übrigens macht Victor Chauvin in der Zeitschrift „Wallonia“ noch auf einige andere Versionen unserer Fabel aufmerksam, die bisher wenig oder gar nicht beachtet wurden, wiewohl sie erkennen lassen, wie weit verbreitet die Fabel war und wie sie bei der Frage nach der wahren Religion von den Bekennern der verschiedenen Konfessionen auch zu ihren eigenen Gunsten umgemodelt wurde. So fand sie Knust in dem Buche Gobin's „Les Loups ravissans“ (1505) cap. III. in folgender Gestalt:

Wir lesen, daß sich einmal zwischen mehreren Christen und Juden ein Streit darüber entspann, welche Religion die beste wäre, die der Christen, der Juden, oder der Sarazenen. Einer der Christen erklärte seine Religion für die beste und erzählte folgendes Gleichnis: Ein König hatte drei Söhne und einen kostbaren Edelstein. Als er zum Sterben kam, fürchtete er, seine Söhne möchten über den Stein in Streit geraten. Er ließ ihn deshalb in einen goldenen Ring fassen und diesem Ring zwei andere ganz gleiche mit falschen Steinen nachbilden, worauf er den Ring mit dem ächten Stein demjenigen seiner Söhne gab, der ihm am liebsten war. Nach seinem Tode sagte nun ein jeder: „Ich habe einen kostbaren Ring.“ Da sagte einmal ein Weiser zu ihnen: „Prüfet euere Ringe, und der, welcher Krankheiten heilt, ist der beste.“ Sie thaten dies, aber nur der Ring mit dem ächten Stein vermochte Kranke zu heilen. — Der König in der Parabel ist Gott; seine Söhne durch die Schöpfung sind die Christen, Juden und Sarazenen. Den ächten Ring des Glaubens aber besitzen allein die Christen.

Während hier also der Christ die Fabel für den Nachweis benützt, daß das Christentum die einzig wahre Religion sei, überliefert uns Steinschneider in „Polemische und apologetische Litteratur“ eine andere Version der Fabel, aus der wir deutlich den Vertreter des auserwählten Volkes Gottes reden hören. Hier lautet die Fabel kurz folgendermaßen:

Ein Vater wollte seinem Sohn eine Perle (oder einen kostbaren Edelstein) hinterlassen. Da aber der Sohn seinen Zorn erregte, vergrub er das Kleinod. Da behaupteten die Diener, sie hätten es empfangen; zu gleicher Zeit aber schlugen sie den Sohn, damit er sein Vergehen bereuete und das Kleinod erhielte.

Wir sehen, hier ist nur noch von einem Kleinod und einem Sohn die Rede. Der Vater ist offenbar Gott und der Sohn, der sich mit ihm entzweit hat, Israel. Die Christen und Muslims sind zu Dienern degradiert, die zwar vorschützen, das Kleinod (die wahre Religion) zu besitzen, dabei aber den Sohn (Israel) mißhandeln. Die Absicht dieses Mißhandelns, „damit er sein Vergehen bereuete und das Kleinod wieder erhielte“, scheint allerdings mehr aus dem Sinn des frommen jüdischen Erzählers als aus dem der Diener geäußert zu sein.

Eine vierte Wendung der Fabel, die wieder absolute Toleranz atmet, führt uns sogar nach Indien an den Hof des Großmoguls Aurangzeb (1658—1707.*) Sie deckt sich jedoch fast völlig mit Boccaccio's Erzählung — auch der Jude tritt wieder ausdrücklich als Erzähler auf — so daß bei dieser Version nur die Thatsache ihrer Wanderung vom Abendland nach Indien bemerkenswert erscheint.

Immerhin bleibt die Frage offen, ob nicht die ursprüngliche Heimat unserer Fabel noch über Persien hinaus in Indien zu suchen ist und Persien nur die Brücke auf ihrer Wanderung nach Westen war, wie es auch für so viele andere Erzählungen, Fabeln und Schwänke unserer Volksbücher die Brücke von Indien nach dem Abendland bildete. Die Anwendung der Fabel auf die drei Religionen aber kann natürlich erst zur Zeit der Kreuzzüge stattgefunden haben, als Abend- und Morgenland in nähere Berührung mit einander traten. Max Henning.

Kleine Mitteilungen.

Die Beschäftigung der Heiligen im „Himmel". Diesen Titel führt eine im Jahre 1631 mit Ermächtigung des Ordensprovinzials erschienene Schrift des spanischen Jesuiten Henriquez. Derselbe schreibt nach dem „Freidenker" (Milwaukee) u. a.

„Jeder Heilige hat sein eigenes Haus im Himmel, und Jesus Christus selbst besitzt dort einen herrlichen Palast. Es giebt sehr breite Straßen und große Plätze und feste Häuser, die von Mauern umgeben und geschützt sind. Die Engel haben kein eigenes Domizil; für ihr Amüsement ist es besser, bald hierher, bald dorthin flanieren zu können. Die Straßen sind mit Rasenplätzen und Teppichen geschmückt, und in die Wände der Häuser sind durch geschickte Skulpturen alle Neuigkeiten der Welt eingegraben. Ein hohes Vergnügen ist es dort, die Körper der Seligen zu umarmen und zu küssen. (!) Es ist für angenehme Bäder Sorge getragen, worin die Seligen sich vor einander baden und wie die Fische schwimmen. Auch singen sie so schön wie die Lerchen und Nachtigallen. Die Frauen singen aber schöner als die Männer, damit diese um so mehr Vergnügen haben. Die Engel stecken sich in weibliche Kleider und erscheinen in solcher Vermummung den Seligen als Damen mit frisiertem Haar, gebauschten Röcken und in reichstem Anzug. Männer und Frauen ergötzen sich an Maskeraden, Gastmählern und Ballets. (!!) Die Frauen stehen mit sehr langen Haaren zum seligen Leben auf und putzen sich auch im Himmel wie auf Erden mit Bändern und Coiffüren. Und wie in diesem Leben, so küssen auch in jenem die Gatten sich und ihre Kinder."

Man sieht, der gelehrte Jesuit besaß eine Phantasie, die sich das Leben der Seligen im Himmel in fast mohammedanischen Paradiesesfreuden ausmalte.

Büchertisch.

Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klerikalismus von Dr. E. Michaud, Professor an der Universität Bern. Zweite vermehrte Auflage. Verlag der Buchdruckerei Stämpfli & Co. in Bern, 1901.

Die antiklerikale Bewegung, welche so viele Länder augenblicklich durchtobt, hat ganz besonders zwei Wurzeln. Die eine ist der Taxil-Vaughan-Schwindel,

*) Vergl. Duport du Tertre (Desormeaux): Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, tant anciennes que modernes. Paris 1760, IX, 479—80.

durch welchen die Welt wieder einmal einen Einblick in die bemitleidenswerte Rückständigkeit der Ultramontanen erhielt, und die andere die Affaire Dreyfus, die auch die harmlosesten Gemüter aufrüttelte, indem sie mit erschreckender Deutlichkeit zeigte, vor welchem Abgrund das von den geistlichen Orden beherrschte Frankreich stand. Die Welt vergißt im allgemeinen diese Dinge sehr rasch und es ist daher ein verdienstvolles Unternehmen, wenn sich Schriftsteller finden, welche es sich zur Aufgabe machen, sie wahrheitsgemäß darzustellen und so für alle Zeiten festzuhalten.

Professor Michauds Broschüre ist schon beim Erscheinen der ersten Auflage in allen freiheitlich gesinnten Kreisen mit großem Beifall begrüßt worden, der zweiten, um einen Anhang vermehrten Auflage wird es voraussichtlich auch nicht an Lesern fehlen. In geschickter Weise sind die Zeitungsberichte aus jener denkwürdigen Zeit verwertet, in der eine Welt mit den Fälschern des französischen Generalstabs und ihren Hintermännern, den Jesuiten, um die Aufhellung der Wahrheit rang.

Man versteht erst richtig die Bedeutung von Waldeck-Rousseaus Sieg im Kampf gegen die Kongregationen, wenn man aus Professor Michaud's Darlegungen entnommen hat, daß von den 55,436 Weltgeistlichen, die gegenwärtig in Frankreich amtieren, nur 4—5 (!) den Mut gehabt haben, zu bekennen, daß sie Dreyfus für unschuldig hielten! Der Verfasser schreibt (Seite 28): „Auf wen fällt die Verwirrung der Gemüter und Gewissen, die Frankreich während des Verlaufs der Affaire Dreyfus charakterisiert hat? Wir wollen nicht zögern es zu sagen: auf die schlechte Erzieherin von Frankreich, die es mit Lügen und Irrtümern, mit fortwährenden Skandalen nährt, die es ein falsches Evangelium, eine falsche Religion, eine falsche Geschichte lehrt, die es durch ihre jesuitische Kasuistik lehrt die Wahrheit zu verdrehen, mit dem Gewissen Spott zu treiben, mit der Pflicht zu spielen, einer korrupten Moral zu huldigen! Wer ist diese Erzieherin? Rom. —

In Professor Michauds Broschüre findet sich auch die Enthüllung über den Bruch des Beichtgeheimnisses von seiten des Jesuiten Du Lac, welche die stets aufs neue wiederkehrende Behauptung der Ultramontanen über die absolute Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses ein für allemal widerlegt. Bekanntlich wurde eine Frau als die „verschleierte Dame" während der Dreyfus-Prozesse bezeichnet, welche durchaus nichts mit der wirklichen „verschleierten Dame" gemein hatte. Professor Michaud stellt nun fest, daß nach der Aussage jener Frau nur ein einziger Mensch in der Lage gewesen wäre, gewisse Aufklärungen zu geben, die bei diesen Beschuldigungen in Betracht gekommen seien und dieser einzige Mensch sei — der Père Dulac gewesen, ihr Beichtvater, der auch zugleich Beichtvater ihres Mannes gewesen war. Bei den vielseitigen Erörterungen, die sich seit dem Erscheinen von Graßmanns Broschüre an die Institution der Beichte anknüpfen, wird die Feststellung von Prof. Michaud voraussichtlich in der Diskussion noch eine wichtige Rolle spielen.

Möchte die Broschüre die Beachtung finden, welche sie in so reichem Maße verdient; jeder sollte sie zur Hand nehmen, dem es ernst damit ist, die Entwickelung der Dinge in Frankreich kennen zu lernen und auch aufs neue die Thatsache bestätigt zu sehen — daß sich alle Schuld auf Erden rächt und rächen muß. st.

Universitätsreform! Einheitlicher Aufbau des gesamten Staats- und Gesellschaftslebens auf der Naturerkenntnis der Gegenwart. Mit einem Antrag an das Kieler Professorenkollegium von Professor Lehmann-Hohenberg. 2. Auflage. Kiel und Leipzig 1900. Verlag von Lipsius und Tischer. Preis 1 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Sarnger

Nr. 14. 20. Oktober 1901. I. Jahrgang.

Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart.

Von Moenius.

I.

Es ist eine Eigenheit des deutschen Geistes, daß er jeder Gleichförmigkeit, jeder straffen Zentralisation widerstrebt; er liebt das Freie, das Ungebundene. Das ist in politischer Beziehung ein schwerer Nachteil, wie wir es in vielen Jahrhunderten trauriger deutscher Geschichte erfahren haben; aber auf dem Gebiete des Geistes ist es unleugbar ein großer Vorteil, denn es sichert dem deutschen Volke eine mannigfaltigere Entwickelung, eine reichere Entfaltung aller seiner Geistesgaben. Ein Paris, das alle lebendigen Kräfte der Nation an sich zieht und ihnen ein bestimmtes einseitiges Gepräge giebt, während es die Provinzen zur Unfruchtbarkeit verdammt, wäre in Deutschland geradezu unmöglich. Wir haben allerdings auch in Berlin eine Großstadt mit nahezu drei Millionen Einwohnern, die nicht eingemeindeten, aber mit Berlin verwachsenen Vorstädte eingerechnet, und eine Zeitlang hatte es in der That den Anschein, als ob nach der Verwirklichung der deutschen Einheit die neue Reichshauptstadt die Rolle von Paris spielen werde, aber bald stellte es sich heraus, daß es damit seine guten Wege habe. Als Folge der politischen Einigung hat sich in Berlin allerdings manches zentralisiert, aber die Reichsteile gaben von ihrer Selbständigkeit nicht mehr ab, als zur Herstellung der politischen Einheit unbedingt nötig war. Geschäftlich und auch auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und der Litteratur hat Berlin viel gewonnen, aber ohne daß die andern darum arm geworden sind. Die verbreitetsten und einflußreichsten Organe der öffentlichen Meinung Deutschlands erscheinen auch heute noch nicht in Berlin, sondern in einzelnen Provinzstädten; jede größere Stadt hat außer ihren Lokalblättern noch eine oder mehrere

Zeitungen von mehr als lokaler Bedeutung, manche auch ihre Monats- oder Wochenschrift; Theater, Musik, Bildhauerkunst, Architektur, Malerei und Kunstgewerbe gedeihen nicht blos in Berlin, sondern auch in München, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Stuttgart, Köln, Karlsruhe u. s. w., und die Universität Berlin zählt zwar die meisten Hörer, aber die übrigen Hochschulen des Reiches stehen ihr an wissenschaftlicher Bedeutung nicht nach. Neuerdings hat sich in einzelnen Städten der Ruf „Los von Berlin" erhoben, was allerdings nicht etwa als Zeichen dafür anzusehen ist, daß Berlin die andern Städte über Gebühr beherrscht und benachteiligt, sondern lediglich als Beweis dafür, daß man in den Provinzstädten den Gang der Bewegung aufmerksam verfolgt und seine eigene Selbständigkeit eifersüchtig zu wahren entschlossen ist. Um Erfolge zu erzielen, dazu gehört freilich auch, daß man die Hände regt und unaufhörlich thätig ist. Auch auf dem Gebiete des Geistes wird dem Menschen nichts geschenkt, und Berlin mit seiner außerordentlich rührigen Bevölkerung ist in jeder Beziehung ein sehr beachtenswerter Nebenbuhler.

Unter den Großstädten des deutschen Reiches nimmt Frankfurt a. M. mit seinen nahezu 300,000 Einwohnern gegenwärtig den siebenten Rang ein; in Bezug auf seine Steuerleistung und das durchschnittliche Einkommen seiner Bewohner steht es, wenn nicht an erster, so doch an zweiter Stelle. Eine gewisse Wohlhabenheit ist stets den Bürgern Frankfurts nachgerühmt worden; Frankfurt ist nicht ohne Grund die Heimat des Typus modernen Reichtums: der Familie Rothschild. Die Wohlhabenheit stammt aus früheren Zeiten und hat sich erhalten trotz ungünstiger Umstände. Frankfurts Handel und seine Messen trugen goldene Früchte; zur Zeit des Bundestags brachte die Diplomatie reichen Erwerb. Ungünstig wirkte die Kleinheit des Staates, das Fehlen der Industrie, der Zopf des Zunftwesens. Das Jahr 1866 brachte zwar den Anschluß an den Großstaat Preußen, aber Frankfurt wurde Kreisstadt und blieb Grenzstadt. Frankfurt wurde nicht der Mittelpunkt einer großen Landschaft oder Provinz, nach dem alle Wege führen, sondern es liegt an der Peripherie, und unmittelbar vor seinen Thoren führen die Wege von ihm weg nach andern Mittelpunkten, nach Offenbach, Darmstadt, Mainz und Wiesbaden, weiter hinaus nach Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart und Würzburg. Die preußische Regierung hat manches gethan, um diesen Nachteilen der Lage Frankfurts ein Gegengewicht zu geben, so durch ihre Eisenbahnpolitik, die Gewährung eines Oberlandesgerichts und einer Eisenbahndirektion, die Mainkanalisation u. s. w. Von großer Bedeutung war für Frankfurt die Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit; von da an dehnte sich die Stadt immer mehr aus und legte sich auch eine recht stattliche Industrie zu. Das rasche Wachstum hatte freilich auch seine

Nachteile. In reichsstädtischen Zeiten war sehr viel vernachlässigt worden; als die Katastrophe von 1866 hereinbrach, war nicht einmal das Vermögen von Staat und Stadt getrennt worden, und so kam es, daß die Stadt mit verminderter Finanzkraft und gesteigerter Steuerlast in die neue Zeit eintreten mußte. Nun sollte alles zugleich gemacht werden: Schulen, Brücken, Wasserleitung, Kanalisation, eine neue Oper, Schlachthaus und Viehhof, Straßendurchbrüche u. s. w. Dabei hatte die städtische Verwaltung zwar einen andern Namen bekommen, aber im Innern war die alte reichsstädtische Bequemlichkeit und Nachlässigkeit geblieben. Der zweite Oberbürgermeister, den die Stadt sich gab, Johannes v. Miquel, schaffte Ordnung in der Verwaltung wie in den Finanzen; das ist sein bleibendes Verdienst. Im Übrigen übte er manchmal Sparsamkeit, wo sie nicht gerade am Platze war, namentlich in der Bodenpolitik. Sein Nachfolger Adickes hat in diesem Punkte einen viel weiteren Blick und auch eine glücklichere Hand. Alles in allem kann man sagen, daß Frankfurt gegenwärtig ein gut geordnetes Gemeinwesen ist und unter den deutschen Städten sich ehrenvoll sehen lassen kann. Ob mit der zunehmenden Bevölkerungszahl auch der durchschnittliche Wohlstand gestiegen ist, das ist zu bezweifeln. Wir haben unsere Gründe für die Annahme, daß nicht die wohlhabende Bevölkerung Frankfurts gewachsen ist, sondern die minderbemittelte, und daß diese letztere an Lebenshaltung eher verloren als gewonnen hat. Wer Frankfurt vor 25 und 30 Jahren gekannt hat, der wird sich nicht erinnern können, daß er damals so elende, schmutzige und zerlumpte Kindergestalten sich herumtreiben sah, wie man sie heute in Masse sehen kann, wenn man durch gewisse Stadtteile, Gassen und Vororte wandert. Was aus solchen Gestalten später wird, davon wissen Polizei und Strafgerichte recht Umfangreiches zu berichten. Das trifft freilich nicht Frankfurt allein; es ist ein Übelstand aller Großstädte. Aber vielleicht überlegen es sich die Stadtväter Frankfurts einmal, ob es nicht an der Zeit sei, den Zuzug und die Existenz solcher Elemente, die ein Schaden und eine Schande für die Stadt sind, eher zu erschweren, statt, wie es gegenwärtig geschieht, auf jede Weise zu erleichtern; zu erschweren wenigstens bis zu dem Grade, daß es der Stadtverwaltung leichter wird, ihre Pflicht der materiellen, moralischen und geistigen Förderung aller ihrer Bürger in gleichem Maße zu erfüllen.

Wir haben bereits die ungünstige Lage Frankfurts erwähnt und müssen jetzt, wo wir die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart erörtern wollen, auf sie zurückkommen. Von Natur aus ist diese Lage keineswegs ungünstig, denn sie hat schon den weitblickenden Frankenherrschern gefallen. An beiden Ufern eines schönen schiffbaren Stromes in gesunder prächtiger Lage, unweit der Völkerstraße des Rheins, dem Norden

wie dem Süden Deutschlands gleich nahe, inmitten eines Kranzes herrlicher Waldgebirge, von allen Seiten bequem erreichbar, wäre Frankfurt berufen gewesen, die Hauptstadt Mitteldeutschlands oder gar ganz Deutschlands zu werden, wenn die politische Entwickelung die Richtung genommen hätte, die ihr die fränkischen und salischen Kaiser geben wollten. Daß in Frankfurt die Kaiser gekrönt wurden, war nur ein schwacher Ersatz für seinen verfehlten Beruf. Als das Reich zerfiel und die Einzelstaaten sich bildeten, blieb Frankfurt ein Kleinstaat und eine Kleinstadt mit allen Fehlern und Lastern einer solchen. Als die Quellen der alten Macht und Wohlhabenheit versiegten, wußte Frankfurt keine neuen zu graben; es verlor sogar seinen Buchhandel rettungslos an Leipzig und andere Städte. Seine industrielle Bedeutung lag mehr im Warenhandel und im Börsenverkehr als in der eigentlichen Industrie; diese entstand erst, als es zu spät war, Frankfurt wie etwa Berlin oder die rheinischen und sächsischen Städte zu einem Zentrum der Industrie zu machen, und als in der Umgegend bereits Offenbach, Hanau, Höchst u. s. w. emporgewachsen waren. Nun läßt sich darüber streiten, ob es unter allen Umständen von Vorteil für eine Stadt ist, wenn sie eine Industriestadt ist; wir für unsern Teil möchten die Frage für Frankfurt nicht bejahen. Viel schlimmer ist, daß Frankfurt auch in andern Dingen zurückblieb, die für eine Stadt, die etwas gelten will, viel wichtiger sind. Vor allem entbehrt Frankfurt einer Universität und somit der fruchtbarsten Pflanzstätte und des wirksamsten Brennpunkts geistigen Lebens. Benachbarte Zwergstädte wie Gießen, Marburg, Heidelberg u. a. sind Frankfurt zuvorgekommen, und jetzt ist das Versäumnis schwerlich wieder gut zu machen. Wenigstens ist die Stimme des städtischen Historikers Otto Kanngießer, der noch vor einem Jahrzehnt den Plan der Gründung einer Universität lebhaft befürwortet hat,*) ungehört und wirkungslos verhallt. Andere Sammelpunkte geistigen Lebens hat sich Frankfurt auch nicht zu schaffen vermocht, und so ist es gekommen, daß das geistige Leben Frankfurts lange nicht im Verhältnis steht zu den reichen Mitteln, die dafür zur Verfügung stehen. In der That wird nicht leicht eine Stadt zu finden sein, in der von Behörden und Privaten so viel für öffentliche und ideale Zwecke gethan wird und in der es außer großartigen Wohlthätigkeitsanstalten so viele Bibliotheken, Sammlungen, Stiftungen, Bildungsanstalten und Vereine für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke giebt wie in Frankfurt. Es würde zu weit führen, sie hier alle aufzuzählen.

*) Vgl. Frankfurts Gegenwart und nächste Zukunft. Eine Denkschrift von Otto Kanngießer. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer. Preis M. 1.— Eine Art Ersatz für die Universität könnte die neugegründete Handelshochschule und Sozialakademie bieten, doch muß man abwarten, welche Entwickelung die Anstalt nehmen wird.

Aber die ganze Thätigkeit auf diesem Gebiet wird meist vom Zufall geleitet; sie ist ohne Einheit und Zusammenhang, sie zeigt sich oft am falschen Platze und schlägt mitunter eine verkehrte Richtung ein. Darum gab es im vorigen Jahrhundert wohl einzelne Namen und Leistungen von Bedeutung, aber die geistige Gesamtleistung Frankfurts blieb hinter dem zurück, was man von ihm erwarten konnte. Der Altfrankfurter war eben im Durchschnitt ein selbstgenügsamer Mensch und jenem Fortschritt, der über das Materielle hinausging, nicht sehr zugeneigt. Friedrich Stoltze war für seine Vaterstadt sehr eingenommen, aber er verkannte ihre Fehler nicht und hat sein Lebenlang Frankfurts Zöpfe weidlich ausklopfen helfen. Der Frankfurter war auch, trotz seiner Mildthätigkeit, ziemlich engherzig; wenn's nur ihm gut ging, mochten andere zusehen, wie sie sich betteten. Frankfurt war 1848 gegen Hecker, der die deutsche Einheit durch die Republik herstellen wollte. Als man einen Frankfurter fragte, warum er denn so gegen die Republik sei, da er doch selbst in einer Republik lebe, erwiderte er: „Mir hawe freilich ä Republik, awer die Annere brauche kä!" In Frankfurt selbst gab es wieder einzelne Kreise, die sich als etwas Besonderes betrachteten und ganz für sich und unter sich waren. Weitschauender Gemeinsinn konnte dabei nicht aufkommen. Das alte Frankfurt ging 1866 unter. Es zählte damals 60,000 Einwohner; heute zählt es das Fünffache. Der massenhafte Zuzug von außen hat natürlich die geistige Physiognomie Frankfurts verändert, aber das neue Bild weist noch keine bestimmten Züge auf; es ist noch alles im Fluß begriffen.

Am meisten ward und wird in Frankfurt für Wissenschaft und Kunst gethan. Das Senckenbergianum, das großartige Vermächtnis eines Bürgers, genießt einen wissenschaftlichen Weltruf und der Physikalische Verein hat für seinen Neubau, den er nicht ganz aus eigenen Mitteln leisten kann, vor einiger Zeit in kürzester Frist 400,000 Mark zusammenbekommen. Die Frankfurter Architekten, Bildhauer, Maler und Musiker haben in ganz Deutschland und darüber hinaus einen guten Namen und auch das Frankfurter Kunstgewerbe nimmt einen hohen Rang ein. Darin äußert sich eben der Wohlstand, daß der Bürger nicht blos gut essen und trinken, sondern daß er auch sein Heim ausschmücken und sich angenehm unterhalten will. Frankfurt ist heute schon ein bedeutender Kunstmarkt wenn auch noch manche seiner Einwohner, die sich ächte Kunstwerke leisten könnten, ihre Wände kahl lassen oder mit Kinkerlitzchen behängen.

Unter den Künsten, denen eine öffentliche Bedeutung zukommt, steht in erster Linie die Architektur. Für Frankfurt ist sie von ganz besonderer Wichtigkeit, denn da Frankfurt keine Industrie-, keine Residenz- und Regierungsstadt ist, so kann es nur eine Fremdenstadt sein, d. h. eine Stadt, die schön aussieht und viel Schönes enthält, so daß der Fremde

nicht blos gern Tage und Wochen in ihr verweilt, sondern auch dauernd in ihr sich niederläßt. Frankfurt hat einen guten Ansatz zu einer solchen Fremdenstadt in seinem altertümlichen und malerischen Innern, in seinen verschiedenen Sehenswürdigkeiten, in dem prächtigen Städtebild am Mainstrom, in den herrlichen Promenaden und seinen Vorstädten, deren einzelne Häuser villenartig mit einem Garten sich umgaben. Namentlich solche schönen Villen-Vorstädte hat nicht leicht eine andere Stadt aufzuweisen und sie erregen stets die Bewunderung weitgereister Fremden. Leider wurde diese schöne und gesunde Entwickelung zum Beginn der siebziger Jahre jäh unterbrochen, indem die ungezügelte Bauspekulation statt der Villen und Gärten ganze Reihen öder Mietskasernen hinstellte. Erst das Statut von 1891 machte der Bau-Anarchie ein Ende, aber der inzwischen angerichtete Schaden ist nicht wieder gutzumachen. Frankfurts Architektur selbst läßt manches zu wünschen übrig. Es gibt wohl einzelne hübsche und charakteristische Gebäude, aber im Ganzen steckt kein großer, kein einheitlicher Zug. Schon das architektonische Hauptdenkmal Frankfurts, der Domturm, ist ein charakterloses Zwitterding.*) Der Römer, das Rathaus, das architektonische Prachtwahrzeichen anderer Städte, ist verwinkelt und verkropft und daran hat auch die Restauration Meckels nichts Wesentliches zu ändern vermocht. Das neue Rathaus wird, so viel jetzt schon zu sehen ist, ebenfalls unregelmäßig, winkelig und räumlich ungenügend ausfallen; es steht außerdem auf einem Platze, wo seine Architektur, selbst wenn sie tadellos sein sollte, gar nicht zur vollen ästhetischen Wirkung gelangen kann. Es ist überhaupt ein Kardinalfehler der Frankfurter Monumentalbauten, daß sie in Winkeln oder in zu engen Straßenfronten stehen, statt an großen Plätzen oder als Abschluß breiter Straßenzüge. Nur die Stadtbibliothek, das Städel-Museum, das Opernhaus und das neue Schauspielhaus haben einigermaßen gute Plätze; alles übrige kommt nicht zur vollen oder zu gar keiner Geltung: das Gerichtsgebäude, die Oberpostdirektion, die Börse, das Archiv, der Saalbau, die Bankgebäude in der Neuen Mainzerstraße u. s. w. Die Abschlüsse der Straßen sind meist jämmerlich, selbst dort, wo sie am nötigsten und dankbarsten wären; man stelle sich nur einmal auf eine der Mainbrücken und schaue nach rechts und links, etwa mit Ausnahme der Obermainbrücke, der die Stadtbibliothek einen schönen Abschluß giebt. Es ist wirklich Schade, daß so viel Talent und Fleiß der Frankfurter Architekten zu keiner eindrucksvollen Gesamtwirkung gelangen kann.

*) Während der Restauration des Domes hat der Aesthetiker Ludwig Pfau den Dombaumeister Denzinger dringend gebeten, das Zwitterding Kuppel-Spitze aus dem Plane zu streichen und die Spitze einheitlich gotisch zu gestalten, aber vergeblich. Später, kurz vor seinem Tode, hat Denzinger eingesehen und zugestanden, daß Ludwig Pfau Recht gehabt habe. D. Verf.

Die geistige Bedeutung einer Stadt zeigt sich jedoch nicht blos in Wissenschaft und Kunst, sondern vor allem in der Litteratur, d. h. in jenem Zweige menschlicher Thätigkeit, der von jeher als der wesentlichste Ausdruck geistiger Bedürfnisse, Bestrebungen und Leistungen betrachtet worden ist. Wir rechnen dazu die Litteratur im engeren Sinne (Epos, Lyrik, Drama und Prosa-Litteratur), die Presse und das Theater. Sehen wir in einem nächsten Artikel, was Frankfurt auf diesen Gebieten leistet.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

V. Der polnische Kanzler.

Wo ist die Frau? fragt der französische Kriminalist, wenn sich die Beweggründe eines Verbrechens nicht bei der ersten Prüfung des Thatbestandes offenbaren. Wo steckt der Pfaffe? muß der Beobachter der österreichischen Politik fragen, wenn ihre Sprünge und Winkelzüge des einheitlichen Grundgedankens zu entbehren zu scheinen. Die klerikalen Instinkte beherrschen das Fühlen und Denken der zum politischen Dienste kommandierten österreichischen Höflinge. Aus ihnen heraus läßt sich auch das scheinbar Widerspruchvollste und Widersinnigste in ihrer Haltung erklären. Der Mann, der heute an der Spitze des auswärtigen Dienstes der Monarchie steht, ist der polnische Graf Goluchowski. Politik im großen Stile zu machen ist der Mann mit dem Exterieur eines behäbigen Hotel-Oberkellners nicht geschaffen und nicht berufen — ein totkranker Staat macht überhaupt keine große Politik — aber den Stimmungen und Verstimmungen gewisser Appartements mit den kleinen Mittelchen der Vorzimmer Ausdruck zu verleihen, ist er durch Geburt und Bildungsgang geradezu prädestiniert. Die Stimmungen der gewissen Wiener Appartements sind bekannt: ein bischen aristokratischer Hochmut gemischt mit Übelwollen gegen das Glück robuster Parvenüs, ein bischen Bigotterie, das von den Lieferanten des ewigen Seelenheils geschickt ausgebeutet wird zu gunsten der armen, verfolgten Kirche — wer wäre geeigneter, ihre leisesten Regungen mit den Fühlern gleicher Veranlagung zu erfassen, als der katholisch-polnische Graf, der ahnenstolze Aristokrat mit dem Schmerze einer schiffbrüchigen Nation und der Feuerglut des brennenden Katholizismus im Herzen? Und für die Erlernung der Mittelchen der Eunuchenpolitik, die spitzigen Andeutungen, die halben Aktionen, die jederzeit verleugnet werden können, wenn sie ihren Dienst, die Anzettelung eines Skandälchens, erfüllt haben, wo gäbe es eine bessere Schule als den Orient, in dem Graf Goluchowski seine diplomatischen Lehrjahre verbracht hat? Er ist der Mann

der Situation und das erklärt seine Position. Nicht daß er nicht morgen schon sich im Besitze der seidenen Schnur befinden könnte — wenn es zweckmäßig erscheint, fällt ein österreichischer Staatsdiener, ehe er sich dessen versieht, in die Versenkung, die stets vorhanden, in normalen Zeiten aber geschlossen und mit dicken Teppichen belegt ist — aber kommt ein anderer, wird er auch kein anderer sein. Für einen Staatsmann im wahren Wortsinne ist kein Raum in der Domäne der geschmeidigen Höflinge, die in Österreich Diplomatie und hohe Politik heißt.

Durch zwei Aktionen, wenn Vorzimmerstückchen diesen Namen verdienen, hat der polnische Kanzler in den jüngsten Wochen ein wenig von sich reden gemacht. Beide belanglos und ungefährlich an sich, kennzeichnen wieder scharf den wahren Geist, nicht der tadellosen offiziellen, sondern der skrupellosen offiziösen Politik, die auf dem Wiener Ballplatze gemacht wird. Bei der Bedeutung gerade der letzteren für den deutschen Bundesgenossen verlohnt es sich, ein wenig in die dunkeln Gänge dieser Minenkunst hineinzuleuchten. Wenn der Schatten eines Schaufelhutes dabei an irgend einer Wand sichtbar werden sollte, wäre das nicht verwunderlich, sondern nur natürlich. Alle Fäden der antideutschen Intrigue laufen in Rom zusammen.

Genau um die Zeit, als der Zarenbesuch in Danzig bekannt wurde und die Kommentare, mit denen die russische Presse diese Reise begleiteten, um ihrer ungewohnten Deutschfreundlichkeit willen geradezu Aufsehen erregten, erschienen in der „Times“, im „Berliner Tagblatt“ und dann noch schärfer im „Pester Lloyd“ Artikel, in denen dargelegt wurde, daß Österreich-Ungarn Grund habe, sich über die Haltung Rußlands auf dem Balkan zu beschweren. Politische Agenten seien am Werke, den legitimen Einfluß Österreich-Ungarns in dessen eigenster Interessensphäre zu vernichten und handelten so wider den Geist und den Inhalt des russisch-österreichischen Balkan-Abkommens vom Jahre 1897. Bemerkenswert war in diesen Auslassungen, deren Ursprung für keinen mit den Verhältnissen Vertrauten auch nur einen Moment zweifelhaft sein konnte, vor allem der eine Umstand, daß gegen die russische Wühlarbeit Verwahrung eingelegt wurde unter Berufung auf ein Abkommen, dessen Existenz Graf Goluchowski selbst in den Delegationen auf das entschiedenste bestritten hatte. Nach seiner Erklärung existierte nur eine Verständigung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn darüber, daß keines der Balkanprobleme geeignet sei, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Ostmächten zu stören. Wie sich mit dieser Erklärung vereinigen läßt, daß nun doch von österreichischer Seite Ärger verraten wird über irgend eine neue Phase der russischen Balkanpolitik, wie Rußland sich vergehen kann gegen Geist und Inhalt eines Abkommens, das gar nicht existiert, mag müßigen Köpfen zur Glossierung

überlassen bleiben. Kleine Widersprüche zwischen offiziellen Erklärungen und offiziösen Quertreibereien fallen denen, die da wissen, „wie es gemacht wird“, kaum mehr auf. Weniger harmlos war schon die Methode der österreichischen Beschwerdeführung. Die Amtsblätter des Ministeriums des Äußern, „Fremdenblatt“, „Wiener Abendpost“ und „Wiener Zeitung“ schweigen vollständig. Dafür wurden Organe losgelassen, die man jederzeit verleugnen konnte, die aber doch mit gutem Bedacht und besonderen Nebenabsichten gewählt worden waren, die „Times“ (Avis für England), „Berliner Tagblatt“ und „Pester Lloyd“. Ungarische Blätter müssen von jeher herhalten für Angriffe auf die russische Politik, weil es bequem ist, sich Rußland gegenüber auf die ungarische Preßfreiheit und die inveterierte Russenfeindschaft der Magyaren zu berufen, zweckmäßig auch, die Magyaren als unbekehrbare Russenfeinde erscheinen zu lassen, um Ungarn in steter Abhängigkeit von Österreich zu erhalten. Das „Berliner Tagblatt“ aber erwies sich als geeignet, die drohende Intimität zwischen Berlin und Petersburg ein wenig zu stören. Sicher ist, daß man an maßgebender Stelle in Berlin wie in Budapest den Journalen, die sich so blind oder geschäftig in den Dienst einer hinterhältigen und feindseligen Politik stellten, wenig Dank weiß.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die traditionelle Arbeit der russischen Agenten auf dem Balkan wirklich diplomatische Schritte Österreich-Ungarns gerechtfertigt hätte. Sicher ist, daß Österreichs Diplomatie auf dem Balkan Niederlage über Niederlage erlebt hat. In Serbien hat sie ganz ausgespielt, in Bulgarien regiert das russophile Kabinett Karawelow und erhält durch großfürstliche Besuche moralische Unterstützung, selbst Rumänien ist nicht mehr immun gegen russische Einflüsse. Die Frage ist nur, ob der österreichische Einfluß durch besondere Aktivität der Russen beseitigt oder durch eigene Fehler der österreichischen Politik geschwächt worden ist. Auch darauf weiß der Wissende seit Jahren eine Antwort. Nicht erst mit dem vorläufigen Abschluß der ostasiatischen Kampagne hat sich Rußland dem Balkan wieder zugewandt, sondern kurz nach dem berühmten Abkommen, als dessen Schöpfer sich Graf Goluchowski noch lange danach von offiziösen Federn hat feiern lassen. Rußland war wirklich bereit, die Balkanvölker sich selbst zu überlassen, mit Rücksicht auf die ungeheuere Aufgabe, die es in Ostasien übernommen hatte. Aber kaum der russischen Passivität sicher, hat Österreich begonnen, was immer sein Unglück gewesen ist, nicht österreichische, sondern römische Politik zu machen. Es ist eine alte von Rom aus natürlich genährte, irrige Auffassung der österreichischen Diplomatie, daß sie nur im Gefolge einer römisch-katholischen Propaganda sich auf dem Balkan behaupten könne. Das Gegenteil ist natürlich richtig, denn gegen nichts ist der Orientale empfindlicher, als

gegen eine Bedrohung seines orthodoxen Glaubens. Als es bekannt wurde, daß in Bosnien unter dem Regime des vielgepriesenen Benjamin Kállay nach dem russisch-österreichischen Abkommen der Bekehrungseifer der katholischen Ordensschwestern lebendiger geworden sei als vorher, war es auch aus mit der günstigeren Position Österreichs auf dem Balkan, aus mit der russischen Passivität. Auch der Russe ist weit weniger Panslavist als Orthodoxer und hätte es sich nie verziehen, daß er seine Glaubensbrüder der katholischen Propaganda preisgegeben hätte. In Wien war man über die veränderte Gesinnung Rußlands auch rasch genug unterrichtet und noch lange sangen die Offiziösen das Lob des genialen Goluchowski resp. des Abkommens mit Rußland, als Kaiser Franz Josef, ein weit besserer Diplomat als alle seine Minister, sich schon entschloß, nach Berlin zu reisen und den deutschen Kronprinzen in Wien zu empfangen. In seiner nächsten Nähe aber wurden die katholischen Gegenintriguen weiter gesponnen (es ist überflüssig an das Sensationsereignis bei dem Besuche des deutschen Kronprinzen noch einmal zu erinnern; der katholische Schulverein und die jesuitische Propaganda zehren noch davon), und die römische Blindheit der Kamarilla zeigt sich auch jetzt wieder. Denn nicht gegen Rußland, wie es den Anschein haben sollte und hat, kehrt sich auch die neueste Aktion der österreichischen Diplomatie — so schlicht, so einfältig ist man nicht unter Eunuchen —, sondern eine Malice gegen Deutschland bedeutet sie, ein bischen Zündeln, ein bischen Freudeverderben, wie man es sich gönnen kann, wenn man die tadellose offizielle Maske nur weiter zu Schau trägt. Daß man die Russen nicht täuscht, auch wenn man seine Kuckuckseier dem „Berliner Tagblatt" ins Nest legt, daß man sich hingegen vor den Deutschen kompromittiert und deren längst geweckte Mißtrauen weiter steigert, das geniert den Eunuchen nicht, oder er nimmt es gar nicht wahr. Man hat sich diplomatisch bethätigt, indem man seinem Ärger über die kaum mehr zu leugnende, der klerikalen Verbohrtheit zu verdankende Isolierung Österreichs auf irgend eine Weise Luft macht. Unverantwortliche Zeitungsschreiber, diensteifrige Lakaien von Lakaien, kann man ja jederzeit desavouieren.

Das war das kleine antideutsche Divertissement, das als antirussisches vor der Welt erscheinen mußte. Das antiungarische, antiitalienische, bei dem der Vatikan gar nicht einmal hinter den Kulissen mitwirkte, hat als Affaire von San Girolamo Staub genug aufgewirbelt. Der Sachverhalt ist bekannt. Ein „illyrisches" Hospiz ist in ein kroatisches Priesterkolleg verwandelt worden und im begleitenden Breve findet sich eine Definition des Kroatentums, die sich völlig deckt mit derjenigen, die Bischof Stroßmayr, der großkroatische Agitator, im Widerspruch gegen Ungarn vertreten und als die zu verwirklichende dem kroatischen Chauvinismus vorgeschrieben hat. Die Umwandlung sollte sich ganz geräuschlos vollziehen,

aber die Kroaten konnten in ihrer Freude über das unerwartete Geschenk, die Bundesgenossenschaft des Papstes und die Huld der österreichischen Regierung, die dem panslavistischen Russenschwärmer Stroßmayr durchaus nicht immer geblüht hatte, den Mund nicht halten und hängten das Ereignis vorzeitig an die große Glocke. Dann wurde das päpstliche Breve entgegen der Abmachung mit dem Grafen Goluchowski vor der Zeit bekannt, damit der Widerspruch der „Illyrier", der italienischen Dalmatiner, herausgefordert, das Einschreiten der italienischen Behörden notwendig gemacht und die ganze Errungenschaft noch einmal in Frage gestellt. Denn außer dem Spruch der italienischen Gerichte, die sich mit dem vermeintlichen Rechte des Papstes zu vermögensrechtlichen Verfügungen über römische Stiftungen zu befassen hatten, war noch der Einspruch der ungarischen Regierung vorauszusehen, die zwar gegenwärtig ihre Wahlsorgen hat und gerne Konflikten aus dem Wege geht, aber auf die öffentliche Meinung des Landes in nationalen Fragen doch Rücksicht nehmen muß. In der That hat nach mancherlei diplomatischen Weiterungen die Kurie schon einlenken und durch den „Osservatore Romano" erklären müssen, daß die „gens croatica" nicht im politischen Sinn zu verstehen, das Institut nach wie vor auch Dalmatinern und Italienern zugänglich sei. Die Schwenkung ist ohne Zweifel durch die ungarische Regierung auf dem Wege über Wien erzwungen worden.

Das Streitobjekt war sicher die Aufregung nicht wert, die schon Italien, Kroatien und einen Teil von Ungarn ergriffen hatte. Charakteristisch ist aber, daß dieselben Stroßmayr und Stadler, die sich schon scharfe Rügen vom Monarchen selbst zugezogen haben, vom Grafen Goluchowski in ihren antiitalienischen, antiungarischen Aspirationen unterstützt wurden, nur weil sie Slaven, also Schoßkinder des Vatikans und fanatische Klerikale sind. Das ist der neueste Kurs, den der Russenhasser und Deutschenfeind, der polnische klerikale Graf Goluchowski steuern möchte, aber, wie es sich zeigt, nicht steuern darf, solange es ein halbwegs liberales Regime in Ungarn giebt.

Soll man in Deutschland irgend welche Konsequenzen ziehen aus der Kenntnis dieser Velleitäten? Trügt der Schein nicht, werden sie schon gezogen. Die offensichtliche Annäherung zwischen Berlin und Petersburg, zu der von deutscher Seite gewiß ebensoviel beigetragen wurde wie von russischer, dürfte mit der immer mehr fortschreitenden Klärung der wahren Ziele der österreichischen Diplomatie zusammenhängen. Man sieht sich für alle Fälle vor in Berlin. Man hat wieder zwei Eisen im Feuer, wie zu Bismarcks Zeiten, mit oder ohne geheimem Rückversicherungsvertrag. Das österreichische wird zu brauchen sein, solange Franz Josef lebt, an dessen Loyalität niemand zu zweifeln wagt und höchstens die klerikale

Kamarilla Anstoß nimmt. Das russische wird in Dienst treten müssen, sobald das österreichische Feuer erlischt, der aus zahllosen Vorzeichen erkennbare Scirocco der rein römischen Politik in der Atmosphäre sich durchsetzt. Zu diesen Vorzeichen gehörten auch die oben geschilderten Aktionen des polnischen Kanzlers. Aus diesem Grunde mußten sie registriert werden.

Einführung des Moralunterrichts in die Schule durch Plebiszit.

Von Dr. Rudolph Penzig (Charlottenburg).

Wenn die Freunde ethischer Kultur von der Einführung eines von religiösen Voraussetzungen freien Moralunterrichts in die öffentliche Schule Preußens sprechen, so richten sich ihre Blicke stets fast träumerisch in eine ferne Zukunft. Zwar bezeichnet der letzte Programmentwurf des Hauptvorstandes der deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur diese Einführung als „nächstes Ziel" für eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit; aber diesem „nächsten Ziel" ist gleich im folgenden Absatz ein „auch heute schon" entgegengestellt. Man wagt es kaum mehr, an eine in absehbarer Zeit zu verwirklichende Schul- und Erziehungsreform zu glauben. Und das ist kein Wunder. Begegnet doch dem Blicke des ernsten Volksfreundes überall in Preußen und, soweit preußischer Einfluß nur irgend reicht, auch im übrigen Deutschland einer stets schärferen Anspannung des Konfessionalismus. Die Religion soll dem Volke nicht mehr bloß erhalten werden — man merkt endlich, daß da nicht viel mehr zu erhalten ist — sondern sie soll ihm von neuem eingeflößt werden nach dem Erlkönig-Rezept: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Der Kampf um die Schule, den Windhorst, ohne seine Prophetengabe allzu heftig anzustrengen, vorausgesagt hat, ist auf der ganzen Linie entbrannt, nur daß er in Preußen nicht vom Ultramontanismus gegen die Regierung, sondern von der katholischen und protestantischen Klerisei in holder Eintracht mit den Stützen des Thrones gegen alles „umstürzlerische" freie Denken geführt wird. Leider auch gegen das ernste gute Wollen, das nun einmal mit dem freien Denken eine Neigungsehe geschlossen hat, aus der es sich nicht leicht herauslocken läßt. So bleibt aller guter Wille, wo er auf der Gegenseite auch vorhanden sein mag, zur Unfruchtbarkeit verurteilt — glücklicherweise! Man braucht nur an den Wechselbalg zu denken, den eine fruchtbare Ehe des kultusministeriellen guten Willens mit der philosophischen Einsicht der Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses in Gestalt eines „modernen" Volksschulgesetzes hervorbringen müßte!!

Daß aber dieser uralte Kampf zwischen dem Autoritätsprinzip und dem Grundsatz freier Selbstbestimmung auf allen Gebieten des geistigen

Lebens nicht etwa schon in ein letztes Stadium getreten ist, lehrt ein Blick auf die Zusammensetzung unseres Reichstages (vom Abgeordnetenhause ganz zu schweigen!). Solange das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht noch eine Volksvertretung von solcher Gestalt in das inschriftslose Haus am Königsplatz schickt, hat eigentlich kein freier Denker, sofern er auch guter Demokrat ist, das Recht, einseitig der Regierung Vorwürfe zu machen, sondern er sollte an seine Brust schlagen mit dem Seufzer: mea maxima culpa! Noch ist die Hauptarbeit, das eigentliche Befreiungswerk, zu leisten in der Lösung des Gewissens und der Vernunft der weitesten Volkskreise aus der scharfen Knebelung durch Priesterherrschaft, vor allem aber aus der ertötenden Lähmung der Gleichgültigkeit gegenüber den höchsten Fragen der Menschheit. —

Aber eine andere Frage ist die, ob eigentlich auch von dem bereits Errungenen schon der richtige Gebrauch gemacht wird? Ob die immerhin recht beträchtliche Anzahl derer, die innerlich frei geworden sind, nun Gewehr bei Fuß noch durch Jahrzehnte und Jahrhunderte stehen soll, immer in der Erwartung und Hoffnung weiteren Zuzugs, den die Werbe-Offiziere freien Denkens in mühseliger Lebensarbeit heranbilden? Oder ob mit frischem fröhlichen Vorstoß an den Stellen, wo Erfolge bereits, wenn auch nur Teilerfolge, zu erringen sind, die innere Freiheit nicht versuchen soll, sich den Körper äußerer Freiheit zu bauen?

Die einfache Überlegung mag uns Antwort geben: Wäre wohl von Koalitionsrecht, Arbeiterschutz, Invaliditäts- und Alters-Versicherung, kurz von sozialem Fortschritt auch nur das Geringste vorhanden, wenn das Proletariat der Großstädte, die intelligente Industriearbeiterschaft, die organisierte Sozialdemokratie, hätte warten wollen, bis der letzte ostelbische Instmann und Tagelöhner ein zielbewußter Genosse geworden wäre? Der instinktive Haß aller Reaktionäre gegen die großen Städte (nicht zu verwechseln mit der gleichen Abneigung des Naturfreunds und Ästhetikers), trifft insofern das Richtige, als große Städte stets das Versuchsfeld für die Reinkultur aller heilsamen Gestaltungen auf sozialem und geistigem Gebiet gewesen sind: wovon die Kehrseite, daß sie auch das Tummelfeld giftiger Neubildungen sind, vielleicht nur das Gleiche besagt. Es ist eben Sache des Arztes, die todbringenden Keime zur Herstellung von Heilserum richtig zu verwenden.

Rechtfertigen wir also diese üble oder gute Nachrede der Großstädte! Auch in der Frage der Einführung des Moralunterrichts in die öffentliche Schule werden wir nicht warten dürfen, bis die knorrige Bauernschaft jedes bayrischen Gebirgsdorfes oder die verwitterten Fischergestalten der pommerschen und ostpreußischen Stranddörfer den Herren Kaplan oder Pastor höflich aus der Schulstube herauskomplimentieren, sondern an der Be-

völkerung der großen Städte wird es sein, einen praktischen Anfang zu machen, weil eben hier die Einsicht schon vorhanden ist, die dort noch fehlt. Sollen wir uns immer wieder — trotz des Hinweises auf Frankreich und Italien, wo seit Jahrzehnten der staatliche Moralunterricht die Religionsstunden verdrängt hat — mit der kahlen Phrase abspeisen lassen: die Ersetzung des toten Gedächtniskrams von Bibelsprüchen und Gesangbuchversen durch eine lebendige Einführung in die Pflichten des Diesseits untergrabe die Sittlichkeit? Oder das Volk sei noch nicht reif für die Freiheit von Himmel und Hölle, es bedürfe noch des Gängelbandes? Den einzig durchgreifenden Gegenbeweis führt das gegängelte Kind dadurch, daß es die stützenden Krücken hinter sich wirft — und geht.

Gehen wir!

Die Engländer haben es uns vorgemacht. Die in London von den ethischen Gesellschaften vor etwa vier Jahren ins Leben gerufene „Liga für Moralunterricht" hatte zunächst auch den Weg langwieriger Propaganda durch Druckerpresse, Versammlungen, Manifeste u. dergl. eingeschlagen. Nicht ohne Glück — denn Männer wie der greise Führer der englischen Positivisten Sir Frederic Harrison, Leslie Stephen, Henry Sidgwick, Prof. Stout, Prof. Muirhead, sogar angesehene Londoner Geistliche wie Reverend Bruce u. a. gaben ihrer Sympathie für den Grundgedanken einer rein weltlichen Erziehung öffentlichen Ausdruck — und doch rückte die Sache nicht vorwärts. Eine von zahlreichen Eltern im Jahre 1898 an die Londoner Schulbehörde gerichtete Petition, in der es nach scharfer Zurückweisung der Unbilligkeit einseitig konfessioneller Unterweisung auf Kosten aller Bürger weiter hieß:

> „Wir bitten, daß unsern Kindern die Möglichkeit gewährt werde, an Stelle der heutigen Bibelstunden Unterricht zu erhalten in persönlichen und bürgerlichen Pflichten, . . . der das Gefühl der Verantwortlichkeit, Mitgefühl mit allen Wesen, intellektuelle Redlichkeit, den Geist der Freiheit, des Mutes, der Ehrfurcht vor sich selbst und die andern höchsten Eigenschaften der menschlichen Natur zu wecken weiß,"

— diese Petition wurde von den Vertretern der „School-Board" mit der kühlen Bemerkung zurückgewiesen, „daß sie zur Zeit noch keinen Grund zu einer Änderung sähen". Nun, dann mußte man diesen Grund in eine etwas deutlichere Beleuchtung rücken.

Unsere ethischen Freunde kamen, wie die „Democracy" (herausgeg. von Stanton Coit, vol. IV Nr. 13)*) erzählt, auf den glücklichen Gedanken, den zerstreuten Lichtschein ihrer Propaganda, der den Schulleitern noch zu wenig einleuchtete, in einem Brennpunkt zu sammeln. Man konzen-

*) Der Artikel ist in der „Ethischen Kultur" IX. Jahrg. Nr. 16 unter der Überschrift: „Ein siegreiches Vorpostengefecht" abgedruckt.

trierte einmal „im kleinsten Punkt die größte Kraft", d. h. statt der allgemeinen Manifestationen wurde zunächst eine bestimmte Schule, die Buckingham Terrace Board School, Kensington W., zum Mittelpunkt einer energischen Aktion ausersehen. Die sämtlichen Eltern der Schüler dieser Anstalt erhielten ein kurzes Flugblatt, einen gedrängten Plan des Moralunterrichts und einige Tage darauf den Besuch freiwilliger Werber, die mit wenig Worten, da, wo es nötig schien, die Wichtigkeit der Angelegenheit erläuterten. Im Laufe einer Woche erklärten einhundertundfünfundzwanzig Elternpaare dem überraschten Schulrektor ihren Wunsch, die Kinder vom konfessionellen Unterricht und allen religiösen Schulbräuchen in Zukunft zurückzuhalten, und unterschrieben gleichzeitig eine entsprechende Petition an die Schulverwaltung, in der um Anstellung dreier Morallehrer ersucht wurde. Dieser Erfolg, so klein er auch zunächst scheint, spornt zu systematischem Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege an. Ob die Londoner Schulverwaltung, wie es den Anschein hat, in verständiger Weise dem Wunsche dieser Eltern binnen kurzem nun nachgiebt oder nicht, so ist doch klar, daß eine so intensive Agitation, die mit geringem Zeitverlust (die ganze Aktion hat eine Woche gedauert) auf sämtliche andern 400 Volksschulen der Hauptstadt ausgedehnt werden kann, unendlich viel wirksamer sein muß, als die schönsten theoretischen Darstellungen. Die dem Engländer in Fleisch und Blut übergegangene Achtung vor der persönlichen Gewissensfreiheit wird, des sind wir sicher, über kurz oder lang über den anerzogenen Respekt vor kirchlichen Traditionen den Sieg davon tragen.

Das ist es, was man die Einführung des Moralunterrichts in die öffentlichen Schulen durch Plebiszit nennen kann.

Aber Preußen ist nicht England — wird mancher Leser seufzen. Sicherlich. Und doch scheinen mir die Schwierigkeiten, die sich aus diesem Unterschied ergeben, nicht völlig unüberwindlich zu sein.

Vor allem ist auch in Preußen die Anerkennung der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht dem guten Willen der Regierung und Verwaltung anheimgegeben, sondern in Art. 12 der preußischen Verfassung und im Allgemeinen Landrecht § 1—4, Teil II, Titel 11 als ursprüngliches Recht jedes Preußen anerkannt. Freilich muß sich dies Recht die Einschränkungen gefallen lassen, die überall der auf das Wohl des Ganzen gerichtete Staatswille der Einzelwillkür setzt. So bestimmt gleich Artikel 21 der Verfassung, daß es nicht dem pädagogischen Ermessen oder Erziehergewissen der Eltern allein zu überlassen sei, ob und welchen Unterricht sie ihren Kindern erteilen, sondern er fordert von seinen künftigen Bürgern ein Mindestmaß von Unterricht, wie er für die öffentliche Volksschule vorgeschrieben ist. Da nun zweifellos, wenn auch ein Volksschulgesetz für Preußen noch fehlt, im Unterrichtsplan der Volks-

schule dem Religionsunterricht eine breite Stelle eingeräumt ist, so folgern Kultusminister und Kammergericht scheinbar ganz einfach: Entziehung der Kinder aus dem Religionsunterricht ist wie jeder andere Ungehorsam gegen den Unterrichtszwang zu strafen, und das praktische Verfahren gegen Dissidenten steht, wie man weiß, seit dem Erlaß des Ministeriums Zedlitz-Trützschler vom 16. Januar 1892 mit dieser Auffassung im vollen Einklang. Wie? Erst seit so kurzer Zeit? wird mancher fragen. Allerdings; denn ursprünglich wurden die betreffenden Verfassungsbestimmungen viel milder gehandhabt. Schon das Ministerium Bethmann-Hollweg erkannte in einer Verfügung vom 6. April 1859 an:

„Die Nötigung des (freireligiösen) N. und der mit ihm in gleicher Lage sich befindenden übrigen Eltern, ihre Kinder einem anderen, als dem in ihrer Religionsgesellschaft erteilten Religionsunterricht anzuvertrauen, muß als eine Beeinträchtigung der ihnen durch die Verfassungsurkunde gewährleisteten Religionsfreiheit und des im § 74 ff des Allgemeinen Landrechts II, 2 anerkannten Erziehungsrechtes des Vaters resp. der Eltern angesehen und kann nicht weiter aufrecht erhalten werden."

Ein weiterer Erlaß vom 31. Dezember desselben Jahres bestimmte wenigstens für dissidentische Kinder:

„daß sie von dem in der öffentlichen Schule erteilten Religionsunterricht freizulassen sind, sobald nachgewiesen wird, daß sie außerhalb der öffentlichen Schule Religionsunterricht erhalten. Als solcher Religionsunterricht soll der von dem Prediger der betr. Religionsgesellschaft erteilte Unterricht anerkannt werden. Zur Erteilung eines solchen ist aber nicht .... die Genehmigung der Kgl. Regierung erforderlich; es stehen derselben gegen diesen von den betr. Predigern der Dissidentengemeinden ohne vorgängige Genehmigung zu erteilen freigelassenen Unterricht nur Repressivmaßregeln zu, die sowohl in dem Inhalt des Unterrichts, wie in der Person des denselben erteilenden Predigers ihren Anlaß finden können."

Als sich nun aber die Zahl solcher Dissidenten mehrte, die sich überhaupt keiner religiösen Gemeinde mehr anschlossen, also auch einen vom Prediger einer freien Religionsgemeinschaft erteilten Religionsunterricht nicht nachweisen konnten, hob das Ministerium Falk die Zirkularverfügung vom 6. April 1859 insofern auf, als sie die Dispensation der Kinder von Dissidenten, die in giltiger Form aus der Landeskirche ausgetreten waren, von besonderen Bedingungen abhängig machte, bestimmte ferner kurz und bündig unter dem 29. Februar 1872:

„Schüler, welche in einer Religion oder Konfession erzogen werden sollen, für welche im allgemeinen Lehrplan der betreffenden Anstalt Unterrichtsstunden nicht angesetzt sind, sind ohne weiteres zu dispensieren."

und dehnte diese Bestimmung am 14. Juni 1877 auf alle preußischen Elementarschulen aus. —

Nun ist hier freilich immer nur von Dissidenten die Rede, und weiter wird vorausgesetzt, daß auch ein solches Kind immerhin in irgend einer „Religion

oder Konfession" erzogen werden soll. Auch mit der Wiederherstellung der Falk'schen Praxis also wäre dem Moralunterricht in der Schule noch keine freie Bahn geschaffen; denn weder wollen alle die unzähligen Eltern, die ihre Kinder am liebsten aus dem geisttötenden Konfessionsunterricht der Schule herausziehen möchten, deshalb auch schon aus der Landeskirche austreten, noch werden die Anhänger des von religiösen Voraussetzungen freien Moralunterrichts diesen in der Form einer freien religiösen Unterweisung gewissermaßen hoffähig machen wollen. Aber diese Erinnerung an die Dissidentenkämpfe zeigt wenigstens, welch' große Freiheit dem Kultusminister in der Interpretation der Verfassung und der daran anschließenden Verwaltungspraxis zusteht. Der dort festgelegte Grundsatz bezieht sich nun ganz offenbar nur auf den Ausdruck des Staatswillens, daß Kinder nicht ohne religiös-sittlichen Erziehungsbeistand aufwachsen sollten; auf das Dogmatische konnte er sich schon darum nicht beziehen, weil ein staatlich-religiöser Gesamtwille in einem konfessionell-gemischten Staatswesen nicht existieren kann, und weil der Versuch, entsprechend der Fixierung eines Mindestmaßes von Unterricht durch den Schulzwang auch ein Mindestmaß von Religion (welcher?) festzusetzen, an inneren Schwierigkeiten scheitern müßte. Die Verfassung und das Allgemeine Landrecht (§ 75, T. 1 vom Familienrecht) sprechen eben die Sprache ihrer Zeit und, da in dieser von einem von religiösen Voraussetzungen völlig unabhängigen Moralunterricht noch nirgends die Rede war, so konnten sie die Absicht des Gesetzgebers nur dadurch wahren, daß sie aussprachen, zu den „staatsbürgerlichen Pflichten des Einzelnen gehöre auch die Sorge dafür, daß das Kind während des religionsunmündigen Alters nicht ohne Unterricht in der Religion gelassen werde".

Meines Erachtens also würde schon eine kultusministerielle Zirkularverfügung, ähnlich der durch ähnliche Veränderungen in den Verhältnissen hervorgerufenen Falk'schen, genügen, um durch authentische Verfassungsinterpretation den gesetzlichen Boden für eine weitgehende Dispensation ganzer Kategorien von Staatsbürgern zu schaffen. Etwa in der Form:

> „Kinder, welche in einer Religion oder Konfession erzogen werden sollen, für welche im allgemeinen Lehrplan der Schule Unterrichtsstunden nicht angesetzt sind, oder Kinder, welche einen dem Religionsunterricht der Volksschule gleichwertigen religionsgeschichtlichen und Moral-Unterricht erhalten, sind ohne weiteres zu dispensieren. Ueber die Gleichwertigkeit entscheidet die Regierung."

Den letztern Zusatz, der für Viele den Anschein erwecken wird, als würde dadurch der Wert des ganzen Paragraphen aufgehoben, wird der Regierung derjenige zugestehen müssen, der in der Staatsgewalt immerhin eine sittliche Instanz sieht, deren Beihilfe bei der Erziehung der

neuen Generation nicht zu entbehren ist.*) Sehr viel besser und konsequenter wäre gewiß der einfache klare Weg, den andere Regierungen gegangen sind, die Konfessionsunterweisung völlig aus dem Schulorganismus zu lösen, an ihre Stelle den Moralunterricht zu setzen und die religiöse Unterweisung den Betheiligten, also den Kirchen und ihren Organen, zuzuweisen. Gegen die preußische Tradition ist das eine nicht mehr als das andere.

Da nun die Initiative dazu sicherlich nicht von oben ausgehen wird, so bleibt nur übrig, sie durch den Druck von unten her zu erzwingen. Alle Kämpfe, die von bloßen Einzelnen mit einem großen Aufwand von Mut und Ausdauer für die Gewissensfreiheit geführt worden sind, haben bisher damit geendet, daß die Staatsautorität Siegerin blieb. Wurde doch im Jahre 1896 ein überzeugungstreuer Vater, der für seine Gewissensfreiheit und für das Wohl seiner Kinder seit 1881 Opfer über Opfer an Zeit, Geld und aufreibenden Aufregungen gebracht, vom Kammergericht in letzter Instanz kraft rechtens zu den „nachlässigen Eltern" im Sinne des § 48, II, 12 des Allg. Landrechts geworfen. So kann nur eine Massenbewegung helfen. Eine solche aber ist zwar nicht für den Austritt aus der Landeskirche in erheblichem Maße zu erwarten (die Versuche Hoffmanns in Berlin und neuerdings die von Welcker in Wiesbaden haben keine nennenswerten Erfolge erzielt, abgesehen davon, daß ihnen auch sonst schwere Bedenken entgegenstehen), wohl aber für die Befreiung der Schuljugend aus dem Joche des Katechismus, der Bibelsprüche und Gesangbuchslieder. Man kann ein sehr guter Christ sein — oder noch mehr, je tiefer es der einzelne mit seinem Christentum nimmt, desto schärfer muß er sich abgestoßen fühlen von dieser, Frömmigkeit und Geist gleichmäßig tötenden öden Drillstunde. Es war ein Pfarrer, der jüngst in der „Christlichen Welt" von dem ekelhaften Schulzwang der Religionsstunden schrieb, daß „in ihrer sokratischen Luft kein Geheimnis mehr atmen kann und in ihnen alles Höchste und Tiefste platt gefragt wird".

Was uns aber in dem Glauben an die Möglichkeit eines Erfolges beharrlicher und konsequenter Agitation gegen diese Art des Gesinnungsunterrichts bestärkt, das ist die Stellung der offiziellen Sozialdemokratie zu unserem Problem. Der Programmpunkt: „Religion ist Privatsache" ist bisher praktisch kaum hervorgetreten. Hier wäre die Gelegenheit, die Negative dieses Satzes ins Positive umzusetzen und als beste Defensive den Hieb anzuwenden. Nicht daß die Sozialdemokratie selbst diese Agitation

*) Auch darf man wohl erwarten, daß der von den Lehrern der ethischen Gesellschaften erteilte religionsgeschichtliche und ethische Unterricht sich über kurz oder lang die, wenn auch widerwillig gegebene, Anerkennung der Gleichwertigkeit mit dem Katechismusunterricht erringen wird.

in die Hand nehmen sollte; sie hat andere Aufgaben. Für diese Aufgabe stehen andere Kräfte parat. Sie soll ihr nur nicht wehren. Die Überzeugung, daß mit der Erringung der sozialen und politischen Freiheit die Erziehung der künftigen Menschheit zur sittlichen Freiheit Hand in Hand gehen müsse, wird immer lauter in der Presse dieser Partei anerkannt. Man hat es gelernt, daß die Umgestaltung der Verhältnisse nur dann von dauerndem Segen für das Gesamtwohl werden kann, wenn neue Menschen hinter ihnen stehen, und daß die Ethik des Diesseits die allerrealste Macht ist, aus welcher alle Politik erst ihre innerste Kraft zieht. Durch die Kurzsichtigkeit der preußischen Schulpolitik, die es versäumt hat, aus der Elementarschule nach den Wünschen J. G. Fichtes und des Freiherrn v. Süvern die Volkseinheitsschule zu machen, beherrscht in den großen Städten die Sozialdemokratie thatsächlich die Volksschule. Nur daß sie von dieser ihrer Herrschaft gegenüber der Bureaukratie noch keinen Gebrauch gemacht hat. Wie in der Politik niemals auf die Dauer gegen den einmütigen Willen des Volkes regiert werden kann, so wird auch die Schulverwaltung auf die Dauer nichts gegen den festen Willen der Eltern ihrer Schüler ausrichten können.

Wenn erst in jeder Schule einer größeren Stadt alljährlich zum April und Oktober vier bis fünf Hunderte von Dispensationsgesuchen vom Konfessionsunterricht einlaufen, wenn ebensoviel zehntausende Unterschriften von Petitionen gegen die unglückselige Verquickung kirchlicher und staatlicher Interessen beim Kultusminister und Landtag immer und immer wieder präsentiert werden, dann braucht man es nicht einmal auf die bedenkliche Kraftprobe ankommen zu lassen, ob der Regierung genügend Kräfte zur Eintreibung der polizeilichen Versäumnisstrafen und zwangsweisen Zuführung der Kinder zum Religionsunterricht zur Verfügung stehen. Einer solchen elementaren Bewegung ist keine Regierung, am wenigsten die des Herrn Studt, gewachsen. Es muß endlich einmal an irgend einer Stelle Bresche gelegt werden in die chinesische Mauer der Zwings-Uri geistlicher Bevormundung. Wer soll dem Volke helfen, wenn nicht — das Volk?

Die Konfliktlosen unserer Tage.

Von Georg Schneider (Mannheim).

Wir hatten vor kaum einem Jahre abermals eine der alle fünf Jahre wiederkehrenden Volkszählungen. Etwa 50—60 Millionen Menschen wurden anläßlich dieser Volkszählung auch nach ihrer Religion gefragt, d. h. nach dem, was man von Seiten der maßgebenden Stellen des Staates und der Kirche nicht müde wird, als das Heiligste zu bezeichnen. Es will uns

einigermaßen zweifelhaft erscheinen, daß sich die große Mehrheit unseres Volkes der Heiligkeit der Religion bei Ausfüllung der Zählerlisten bewußt geworden ist.

Schließlich fragt ja auch der Staat nicht danach, fragt danach so wenig, wie die Kirche. Sie fragen beide nur nach der äußerlichen Zugehörigkeit zu der einen oder andern Religionsgemeinschaft. Was Wunder, daß darum auch die überwältigende Mehrheit unserer Zeitgenossen die Frage nach der Religion nicht als Gewissensfrage, die Religion selber nicht als Gewissenssache betrachtet. Hätte man das bei der letzten Volkszählung gethan, dann würde das allmählich bekannt werdende Resultat bezüglich der Rubrik Religion vermutlich anders gelautet haben, als es thatsächlich jetzt der Fall ist. Der wirklichen, d. h. am mosaischen Gesetz unverbrüchlich festhaltenden Juden würden dann sehr viel weniger sich ergeben haben, die Millionen der überzeugten Katholiken und Protestanten würden erheblich zusammengeschmolzen erscheinen, der „Sonstigen" aber, wie man mit einer gewissen Verächtlichkeit Außerkirchliche und nicht rechtgläubige Personen zu bezeichnen pflegt, würden statt der Tausende Millionen zu zählen gewesen sein.

Daß wir von einem solchen, der Wahrheit sicherlich mehr entsprechenden Resultat auch nach der diesmaligen Volkszählung nichts zu hören bekommen, hat seinen Grund in der enormen religiösen Gleichgültigkeit unserer Tage; die große Menge unserer Zeitgenossen fühlt sich nicht berührt von dem gewaltigen Konflikt, der das ganze Geistesleben unserer Zeit beherrscht, sie sieht nicht die Kluft, welche zwischen altehrwürdiger Überlieferung und der mächtig aufstrebenden modernen Geistesrichtung gefahrdrohend sich aufthut. Aber diese Gleichgültigkeit ändert nichts an der Thatsache, daß diese Kluft da ist, und der Konflikt besteht, besteht in uns selbst, in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in Unterricht und Erziehung.

Wir selbst zunächst stehen mitten in diesem Konflikt, aber die Mehrheit von uns, ohne sich desselben bewußt zu werden. Wir sind ja aufgewachsen unter dem Einfluß der alten Überlieferung. Worin unsere Altvordern lebten und webten, worin Vater und Mutter aufgingen, was als heiliges Vermächtnis vergangener Tage in unsern Erziehern lebendig war, ist noch auf uns übertragen worden; das geht uns unwillkürlich nach; was uns selber gewissermaßen noch angeboren ist, läßt sich so ohne weiteres nicht verleugnen; es geht mit uns auf Schritt und Tritt, und dies um so mehr, je ernster man es einst mit unserer Erziehung gemeint, je inniger das Familienleben sich gestaltete, unter dessen Einfluß wir aufwuchsen, und je größer die Pietät ist, die wir aus so traulichen Familienverhältnissen für uns davongetragen. Die Gewohnheit ist eben eine gewaltige Macht, und wir Staubgeborenen stehen unter ihrer Gewalt. Je weiter sie aber

in die Vergangenheit zurückreicht, um so nachhaltiger erweist sich die Macht der Gewohnheit. Das zeigt sich besonders auf religiösem Gebiet, wo Jahrhunderte, ja Jahrtausende in Frage kommen. Das Christentum, obwohl es nach Angabe der Kirche mit übernatürlichen Mitteln zu wirken vermochte, brauchte doch drei Jahrhunderte, um das römisch-griechische Heidentum wenigstens äußerlich zu überwinden, und es ist gar nicht abzusehen, wie viele Jahrtausende es außer den bereits gebrauchten noch nötig haben wird, um das Heidentum schlechtweg aus der Welt zu schaffen; und dabei arbeitet es unter der Ägide eines allmächtigen Gottes, mit den Machtmitteln moderner Staaten, mit Pulver und Kanonen, auch mit den immensen Reichtümern der Kirche.

Der Protestantismus blickt derzeit auf eine Vergangenheit von etwa vier Jahrhunderten zurück. Ist es ihm geglückt, die 1½ Jahrtausende vor ihm bestandene Gewohnheit des Katholizismus aus der Welt zu schaffen, ja nur einzudämmen? Die Zeitgeschichte unserer Tage sagt nein. Gewiß, der Protestantismus besteht, er hat es zu einer großen Kirche gebracht, er rühmt sich seines staatlichen Einflusses, er treibt Mission unter den Heiden, allein nichtsdestoweniger ist katholisch Trumpf.

Sehen wir von der konfessionellen Verschiedenheit ab, so sind es etwa 1900 Jahre, daß christlicher Geist und christliche Denkweise in der Menschheit wirken. Daß solcher, seit so langer Zeit gehegten, von Generation auf Generation vererbten Denkweise ein gewaltiges, nur schwer überwindbares Beharrungsvermögen eignet, wer wollte es verwunderlich finden. Es begegnet uns diese Denkweise, wie gesagt, auf Schritt und Tritt; es mag geschehen was da wolle, so kommt diese Denkweise zur Geltung. Es mag sich um die Geburt eines Menschenkindes handeln, oder um den Stapellauf eines Kriegsschiffes, um die Eröffnung einer Wohlthätigkeitsanstalt, oder um den Beginn eines Krieges, um eine Denkmalsenthüllung, oder um die Enthauptung eines Raubmörders, die offizielle Vertretung jener christlichen Denkweise — die Geistlichkeit wahrt dabei das Recht der Überlieferung. Es vergeht kein Tag, ohne daß wir morgens, mittags und abends durch der Glocken ehernen Klang an die christliche Überlieferung erinnert werden; die Kontobücher unserer Kaufleute fangen „Mit Gott" an, auf unseren Münzen steht Gottes Name geschrieben, Haussegen, Tischläufer und Paradehandtücher predigen diese christliche Denkweise mit buntgestickten Bibelsprüchen.

Unter solchen Umständen müßte es ein Wunder sein, würde die biblisch-christliche Überlieferung sich nicht als eine gewaltige Macht erweisen, der die Masse mehr oder minder unbewußt verfallen ist.

Daneben aber, und zwar gleichzeitig wirkt eine andere Macht, es ist die Riesengestalt des Neuen, des Modernen, die vor uns erscheint; sie ist

nicht urplötzlich aufgetaucht, sie ist geworden, wie ihre gewaltige Gegnerin auch; aus kleinen bescheidenen Anfängen heraus hat sie sich entwickelt; als jene andere, die christliche Überlieferung, zu einer gewissen Omnipotenz gekommen war und sich angemaßt hatte, auf allen Gebieten des menschlichen Lebens allein zu schalten, damals, in den Zeiten finsteren Mittelalters ward ihr Widerpart geboren, da keimte die neue Weltanschauung im Bewußtsein des Thorner Domherrn Copernicus, da kam Bewegung in die von der Bibel zum Stillstand verurteilte Erde, und die Revolution der Geister begann. Ein neues Weltalter zog über dem Horizont des Mittelalters herauf, in seinem Gefolge die Weisesten, die Vorurteilslosesten unter den Völkern der Civilisation. So ward es möglich gemacht, einen Keil zu treiben in die alles Neue ab- und ausschließende Mauer der christlichen Weltanschauung, ein unverrückbares Fundament zu schaffen für den Glauben an die Welt der Wirklichkeit, und die Allmacht ihres Gebieters, des Menschen; dieser Glaube an den Menschen und seine gewaltige Macht hat sich bewährt; die Wirklichkeit und Thatsächlichkeit eines Zeitalters des Dampfes und der Elektrizität mit ihrer alle Herrlichkeit biblischer Wunder weit übertreffenden Wirksamkeit bezeugt es. Wir alle sind Kinder dieses Zeitalters, wir schalten vertraut mit seinen Wundergaben, als beständen sie ewig; Grenzenlosigkeit und Ewigkeit sind uns bekannte Begriffe; in seinem Innern lesen wir in Erz und Stein geschrieben eine Geschichte unseres Planeten Erde, eine Geschichte, die auf Jahrtausende, ja Jahrmillionen zurückgeht; aus dem tiefen Schacht der Erde graben wir die ersten Spuren menschlicher Kultur und überzeugen uns von deren Existenz Jahrtausende vor Beginn der biblischen Zeitrechnung; aus dem Schutt der Ruinen prähistorischer Vergangenheit wühlen wir die Beweise für das Vorhandensein menschlicher Weisheit, lange ehe der biblische Gott an sein wunderliches „Es werde" gedacht hatte, und aus der Grenzenlosigkeit des Universums künden uns Millionen von Sonnen die Bedeutungslosigkeit dieses kleinen Planeten Erde, den biblische Weisheit einst zum All gemacht hatte.

Wir brauchen nur das alltägliche Leben, wie es sich uns bietet, zu verfolgen, um uns den Rieseneinfluß der modernen Denkweise zu vergegenwärtigen und zu zeigen, wie die Großmacht der christlichen Überlieferung wohl die Theorie beherrscht, ihre Gegnerin aber, die moderne Denkweise, allwaltend ist in der Praxis. Nur einige Beispiele dafür.

Wir reden so viel von der ewigen Vorsehung, wir rühmen uns, daß wir unter dem Schutz des Höchsten stehen, daß nichts geschieht ohne seinen Willen, daß auch nicht ein Haar von unserem Haupte fallen kann, ohne daß er es zugibt. Aber nichtsdestoweniger versichern wir unser Leben gegen Tod und Unfall, unsere Felder gegen Hagel, unsere Häuser gegen Feuerschaden, unsere Kirchen gegen Blitzschlag; wir lernen, daß

Gott die Seinen nicht verläßt, daß er die Vögel unter dem Himmel nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, herrlicher als Salomo in seiner Pracht; wir lernen, daß wir nicht für den kommenden Tag sorgen sollen, was wir essen und trinken werden und womit wir uns kleiden; das alles wissen wir, — und doch ist unser ganzes Leben eine ununterbrochene Jagd nach Erwerb, nach Geld und Gut, eine endlose Sorge um Haus und Hof, um Weib und Kind, ein ewiges Hangen und Bangen um den kommenden Tag.

Unsere Geistlichkeit wird nicht müde, die Güte und Gerechtigkeit Gottes zu preisen; unsere Tempel, unsere Kathedralen hallen wieder von Lob- und Dankgebeten zu diesem gütigen und gerechten Gott, — aber durch die Welt und durch die Menschheit schreitet mit Riesenschritten das Elend, der Hunger, die Armut, das Unrecht.

Wer wollte leugnen, daß das menschliche Leben in der Christenheit diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis allenthalben offenbare, daß Staat und Kirche demselben geradeso verfallen seien, ihn fortwährend heranzüchten und mit den modernen Machtmitteln der Strafgesetzgebung erhalten. Man kann mit gutem Gewissen sagen, wer der christlichen Lehre gemäß leben und handeln würde, verfiele dem Armenhaus oder dem Gefängnis.

Daß es nicht geschieht, beweist nur, wie einflußreich bereits die moderne Weltanschauung geworden, und zu wie wesenloser theoretischer Bedeutung die Großmacht der religiösen Überlieferung heruntergesunken ist; der schreiende, klaffende Widerspruch ist nachgerade zu solcher Gewohnheit geworden, daß er nicht mehr bemerkt wird, daß er keinen Konflikt mehr im menschlichen Bewußtsein heraufzubeschwören vermag.

Mit anderen Worten: die große Mehrheit weiß von dem bestehenden Konflikt einfach nichts; sie schaut nicht um sich, sie findet keinen Zusammenhang zwischen den tausend Erscheinungen des alltäglichen Lebens, die kaleidoskopartig an ihrem Geiste vorüberziehen; ihr Leben ermangelt der Einheitlichkeit. Die Mehrheit unserer Zeitgenossen, welche dieser Vorwurf trifft, besteht nicht etwa blos aus der taglöhnernden Masse, welche die Sorge um das tägliche Brot zu solchen reflektierenden Gedanken gar nicht kommen läßt; o, bei weitem nicht! Gerade unsere gebildeten Kreise zeigen sich am allerwenigsten von dem doch thatsächlich bestehenden Konflikt berührt.

Wie ist das zu erklären?

Wir meinen, es habe das seinen Grund darin, daß die in der Jugend gelernte religiös-biblische Weltanschauung nicht in ihre Seele eingedrungen ist, sie nicht, wie man wohl zu sagen pflegt, zu packen vermochte; die religiöse Bildung ist etwas oberflächliches, etwas rein

konventionelles geblieben, sie ist nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Wie sollte sie auch; der Widerspruch zwischen religiöser und wissenschaftlicher Unterweisung hob ja schon auf der Schule an. Da ging's aus der Religionsstunde heraus und in die Geschichts- oder die Naturgeschichtsstunde hinein; von der Heldenthat des die Sonne kommandierenden biblischen Josua hinüber zu den unumstößlichen Kepler'schen Gesetzen, von dem großen und kleinen Licht des Sechstagewerkes zu den Millionen kreisender Sonnen des Universums, von den eigenartigen Vorgängen im Paradies zu den einige tausend Jahre älteren Ausgrabungen des alten Ägypten, von dem göttlichen „du sollst nicht töten" hinüber zu den bluttriefenden Religionskriegen, den Inquisitionstribunalen und Hexenverbrennungen.

Man sage doch nicht, daß die Jugend in den Schulen diese Widersprüche nicht merke; sie merkt sie recht gut und sogar sehr früh, sie kommt mit ihren inhaltschweren Fragen zu Vater und Mutter und heischt Aufklärung. Natürlich kann die nicht gegeben werden; man will doch die Lehrer nicht diskreditieren, den Religionslehrer so wenig wie den Naturwissenschaftslehrer; man weist also das fragende Kind mehr oder minder schroff ab und erzählt dann stolz dem Nachbar oder der Nachbarin, wie pfiffig das Kind Unterricht gegen Unterricht abzuwägen gewußt habe. Das Kind aber geht mit seinem Zweifel im Herzen davon; ein Vorgang der Art reiht sich an den anderen; endlich ist die Schulzeit vorbei, das Leben mit seiner unbegrenzten Wertschätzung des Realen und Wirklichen winkt, und die Religion wird nun zu etwas, wovon man nicht gern redet; man legt sie beiseite, wie ein altes Erbstück urväterlichen Hausrats, das man von Wohnung zu Wohnung schleppt und in irgend eine verborgene Ecke stellt, wo es keine besondere Beachtung weiter findet.

Dieser weitgehenden Geringschätzung der überlieferten und ererbten Religion ist es wohl auch zuzuschreiben, wie Eltern es völlig konfliktlos geschehen lassen können, nicht nur daß ihre Kinder in religiösen Anschauungen auferzogen werden, die sie, die Eltern, selbst nicht teilen, über die sie gelegentlich sogar spötteln, sondern auch daß Väter und Mütter mit vollster Seelenruhe und geradezu apathischer Gleichgültigkeit dabei sein können, wenn ihre Kinder bei der Konfirmation in feierlichster Weise auf ein Glaubensbekenntnis verpflichtet werden, an dessen Wahrheit schon die Kinder oft so wenig glauben als die Eltern. Das ist, meine ich, das non plus ultra von Geringschätzung, was man der Heiligkeit der Religion zu bieten vermag, und es ist alles eher als ein Beweis von Elternliebe; zu einer bewußten Unwahrhaftigkeit sich und seine Kinder hergeben zu können, ohne sich auch nur im geringsten dabei zu alterieren, — das ist ein trauriges und zugleich bedenkliches Zeichen des sittlichen Niederganges.

Die Frage, wie wir, ein jeder einzelne, uns zu den überlieferten religiösen Anschauungen stellen sollen, gehört auf die Tagesordnung. Sie muß gelöst werden, und zwar von jedem einzelnen gelöst werden, denn jeder einzelne steht zwischen Altem und Neuem mitteninne, und er hat sich, da Altes und Neues sich miteinander nicht verträgt, für das Eine oder das Andere zu entscheiden. Es ist die sittliche Wertschätzung der Religion, die uns auf Entscheidung dringen heißt, und es ist die auch von uns anerkannte Heiligkeit der Religion, kraft deren wir die Forderung erheben, nicht Wucher und Schacher zu treiben mit dem Heiligen. Die Kirche, der es um ehrlichen, treuen, überzeugten Glauben zu thun ist, wird in dieser Forderung mit allen Freidenkenden einig sein; nur diejenige Kirche, welche allein oder wenigstens in erster Reihe mit Zahlen rechnet, um auf sie Macht und Einfluß zu begründen, nur sie wird der Frage einer reinlichen Scheidung der Geister aus dem Wege gehen.

Der Widerspruch unserer Zeit will empfunden und ausgeglichen sein. So oder so; entweder für die Kirche und die alte Weltanschauung oder gegen sie und für die neue Weltanschauung. Ein Drittes gibt es nicht; man kann nicht zween Herren dienen; wer nicht mit der Kirche ist, der ist wider sie. Das Gewissen — aber keine andere Macht — entscheide bei jedem Einzelnen, wohin er gehört.

Nicht wie die Entscheidung erfolge, ist das Wichtige, sondern allein daß sie erfolge, daß offen und ehrlich Farbe bekannt werde. Unsere Hochachtung dem, der aus tiefster Ueberzeugung sich zur überlieferten Lehre dieser oder jener Kirche bekennt und sich nach ihr nennt; keine geringere Hochachtung aber auch dem, der unter Verzichtleistung auf die mancherlei Vorteile, welche die Zugehörigkeit zur Kirche bietet, nicht anders kann, als sich gegen die Kirche zu entscheiden, weil er, wie weiland Dr. Luther es an sich selber erfahren, daß es heillos und gefährlich ist, etwas wider das Gewissen zu thun.

Ein Priestergeheimbund in Sizilien.

Von Dr. Albert Zacher (Rom).

Auf der letzten Katholikenversammlung in Osnabrück wurden gar bewegliche Klagen gegen die Sozialdemokraten geführt, die durch ihre Propaganda nicht nur so viele Katholiken zum Abfall bewegten, sondern auch einen neuen Kulturkampf gegen die Kirche begonnen hätten. Merkwürdiger Weise haben auch die italienischen Sozialdemokraten, die bis jetzt stets neutral geblieben, eine Campagne auf der ganzen Linie gegen die katholische Kirche und besonders gegen gewisse Übelstände des Beichtwesens begonnen, die den Katholiken um so verhaßter ist, als sie unerwartet kam.

Freilich wird bei der größeren Preßfreiheit in Italien der Kampf mit Waffen geführt, die im Norden auch der heißeste Antiklerikale oft mindestens unanständig nennen würde. Bis jetzt waren die Italiener der Kirche und etwaigen Mißbräuchen in der Kirche gegenüber ziemlich indifferent, man kennt ja die große Masse der sogenannten Freidenker in Italien, die jetzt Luigi Capuana in seinem Roman „Il marchese die Roccaverdina" wieder so geistvoll geißelt; ihr ganzes Leben schimpfen sie über die Pfaffen und Mönche, und bei schwerer Krankheit kriechen sie zu Kreuze. Auch die große Zahl der Mitläufer spottet und ulkt über die Geistlichen, aber sie hütet sich, öffentlich vorzugehen. Deshalb ist der Feldzug der Sozialdemokraten so auffallend.

Während der „Avanti" und der „Asino" in Rom meist mit den Werken von Alfons von Liguori arbeiten, kämpft Fürst Tasca di Cutò in Palermo in seiner Zeitung „Battaglia" mit stark pikanten Enthüllungen über einen eigenartigen Priestergeheimbund, die man ohne Anstoß zu erregen in einem Lande, wo die Herren der schwarzen Toga mit eifersüchtigem Zorn das Paradies der Gottesfurcht und frommen Sitte schützen, und wo die schwarzen Kollegen von der Feder jeden Andersdenkenden oft recht grob anfassen, nicht wörtlich öffentlich vortragen darf.

Wenn ich trotzdem auf die Sache eingehe, so geschieht dies nicht aus schnöder Lust, den Katholiken etwas am Zeuge zu flicken; denn ich bin kein „mangiaprete" von Beruf, stehe vielmehr auf dem Standpunkte, daß man eine große Gemeinschaft wie die katholische Kirche als solche gar nicht berührt, wenn man zeigt, daß auch in ihr Auswüchse möglich sind. Ja, ich meine sogar, es berührt die katholische Kirche als solche auch nicht, wenn man erzählt, daß in manchen katholischen Ländern auch auf kirchlichem Gebiete manches faul ist. Im Grunde genommen ist ja auch der Kampf gegen Alfons von Liguori nur ein Kampf des strengeren moralischen Gefühls der Nordländer gegen den verwelschten und verfälschten Katholizismus in den romanischen Ländern. Viele deutsche Katholiken, welche die einzelnen Phasen des Kampfes bedauern mögen, sind ja innerlich in der Verwerfung der Moral Liguori's mit den Gegnern einig. Ebensowenig wie der ein „Kulturkämpfer" war, der 1899 vor dem Conzil der amerikanischen Bischöfe auf das geradezu schamlose Treiben der südamerikanischen Geistlichen hinwies, oder der 1901 auf die Folterungen in spanischen Klöstern aufmerksam machte, ebensowenig verdient den schönen Spitznamen, wer ein wenig von den faits et gestes der „Setta angelica" in Alia (Diöcese Cefalu) erzählt, zumal wenn der Erzähler als unparteiischer Mann auf dem Standpunkte steht, „peccatur intra et extra," und demgemäß weiß, daß auch in anderen Religionen und Konfessionen die Religion oft als Deckmantel für die schlimmsten sittlichen Verirrungen

diente. Man lese doch nur manche Lieder der älteren Herrenhuter, deren sensuelle Glut jeden richtig Empfindenden abstößt, oder lese in Hackländers „Handel und Wandel“ die erbauliche Geschichte von der Betstunde der Muckergemeinde.

Mich leitet mehr ein kulturhistorischer Grund, als ein polemischer. Seit Jahren suche ich den italienischen Volkscharakter zu studieren, was bei der komplizierten Natur dieses liebenswürdigen Landes gar nicht so leicht ist, und dabei fand ich, während ich die Novellisten des Trecento und vor Allem den so viel geschmähten und so wenig gekannten Boccaccio las, daß der Ausspruch Ben Akiba's gerade auf Italien paßt. Es ist noch das mittelalterliche Land, wie vor fünf Jahrhunderten, und Geschichtlein, wie sie Schalk Boccaccio erzählt, sind auch heute noch möglich. Boccaccio ist ja der Prototyp des sinnenfreudigen Italieners, der sich nicht zu der Abstraktionsfähigkeit des kühleren Nordländers erheben und es zum Beispiel nicht begreifen kann, daß ein Priester bloß durch die Kraft der Gnade die natürlichen Instinkte meistern könne. Deshalb betrachtet er Verirrungen gegen den Cölibat nicht mit dem Ärger eines Cato, sondern mit der Nachsicht eines Humoristen, der sich darüber freut, daß der Satz „naturam expellas furca“ wieder Recht behalten hat. Deshalb behandelt er mit Vorliebe den Gegensatz zwischen Wort und That, zwischen Ideal und Wirklichkeit, den das Leben der durch eine Verwaltungsvorschrift zur Ehelosigkeit gezwungenen Geistlichen mit sich bringt. Ganz wie Boccaccio betrachtet auch heute der Italiener, besonders der des Südens, alle Priesterstreiche gegen ein gewisses Gebot nicht mit Zorn, nein, mit achselzuckendem Humor, ja fast mit Schadenfreude, weil es sich wieder einmal gezeigt hat, daß der Priester doch nur ein — Mensch ist.

Fürst Tasca di Cutò kommt uns aber plötzlich ganz unitalienisch, er nimmt die Maske des ergrimmten Cato vor und geberdet sich stark moralisch entrüstet. Nun ja, es paßt zu seiner Taktik. D'rum wollen wir ihn selbst lieber nicht reden lassen, denn er ist ein im Kampfe zu befangener Mann; begnügen wir uns, zwei Dokumente abzudrucken und überlassen es dem Leser, sich selbst seine Schlüsse zu ziehen.

Unter den Papieren, die dem Fürsten Tasca di Cutò auf seinen Redaktionstisch flogen, befinden sich auch einige Briefe weiblicher Pfarrkinder aus Alia an ihre Seelenhirten. Einer davon beginnt wie folgt:

„Mio carissimo Padruzzo del mio cuore in Gesù Cristo. Empfangen Sie diese beiden Wörtchen nur als einen Besuch, da ich nicht persönlich kommen konnte, wie mein Herz mich treibt; nehmen Sie diese wenigen Zeilen an, und ich hoffe mir, daß das Gegenwärtige Sie in besserer Gesundheit finden wird, wie es mein Herz begehrt, ich habe dafür zum Herrn und zur Jungfrau, unserer Mutter, gebetet,

damit sie Ihr Unwohlsein in der Charwoche vorübergehen lassen. Denn gestern, was mein Herz litt, kann ich Ihnen nicht sagen, als ich Sie nicht am Altar sah. Es war eine Qual. Und ich kann es Ihnen nicht sagen und kann es nicht schreiben, weil mir die Ausdrücke fehlen, wie mich die gewöhnlichen Sehnsuchtsängste in diesen Tagen in ganz ungewöhnlicher Weise gequält haben. Seit Freitag Abend renne ich mit dem Kopfe an die Wand wie eine Tolle, dann genügte mir es gestern, als ich Sie sah, und Sie mich segneten. Aber ich wollte Ihnen nur ein einzig Wörtchen sagen, aber hatte nicht die Kraft dazu, fiat . . . dieses ist der Willen meines Jesu, Väterchen meines Herzens, oftmals kann ich es nicht aushalten. Diesen Morgen wollte ich mich Ihnen nähern, aber ich hielt mich zurück, obschon ich gerne Ihren Segen gehabt hätte, Gott sei gesegnet, und dann lieber, ehrwürdiger Vater, ich will Ihnen noch etwas And'res sagen . . . ." ꝛc.

„Das läßt tief blicken", würde Sabor sagen. Doch hören wir was der Bischof von Cefalu schreibt, nachdem er Alia auf seiner Visitationsreise besucht hatte.

„Uns ist während dieser unserer heiligen Visitation zur Kenntnis gekommen, daß einige Priester und Frauen in Alia einige seltsame und nicht immer anständige Riten anwenden, um sich gegenseitig göttliche Gnaden zuzuteilen. Diese Riten bestehen hauptsächlich in Anhauchungen und Anblasen in- und außerhalb des Beichtstuhls, in Küssen und Umarmungen und Betastungen und anderen Handlungen, die wir, da sie die Schamhaftigkeit verletzen, nicht andeuten . . . . Ein praktisches Ritual sucht progressiv, je nach den verschiedenen Graden, die Person, die vorgiebt, göttliche Gnaden zu übermitteln, mit der Person, die sie empfangen soll, in den Intentionen, dem Willen und der Zuneigung zu identifizieren. Aber unter dem heuchlerischen Schleier eines reservierten Benehmens, das als ein frommes und geistliches ausgegeben wird, strebt man nach verwerflichen Dingen." (Der Bischof geht nun des Näheren auf einzelne rituelle Ausdrücke ein, mit welchen die Mitglieder der Sekte ihre Beichtkinder „einweihten", und fährt dann fort:) „Mit solchen Formeln geben sie vor, „den Geist der Weisheit" mitzutheilen, „göttliche Hilfen" zu erweisen, „den Erzengel Gabriel zur Dienstleistung zu verpflichten" und wunderbare Heilungen vorzunehmen. Ferner lehren sie, daß ohne diese Mittel die Seele ohne die göttliche Gnade bleibt, vom Teufel besessen wird und so zur Verdammung geht.

So betrügt man die einfältigen Frauen, bezaubert sie und macht sie zu blinden Anhängerinnen, und findet man sie allein, so nimmt man Umarmungen vor und küßt sie, indem man ihnen sagt, daß Alles dies nicht nur erlaubt, sondern heilig sei. Eine solche Bosheit

scheint kaum möglich, und doch ist sie eine Thatsache, die uns alle schmerzlich berührt hat." (Folgt eine längere dogmatische Belehrung.)

„Wir haben auf jeder heiligen Visitation die Pflicht, die Irrtümer aufzudecken und zu tadeln. Deshalb tadeln und verwerfen wir diese Mittel und ähnliche Irrtümer und dekretieren wie folgt:

1. Wir sprechen die große Exkommunikation aus über alle, welche jene oben beschriebenen Mittel gebrauchen, um Gnaden und Hilfen sei es auf geistigem wie auf weltlichem Gebiet oder für den Körper zu erhalten, um so mehr, wenn die Anwendung dieser Riten nur Vorwand oder Gelegenheit zu Unanständigkeiten und Schändlichkeiten ist.

2) Außer der Exkommunikation ziehen sich die Betreffenden auch die Suspension a divinis zu. . . . .

3) Außerhalb des Beichtstuhls sollen die Priester nur selten die Pfarrkinder über die Verwerflichkeit der Riten u. s. w. belehren. Aber wenn sie davon sprechen hören, sollen sie wiederholen, daß alle diese Praktiken sündhaft sind. Doch wir verbieten, in öffentlichen Predigten davon zu sprechen, oder die „Engelgleiche Sekte" oder das „Engelgleiche System" zu zitieren, weil wir die höchste Klugheit wünschen, um zu verhindern, daß das Bußsakrament und die Geistlichkeit zum Gespött und Gespräch des Ortes werden.

6) Wir entziehen hiermit die Erlaubnis, Frauen zu Hause oder in Privatkapellen die Beichte abzunehmen. Alle Frauen müssen in öffentlichen Kirchen beichten, und wenigstens zwei erwachsene Personen müssen unterdessen in der Kirche sein — bei Strafe der Suspension a divinis.

7. Unter der gleichen Strafe verbieten wir den Priestern, sich mit Frauen allein in der Sakristei aufzuhalten.

8. Unter der gleichen Strafe verbieten wir den Beichtvätern die häufigen Besuche in den Häusern ihrer weiblichen Beichtkinder und umgekehrt. Wenn aber ausnahmsweise solche Besuche vorkommen sollten, so verbieten wir unter Strafe der Suspension a divinis den Geistlichen das Alleinsein mit Frauen.

9. Wir verbieten den Geistlichen längere Gespräche mit ihren weiblichen Beichtkindern vor dem Beichtstuhle, und suspendieren alle, die sich erlauben, ihre Beichtkinder zu liebkosen.

10. Wir verbieten es, den weiblichen Beichtkindern die Hand zum Kusse zu reichen oder gar sich diese wiederholt küssen zu lassen.

11) Und so verbieten wir auch unter Strafe der Suspension alle jene geheimen Zeichen, welche auf gegenseitige Zuneigung zwischen Beichtvater und Beichttochter schließen lassen, da diese Zuneigung, wenn sie genährt wird, leicht entartet.

Wir wollen hingegen die höchste Mäßigung, ein rigoröses reserviertes Benehmen, unparteiisch gegen alle weiblichen Beichtkinder, weil Parteilichkeit leicht zu Eifersucht und Neid führt.

Gegeben auf der heiligen Visitation zu Valledolmo 22. Juni 1893.

Gaetano d'Allessandro-Vescovo."

Episcopus locutus est; wir können schweigen. Nur dürfen wir uns wundern, daß nach diesem Dekret von 1893 doch im Jahre des Heils 1901 die Thatsache möglich war, daß in Alia einige Priester von der weltlichen Obrigkeit wegen ihrer Leistungen in der „Setta Angelica" zur Rechenschaft gezogen wurden. Wir wissen nicht, ob die hysterische Skandalgeschichte in Alia endemisch blieb, oder ob sie sich auch epidemisch ausbreitete. Übrigens a chi pro?

Wer sich auch aus psychiatrischen oder allgemein psychologischen Gründen des Nähern über die saubere Sekte unterrichten will, wende sich an die Redaktion der „Battaglia", die sicherlich ehrlichen Forschern ihr Material zur Verfügung stellen wird. In dem Rahmen einer Zeitschrift kann man unmöglich auf alle Einzelheiten eingehen, zumal manche davon bei aller Abscheulichkeit so grotesk sind, daß sich in den Abscheu das spöttischste Lächeln mischt. Der Psychiater mag auch untersuchen, inwieweit die Lage des Ortes, seine Abgeschlossenheit von der Kulturwelt, und inwieweit irgendwelche seelische Anlagen bei den Bewohnern von Alia zu dem auffallenden Phänomen beigetragen haben.

Kongresse.

Der September ist der richtige Kongreß-Monat. Es waren diesmal so viele, daß schon die bloße Aufzählung aller ermüdend wirken müßte. Man sah es auch den großen Tageszeitungen an, daß sie den Verhandlungsstoff nicht mehr zu bewältigen vermochten; sie mußten eine Auswahl unter den Kongressen treffen oder die Berichte stark kürzen, wenn nicht bei einzelnen ganz unterlassen. An sich sind die Kongresse eine erfreuliche Erscheinung; sie zeigen, daß auf allen Gebieten des Lebens eine organisierende und agitierende Thätigkeit stattfindet und daß die Teilnehmer für die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten parlamentarisch und rhetorisch mit großem Eifer sich schulen. Darin liegt ein wichtiges Stück Volkserziehung.

Das größte allgemeine Interesse haben zuletzt erregt: Der Kongreß des Vereins für Sozialpolitik in München, der sozialdemokratische Parteitag in Lübeck und die Versammlung der Nationalsozialen in Frankfurt a. M. Der Tagung der Sozialpolitiker sah man aus dem Grunde mit besonderem Interesse entgegen, weil man voraussah, daß es wegen des neuen Zolltarifs zwischen Schutzzöllnern und Agrariern zu einem heftigen Zusammenstoß kommen werde. Das ist nun allerdings geschehen, aber da in den Versammlungen des Vereins für Sozialpolitik keine Beschlüsse gefaßt, sondern nur Reden gehalten werden, so weiß man nicht, wer in dem Kampfe gesiegt hat, und wer unterlegen ist. Wohl hielten die Gegner des Zolltarifs eindrucksvolle Reden, aber auch die Agrarier hatten

sich mit gewaltigem Rüstzeug eingefunden, und so ist die Erwartung derer, die auf eine gründliche Niederlage der Schutzzöllner rechneten, nicht oder doch nicht ganz erfüllt worden. Einer der Hauptstreiter der Agrarier war Professor Pohle, der zum Leiter der neuen Handelshochschule und Sozialakademie in Frankfurt a. M. auserkoren ist. Man darf begierig sein, wie er an dieser Anstalt den Handel und die Sozialpolitik nach agrarischen Gesichtspunkten zu fördern gedenkt.

Auch auf dem sozialdemokratischen Parteitag ist es sehr lebhaft hergegangen und die Gegensätze sind scharf aufeinander geplatzt. Schließlich lief aller Streit in Kompromisse aus und die Einigkeit der Partei wurde wenigstens nach Außen gewahrt. Aber im Innern ist der Riß nur schlecht verkleistert. Bernstein, der den revolutionären Marxismus wissenschaftlich über den Haufen geworfen hat und den Evolutionismus, die sozialpolitische Reform vertritt, ist mit einem gelinden Tadel davon gekommen, und er hat sich ihm unterworfen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß seiner Richtung die Zukunft gehört. Es geht den Sozialisten wie es den ersten Christen erging; als der große Kladderadatsch, der Weltuntergang, den sie prophezeiten und erwarteten, nicht eintraf, mußten sie wohl oder übel in der gegebenen Welt sich einrichten. So schicken sich jetzt auch die Sozialisten an, an der Besserung des Bestehenden mitzuarbeiten, und so werden sie allmählich aus einer Revolutionspartei eine Reformpartei, auch wenn für die Unmündigen das Gerede vom Kladderadatsch noch einige Zeit beibehalten wird. Es wäre Wahnsinn, die Partei in dieser Entwickelung durch ein neues Zwangsgesetz zu stören.

Die Nationalsozialen haben zwar noch keine parlamentarische Vertretung, aber in den politischen Erörterungen nimmt diese jüngste Partei einen immer breiteren Raum ein. Das ist zum Teil das persönliche Verdienst ihres sehr begabten Führers Naumann, teils das Ergebnis ihres Programms, das zwei moderne Erscheinungen, den militaristischen Imperialismus und eine ernsthafte Sozialpolitik, miteinander zu vereinigen sucht. In der Theorie wie auch in der Praxis scheinen diese Gegensätze unvereinbar zu sein, weil Militarismus und Imperialismus das Autoritätsprinzip und den Absolutismus stärken, während eine umfassende soziale Thätigkeit sich auf den Grundlagen einer demokratischen Politik aufbauen muß. Naumann hat auf dem diesjährigen Parteitag diesen Gegensatz noch dahin verschärft, daß er mit Hilfe seines Programms die Bildung einer großen liberal-sozialen Koalition gegen Junkertum und Agrarier in Aussicht stellte. Ob die Vereinigung solcher Gegensätze auf eine erfolgreiche Zukunft zu rechnen hat, mag billig zu bezweifeln sein, dagegen ist nicht zu leugnen, daß Naumann die Strömungen der Gegenwart scharf erkannt und richtig eingeschätzt hat. Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß es in Deutschland gegenwärtig Bevölkerungsschichten gibt, in deren Anschauung Imperialismus und Sozialismus sich ganz wohl vertragen. Es giebt einerseits Leute von im Grunde konservativer Denkweise, die sozialpolitisch angehaucht sind und in diesem Sinne auch thätig sein möchten, die aber nach ihrer Herkunft und Stellung nicht im stande sind, sich der Sozialdemokratie oder der deutschen Volkspartei anzuschließen, die einzigen politischen Parteien, die bei uns die Sozialreform vertreten; auf der andern Seite giebt es Leute von liberaler und sozial fortgeschrittener Gesinnung, die aber, als Gegengewicht gegen die Demokratisierung der Massen, auf ein starkes König- oder Kaisertum nicht verzichten möchten. Auf diese Bevölkerungsschichten hat es die Naumann'sche Schöpfung abgesehen, und mit ihrer Hilfe hofft sie weit nach rechts und links hinein Rekruten zu sammeln. Die zunächst bedrohten Parteien haben diese Tendenz wohl erkannt; die Presse der Konservativen, Freikonservativen

konventionelles geblieben, sie ist nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Wie sollte sie auch; der Widerspruch zwischen religiöser und wissenschaftlicher Unterweisung hob ja schon auf der Schule an. Da ging's aus der Religionsstunde heraus und in die Geschichts- oder die Naturgeschichtsstunde hinein; von der Heldenthat des die Sonne kommandierenden biblischen Josua hinüber zu den unumstößlichen Kepler'schen Gesetzen, von dem großen und kleinen Licht des Sechstagewerkes zu den Millionen kreisender Sonnen des Universums, von den eigenartigen Vorgängen im Paradies zu den einige tausend Jahre älteren Ausgrabungen des alten Ägypten, von dem göttlichen „du sollst nicht töten" hinüber zu den bluttriefenden Religionskriegen, den Inquisitionstribunalen und Hexenverbrennungen.

Man sage doch nicht, daß die Jugend in den Schulen diese Widersprüche nicht merke; sie merkt sie recht gut und sogar sehr früh, sie kommt mit ihren inhaltschweren Fragen zu Vater und Mutter und heischt Aufklärung. Natürlich kann die nicht gegeben werden; man will doch die Lehrer nicht diskreditieren, den Religionslehrer so wenig wie den Naturwissenschaftslehrer; man weist also das fragende Kind mehr oder minder schroff ab und erzählt dann stolz dem Nachbar oder der Nachbarin, wie pfiffig das Kind Unterricht gegen Unterricht abzuwägen gewußt habe. Das Kind aber geht mit seinem Zweifel im Herzen davon; ein Vorgang der Art reiht sich an den anderen; endlich ist die Schulzeit vorbei, das Leben mit seiner unbegrenzten Wertschätzung des Realen und Wirklichen winkt, und die Religion wird nun zu etwas, wovon man nicht gern redet; man legt sie beiseite, wie ein altes Erbstück urväterlichen Hausrats, das man von Wohnung zu Wohnung schleppt und in irgend eine verborgene Ecke stellt, wo es keine besondere Beachtung weiter findet.

Dieser weitgehenden Geringschätzung der überlieferten und ererbten Religion ist es wohl auch zuzuschreiben, wie Eltern es völlig konfliktlos geschehen lassen können, nicht nur daß ihre Kinder in religiösen Anschauungen auferzogen werden, die sie, die Eltern, selbst nicht teilen, über die sie gelegentlich sogar spötteln, sondern auch daß Väter und Mütter mit vollster Seelenruhe und geradezu apathischer Gleichgültigkeit dabei sein können, wenn ihre Kinder bei der Konfirmation in feierlichster Weise auf ein Glaubensbekenntnis verpflichtet werden, an dessen Wahrheit schon die Kinder oft so wenig glauben als die Eltern. Das ist, meine ich, das non plus ultra von Geringschätzung, was man der Heiligkeit der Religion zu bieten vermag, und es ist alles eher als ein Beweis von Elternliebe; zu einer bewußten Unwahrhaftigkeit sich und seine Kinder hergeben zu können, ohne sich auch nur im geringsten dabei zu alterieren, — das ist ein trauriges und zugleich bedenkliches Zeichen des sittlichen Niederganges.

Die Frage, wie wir, ein jeder einzelne, uns zu den überlieferten religiösen Anschauungen stellen sollen, gehört auf die Tagesordnung. Sie muß gelöst werden, und zwar von jedem einzelnen gelöst werden, denn jeder einzelne steht zwischen Altem und Neuem mitteninne, und er hat sich, da Altes und Neues sich miteinander nicht verträgt, für das Eine oder das Andere zu entscheiden. Es ist die sittliche Wertschätzung der Religion, die uns auf Entscheidung dringen heißt, und es ist die auch von uns anerkannte Heiligkeit der Religion, kraft deren wir die Forderung erheben, nicht Wucher und Schacher zu treiben mit dem Heiligen. Die Kirche, der es um ehrlichen, treuen, überzeugten Glauben zu thun ist, wird in dieser Forderung mit allen Freidenkenden einig sein; nur diejenige Kirche, welche allein oder wenigstens in erster Reihe mit Zahlen rechnet, um auf sie Macht und Einfluß zu begründen, nur sie wird der Frage einer reinlichen Scheidung der Geister aus dem Wege gehen.

Der Widerspruch unserer Zeit will empfunden und ausgeglichen sein. So oder so; entweder für die Kirche und die alte Weltanschauung oder gegen sie und für die neue Weltanschauung. Ein Drittes gibt es nicht; man kann nicht zween Herren dienen; wer nicht mit der Kirche ist, der ist wider sie. Das Gewissen — aber keine andere Macht — entscheide bei jedem Einzelnen, wohin er gehört.

Nicht wie die Entscheidung erfolge, ist das Wichtige, sondern allein daß sie erfolge, daß offen und ehrlich Farbe bekannt werde. Unsere Hochachtung dem, der aus tiefster Ueberzeugung sich zur überlieferten Lehre dieser oder jener Kirche bekennt und sich nach ihr nennt; keine geringere Hochachtung aber auch dem, der unter Verzichtleistung auf die mancherlei Vorteile, welche die Zugehörigkeit zur Kirche bietet, nicht anders kann, als sich gegen die Kirche zu entscheiden, weil er, wie weiland Dr. Luther es an sich selber erfahren, daß es heillos und gefährlich ist, etwas wider das Gewissen zu thun.

Ein Priestergeheimbund in Sizilien.

Von Dr. Albert Zacher (Rom).

Auf der letzten Katholikenversammlung in Osnabrück wurden gar bewegliche Klagen gegen die Sozialdemokraten geführt, die durch ihre Propaganda nicht nur so viele Katholiken zum Abfall bewegten, sondern auch einen neuen Kulturkampf gegen die Kirche begonnen hätten. Merkwürdiger Weise haben auch die italienischen Sozialdemokraten, die bis jetzt stets neutral geblieben, eine Campagne auf der ganzen Linie gegen die katholische Kirche und besonders gegen gewisse Übelstände des Beichtwesens begonnen, die den Katholiken um so verhaßter ist, als sie unerwartet kam.

seine Rohstoffe, Löhne, Salaire, Reisespesen, Steuern, Zinsen 2c. bar bezahlen zu müssen, ehe er die Ware auch nur zum Versand bringen kann. Wenn er nun viele Monate lang auf Bezahlung warten muß, wird er genötigt Geld zu entleihen. Das Schlimmste dabei ist der Umstand, daß er nie mit Bestimmtheit weiß, wann er sein Geld für die Ware bekommen wird, da der deutsche Käufer ungern auf sich trassieren läßt, ja häufig das Ziehen eines Wechsels direkt als persönliche Beleidigung auffaßt. Jeder Fabrikant kennt die wutschnaubenden Briefe seiner deutschen Kunden, in denen es heißt: „Merken Sie sich endlich, daß unser Haus prinzipiell nicht auf sich trassieren läßt". — Will der Fabrikant den Kunden nicht verlieren, dann muß er demütig warten, bis derselbe zu bezahlen geruht! Inzwischen sind beständig große Summen speziell für Rohstoffe und Löhne bar zu bezahlen. — Der Fabrikant mag zusehen, wo er die Bankkredite findet, die er braucht, obwohl er häufig Hunderttausende, ja Millionen bei solventen Kunden ausstehen hat. Eine Reform wäre hier sehr leicht zu bewerkstelligen, indem das Trassieren der Fakturabeträge auch in Deutschland so allgemein werden könnte, wie es dies beispielsweise in Frankreich ist, wo man es im allgemeinen für selbstverständlich hält, daß der Fabrikant sofort seinen — ein-, zwei-, drei-Monat-Wechsel zieht, sobald die Ware verschickt wird. Die meisten deutschen Industriellen brauchen ein übermäßig großes Kapital, weil sie niemals sicher auf ihre Eingänge rechnen können. Dies hat den Übelstand im Gefolge, daß sie leicht von den Banken abhängig werden. Die kolossale Vermehrung der Zahl der Aktiengesellschaften in Deutschland ist mit eine Folge unseres falschen Kreditsystems. Auch für kleinere Betriebe ist die übergroße Kreditgewährung der Krebsschaden. Es ist ein Unglück, daß das Nachnehmen der Fakturabeträge so übel von den Kunden aufgenommen wird — gilt doch die Erhebung der Nachnahme in Deutschland vielfach direkt als Bezeugung von Mißtrauen! Eine Reform auf diesem Gebiete könnte unendlich großen Segen stiften. Die Reichspostverwaltung würde sich ein hohes Verdienst erwerben, wenn sie die Gebühren für Nachnahme-Sendungen tüchtig herabsetzte. Vor Allem müßte die Vorzeige-Gebühr von 10 Pfennig abgeschafft und der Tarif etwa auf folgende Sätze ermäßigt werden: 20 Pfennig für die Übermittelung von Nachnahme-Beträgen bis zu 300 Mark; 30 Pfennig für Beträge von 300 bis 1000 Mark. — Die Postkasse würde vielleicht eine Einbuße erleiden, das Kreditwesen Deutschlands würde aber viel gesünder werden, zumal wenn gleichzeitig eine Reihe führender Firmen prinzipiell das Verlangen stellte, alle Fakturabeträge bis 300 Mark z. B. per Nachnahme erheben zu dürfen.

Neben dem mangelhaften Kreditwesen ist es der Bureaukratismus, welcher namentlich größere industrielle Unternehmungen augen-

blicklich in Deutschland in geradezu beängstigender Weise schädigt und damit gleichzeitig den Markt ruiniert. Viele unserer hervorragendsten industriellen Etablissements glauben besonders klug zu sein, wenn sie sich bei der Beschaffung ihrer Materialien desselben Systems bedienen, dessen sich die Staatsbetriebe bedienen müssen. Immer mehr Werke richten „Einkaufs-Bureaux" ein, welche alle Einkäufe „nach Schema F" in folgender Weise bewerkstelligen: Ein eigens zu diesem Zwecke angestellter Beamter fragt in jedem Bedarfsfalle bei sämtlichen ihm bekannten Firmen der betreffenden Branche nach dem Preise des gerade benötigten Gegenstandes. Derjenige Lieferant, der am billigsten offeriert, bekommt den Zuschlag. So wird das Submissions-System, das der Staat trotz seiner großen Mängel schwer umgehen kann, in die Privatbetriebe eingeführt, ohne daß der Offerent irgend eine Garantie dafür besitzt, daß er den Zuschlag auch wirklich erhält, wenn er der Billigste ist — ein Übelstand, der bei staatlichen Submissionen bekanntlich wegfällt. Es sind uns Fälle bekannt geworden, in denen hochangesehene große Häuser wegen eines Objektes von Mark 3—5 nicht weniger wie sechs Lieferanten angefragt haben! Die Wirkungen dieses Bureaukratismus sind so verhängnisvoll geworden, daß lediglich aus der Einführung des Submissionswesens in die privaten Betriebe der derzeitige Niedergang der deutschen Industrie zu erklären sein würde, auch wenn keinerlei sonstige ungünstige Umstände eingetreten wären. Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu erbringen. Man muß bedenken, daß der Einkäufer, der alle Materialien zu beschaffen hat, in erster Linie auf niedrige Preislage zu sehen gewohnt ist. Die Folge davon ist, daß sich die Konkurrenten in geradezu selbstmörderischer Weise unterbieten, wodurch der Verkaufspreis nicht selten unter den Herstellungspreis herabgedrückt wird. Eine Thatsache, die bei staatlichen Submissionen längst bekannt ist. Die weitere Folge ist die, daß die Ware unausgesetzt verschlechtert werden muß, um mehr und mehr verbilligt werden zu können. Schließlich wird die Ware so schlecht werden, daß sie nicht mehr exportfähig ist, denn „billig und schlecht" gehört noch immer zusammen. Die deutsche Ware wird auf diese Weise auf vielen Gebieten wieder den Weltmarkt verlieren. Aber unsere Industriellen vergessen auch ganz, daß diese Institution der „Einkäufer" eine ungeheuere „Selbstbesteuerung" der Industrie darstellt. Einesteils müssen Beamte salariert werden, welche die Submissionen erlassen und die Offerten prüfen, andererseits müssen hochbezahlte Korrespondenten in zu großer Zahl angestellt werden, welche die Anfragen in ausführlichen Preisofferten beantworten. Man kann getrost sagen, daß häufig erst auf die sechste Offerte eine Bestellung kommt — nämlich da wo sechs Firmen angefragt zu werden pflegen. Eine Firma muß also sechs Mal so viele Offerten schreiben lassen, als

eigentlich notwendig wäre, wenn sich die Häuser wie in früheren Zeiten von ihren zuverlässigen Lieferanten dauernd bedienen ließen. Wenn man erwägt, daß bei Anfragen auf Maschinen, Bauten, kunstgewerblichen Erzeugnissen auch noch Zeichnungen angefertigt werden müssen, kann man sich einen Begriff davon machen, wie dieses private Submissionswesen die ganze Industrie verwüsten mußte. Dazu kommen noch die ungeheueren Kosten für Porti, Briefpapier, Drucksachen 2c. —

Damit ist aber das Unheil noch lange nicht erschöpft, welches durch die Institution der „Einkäufer" über die deutsche Industrie gekommen ist. Da der Einkäufer es in der Hand hat Bestellungen zu geben oder zu verweigern, kann es nicht ausbleiben, daß sehr häufig zu unlauteren Mitteln gegriffen wird, ja direkt gegriffen werden muß, um den Sieg über die Konkurrenz davonzutragen. Die Bestechung der Angestellten ist ein Krebsübel, das am Marke unserer deutschen Industrie frißt. Skrupellose Lieferanten wissen die Wege zu finden, um die Einkäufer durch Zuwendung von Provisionen für ihre Waren einzunehmen, und wenn man deutsche Fabrikanten im Vertrauen über diesen Gegenstand befragt, wissen sie haarsträubende Dinge zu berichten. Bekanntlich ist in England durch die Bill des Oberrichters Lord Russell of Killowen und des Sir Edward Fry diesem Übel ein Riegel vorgeschoben worden. In England wird jeder Angestellte schwer bestraft, der ein Geschenk von seiten eines Lieferanten annimmt. In Deutschland herrscht auf diesem Gebiete die reine Anarchie. Der Gesetzgeber wird der größte Wohlthäter der deutschen Industrie werden, der ein ähnliches Gesetz in Deutschland durchsetzt. Das Bestechen der Einkäufer vergiftet das Geschäft überall, wo es zur Sitte wird, und es wird z. B. Schweden in absehbarer Zeit nicht so kraftvoll emporblühen, wie es nach seinem Reichtum an Wasserkraft und Bodenschätzen und der Intelligenz seiner Bewohner vermöchte, weil das „Bruderschaftstrinken" der Lieferanten mit den Angestellten und die Bestechung der Angestellten die schwedische Industrie so sehr schädigt, daß sie nur langsam die Stellung erringen kann, die ihr von Natur zukommt. Auch in Deutschland wirkt die Bestechung der Angestellten in Verbindung mit dem Einkäufer-System bereits sehr störend auf die Industrie.

Besserung kann nur dadurch kommen, daß sich die eigentlichen Geschäftsleiter wieder um die Beschaffung der Materialien kümmern. In der geradezu wahnsinnigen Sucht alles möglichst billig und immer billiger zu kaufen, haben sich die Industriellen endlich so furchtbar ausgepowert, daß sie alle lendenlahm geworden sind. Jetzt kann niemand mehr Anschaffungen machen und so hat auch niemand mehr richtige Arbeit. Das „Leben und leben lassen" ist auch für die Industriellen ein wichtiges Wort. Der Neunmalkluge, der zuerst auf den glorreichen Gedanken ge-

kommen ist, zehn Riemenfabrikanten anzufragen, wenn er einen Lederriemen im Werte von 20 Mark gebraucht hat, glaubte auch nicht, daß er vielleicht den ersten Schritt gethan hatte, um seinen eigenen Untergang herbeizuführen; und doch kann für den Eingeweihten kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß es in erster Linie die „Einkaufs-Bureaux" gewesen sind, die die deutsche Industrie gemordet haben — nicht zum wenigsten auch dadurch, daß jeder Neuling, jeder Anfänger sofort die schönsten Aufträge holen konnte, wenn er nur „billig genug" war. Hier ist auch eine der Wurzeln für die Überproduktion zu finden und für die fieberhafte Begründung neuer Fabriken an allen Ecken des Landes.

Wenn man von den inneren Ursachen für den Niedergang in Deutschland spricht, darf man noch einen Gegenstand nicht übersehen, mit dem wir unsere Darlegungen heute schließen wollen: die Schwerfälligkeit des amtlichen Apparates, welche jedem tüchtigen und kapitalkräftigen Bürger das Errichten von industriellen Etablissements derart verekelt und erschwert, daß gerade die fähigsten und berufensten Bürger vorziehen, der industriellen Thätigkeit fern zu bleiben! Der Verkehr mit den Behörden ist in der Regel ein äußerst unerquicklicher. Man hat stets das Gefühl, aus Gnade und Barmherzigkeit von den Beamten angehört zu werden, die der Steuerzahler anstellt und bezahlt! Ob man ein Grundstück kaufen, einen Bau aufführen will, ob man ein Ursprungszeugnis braucht, ob man mit einem Zollamte wegen einer Zollsache verhandelt — überall winken nur Ärger und Aufregung. Gerade die besten Elemente des Volkes scheuen vor solcher entwürdigenden Behandlung zurück und überlassen das Feld häufig robusteren Naturen von weitem Gewissen. Daß damit der industriellen Entwickelung Deutschlands nicht gedient ist, liegt auf der Hand. Was uns fehlt, sind Zwischenglieder zwischen den Bürgern und den Ämtern, Institutionen, die dazu dienen, alle Schwierigkeiten mit den Behörden rasch und wenig kostspielig zu ebnen, damit dem Industriellen seine Zeit für die eigentliche Ausübung seines Berufes bleibe. Wie viel kostbare Stunden alljährlich in Deutschland mit Zollsachen, Steuersachen, Baugesuchen, Stempelfragen, militärischen Dingen 2c. 2c. vergeudet werden, ist überhaupt nicht zu ermessen. Die schwere Krisis, unter der wir augenblicklich leiden, dürfte den Behörden vielleicht Gelegenheit bieten, auch über diese Seite des industriellen Lebens einmal nachzudenken.

Wenn Deutschland ohne unendlichen Schaden aus der industriellen Krisis hervorgehen soll, muß die Industrie vor allem auf innere Reformen bedacht sein. Daß diese Forderung nicht unberechtigt ist, glauben wir gezeigt zu haben.

Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart.

Von Moenius.

II.

Wenn man von der litterarischen Bedeutung Frankfurts spricht, so drängt sich vor allem der Name Goethes auf. Frankfurt wird häufig als Goethestadt in ganz besonderem Sinne genannt und behandelt. Das hat wenig oder gar keine Berechtigung. Die Geistesstufe einer Örtlichkeit kann ganz bestimmt an der Art und Weise erkannt werden, wie diese Örtlichkeit zu den Geistesgrößen sich stellt, sie anerkennt und schätzt, oder sie verkennt und mißachtet. Frankfurt hat mit dem Geiste Goethe's so viel oder so wenig Zusammenhang wie Kamenz mit Lessings „Nathan der Weise" oder Marbach mit Schillers „Don Carlos". Daß Goethe in Frankfurt geboren wurde, das ist wahrhaftig kein Verdienst Frankfurts. Wohl hat der Knabe Goethe in der alten Reichsstadt mancherlei Anregungen empfangen, die Einfluß auf seine Entwickelung übten und deren Keime zu litterarischen Feinblüten erwuchsen, aber ebenso sicher ist, daß er hier auch jene Eindrücke empfing, die den „Sturm und Drang" erzeugten und Goethe's scharfen Kampf gegen alles Philisterhafte hervorriefen. Der wachsende, an geistiger Bedeutung zunehmende Goethe kam mit seiner Vaterstadt immer weiter auseinander. Er kehrte schließlich seinen Landsleuten für immer den Rücken und statt seines beginnenden Weltruhms sich zu freuen, statt ihn zu studieren und seines Geistes stets würdiger zu werden, belästigten sie ihn mit Steuerreklamationen. Wir wissen wohl, daß man in Frankfurt heute sich dieser Dinge schämt und nicht gern an sie erinnert wird, aber sie sind einmal geschehen und es schadet gar nichts, daß sie nicht vergessen werden. Sie sind ja kein Ergebnis des Zufalls gewesen; sie flossen aus dem innersten Wesen Frankfurts.

Man wird uns einwenden, seither habe sich alles gründlich geändert und Goethe stehe in seiner Vaterstadt in höchsten Ehren; man wird uns als Beweise dafür das Goethe-Denkmal, das Goethehaus mit Hochstift, das glänzende Goethefest von 1899 vorführen. Wir fürchten, daß dies lauter Äußerlichkeiten sind, die das Wesen Frankfurts nicht beeinflussen. Goethe nach seinem Tode ein Denkmal zu errichten, war das Geringste, was die Frankfurter thun konnten; sie konnten in diesem Punkte nicht auch noch hinter anderen Städten zurückstehen. Aber wie steht es mit dem übrigen? Es war vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als einer der berühmtesten Litterarhistoriker Deutschlands hier einen Vortrag über Goethe hielt. Er kam von auswärts und war in einem der ersten Hotels abgestiegen. Als er seinen Vortrag noch einmal überdachte, fehlte ihm der

Wortlaut einer Stelle aus Goethes Werken, und er ließ den Gastwirt bitten, ihm den betreffenden Band auf sein Zimmer zu schicken; der Gastwirt erklärte jedoch, er habe Goethes Werke nicht. Goethes Werke nicht in einem der ersten Hotels Frankfurts! Der Litterarhistoriker war natürlich erstaunt, ja entrüstet, aber ob der Gastwirt sich geschämt habe, darüber verlautete nichts. Berthold Auerbach erlebte hier persönlich etwas ähnliches. Eine ihm sehr befreundete Familie gab ihm zu Ehren ein Festessen, zu dem die ganze Verwandtschaft und Freundschaft eingeladen war. Bei Tische entspann sich ein Streit über eine Stelle in Auerbachs Werken; Auerbach selbst konnte sich der Stelle nicht genau erinnern, und darum sagte er zu dem Gastgeber und Hausherrn: „Sei so gut und hole mir einmal den Band so und soviel von meinen Werken!" Der Gastgeber mußte gestehen, daß er die Werke Auerbachs nicht habe und den Band aus der Leihbibliothek holen lassen müsse. In diesem Falle wenigstens ist es sicher, daß der Geständige sich geschämt hat.

In den sechziger Jahren ist Goethes Vaterhaus dem Verfall wie der Entfremdung entrissen und in demselben das Freie Deutsche Hochstift für allgemeine Bildung, Kunst und Wissenschaft, wie sein vollständiger Titel lautet, begründet worden. Das war eine gute tapfere That, aber sie ist leider keinem Frankfurter, sondern dem Hannoveraner Dr. Otto Volger zu verdanken und es hat Mühe genug gekostet, sie durchzusetzen und zu vollenden. Goethes Vaterhaus ist heute nicht blos eine Sehenswürdigkeit Frankfurts, sondern ein Wallfahrtsort für die Gebildeten der ganzen Welt. Minder erfolgreich war das Hochstift mit seinem andern Ziel: Förderung der allgemeinen Bildung, Kunst und Wissenschaft. Es sollte ursprünglich eine freie deutsche Universität werden, aber dieses Ziel wurde überhaupt nicht erreicht, und allgemeine Bildung, Kunst und Wissenschaft werden nur wenig gefördert, obwohl dem Hochstifte rund 45,000 Mark für seine Jahresausgaben zur Verfügung stehen. Für Kunst und Wissenschaft ist der Schaden nicht groß, denn für sie ist in Frankfurt anderweitig zur Genüge gesorgt, aber für die allgemeine Bildung könnte und sollte viel mehr gethan werden. Die Thätigkeit des Hochstifts auf diesem Gebiete beschränkt sich auf die Ausgabe von Berichten über die in den Sektionen gehaltenen Vorträge und in der Abhaltung von Cyklus-Vorträgen im Winter. Die Berichte finden wenig Beachtung — die verdienstvollen sozialpolitischen Untersuchungen von früher haben leider keine Fortsetzung erhalten — und die Wintervorträge sind nur für Mitglieder und deren Angehörige; andere Sterbliche haben für jeden einzelnen Vortrag zwei Mark zu bezahlen. Da die Mitgliedschaft ebenfalls Geld kostet, so ergiebt sich, daß Berichte und Vorträge nur für solche Leute sind, die bereits eine gewisse Bildung besitzen, und daß die „allgemeine Bildung"

leer ausgeht.*) Und gerade hier wäre die entschiedenste und umfassendste Thätigkeit nötig. Zum Teil hängt diese Unzulänglichkeit des Hochstifts von Umständen ab, für die das Hochstift nicht verantwortlich gemacht werden kann, so namentlich von der in Frankfurt bestehenden Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, mit den der Bildung am meisten bedürftigen Massen in dauernde und wirksame Beziehung zu treten. Das ist der Mangel an geeigneten Lokalen, ein Punkt, auf den wir später noch einmal zurückkommen werden. Dann aber hängt der Mißerfolg des Hochstiftes auch mit der Schwerfälligkeit seiner Organisation sowie mit einer gewissen Verknöcherung zusammen, die sich seiner in den letzten Jahrfünften bemächtigt hat. Beide Eigenschaften traten zu Tage, als im vorigen Jahre in allen großen Städten Goethe-Bünde gegründet wurden und überall die Frage sich erhob: „Wo bleibt Frankfurt, die Stadt Goethes?" So viel wir wissen, ergriff der hiesige Journalisten- und Schriftsteller-Verein die Initiative zur Gründung eines Goethebundes in Goethes Stadt und setzte sich sowohl mit der hiesigen Künstlerschaft wie mit dem Hochstift in Verbindung. Die Künstlerschaft stellte sich freundlich zu der Angelegenheit, das Hochstift jedoch verhielt sich ablehnend, und da man ohne die Gesellschaft in Goethes Vaterhaus nicht gut einen Goethebund bilden konnte, so fiel die Sache ins Wasser. Die Gründe der Ablehnung des Hochstifts waren teils formale: die Satzungen verböten die Teilnahme; teils sachliche: die Abneigung leitender Persönlichkeiten gegen die Bewegung selbst und ihre ängstliche Sorge, das Hochstift könnte sich durch die Beteiligung an der Bewegung irgendwo mißliebig machen und sich dadurch Schaden zuziehen. Nun kann man ja über die Goethebünde verschiedener Meinung sein, aber sie waren nun einmal die Form des Protests gegen die Reaktion, die zur Zeit in Deutschland Kunst und Wissenschaft, ja unser ganzes geistiges Leben bedroht. Wenn dem Hochstift die Form des Goethebundes nicht gefiel, so konnte es irgend eine andere Form wählen, um zu zeigen, daß es nicht blos das Vaterhaus Goethes, sondern auch den Geist Goethes besitze. Denn darüber kommen wir nicht hinaus, daß aller geistige Fortschritt Deutschlands und aller Kampf gegen die Mächte der Finsternis und Barbarei im Geiste Goethes sich vollziehen muß, wenn es auch noch keinem Deutschen eingefallen ist, das Buch „Goethe als Erzieher" zu schreiben. Das Freie Deutsche Hochstift in Goethes Vaterhaus zu Frankfurt a. M. wäre eigentlich berufen in diesem Kampfe um den geistigen Fortschritt eine führende Rolle zu spielen. Statt dessen hat es einfach abgelehnt. Die Sache ist „statutenwidrig".

Das geschah genau ein Jahr nach dem großartigen Goethefeste, um

*) Das Hochstift zählt hier und auswärts rund 1400 Mitglieder, d. h. etwa 1 Mitglied auf 250 Einwohner Frankfurts. (D. Verf.)

dessen glänzende Durchführung das Hochstift sich so wesentliche Verdienste erworben hat. Man ersieht daraus, wie hohl und oberflächlich jene Feier war. Mit Festen ist's bei Goethe überhaupt nicht gethan. Feste feiern kann jedermann; Goetheschen Geist hegen und verbreiten, das ist's, was not thut, was aber allerdings auch schwerer ist. Denn es gilt auch hier, was Lessing gesagt hat: „Andächtig schwärmen ist viel leichter als gut handeln." Es wäre Goethes würdiger gewesen, wenn man die Massen mit ihm und seinem Geiste bekannt gemacht hätte, sei es durch eine Reihe unentgeltlicher Vorträge, sei es durch eine volkstümliche Schrift und Massenverbreitung seiner besten Werke. Daran hat, wie es scheint, niemand gedacht.*)

Auf Goethe kann sich also Frankfurt nicht berufen, wenn es seine geistige Bedeutung auf litterarischem Gebiete beurkunden will. Es kann sich aber auch nicht auf Schopenhauer berufen, den zweiten deutschen Geistesriesen, dessen Namen mit Frankfurt verknüpft ist. Schopenhauer kam im Jahre 1831 nach Frankfurt und lebte hier bis zu seinem Tode, 21. September 1860; er lebte also 29 Jahre in Frankfurt. Aber als er hierher kam, hatte er seine Philosophie schon entworfen und seine Hauptwerke geschrieben, und in seinen Schriften kann auch die gespannteste Aufmerksamkeit nichts entdecken, was etwa auf ein besonderes Konto Frankfurts zu setzen wäre, man müßte denn annehmen, daß er hier für seinen Menschenhaß und namentlich für seine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht und gegen die Universitätsprofessoren weitere reichliche Nahrung gefunden habe. Jedenfalls hätte er ohne Schaden für seinen Nachruhm ebensogut seinen Pudel „Mensch" am Strand der Ostsee spazieren führen und seine Mittagsmahlzeiten in einem Hotel in Buxtehude einnehmen können wie in Frankfurt. Bemerkenswert ist, daß er gleich Goethe mit der Frankfurter Behörde Spektakel bekam, aber aus ganz anderen Gründen. Schopenhauer konnte ohne das Ewig-Weibliche, das er mit stetem Sarkasmus verfolgte, doch nicht leben, und als er einmal im gar zu intimen Verkehr mit demselben sich eine galante Krankheit zugezogen hatte, setzte er sich hin und schrieb eine sackgrobe Epistel an den Senat, dem er u. a. vorwarf, daß er durch mangelhafte Beaufsichtigung der öffentlichen Häuser Leben und Gesundheit der Bürger in Gefahr bringe. Die Epistel wird wohl heute noch im städtischen Archiv zu finden sein. Welche Beziehungen sonst noch zwischen Schopenhauer und Frankfurt bestanden, darüber dürften wir manche interessanten Aufschlüsse erhalten, wenn es einmal dem Herrn Stadtrat Beck, dem letzten und intimsten Freunde Schopenhauers, gefallen wird, die Schublade, in der seine Erinnerungen aufgezeichnet liegen, der

*) Neuerdings ist infolge eines Todesfalles ein Wechsel in der akademischen Leitung des Hochstifts eingetreten; man muß abwarten, welche Folgen diese Veränderung haben wird. (D. Verf.)

Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese Erinnerungen sind aber schwerlich der Art, daß Frankfurt aus ihnen das Recht herleiten kann, einen Teil des Glorienscheins, der das Haupt des großen Philosophen umschwebt, auf sich zu übertragen. Wie Frankfurt Schopenhauer ehrt, das ergiebt sich daraus, daß erst nach vielen Jahren und unter größten Mühen das Geld zu einem Denkmal zusammenkam und daß man dann das Denkmal nicht auf einen öffentlichen Platz, sondern in einen verborgenen Winkel der Anlagen setzte, wohin kaum ein Fremder sich verliert, so daß es draußen in weiten Kreisen gänzlich unbekannt ist, daß Frankfurt überhaupt ein Schopenhauer-Denkmal besitzt.

Der Sprachphilosoph Lazar Geiger, der Litterarhistoriker Theodor Creizenach, der Novellist Hermann Presber, der Sänger des „Schenkenbuchs" Friedrich Hornfeck, der Dramatiker Ferdinand Neubürger, um noch einige Namen zu nennen, sind längst todt; es waren übrigens auch nicht lauter Frankfurter. Eine schöne Blüte hat die Dialektdichtung gehabt von Malß bis Friedrich Stoltze, der jenseits des Frankfurter Weichbilds noch immer nicht so bekannt ist, wie er es verdient; aber diese Blütezeit scheint für immer vorbei zu sein. Gegen einen berühmten Toten hat Frankfurt noch, und es wäre höchste Zeit dazu, eine Ehrenschuld zu erfüllen: gegen den großen Kinderfreund Heinrich Hoffmann, den Verfasser des „Struwwelpeter". Leider ist der passendste Platz für sein Denkmal bereits durch einen andern besetzt, nämlich am Eschenheimer Thor durch Sömmering. Ein passender Platz wäre jetzt noch das Rondell der zwölf Apostel in der Promenade zwischen dem Eschenheimer und dem Friedberger Thor. Aber man müßte rasch handeln, sonst wird auch dieser Platz vergeben und man setzt dem „Struwwelpeter"-Hoffmann ein Denkmal, wenn er überhaupt eins erhält, in einen Winkel, wohin keine Fremden, keine Kinder und vielleicht auch keine Frankfurter kommen.

Wenden wir uns zu den lebenden Vertretern der Litteratur in Frankfurt. Da sei zunächst die Bemerkung vorausgeschickt, daß wir hier keine erschöpfende Aufführung und noch weniger eine kritische Würdigung der Frankfurter Dichter und Schriftsteller geben wollen; es kann sich nur um eine Skizze mit etlichen Hauptlinien handeln. Der Größte und Gewaltigste ist unstreitig Wilhelm Jordan, der jetzt von einer langen und erfolgreichen Lebensthätigkeit ausruht. Aber er ist kein Frankfurter und Frankfurt spielt in seinen poetischen und prosaischen Werken keine Rolle. Ludwig Fulda dagegen, gleich hervorragend durch Talent, Ideenreichtum und Formgewandtheit, ist ein Frankfurter, aber er hat seiner Vaterstadt schon längst den Rücken gekehrt; er ging zuerst nach München und dann nach Berlin, wo er für sein Schaffen mehr Anregung zu finden scheint wie in Frankfurt. Aber auch andere Frankfurter thaten wie er, so Alfred Friedmann, der

seit Jahren in Berlin lebt, und Rudolf Presber, der Sohn Hermann Presbers, ein junger Mann, der viel Talent hat aber durch Vielschreiberei zu verflachen droht; ferner haben Johannes Prölß, Richard Skowronnek, Schulte vom Brühl u. a. nach kurzer Wirksamkeit Frankfurt wieder verlassen. Von denen, die in Frankfurt blieben und gegenwärtig hier dichten und schreiben, seien genannt: der Dialekt-Humorist und Dramatiker Adolf Stoltze, die Lyriker und Dramatiker Emil Claar und Jakob H. Schiff, der Epiker Arthur Pfungst, die Romanschriftstellerin Leo Hildeck (Frl. Leonie Meyerhof), der Novellist Moritz Goldschmidt, die Dramatiker Hermann Goldschmidt-Faber und Franz Lindheimer, die Novellistin Elisabeth Mentzel (mehr bekannt durch ihre litterarhistorischen und theatergeschichtlichen Werke), der Dialekt- und Prosa-Humorist Johann Jakobus Fries,*) die Lyriker Georg Lang, Theo Schäfer und Karl Michler, der Lyriker und Dramatiker Ruben Sarschef (Frl. Emilie Döring), der Lyriker und Prosaiker Emil Neubürger, der Dialekt-Humorist Paul Quilling; außerdem beschäftigen sich zahlreiche andere Personen mit litterarischer Produktion, ohne daß sie den Anspruch erheben, Dichter oder Schriftsteller von Beruf zu sein. Sie alle, die namentlich angeführten, wie die übrigen, stellen ein schätzenswertes Maß litterarischer Begabung und Strebsamkeit dar, aber erstens sind es lange nicht lauter Frankfurter und zweitens leisten sie weder im einzelnen noch in der Gesamtheit das, was man eigentlich von Frankfurt erwarten sollte; es mag im Reiche sogar Leute geben, welche die vorige Aufführung, im Vergleich zu andern Städten ähnlichen Ranges wie Stuttgart, Leipzig, Dresden und Köln, recht ärmlich finden werden. Die Geburt litterarischer Genies läßt sich freilich nicht erzwingen, aber wenn anerkannte Talente von Frankfurt fortziehen, während andere nur durch ihre sonstige Berufsstellung hier festgehalten werden, so darf man daraus den Schluß ziehen, daß Frankfurt kein günstiger Boden für die rein litterarische Thätigkeit ist. Sie wird auch nicht besonders hochgeschätzt, und zwar sind es gerade die sogenannten besseren Kreise, die im Durchschnitt wenig litterarische Bedürfnisse haben und die auch lange nicht so viel Bücher kaufen, als man im Verhältnis zu ihrem Reichtum annehmen sollte. Wir kennen Millionärinnen, die z. B. ihr Romanbedürfnis lieber mit den abgegriffenen und schmutzigen Leihbibliothek-Exemplaren befriedigen, als daß sie das Buch kaufen und sich eine eigene Bibliothek anlegen, wie sie in Frankreich und England in jedem halbwegs wohlhabenden Hause zu finden ist. Das wirkt natürlich auch wieder hemmend auf die litterarische Thätigkeit, denn auch auf dem geistigen Gebiete wird die Produktion durch Bedürfnis und Nachfrage wesentlich gefördert. Das sind freilich Klagen, die nicht blos für Frankfurt, sondern großenteils für ganz Deutschland zutreffen. Mitver-

*) Anm. der Red.: Inzwischen verstorben.

anlaßt sind sie zum Teil auch durch unsere Art der Schulbildung, auf Grund deren sich mancher für einen Dichter und Schriftsteller hält, sobald er Herz auf Schmerz reimen und einen lesbaren Brief oder Zeitungsartikel aufsetzen kann. Die Folge davon, eine Massenproduktion wertlosen Zeugs, kann natürlich der Freude an der Litteratur nicht förderlich sein. An Frankfurt bleibt dabei aber immer noch etwas Besonderes hängen. Die Altfrankfurter Kreise haben, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, vor den Vertretern der Litteratur lange nicht die Achtung, die sie z. B. vor den Vertretern anderer Künste wie Malerei und Plastik haben. Der Grund des Unterschieds hat allerdings mit der Ästhetik wenig oder gar nichts gemein. Maler und Bildhauer kann man bei der Vorbereitung öffentlicher wie privater Feste nicht entbehren, während man die etwa beliebten Festspiele, Prologe u. drgl. im Notfalle aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Der Mann der Feder wird nicht geachtet, weil man ihn nicht braucht. Selbst Wilhelm Jordan hatte unter dieser Mißachtung zu leiden; er ließ es sich jedoch nicht gefallen, blos wegen des Umstandes, daß er Dichter und Schriftsteller war, als minderwertig betrachtet zu werden.

Besonders gilt die Mißachtung den Vertretern des jüngsten Zweigs der Litteratur, der Presse. In reichsstädtischen Zeiten mag diese Mißachtung reichlich verdient gewesen sein, aber seither haben sich die Verhältnisse wesentlich gebessert. Trotzdem müssen die Vertreter der Presse es hinnehmen, verächtlich Zeitungsschreiber oder gar Tintenbuben genannt zu werden. Daß wie bei jedem Berufe so auch bei der Presse ein Unterschied zwischen anständigen und unanständigen Vertretern zu machen ist, diese einfache Lebensregel scheint gewissen Wortführern der maßgebenden Kreise noch nicht geläufig zu sein. Und doch hätten gerade die Frankfurter Ursache, auf ihre Presse stolz zu sein, denn weit mehr als durch Frankfurter Würste oder durch Frankfurter Bier ist Frankfurts Name in der Welt bekannt durch seine Presse, nämlich in Gestalt der „Frankfurter Zeitung". Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte und Würdigung der „Frankfurter Zeitung" zu schreiben, aber die Thatsache darf und muß hier festgestellt werden, daß ein beträchtlicher Teil der geistigen Leistungen Frankfurts in der „Frankfurter Zeitung" sich vereinigt, die nicht blos in Deutschland angesehen und einflußreich, sondern auch im Ausland gekannt und geschätzt ist wie nur wenige oder gar keine anderen deutschen Blätter. Aber auch die andere Thatsache muß festgestellt werden, daß der Gründer und Leiter der „Frankfurter Zeitung" kein Frankfurter ist und daß unter den sämtlichen Redakteuren der „Frankfurter Zeitung", so viel uns bekannt ist, nicht ein einziger Frankfurter sich befindet.

Wir kommen jetzt zum Theater. Davon in einem dritten und letzten Artikel.

Die Berliner Statistik.

Von Ferdinand Tönnies (Eutin).

Wer sich einmal ernstlich mit Statistik beschäftigt hat, ist in mehr als einer Hinsicht klüger geworden. Denn Statistik gehört zu den Dingen, von denen alle reden, die aber wenige kennen. Statistische Arbeit bedeutet Fleiß, ja Entsagung, oder wie Ernst Engel sich derber auszudrücken pflegte: „Zur Statistik gehört Sitzfleisch."

Richard Böckh, der sich zu Engel etwa verhält, wie ein Filigran-Arbeiter zu einem Teppichweber, wirft im Vorwort zum 25. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin" (Berlin 1900) die Frage auf: ist die Statistik im Laufe dieses (des 19ten) Jahrhunderts so fortgeschritten, und haben sich namentlich die statistischen Erhebungen so vermehrt und vervollkommnet, wie es die hohen Gedanken und Pläne der auf diesem Gebiete wirkenden und schaffenden geistvollen Männer seiner Zeit erwarten ließen? —

Die Statistik, deren Namen damals freilich einen weiteren Sinn hatte als heute, war ein Schoßkind des Zeitalters der Aufklärung, dessen erfreulichste Charakterzüge sie durch ihre Nüchternheit, Schlichtheit, durch ihr lichtvolles Wesen, mit dem sie in die verborgensten Winkel dringt, durch ihre praktische und reformatorische Tendenz vertritt, während sie allem Schwindel und schwärmerischen Unfug, der sich an die Aufklärung heranzudrängen pflegt, wie ein kränklich-weinerliches Kind an die Kleider seiner Mutter sich hängt, so abgesagte und vernichtende Feindin ist, wie sie (die Statistik) weiß, daß gerade mit ihr so leicht Schwindel und Unfug sich treiben läßt. „Von den besten Dingen ist der Mißbrauch der schlimmste." Nur einfältige Menschen urteilen nach dem Mißbrauch, der mit einer Sache getrieben wird, über die Sache selber. Weise Männer haben immer die Partei der Statistik genommen. An Sinclair, der den Plan zu seinen statistischen Nachrichten über Schottland mitgeteilt hatte, schrieb der große Washington: „Ich bin der vollen Überzeugung, daß, wenn erleuchtete Männer sich die Mühe nehmen wollen, so minutiös den Zustand der Gesellschaft zu untersuchen, wie Ihre Forschungen es zu thun scheinen, es eine große Verbesserung in der Lage des Volkes zur Folge haben muß, indem es sowohl die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft als das menschliche Glück überhaupt lebhaft befördern wird. Es sind Gegenstände, die in Wahrheit der Aufmerksamkeit eines großen Geistes würdig sind, und jeder Freund des Menschengeschlechtes muß bereitwillig seine Hülfe leisten zu ihrer Vervollkommnung." — Die erleuchteten Staatsmänner unserer Zeit betrachten in der Regel wohl den Statistiker als einen Rechenknecht: er muß Material herbeischaffen zur Begründung von Gesetz-

vorlagen, schlecht oder recht, wie es eben kommt. Gleichwohl wäre es unbillig, die ungemeinen Leistungen zu verkennen, die zum Teil auch durch Förderung der Staatsregierungen während des 19ten Jahrhunderts durch Statistiker vollbracht worden sind. Es wäre leicht, einen Panegyrikus auf die Statistik in schwungvolle Perioden zu bringen, die sogar einen patriotischen Klang haben dürfen, denn obgleich, wie so oft, die großen Anstöße aus anderem Lande gekommen sind, die deutsche Arbeit steht auch auf diesem Gebiete achtungheischend da, und besonders ist die Organisation der amtlichen Statistik im Reiche, in einigen Bundesstaaten, und in einigen Stadtgemeinden musterhaft oder wenigstens bedeutend. Wissenschaftliche Augen sehen aber schärfer was fehlt, als was da ist, und wer den Forschergeist Böckhs kennt, wird sich kaum wundern, daß dieser Gelehrte, der nun seit mehr als einem Vierteljahrhundert, und noch als Greis mit voller Manneskraft, die Berliner Statistik leitet, die von ihm aufgeworfene und oben mitgeteilte Frage verneint und das Urteil spricht: „von dem Gewollten hat sich nur weniges erfüllt." Er erinnert dabei an die „Hoffnungen, welche sich vor einem halben Jahrhundert an das ächt wissenschaftliche Vorgehen des geistvollen Ad. Quetelet knüpften, als dieser zusammen mit Dieterici und Hermann den Plan der Berufung des ersten statistischen Kongresses gefaßt hatte", und er rechnet dem abgelaufenen Jahrhundert zur Unehre, „daß es nicht einmal fertig gebracht hat die periodische Volkszählung an die allgemeine Chronologie vollständig anzuschließen". Die darauffolgende Ausführung, daß der normale Termin für eine Volkszählung der Jahresschluß wäre, und daß alle zivilisierten Staaten, um genau vergleichbare Daten herzustellen, mindestens alle 10 Jahre ihre Zählungen auf den gleichen Tag fixieren müßten, endlich, daß der Schluß eines Dezenniums der geeignete Zeitpunkt dafür wäre, der also auch mit dem Endpunkte des Jahrhunderts zusammenfallen würde, muß jeden Denkenden überzeugen. Jetzt sind noch dem gegenüber . . . „am meisten verfrüht Niederland um 1 volles Jahr, Dänemark um 11 Monate, Nordamerika um 6 Monate, das Deutsche Reich und die Schweiz um 1 Monat; verspätet sind Frankreich um 39 Tage, Italien und England um ungefähr 3 Monate". Der Statistiker nimmt hier die Gelegenheit wahr, mit aller Schärfe und nicht ohne Sarkasmus die einfache Wahrheit hervorzuheben, „daß das alte Jahrhundert erst mit dem 31. Dezember 1900 abschließt" — „eine notwendige Konsequenz unserer Chronologie". „Als der Zweifel an der Fortdauer des 19. Jahrhunderts immer weitere Kreise zog, äußerte ein angesehener Gelehrter, die Wissenschaft werde sich überhaupt in Zukunft darein finden müssen, ihre Anschauungen denen der Mehrheit der Bevölkerung anzupassen: der Herausgeber kann diese Anschauung nicht teilen, denn sie wäre der Untergang aller Wissenschaft, vor allem aber dieser

Wissenschaft, welche aus der Berührung der beiden großen Geistesrichtungen des Altertums, der philosophischen und der mathematischen, als eine völlig neue hervorgegangen ist, der Wissenschaft, welcher die Aufgabe gestellt ist, aus der Beobachtung der Wirklichkeit die wissenschaftliche Wahrheit zu entwickeln." Dies die Definition der Statistik, die der Sohn August Böckhs als ein Denkmal energischen Forscherfinnes aufgestellt und den durch ihre große Zahl schon berufenen Definitionen der Statistik hinzugefügt hat: um allgemeine Gültigkeit beanspruchen zu können, würde sie doch der Hinweisung auf das Objekt, nämlich die Wirklichkeit des sozialen Lebens, bedürfen.

Auch mit seiner eigenen, der Berliner Statistik, ist der strenge Kritiker nicht zufrieden: „so gern wir uns der Anerkennung freuen, daß die Statistik unserer Stadt in mancher Beziehung bahnbrechend vorangegangen ist, so werden wir doch zweifeln müssen, ob die Summe des Geleisteten der des nicht Geleisteten gleichkommt. Und gerade in dieser Wissenschaft, in der die einmal unterlassene Beobachtung sich nur schwer und häufig genug überhaupt nicht nachholen läßt, möge von dem alten Jahrhundert ein Mahnruf in das neue hinüberklingen" . . . , daß es diesem besser gelingen möge „die Wissensschätze zu heben, welche die Erkenntnis des Thatsächlichen zu fördern lehrt . . . an allen Stellen, welche statistischer Erforschung und Beleuchtung zugängig sind." Indem ich diesem Wunsche von Herzen zustimme, spreche ich doch zugleich den anderen aus, daß auch eine bessere Benutzung der in umfangreichen amtlichen Publikationen — freilich sehr verschiedenen Wertes und Charakters — alljährlich aufgespeicherten Wissensschätze der Statistik stattfinden möge: eine verständige Ausmünzung dieser Metalle und vermehrter Übergang der gewonnenen Erkenntnisse in die Zirkulation des allgemeinen Bewußtseins. Die Berliner Statistik ist nicht nur durch die Fülle ihres Inhaltes eine wahre Schatzkammer, sondern besonders auch dadurch, daß sie durchzogen ist von einer sicheren und gediegenen Methode, dem Ingrediens, das alles wissenschaftliche Material schon bei seiner Erhebung veredelt, mit deren Hilfe auch Gegenstände, die bisher nur in elementarer Weise behandelt waren, oder sogar erst neu der Statistik hinzugetreten sind, „in die höhere Statistik eingereiht werden" (Vorwort zum 22. Jahrgang des Statist. Jahrbuchs S. IV). Ganz besonders ist diese Veredlung aber auch einem der ältesten und der allgemeinen Teilnahme nächsten Zweige, nämlich der Sterblichkeit-Statistik zu teil geworden. Die Böckh'schen Sterblichkeitstafeln und Berechnungen der Lebensdauer sind mit einer so großen Sorgfalt, besonders durch Unterscheidung der Sterbefälle jedes Jahres nach „Geburtszeitklassen" und durch Rücksicht auf den fortwährenden Fluß der Ab- und Zuzüge gewonnen worden, wie sonst noch nie diesem bedeutenden

Gegenstand zu teil geworden ist. Von anderen Forschungen, deren Ergebnisse dem Jahrbuche regelmäßig einverleibt werden, sei hier nur die nach ähnlichen strengen Grundsätzen ausgearbeitete „Nuptialität“ — die Wahrscheinlichkeit der Verheiratung, eine wissenschaftliche Frage, die sogar das Herz eines jungen Mädchens in Erregung setzen dürfte —, die Ehedauer, die Legitimierung unehelicher Kinder, die eheliche Fruchtbarkeit, die nach der Erhebung von 1895 untersuchte Dauer der Arbeitlosigkeit und die nach einer besonderen Erhebung mit Hilfe des Polizei-Präsidiums berechnete Kriminalität der Berliner erwähnt. Die letzte, in ihrer Art einzige Ermittelung hat das erschreckende Ergebnis gehabt, daß, wenn die Verhältnisse der Jahre 1895 und 1896 als typisch genommen werden, für jeden männlichen Bewohner von Berlin, der in Berlin geboren ist und das strafmündige Alter (vollendetes 12. Lebensjahr) erreicht, die Chance, (im Laufe seines ferneren Lebens) mit Gefängnisstrafe (denn die übrigen Strafarten sind nicht berücksichtigt worden) belegt zu werden, sich auf 265, für jeden weiblichen auf 89 pro Tausend stellt. Diese Rechnung kann der Natur der Sache nach keine vollkommene Genauigkeit haben, aber sie ist sicher genug um zu zeigen, „wie ungemein weite Kreise der Bevölkerung zur Zeit durch die Strafjustiz getroffen werden, und es folgt hieraus gewiß die Notwendigkeit, daß eine systematische Bearbeitung über diese Verhältnisse volle Klarheit verbreite“.

Wenn wir die 600 Seiten, die der neueste Band des Jahrbuches hat, durchgehen, so empfangen wir einen großen Eindruck von der Aufgabe, die darin gelöst wird. Die Einwohnerschaft einer Weltstadt — gezählt, wie die des ganzen Landes, nach Geburtsjahren, Familienstand, Konfession, Landes- oder provinzieller Herkunft und Staatsangehörigkeit; sodann die besonderen Zählungen der stehenden Ehen nach Altersdifferenz, Konfessionsverhältnis; der Dauer des Wohnens in Berlin u. s. w., der Gebrechlichen nach Alter, Familienstand, Konfession, Armenunterstützung; der Armen überhaupt; der Wohnungszustände; wiederum die allgemeine Zählung der Berufs-, der Gewerbeklassen — dies alles nach den Berliner Stadtteilen geordnet. Wir sehen sodann diese Bevölkerung „sich bewegen“ — wie jede Bevölkerung in fortwährendem Wechsel durch hinzukommende Geburten, durch abgehende Tote; in ihrer Blüte durch die neuen Ehen, während stehende Ehen gelöst werden durch Tod und durch Scheidung; aus den meisten Ehen entspringen Kinder, die aber nicht alle in der Ehe erzeugt sind (die genaue Ermittelung der vorehelichen Konzeptionen, einer sozialpsychologisch wichtigen Thatsache, hat Böckh bisher nur für einen Stadtteil, das Königsviertel, durch das freiwillige Verdienst des Standesbeamten durchsetzen können); daneben die außer der Ehe geborenen Kinder, deren zu einem großen Teile so trauriges Schicksal ein Berliner Arzt, Dr. Neu-

mann, in einer besonderen Monographie liebevoll untersucht hat. Aber neben Geburt und Tod wirken für eine große moderne Stadt in gewaltiger Weise auf die Bevölkerung Zu- und Abzug: der Mehr-Zuzug wetteifert mit dem Mehrgeborenwerden als Mehrer der Zahl, und in beiden Hinsichten ist es von hohem Interesse, die Jahre untereinander zu vergleichen, was eine Tabelle dieses Jahrbuches (S. 153) für die Zeit von 1838 bis 1898 ermöglicht. Alle diese Thatsachen aber, in denen sich die Lebensgeschichte der Massen spiegelt, erregen die Wißbegierde des Statistikers nach vielen Seiten hin, und nur eine großstädtische Statistik ist in der Lage, auf die meisten der sich erhebenden Fragen Antwort zu geben. Von den besonderen Berliner Daten haben wir einige schon angeführt; aber von der ganzen Menge des Details, der Kombinationen und Differenzierungen, läßt sich hier keine Vorstellung geben. Nur durch emsiges Studium wird man den Zugang zu diesen Heiligtümern sich bahnen. Hier sei nur noch auf die berühmt gewordenen Böckhschen Forschungen über die Ernährungsweise der Säuglinge und den Zusammenhang der Sterblichkeit damit hingewiesen. Ein so beredtes Plaidoyer für die Mutterbrust konnte weder Rousseaus Naturbegeisterung ersinnen, noch kann die Deduktion oder Einzelerfahrung eines Arztes damit konkurrieren. Obgleich gerade im Proletariat, das mitsamt seinen Kindern durch seine ganze Lage einer wesentlich erhöhten Sterblichkeit ausgesetzt ist, die Mütter noch verhältnismäßig oft „selbst Mütter" sind, so sind doch die Lebenschancen der so ernährten denen der mit Tiermilch oder gar mit Surrogaten ernährten Kinder etwa fünffach überlegen: soweit die schwierige und immer unvollständige Aufnahme, einerseits durch die Volkszähler, andererseits durch die Standesbeamten, vergleichbare Daten geliefert hat. — Aber alle diese, die Bevölkerung — das statistische Element par excellence, das notwendigerweise alle anderen beherrscht, sagte Quetelet — betreffende Buchführung erfüllt nur etwas mehr als 1/4 des Jahrbuches. Auf diesen Abschnitt folgen noch 11 andere, in denen wir das Leben und Leiden der Millionenstadt, ihren Reichtum und ihre Armut — welche ungeheure Distanzen! — ihren Besitz und ihre Arbeit, ihre Verwaltung, ihren Verkehr, die Konsumtion von Gütern und deren Preise, ihr Versicherungswesen, ihre Wohlthätigkeit und Krankenpflege, Polizei und Rechtspflege, Unterricht und Bildung, ihre Religionsverbände (wie schwach zeigt sich diese Seite des Lebens der Weltstadt!), ihre Militärverhältnisse und Steuern, ihre Wahlen und Vereine, endlich die große Stadtgemeinde selber in ihrem Haushalt und Vermögen, ein unermeßliches Feld des sozialen Lebens kennen lernen, — oder sollen wir sagen ein Meer, dessen Brausen wir aus diesen Blättern vernehmen?

Die Berliner Statistik darf sich ihrer Geschichte rühmen. Als „eigent-

lichen Begründer" feierte das Vorwort des Jahrbuches von 1899 den noch lebenden Sanitätsrat Salomon Neumann (der eben genannte Berliner Arzt ist ein Namensvetter); er habe mit einem Schlage das Berliner Volkszählungswesen auf die Höhe gehoben, auf der sich die fortgeschrittenen Staaten des Auslandes befanden; zu der Wohnstatistik habe er den Grund gelegt — „und wer die damaligen Wohnverhältnisse mit den heutigen vergleicht, wird in den eingetretenen Verbesserungen die Wirkung der Arbeit des Statistikers erkennen; denn das ist das Wesen der Statistik, daß ihre unbefangene Klarlegung der Verhältnisse . . . schon der erste Schritt zur Besserung derselben ist" (möge dies Wort auch ferner, gerade in dieser neuerdings wieder so akut hervortretenden Frage, sich bewähren!). „Und eben darin, daß Neumann, wie in seinen Arbeiten über Gesundheitspflege und medizinische Statistik, so auch in seiner Wohnungs- und Hausstandsstatistik die Zahlen nicht zum Prunke gebrauchte — wer dies thut, ist nur zu geneigt, vorhandene Schäden zuzudecken — sondern um die Gebrechen der sozialen Verhältnisse nachzuweisen, zeigt er sich als der echte Statistiker." — Die städtische Deputation für Statistik konnte in demselben Jahre (1899) auf eine 30jährige Thätigkeit zurückblicken. Neben Neumann gehörten ihr Männer an von so bedeutenden Namen wie Gneist und Virchow; dazu Straßmann, Syndicus Dunker, Kämmerer Runge. Das statistische Amt leitete zuerst (seit 1869) Dr. H. Schwabe, ein ungemein eifriger, ja begeisterter Statistiker, der als sein Privatunternehmen den Berliner Gemeindekalender ins Leben rief; dieser wurde 1874 von der Stadt übernommen und erhielt den Titel „Berliner städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik"; in dessen erstem Jahrgange findet man feinsinnige Aufsätze von Schwabe über „das Nomadentum in der Berliner Bevölkerung", „Einblicke in das innere und äußere Leben der Berliner Prostitution" u. a. Aus diesem Jahrbuch ist das in immer strengere Formen gebrachte und an Umfang mächtig gewachsene Statistische Jahrbuch erwachsen, dem diese Betrachtung vorzugsweise gewidmet ist.

Wenn man hört, daß erst 1873 das statistische Amt „als ständiges Institut der Stadtgemeinde" anerkannt worden ist, so gewinnt man eine Vorstellung von den Hemmungen, mit denen auch auf diesem Gebiete die Wissenschaft zu kämpfen hat — um so mehr Ehre für die Kämpfer! Und wenn man weiß, daß heute fast alle Großstädte und manche mittleren die Notwendigkeit erkennen, sich ein statistisches Amt zuzulegen, so dürfen wir uns doch auch in dieser Richtung geschehener Fortschritte erfreuen. Freilich die Statistik ist Städten wie Staaten gegenüber zumeist noch in der Lage, mit der die Astronomie — an die jene in manchen Beziehungen auch sonst erinnert — sich begnügen mußte, als noch ihr Hauptgeschäft war, für Fürsten und andere große Herren das Horoskop zu stellen: ihre

Entwickelung war die Befreiung aus dieser Abhängigkeit. So wird auch die Entwickelung der Statistik durch das Maß der Freiheit bedingt sein, das man ihr gönnt. Und diese Freiheit ist leicht meßbar an der Ehre — heute noch an der geringen Ehre — und der Bezahlung — die mit der Ehre hier parallel läuft —, die einer so mühevollen, so viel Denken erfordernden wissenschaftlichen Arbeit zu teil werden — oder die man ihr schuldig bleibt.

Trauriger freilich noch als um den amtlichen Betrieb steht es um die akademische Geltung und Übung der Statistik. Wenn man von Böckh's, der auch als Universitätslehrer bedeutend wirkt, G. von Mayr's, der seit einigen Jahren ein Ordinariat für Staatswissenschaften in München bekleidet, und zwei oder drei anderer Thätigkeit absieht, so ist die Pflege der Statistik in ihrem heutigen wissenschaftlichen Sinne an deutschen Hochschulen fast gleich Null. Sie ist ein Aschenbrödel — welcher Prinz wird sie erwecken? Nirgendwo zeigt sich so charakteristisch, wie verschlossen doch in mancher Hinsicht die öffentlichen Unterrichtsanstalten den Anforderungen, ja Notwendigkeiten des modernen Lebens bleiben. Leider ist auch in den Landtagen die Vertretung dieser hohen Interessen fast ausnahmslos kläglich. Und reaktionäre Politiker hegen eine nur allzu begreifliche Abneigung gegen eine Wissenschaft, deren besonderes Geschäft es ist, die Dinge, deren sorgfältige Be- und Verkleidung der Politik obliegt, in ihrer nackten Wahrheit zu zeigen.

Einige Worte über unsere heutige musikalische Erziehung.

Von Hermann Ritter (Würzburg).

Für die sogenannte musikalische Erziehung sorgen in unserem Vaterlande so und so viele Musikschulen, von denen sich manche auch die stolzen Titel „Konservatorium" oder „Akademie" beigelegt haben. Außerdem betreiben den Musikunterricht der Jugend noch tausende von Privatmusiklehrern. Die meisten Musikunterrichtstunden werden wohl auf dem Klavier und auf der Violine erteilt, seltener schon auf dem Violoncello. Es ist gebräuchlich oder, besser gesagt, Mode geworden, den Musikunterricht heutzutage auf technischer Grundlage zu geben. Nachahmung und Gewohnheit sind, wie im Leben, so auch in der musikalisch-technischen Erziehung der Menschen zwei wichtige Dinge. Viel Zeit und Mühe gehört dazu, um auf einem der genannten Musikinstrumente, vor allem auf einem der beiden Streichinstrumente ein fertiger Sprecher geworden zu sein. Die Erfahrung lehrt nun, daß nur wenige Menschen auf sonderliche Weise musikalisch-technisch beanlagt sind, wie dies ja auch in den anderen Künsten zu Tage

tritt. Ich habe mich daher oft gefragt: Wie weit kommen auf Grund der einseitigen musikalisch-technischen Erziehung die meisten? Leider gelangen die wenigsten zur Ausübung oder Darstellung der von den Klassikern und sonstigen Tonheroen geschaffenen Werke. Sie bleiben meistens auf einer Stufe stehen, die sie höchstens befähigt, sogen. „leichte“ Musik auszuüben. Gewohnheit schafft Selbstgenügsamkeit und den Trivialitäten ist Thür und Thor geöffnet. Ganz anders würden viele Menschen für Musik erzogen worden sein, wenn mit der technischen Ausbildung (ich nehme an auf dem Klavier) auch eine ästhetische, theoretische und historische Erziehung Hand in Hand gegangen wäre, was ohne viel Zeitaufwand geschehen könnte. Letztere ist für den Genuß von Musik bei Laien meiner Ansicht nach viel wichtiger und fruchtbarer als die technische Erziehung, für die nur wenige Laien rechte Anlagen, Zeit und Geduld mitbringen. Es wäre traurig um den musikalischen Genuß bestellt, wenn derselbe ausschließlich auf Grundlage technischer Ausbildung auf einem Instrumente erworben werden müßte. Im Gegenteil: oft haben diejenigen Menschen mehr Genuß von der Musik, die, wie Richard Wagner einst sagte, „gar nicht einmal wissen, daß die Tonzeichen auf fünf Notenlinien geschrieben werden“.

Man kann auch, ohne daß man musikalisch ausübend ist, musikalisch sein, d. h. musikalisch empfinden und vor allem Musik recht genießen. Das Empfinden, das Gefühl für Musik zu wecken, die Kenntnis der Stilformen der Klassiker sowie anderer Meister der Tonkunst erscheint mir notwendiger, als jahrelang Fingerübungen zu dreschen und mangelhaft Violine zu spielen. Nur der wirklich technisch Beanlagte sollte auf technischer Grundlage musikalisch erzogen werden. Wieviel heutigentages auf dem Gebiete des Musikunterrichtes gesündigt wird, sieht man an den Resultaten. Wird nicht auch der Musikunterricht von vielen Musikern als ein Feld lukrativer Privatspekulation betrachtet und häufig nur von sogen. Stundengebern, die keine Ahnung von eigentlicher musikalischer Erziehung haben, erteilt!? Lernen wir die großen Architekten, Bildhauer, Maler und Dichter kennen, lernen wir überhaupt die Entwickelung der bildenden Kunst und Litteratur verstehen, indem wir selbst bauen, bilden, malen oder dichten? Nein! — Nur im Musikunterricht herrscht ein anderer Modus. Geht es nicht vielen Kindern, wie es Prometheus erging? Wie dieser an den Kaukasus geschmiedet wurde, so fesselt man die Kinder ans Klavier. Diese hacken sich nun „systematisch“ das bischen musikalische Gefühl weg, wie der Adler dem Prometheus die Eingeweide heraushackte. Viele lernen, auf solche Weise erzogen, die Musik mehr verabscheuen als lieben. Ich bin daher ein Gegner der ausschließlich auf technischer Grundlage herrschenden musikalischen Erziehung, weil wohl nur die kleinste Anzahl von Menschen, welche Musik liebt und sich durch dieselbe angezogen fühlt, technisch beanlagt ist. Unnütze Zeitvergeudung,

Geldverschwendung und schließlich Abneigung gegen die Musik sowie ihre Meister, die das Kind eigentlich gar nicht kennen lernte, ist die Folge.

Die Art des Musikunterrichtes wird sich nach der Antwort auf die Frage richten: Was ist für den Menschen von der Musik notwendig zu wissen, um die Schöpfungen ihrer Meister genießen zu können? Denn bei den meisten Menschen handelt es sich um das Genießenkönnen, weniger um das Ausübenkönnen.

Notwendig in der musikalischen Erziehung ist vor Allem anfangs die Ausbildung und Pflege des Gehörs, notwendig ist ferner die Anleitung zur Entwickelung des Klang- und Formensinnes, sowie die Kenntnis der verschiedenen Stilarten, wie sie sich auf Grundlage des Wandels des Gefühls- und Geisteslebens der Menschen entwickelt haben. Aesthetik, Theorie und Geschichte der Tonkunst halte ich neben der technischen Ausbildung für unumgänglich notwendig.

Neben Chorgesang (für Gehörbildung und Rhythmus), neben Elementartheorie der Musik, neben allgemeiner Musiklehre, Geschichte und Aesthetik der Tonkunst halte ich allerdings das Klavierspiel für die musikalische Erziehung für wichtig, nicht etwa, um Klavierspielen zu erlernen, sondern nur das Material (Töne und Tonformen), aus denen die Schöpfungen der Musik bestehen, erfassen zu lernen. Beim Elementarunterrichte stellt sich schon sehr bald von selbst heraus, ob es sich lohnt, den Schüler weiter zu unterrichten, sodaß er im stande sein wird, später für sich selbst die Meisterwerke interpretieren zu können. Bald wird man auch merken, ob Talent, Lust und Liebe für die Erlernung eines Streichinstrumentes vorhanden ist. Sind die Faktoren vorhanden, so zögere man nicht, das Kind zu einem tüchtigen, wo möglich zu einem staatlich geprüften Lehrer zu geben, und nehme nicht den billigsten, sondern den besten.

Die Arbeiterfrage in Neu-Japan.

Von Leopold Katscher (Budapest).

Die fabelhaft schnelle wirtschaftliche Entwickelung, welche eine natürliche Folge des beispiellosen politischen und sozialen Umschwungs ist, den das Mikadoreich seit einem Dritteljahrhundert erfährt, hat auch in jenem fernen Lande eine Arbeiterfrage gezeitigt. Die allmähliche Umwandlung des alten Ackerbaustaates in ein modernes Industrie- und Handels-Emporium kann nicht verfehlen, die guten und die schlimmen Begleiterscheinungen — vorläufig sind die schlimmen noch obenan — jeder solchen Umwälzung nach sich zu ziehen. Angesichts der Sympathien, deren das strebsame Volk von „Nippon“ im Abendlande allenthalben gewürdigt wird, muß der in Rede stehende Gegenstand bei unseren Lesern auf lebhaftes Interesse stoßen,

welches um so größer sein dürfte, als über das Thema bei uns bisher äußerst wenig bekannt ist.

Jahrhundertelang herrschte das Kleingewerbe allein und man wußte nichts von der Großindustrie mit ihren riesigen Fabriken, ihren Arbeitervierteln und dem Zuzug vom Lande in die Großstädte. Erst seit rund zwanzig Jahren giebt es eine bedeutende Industrie, eine soziale Frage, gewaltige Städte. Tokio zählt heute fast zwei Millionen, Osaka nahezu eine Million, Nagoja, Kobé und Jokohama je etwa eine Viertelmillion Einwohner. Osaka mit seinem Schornsteinwald und seiner dicken, rauchgeschwängerten Luft erinnert an Manchester. Zahllose Männer, Frauen und Kinder arbeiten Tag und Nacht in lärmerfüllten Maschinensälen für Hungerlöhne. Die moderne Konkurrenzwirtschaft macht sich täglich mehr geltend, die patriarchalische Ruhe Alt-Japans schwindet immer mehr. Insbesondere in Seidenprodukten, Zündhölzchen, Baumwollgespinsten und Mattenwaren hat die Erzeugung einen so erstaunlichen Aufschwung genommen, daß ihre Ausfuhr sich in den zehn Jahren von 1889 bis 1899 teils verfünffachen, teils verdreißigfachen konnte!

Als die Großindustrie entstand, handelte es sich vor allem um die schleunige Herbeischaffung eines geeigneten Arbeiterpersonals. Da die städtischen Bevölkerungen nicht ausreichten, wurde die ländliche herangezogen. Die verlockendsten Zusicherungen der anwerbenden Vermittler und die unlohnende Härte des Ackerbauerberufs veranlaßten viele tausende von Dörflern — nach und nach wuchs die Zahl auf hunderttausende an — sich in den Dienst der Fabrikanten zu stellen. Und die Folgen? Überbürdung und schlechte Bezahlung der Arbeiter, Anhäufung von Massen, Wohnungsnot und Krankheiten, Entstehung eines Proletariats — tout comme chez nous. Aber den Unternehmern gelang, was sie beabsichtigten: die Heranbildung eines zwar nicht erstklassigen, jedoch sehr brauchbaren Stabes von Arbeitenden. Diese sind im allgemeinen intelligent und geschickt. Sobald man ihm die Handhabung einer Maschine beigebracht hat, bedient der Japaner sie ebensogut wie der Europäer und bei richtiger Anleitung erzielt man mit ihm vortreffliche Ergebnisse. Doch ist er nicht so fleißig und ausdauernd wie der abendländische Arbeiter, der in 7—8 Stunden mehr leistet als jener in 11—12. Auch sind die schlitzäugigen Arbeiter nicht leicht an Disziplin und Gehorsam zu gewöhnen; deshalb und infolge ihres beträchtlichen Eigensinns ist kein Verlaß auf sie. Der Mangel an Manneszucht zeigt sich bei den eingeschultesten Arbeitern ebenso wie bei den vorübergehend angenommenen Tagelöhnern. Nicht selten schwänzen sie unter erlogenen Vorwänden die Arbeit. Es fehlt ihnen an Ehrgeiz und sie treten oft aus den nichtigsten Ursachen aus, um anderswo einzutreten. Offenbar verstehen es die Brotherren nicht, ihnen Interesse an dem Beruf oder

Unternehmen einzuflößen. 1899 sagte der Leiter einer großen Osakaer Fabrik, welche zwischen 1000 und 2000 Menschen beschäftigt, er könne nie auf mehr als vier Fünftel seiner Leute zählen und André Siegfried („Le dévoloppement économique et social du Japan"), bekräftigt das Vorhandensein dieses Übelstandes, hinzufügend: „Er kommt und geht, wann er will; verletzt man seine Empfindlichkeit auch nur im geringsten, so geht er."

Die Arbeitslöhne sind in neuester Zeit, namentlich seit dem Kriege mit China, nicht unerheblich gestiegen, aber noch sehr geringfügig. In den Baumwollspinnereien von Tokio und Osaka bezahlt man heutzutage Männern ca. 80 Pfennig, Weibern ca. 45 Pf. pro Tag gegen 28 bzw. 16 Pf. im Jahre 1887. 1892 verdienten die Zimmerleute, die Schmiede, die Justierer und die Setzer 60 Pf. pro Tag; gegenwärtig verdienen sie 1 Mark, 1 M. 20, bezw. 90 Pf., während die Bergarbeiter, die 1892 nur 28 Pf. erhielten, jetzt 80 Pf. erhalten. All dies natürlich im Durchschnitt. Trotz aller Abweichungen nach Ort und Umständen läßt sich sagen, daß der durchschnittliche Tagesverdienst eines männlichen Arbeiters i. J. 1900 rund 1 Mark betragen hat. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß besonders tüchtige und seßhafte Arbeiter ausnahmsweise auch vielmehr — 2 bis 2½ Mark — bekommen, jedoch eben nur ausnahmsweise; André Siegfried schätzt die Zahl dieser Ausnahmen auf nur 4 bis 5 Prozent aller Arbeiter. Wie überall, werden auch im ostasiatischen Inselreich die allenthalben in großer Zahl angestellten Weiber und Kinder viel schlechter entlohnt als die Männer. Ein Kind verdient nicht mehr als 10 bis 25, ein Mädchen etwa 30 bis 40, eine Frau ca. 50 Pf. Siegfried erzählt, er habe in einer Osakaer Streichholzfabrik sechs- bis achtjährige Kinder Arbeitstage von acht Stunden für einen Gesamtlohn von 6 Pf. ableisten sehen! Die Niedrigkeit der Bezahlung entschädigt die Unternehmer einigermaßen für die Fehler des Personals; voraussichtlich werden mit dem Schwinden der Fehler die Lohnsätze immer höher steigen.

Verhältnismäßig nähern sie sich schon jetzt den mitteleuropäischen, d. h. sie reichen angesichts der Wohlfeilheit der japanischen Lebenshaltung, wenngleich sehr knapp, zur Lebensfristung hin, trotzdem sie seit dem Chinafeldzug nur um rund 45 %, die Kosten des Lebens aber um 50—60 % gestiegen sind, die Lage sich für die Arbeiter also eigentlich verschlechtert hat. Bei der allergrößten Sparsamkeit kommt eine aus Vater, Mutter und nur einem Kind bestehende Familie, ohne Not zu leiden, mit 30 Mk. monatlich aus; rechnet man den Lohnausfall an Feiertagen, Krankheitsfällen ꝛc., so muß die Frau tüchtig mitarbeiten, wenn die Familie knapp auskommen will. Sind mehrere Kinder da, so müssen die arbeitsfähigen unter ihnen ebenfalls heran, wenn nicht das größte Elend eintreten soll.

Recht schlimm ist das Los der tausende von Großstadt-Arbeitern, die nicht in Fabriken beschäftigt sind und als niedrige Taglöhner ꝛc. viel weniger verdienen als die „gelernten Hände". Ihnen gelingt es nur sehr schwer, sich vor dem Verhungern zu schützen, doch sind sie trotzdem nicht so arg daran wie das Proletariat der abendländischen Weltstädte, denn das Klima ist in Japan milder, sodaß die Armen sich mehr auf der Straße und im Freien aufhalten als in düsteren, dumpfen Höfen. Wie sie aber von ihren winzigen Einnahmen leben können, ist schier ein Wunder. In Japan stirbt niemand geradezu Hungers, aber ungemein viele Menschen müssen zu Darlehen und anderen Auskunftsmitteln greifen und sich die größten Entbehrungen auferlegen. Besonders reich an solchem Proletariat sind die Armenviertel von Tokio (das „Schinami-Cho") und Osaka („Niphombaschi"). Das Hauptkontingent stellen die Jinrikischazieher — da es in Japan sehr wenige Pferde giebt, werden die dortigen Droschken von Männern gezogen —, die Lumpensammler, die Wahrsager und die Gelegenheits-Handlanger.

Die Jinrikischazieher bilden in pekuniärer Hinsicht die Aristokratie dieser bedauernswerten Bevölkerung. Nach längerer Übung legen sie in der Stunde 10—12, im Tage 60—70 Kilometer zurück. Kein Eingeborener nimmt Rücksicht auf ihren keuchenden Atem und den von ihnen rinnenden Schweiß und sie sterben begreiflicher Weise zumeist frühzeitig an einem Herzübel. Wie elend muß man sein, um sich einem so furchtbar anstrengenden Beruf zu widmen! Die wenigsten sind Eigentümer ihrer Droschken, da sie den Preis (ca. 40 Mark) nicht erschwingen können. Gewöhnlich wird eine Jinrikischa gepachtet, und zwar beträgt die Miete im ersten Vierteljahr 20, im zweiten 12 und nachher 10 Pf. täglich. Da die Reparaturen jährlich 12—14 Mark kosten und die Bruttoeinnahme nur selten über 2 Mk., sehr oft aber nur 1 Mk. oder auch nur 80 Pf. täglich ausmacht, der Mann aber, um bei Kräften zu bleiben, sich kräftig nähren muß, kommt er nur sehr knapp aus. Dennoch ist er relativ weit besser daran als das übrige Proletariat — die Weiber, die zu Hause für Konfektionsfirmen arbeiten und es bestenfalls nicht über 20 Pf. pro Tag bringen; die Zeitungsverkäufer, welche sich oft mit 10—25 Pf. zufrieden geben müssen; die Lumpensammler, die Kleiderhausierer, die Streichholzschachtelerzeuger usw. Ein Knabe, der im Tag fünfzig Zündhölzchenschachteln herstellt, erhält dafür — 10 Pf.!

Unter großen Entbehrungen bringen es solche Leute zuwege, mit ihrer Familie von acht bis zehn Mark monatlich zu leben. Unmöglich ist das keineswegs. Als Wohnung dient der ganzen Familie zumeist eine einzige Kammer, die auf zwei Seiten offen ist (gegen die Gasse zu und in den mit Bäumchen bepflanzten Hof hinaus). Den Fußboden bedecken

Matten, die in der Regel schmutzig sind, da das Einkommen nicht zum häufigen Wechseln ausreicht. Auf diesen Matten wird gegessen, gearbeitet, geschlafen. Tagsüber tummeln die Kinder sich auf der Straße; sonst wäre das Leben in den zumeist nur neun bis zwölf Quadratmeter großen Kämmerchen unerträglich. Dafür sind diese aber auch sehr billig: die Monatsmiete beträgt blos M. 1.20 und wird gewöhnlich vom Eigentümer der betreffenden Häuschen in eigener Person in Tagesraten von 4 Pf. eingesammelt. Was die Nahrung anbelangt, so sind die Bedauernswerten sozusagen auf Lebensmittel aus zweiter Hand angewiesen — auf die Ueberbleibsel aus Krankenhäusern und Kasernen. Ihr Tagesbudget umfaßt durchschnittlich für 12 Pf. Reis, für 2 Pf. Bohnen, für 2 Pf. schlechte Fische. Das macht monatlich noch nicht 5 Mark für die ganze Familie! Da an neue Kleider nicht zu denken ist, werden in den niedrigen Trödlerläden alte, ganz schlechte gekauft. In Kobé bekommt man ein Hemd schon für 8, ein Beinkleid für 10 Pfennig! In den armseligsten Vierteln der Industriestädte kann man sich für kaum 5 Pf. rasieren und für 2½ Pf. das Haar schneiden lassen. Wer sich zuweilen den Luxus einer Unterhaltung gönnen kann, braucht ebenfalls nicht tief in die Tasche zu greifen. In den Straßen des Schinami-Cho, des Niphombaschi ꝛc. finden sich Theater mit Eintrittspreisen von 6—12 Pfg.; will man, statt auf der Erde, auf einem Kissen sitzen, so kostet das nur 1½ Pf. extra; ist man ein besonderer Verschwender, so läßt man sich Thee und Tabak geben, was blos 4 Pf. kostet. Das Vergnügen kostet also schlimmstenfalls 17½ Pf. Wenn jemand Lust hat oder genötigt ist, in einem öffentlichen Schlafhause zu übernachten, so braucht er dafür nur — je nach der „Güte" des Raumes — 4 bis 8 Pfennig zu entrichten; freilich läßt sich denken, daß die Zimmer nicht übermäßig rein sind. Thee erhält man dort in Hülle und Fülle unentgeltlich; auch ein warmes Bad, doch müssen sämtliche Gäste in einem und demselben Wasser baden. An Speisehäusern, in denen für 19 Pf. eine wirklich vorzügliche Mahlzeit — Fisch, Reis und Saké — zu haben ist, fehlt es ebenfalls nicht.

All' diese niedrigen Preise lassen Schlüsse zu auf das in den Stadtteilen der japanischen Enterbten herrschende Elend. Dort lebt jedermann nicht nur von der Hand in den Mund, sondern auch von einem Tag auf den andern. Von Ersparnissen kann selbstverständlich nicht die Rede sein und ein Unterschied von einigen Sen in den Einnahmen spielt eine große Rolle. Bei Arbeitsmangel und in Krankheitsfällen nimmt man die Pfandleiher in Anspruch, die glänzende Geschäfte machen, weil sie sich die Silberlinge, welche sie auf ein altes Kleidungsstück oder irgend ein Stück Hausrat leihen, mit 150—200% verzinsen lassen! Kein Wunder, daß sie in der Lage sind, mitten in die schmutzigste Armut hinein prächtige Häuser

zu stellen! Am ärgsten ergeht es den armen Leuten im Winter. Angesichts der leichten Bauart der Wohnungen mit ihren Papierfenstern müssen sie sich mit warmen Decken versehen. Wer den Kaufpreis nicht erschwingen kann, muß eine mieten und das kostet täglich 4—8 Pf. Die Allerärmsten gehen in ihrer Not manchmal so weit, die gemieteten Decken mit einem äußerst geringen Nutzen weiterzuvermieten.

Kehren wir nun zur eigentlichen Arbeiterfrage zurück, so fällt uns vor allem auf, daß es in Japan noch keinerlei Arbeitsgesetzgebung gibt. Die Arbeitszeit, die Unfallfrage, die Verwendung von Frauen und Kindern — all dies ist noch ebenso ungeregelt wie etwa vor hundert Jahren in England. In dieser Hinsicht hat sich Japan nicht modernisiert. Die Unternehmer können thun und lassen, was ihnen beliebt und nur die Minderheit treibt mit dieser bislang unbeschränkten Freiheit keinen Mißbrauch. In den meisten Betrieben wird das Personal erbarmungslos ausgesaugt, werden ganz kleine Kinder ohne jeden Schutz überanstrengt. Zahlreiche Industrielle sind so geldgierig, daß sie, gleich den londoner „Schweißsaugern", völlig vergessen, ihre Angestellten als menschliche Wesen zu betrachten. In den meisten Betrieben hat der Arbeitstag über 11 Stunden, auch für die jungen Mädchen, die in den Textilfabriken die Mehrheit des Personals bilden. Diese Mädchen werden gewöhnlich mittels Vertrags auf drei Jahre angenommen und wohnen und essen zumeist in der Fabrik, da sie vom Lande kommen und es der Sitte zuwiderlaufen würde, wenn sie in der Großstadt allein wohnen wollten. Von den 30—40 Pf., die sie täglich verdienen, bezahlen sie dem Brotherrn 12—16 Pf. für Kost und Quartier. Manche große Spinnerei beherbergt so tausend, zweitausend und mehr junge Arbeiterinnen, die in Gruppen von 15—20 in je einem Zimmer schlafen — nach japanischer Sitte auf den den Fußboden bedeckenden Matten. Die in großen Holzbaracken untergebrachten Schlafräume dienen tagsüber der Nachtschichte, nachtsüber der Tagesschichte; in den japanischen Spinnereien wird nämlich Tag und Nacht gearbeitet. Die drei täglichen Mahlzeiten bestehen hauptsächlich aus Reis und Fisch. Auch die dem Inselvölkchen unentbehrliche Badegelegenheit ist vorhanden, ebenso ein Hausspital, in welchem Erkrankte unentgeltlich behandelt werden.

Den eigentlichen Schandfleck der modernen japanischen Großindustrie bildet das herrschende Übermaß von Kinderarbeit. In den Baumwoll-Spinnereien plagen sich zahlreiche acht- bis zehnjährige Kleine täglich acht Stunden lang für einen Taglohn von 20 Pfennig! In der Streichholz-Erzeugung verwendet man sogar Sechsjährige und sie verdienen zuweilen blos 6 Pf. täglich! Diese Mißbräuche erregten schließlich die Aufmerksamkeit einiger hochgestellter Personen, die in Europa oder Amerika soziale

Studien getrieben hatten. Sie bewirkten, daß die Regierung dem Gegenstand näher trat und eine Gruppe von Arbeitsgesetzentwürfen ausarbeitete. Allein zur Beratung und Durchsetzung derselben im Parlament ist noch ein weiter Weg, denn die einflußreiche Unternehmerklasse wehrt sich dagegen und viele Adelige sind an der Großindustrie mit Kapital beteiligt; die Arbeiter aber besitzen noch kein politisches Stimmrecht, da dieses in Japan an einen sehr hohen Zensus gebunden ist. So wird denn wohl noch ziemlich lange alles beim alten bleiben, d. h. es wird nach wie vor der individuellen Menschenfreundlichkeit von Fall zu Fall überlassen bleiben, das Los der Arbeiter zu verbessern.

Die Japaner kennen die Wohlthätigkeit, aber vorläufig kaum die eigentliche Philanthropie im Sinne von Sozialpolitik. Die vorhandenen Anfänge — einige Fabriksparkassen, die Altersversorgung auf der Nagasakier Schiffswerfte, der Arbeiterhäuschenversuch der Spinnerei von Kanegafuchi ꝛc. — sind sehr geringfügig. Von der staatlichen, gesellschaftlichen und gegenseitigen Hilfsbewegung des Westens ist erst ein kleiner Anflug zu bemerken. Der Arbeiter wird im allgemeinen sich selbst überlassen, weder das Gesetz noch die Öffentlichkeit kümmern sich um ihn. Doch fängt er neuestens an, sich um sich selbst zu kümmern. Er beginnt, unzufrieden zu sein. Freilich, die große Masse ist außerstande, ihre Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, denn es fehlt ihr an Kenntnissen und an Organisation. Aber es giebt seit einigen Jahren auch schon eine aufgeklärtere, gebildetere Klasse, die berufen ist, der Kern einer Zukunfts-Organisation zu werden. Des politischen Stimmrechts entbehrend, hat diese kleine Schar nichts von Regierung und Parlament zu erwarten; allein sie lauscht den Worten des Sozialisten Sen Katajama, eines zum Christentum bekehrten Ex-Hörers amerikanischer Universitäten, der, von der segensreichen Thätigkeit der modernen „social settlements“ begeistert, sein Leben der Hebung der Lage seiner arbeitenden Landsleute widmet. Er hat zu Tokio einen Kindergarten und eine Volkshochschule gegründet, ein Lassalle'sches Buch übersetzt und giebt die Halbmonatsschrift „Die Arbeiterwelt“ heraus. Siegfried schreibt von ihm: „Sehr bemerkbar macht sich der Einfluß des Auslandes in seinem Programm — einem merkwürdigen Gemisch von praktischer Sozialpolitik, christlicher Menschenliebe und sozialistischer Propaganda . . . Er ist ein großer Freund des Genossenschaftswesens, der Gewerkvereinsbewegung und der Arbeitseinstellungen. Damals (Okt. 1899) machte er gerade eine ausgedehnte Reise, um im Norden des Landes Gewerkvereine ins Leben zu rufen und die Gründung von Genossenschaften anzubahnen.“

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Elite der Arbeiter sich zu regen beginnt; der Verein der Tokioer Druckereiarbeiter zählt über

2000 Mitglieder, der Bund der Mechaniker der Eisenbahngesellschaften verfügt über einen Agitationsfond von 40000 Mark, die Zahl der Gewerkvereine und der Streiks nimmt stetig zu. Seit Neujahr 1901 erscheint in Tokio sogar eine sozialdemokratische Tageszeitung, „Commons“ betitelt, die zu einem Viertel englisch, zu drei Vierteilen japanisch geschrieben ist. Im ganzen jedoch ist noch sehr wenig geschehen, die soziale Bewegung macht nur recht langsame Fortschritte, die Organisationen bilden noch immer Ausnahmen, und es kommt ungemein selten vor, daß ein Streik die Fabrikanten zum Nachgeben veranlaßt. Der japanische Arbeiter ist noch zu wenig gewöhnt an die Disziplin und die Assoziationskunst der Arbeiter des Westens. Er giebt leicht nach, wo er fest sein sollte, oder er bleibt halsstarrig, wo er sich fügen müßte. Seine Erregbarkeit und Streitsucht, seine Empfindlichkeit und Unzuverlässigkeit beeinträchtigen seine Vereinigungsfähigkeit und erhöhen seine Ohnmacht. Aber wenngleich Japan, das sich mit den politischen Reformen so sehr überstürzt hat, für die sozialen Reformen augenblicklich noch nicht ganz reif sein mag, so läßt sich doch als sicher hinstellen, daß es dieselben in absehbarer Zeit wird in die Hand nehmen müssen. Die großen Mißstände seiner neuesten Industriepolitik werden das unvermeidlich machen.

Noch ein Beitrag zur Fabel von den drei Ringen.

Zu der Frage von dem Ursprung der Fabel von den drei Ringen möchte ich hier eine Erzählung wiedergeben, die sich in einem von dem Arzte Salomo de Viago verfaßten Werke „Schebet Jehuda“ vorfindet. Es läßt sich zwar auch von hier auf die Originalität der Fabel nicht schließen, doch ist dieselbe für die in Betracht kommende Frage insofern von Interesse, als sie einen historischen Hintergrund hat und nicht vielen bekannt sein dürfte. Außerdem läßt sich annehmen, daß Boccaccio den Stoff für seine Erzählung aus dieser Quelle geschöpft hat. Sie lautet nach einer Übersetzung aus dem Hebräischen wie folgt: König Don Pedro der Ältere wollte einen Kriegszug gegen die Ungläubigen unternehmen. Da sprach zu ihm Nicolao von Valencia: Warum willst Du gegen die Ungläubigen in die Ferne ziehen und die Ungläubigen im eigenen Lande, die Juden, verschonen, welche uns hassen? — Da sprach der König: Hast Du Dich selbst davon überzeugt? Und Nicolao antwortete, daß er also von einem getauften Juden vernommen. Der König aber bestritt die Glaubwürdigkeit des Apostaten und ließ, um sich selbst zu überzeugen, einen weisen Juden vor sich kommen, den Rabbi Ephrajim Iben Chango. Und der König sprach zu ihm: Sage mir, welche Religion besser ist, die christliche oder die deinige. — Und der Weise antwortete: Meine Religion ist mir besser, denn Sklaven waren meine Eltern in Ägypten, und Gott hat uns mit vielen Wundern befreit; deine Religion aber, o König, ist dir besser, da sie die herrschende ist. — Ich habe nicht, entgegnete der König, nach der Zweckmäßigkeit gefragt; ich will vielmehr wissen, welche Religion an und für sich die bessere ist. — Der Weise verlangte drei Tage Bedenkzeit, und der König gewährte die Frist. Nach drei Tagen kam der Jude vor den König betrübt und niedergeschlagen.

— Warum bist du so betrübt? fragte der König. — Man hat mich unschuldig gekränkt, antwortete der Weise. Mein Nachbar ist verreist und hat jedem seiner beiden Söhne einen kostbaren Edelstein zurückgelassen. Nun kamen die beiden Söhne zu mir und verlangten, ich solle ihnen die Steine schätzen und sagen, welcher von beiden den Vorzug verdiene. Ich aber sprach: Wer kann euch bessere Auskunft geben als euer Vater, der ein großer Künstler, ein Kenner der Edelsteine, ihrer Form und Fassung ist? Schicket zu ihm, er möge euch die Wahrheit sagen. Wegen dieser Antwort haben sie mich geschlagen und geschimpft. — Sie haben dir Unrecht gethan, sprach der König, und verdienen bestraft zu werden. — Da sprach der Weise: So mögen doch deine Ohren vernehmen, o König, was dein Mund spricht. Siehe Esau und Jakob waren Brüder, und jeder von ihnen hat einen Stein bekommen (jedem von ihnen ist ein Stein gegeben worden); da nun mein König wissen will, welcher den Vorzug verdient, so möge der König einen Boten schicken an unsern Vater im Himmel, der da ist ein großer Juwelier (Lapidario), und er möge sagen, welcher Stein den Vorzug verdient. — Und der König sprach: „Siehst du, Nicolao, wie klug und weise dieser Mann ist! Du aber verdienst bestraft zu werden, weil du die Juden verleumdet hast.“ — Nach dieser Erzählung stammt die Fabel aus dem 14. Jahrhundert und bestätigt die Annahme, daß sie jüdischen Ursprungs sei. Und ich glaube, es wäre vielleicht eher wahrscheinlich anzunehmen, daß es zwei Originale gab, als daß diese fünf Fabeln alle einen Ursprung haben, und daß sie durch eine Wanderung, den das Original von dem Orient nach dem Occident gemacht hat, auf uns gekommen sind.*)

J. Weber.

Kleine Mitteilungen.

Die Nachricht, daß das Marinelazarett auf dem Dampfer „Tucuman“ den Kopf des Mörders, der den Gesandten v. Ketteler erschoß, aus China mitgebracht hat, erregt in allen Kreisen, die nicht vom Chinakoller befallen sind, berechtigten Abscheu. Der „Reichsbote“ bemerkt dazu: „Der Kopf ist nach Berlin gesandt worden: Was er hier soll, ist nicht recht begreiflich.“

Nun, vielleicht findet er doch in Berlin bei der Errichtung eines Chinadenkmals stilgemäße Verwendung. Aber was sind das für christliche Soldaten, die die Köpfe getöteter Feinde abhacken und mit sich schleppen, wie der Indianer die Skalpe? Man hat in einem Teil der Presse versucht, dieses ekelhafte Gebahren mit dem Hinweis darauf zu entschuldigen, daß mit der Trennung von Kopf und Rumpf für die Chinesen die Strafe erst furchtbar werde. Was ist das aber für eine Moral, die mit solchen Motiven arbeitet! Damit läßt sich jede Roheit, jede Scheußlichkeit im chinesischen Feldzuge und bei der „Erwerbung“ und „Pazifizierung“ unserer Kolonien als notwendig erweisen. Und nun vergleiche man, wie dieselbe Presse über die Kriegführung der Engländer in Südafrika zetert! Der Mund trieft von Phrasen über „Christentum“ und „christliche Moral“, und die Handlungen wetteifern an Roheit mit denen der Hunnenhorden und mit den kriegerischen Hilfsmitteln des seligen Imperators Attila.

---

*) Anm. der Red.: Die Fabel Boccaccios ist so abweichend von der hier in dankenswerter Weise mitgeteilten Version, daß uns ein direkter Zusammenhang beider nicht wahrscheinlich erscheint. Hingegen sehen wir von neuem, wie beliebt das Motiv war, und wie häufig es bei den Erörterungen über die wahre Religion verwendet wurde.

Büchertisch.

Ausgewählte Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen von Dr. Max Schasler. Jena 1901. Verlag von Bernhard Vopelius. Preis 3 M.

Unter diesem Titel ist eine Reihe von Studien und Kritiken aus dem Gebiete der Philosophie und Ästhetik erschienen, die Max Schasler im Laufe seiner langjährigen verdienstvollen Wirksamkeit in einigen unserer angesehensten Zeitschriften veröffentlicht hat. Neu ist nur eine Studie: „Materialismus und Realidealismus", das philosophische Glaubensbekenntnis des greisen Gelehrten, das er, wie es im Vorwort heißt, „in spätem Greisenalter (nach seinem 82. Geburtstag) mit zitternder Hand und sehr geschwächtem Augenlichte unter vielen Schmerzen niedergeschrieben."

Es sind formvollendete, tiefdurchdachte Arbeiten von bleibendem Werte die hier aus der Zerstreuung und Verborgenheit, dem unausbleiblichen Schicksal selbst der besten Aufsätze der gelesensten Zeitschriften, gerettet sind. Ich nenne besonders die Arbeiten: „Der ethische Zweck des Dramas und die Behandlung historischer Charaktere." — „Kann Kunst gelehrt werden?" — „Das moderne Kunstvereins- und Ausstellungswesen." — Schasler steht ganz auf dem Standpunkte des Idealismus; der Inhalt des Dramas ist ihm der „Kampf zwischen Idee und Wirklichkeit", verkörpert in einer oder mehreren bestimmten Individualitäten, welche durch hervorragende Eigenschaften oder durch bedeutende Lebensstellung unser Interesse zu erregen geeignet sind. In der Tragödie geht der dramatische Charakter als Träger der Idee an der Wirklichkeit zu Grunde, in der Komödie ist der dramatische Charakter Träger des Realen — „er rennt sich an der Macht der Idee den Kopf ein"; für das glücklich ausgehende, ernste Schauspiel läßt diese Definition, wie Schasler zugiebt, keinen rechten Platz. Die ethische Wirkung der Tragödie besteht, er folgt hierin Aristoteles, in der Katharsis, d. i. in der Erregung von Furcht und Mitleid behufs Reinigung der Leidenschaften, d. i. wie Schasler verallgemeinernd sagt, in der Befreiung und Gesundung des Geistes; die ethische Wirkung der Komödie besteht in der Empfindung von Verachtung und Schadenfreude. Ebenfalls von Aristoteles beeinflußt verlangt er nicht historische Wirklichkeit der Ereignisse, sondern historische Wahrheit des Charakters.

Ich kann mir nicht verhehlen, daß der in diesen Aufsätzen zu Tage tretende Idealismus zu weit von der Wirklichkeit wegführt und die Momente der neueren Kunstrichtung, welche wir als berechtigt anerkennen müssen, die genauere Wiedergabe der Thatsächlichkeit und die tiefere, realistische Psychologie, unberücksichtigt läßt. Von höchstem Idealismus beseelt wird Schasler auch dem modernen Kunstvereins- und Ausstellungswesen nicht gerecht, das nach seiner Ansicht die Kunst verflacht, indem es einen Kunstmarkt herstellt; aber manche Kunstausstellung war für die Entwickelung der Kunst von einschneidender Bedeutung. Sein philosophisches Glaubensbekenntnis ist, und hierin hat er ein Vorbild an Schillers Idealrealismus (über naive und sentimentale Dichtung): Idealismus und Realismus sind nicht sich einander ausschließende Gegensätze, sondern untrennbar verbunden, weil nur diejenige Idealität insofern eine innere Wahrheit enthält, als sie die Möglichkeit einer Realisation darbietet, und ebenso nur diejenige Realität eine innere Wahrheit besitzt, als sie den Zufälligkeiten der bloßen Wirklichkeit gegenüber eine zur Realisation treibende Idee verwirklicht. — Dieses Glaubensbekenntnis des zweiundachtzigjährigen Greises könnte auch der Jugend zur Richtschnur dienen! Ihr sei das Werk noch am meisten empfohlen.

Prof. Dr. Mannheimer.

Zwischen Altem und Neuem. Schauspiel von Erdmann Gottreich Christaller Selbstverlag des Verfassers (Ottenhausen b. Neuenburg in Württemberg). 1901. Preis 80 Pfg.

Ja, sie stehen zwischen Altem und Neuem die Menschen, die uns Christaller in seinem Schauspiel vor Augen führt! Nur kurz sei hier der Inhalt des Stückes angedeutet! Der alte Prälat Gerhard „hat sechzig Jahre seinem Herrn gedient, der Glaube war immer seine liebste Speise von Jugend auf". Nur in letzter Zeit sind ihm Zweifel gekommen, hervorgerufen durch den Umgang mit seinem Vikar, der, durch und durch Materialist, mit einem geheuchelten, Schuhnägel verdauenden Glauben mit dem alten Mann eine „Apologetik" treibt, die ihm die Grundfesten seines Dogmatismus zu erschüttern droht. Da kommt sein Sohn, der Theologe Walther, aus der Welt ins Vaterhaus zurück. Aber anders als er fortgegangen! denn draußen ist er vom modernen Zeitgeist erfaßt worden, hat er seinen Glauben vollständig verloren. Der Vater aber will ihn zum Glauben zwingen, will, daß er „nicht Ich, sondern Er" sei, will, daß er trotz seines Unglaubens ein Pfarramt annehme! Der Sohn jedoch weist solches Ansinnen schroff zurück. In der „eklen Maske" des Vikars sieht er sein eigen Schicksal, und weder die salbungsvollen Reden des eitlen und herrschsüchtigen Hofkaplans, dem es nicht um Walther, sondern um Vermeidung eines „Skandals" zu thun ist, noch die leeren Worte der ebenso eitlen liberalen Geistlichen können ihn dazu bringen, ein Amt anzunehmen, dessen Träger ihm 300 Jahre zu spät auf die Welt gekommen zu sein scheinen, obwohl der Hofkaplan dem Glaubenslosen verheißt, daß „das heilige Wort, wofern es nur in seiner göttlichen Lauterkeit verkündigt werde, an der eigenen Seele seine Kraft erweise und die, die es predigen, zu starken, überzeugten Dienern der Kirche mache." So kommt, was kommen muß: Der Vater verstößt den Sohn und mit ihm dessen Pflegeschwester Selma, die sich ihm in Liebe hingegeben. Ein Versuch des Sohnes sich mit dem Vater zu versöhnen, bringt diesem den Untergang. Denn er entdeckt dabei, daß er von seinem Sohn verachtet, von dem „glaubensstarken" Vikar betrogen wird, und zerschmettert den Kopf am Thürpfosten. Für Christallers Schauspiel ist das sonst so viel mißbrauchte Wort „fein" am Platze. Fein ist der ganze Aufbau des Stückes. Fein sind die handelnden Personen gezeichnet, die sämtlich symbolisch sind, ohne daß der Symbolismus sich irgendwie aufdringlich bemerkbar machte. Fein ist der Gegensatz zwischen dem verzerrten, aufdringlichen, schwülstigen Christentum des „echten Glaubens" und dem stillen Thun des bescheidenen Buddhisten Ruland sowie dem liebewarmen Handeln der im thätigen Christentum lebenden Schwester Beate. Fein sind die Konfliktsszenen zwischen Vater und Sohn, die Liebesszenen zwischen Walther und Selma, die Szene, in der Hofkaplan, Vikar, Pfarranweser auf Walther einsprechen, ihn zum Heucheln zu veranlassen; fein auch die Szene, in welcher der fromme Jünglingsverein des Hofkaplans, voll Eifer für den Herrn dem kranken Prälaten, der durch seinen Sohn in den Geruch der Lauheit und Gleichgültigkeit in kirchlichen Dingen gekommen ist, unter Absingung von „Ein feste Burg" taktmäßig die Fenster einwirft. Hoffen wir, daß das Stück über die Bühne geht, denn das verdient es; an einem Erfolge ist nicht zu zweifeln. Als Lektüre sei es aber bis dahin allen denen empfohlen, die Interesse und Verständnis haben für Menschen, die „zwischen Altem und Neuem" stehen.

Dehlingen (Elsaß). Emil Felden.

Blut der Nächte. Ein Gedichtebuch von Friedr. Benz. Erscheint im Lyrik-Verlag München 1901.

Der Gedichtemacher singt auf Seite 1 in der „Sehnsucht des Lichtes", die „sprachlich ausdrücken soll, was Franz Liszt in seinem Klavierstück „Vallée d'Obermann" sagen wollte":

„Ich weiß noch die Füße
Die matten,
Die sich den meinen
Ergeben hatten."

Und auf Seite 5:

Wenn die Nächte in den Wolken schweben,
Will deine Nacht
Sich in die meine kleben."

Und das sind noch nicht die schlimmsten Anpöbeleien, die sich der „Dichter" gegen Dichtkunst und guten Geschmack leistet. Uns thut es um das Papier, die Druckerschwärze und die Arbeitskraft, die der Vervielfältigung dieser „Gedichte" geopfert werden mußten, und — um die Verlagsbuchhandlung leid, deren Name den Umschlag ziert. — Sehr viel weniger anempfundene Sinnlichkeitsphrasen und Plattheiten, sehr viel mehr wahre, tiefe Empfindung — wenn auch solche derber Sinnenlust — und dichterische Begabung — — und aus dem hohlen Wortgeklingel dieses Büchleins wird doch nie ein „Gedichtebuch" werden. S.

Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Richard Calver. Berlin—Bern 1902. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.

Briefkasten der Redaktion.

Jaitner, Lehrer. Königshütte. Sie schreiben uns auf einer Postkarte: „Sende Ihnen hiermit Ihr Schmutzblatt zurück. Es gehört schon eine Portion Frechheit dazu, einem katholischen Lehrer ein solches Elaborat zuzuschicken. Sollten Sie es noch einmal wagen, so werde ich Ihr Gebahren in der Zeitung brandmarken. Da traue ich den Rednern der Osnabrücker Katholikenversammlung doch noch mehr zu, als dem unreifen Hirn Ihres Referenten."

Daß Sie den Rednern des Osnabrücker Katholikentages mehr zutrauen als unserem Referenten, ja daß Sie ihnen blindgläubig vertrauen, wollen wir Ihnen nicht anrechnen, — das ist die Pflicht eines „guten Sohnes der katholischen Kirche". Nur bedauern wir die deutschen Kinder, die von einem Lehrer unterrichtet und erzogen werden, der sofort mit Schmutz um sich wirft, um jede Äußerung anderer Ansichten als der ihm eingeimpften von sich fern zu halten, und es erfüllt uns mit lebhaftem Schmerze, unter den Lehrern unserer Jugend einem Mann mit so mangelhaftem ästhetischem Gefühl zu begegnen, daß er solche Worte an einen vermeintlichen Gegner nicht nur überhaupt, sondern auf offener Postkarte schreibt, — weil ihm eine Probenummer einer Zeitschrift zugegangen ist. Daß Sie aber so wenig Einsicht in unser litterarisches Leben hätten, daß Sie glauben könnten, man hätte Ihnen als „katholischem" Lehrer mit dieser Zusendung etwas Besonderes anthun wollen, das können wir doch nicht annehmen; das scheint uns selbst für die Urteilskraft eines „katholischen" Lehrers zu — katholisch.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
herausgegeben von
Carl Sarnger

Nr. 16. 20. November 1901. I. Jahrgang.

Materielles und Ideelles im Zolltarif-Entwurf.

Die Fragen der Wirtschaftspolitik rein und ausschließlich vom materiellen Standpunkte aus zu behandeln, erscheint heute als der Weisheit höchster Schluß. Insbesondere bei allen Zolländerungen frägt man — und man wird belehrt so zu fragen — nützt oder schadet die Änderung mir? Je nach dem Ausfall dieser Frage entscheidet sich die Zustimmung oder Ablehnung, wobei natürlich alle jene Kreise, deren direktes persönliches Interesse bei der Änderung nicht berührt wird, gleichgültig bleiben. Uns geht es ja nichts an — warum sollen wir uns aufregen? Warum sollen wir uns in Gegensatz zu vielleicht einflußreichen Interessentengruppen oder gar zur Regierung bringen? So ist das 1879 begonnene Werk, die nationale Gemeinschaft in eine große Anzahl sich bekämpfender oder unterstützender Interessenkliquen aufzulösen, unerwartet vollständig gelungen, und wir sehen insbesondere die große Schar der anscheinend Unbeteiligten in eine geradezu erschreckende Gleichgiltigkeit versunken, die selbst jetzt nicht recht weichen will, wo der neue Zolltarifentwurf die Interessen der Gesamtheit in empfindlichster Weise zu beeinträchtigen droht. Auch hier glaubt man noch, es mit einer Angelegenheit zu thun zu haben, die nur jene an den Zolländerungen zunächst betheiligten Produktionen angeht, während doch durch die vorgeschlagenen Änderungen das gesamte Erwerbsleben und damit die gesamte Nation schwer in Mitleidenschaft gezogen wird, so schwer, daß uns seit Jahrzehnten nur wenig Fragen zur Entscheidung vorlagen, die dieser Zolltarif-Änderung an Wichtigkeit und Tragweite gleichkamen.

Es sei nur daran erinnert, daß unser Gesamt-Außenhandel die Summe von 10 Milliarden im Jahr überschritten hat. Das sind gewaltige Werte, deren Bedeutung wir uns nur noch schwer vorstellen können. Als wir die französische Kriegsentschädigung im Betrage von 4 Milliarden Mark empfingen, hat dieser Goldstrom unser ganzes Wirtschaftsleben sehr

bemerkbar beeinflußt und eine trügerische Blüteperiode — die bekannte Gründerära — im Gefolge gehabt. Hier handelt es sich nun um einen immensen Warenstrom, nicht um einen einmaligen, sondern um einen alljährlichen, zu dessen Bewegung eine Fülle von Intelligenz, Unternehmungsgeist, technischem Können und ununterbrochener ehrlicher Arbeit notwendig ist, der zu seiner Voraussetzung die Anstrengungen von Jahrhunderten und eine hohe Blüte menschlicher Kultur hat. Der Strom fließt über unsere Grenzen hinüber und herüber, er macht nirgends Halt; denn es ist kein Land, keine Zone und kein Erdteil, die nicht an ihm beteiligt wären. Er enthält an Waren alles, was zum Leben notwendig ist oder was das Leben angenehm machen kann: Lebens- und Genußmittel, Rohstoffe zur Weiterverarbeitung, Halb- und Ganzfabrikate von den rohesten bis zu dem feinsten Ergebnis einer vollendeten Technik oder der höchsten Kunstentfaltung. Es giebt kein Gewerbe, es giebt keine Familie, keinen Stand, die an ihm nicht beteiligt wären, der Ärmste wie der Reichste, allen bietet dieser furchtbare Warenstrom etwas. Er schützt sie vor dem Hunger, er kleidet sie, er bietet ihnen je nach ihrer Kaufkraft mehr oder minder reiche Gaben. Millionen und abermals Millionen würden im wahrsten Sinne des Wortes in Not und Elend verfallen, wollte man diesen gewaltigen, alles befruchtenden Strom, gegen den die Überschwemmung des Nils ein ganz untergeordnetes Ereignis ist, hemmen und aus seinem gewohnten Bett hinauswerfen.

Bei dem Zolltarifentwurf handelt es sich nun um die Neuregelung der Flutverhältnisse dieses Stromes. Er soll eingedämmt und eingezwängt werden, er soll sein Tempo und seine Massen dem Willen der Gesetzgeber anpassen und dabei sind natürlich plötzliche Hemmungen in Form von Zollkriegen und ein allmähliches Abschwellen bis zu mehr oder minder deutlichem Versiegen durch qualitativ unzureichende Handelsverträge nicht ausgeschlossen. Daraus ergiebt sich die Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung für die Allgemeinheit ohne weiteres. Diese Wichtigkeit wird nur noch bestätigt durch die beabsichtigten Eingriffe in die Lebenshaltung aller, durch das Hineinsteigen der Gesetzgebung in die Ernährungs- und Küchen-Verhältnisse jedermanns, über die der satte Reiche am Ende lächeln kann, die aber nicht blos für die Armen, sondern für alle Minderbegüterten überhaupt — und das sind 94 % der Gesamtbevölkerung — etwas sehr Abstoßendes und Peinliches haben. In dieser Beziehung steht der Zolltarif in einem ausgesprochenen Gegensatz zu jeder Sozialpolitik und er droht im Ernste damit, alle die vieljährigen Anstrengungen zur Hebung unserer arbeitenden Massen wieder zu nichte zu machen. Hier treten schon Gesichtspunkte zu Tage, die nicht mehr rein materiell, sondern sozial sind: die allgemeine Herunterdrückung der Lebenshaltung, die sich durch das Almosen einer

Hinterbliebenen-Versicherung niemals ausgleichen läßt. Das Korrelat der Zollerhöhungen in dieser Beziehung ist eine Einbuße an Lebensfreude und Lebensgenuß, eine Zwangsvollstreckung in den ohnedies nicht übermäßigen Anteil an den Lebensgütern, den die arbeitenden Klassen in schwerem Kampfe sich errungen haben. Diese Klassen können den neuen Tarif nicht anders als grausam und hart empfinden. Ist es möglich, daß Sozialpolitiker und Ethiker diesen Zusammenhang nicht mit flammendem Protest aufweisen und alle ihre Kraft einsetzen im Widerstand gegen ein so unsoziales Vorgehen?

Aber nicht nur der Sozialpolitiker, auch der Unternehmer hat alle Ursache, sich hier an die Seite des Arbeiters zu stellen. Wenn dem deutschen Gewerbe ein völliger Siegeslauf ermöglicht wurde, so hat die Besserung im Arbeiterlose dazu nicht das Wenigste beigetragen. Der bessergestellte, in seiner Gesundheit nach Möglichkeit geschützte, mit ausreichender Erholungszeit bedachte, sich selbst öffentlich bethätigende Arbeiter wächst allerdings aus dem patriarchalischen System heraus und erhebt den Anspruch, als freier Mensch, als gleichberechtigtes Individuum geschätzt und behandelt zu werden. Aber in gleichem Maße hebt sich seine Arbeitsleistung; er wandelt sich aus der Arbeitsmaschine um zu einer schaffenden Hilfskraft des Unternehmers. Mit den Fabrikarbeitern der siebziger Jahre würde die deutsche Industrie die stolze Stellung, die sie heute auf dem Weltmarkt einnimmt, nie erreicht haben, dazu war die soziale Hebung des Arbeiters notwendig, der so der beste Bundesgenosse des Unternehmers wurde. Kann es da für den verständigen Unternehmer eine gleichgültige Sache sein, wenn dieser schwierige und langwierige Prozeß der sozialen Hebung nun willkürlich unterbrochen wird? Was ist für ihn wichtiger, der Arbeiter oder der Zoll?

Aber nicht nur minder leistungsfähige Arbeiter, auch ein technisches Zurückbleiben der Industrie selbst gehört zu den Imponderabilien der Hochschutzzöllnerei. Sollen unsere Gewerbe ihre Stellung auf dem Weltmarkt behalten und sie ausdehnen, wollen sie dermaleinst an Stelle Englands und im Wettkampf mit dem aufgehenden Industriegestirn der Vereinigten Staaten den Weltmarkt beherrschen, so ist das nur möglich auf Grund technischer Mehrleistung. Diesem Ziel arbeitet der Zoll entgegen und zwar um so mehr, je mehr er sich dem Hochschutzzoll mit prohibitivem Charakter nähert. Soll sich die Technik im fortschrittlichen Sinne bethätigen, so müssen ihr unausgesetzt neue Aufgaben gestellt werden, so braucht sie immer wieder starke Anregungen. Sie muß ihr Ziel fort und fort höher stellen, um sich ihm schrittweise anzunähern. Es muß ihr nicht nur Gelegenheit gegeben werden, die Leistungen der übrigen Länder praktisch kennen zu lernen, sie muß auch in der Lage sein, den Kampf

mit ihnen — sei es auf heimischem Boden, sei es auf dem neutralen Terrain des Weltmarktes — aufnehmen zu können. Die Zölle wollen an Stelle des technischen Fortschritts diesen Kampf übernehmen und sie leisten dadurch der Industrie auf die Dauer einen schlechten Dienst. Denn sie wiegen die Industrie in die trügerische Illusion einer Leistungsfähigkeit, die sie in Wahrheit nicht besitzt. Sie schläfern sie ein und machen sie sorglos, sie sind der schlimmste Feind unausgesetzten zähen Ringens, das oft genug unbequem sein mag, das aber das Vertrauen in die eigene Kraft ergiebt und als köstlichste Blüte den Fortschritt in allen Fabrikationsmethoden, ohne den die Industrie zurückbleibt — eine bequeme Beute für strebsame Konkurrenten.

Machen sich etwa derartige Folgen nicht schon jetzt bemerkbar? Hätten wir zuverlässige Angaben über die Herstellungskosten in Deutschland und anderen Ländern, würden wir vielleicht finden, daß manche Ausfuhr-Erfolge unserer Industrie nur auf Kosten eines Zuschusses möglich waren, den die Fabrikanten infolge der hohen Zölle von ihren inländischen Abnehmern einkassieren konnten. Dieser Zuschuß wird zum Teil offenkundig gewährt, wie in den Abmachungen zwischen Kohlensyndikat und den Eisenkartellen, oder er wird von den Syndikaten heimlich betrieben. Der Drahtstiftverband z. B. hatte im zweiten Halbjahr 1900 im inländischen Geschäft einen Gewinn von 1,2 Millionen Mark, im ausländischen dagegen einen Verlust von 859 000 Mk. Er verkaufte im Ausland 100 kg für 14 Mk. und hielt sich im Inland schadlos durch einen Preis von 25 Mk., der einen reichlichen Ausfuhrzuschuß enthält. In der „Frankfurter Zeitung" wurde vor etwa Jahresfrist eine instruktive Übersicht der Herstellungskosten für Baumwollgarne in Deutschland und England veröffentlicht. Es ergaben sich da recht interessante Zahlen. Für Copsgarne z. B. sank der Herstellungspreis von 1866 bis 1879 von 79 Pfennig pro Pfund englisch auf 33 Pfg. 1879 kam der Zoll. 1880 schnellt der Preis schon wieder auf 42 Pfg. hinauf, 1881 auf 44 und 1887 beträgt er 45 Pfg. Für 20er Trosselwater waren die Spinnkosten 1879 bis auf 27 und 27½ Pfg. gesunken. Nach Einführung des Zolles stiegen sie sofort wieder auf 35,7 Pfg., sie halten sich lange auf diesem Preis, sinken dann aber allmählich bis auf 21 Pfg. infolge zunehmender innerer Konkurrenz. Jetzt war also die Aussicht auf einen Ausgleich für den Zoll vorhanden. Was geschah nun? Die Fabrikanten bildeten ein Kartell und alsbald schnellt der Spinnlohn wieder auf 27⅞ Pfg. hinauf. In England dagegen sinkt der Spinnlohn ununterbrochen von 32,7 Pfg. in 1871 bis auf 13 Pfg. in 1900. Die Engländer spinnen heute um 9½ Pfg. billiger als 1879, die Deutschen genau so teuer wie damals. 1879 war der Unterschied zwischen den Herstellungskosten in Deutschland und England nur noch 5 Pfg., heute beträgt er nahezu 15 Pfg.

Wir sehen an diesem lehrreichen Beispiel, wie sehr der Zoll ein Feind technischen Fortschrittes ist und wie er letzten Endes die durch ihn geschützte Fabrikation konkurrenzschwach oder gar konkurrenzunfähig macht. Wenn nun die Unternehmer blos an ihr nächstes eigenes Interesse denken, werden sie leicht geneigt sein, diese Folgen der Schutzzöllnerei zu übersehen. Wer für das deutsche Erwerbsleben besorgt ist, muß deshalb die kleinen Einzelinteressen rücksichtslos zur Seite schieben und den Blick fest auf die Allgemeinheit richten. Dann wird er nicht im Zweifel darüber sein können, daß der neue Tarif ernste Gefahren für unsere Arbeiter, für unsere industrielle Leistungsfähigkeit, wie für den technischen Fortschritt enthält. Daß dazu auch politische Einwirkungen kommen, sei nicht verschwiegen. Es ist eine Politik des Kleinmutes, die wir mit dieser Absperrung betreiben, und es drückt sich in ihr eine Verzagtheit aus, zu der angesichts unserer Leistungsfähigkeit kein Grund vorliegt. Solcher Kleinmut und solche Verzagtheit bleibt aber schließlich nicht auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt, es wird durch sie eine Denkart großgezogen, die uns alsbald überall im öffentlichen Leben entgegentritt, ebenso in der Form der Unentschiedenheit wie in der schwächlicher Zurückhaltung. Man kann eben, wie schon Johann Jacoby gefunden hat, die politischen und wirtschaftlichen Fragen nicht von einander trennen. Deshalb berührt der scheinbar blos materielle Zolltarif unser gesamtes Volksleben, und es sind in ihm außerordentlich wichtige ideelle Gesichtspunkte mitzuentscheiden. Das Endresultat kann aber nur eines sein, daß nämlich dieser Entwurf unter allen Umständen zu bekämpfen ist.

— — — —

Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart.

Von Moenius.

III.

Das Frankfurter Theater kommt in Betracht nicht blos als Stätte der Unterhaltung und Bildung für die Frankfurter selbst, sondern auch als ein Haupt-Anziehungspunkt für die nähere und weitere Umgebung, somit für Frankfurt als ein ästhetischer und wirtschaftlicher Faktor ersten Ranges. In Bezug auf das Theater hat Frankfurt allerdings eine schwere Konkurrenz auszuhalten, denn in einem Umkreis von hundert Kilometern befinden sich nicht weniger als zwölf Theater, darunter drei Hofbühnen. Eine solche Fülle findet sich in keiner andern Gegend Deutschlands. Daraus ergiebt sich für Frankfurt die Notwendigkeit, Hervorragendes und Mustergültiges zu leisten; eine Dutzendbühne lohnt weder Anstrengung noch Kosten.

Steht nun das Frankfurter Theater auf der Höhe seiner Aufgabe? Man würde sich und andere täuschen, wenn man diese Frage bejahte. Die Schwierigkeiten sind freilich groß, aber es geschieht lange nicht alles, um sie zu überwinden. Ein Hauptmangel formaler Natur ist jüngst beseitigt worden: Die Leitung von Oper und Schauspiel durch eine einzige Kraft. Beide sind jetzt getrennt und werden von besonderen Fachmännern geleitet. Vielleicht wäre man bei der Oper besser einen Schritt weiter gegangen und hätte die Leitung nicht einem Theoretiker, sondern wie in Karlsruhe dem wirklichen Dirigenten anvertraut. Doch ist jetzt wenigstens so viel gewonnen, daß jedes Institut sich für sich entwickeln und die gesamte Thätigkeit seines Leiters in Anspruch nehmen kann. Die gute Wirkung dieser Trennung läßt sich bereits wahrnehmen. Aber viel größere Aufgaben sind noch zu lösen. Vor allem ist Frankfurt noch lange nicht das, was man eine Theaterstadt nennt. Von sachkundiger Seite ist uns versichert worden, daß in Frankfurt etwa 10,000 Personen regelmäßige Theaterbesucher sind und etwa 10 bis 15,000 Personen ab und zu einmal das Theater besuchen. Das ist rund blos der zwölfte Teil der gesamten Einwohnerschaft. Die große Mehrheit geht nicht ins Theater, fühlt kein Bedürfnis danach, hat keine Zeit oder kein Geld dazu. Das Frankfurter Theater ist nämlich in seinem Wesen immer noch eine Unterhaltungsanstalt für die sogenannten besseren Kreise; danach ist seine ganze Organisation gestaltet und sind auch die Preise eingerichtet. An der Spitze des Ganzen steht ein Aufsichtsrat, dessen Mitglieder keine andere Qualifikation zu haben brauchen, als daß sie die Aktien kaufen und eine Loge bezahlen können. Die betreffenden Herren mögen in ihrem Berufe ganz tüchtige Männer sein, aber von den Bedürfnissen und Aufgaben eines Theaters verstehen sie meist herzlich wenig oder gar nichts. Es ist kaum glaublich, was von einzelnen in dieser Richtung erzählt wird. Noch schlimmer ist, wenn sie ihre Aufsichtspflicht falsch auffassen und sie dort ausüben wollen, wo es für sie gar nichts zu beaufsichtigen giebt: hinter den Coulissen und an ähnlichen Orten. Den Gewohnheiten dieser Kreise entspricht es, daß die Vorstellungen zu früh beginnen. Mit vieler Mühe hat man es jüngst durchgesetzt, daß der Beginn von 6½ auf 7 Uhr verschoben wurde. Das ist immer noch zu früh. Wenn Frankfurt eine Großstadt sein und ein großstädtisches Theater haben will, dürfen die Vorstellungen nicht früher als um 8 Uhr beginnen. Die Mehrheit der Bevölkerung arbeitet mindestens bis 7 Uhr; dann muß noch Zeit vorhanden sein zur Erfrischung und zum Umkleiden. Diese Mehrheit kann schon wegen des frühen Beginns der Vorstellungen das Theater nicht besuchen; sie besucht es also nicht und das Theater ist für sie kein Bedürfnis. Nach derselben Richtung wirken die hohen Preise. Die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen und die Volksvorstellungen sind ja sehr dankenswert,

aber sie genügen nicht, um das Theaterbedürfnis in den weitesten Kreisen zu wecken und zu befriedigen. So spielt die dramatische Kunst, die wirksamste aller Künste, regelmäßig vor demselben Publikum und häufig vor leeren Bänken. Das Ergebnis dieser Beschränkung ist zunächst eine gewisse Beschränktheit des Publikums. Das Frankfurter Theaterpublikum gilt in Fachkreisen als eines der unkritischsten von ganz Deutschland. Dieses harte Urteil trifft auch die Theaterkritik, wenigstens zu einem Teile; sie bewegt sich meist im Anschauungsgeleise des Frankfurter Publikums, und wo sie, wie z. B. bei der „Frankfurter Zeitung", wirklich kritisch sich verhält, da wird ihr vorgeworfen, sie sei böswillig und schädige das Theater. Dieses Verhältnis wirkt wieder nachteilig auf die Künstler, die hier meist so verdorben werden, daß sie für die besseren Bühnen nichts mehr taugen; nur ganz ernste charakterfeste Künstler vermögen dieser Verderbnis zu widerstehen. Es wirkt aber auch nachteilig auf die Leitung, die sich nach allen Richtungen beengt fühlt und nach allen Gesichtspunkten eher verfahren kann als nach dem, der allein maßgebend sein sollte: dem künstlerischen, dem ästhetischen. Dabei sind die Kreise, die das Theater gern als eine ausschließlich ihnen gehörige Vergnügungsanstalt betrachten, auch noch knauserig; es soll nicht viel kosten, und die städtische Verwaltung macht es ihnen nach. Nur für die Oper hat man mehr übrig, weil mit ihr nach außen mehr Staat gemacht werden kann. Und doch dient der wirklichen Kunst das Schauspiel mindestens ebensoviel wie die Oper, ist aber bedeutend billiger, so billig, daß es vielfach, und so auch in Frankfurt, das von der Oper verursachte Defizit decken muß. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß das ganze Frankfurter Theater, wenn es alle günstigen Umstände ausnützt, nicht blos zu einer Musterbühne, sondern auch zu einem guten Geschäft gemacht werden kann. Das Rezept dazu ist ziemlich einfach. Durch billigere Preise und bequemeren Anfang muß immer mehr Publikum herangezogen werden und dann ist dieses Publikum durch lauter gute Vorstellungen an das Theater zu gewöhnen und bei ihm festzuhalten. Es darf nicht vorkommen, daß den Frankfurter, wenn er einmal zufällig ins Theater geht, das ausgegebene Geld reut, oder daß der Darmstädter, Mainzer, Wiesbadener u. s. w., der sich einmal das Theater in dem berühmten Frankfurt ansehen will, schon während der Vorstellung sich ärgerlich sagen muß, das habe er bei sich zu Hause weit besser und billiger haben können. Solche Leute kommen, wenn einmal abgeschreckt, leicht niemals wieder.

Wir haben noch etwas Anderes auf dem Herzen. Frankfurt ist der Platz für eine Bühne mit eigenem dramatischem Leben. Die Frankfurter Bühne hat dies früher auch gehabt, aber es ist ihr verloren gegangen. Hie und da wagt sie noch eine Erstlings-Aufführung, aber

die Welt bemerkt sie nicht, wie es z. B. mit Björnson's „Über unsere Kraft, erster Theil" gegangen ist. Das ist erklärlich. Die Welt ist eben nicht daran gewöhnt, daß Frankfurt eigene Stücke giebt. Daraus folgt aber nicht, daß nunmehr keine Erstaufführungen stattfinden sollen, sondern es folgt daraus, daß die Erstaufführungen wieder zum System zu machen sind, sodaß die übrige Kunstwelt gezwungen ist, das Frankfurter Repertoire wieder zu beachten. Es ist freilich viel bequemer, abzuwarten, bis ein neues Drama anderswo die Feuerprobe bestanden hat, statt die Feuerprobe hier vorzunehmen, aber der Ruhm einer wirklichen Kunstanstalt ist mit dieser bloßen Wiederkäuerei nicht zu gewinnen. Es mag ja richtig sein, daß unsere geschätzten Dramatiker wie Sudermann, Hauptmann, Fulda u. A. kein neues Werk der Frankfurter Bühne zuerst anbieten, aber das ist wahrscheinlich schon eine Folge des Verfalls eigenen dramatischen Lebens in Frankfurt. Wenn aber die Dramatiker nicht von selbst kommen, muß man sie aufsuchen, und wenn die alten nicht wollen, muß man die jungen zu finden wissen. Wir glauben nicht, daß die dramatischen Adern in Frankfurt und Umgebung seltener sind als in München, Berlin oder Hamburg*), und wir glauben nicht, daß in Frankfurt verhältnismäßig weniger Stücke eingereicht werden als an andern großen Bühnen. Natürlich vorausgesetzt, daß die Verfasser davon überzeugt sind, daß ihren Werken die Behandlung zu teil wird, die sie beanspruchen können. Aber gerade in dieser Beziehung wurde und wird in Frankfurt schwer gesündigt. Es ist uns mehrfach versichert worden, daß es Jahre lang dauert, bis der Verfasser eines eingereichten Stückes nach unzähligen Vertröstungen und Ausreden endlich einen endgültigen, d. h. ablehnenden Bescheid bekommt, und es sind uns sogar Fälle bekannt, wo der ablehnende Bescheid erfolgte, ohne daß das Stück überhaupt gelesen worden ist. In dem einen Falle traf der Autor, der schon mancherlei über die sonderbare Behandlung der eingereichten Stücke gehört haben mochte, seine Maßregeln, um diese Behandlung festzustellen. Er klebte nämlich in seinem Stücke an verschiedenen Stellen die Blätter zusammen; als er das Stück mit dem ablehnenden Bescheide zurückerhielt, waren noch alle Blätter zusammengeklebt; das Stück war also wirklich gar nicht gelesen worden. Der Hauptübelstand in dieser Beziehung scheint zu sein, daß es keinen Dramaturgen giebt, der die Pflicht hat, die eingereichten Stücke zu lesen, und der auch dafür bezahlt wird. So viel wir wissen, ist zwar im Theater-Etat eine gewisse Summe für einen Dramaturgen ausgeworfen, aber der Intendant bezieht sie im Nebenamt, und da er Anderes, Dringenderes

*) Vor etwa zwanzig Jahren erschien hier eine „Frankfurter Novitäten-Bühne", aber sie hat es unter den obwaltenden Umständen nicht auf viele Nummern gebracht. Der Verfasser.

zu thun hat als die Stücke zu lesen, so muß er dieses Geschäft vernachlässigen oder es anderen Leuten überlassen, die naturgemäß weder pflichteifrig noch gewissenhaft zu sein brauchen, da sie nicht verantwortlich sind und für ihre Mühe auch nicht bezahlt werden.

Die Frankfurter Bühne könnte sich noch eine andere lohnende Aufgabe stellen: Die Pflege des Dialektstücks. Wohl scheint die Blüte der Frankfurter Dialektdichtung vorüber zu sein, aber die Vergangenheit hat noch einen reichen Schatz, und wenn auch Altfrankfurt nicht mehr besteht, so lebt doch in weiten Kreisen das Verständnis seiner Eigenheiten und die Freude an seinen litterarischen Erzeugnissen. Vielleicht, wenn das Theater auf die älteren Stücke zurückgreift, findet sich dann auch ein junger Dramatiker, der dem Dialektstück zu einer neuen Blüte verhilft. Nun wird man uns sagen: Es sind keine Schauspieler mehr da, die das Frankfurter Dialektstück spielen können. Das trifft für die Gegenwart allerdings zu, aber nur durch die Schuld der Vergangenheit. Man hat das Dialektstück nicht gepflegt, man hat die alten Schauspieler sterben und auseinandergehen lassen, ohne für Ersatz zu sorgen. Es ist beim Theater wie in der Natur und im Menschenleben überhaupt: wo ein Bedürfnis ist, da schafft es sich auch seine Organe. Wenn das Frankfurter Theater Dialekt-Künstler braucht und verwendet, so werden sie sich schon finden. Auch ist die Bühne nicht auf den Frankfurter Dialekt allein angewiesen. Der Frankfurter Dialekt ist nur ein Zweig des fränkischen Dialekts, der von Aachen bis Nürnberg, von Kassel bis Karlsruhe, also von einer Bevölkerung von etwa acht Millionen gesprochen und weit hinein ins Alemannische, Schwäbische, Sächsische und Niederdeutsche verstanden wird; das ist Raum genug für eine Dialekt-Bühnenkunst. Die Zeit ist überhaupt der Dialektdichtung günstig, und wenn die Oesterreicher, die Bayern, die Berliner und neuerdings sogar die Elsässer und die Schlesier ihre blühende Dialektbühne haben, warum sollte es nicht möglich sein, eine fränkische Bühne mit dem Sitz in Frankfurt zu gründen? Daß der Leiter unserer Bühne ein Oesterreicher ist, dieser Umstand scheint uns kein Hindernis zu sein. Die Oesterreicher haben sich im allgemeinen als so tüchtige Theaterleute erwiesen, daß man ihnen die schwierigsten Aufgaben zumuten kann. Es wären allerdings noch andere Umstände zu berücksichtigen, deren Erörterung uns jedoch hier zu weit führen würde. Unsere Ausführungen über das Theater wollen wir aber nicht schließen, ohne ausdrücklich zu versichern, daß wir über diese Dinge um so unbefangener sprechen können, als wir an ihnen in keiner Weise persönlich interessiert sind. Wir stehen zum Theater in keiner irgendwie gearteten Beziehung; auch haben wir niemals ein Theaterstück geschrieben und werden nach aller menschlichen Voraussicht auch keines schreiben. Uns leitet nur der Wunsch, daß die Frankfurter Bühne gedeihen möge zum Ruhm der Kunst und zum Segen der Bürgerschaft.

Wenn von der geistigen Bedeutung einer Stadt die Rede ist, so muß man nicht blos nach dem sehen, was in die Höhe, sondern auch nach dem, was in die Tiefe und in die Breite geleistet wird. Für Einzelne ist bereits genug geschehen; es erübrigt nur noch, daß allen oder doch möglichst vielen geboten wird, was der einzelne erreichen kann. Die Brunnen der Wissenschaft, der Kunst und jeder Kultur für Geist und Herz stehen bereit, aber nur Wenige sind in der Lage voll aus ihnen zu schöpfen. Der Gegensatz von Bildung und Unbildung ist heute bereits ein klaffender und er droht immer erschreckender zu werden; es ist keine blasse Furcht, daß dieser Gegensatz dem deutschen Volke einmal verhängnisvoller werden könnte wie der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut. Es werden riesige Schätze an Bildung für wenige aufgetürmt, aber es wird nichts Durchgreifendes für die Massen gethan. Vor allem geschieht lange nicht genug für die Jugend. Gerade zu der Zeit, wo die geistige Leitung und Förderung am notwendigsten wird, hört aller Unterricht und Führung durch die Schule auf, und der junge Mensch wird erbarmungslos hinausgestoßen in den Kampf ums Dasein, in den Zufall des Berufs oder des Erwerbs, in die Gefahren schlechter Gesellschaft in der Werkstätte oder auf der Gasse. Die Erhebung in die reinen Höhen des geistigen Strebens und des künstlerischen Genusses lernt er nicht kennen, oder aber, was noch schlimmer ist, er lernt sie hassen. Von solchen Menschen hat die Gesellschaft nur Schlimmes zu erwarten. Aber auch wenn sie nicht schlecht sind, sondern nur unter schwerer Arbeitslast stöhnen und seufzen, soll man ihnen da nicht die Gelegenheit geistiger Erhebung bieten, damit sie von Zeit zu Zeit wenigstens einen Augenblick der Freude haben, nach dem sie getröstet und gestärkt zu ihrer schweren Arbeit zurückkehren können? Vom Staat ist in dieser Beziehung nichts zu erwarten; er muß Kanonen und Panzerschiffe kaufen und beinahe muß man zufrieden sein, wenn er die Volksbildung nicht noch mehr beschränkt. Desto mehr sollten, in Verbindung mit der Privat- und Vereinsthätigkeit, die Stadtverwaltungen thun; sie sind ja auch die nächsten dazu, denn in ihren Mauern sammeln sich die größten Massen und es sind ihre eigenen Bürger, deren Wohlfahrt sie zu fördern haben, und zwar nicht blos die materielle, sondern auch die moralische und geistige Wohlfahrt. Es geht gegenwärtig eine mächtige Bewegung unter den Menschenfreunden aller Kulturstaaten, die bezweckt, wissenschaftliche, ethische und ästhetische Bildung auch unter den Massen zu verbreiten. Man errichtet Volksbibliotheken und Lesehallen, hält Volksvorlesungen und Volksunterhaltungsabende, gibt Volksvorstellungen im Theater, veranstaltet Musikaufführungen für das Volk u. s. w. Auch in Frankfurt haben diese Bestrebungen Fuß gefaßt; es haben sich besondere Vereinigungen oder Ausschüsse gebildet, die von der Stadt Zuschüsse zu ihrem Budget erhalten.

Aber so Anerkennenswertes auch darin bereits geleistet wird, so ist es doch noch lange nicht genug. Die Freie Volksbibliothek und Lesehalle z. B. fristet nur mit Mühe ihr Dasein und kann nicht ins Große wirken, weil ihr die Mittel dazu fehlen. Die Stadt gibt ja einen Beitrag, aber er ist nicht genügend, und die Stadt hat auch noch andere Bedürfnisse zu befriedigen. Aber warum findet sich denn kein hochherziger Bürger, der einmal eine halbe Million oder auch nur 100,000 Mark für Volksbildungszwecke stiftet? Es ist ja recht hübsch, wenn der Silberschatz der Stadt durch Vermächtnisse reicher Bürger sich vermehrt, aber so dringend nötig ist dies nicht; es ist auch schön, wenn die Wohlthätigkeits-Institute bedacht werden, aber unsere Spitäler, Waisenhäuser und Almosenkasten haben bereits Mittel genug, um ihren Zwecken zu genügen, und sollte nicht einmal ein vermöglicher Erblasser auf den Gedanken kommen, daß das geistige Elend geradeso um Abhülfe schreit wie das leibliche, und daß es ebenso verdienstlich ist, die geistige Armut zu lindern wie Kranke zu heilen und Bedürftige zu unterstützen?

Ein großer Übelstand für Frankfurt ist der Mangel geeigneter Lokale für alle diese volksfreundlichen Bestrebungen. Die Mitglieder der betreffenden Ausschüsse und Vereinsvorstände wissen von den Mühen, die sie mit der Auftreibung der nötigen Räumlichkeiten haben, eine lange Leidensgeschichte zu erzählen. Und wenn sie ein Lokal finden, müssen sie es meist teuer bezahlen. So muß der Ausschuß für Volksunterhaltung, der mit einem Budget von 1100 Mark für jede Veranstaltung arbeitet, für den Saal allein rund 600 Mark bezahlen; das ist der größere Teil der ganzen Einnahme; in den Rest müssen sich dann die andern Erfordernisse, Honorare für die mitwirkenden Künstler, Druckkosten, Anzeigen u. s. w. teilen. Die Folge davon ist, daß die Eintrittspreise, da der Ausschuß doch nicht mit einem ständigen Defizit arbeiten kann, immer noch höher gehalten werden müssen, als für eine Volksunterhaltung wünschenswert und angemessen ist. Am meisten fühlbar macht sich der Mangel einer großen Stadthalle mit entsprechenden kleineren Räumlichkeiten. Es ist eine schwere Unterlassungssünde der Stadt, daß sie einen solchen Bau, der allen gemeinnützigen Bestrebungen die größten Dienste leisten würde, nicht schon längst errichtet hat; sie hat sich darin von viel kleineren Städten wie Mainz, Heidelberg, Karlsruhe, Neustadt, Düsseldorf u. s. w. den Rang ablaufen lassen. Auch ein großmütiger Stifter will sich für ein solches Volkshaus nicht finden lassen; wenn einmal irgendwo der gute Wille vorhanden ist, an der Errichtung eines Volkshauses mitzuwirken, so sind vielmehr, wie man hören muß, Einflüsse thätig, die den guten Willen wieder umstimmen. Dieser Zustand ist einer Stadt wie Frankfurt geradezu unwürdig. Man weiß wohl, welcher Art die gedachten Einflüsse sind. Es wird befürchtet, von einem Volkshaus würden die radikalen Parteien den größten Nutzen

ziehen, und man sähe es lieber, wenn statt der Volkshäuser Kirchen gebaut werden. Das ist eine kleinliche und engherzige Anschauung, die in Frankfurt schwerlich jemals die Oberherrschaft erlangen wird, die aber allerdings im stande ist, manches Gute und Ersprießliche zu verhindern. Der Mangel großer und billiger Versammlungslokalitäten, wie ein Stadt- oder Volkshaus sie bieten würde, schädigt die Stadt aber auch in anderer Beziehung, denn sie hat jetzt keine einheitlichen und würdigen Räume für kleine und große Kongresse. Erfahrungsgemäß versammeln sich daher die Kongresse in Frankfurt viel seltener, als nach der zentralen Lage der Stadt, ihren guten Verbindungen in jeder Richtung, ihrer schönen Umgebung und der Freundlichkeit ihrer Einwohner gegen Fremde zu erwarten wäre.

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen. Wir haben in Frankfurt auf geistigem Gebiete überall Bedürfnisse, Bestrebungen und bemerkenswerte Ansätze, aber auch Zersplitterung, Hemmnisse und Mangel an nachhaltiger Förderung wahrgenommen. Das Hauptgebrechen Frankfurts scheint uns das Fehlen einer geistigen Gesamtrichtung zu sein. Das geistige Leben Frankfurts spaltet sich in eine Unmenge von Vereinen und Gesellschaften, von denen jede ihr Dasein für sich lebt und um die andern wie um das Ganze sich wenig kümmert. So kann Frankfurt zu keiner Persönlichkeit und auch zu keinem Willen kommen. Es gibt Leute, denen es vollständig genügt, wenn die Stadt gut verwaltet wird. Wir sind nicht so genügsam. Wir halten eine Stadt und insbesondere eine Großstadt für ein lebendes Wesen und für ein Organ der menschlichen Gesellschaft, dessen Leben und Wirken sich nicht dadurch erschöpft, daß es vom Polizeipräsidium und vom Magistrat den bestehenden Gesetzen und Verordnungen entsprechend regiert wird. Eine politische und industrielle Hauptstadt kann Frankfurt nicht mehr sein; aber eine Hauptstadt des Geistes kann es immer noch werden. Wir wünschen ihm dies von ganzem Herzen.

Der Sozialismus in Italien.

Von Robert Michels (Marburg).

Die Sozialdemokratie — oder sagen wir lieber der Sozialismus, da diese letztere Bezeichnung in allen außerdeutschen Ländern Europas die gebräuchliche ist — verdankt entschieden seinen Ursprung dem nördlicheren Europa. Die Esse, in der er geschmiedet, lag in Paris und London. Die Staaten, bei denen er als Partei zunächst und am kräftigsten Eingang gefunden, waren Frankreich und Deutschland, bei ersterem bereits in den vierziger, bei letzterem in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von diesen Centren breitete sich der Sozialismus dann über die niederländischen, skandinavischen und Donau-Länder hin schnell aus.

Der Süden Europas blieb diesem neuen mächtigen politischen Faktor lange Zeit verschlossen. In Italien war, ähnlich wie in Spanien, der Anarchismus und der radikale Republikanismus im Sinne Giuseppe Mazzinis die einzige Art, in der man sich dort von Zeit zu Zeit wie in vulkanischen Stößen gegen die bestehende Ordnung der Gesellschaft und des Staates aufzulehnen wagte. Erst Anfang der achtziger Jahre begann sich unter dem gewaltigen Eindruck, den das elementare Wachstum der neuen Heilstheorie in den nördlichen Nachbarländern machte, und unter dem Einfluß der eben in die italienische Sprache übersetzten Werke von Lassalle, Marx und Louis Blanc, auch in Italien allmählich eine sozialistische Partei zu bilden. Als erster Deputierter trat der Nationalökonom und Publizist Costa 1882 unter dem Ministerium Depretis in das Parlament. Von diesem Moment an, wo sich der neue Glaube einmal festgesetzt hatte, erstarkte er von Jahr zu Jahr in ganz ungeheuerlichem Maße, viel schneller noch, als er es je in Frankreich oder Deutschland, Belgien oder Dänemark gethan. Es war als ob die Sonne des Gluthimmels selbst die junge Pflanze zu schneller, ungeahnter Höhe emportriebe.

Allerdings lagen die politischen Verhältnisse Italiens so, — und sie liegen größtenteils noch heute so, — daß der Boden für eine Erscheinung wie die des Sozialismus durch die Macht der Verhältnisse und auch durch das Getriebe der Regierung besonders günstig vorbereitet erschien. Die bei der Wiedervereinigung des Landes zu einem Staate in glühender Begeisterung entstandene Hoffnung der Patrioten auf eine schnelle, glänzende Zukunft hatte sich als nichtig erwiesen. Italien war ein Kleinstaat geblieben und hatte von einem Großstaat nur die kostenreichen Allüren angenommen. Das hatte tiefe Erbitterung in allen Ständen des Volkes hervorgerufen, eine Erbitterung, die ebensowohl dem Schicksal als der Regierung galt. Zudem fehlte letzterer ja auch der Ruhm vergangener großer Thaten, der, wie es in Deutschland und Frankreich der Fall war, der bestehenden Ordnung als Gegengewicht gegen Umsturzbestrebungen hätte dienen können. Das Volk sah die leitenden Männer außer stande, auch nur eines der alten Erbübel des Landes endgültig zu beseitigen. Die Briganten, obgleich dezimiert, konnten nie ganz ausgerottet werden, und auch jetzt noch sahen wir aller Polizei und allem Militär zum Trotz den großen Musolino sein Unwesen treiben. Im Süden sowie auf den Inseln konnte die Camorra, allen Regierungsmaßregeln spottend, ihr gleißnerisches Leben ruhig weiterführen. Der Kampf zwischen Königtum und Papsttum, der das Land tief zerfurcht, war auch nicht dazu angethan, das Volk in großer Achtung vor seinem Herrn zu belassen, kann doch selbst jetzt die italienische Nationalflagge zu Festlichkeiten nicht einmal in die Kirche mitgenommen werden, weil die Regierung es nicht

wagt, in das „Besitztum der Papstgewalt“ frevelnd einzudringen! Nimmt man dazu die Korruption eines großen Teiles der Beamtenschaft und zumal die fast im ganzen Lande gezahlten Hungerlöhne, durch die jährlich ein ungeheuer großer Prozentsatz der Bevölkerung gezwungen wird auszuwandern, so kann die schnelle Ausbreitung sozialistischer Ideen in Italien uns wahrlich nicht Wunder nehmen. Nach einer von Augusto Torresin in dem am 15. August 1900 erschienenen Bande der „Riforma Sociale“ aufgestellten Statistik befanden sich im Parlament von sozialistischen Deputierten:

1882	(Ministerium	Depretis)	1
1886	(„	Depretis)	2
1890	(„	Crispi)	3
1892	(„	Giolitti)	7
1895	(„	Crispi)	15
1897	(„	Rudini)	16
1900	(„	Pelloux)	33

Außer in einigen Provinzen Süd-Italiens, in denen kein Handel und keine Industrie besteht, und wo die Latifundienbesitzer Macht genug haben, ihnen gefährliche Strömungen zu unterdrücken, ist die sozialistische Partei heute nirgends mehr gering zu schätzen. Viele Provinzen, wie die der Lombardei, sind fast ganz in ihrer Gewalt, und selbst in Venetien, dessen Bewohner von jeher besonders stark konservativ gesinnt waren, ist es ihr in den letzten Wahlen gelungen, festen Fuß zu fassen. Die Siege in Verona, Treviso und Vicenza beweisen das zur Genüge.

Wenn auch das Schwergewicht der Partei wohl in Mailand liegen dürfte, wo einer der begabtesten und geistreichsten ihrer Führer, Filippo Turati, die populär-wissenschaftlich gehaltene Zeitschrift „La Critica Sociale“ herausgiebt, so erscheint doch die angesehenste Zeitung der Sozialisten in der Hauptstadt, der „Avanti“, welcher, nebenbei gesagt, außer relativ großer Sachlichkeit in Behandlung politischer Fragen auch noch den großen Vorzug hat, daß er wohl fast das einzige Journal Italiens sein dürfte, in welchem die ausländischen Städte- und Eigennamen ohne Druckfehler zu erscheinen pflegen. —

Es liegt in der Natur des Internationalismus der Partei, daß die Ziele, die in dem Programm der italienischen Sozialisten kundgegeben werden, sich mit denen der deutschen Genossen decken. Nur die Idee eines Zukunftsstaates scheint mir in Italien eine geringere Rolle zu spielen. Das mag wohl teilweise daher kommen, daß das religiös längst entnüchterte italienische Volk mehr nach handgreiflichen Erfolgen strebt, als nach weitliegenden problematischen. Andererseits mag aber die Idee des Zukunftsstaates zu der Zeit, da der Sozialismus in Italien die Massen

eroberte, überhaupt schon seine erste Frische verloren gehabt haben. Der Kampf um den Achtstundentag ist dagegen in vollem Gange, und Lohnerhöhungen sind mit meist durchschlagenden Erfolgen zumal in den industriellen Bezirken Norditaliens durchgesetzt worden. Die letzten großen Lohnkämpfe im Frühjahr 1901 haben einerseits gezeigt, was eine eifrige Propaganda der Führer und eine selbstlose Unterstützung der Arbeiter untereinander vermögen, andererseits aber auch, wie ein jeder solcher Kampf, wenn sich einmal die Regierung vorurteilsfrei auf neutralen Boden stellt, völlig innerhalb der Gesetze vor sich gehen kann. — Ebenso unentwegt streitet die Partei für die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes. Im Gegensatz zu Deutschland ist in Italien die Mehrzahl der Arbeiterinnen organisiert und haben sich diese zu wiederholten Malen als völlig fähig bewiesen, gleich ihren männlichen Standesgenossen eine Lohnerhöhung nicht nur zu fordern, sondern auch zu erwirken. Die Partei selbst weist in ihren vordersten Reihen tapfere weibliche Führer auf, es möge hier nur der talentvollen Paola Lombroso, der Tochter des berühmten Kriminalisten und Psychiaters und jetzigen Gattin des sprachgewandten Publizisten Guglielmo Ferrero Erwähnung gethan werden, welche im „Grido del Popolo“, der sozialistischen Zeitung ihrer Vaterstadt Turin so lange Zeit schon eine tüchtige Mitarbeiterin war.

Der schärfste Kampf der italienischen Sozialdemokratie richtet sich gegen das Heer. Es wird als Ballast bezeichnet und mit großem Nachdruck immer wieder darauf hingewiesen, wie das ganze Volk unter dem Kostenaufwand, den dieses teuere Spielzeug alljährlich verursache, zu leiden habe. In seinem Buch „Il Militarismo“ will Guglielmo Ferrero beweisen, daß die stehenden Heere und die allgemeine Wehrpflicht logischer Weise die Ursache des Zerfalles für alle Länder, zumeist aber für das geldarme Italien sein müsse. Mit der Bekämpfung des vielgehaßten „esercito“ Hand in Hand geht das kräftige Eintreten der italienischen Sozialdemokraten für die Friedensbestrebungen Bertha von Suttners. Die alljährlich unter dem Titel „La Bandiera Bianca“ erscheinenden Friedensalmanache weisen unter den Reihen ihrer Mitarbeiter eine große Anzahl von Sozialisten und sozialistisch Denkenden auf, und der hervorragendste Führer der Partei selbst, Enrico Ferri, hat es einmal in ihnen unternommen darauf hinzudeuten, wie jeder Friedensliebhaber Sozialist sein müßte, da nur die Ziele dieser Partei den Frieden endgültig zu erhalten vermöchten (in seinem Artikel „La Pace è il Socialismo“, 1894).

Wir haben in kurzen Zügen gesehen, daß der Sozialismus in Italien eine dem deutschen ziemlich parallele Erscheinung bietet. Gleichartig sind demgemäß auch die Vorwürfe, die ihm von seinen Gegnern gemacht werden. Außer der Religionslosigkeit und Vaterlandslosigkeit wird ihm auch seine Un-

duldsamkeit gegen politisch Andersgläubige heftig zum Vorwurf gemacht. „Es scheint uns nicht", ruft die Turiner „Stampa" einmal aus, „daß diese Leute, welche mit dem Programm aufgetreten sind, gegen die sogenannten reaktionären Gesetze das Banner der Freiheit hochzuhalten, selbst eine klare Idee davon haben, was Freiheit eigentlich ist." Und ebenso hört man wie in Frankreich und in Deutschland so auch in Italien davon die Rede gehen, daß die Partei sich allmählich umwandele. Wie man in freisinnigen Zeitungen bei uns oft den Glauben aussprechen hört, die Sozialdemokraten würden ganz allmählich in ihr Lager übergehen, so nähren die Liberalen Italiens ganz genau dieselben Hoffnungen.

Und doch besteht bei aller Gleichheit des Programms und aller Ähnlichkeit ihrer Gegner doch ein gewaltiger Unterschied zwischen den Sozialisten Italiens und ihren außeritalienischen Gesinnungsgenossen in der politischen Stellung zu den übrigen Parteien des Landes. Während beispielsweise in Deutschland die Partei in starrer Abgeschlossenheit verharrt und ein Bündnis mit anderen einem Gifttrunk gleich erachtet, so scheut sich der italienische Sozialismus keineswegs, sich zur Erreichung ähnlicher Ziele mit ihm verwandten Parteien zu verbinden. Man sieht in der Kammer die Sozialisten mit den Mitgliedern der Radikalen und der Republikaner meist in großer Eintracht zusammen. Diese drei Parteien bezeichnen sich selbst gemeinsam als „partiti popolari" und werden auch von ihren Gegnern gemeinsam als „partiti estremi oder sovversivi" genannt. Dieses Zusammengehen hat sein Gutes. Während in Deutschland die extrem liberalen Elemente oft nichts besseres zu thun wissen als sich mit ihrer ganzen Schärfe gegen den Feind zur Linken zu wenden, mit dem sie doch weit weniger Unterschiede der Gesinnung haben als mit denen zur Rechten, während bei uns ein Eugen Richter mit seiner Broschüre „Sozialdemokratische Zukunftsbilder (1891)" die Sozialdemokratie unsterblich lächerlich zu machen versucht, fällt es in Italien den Radikalen und Republikanern nicht ein, ihre Hauptfront gegen die Sozialisten zu kehren. Daher kommt es, daß der Mailänder „Secolo" ihnen zumeist keineswegs feindlich gesinnt ist, und einer der geistreichsten Republikaner, Napoleone Colajanni, der sich vor einem Jahre in der Chinesendebatte einen Namen gemacht hat, scharf auf der Messerschneide des Sozialismus steht und in seinem Buch „Appunti sul Socialismo" ganz offen eingesteht, die Existenz dieser Partei bedeute nichts anderes als die Fortentwickelung des altruistischen Gewissens der Menschheit.

Einen noch größeren Unterschied als in der Taktik zeigt der italienische Sozialismus in der Zusammensetzung seiner Anhänger. Während in Deutschland die Partei sich hauptsächlich aus den Arbeiterklassen rekrutiert und die große Mehrzahl der Begüterten und Gebildeten den neuen Ideen feindlich oder im besten Falle gleichgültig gegenübersteht, so sind in Italien fast alle Be-

völkerungsschichten gleichmäßig in ihren Gedankenkreis hineingezogen. Freilich drängt sich beim Betrachten der Fraktionen in Deutschland und Italien die gewaltige Verschiedenheit auf, daß hier überhaupt sämtliche Parteien bedeutend weiter nach links stehen. Diejenigen, die sich in Italien „conservatori“ nennen, würden bei uns etwa zum Anhang Heinrich Rickerts gehören, und für die Grundsätze der extremen Deutsch-Konservativen dürften sich in Italien kaum noch Anhänger finden lassen. Dieser demokratische Zug des ganzen Volkes hat den Sozialismus naturgemäß sehr gefördert. Außer dem arbeitenden Volke in Stadt und Land sind es besonders die Studenten in den großen Städten, welche das Hauptkontingent zur sozialistischen Partei stellen. Dieser Umstand und die dem Italiener angeborene Duldsamkeit bei Meinungsunterschieden mögen es wohl bewirkt haben, daß der Sozialist dort keineswegs gesellschaftlich geächtet erscheint und seine Meinung frei und offen zu sagen sich nicht zu scheuen braucht. Es erscheint einem Deutschen kaum glaubhaft, daß Denunziationen wegen Majestätsbeleidigung zu den Seltenheiten gehören.

Aber nicht nur die Jugend an Jahren Italiens strömt in Massen der neuen Fahne zu, unter welcher sie Besserung in der Zukunft erhofft, auch die Jugend an Geist und Schwungkraft, die, welche den Namen ihres Vaterlandes bis in die entferntesten Gegenden berühmt macht, steht der neuen Bewegung freundlich gegenüber, soweit sie sich ihr nicht ganz anschließt. Alles, was das heutige Italien an klingenden Namen besitzt, ist sozialistisch beeinflußt, Arturo Graf, Vilfredo Pareto, und selbst Antonio Fogazzaro, der doch gewiß mit allen seinen Fasern an Konventionellem hängt, giebt gerne zu, daß in seiner negativen Kritik der Sozialismus fast überall Recht habe, und erklärt selbst an die Notwendigkeit der sozialen Umgestaltung der Dinge auf Grund der höchsten Gerechtigkeitssätze zu glauben. („Solamente le Armi“? — In „Giù le Armi“ 1894). Der Historiker Corrado Corradini, der bereits öfters genannte Guglielmo Ferrero, sowie Cesare Lombroso stehen mit der Partei in engster Verbindung, deren Führer selbst, Enrico Ferri, einer der bedeutendsten Prozessualisten und Soziologen sowie Professor an der Universität Rom ist. Die junge Dichterin Ada Negri bekennt in ihrer unter dem Namen „Fatalità“ veröffentlichten Gedichtsammlung sich zu einem kräftigen, gesunden Sozialismus. Auch sie erklärt, daß die Dinge in diesem Schlendrian nicht weitergehen können, und daß der Staat seine Pflichten bisher nur in ganz ungenügendem Maße erfüllt habe. Selbst Bekehrungen sind dem italienischen Sozialismus geglückt, Bekehrungen sogar seiner heftigsten Feinde. Ist nicht doch der Monarchist par excellence selbst, der Soldatenfreund, Verfasser der „Bozzetti Militari“ und Kavallerieoffizier a. D., Edmondo De Amicis, von dem Elend der Masse im Innersten ergriffen, mit dem ihm eigenen vor nichts zurück-

scheuenden Idealismus auf seine Seite getreten, und hat er nicht letzthin in den „Lotte civili“ seinen neuen Glauben nach allen Richtungen hin zu verteidigen versucht und ihn als den alleinseligmachenden aufgestellt? Auch der bewundertste Dichterstern des modernen Italien, Gabriele d'Annunzio, hat sich diesem Einfluß des Sozialismus nicht entziehen können. Mit dem höchsten Adel Süditaliens verwandt und verschwägert, als Deputierter der konservativen Partei ins Parlament gewählt, ist er dort plötzlich zum gegnerischen Lager übergegangen.

Aber wenn es auch kaum zu leugnen ist, daß diese Geistesrichtung und ihr frischer Kampf gegen den modernden Staatsorganismus dem Lande nur von Heil sein können und ihm neues Leben einzuhauchen vermögen, so haben sie für uns Deutsche einen unverkennbaren Nachteil. Denn alle extremen Parteien Italiens haben sich als ihr nächstes politisches Ziel die Bekämpfung des Dreibundes gesetzt, in dem sie nichts anderes als eine Vereinigung autokratischer Gewalten zur Bekämpfung der Volksrechte sehen. Daher streben sie trotz des dort so mächtigen Militarismus und Nationalismus einer Annäherung an das republikanische Frankreich zu. Und man muß gestehen, daß die letzthin in Deutschland immer unverhüllter hervortretende Reaktion zumal mit den Italien peinlich bedrohenden Zollerhöhungen nicht gerade dazu angethan ist, uns die linken Parteien Italiens zu Freunden zu machen. Bereitet sich doch selbst in den Regierungskreisen unserer alten Verbündeten eine scharfe Wendung nach dem Zweibund hin vor!

Bigamie.

Von Georges Elimar (Paris).

Jede Herabsetzung der gesetzlichen Strafen ist ein Schritt auf der Bahn der Zivilisation. Jeder Tag Gefängnis, der zuviel, also unnütz verhängt wird, bedeutet eine ethische und ökonomische Schädigung der Gesamtheit. Nicht nur aus Menschlichkeitsrücksichten, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen haben die modernen Strafgesetzbücher die Maße der Freiheitsstrafen immer mehr erniedrigt. Wollte man die Summen der dadurch ersparten Straftage in den Wert von Arbeitstagen, ausgedrückt durch den Lohn gewöhnlicher Arbeit, umrechnen, so käme man zu erstaunlichen Ziffern. Ich will mich aber dieser „politisch-arithmetischen Belustigung“ nicht ergeben, sondern an einem konkreten Paragraphen unseres Reichsstrafgesetzbuches zeigen, daß auch heute noch von Gesetzgebungswegen eine Herabsetzung der Strafmaße sehr wohl ins Auge zu fassen wäre. Ich spreche von dem Minimalstrafmaße des Verbrechens der sogenannten „Bigamie“, das mir durchaus besserungsbedürftig erscheint.

Nach der gesetzlichen Definition (§ 171 des Reichsstrafgesetzbuchs) besteht das Verbrechen der Bigamie darin, daß entweder ein Ehegatte eine neue Ehe eingeht, bevor seine Ehe aufgelöst, für ungültig oder nichtig erklärt worden ist, oder daß eine unverheiratete Person mit einem Ehegatten, wissend, daß er verheiratet ist, eine Ehe eingeht. Die ordentliche Strafe ist Zuchthaus bis zu fünf Jahren (Mindestbetrag ein Jahr Zuchthaus). Bei mildernden Umständen tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein (Höchstbetrag fünf Jahr Gefängnis).

Ob die entehrende Zuchthausstrafe als ordentliche Strafart vom Gesetzgeber für eine Handlung zu verordnen war, von der Doktor Martin Luther gesagt hat „sie widerstreite nicht der heiligen Schrift", kann dahingestellt bleiben. Ich gebe sogar zu, daß man sehr wohl der Meinung sein kann, die Praktizierung mormonischer Ehesitten im heutigen Deutschland werde mit einigen Jahren Zuchthaus nicht zu streng bestraft. Der Gesetzgeber hat offenbar an solche Fälle gedacht, in denen durch das offenbare Zusammenleben einer Frau mit mehreren Männern oder eines Mannes mit mehreren Frauen der Gesellschaft schweres und verhängnisvolles Ärgernis bereitet würde. Nur kommen Fälle von Polyandrie und Polygamie in diesem Sinne in unserem Vaterlande gar nicht vor. Die Zügellosigkeit erspart sich die Umwege durch das Standesamt, sie verschmäht die Formen der „Ehe" und kann daher auch niemals mit den formalen Bestimmungen des Strafkodex über Doppelehe oder Vielehe in Konflikt kommen. Unter tausend Fällen von Bigamie liegt vielmehr heutzutage in neunhundertneunundneunzig die Sache ganz anders. Ein kurzes Beispiel aus dem Leben mag verdeutlichen, welche Umstände heute fast ausschließlich zu Bigamieanklagen führen.

Ehemann Hans ist seiner Grete oder Frau Grete ist ihrem Hans davongelaufen. Sie konnten sich nicht vertragen, machten sich wechselseitig das Leben zur Hölle und doch lag keiner der Gründe vor, die zur legalen Trennung der Ehe nötig sind. Die von klerikalen Rücksichten beeinflußte Weisheit des Gesetzgebers hat im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch das Sicherheitsventil der Scheidung für viele unglückliche Ehen mit schweren Kontergewichten belastet, ja vielfach ganz und gar verschlossen. Das Auseinanderlaufen der Eheleute in solcher Lage ist noch eine relativ günstige Lösung des Konfliktes. Zwischen den örtlich getrennten Eheleuten hört nach und nach jede Verbindung auf; sie werden sich so entfremdet, daß ihnen auch das Gefühl der Gebundenheit abhanden kommt; daß sie nicht einmal an die Trennung der Ehe denken. Die Ehe existiert einfach für sie nicht mehr. Raum und Zeit haben sie ohne Richterspruch materiell geschieden. Häufig — und das ist von Bedeutung, weil die übergroße Mehrzahl dieser Fälle in

Arbeiterkreisen spielt — unterbleibt die gerichtliche Ehescheidung auch der Kosten halber. Endlich sind die Fälle nicht selten, wo die Eheleute in gegenseitiger Unbekanntschaft ihrer neuen Wohnorte leben und doch die Voraussetzungen einer Klage wegen böslicher Verlassung mit öffentlicher Zustellung nicht vorliegen. Jetzt bekommt Frau Grete einen Heiratsantrag. In dem Orte, wo sie gegenwärtig wohnt, ahnt keine Seele, daß sie verheiratet ist, man läßt die Papiere kommen, besorgt alle Formalitäten und es wird eine neue „Ehe" abgeschlossen. Wir setzen die neue „Ehe" in Gänsefüßchen, um unserem juristischen Gewissen gerecht zu werden, das uns sagt, daß dieser neue Bund selbstverständlich nur das Aussehen einer „Ehe" hat und in Wirklichkeit der „Nichtigkeit" unheilbar verfallen ist. Nach Jahren wird das Vorhandensein einer früheren Ehe bemerkt, der Staatsanwalt schreitet pflichtgemäß ein und Frau Grete muß, wenn, wie wir hoffen dürfen, ihr Fall von verständigen Richtern auf das mildeste beurteilt wird, sechs Monate ins Gefängnis wandern. Sechs Monate Gefängnis sind selbst bei Zubilligung mildernder Umstände das niedrigste, gesetzlich mögliche Strafmaß.

Sechs Monate Gefängnis für eine allerdings ordnungswidrige, aber doch verzeihliche Nachlässigkeit! Die meisten dieser Fälle spielen in unbemittelten Kreisen. Gesetzesunkenntnis, verschuldet durch Unbildung, die vor allem dem zu verzeihen ist, der um des Lebens Notdurft zu ringen hat, spielt die verhängnisvollste ursächliche Rolle dabei. Sechs Monate Gefängnis bedeuten für eine Arbeiterin einfach die Vernichtung ihrer ehrlichen Existenz; sie können der Anstoß sein, der die ehrbare Frau auf die Bahn schleudert, die im Bordell oder Lazarett endet.

Es handelt sich in solchen Fällen gar nicht um eine wirkliche Doppelehe; in keiner Weise ist durch Frau Gretens Leichtsinn die Gesellschaft etwa mit mormonischer oder islamitischer Polygamie bedroht worden. Es liegt einfach eine Verletzung von Ordnungsvorschriften vor. Nun wohl, mag diese Verletzung mit der Buße einiger Tage Gefängnis geahndet werden, wir werden das der Leichtsinnigen gern gönnen, aber es wird dann nicht mehr nötig sein, eine Strafe zu verhängen, die außer jedem Verhältnis zu dem geringfügigen Übel steht, das der Gesellschaft bereitet worden ist.

Wer heutzutage für Reformen auf dem Gebiete des Strafrechts eintritt, muß freilich hören, daß alle einzelnen Reformversuche vorläufig keine Aussicht auf Annahme haben, weil das Reichsjustizamt eine umfassende Vorlage zur Reform des ganzen Strafgesetzbuchs vorbereite. Bei den fühlbaren schweren Mängeln, an denen unser Strafrecht leidet, wird sich ja die Reichsgesetzgebung diesem nobile officium nicht allzulange entziehen können. Vielleicht findet dann in dem großen Gesammtwerk der Punkt, auf den wir die Aufmerksamkeit der Leser hinlenken wollten, Berücksichtigung.

Indisches.

Von W. Sauer (Stuttgart).

1. Der Gedanke einer Menschwerdung Gottes und eines Gottmenschen.

Motto.

Das Neue Testament muß irgendwie indischer Abstammung sein. Schopenhauer, Par. u. Paral.

Sage mir klipp und klar, ob Du Dich bekennst zum Glauben an Christus, den menschgewordenen Gottessohn, das ist die Kernfrage.
Germania.

Das klare Wort von der Menschwerdung Gottes verbleibt dem neuen Testament.
Oehler, Alttest. Theol. Manuscript.

Schon zu Megasthenes Zeiten, also 300 v. Chr., ist in Indien Wischnu in der Gestalt des Krischna, seiner vornehmsten Menschwerdung, verehrt worden.
von Schröder, Indiens Litt. u. Kultur.

Zwischen der indischen Religion, der altindischen oder brahmanistischen — die buddhistische Religion ist die neuindische — und zwischen der christlichen finden sich verschiedene Anklänge. Der wichtigste von diesen ist der Gedanke einer Menschwerdung Gottes. Außer diesem Anklang sind es aber deren noch so viele andere, daß längst die Ansicht fest steht, daß zwischen beiden Religionen ein innerer Zusammenhang bestehe.

Man hat die Sache dadurch zu erklären versucht, daß man sagt, christliche Ideen seien in die indische Religion eingedrungen. Diesen Standpunkt vertritt unter den Indologen Albrecht Weber. Auf Grund einer Stelle des Mahabhárata, die er mißversteht, nimmt er an, von Ägypten oder Kleinasien aus seien christliche Ideen in Indien eingedrungen. Er versteht die betreffende Stelle so, daß die drei Heiligen, Ekata, Dwita und Trita nach Cwetadwipa, der „weißen Insel", gegangen seien, um die monotheistische Lehre der Bewohner der weißen Insel, beziehungsweise um die Lehre von der Einheit der göttlichen Kraft kennen zu lernen. Nicht um die monotheistische, also christliche Lehre kennen zu lernen gehen die drei Heiligen auf die fabelhafte Insel, sondern um den Gott Narájana, den Allgott, nicht Eingott, der identisch ist mit Krischna, dem indischen Gottmenschen, in seiner Urgestalt zu sehen, den eigentlichen, wahren Gott.

Nein, nicht christliche Ideen sind in die indische Religion eingedrungen, sondern das Christliche im Indischen ist ursprünglich indisch. Weisen wir dies zunächst nach eben an jener Lehre, die den wichtigsten Anklang zwischen indischer und christlicher Religion bildet und die zugleich die Hauptlehre

nicht des ursprünglichen, aber des späteren und des heutigen Christentums ist, an der Lehre von einer Menschwerdung Gottes und einem Gottmenschen.

Max Müller sagt mit Beziehung auf die Offenbarungstheorie der Inder: „In keinem Lande hat die Offenbarungstheorie eine sich so ins einzelnste vertiefende Ausarbeitung erfahren, wie in Indien.“ Was hier Max Müller von der Offenbarungstheorie der Inder sagt, das gilt ebenso und noch mehr von dem Gedanken einer Menschwerdung Gottes und eines Gottmenschen, wie schon das Mahabhárata allein ausweist.

Das Mahabhárata, dieses uralte indische Epos, ist das größte Epos der Welt, ist siebenmal so groß, als der ganze Homer, Ilias und Odyssee zusammen. Dieses Epos ist aber nicht blos eine erzählende Dichtung, sondern auch Lehrbuch, Lehrgedicht, und von dieser Seite insbesondere betrachtet es der Inder, wenn er es als den Inbegriff aller Weisheit preist, wie der Grieche seinen Homer. Da das Mahabhárata von den Brahmanen, Priestern, verfaßt ist, so ist es wesentlich ein religiöses Lehrgedicht und gilt dem rechtgläubigen Inder als inspiriert. Heute noch ist das Mahabhárata, diese herrliche Dichtung, für den Laien ein Buch mit sieben Siegeln.

Man merke, das Mahabhárata betreffend:

1. Durch das ganze Mahabhárata, vom ersten bis zum letzten der 18—19 Bücher, zieht sich der Gedanke einer Menschwerdung Gottes und eines Gottmenschen durch, und zwar nicht bloß wie ein roter Faden, sondern wie ein armsdickes Kabel, als der wahre Rückgrat dieser riesigen Dichtung. Bezeichnend ist in dieser Beziehung auch, daß die ersten Worte des Mahabhárata ein Gruß sind an Narájana d. h. an Krischna, den Gottmenschen, und daß das letzte Buch des Mahabhárata, das 19., ein Anhang zu der Dichtung, die Geschichte Hari's heißt, d. h. wieder Krischna's oder des Gottmenschen. „Das ganze Mahabhárata ist Wischnu“, sagt ein alter Inder, d. h. Wischnu und Wischnu-Krischna, die Menschwerdung Wischnu's in Krischna.

2. Der eigentliche Gottmensch, wahrer Gott, Allgott und wahrer Mensch in einer unzertrennten Person, Krischna, ist auch der Hauptmacher in der Haupthandlung des Epos.

3. Der Gottmensch Krischna ist nicht blos einmal Mensch geworden, sondern immer, wenn es not thut, wird er Mensch.

4. Der eine Gottmensch spaltet sich wieder in vier Gottmenschen, ein Beweis, wie der Inder mit dem Gedanken eines Gottmenschen spielt.

5. Wiederholt wird erwogen, ob und wie der Gedanke eines Gottmenschen denkbar sei.

6. Wiederholt wird die Herrlichkeit des Gottmenschen von anderen gepriesen, wiederholt giebt sich der Gottmensch selbst auch in seiner äußeren Erscheinung als den Allgott zu erkennen.

7. Es giebt nicht nur einen Gottmenschen, sondern unendlich viele.

8. Es giebt nicht nur Gottmenschen, sondern auch Gotttiere, Gottschlangen und Gottvögel.

Vergleichen wir hiemit das Wenige, was das neue Testament beibringt über den Gedanken einer Menschwerdung Gottes und eines Gottmenschen, nehmen wir dazu die zwei Thatsachen, daß das alte Testament den Gedanken einer Menschwerdung Gottes nicht kennt, und daß der Gottmensch in Indien schon 300 v. Chr. als solcher verehrt wurde, und fragen nun zum Schluß, ob der Gedanke einer Menschwerdung Gottes ursprünglich christlich sei, wie man seither behauptet hat, oder ursprünglich indisch, welches muß die Antwort sein? Mich dünkt, 1000 Mal ursprünglich indisch, bis einmal ursprünglich christlich. Erdrückend vollends wird dieses Müssen und diese Gewißheit, wenn man die Texte aus dem Mahabhárata vor sich hat.

Der indische Gottmensch hilft durch sein Thun, und nur beiläufig wird bei seinem Sterben bemerkt, daß auch dieses zum Heil der Welt geschehe, der christliche hilft wesentlich durch sein Leiden und Sterben. Der christliche Gottmensch ist eine Vermischung des indischen Gottmenschen mit dem leidenden Messias des alten Testaments.

Was in vorstehenden Sätzen nur kurz skizziert ist, findet sich weiter ausgeführt und bewiesen, — vermutet hat man es ja schon oft — in einem Manuskript, das druckfertig vorliegt.

2. Wie der Gottmensch sich giebt.

Draúpadi und Duhçásana.

Mah. 2, 2290—2298.

Zum ersten Mal aus dem Indischen ins Deutsche übersetzt.

Einleitung.

Im Mahabhárata stehen sich feindlich gegenüber zwei Herrschergeschlechter, das Geschlecht der Pándawa und das Geschlecht der Dhartaráschtra, auch Kuru und Pandu genannt. Die Pándawa sind die Söhne des Königs Pandu und die Dhartaráschtra sind die Söhne des Königs Dhritaráschtra. Pandu und Dhritaráschtra sind Brüder, Stiefbrüder, und so sind die Pándawa und Dhartaráschtra Vettern. Der älteste der fünf Pándawa ist Judhíschthira und der älteste der Dhartaráschtra ist Durjódhana. Die gemeinsame Gattin der Pándawa ist Krischna, als Tochter des Königs Drúpada auch Draúpadi genannt.

Unsere Erzählung spielt in Hástinapúra, der Residenz des Königs Durjódhana. Nachdem Judhíschthira Hab und Gut, sein Reich und zuletzt sich selbst und die Seinen, Brüder und Weib, im Würfelspiel an Durjódhana verloren hat, schleift dessen Bruder, der böse Duhçásana, die Draúpadi, die nicht folgen will, als nunmehrige Sklavin an ihren schwarzen Haaren

in den Saal des Fürstenhofs und will ihr vor den versammelten Fürsten das Kleid vom Leibe reißen. In ihrer Not fleht sie zu dem Gottmenschen Krischna, — wir haben also zu unterscheiden zwischen Krischna, die Schwarze und Krischna, der Schwarze — der weit weg von Hástinapúra in Dwáraka wohnt. Hástinapúra lag in der Nähe des heutigen Dehli und Dwáraka auf der Halbinsel Gudscherat. Krischna, der Mensch und Allgott zugleich, erscheint sofort und hilft. Kaum hat Duhçásana der Draúpadi das Kleid vom Leib gerissen, so hat sie schon wieder ein anderes auf dem Leib, das der Gott ihr angezogen, und so fort, so lange Duhçásana seine Versuche wiederholt.

Übersetzung.

Jetzt wollte Duhçásana der Draúpadi mitten im Fürstenhof mit Gewalt ihr Kleid herunterreißen und wegnehmen. Als ihr das Kleid weggenommen wurde, gedachte Draúpadi des Hari[1]: „Gowinda[1], der Du in Dwáraka[2] wohnst, Krischna, Du Liebling der Hirtenmädchen[3], warum weißt Du nicht, Kéçawa[1], daß die Kaúrawa mir Gewalt anthun? O Herr, Herr der Rama[4], Herr des Blitzes, Kummertilger, ich sinke unter im Meere der Kaúrawa[5], zieh mich heraus, Dschanárdana[1]! Krischna, Krischna, großer Sinner, Allseele, Allschöpfer, ich flüchte zu Dir, Gowinda, schütze mich, ich sinke nieder inmitten der Kuru[5].“ So des Krischna gedenkend, des Hari, des Herrn der drei Welten[6], weinte sie, die betrübte, ihr Gesicht bedeckend, das schöne Weib. Als Krischna das Wort der Jadschnaséni[7] hörte, wurde er nachdenklich. Er ließ Lager und Essen und Padma[4] stehen und kam, der Mitleidige, voll Mitleid herbei. Den Krischna und Wischnu, den Hari und Nara[8] ruft sie zu Hilfe, und nun trat Dharma[9] dazwischen, der hochge-

---

[1] Hari — anderer Name für Krischna, so nachher Gowinda, Kéçawa, Dschanárdana.

[2] Dwáraka — Dwarkanath „Herr von Dwáraka“ im Westen, Dschagannath „Herr der Welt“ im Osten, Badrinath „Herr von Bádari“ im Norden und Ramnath „Herr der Rama“ (siehe nachher) im Süden sind heutzutage noch die heiligsten Wallfahrtsorte in Indien zu Ehren von Wischnu-Krischna.

[3] Hirtenmädchen — Krischna wird geboren in einer Hirtenfamilie und wächst unter Hirten auf.

[4] Rama — und nachher Padma, beides andere Namen für Çri oder Lakschmi, die Gemahlin Wischnu's. Der angerufene Krischna nnd Wischnu sind eins.

[5] Kaúrawa — nachher Kuru, hier die Dhartaráschtra.

[6] 3 Welten — Himmel, Erde und Luft oder Unterwelt.

[7] Jadschnaséni — anderer Name für Draúpadi.

[8] Nara — Krischna, Wischnu, Hari, Nara, alle 4 sind eins, sind Krischna.

[9] Dharma — Krischna hilft als Dharma, ist als Allseele, Allschöpfer, Allgott auch Dharma. Dharma, der Gott der Gerechtigkeit, giebt später auch den Pándawa die Macht, sich eine beliebige Gestalt zu geben.

sinnte, und bedeckte sie mit allerlei schönen Kleidern. Kaum war Draúpadi das Kleid heruntergerissen, so war wieder ein anderes solches da, einmal ums andere, Kleider in allen Farben kamen zum Vorschein 100 Mal. Das war Dharma's Hilfe. Jetzt erscholl ein Hallo[10], ein furchtbar tosendes. Als sie das größte Weltwunder sahen, priesen alle die Erdenhalter[11] die Draúpadi und schmähten den Sohn des Dhritaráschtra.

3. Wie der Gottmensch sich giebt, noch einmal.

Durwásas und Draúpadi.

Mah. 3, 15521—15571.

Nachdem Judhíschthira sein Reich verloren, muß er als Verbannter im Wald leben mit seinen Brüdern. Hier droht den Pándawa eine plötzliche Gefahr. Die Dhartaráschtra hetzen ihnen den h. Durwásas auf den Hals, einen jähzornigen Alten, der gleich mit Verfluchen bei der Hand ist, damit er, gereizt, die Pándawa verfluche. Unversehens kommt der Alte mit 10,000 Schülern auf Besuch zu den Pándawa. Draúpadi, die Gemahlin derselben, ist in großer Not, wie sie die vielen Gäste speisen könne, und in ihrer Not ruft sie wieder den Krischna zu Hilfe. Dieser kommt sofort wieder aus weiter Ferne, aus Dwáraka, herbei und hilft. Zuerst beruhigt er die Draúpadi und weist sie darauf hin, daß er der Allgott sei, der als solcher helfen könne. Dann macht er, daß das Wasser des Flusses, in welchem Durwásas mit seinen Schülern ein Bad nimmt, nach Speisen schmeckt, worauf diese mit Lust sich dort satt essen. Zugleich regt er in Durwásas den Gedanken an, die Pándawa als fromme Leute und Verehrer des Krischna könnten sie verfluchen, weil umsonst gekocht worden sei, und rät seinen Schülern, jählings davon zu fliehen, was auch geschieht. Die Pándawa warten auf die Wiederkehr der Badenden und sind in großer Angst vor dem Verflucher, da tritt plötzlich in ihre Mitte sichtbar[12] der Herr Krischna[13] und beruhigt auch sie. „Wer nur immer fest im Glauben, der geht nie und nimmer unter", mit diesen Worten entfernt er sich und geht wieder nach Dwáraka.

Geben wir aus diesem Stück die Übersetzung von Draúpadi's Gebet.

---

[10] Hallo — halahala ein Beifallsruf, bei den Griechen als 'αλαλά Schlachtruf, bei uns als Hallo Jagdruf und Rufzeichen.

[11] Erdenhalter — eines der zahllosen Wörter für Fürst.

[12] Sichtbar — Vgl. Joh. 20, 19. 26. Die Situation ist hier, wie dort dieselbe.

[13] Der Herr Krischna — Çri krishna, vgl. Κύριος Χριστός. Krischnastadt Krishnapúra, heißt bei Plinius Chrysobora. Christus ist zunächst das hebräische maschiach, der Gesalbte, klingt aber zugleich an indisch Krischna an. So ist Amen das hebräische amen, aber auch das indische om, die heilige Silbe, die gesprochen wird zu Beginn und am Schluß einer heiligen Handlung.

Draúpadi's Gebet.

Mittlerweile kam, o König[14],
Draúpadi, der Frauen beste,
Schwer in Sorgen um der Speisung
Willen, diese treue Gattin,
Und als sie sich lang besonnen
Und nicht fand die nöt'ge Speise,
Da gedacht in ihrem Sinne
Sie des Kansatöters[15] Krischna.

„Krischna, Krischna, du Großmächt'ger,
Sohn der Dêwaki[16], du Ew'ger,
Wâsudêwa[17], Weltenhüter,
Der Gebeugten Kummertilger!
O Allseele, Allerzeuger[18],
Alleinnehmer, Ew'ger Herrgott,
Schutz der Flehenden, der Rinder[19],
Der Geschöpfe, Allerhöchster,
Der Gedanken und der Wünsche
Neger, sieh, ich neig' vor dir mich.
Lieber, Gnädiger, Endloser,
Sei der Weg, wo keine Wege!
Geist der Urzeit, Hauch des Lebens,
Mit Gedanken nicht zu fassen,
Allaufseher, höchster Seher,
Zu dir nehm' ich meine Zuflucht.
Hilf mir, Gott, erbarm dich meiner,
Bist ja Freund der Hülfesucher.

Schwarzer[20], gleich dem dunklen Lotos,
Augen rot, wie Lotoskronen,
Gelb das Kleid, das du dir umwirfst,
Strahlend Kaústubha, dein Brustschmuck!
Du, du bist der Wesen Anfang,
Bist ihr Ende, bist ihr Fortgang,
Bist der allerhöchste Lichtglanz,
Bist Allseele und allsichtig.

---

[14] o König — Angeredet ist König Dschanamêdschaja, dem der h. Waiçampâjana das Mahabhârata erzählt.

[15] Kansatöters — Krischna tötet den Kansa, den Beherrscher von Mâthura, die Menschwerdung eines Asura oder Gegengotts.

[16] Dêwaki — die „himmlische", vgl. die Himmelskönigin Maria, ist die Frau des Hirten Wasudêwa vom Stamm der Jâdawa oder Jadu, gebiert als achtes Kind von Wischnu den Krischna.

[17] Wâsudêwa — Sohn des Wasudêwa. Wasudêwa ist Pflegvater.

[18] Allerzeuger — Als Allgott schafft er alles, setzt er alles aus sich heraus, ist Allerzeuger, und nimmt er alles wieder in sich zurück, ist Alleinnehmer.

[19] Rinder — Die Kuh ist dem Inder heilig.

[20] Schwarzer — Schwarz ist die Farbe des Wischnu. Kaústubha, ein Edelstein, ist der Brustschmuck des Wischnu. Wischnu und Krischna sind eins.

Du, du heißt der höchste Same,
Heißt die Fülle alles Glücks.
Götterherr, in deinem Schutze
Fürchten wir uns nicht vor Unglück.
Wie ich einst gerettet worden
Bei Duhçâsana's Gewaltthat[21]
In dem Fürstenhofe, mögest
Mich aus dieser Not herausziehʼn!"

So gepriesen von der Krischna
Stand der Gott, der Freund der Gläubʼgen[22],
Herr der Welt und Gott der Götter,
Wissend Draûpadi's Bedrängnis,
Auf vom Lager, von der Seite
Rûkmini's[23], Herr Kêçawa,
Ging in Eilʼ an Ort und Stelle
Undenkbaren Wegs[24], der hohe.

Wir fragen: Wo hat je einmal eine gläubige Christenseele so rührend schön, so brünstig zu ihrem Heiland gebetet, wie hier diese Heidin? Aber freilich, glauben ist leichter als thun und beten ist leichter als denken.

Kleine Mitteilungen.

Leitsätze der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

(Angenommen vom 6. ordentlichen Gesellschaftstage zu Berlin, am 19. bis 21. Okt. 1901.)

1. Die D. G. E. K. erstrebt denjenigen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem sittliches Wollen und sittliche Einsicht als maßgebende und gestaltende Mächte für das Thun der Einzelnen wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausschlaggebend walten.

Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerläßliche Vorbedingung wahren Wohlseins ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Bestandfähigkeit. Wahre Fortentwickelung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Fortentwickelung der ethischen Kultur.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickelten Kulturvölkern, ist, an diesem Ideal gemessen, ein beklagenswert unvollkommener.

3. Grundlage und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand der Einzelnen.

4. Die religiösen Vorstellungen eignen sich an sich, als persönliche Angelegen-

---

[21] Gewaltthat. — Vgl. Stück 2.

[22] Gläubʼgen — gläubig bhakta, ergeben; Glaube bhakti, vertrauensvolle Hingabe, wie zuletzt in der christlichen Lehre.

[23] Rûkmini's — Rûkmini eine der Lieblingsfrauen Krischna's. Wörtlich heißt es: „die an seiner Seite auf dem Lager ruhende Rûkmini verlassend ging Herr Kêçawa u. s. w." Vgl. Od. 5, 1: Ἠὼς δ' ἐκ λεχέων παρ' ἀγανοῦ Τιθωνοῖο ὤρνυτο.

[24] undenkbaren Wegs — Der Weg ist gar weit von Gudscherat bis an Ort und Stelle, ein paar 100 Stunden, und schnell gehen soll's auch.

heit des Einzelnen und wegen ihrer trennenden Vielgestaltigkeit, nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung.

Sie sind überdies als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben.

5. Es bedarf daher einer allgemein wirksamen und unbedingt giltigen Begründung des Sittlichen, nämlich einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grund der Menschennatur und den Bedingnissen des Gemeinschaftslebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für jedermann zugänglich ist.

6. Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Verfeinerung und Veredelung der Menschennatur. Diese durch Verbreitung von Geistes- und Gemütsbildung in allen Volksschichten zu schaffen, muß die erste Aufgabe der Arbeit für ethische Kultur sein.

7. Die Förderung ethischer Kultur schließt mit Notwendigkeit das Streben nach einem Zustande der Gesellschaft in sich, in dem die Lebensgüter gerecht verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Erforderliche jedem ihrer Glieder gesichert ist.

8. Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichts in die öffentliche Schule.

Mit voller Entschiedenheit muß aber auch heute schon an alle privaten und öffentlichen, nationalen und internationalen Bethätigungen der Maßstab sittlicher Beurteilung angelegt und auf Erweckung sittlicher Gesinnung und sittlichen Urteils in den weitesten Kreisen hingearbeitet werden.

9. Als ihren nächsten Zweck verfolgt die D. G. E. K. die Vertretung, Ausbreitung und allseitige Geltendmachung der vorstehend ausgesprochenen Überzeugungen. Sie will zugleich durch Zusammenschluß ihren Anhängern Halt und Zuversicht, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

10. Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemein menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber auf den besonderen nationalen Kulturgebieten erfolgreich wirken zu können, muß sie sich der nationalen Ausprägung der Kultur und den besonderen Formen des nationalen Staats- und Gesellschaftslebens anschließen. Für Deutschland insbesondere weiß sie sich, bei strengster Verwerfung jeder nationalen Überhebung, in ihrem gesamten Streben eins mit den edelsten Überlieferungen deutschen Geisteslebens.

* * *

Die Neanderthalrasse.

In der Gegend von Düsseldorf zieht sich über Elberfeld bis nach Letmathe und noch darüber hinaus ein schmaler Streifen devonischen Kalkes, der von einer zahlreichen Menge kleinerer und größerer, gelegentlich zu stattlichen, mit Stalaktiten prächtig geschmückten Höhlen sich ausweitender Spalten durchsetzt wird. Ihr Boden ist zum großen Teil mit von oben her eingesickertem oder durch fließende Gewässer eingeschwemmtem Lehm bedeckt. Die in dem letzteren eingeschlossenen, stellenweise recht zahlreichen Tierknochen vom Höhlenbären, Mammuth, Rhinozeros u. a. geben uns Auskunft über die geologische Zeit der Absetzung des Höhlenlehms, den wir nach diesen Funden den diluvialen Bildungen zurechnen

müssen. In einer solchen kleinen, in der Nähe von Dornap zwischen Düsseldorf und Elberfeld gelegenen Höhle des Neanderthales, der sogenannten kleinen Feldhofner Grotte, die durch einen Kalksteinbruch angeschnitten wurde, fanden Arbeiter bei den Abraumarbeiten im August 1856 ein menschliches Skelett, dessen starkbeschädigte Reste, vor allem aber der Schädel, die Gelehrtenwelt im höchsten Maße in Aufregung bringen sollte. Professor Schaafhausen aus Bonn, der den Schädel zuerst einer genauen Untersuchung unterwarf, fand an ihm so hochgradige Abweichungen von dem gewöhnlichen Schädelbau, daß er den prähistorischen Neanderthalmenschen als den Vertreter einer primitiven, wilden Urrasse des Menschen auffaßte. Seine Ansicht fand besonders im Ausland willige Aufnahme; die prähistorische „Neanderthalrasse" wurde von der französischen Schule als eine besondere Rasse des Menschengeschlechtes angesehen und es wurden ihr, freilich nicht immer mit zureichender Begründung, noch andere prähistorische Schädel zugerechnet, so das Schädelbach von Egisheim, der Schädel von Brüx und der von Kannstadt, der sogar bei einigen Gelehrten als Taufpate den Namen für diese ganze „Rasse" abgeben mußte.

Das Dasein dieser prähistorischen Rasse schien zu den gesicherten Thatsachen der Anthroprologie zu gehören, bis Rudolf Virchow die Originalreste gelegentlich untersuchte und gewisse pathologische Veränderungen am Schädel und an den übrigen Skelettresten zu finden glaubte, auf Grund deren er zu dem Schlusse kam, daß das vorliegende Skelett keiner wilden Urrasse angehört haben könne. Zwar hat Virchow nicht direkt ausgesprochen, daß die pathologischen Veränderungen der Art oder dem Grade nach eine Würdigung der anthropologischen Stellung des Skeletts ausschlössen, — er drückte sich unbestimmt aus und hat eine eingehende Prüfung der Rassenfrage nach exakter Methode überhaupt nicht durchgeführt — jedoch betonte er die krankhaften Veränderungen des Schädeldaches so stark, daß sich bei den meisten deutschen Fachmännern wie bei den Laien auf Grund seiner Autorität die Ansicht festsetzte, der Schädel sei durch und durch krankhaft verändert und sei für anthropologische Schlüsse überhaupt nicht zu gebrauchen.

Ein ganz neues Licht auf diese Frage wirft jedoch eine jüngst erschienene Studie des Straßburger Anatomen G. Schwalbe*), über die Emil Schmidt im „Globus" (Nr. 14, 10. Okt. 1901) eingehend berichtet. Hatte Virchow zunächst aus gewissen Merkmalen am Schädel auf ein sehr hohes Lebensalter des „Neanderthalers" geschlossen, so findet Schwalbe, dem ein außerordentliches Beobachtungsmaterial von Schädeln zu Gebote stand, nichts, was auf ein höheres Alter als das eines vollreifen Mannes schließen ließ. Ebenso fand er, daß die andern „pathologischen Erscheinungen" am Schädel und an den übrigen Skelettresten die anthropologische Deutung nicht im geringsten beeinträchtigen könnten (die Veränderungen im Ellbogengelenk z. B. ergaben sich als traumatischer Natur). Eine der ersten deutschen Autoritäten der pathologischen Anatomie, Prof. v. Recklinghausen in Straßburg, den Schwalbe in allen pathologischen Fragen zu Rate zog, kam zu den gleichen Resultaten. Trotzdem könnte ein Zweifler doch noch an der Annahme einer individuellen zufälligen Variation festhalten, wenn nicht ein glücklicher Fund in neuerer Zeit zwei aus derselben geologischen Diluvialperiode zusammen an gleicher Stelle eingebettete Skelette zu Tage gefördert hätte,

*) G. Schwalbe, der Neanderthalschädel. Mit einer Tafel und 10 Textabbildungen. Bonner Jahrbücher, Heft 106. Bonn 1901.

die sich ebenso enge an den Neanderthaler anschließen, wie sie sich vom rezenten Menschen entfernen. In einer Höhle bei Spy in Belgien fanden Froipont und Lhoest im Jahre 1897, bedeckt von Kalktuff, zwei menschliche Skelette in gleichem Niveau mit zahlreichen Feuersteingeräten rohester Form (vom Moustiertypus der Franzosen) und zusammen mit Knochenresten des Mammuths, des Rhinozeros mit knöcherner Scheidewand, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne u. a. Und diese diluvialen Schädel wiederholen in überraschendster Weise die Besonderheiten des aus derselben Zeit stammenden Neanderthalschädels. Eine tabellarische Zusammenstellung der hier in Betracht kommenden Verhältnisse zeigt dies aufs deutlichste:

	Heutige Menschenrassen	Neanderthalschädel	Spy I	Spy II	Affen im allgemeinen
Index der Kalottenhöhe	52 u. m.	40,4	40,9	44,3	34,2 u. w.
Schädelwölbungsindex	56—59,6	66,3	70,2	66,9	
Bregmawinkel	53°—66°	44°	40°	50,5°	
Lageindex des Bregma	n. üb. 34,3	38,4	34,5	35,2	
Winkel der Stirnkrümmung . .	80° u. m.	62°	57,5°	67°	56° u. wen.
Größenindex des Glabellawulstes .	21,4—31,8	44,2	41,5	?	42—63

Während sich Schwalbe in seiner Untersuchung fast nur auf das Schädeldach beschränkte und eine systematische Bearbeitung des übrigen Skelettmaterials für später in Aussicht stellte, hat Prof. H. Klaatsch aus Heidelberg auch diese Knochenreste des Neanderthalers untersucht und sie mit den Knochen von Spy sowie denen der jetzt lebenden Rassen verglichen. Auch er fand bei den Skeletten der „Neanderthalgruppe" übereinstimmend ganz beträchtliche Besonderheiten, so daß sich die Untersuchungen von ihm und Schwalbe im Nachweis von dem Vorhandensein einer diluvialen, von dem heutigen Menschen in wesentlichen Punkten verschiedenen rückständigen Menschenrasse auf das schlagendste ergänzen.

Büchertisch.

Urgeschichte der Kultur. Von Dr. Heinrich Schurtz. Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Kartenbeilage. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1900. 640 S.

„Auch den Kulturvölkern fehlt noch eine wahre Geschichte ihres Wesens und Werdens. Soll sie einmal geschrieben werden, dann ist ein fester Unterbau nötig, eine Untersuchung der einfachen und doch so schwer verständlichen Anfänge, auf denen sich der mächtige Tempel der höheren Gesittung erhebt. Dieser Unterbau aber wird nichts anderes sein, als das große, nur von vielen Berufenen in schwerer Arbeit zu leistende Werk, zu dem auch das Buch, das hiermit abschließt, nur eine Vorstudie sein kann, die wahre, alles umfassende Urgeschichte der Kultur." Mit diesen Worten beendet Heinr. Schurtz sein bereits in weiten Kreisen rühmlichst bekannt gewordenes Werk, in dem er versucht die Anfänge der Kultur in so umfassender Weise darzustellen, daß möglichst kein Zweig des Kulturlebens vernachlässigt werde. Eine sehr mühevolle und zugleich sehr verdienstreiche Arbeit! Der Verfasser ist Neo-Vitalist, wie man wohl die Gegner des philosophischen Materialismus

nennt. Er erklärt Kultur zutreffend als „die Erbschaft der Arbeit vorhergehender Generationen, soweit sie sich in den Anlagen, dem Bewußtsein, der Arbeit und den Arbeitsergebnissen verkörpert.“ Alle Kultur aber, sagt er, „weist über die engen Grenzen des einzelnen Menschen und des irdischen Daseins hinaus, sie läßt uns ahnen, daß wir einer großen Einheit angehören und allesamt einem Ziele zustreben.“ Diese Ahnung steigert die Religion dem Gläubigen zur Gewißheit und erfüllt ihn mit einer Zuversicht und einer Kraft, die sonst nichts ihm gewähren könnte. Deshalb darf die Religion, die übrigens nach dem Verfasser nicht dem Gebiete des Verstandes, sondern dem des Gefühlslebens angehört, nicht verloren gehen, wenn nicht auch für die Menschheit der Weg bergabwärts gehen soll. Aber wo die Religion vorherrscht, verstärkt sie die Kräfte des Beharrens gegenüber denen des Fortschrittes. Religiöse Vorschriften und Bedenken können zuletzt ein Volk so einengen und beeinflussen, daß ein großer Teil seiner Aufmerksamkeit wie seiner Kraft in leeren Ceremonien, Opferbräuchen und Büßungen verpufft, und daß es eine Hauptaufgabe der fortschreitenden Kultur ist, diese grausam drückenden Ketten zu zersprengen. (Seite 557.) Erwächst nicht heute wiederum allen Freunden kulturellen Fortschritts diese Hauptaufgabe? — Die Ausführungen des Verfassers, die, wie er im Vorwort verheißt, alle Zweige des Kulturlebens umfassen — die Gesellschafts- und Wirtschaftsformen, die materielle und geistige Kultur — werden durch gute und dem Text richtig eingegliederte Abbildungen unterstützt. S.

Eine moderne Kreuzfahrt von Dr. Karrillon. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Weinheim (Baden). Verlag von Fr. Ackermann.

In einem armseligen Schulhaus träumt vor Jahrzehnten ein Knabe von den Wundern des Morgenlandes, und all sein Sinnen und Trachten geht dahin, wenn er den Schulranzen an den Nagel gehängt, eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten anzutreten. Erst der gereifte Mann vermag das Gelöbnis seiner Kindheit zu erfüllen, aber was ist inzwischen aus dem ehemaligen Jesuitenzögling geworden? Ein Skeptiker steht auf dem heiligen Boden, der „mit dem Erkennen alle Ideale hat hinsinken sehen, wie im Herbstwalde die Blätter mit der braunen Totenfarbe“, und der von dem Worte Christi „Es soll ein Schafstall werden und ein Hirte“ höchstens die erste Hälfte erfüllt sieht.

Die „Moderne Kreuzfahrt“ ist eine rein subjektive Beschreibung, aber gerade dadurch erhält sie ihren Reiz, denn der Verfasser ist ein kenntnisreicher humorvoller Plauderer mit hellem Blick für Land und Leute, der allem Geschauten den persönlichen Stempel aufdrückt und interessant genug ist, den Leser mit seinen Schilderungen und Reflexionen einige Stunden zu fesseln. M. H—g.

Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt. Verlag von K. F. Köhler. Leipzig, Täubchenweg 21.

Von den 12 Villen, die Kaiser Tiberius auf der Insel Capri besaß, ist die bekannteste die Villa Jovis auf dem steilen Ostgipfel der Insel, noch heute Villa Timberio genannt. Der Darstellung dieser kaiserlichen Palastanlage ist das Buch in erster Linie gewidmet; zugleich wird der Versuch gemacht, ein umfassendes Bild von Capri im Altertume und von all seinen Schönheiten, die Natur und Kunst ihm gegeben, zu entwerfen. Die Schilderung ist anschaulich und wird durch eine große Reihe recht guter Abbildungen wirksam unterstützt. Ob die Rekonstruktionen in allen Teilen der vergangenen Wirklichkeit entsprechen, kann hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls bietet das Buch sehr viel Anregendes und wird

von jedem Freunde der Antike und der schönen Grotten-Insel gern gelesen werden. Die Ausstattung ist vornehm und gereicht der Verlagsbuchhandlung zu besonderem Verdienst. r.

Ferner gingen zur Besprechung ein:

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Band II. Heft 3. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und acht Lichtdrucktafeln. Berlin 1901. Druck und Verlag von A. Haack. Preis 8 Mark.

Die Christuslegende in ihrem Verhältnis zur arischen Mythologie. Erster Teil der Trilogie: Götter- oder Menschendienst? Von Dr. Arthur Sauer. Leipzig 1901. Verlag von Max Sängewald.

Das Kind von Jais. Von Dr. Emil Fischer-Bukarest. Verlag Handelsdruckerei, Bamberg.

Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Kulturentwickelung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Faktoren. Von Dr. J. Wernitz. 1901. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei L. F. Koehler in Leipzig.

Die Entwickelung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Lesueur, vorgetragen bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris. Autorisierte Übersetzung von Hulda Foerster. Berlin 1901. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Kommandantenstraße 14.

Das Leben der Bienen von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Ausgabe. In das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schönefeld. Leipzig 1901. Eugen Diederichs Verlag.

Maeterlinck. Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Von Monty Jacobs. Leipzig 1901. Eugen Diederichs Verlag.

Vademecum. Tägliche Anregungen zum Guten, Wahren und Schönen von Prof. Dr. Adolf Rothenbücher. Berlin W. 1901. M. Schnetter.

Die Brotfrage und die Brotantwort von Gustav Simons, nichtapprobierter Bäckermeister, Feldmühle bei Soest in Westfalen. 2. umgearbeitete Auflage, 6. bis 10. Tausend. Soest 1901. Selbstverlag.

Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe von Joh. Herm. Müller. Hamburg 1901. Alfred Janssen.

Die Polnaer Verbrechen. Ein Sittenbild aus Österreichs jüngster Vergangenheit. Aufgenommen von J. Ad. Bulova. Druck von Görber & Co., Berlin 1901.

Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Eine Antwort auf die Broschüre „Das Glück in der Lotterie". Von Hermann Österwitz 5. Tausend. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt Hermann Österwitz. Preis 25 Pf.

Grisselinde. Eine Dichtung von Nikolaus Welter. Luxemburg 1901. Druck und Verlag von M. Huß.

☞ Dieser Nummer liegt ein Prospekt von **Schafstrins Verlag für neudeutsche Kinderkunst in Köln** bei. ☜

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Waenger.

geboren 5. April 1860,
† 13. November 1901.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von
Carl Saenger

Nr. 17. 5. Dezember 1901. I. Jahrgang.

Carl Saenger †.

Rasch tritt der Tod d. Menschen an . . .

Am 13. November wurd" uns Carl Saenger mitten aus rastlosem Schaffen in vollster, blühender Manneskraft durch einen Hirnschlag entrissen.

Vielen Lesern der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" ist er hauptsächlich nur als Herausgeber bekannt, gerade seine reiche Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens ist ihnen fremd geblieben.

Carl Saenger ist sein lebenlang ein fröhlicher aber auch ein stahlharter Kämpfer gewesen.

Sein erster Kampf galt dem täglichen Brot, denn der Sohn der Kämmererswitwe in Schneidemühl mußte bereits als Student um seine Existenz ringen.

Aber dieser Kampf hämmerte ihn auch zu dem Mann der wagemutigen That und öffnete ihm das Verständnis für den Jammer der Armut und damit für die sozialen Aufgaben der Gegenwart. Das köstlichste Erbteil, das ihm sein Vater auf den Lebensweg mitgab, war die Zugehörigkeit zu der freireligiösen Gemeinde seiner Geburtsstadt; es wies ihm auf der Universität den Weg, ein Vorkämpfer zu werden für geistige Freiheit gegen kirchlichen Dogmenzwang und Gewissensknechtschaft.

Vierundzwanzigjährig tritt er das Amt eines Pfarrers der freien religiösen (deutsch-katholischen) Gemeinde zu Frankfurt a. M. an und

wirkt hier zunächst im Stillen sieben Jahre lang an dem Aufbau seiner Gemeinde, um dann seine hervorragende organisatorische Kraft in der Öffentlichkeit bei einer Reihe von humanitären Unternehmungen zu bethätigen. Er wird einer der Mitbegründer und zweiter Vorsitzender der Frankfurter Abteilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, wird Mitglied des Gesamtvorstandes, Mitgründer der Frankfurter Freibibliothek und Lesehalle und hilft mit Rat und That bei der Begründung des Ausschusses für Volksunterhaltung, dessen Volksabende seit ihrem Inslebentreten in immer steigendem Maße das Leben der Minderbemittelten mit einem Hauch von Schönheit verklären.

Bereits seit Jahren in engerem Kreise politisch thätig, entsendet ihn die demokratische Partei im Jahre 1898 als Abgeordneten der Stadt Frankfurt in den preußischen Landtag, wo er sich bald, obwohl der einzige Vertreter seiner Partei, durch seinen Fleiß und bei aller Schärfe durch die strenge Sachlichkeit seines Urteils sowie seine ausgebreiteten Kenntnisse eine angesehene Stellung erringt.

Im letzten Jahre wählten ihn auch die Bürger Frankfurts in ihr Stadtparlament, in dem er ebenfalls bald einer der eifrigsten und tüchtigsten Berater wurde, und seine letzte Schöpfung war die Gründung des Neuen Frankfurter Verlags und in Verbindung hiermit die Herausgabe der Halbmonatsschrift „Das freie Wort", die seinen Namen während der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen hat.

Aber trotz der ungeheueren Arbeitskraft, die alle diese Ämter und Schöpfungen beanspruchten, war Carl Saenger immer noch ein Werdender, ein Aufwärtsstrebender. Er begann nur erst mit der Ernte seines rastlosen Fleißes; andere, reifere Früchte winkten ihm. Er wußte bereits, daß er für das Amt des ersten Vorsitzenden der politischen Partei, die er sich erkoren, ausersehen war; und nur eine Frage der Zeit war es, daß sich ihm auch die Pforten des Reichstages geöffnet hätten. Alle freien Geister, alle Reformfreunde wurden mehr und mehr aufmerksam auf ihn und hofften auf ihn als einen der ernstesten Arbeiter an Deutschlands Zukunft. Da zerschnitt dem erst Einundvierzigjährigen das Schicksal jäh den Lebensfaden, und sein hell aufsteigender Stern erlosch, derweil er, von Tausenden beweint und von einer ganzen großen Stadt beklagt, in ewige Grabesnacht versank.

Wenn je ein Mann in Schönheit starb, so warst Du es, mein Freund. Friedlich, wie in tiefem glücklichem Schlaf nach vollbrachtem Tagewerk

ruhtest Du auf Deiner letzten Lagerstatt. Du wußtest, daß der Tod das Ende aller Dinge ist, Hinterwelten und Überwelten kanntest Du nicht; hier auf Erden fandest Du im Streit für Licht, für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, für Wohlfahrt und Menschenglück das höchste Ziel. Im Leben standest Du über dem Leben, und hieraus floß Deine Kraft, die sich allen mitteilte, die Dir nahe kamen. Mit dem Frieden, den das Bewußtsein giebt, dem Leben die Schuld mit reichen Zinsen abgetragen zu haben, sahen wir Dich auf Deiner Bahre, und hunderte von Kränzen senkten sich auf Deine Gruft, in der, nachdem die reine Flamme verzehrt, was sterblich an Dir war, Deine letzten Aschenreste geborgen wurden. Nun bist Du für immer hingegangen, aber stolz, stark und den Sonnenglanz im Auge steht Dein Bild unverlöschlich in unserer Seele.

Wohl möchten wir angesichts Deines Schicksals bitter klagen:

„Ach! Daß schon so frühe das schöne Bildnis der Erde
Fehlen soll, die breit und weit am Gemeinen sich freuet!"

Aber wenn wir die Summe Deines Lebens ziehen, so reich an Arbeit, so reich an Erfolg, an Achtung und Liebe, dann preisen wir auch Dein Los, denn wahrlich:

„Köstliches hast Du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet!"

Das Spahn'sche Rätsel und dessen Lösung.

Von Junius.

Wer in den letzten sechs Wochen die zahlreichen Artikel ultramontaner Zeitungen über den sogenannten „Fall Spahn" mit Aufmerksamkeit gelesen und deren Inhalt miteinander verglichen hat, dem wird unter anderem eine völlig neue Erscheinung aufgefallen sein und ihn ganz seltsam überrascht haben. Es ist dies die Behandlung des jungen Herrn Professors Spahn von seiten mehrerer jener Blätter, von denen hier an erster Stelle die „Kölnische Volkszeitung" und an zweiter die Berliner „Germania" genannt werden sollen. Von anderen Blättern und Zeitschriften derselben Partei ist nun doch thatsächlich und unwiderleglich der Beweis geliefert worden, daß der junge Herr dieselben Auffassungen, welche er vor drei Jahren privatim in einem Briefe an den protestantisch gewordenen Exjesuiten Graf Paul von Hoensbroech bekundete, auch vorher und nachher öffentlich in wissenschaftlichen Arbeiten vertreten hat. Ja er selber hat noch erst vor wenigen Wochen in seiner öffentlichen Erwiderung auf den wohl von Hoensbroech verfaßten oder inspirierten bekannten Artikel der „Bonner Zeitung" auf die Übereinstimmung seiner in diesem Briefe ausgesprochenen Ansichten mit den durch seine „schriftstellerische Thätigkeit" bekundeten hingewiesen. Thatsächlich und unwiderleglich ist ferner auch, daß bis jetzt auch noch nicht ein einziges Moment nachgewiesen ist, aus welchem sich mit Sicherheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit schließen ließe, daß Spahn von jenen Ansichten sich abgewandt habe oder darin auch nur wankend und schwankend geworden sei. Zwar wurde neuestens von einigen Blättern die Nachricht gebracht, daß derselbe jüngst in Straßburg beim Stiftungsfeste der dortigen katholischen Studentenverbindung Franconia in einigen allgemeinen Redensarten retraktiert habe; aber diese Nachricht wurde dann auch sofort von der „Germania", die doch über dessen Thun und Lassen bestens informiert ist, dementiert. Thatsächlich und unwiderleglich ist ferner auch, daß eben jene Ansichten Spahns, die er in seiner Korrespondenz mit Hoensbroech sowie in wissenschaftlicher oder journalistischer Thätigkeit bekundet hat, in scharfem, schneidendem Gegensatze stehen zu den herrschenden ultramontanen oder, wenn man ein anderes deutlicheres Wort vorzieht, zu den offiziell katholischen Ansichten und Grundsätzen.

Wenn nun bislang bei irgend einem anderen katholischen Gelehrten ein solcher Gegensatz an die Öffentlichkeit trat, dann begann gegen ihn von seiten der ultramontanen Blätter auch sofort ein frischer, fröhlicher Krieg, in welchem man in Suche und Anwendung der Angriffswaffen gar nicht wählerisch war. Manche persönlich sehr ehrenhafte Männer, wie der badische Konvertit Baumstark, die gräflichen Staatskatholiken

Schlesiens, der trierische Dompropst Holzer, der paderbornische Bischof Drobe, die geistlichen Professoren Schell in Würzburg und Kraus in Freiburg haben in diesem Punkte recht bittere Erfahrungen machen müssen.

Ganz anders, ganz gegen die bisherige Gepflogenheit handeln nun aber jene obengenannten ultramontanen Blätter im „Falle Spahn". Kein Wort heiligen Zornes! kein Wort der Entrüstung! nicht einmal ein Wort ernster Mahnung zur Umkehr aus der verwegenen Irrung! nicht einmal ein Wort der Forderung eines Zeichens dieser Umkehr! Nein, mit einer Engelmilde, die rührend sein würde, wenn sie natürlich wäre, versichern diese Blätter wieder und wieder, Spahns Brief an Hoensbroech und das von ihm ebendiesem gemachte Anerbieten zur Mitarbeiterschaft an der durch ihre scharfe Feindschaft gegen den Katholizismus allbekannten „Täglichen Rundschau" falle in Spahns „Sturm- und Drangperiode" und sei nur eine vor drei Jahren passierte momentane Entgleisung von seiner gut ultramontanen Bahn. Zugleich bedeckte man die bedenklichen gleichartigen Äußerungen Spahns in seiner schriftstellerischen Thätigkeit sorgsamst mit dem Mantel der Liebe, und gnädiger als auch der gnädigste Jesuit im Beichtstuhl gab man dem jungen Herrn die Absolution, noch ehe dieser darum nachgesucht und seine peccadigli bekannt hatte.

Damit war indes nur halbe Arbeit gethan. Wegen der von anderen ultramontanen und auch nicht ultramontanen Blättern über den allerneuesten musterkatholischen Geschichtsprofessor gebrachten Nachrichten wäre denn doch die große Masse der ultramontanen Leser bei zähem Mißtrauen gegen ihn verblieben und zu einem abfälligen Urteil über denselben gelangt. Um dem vorzubeugen galt es auch, mittels rascher und geschickter journalistischer Taschenspielerstückchen Herrn Spahn und seine antiultramontanen Leistungen in den Hintergrund zu schieben, und andere Personen für den „Fall Spahn" verantwortlich zu machen, um gegen diese als Sündenböcke an Stelle Spahns das Mißtrauen und den Zorn der ultramontanen Leser wachzurufen.

Am geeignetsten für diesen Zweck erschien natürlich Graf Hoensbroech. Er war ja Exjesuit und Apostat. Dies genügte offenbar, um jedem Angriffe wider ihn den Beifall der ultramontanen Masse im voraus zu sichern. Anfangs versuchte man es denn auch bei ihm mit wiederholten Anzapfungen: er möge sich doch äußern, ob er Verfasser des Spahn-Artikels der „Bonner Zeitung" sei. Dabei wurde dann gezetert und gewettert über den Bruch des Redaktionsgeheimnisses, dessen sich Hoensbroech durch jenen Artikel schuldig gemacht habe, und zwar in Ausdrücken, die den frommgläubigen ultramontanen Lesern die Auffassung nahe legten, daß das Redaktionsgeheimnis fast so strenge und absolut verpflichte wie das Beichtgeheimnis. Und doch kann jeder selbständig Denkende es sich schon

von jedem Freunde der Antike und der schönen Grotten-Insel gern gelesen werden. Die Ausstattung ist vornehm und gereicht der Verlagsbuchhandlung zu besonderem Verdienst. r.

Ferner gingen zur Besprechung ein:

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Band II. Heft 3. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und acht Lichtdrucktafeln. Berlin 1901. Druck und Verlag von A. Haack. Preis 8 Mark.

Die Christuslegende in ihrem Verhältnis zur arischen Mythologie. Erster Teil der Trilogie: Götter- oder Menschendienst? Von Dr. Arthur Sauer. Leipzig 1901. Verlag von Max Sängewald.

Das Bild von Sais. Von Dr. Emil Fischer-Bukarest. Verlag Handelsdruckerei, Bamberg.

Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Kulturentwickelung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Faktoren. Von Dr. J. Wernitz. 1901. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei K. F. Koehler in Leipzig.

Die Entwickelung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Lesueur, vorgetragen bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris. Autorisierte Übersetzung von Hulda Foerster. Berlin 1901. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Kommandantenstraße 14.

Das Leben der Bienen von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Ausgabe. In das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schöneseld. Leipzig 1901. Eugen Diederichs Verlag.

Maeterlinck. Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Von Monty Jacobs. Leipzig 1901. Eugen Diederichs Verlag.

Vademecum. Tägliche Anregungen zum Guten, Wahren und Schönen von Prof. Dr. Adolf Rothenbücher. Berlin W. 1901. M. Schnetter.

Die Brotfrage und die Brotantwort von Gustav Simons, nichtapprobierter Bäckermeister, Feldmühle bei Soest in Westfalen. 2. umgearbeitete Auflage, 6. bis 10. Tausend. Soest 1901. Selbstverlag.

Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe von Joh. Herm. Müller. Hamburg 1901. Alfred Janssen.

Die Polnaer Verbrechen. Ein Sittenbild aus Österreichs jüngster Vergangenheit. Aufgenommen von J. Ad. Bulova. Druck von Görber & Co., Berlin 1901.

Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Eine Antwort auf die Broschüre „Das Glück in der Lotterie". Von Hermann Österwitz 5. Tausend. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt Hermann Österwitz. Preis 25 Pf.

Griselinde. Eine Dichtung von Nikolaus Welter. Luxenburg 1901. Druck und Verlag von M. Huß.

☛ Dieser Nummer liegt ein Prospekt von **Schafsteins Verlag für neudeutsche Kinderkunst** in **Köln** bei. ☚

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Spahn dringend ersucht, von seiner Mitarbeiterschaft zurückzutreten, war aber mit diesem Ersuchen bei ihm abgeblitzt — eine Thatsache, welche freilich „Redaktionsgeheimnis“ und dem Lesepublikum vorenthalten bleiben sollte!

So stand der Streit der ultramontanen „feindlichen Brüder“ gegen Anfang November, als darin eine plötzliche und gänzliche Veränderung eintrat, deren Ursache auch schon sogleich von der „Frankfurter Zeitung“ entdeckt und aufgedeckt worden ist. Eines Tages fuhr nämlich Herr von Rothenhan, der preußische Gesandte beim Vatikan, zum päpstlichen Palaste und stieg bis in dessen obersten Stock empor, wo ein gewisser Herr Rampolla wohnt. Gleich nach diesem Besuche wurde für den „Fall Spahn“ die bisher so redselige „Voce“ taubstumm und die bisher so zornige „Kölnische Volkszeitung“ lammfromm. Diese griff zur Friedensschalmei und versicherte im sanftesten, ja in fast zärtlichem Tone, daß man hüben und drüben im wesentlichen ja einig sei, nämlich in Verurteilung der jugendlichen Abirrungen Spahns. Nunmehr aber solle, wolle und werde man abwarten, wie dieser sich thatsächlich als Professor in Straßburg erweisen werde. Ebendieselbe that dann aus Vorsicht noch ein Übriges: sie sandte einen Vertrauensmann nach Rom, der die Kurie über die gute Absicht der rollenwidrigen Seitensprünge in dieser Angelegenheit aufklären und beruhigen und dann auch nebenbei das Terrain der „Voce“ rekognoszieren sollte.

So ist denn der erste Akt der Spahn'schen Tragikomödie zu Ende. Ob noch andere folgen oder ob es beim Einakter bleiben wird, hängt von dem jugendlichen Herrn Professor ab, den die Kurie entweder, wenn er sich tugendlich zu korrekt ultramontanen Auffassungen bekehrt, mit ihrem altbekannten Spruche: „laudabiliter se subjecit“ prädizieren, anderenfalls aber in gleicher Stilprobe unter die „filii Belial“ einreihen wird.

Interessant und anscheinend ganz rätselhaft ist in diesem ersten Akte die Erscheinung, daß Blätter, welche dieselben ultramontanen Grundsätze und Endziele haben und auch letztinstanzlich demselben Oberkommando parieren, wochenlang über ein und dieselbe Person in grimmiger Fehde mit einander gelegen haben. Beide ultramontanen Parteien haben diese eine Person in gleicher Weise und in gleichem Grade gekannt als einen Mann, der sich zwar als einen gläubigen und den Kirchengeboten gehorsamen Katholiken bekennt; aber vor drei Jahren hatte er, nicht etwa in der momentanen Hitze eines Gesprächs und gegenüber einem oder mehreren freisinnigen aber gläubigen Katholiken, sondern schriftlich in einer von ihm selber begonnenen Korrespondenz und gegenüber einem aus dem Jesuitenorden und der katholischen Kirche ausgetretenen und in die evangelische Kirche eingetretenen Manne, der seit Jahren die katholische Kirche und ihre Lehren und Einrichtungen mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen der Wissenschaft und der Publizistik heftigst bekämpft, ganz un-

genötigt und aus innerem Antriebe den Ausspruch gethan, daß „das Ultramontane im Katholizismus ein Übel ist, das die katholische Religion und die katholische Wissenschaft belastet“; ähnliche antiultramontane Ansichten hatte er dann nicht nur in einer im Jahre 1898 erschienenen größeren historischen Arbeit, sondern auch später bei Gelegenheiten in kleineren wissenschaftlichen Aufsätzen frank und frei bekundet, und bis heute hat er dieselben nimmer verleugnet oder gar widerrufen.

Die römische „Voce della verita“ hat ganz richtig erkannt, daß ein solcher Mann, eben weil und solange er einwandfreier Katholik ist, als akademischer Geschichtslehrer bei jungen katholischen Hörern für den Ultramontanismus viel gefährlicher ist als in gleicher Stellung ein akatholischer oder auch selbst antikatholischer Protestant oder Jude oder auch sogenannter Taufscheinkatholik. Und darum hat sie in dieser Erkenntnis ganz konsequent gehandelt, als sie diesen Mann als akademischen katholischen Geschichtslehrer an einer von zahlreichen Katholiken besuchten Universität scharf und entschieden bekämpft hat. Wie kommt es nun, daß die „Kölnische Volkszeitung“ und die Berliner „Germania“ und die in den Geleisen beider fahrenden kleineren ultramontanen deutschen Blätter, die doch nicht minder ultramontan, gegen dieselbe Person ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen haben, indem sie diese mit einer ganz ungewöhnlichen Milde behandelten und mit den gesuchtesten und gewundensten Entschuldigungen zu decken sich bemühten?

Des Rätsels Lösung findet man sofort und leicht, wenn man die Kreierung einer katholischen Geschichtsprofessur in Straßburg und die Beförderung Spahns zu dieser nicht miteinander vermengt, sondern sachgemäß voneinander getrennt betrachtet.

Für die Kreierung einer katholischen Geschichtsprofessur in Straßburg ist das ganze parlamentarische Zentrum gewesen und nach seinen kirchenpolitischen Grundsätzen mußte es dafür sein. Sein Einfluß ist es denn auch gewesen, der im preußischen Unterrichtsministerium den Entschluß zu dieser Kreierung durchgesetzt hat, welcher dann auch die Zustimmung des Kaisers fand. Und so ist, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich das Zentrum der Professur-Macher. Dagegen hatte es in seiner Gesamtheit gar kein Interesse daran, ob dieser oder jener praktisch-katholische Historiker diese Professur erhalte. Wenn nun Herr Spahn, der erst 1898 Privatdozent in Berlin geworden und dann Anfang 1901 zum außerordentlichen Professor in Bonn ernannt worden ist, schon im selben Jahre und wenige Monate darauf im Unterrichtsministerium zu einer ordentlichen Professur an einer der ersten deutschen Universitäten befördert wurde, dann ist dieses Emporschnellen in der akademischen Hierarchie

etwas so außerordentliches, daß es nur durch außerordentliche Ursachen Erklärung findet. Nun ist zwar anzuerkennen, daß die seit 1896 erschienenen historischen Arbeiten Spahns tüchtige Leistungen sind, aber etwas außerordentliches sind sie nicht und auch die wärmsten Gönner Spahns werden das nicht behaupten. Auch ist ferner nicht zu verkennen, daß die sehr optimistische Auffassung, welche Spahn über die preußische Geschichte bisher an den Tag gelegt, und die stark retouchierten Porträts, die er von früheren preußischen Regenten in seinen Arbeiten und Vorlesungen geliefert hat, ihm an recht hohen Stellen ein sehr wirksames Wohlwollen eingetragen haben werden. Aber auch dieses ist keine ausreichende Erklärung für jenes jähe Emporschnellen. Letzteres begreift sich sofort und leicht, wenn man eine Thatsache in Betracht zieht, die zwar aus leicht erkennbaren Gründen bisher nicht an die Öffentlichkeit gedrungen, aber in Zentrumskreisen schon seit Monden bekannt war. Einige sehr einflußreiche parlamentarische Zentrumler sind in übereifriger Weise für Spahns Beförderung zu jener ordentlichen Professur thätig gewesen und haben dieselbe durchgesetzt. Und eben sie sind die Professormacher für Straßburg. Eben sie sind aber auch diejenigen, welche hinter jenen für Spahn so warm einspringenden Artikeln der „Kölnischen Volkszeitung" stecken oder dieselben inspiriert haben. Daß sie ihres Protegés Apologeten wurden und werden mußten, das verstand sich von selbst. Sie mußten wünschen, hoffen, glauben und, solange es nur irgend möglich ist, daran festhalten, daß die antiultramontanen Äußerungen ihres Schützlings nur vorübergehende und vorübergegangene Entgleisungen von der ultramontanen Bahn seien. Sie müssen alles daran setzen, daß er sie widerruft oder ihnen wenigstens schweigend entsagt. Denn hält er fest daran und reproduziert er sie vielleicht sogar, so sind diese als Professor-Macher vor ihren eigenen Fraktionsgenossen arg blamiert.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

VI. Das „regenerierte" Ungarn.

Vor vier Monaten wurde an dieser Stelle über die damals noch bevorstehenden Wahlen zum ungarischen Reichstage wörtlich gesagt: „Der Klerikalismus sitzt schon dicht bei dem Regierungstische. Er wird bei den Neuwahlen die Hand am Wahlapparat haben. Was er dort leisten wird, wird nicht zu beurteilen sein nach dem Zuwachs, der den erklärt klerikalen Parteien bei diesem Wahlgange sicher zu teil werden wird, sondern nach der vorauszusehenden Stärkung der klerikalen Gruppe in der Regierungs-

partei. Es kann das Schicksal des liberalen Herrn v. Széll sein, daß er die Weiche stellt, die den Train der ungarischen Politik aus dem deutschfreundlich liberalen ins deutschfeindlich klerikale Geleise führt."

Die in diesen Worten ausgesprochene Befürchtung ist buchstäblich eingetroffen. Schlimmeres noch ist geschehen. Der gewaltige Mann, der den Train in das richtige Geleise zurückgezwungen hätte, Desider Szilágyi, ist gestorben, als er eben die ersten Sturmzeichen zur Abwehr geben wollte.

Der neue ungarische Reichstag gleicht der französischen Kammer in der Ära Méline. Damit ist alles gesagt. Die ausgesprochen klerikalen Gruppen sind, obgleich stärker als zuvor, doch verhältnismäßig schwach geblieben. Die verkappt klerikalen, die „Ralliierten", die es vorziehen, im gouvernementalen Lager selbst die liberale Politik zu verhindern und klerikale zu machen, sind die Herren der Situation geworden. Die antiklerikale Gruppe der Calviner aber unter Leitung des alten Generals Tisza ist vernichtet, der General selbst um sein Mandat gekommen. Aus dem rein gouvernementalen, zu nichts tauglichen und zu allem fähigen Troß ragen als markante Gestalten nur die um Apponyi und um den Grafen Alexander Károlyi hervor.

Der liberale Kabinettschef läßt sich gleichwohl von der ihm ergebenen Presse — sie umfaßt so ziemlich das ganze publizistische Ungarn — schallende Loblieder singen. Er hat die Volkspartei „bezwungen", vor der Welt den Nachweis geliefert, daß man nicht Banffy'scher Gewaltmethoden bedürfe, um in Ungarn das In-den-Himmel-Wachsen konfessioneller Parteien zu verhüten. Wenn die calvinische Gruppe bei der Wahl noch schlechter abgeschnitten hat, kann der liberale Herr v. Széll seine Hände in Unschuld waschen. Die „reinen" Wahlen haben eben ihre Tücken.

In diesen Darstellungen fällt ein innerer Widerspruch sofort in die Augen. Wenn die Regierung gar keinen Einfluß hätte auf das Wahlresultat, wie könnte sie dann den Dank für die „Bezwingung" der katholischen Volkspartei einheimsen wollen? Wenn sie aber auch ohne Gendarme nicht ganz der Mittel entbehrt, das Wahlresultat ein wenig nach ihrem Sinne zu gestalten, wie kann sie dann die Verantwortung dafür ablehnen, daß Tisza und sein Anhang nach fast dreißigjähriger Herrschaft geradezu aus der Partei hinausgefegt worden sind?

In eingeweihten Kreisen der ungarischen Politiker ist man auch des Flunkerns mit dem Schlagworte der „reinen" Wahlen längst müde. Das neue Regime ist reich an solchen volltönenden Worten, ist mit Moralin gepudert und geschminkt. Aber der Kopf unter Puder und Schminke ist der alte. Es giebt in Ungarn keine „reinen" Wahlen. Wenn die Regierung ein Interesse daran hätte, den wahren Volkswillen kennen zu lernen, so würde sie zum mindesten die geheime Abstimmung einführen. Aber daran denkt kein Mensch. Aus guten Gründen nicht. Das Parlament der

wirklich „reinen“ Wahlen würde aus zweihundert Kossuthianern, aus Popen und Pfaffen und einer Handvoll Großgrundbesitzer bestehen, wäre schlechtweg unregierbar und würde eher heute als morgen den Österreichern die Gemeinsamkeit kündigen, d. i. in einen Konflikt mit der Krone geraten.

Die Regierungspartei nennt sich trotzdem nach wie vor die liberale, führt den Liberalismus bei jeder Gelegenheit im Munde und verwahrt sich sehr erregt gegen den Vorwurf, daß die Beseitigung der Tiszagruppe eine Minderung ihres Liberalismus bedeute. Im In- und Auslande wird eifrig dargethan, daß Koloman Tisza, der „Vater der Korruption“, nie ein Liberaler gewesen, durch seine Kaltstellung also auch der Liberalismus nicht zu schaden gekommen sein könne.

Merkwürdigerweise war Koloman v. Széll selbst Mitglied eines Tiszakabinetts, dreißig Jahre lang Parteigenosse des alten Generals und zuletzt noch Mitunterzeichner jener famosen lex Tisza, durch welche die Obstruktion gegen Banffy gebrochen und die Verfassung ein wenig „interpretiert“ werden sollte.

Es wird auch da wieder mit einem Worte Mißbrauch getrieben. Gewiß, Tisza war nie ein Liberaler, aber auch Herr v. Széll war es nie. Es giebt in Ungarn überhaupt keinen Liberalismus und keine Liberale, ja nicht einmal Desider Szilágyi war im europäischen Sinn als Liberaler anzusehen. Ein Herrenvolk, das mit allen Mitteln der legitimen und illegitimen Gewalt die Hälfte der Landesbewohner als stammesfremd von jeder politischen Bethätigung fernhält, kann nicht liberal genannt werden. Was aber die „liberalen“ Regimes der früheren Jahre von dem heutigen unterschieden, das war der Einfluß der Protestanten auf die Politik des Landes, die Abwehr klerikaler, römischer und österreichischer Tendenzen durch die Calviner. Damit ist es nun zu Ende; die Calviner sind über den Haufen geworfen, am Regierungstische unvertreten.

Nicht ganz unverdienterweise. Es war eine maßlose Erbitterung im Lande angehäuft gegen die „Tisza-Clique“. Höchstens Crispi konnte sich noch rühmen, so sehr ein Gegenstand des allgemeinen Hasses zu sein, wie es Koloman Tisza gegen das Ende seiner Laufbahn gewesen. Die offene Unterstützung der „Affaristi“, die Beseitigung jeglichen Glaubens und jeglicher Treue aus der Politik mußten ihm auch solche Gegner seiner Gegner zu Feinden machen, die auf Reinlichkeit des öffentlichen Lebens hielten. So war Szilágyi ein Feind der Tiszas und hat sich nicht genug thun können in der Brandmarkung ihres Systems. Er war es auch, der den letzten Trabanten des alten Generals, den Gewaltpolitiker Banffy, aus dem Sattel hob.

Aber von dem Siege haben nicht die Rechtschaffenen, die ihn erfochten, den Nutzen gezogen, sondern andere Gegner, die um kein Haar besser sind. Graf Ferdinand Zichy, der Chef der katholischen Volkspartei,

findet es nicht unter seiner Würde, als Verwaltungsrat der Kreditbank Judengelder zu beziehen. Graf Alexander Károlyi, das Haupt der Agrarier und derzeit der mächtigste Mann in Ungarn, war der Gegenstand der heftigsten Angriffe als Grundbesitzer und — Bodenwucherer von Neupest. Die Erbitterung gegen die Korruption wurde nicht zur Etablierung eines Systems der Rechtschaffenheit benutzt, sondern nur zur Erzwingung eines Personenwechsels, nicht zum Sturze eines korrupten, sondern zum zum Sturze eines nicht hinreichend reaktionären, klerikalen Regimes. Der Parade-Gentleman der siegreichen Partei, Graf Albert Apponyi, mit dessen Namen in der That so etwas wie ein Programm der Redlichkeit verknüpft war, ist auf dem Präsidentenstuhl kaltgesetzt. Nicht einmal als Redner kann er dort mehr den Pygmäen des Kabinetts unbequem werden. Auch sonst hätte dieser in den Wolken lebende Künstlermensch nicht das Zeug in sich, den Geschäftsleuten im Parterre schärfer auf die Finger zu schauen. Er dient als Dekoration, als Wappentier des neuen Zeitalters der Gerechtigkeit und Noblesse. Er weiß so wenig wie ein Wappentier davon, was hinter seinem Rücken im Hause vorgeht.

Es giebt auch Wahlen, die nichts anderes darstellen, als einen Zornesausbruch der Bevölkerung gegen den Cynismus des öffentlichen Beutemachens. So die des Demokraten Váfsonyi im volkreichsten Bezirke der Hauptstadt. Aber die Kopfzahl der Demokratenpartei beträgt — eins. Dr. Váfsonyi ist Parteichef und Partei in einer Person. Der Wahlgewinn der äußersten Linken ist gleichfalls moralischen Ursprungs, und wären die Parteien nicht ganz unvorbereitet in den Wahlkampf gezogen, so hätte sich das Resultat vielleicht doch noch ganz anders gestellt. Aber der Wahltric des Herrn v. Széll war die denkbar längste Geheimhaltung des Wahltermins, so daß er mit seinen geheimen Vorbereitungen längst fertig war, als die Gegner noch glaubten, sich etwas Ruhe gönnen zu dürfen. Er ist Sieger geblieben und hat das Haus, das ihn verdient. Es ist nicht das Haus der Gerechtigkeit, sondern das der Kompromisse, der verschleierten Gegensätze, vor allem aber der siegreichen Halbklerikalen und der besiegten Protestanten.

Man soll auch dem Sünder nicht Unrecht thun. Koloman Széll, der Schöpfer dieses Hauses, ist für seine Person kein Klerikaler, ist ein Deutschenfreund, Anhänger des Dreibundes und nicht reaktionärer gesinnt, als welch anderer Großgrundbesitzer immer. Wenn er sich ein Parlament hat wählen lassen, das allen Reaktionären Einlaß gewährt, wenn er den extremsten Agrariern die Pforten seiner eigenen Partei nicht verschließt, so ist es nicht Gesinnungsgleichheit, die ihn dazu veranlaßt, sondern — Vorsicht. Er ist pfiffiger, als es seine Vorgänger gewesen sind. Er hat Gelegenheit genug gehabt wahrzunehmen, daß nur die Opposition der Klerikalen, der Agrarier und Feudalen schrecklich und unerbittlich ist, jede

andere aber mit kleinen Cadeaus sich beschwichtigen läßt. Er will nicht insultiert sein, wie Tisza und Banffy insultiert wurden, er will sich den Zorn der Kostgänger des Grafen Alexander Károlyi nicht zuziehen, und so beschwichtigt er sie lieber mit Mandaten und sonstigen Gefälligkeiten. Herr v. Ugron beispielsweise, der große Patriot und Geschäftsmann, sitzt unangefochten im Parlament, obgleich ihm jüngst erst wieder nachgewiesen wurde, daß er die Kleinigkeit von 700 000 Kronen aus einer Provinzbank in seine weiten Taschen hat fließen lassen. Die gouvernementale Presse nimmt davon nicht Notiz, geschweige gar der Staatsanwalt. So hofft Herr v. Széll den Frieden im Hause zu erhalten, — irrigerweise natürlich, denn die Dolche hinter seinem Rücken sind schon gezückt; — aber das ist sein Kalkül und dem verdankt auch der ungarische Rochefort, Herr Nikolaus Bartha, ein Calviner in klerikalem Dienst, sein erneuertes Mandat, verdankt die Agrarierpartei ihren ungeschmälerten Bestand im Rahmen der gouvernementalen Rechten, verdankt Herr Darányi, daß er noch immer Minister ist.

Agrarier in Ungarn? wo doch jedermann oder mindestes fast jeder Abgeordnete Grundbesitzer ist? Jawohl Agrarier, nach der Mode der Zeit, die es will, daß die alte Reaktion sich jetzt bukolisch giebt. „Ungarn den Magyaren!" heißt das Schlagwort, das Graf Alex. Károlyi ausgegeben hat, wie „Frankreich den Franzosen!" das der Nationalisten heißt. Es hat auch denselben Sinn. Einen antisemitischen. Das Monopol der Landesausbeutung und Bewucherung soll den Latifundienbesitzern erhalten bleiben, nicht auch auf die jüdischen Spekulanten und Unternehmer ausgedehnt werden. Dagegen wäre wenig einzuwenden. Den Leuten von solidem Berufe ist weder Sympathie für das alte noch für das neue Ausbeutertum zuzumuten, aber das giftige Schlagwort hat noch einen ganz anderen Sinn. Er heißt: fort mit den Tendenzen, die zur Freizügigkeit in allen Dingen geführt haben, Rückkehr zur Gebundenheit, zur Sicherung des Besitzes gegen Fremdlinge, zum Gewesenen in jeder Beziehung. Der Antisemitismus ist immer nur das Lockmittel für die Massen; dahinter verbirgt sich die fortschrittsfeindliche Tendenz, die in Ungarn wie in Frankreich naturgemäß noch viel mehr antiprotestantisch als antijüdisch ist. Der agrarische Nativismus ist Trumpf, Max Falk, die alte Wetterfahne, knarrt schon vernehmlich im neuen Winde; unter der Herrschaft des antisemitischen Schlagwortes aber verdoppelt sich die Zahl der jüdischen Abgeordneten, während die Calviner aus dem Parlament verschwinden. Wer Worte und Thatsachen auseinanderhalten kann, wird daraus ersehen, gegen wen die neue antisemitische Losung in Wirklichkeit gerichtet ist. Das Häuflein Juden ist aber ungefährlich, und man kann sich sogar auf seine Anwesenheit zur Erhärtung der Toleranz und des

Liberalismus berufen. Die Calviner aber, die eine moralische Macht sind, hinter der das eigentliche magyarische Volk steht, müssen beseitigt werden. So verlangt es der Zeitgeist, so das Interesse des Herrn von Széll, der sich von seinen alten Freunden befreien muß, wenn er mit den neuen Hochzeit halten soll, so vor allem das Diktat des Grafen Károlyi, des wirklichen Herrn der Situation.

Für das Ausland sind die innerpolitischen Fragen „Merkantilismus — Agrarismus" nahezu gleichgültig. Von Wichtigkeit, aber von ganz fundamentaler, auf die man nicht müde werden darf hinzuweisen, ist nur das Debacle der Calviner. Das ist ein Ergebnis von europäischer Bedeutung. Der Wahlsieg des Herrn von Széll ist in seiner Wirkung zu vergleichen mit den Manipulationen des Grafen Taaffe, der in Österreich den Deutschen das Heft aus den Händen genommen und ein immer unerschütterlicher ausgebautes System der klerikal-slavischen Majoritätsherrschaft eingeleitet hat. Ob in Ungarn das in langer Herrschaft korrumpierte Calvinertum noch Mark genug hat, wie das Deutschtum in Österreich gegen die Regierung aus sich selbst heraus wieder zu erstarken und den alten Einfluß zurückzuerobern, muß abgewartet werden. So lange Franz Josef lebt, wird es zur Erprobung des „regenerierten" Ungarn nicht kommen, und so lange wird auch das Kompromißregime des Herrn von Széll oder seines Nachfolgers den Trugcharakter eines liberalen (fast hätten wir in Erinnerung des Herrn Meline gesagt: eines republikanischen) wahren können. In dem von Slaven und Klerikalen sehnsüchtig erwarteten Moment, der seinem Nachfolger die Krone reicht und Europa in zwei gewaltige Heerlager, das protestantisch-deutsche und das klerikal-slavische scheidet, wird die letzte Hülle auch in Ungarn fallen. Der Tod Szilágyis, die Neuwahlen unter Széll haben wieder eine Stütze des europäischen Gleichgewichts und des Weltfriedens zertrümmert. Kein Leugnen hilft, kein Irrtum darüber darf geduldet werden: Rom hat einen neuen Trumpf in der Hand, der es für den vorübergehenden Verlust des französischen entschädigen mag. Am Horizonte ist das letzte blaue Fleckchen, das die gegen Deutschland sich zusammenballenden Wolken noch offen gelassen hatten, weggeschwunden. Auf dem Festlande hat das protestantische Deutschland keinen ehrlichen Freund mehr. Darauf gilt es sich einzurichten.

Der Handel und die praktische Ausbildung der Beamten.

Von Hermann Röder (Berlin-Charlottenburg).

Wie seiner Zeit der preußische Finanzminister infolge zahlreicher Beschwerden über ungerechte Steuerveranlagungen, so hat auch neuerdings der Weimarische Justizminister den Referendaren und Assessoren seines

Bezirks angeraten, einen Teil ihrer Vorbereitungszeit — etwa drei bis sechs Monate — im praktischen Dienst bei größeren Bankinstituten und industriellen Großbetrieben zu verbringen. Die Forderung ist auf Anregung der Börsen- und Industriekreise erfolgt. Der Handel ist von jeher daran gewöhnt gewesen, von einem Teil der Justiz mit Mißverständnis, Härte und Mißgunst behandelt zu werden. Die geltenden Rechtsgrundsätze sind meist so unklar, daß sich oft niemand ein Bild davon machen kann, wie in diesem und jenem Falle die Justiz entscheiden wird. Der Rechtsgrundsatz steht in vielen Fällen in grellem Widerspruch mit den Grundforderungen der Kultur, und daher kommt es, daß bei uns eine ungemein bedauerliche Rechtsunsicherheit Platz gegriffen hat, an der in vielen Fällen die Fassung des Gesetzes die Schuld trägt. Das Börsengesetz mit seinen dehnbaren Bestimmungen über das Termingeschäft und seiner falschen Auslegung der §§ 66 und 69 legt hierfür rühmliches Zeugnis ab. Hinzu kommt noch die mangelhafte Ausbildung unserer höheren Justizbeamten, denen der Einblick in den finanziellen und industriellen Mechanismus, wie auch ein tieferes Verständnis für Handels- und Bankverhältnisse vollständig fehlt. Das tritt fast in allen Civil- und Strafprozessen zu Tage, welche man nur unter Aufwand eines großen Apparates von „Rechtshülfe" erledigen kann. Daraus erklärt es sich auch, daß die Voruntersuchungen in kommerziellen Strafsachen — wie dies z. B. in Sachen gegen die Direktoren der Spielhagen-Banken zutrifft — sich in eine auffallende Länge ziehen und man oft ratlos vor der Frage steht, wann endlich die Sache zur spruchreifen Verhandlung kommen soll. Die vereinzelt überlasteten Richter selbst können eine derartige Sache aus eigener Wissenschaft und durch angestrengteste Arbeit nicht fördern; es ist ihnen dies nur unter Zuhülfenahme von „Sachverständigen" möglich, welche die Buchführung, Geschäftsführung, kaufmännischen Abschlüsse und Verträge prüfen. Nach diesem Gutachten, das in vielen Fällen ein einseitiges und interessiertes sein kann, bilden die Richter ihr Urteil. Sie geben demnach den Spruch über eine Sache ab, die sie im Grunde genommen selbst nicht verstehen, auch nicht verstehen können, da sie niemals Gelegenheit hatten, einen Einblick in das finanzielle und industrielle Wirtschaftsgetriebe zu erhalten. Aus diesen Umständen erklärt sich auch die Unsicherheit in der Rechtsprechung des Reichsgerichts in kommerziellen Angelegenheiten, und zahlreich sind die Fälle, in welchen selbst die Rechtswissenschaft die Rechtsprechung des obersten deutschen Gerichtshofes bei derartigen Streitfragen einer scharfen Kritik unterzog. Sie geißelte die theoretische Auslegung, da sie nicht mit der Praxis in Einklang zu bringen war, wobei natürlich den Gesetzgeber Vorwürfe trafen, der in allzu großer Hast zweischneidige Vorschriften erließ. Unter den Kritikern der einseitigen Entscheidungen des

Reichsgerichts befinden sich Leuchten der Rechtswissenschaft, wie Dernburg, Staub und Laband, von denen nach ihren Auslassungen angenommen werden kann, daß sie einer verständigen Handhabung kommerzieller Angelegenheiten durchaus wohlwollend gegenüberstehen.

Die Vorgänge bei der Pommer'schen Hypothekenbank, der Leipziger Bank und anderen Gesellschaften haben die öffentliche Meinung veranlaßt, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, wie dringend nötig es erscheint, höhere Justizbeamte für eine bestimmte Zeit praktisch in einem großen Handelsbetriebe oder einer Bank arbeiten zu lassen, damit diese die doppelte Buchführung, die Geschäftsbräuche, wie überhaupt das ganze kommerzielle Leben aus eigener Anschauung kennen lernen. Viele höhere Regierungsbeamte haben dies bereits von selbst gethan und einer Forderung entsprochen, die dem Wesen unserer modernen Zeit unumgänglich notwendig erscheint; denn wie soll z. B. ein Richter nach dem „Bürgerlichen Gesetzbuch" urteilen, wenn er die „Verkehrssitte" selbst nicht kennt? Es ist erfreulich, daß auch der weimarische Justizminister diese Anregung aufgenommen und, wie es scheint, durch sein „Anraten" zur versuchsweisen Einführung gebracht hat. Wir befürchten nicht, das die künftigen weimarischen Richter Gelegenheit finden werden, sich in kaufmännischen Betrieben zu langweilen. Ihre bisher genossene Rechtswissenschaft wird erst ein fundamentales Interesse gewinnen, sobald sie in der kaufmännischen Praxis alle diejenigen Dinge mit eigenen Augen kennen lernen, die sie bisher nur von Hörensagen kannten und die ihnen am grünen Tisch wie böhmische Dörfer vorkamen. Hierdurch wäre zu erwarten, daß sie sich später als Richter auf diesem Gebiete ein gerechtes Urteil werden bilden können, und wir würden es mit Freuden begrüßen, wenn sich auch andere Justizministerien im Reiche dem weimarischen Vorschlage anschlössen.

Was nun die praktische Ausbildung unserer Regierungsbeamten (Referendare und Assessoren) betrifft, so wird sie von allen Sachkundigen als ungeeignet für ihren künftigen Beruf angesehen. „Sie krankt an zu vielem Schreibwerk," so sagt Professor Ehrenberg in seiner Studie über den Handel, „besonders am untergeordneten juristischen Schreibwerk am grünen Tische, an dem Mangel unmittelbarer Berührung mit dem Volke und seinen lebendigen Interessen. Wie hier zu bessern ist, das zu entscheiden muß ich dem weitschauenden Blick der Beamten überlassen, welche einsehen, daß es nicht so weitergehen darf. Jedenfalls genügt es nicht zur „praktischen" Ausbildung unserer Beamten, daß unsere Assessoren vielleicht ein halbes Jahr auf einer Domäne, einer Bank oder einem industriellen Großbetriebe arbeiten, denn ohne ausreichende Vorbereitung können sie dort nicht viel lernen. Die Vorbildung unserer Verwaltungsbeamten bedarf einer gründ-

lichen Reform. Das gehört auch zu den wesentlichen Voraussetzungen einer guten Handelspolitik. Wie sich gerade aus dem Beispiele der Handelspolitik ohne weiteres ergiebt, ist das Regieren und Verwalten von dem Rechtsprechen im innersten Wesen verschieden; diese Thätigkeiten bedürfen völlig verschiedener Schulung des Geistes, und es ist ein schlechthin absurder Zustand, daß die Vorbildung namentlich der preußischen Verwaltungsbeamten immer noch eine fast ausschließlich juristische geblieben ist, trotzdem wir doch nicht mehr im bloßen Rechtsstaate, sondern im Kulturstaate leben. Unsere Beamten müssen frühzeitig lernen, sich mit dem wirtschaftlichen Leben zu beschäftigen, nicht mit abstrakten national-ökonomischen Begriffen, sondern mit den Kräften, denen alles wirtschaftliche Leben entquillt, und mit den Thatsachen, welche durch sie geschaffen werden."*)

Die preußische Landschule am Anfange des 20. Jahrhunderts.

Von Verus.

Es hat immer Aschenbrödel gegeben, nicht nur in alten Märchen und Sagen.

Wenn einmal etwas Großes geschieht, irgendwo hapert und stockt es immer; es liefe ja auch unserer historischen Tradition zuwider, wenn es anders wäre.

Wir wollen gerne zugeben: es ist in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Volksbildung und speziell auf dem der Volksschule etwas Großes geschehen. Überall im Volke ist der Glauben verbreitet, daß nunmehr unser Volksschulwesen auf der Höhe der Zeit stehe, sogar unter den Gebildeten. Nichts ist verkehrter, als das.

Das Aschenputtelchen der Volksschule ist in erster Linie die einklassige Landschule. Leider dringt über dieses Schulsystem zu wenig in die gebildeten Kreise unseres Volkes, als daß das Interesse daran ein allgemeines und großes sein könnte; diejenigen aber, die ein Interesse daran haben (die Volksschullehrer ausgenommen), sind in der Regel nicht intelligent genug oder hüten aus finanziellen Gründen dies Geheimnis.

Das neue Besoldungsgesetz vom Jahre 1897 hat thatsächlich an den Landschulverhältnissen wenig geändert, wenn es sie nicht geradezu verschlechterte, so gut es der Kultusminister Bosse auch gemeint hat; eine

*) Anmerkung der Redaktion. Um den Klagen über eine nur juristische Ausbildung zu begegnen, hat neuerdings das Auswärtige Amt eine Anzahl von Assessoren im Vorbereitungsdienst für die Konsularlaufbahn zum Studium an die neugegründete Handelshochschule zu Frankfurt a. M. abgeordnet.

ganze Reihe von Thatsachen wird dies beweisen. Da sind zunächst die noch sehr zahlreich vorhandenen überaus elenden Schulbaracken auf den Dörfern, oft ein wahrer Hohn auf unsere Zivilisation. Man muß dabei bedenken, daß es schon an und für sich für einen gebildeten Menschen keine Kleinigkeit ist, auf einem abgelegenen, von allem Verkehr abgeschnittenen Dorfe zu wohnen, aber noch weit schlimmer ist es, wenn der dazu Verurteilte ein noch junger Mensch ist und seine Lebensbedingungen derartige sind, daß er seine Ansprüche an das Dasein nur in den allerbescheidensten Grenzen halten darf.

Aber es giebt noch weit schlimmeres, das nicht allein die Person des Landlehrers selbst betrifft, sondern auch dazu angethan ist, auf unsere Volkserziehung außerordentlich schädigend zu wirken: das ist die Größe und Überfüllung der Klassen und der Mangel guter und brauchbarer Lehrmittel. Im allgemeinen sind fast alle Landschulklassen mehr oder weniger überfüllt. Klassen von 50, 60, ja 100 und sogar 160 Schülern sind noch heute keine Seltenheit, sondern geradezu an der Tagesordnung. Man stelle sich nur einmal eine Klasse vor von 70 oder 80 Schülern aller Altersklassen, zusammengepfercht in einem engen, dunkeln Raum mit schlechten Bänken und schlechter Luft. Hier muß der Landlehrer atmen und unterrichten. Aber was ist das für ein Unterricht! Wahrlich, wenn Herr von Puttkammer seligen Angedenkens auch nur einen Tag in einer solchen Klasse unterrichtet hätte, so hätte er sein „großes Wort" von den eleusinischen Geheimnissen der Volksschulpädagogik nicht gesprochen, sondern hätte etwas mehr Respekt vor der gewaltigen Sysiphusarbeit eines preußischen Landschullehrers gehabt, wie es einem preußischen Kultusminister zukommt.

Wir senden unter großen Kosten Lehrer nach unseren Kolonien, wir senden jährlich hunderte von Missionaren aus, um die armen Heiden zu bekehren oder um uns in fremde Angelegenheiten zu mischen, und in unserem eigenen Lande dulden wir es, daß noch ein großer Teil unseres Volkes nicht das Maß Schulbildung bekommt, das er von Rechts wegen beanspruchen kann. Wenn aber trotzdem unsere Volksbildung mit nur 0,07 % Analphabeten auf einer Höhe steht, daß wir im Vergleich mit den andern Kulturstaaten uns nicht zu schämen brauchen, so ist das ein ausgezeichneter Beweis für die Tüchtigkeit unseres Volksschullehrerstandes, der trotz jener niederdrückenden Thatsachen nichts von seinem Idealismus verloren hat.

Aber liegt nicht bei unseren überfüllten Landschulen die Gefahr nahe, daß sie zu Drillanstalten werden? Der Stoff, den der Lehrplan der Landschule vorschreibt, ist schon an und für sich überreichlich; dazu kommt noch, daß der Landlehrer oft 4 bis 5 Abteilungen von 6 bis 14 jährigen Kindern zu gleicher Zeit unterrichten muß. Es fehlen ihm nur zu oft auch die allernötigsten Lehrmittel. Das Schülermaterial ist ja oft nicht schlecht,

aber in der Regel doch etwas schwerfällig und begriffsschwach. Die Kinder kommen nicht mit dem lebendigen Triebe, um etwas zu lernen, sondern nur zu oft unter dem Drucke eines gelinden Zwanges. Auf das Haus darf der Landlehrer in den meisten Fällen nicht rechnen, alles hängt von ihm selbst, von seinem Unterrichte, von seiner Person ab. Ruhepausen oder Augenblicke der Sammlung giebt es in solchen Schulen nicht, es ist ein fortwährendes Hasten und Streben, ein angestrengtes Denken, Fühlen und Wollen, Strafen oder Belohnen; denn auch die Disziplin ist in der Landschule nicht leicht, sondern erfordert ein hohes Maß geistiger und physischer Anstrengung.

Man sollte erwarten, daß einem so vielgeplagten und dazu noch oft wie in der Verbannung lebenden Manne ein solches Gehalt gewährleistet würde, daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, nicht nur standesgemäß zu leben, sondern auch seinen Kindern einmal eine entsprechende Erziehung zu teil werden zu lassen. Weit gefehlt! Viel Arbeit — wenig Lohn, das ist der Grundton der Landlehrerbesoldung. Denn wenn trotz der Errungenschaften des neuen Besoldungsgesetzes ein 40jähriger Landschullehrer in Ostpreußen nur 1300 und in der vielgepriesenen Provinz Hannover 1500 M. verdient, so kann man das weder eine zeitgemäße noch angemessene Besoldung nennen.

Dazu ist auch das alte Märchen von dem billigen Landleben noch nicht einmal annähernd wahr; ja wenn man die Unkosten der eigenen Kindererziehung mit in Betracht zieht, ist es sogar schändlich erlogen — und was kostet einem Familienvater auf dem Lande manchmal der Arzt?! Doch wir wollen von diesen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten schweigen, das Leben des Landlehrers ist auch ohne sie schon schwer genug. —

Wenn nach des Dichters Wort sich alle Schuld auf Erden rächt, so wird sich auch diese Versündigung des Staates an der Landschule noch einmal bitter rächen. Schon jetzt machen sich die Folgen der Hintansetzung der Landschule bemerkbar: Vakanzen über Vakanzen treten ein. Man ist nicht mehr in der Lage, die freiwerdenden Stellen ordnungsmäßig zu besetzen. Man greift zu jungen, unerfahrenen Seminaristen, die meist nur mit Widerwillen, dem Zwange gehorchend, aufs Dorf hinausziehen, um sobald als möglich den Staub wieder von ihren Füßen zu schütteln. Man fragt sich unwillkürlich: was sollen solche unerfahrenen Jünglinge auf so schwierigen Stellen machen? Segen werden sie nur selten stiften und zum Teil müssen sie entlassen werden und gehen zu Grunde.

Das ist aber noch nicht das schlimmste: Man hat in früheren Jahren die Landschule zur Strafkolonie erniedrigt, wohin man die unliebsamen Elemente abschob. Heute geht das zwar nicht mehr; aber im Grunde genommen sind alle Landschulen mehr oder weniger Strafstellen; denn die wenigsten Lehrer sind gerne dort, eben weil sie so sehr viel weniger verdienen als ihre städtischen Kollegen.

Unergründlich ist es uns immer gewesen, warum man die kolossalen Gehaltsunterschiede, die oft tausende von Mark betragen, zwischen Stadt- und Landlehrern gemacht hat, während man dies bei den Predigern nicht für nötig erachtete. Alle evangelischen Prediger beziehen das gleiche Grundgehalt von 1800 Mark, einerlei, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande leben. Warum denn bei den Lehrern diese Unterschiede?

Den schlimmsten Schaden muß hierbei unser Volk selbst erleiden; beim Lehrerstande ist es im großen und ganzen nur ein materieller, beim Volke dagegen ein geistiger Schaden, der sich vererben wird von Geschlecht zu Geschlecht, gleichsam wie der Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses muß gebären. — Denn wir rauben durch diese Mißwirtschaft dem Lande unsere besten Kräfte. Dem Lande aber sind gute, tüchtige, erfahrene und charakterfeste Lehrer am nötigsten, weil dort die geistige Nahrung nicht so am Wege liegt, wie in der Stadt.

Zu alledem kommt noch so mancher alte Zopf, welcher dem Beruf des Landlehrers noch anhaftet aber seiner nicht mehr würdig ist, als z. B. die niederen Küsterdienste. Zu diesem alten Zopf hat man ihm noch einen neuen, modernen angehängt, den einjährigen, nicht freiwilligen Militärdienst, durch den eine Sonderstellung der Volksschullehrer allen andern Beamten- und Gesellschaftsklassen gegenüber hervorgerufen wird. Die soziale Stellung des Volksschullehrerstandes wird dadurch nicht gehoben, sondern alle diese Thatsachen sind so recht dazu angethan, ihn in den Augen der Gebildeten zu erniedrigen.

Aber damit ist in Wahrheit niemandem gedient, am allerwenigsten der Volksschule selbst. Denn so hoch der Volksschullehrerstand in der Achtung des Volkes steigt, so hoch wird auch die Volksschule und mit ihr die allgemeine Volksbildung steigen.

Es giebt eine Menge Schulfragen, die noch der Erledigung harren, aber die Hebung der Landschule ist unseres Erachtens die bei weitem wichtigste. Hier zu allererst gilt die eindringliche Mahnung: Videant consules, ne quid detrimenti res publica capiat!

Italiens Beitrag zum Fortschritt des 19. Jahrhunderts.

Von Paola Lombroso-Carrara (Turin).

Das 19. Jahrhundert erscheint im Hinblick auf alle ihm von der ersten bis zur letzten Stunde so verschwenderisch dargebrachten Gaben wie eines jener antiken Idole, dem von allen Seiten zum Aufbau eines riesenhaften Tempels Schenkungen und Spenden zuströmen, nur daß es sich hier bei den miteinander wetteifernden Gebern nicht um einzelne kleine Menschen,

sondern um gigantische Nationen, um Völker des ganzen Erdballs handelt, und daß der ihrem Wettstreit entstiegene Tempel der Fortschritt und die Zivilisation waren, deren köstliche Früchte wir heute bereits ernten.

Was aber — so erhebt sich die Frage — war der Beitrag der einzelnen Nationen Europas in diesem so edlen Wettstreit? Denn allein dieser Trophäen werden sich die Völker vor künftigen Generationen zu rühmen haben.

Zuerst kommt England. Ihm verdanken wir in diesem Jahrhundert die Erfindung der Dampfkessel mit all ihren mannigfachen Verwendungen, insonders bei der Dampfmaschine und der Eisenbahn. Ferner die Ausnützung der Steinkohle, das Gaslicht, die Jennersche Pockenimpfung, die antiseptische Wundbehandlung Listers, Darwins Untersuchungen über die Abstammung des Menschen und die Entwickelung der Arten, die gleich regenerierenden Blutströmen die Grundlagen aller neuen wissenschaftlichen Methoden bildeten. Daneben schufen Ricardo und Cobden die Grundlage der Nationalökonomie, die im Verlauf in der ganzen Welt eine so starke Ausbreitung und Entwickelung fand.

Unterdessen machte Frankreich die größten wissenschaftlichen Entdeckungen, von Cuvier an, der zuerst die Wechselbeziehungen der Organe erkannte und sie neuen Klasseneinteilungen zu Grunde legte, bis zu Geoffroy St. Hilaire, einem Nebenbuhler Darwins, Claude Bernard, der zuerst die Grundzüge der Pharmakologie und Physiologie festlegte, Pasteur, der die Gährungstheorie schuf, die Bakterien berühmt machte und zuerst eine neue Heilmethode gegen sie erfand, die er bei der Tollwut anwendete und die auf allen Gebieten zu so außerordentlich günstigen Ergebnissen führte, Brown Sequard, dem ideenreichsten und kühnsten Physiologen seines Jahrhunderts, Charcot, der durch seine Untersuchungen über den Hypnotismus und die Hysterie den Horizont der Psychiatrie erweiterte, u. a. Ebenso kann sich Frankreich Pioniere des Gedankens wie August Comte's, Taine's und Renan's rühmen, welche die positiven Methoden auf die Geschichte und Psychologie anzuwenden suchten, und unter den Ingenieuren hat sich Lesseps durch den Suezkanal einen unvergänglichen Namen erworben.

In Deutschland bescherten Wöhler und Liebig dem 19. Jahrhundert die ersten chemischen Synthesen, derer sich in der Folge so viele Industrien in den zahlreichsten und mannigfachsten Weisen bedienen mußten; Helmholtz fand die Gesetze des Schalles und Lichtes, Virchow wendete die Zellentheorie auf die Pathologie an, Müller legte den Grund zur allgemeinen, Dubois-Reymond zur Elektrophysiologie, Häckel beleuchtete die geheimnisvollen embryologischen Vorgänge, und Wundt begründete die Experimentalpsychologie. Zur gleichen Zeit schuf Marx die

wissenschaftliche Grundlage zu einer Art neuen Religion, der Sozialdemokratie, die sich schneller als einst das Christentum ausbreitete; Koch fand den Cholera- und Tuberkelbazillus, entdeckte ein wirksames Mittel gegen die Rinderpest und eröffnete siegreich den Kampf gegen die Malaria, während Röntgen die wunderbaren X-Strahlen entdeckte, deren ungeheuere Bedeutung wir bei ihrer vielseitigen Anwendung in der Chirurgie sowie der medizinischen Wissenschaft überhaupt, in der Chemie und Mechanik heute noch kaum zu überschauen vermögen.

Aber auch Italien hat Grund mit einem gewissen Stolz auf seine Leistungen zu blicken, die um so höher anzuschlagen sind, als es nach den Invasionen Napoleons erschöpft und gebrochen dalag und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts seine besten Kräfte für den Kampf um seine Unabhängigkeit und Einheit einsetzen mußte.

Gleich im ersten Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlichte Alexander Volta die Entdeckung der „Voltaischen Säule", die durch ihre vielseitige Verwendung in der Wissenschaft und Industrie bald eine vollständige Revolution hervorrufen sollte. So erfand der Engländer Morse, ausgehend von dem Prinzip der Voltaischen Säule, den Telegraphen, dessen Drähte heute die fernsten Völker zu einer Ideen- und Gefühlsgemeinschaft verbinden, wie die Welt sie bisher nicht geschaut hatte. Ebenso läßt sich das elektrische Licht aus Voltas Erfindung ableiten, das heute unter Verdrängung des Gaslichtes das nächtige Dunkel der größten Städte sowie der armseligsten Nester durch bloßes Drehen eines Knopfes mittagshell erleuchtet und gegenüber den früheren Beleuchtungsmethoden mit Öl, Petroleum und Gas eine ungeheuere Ersparnis an Zeit und Geld bedeutet. Außerdem aber, daß das elektrische Licht dem Auge eine große Wohlthat brachte, kommt es bei seinen zahlreichen sekundären Anwendungen in den technischen Betrieben den notwendigsten hygienischen Anforderungen entgegen und verringert ihre Gefährlichkeit. So überwacht heute in den Bergwerken tief in der Erde oder bei Brückenbauten tief im Wasser der ununterbrochene Funken zutraulich die Arbeit der Menschen, die früher in der durch Öl- und Petroleumlampen schnell verdorbenen Luft so leicht dem Erstickungstod ausgesetzt waren. Bei der Anzündung von Minen und Geschützen ersetzt der elektrische Funken die bei zu früher Explosion so gefährlichen Lunten. Schrift und Laut werden durch die Elektrizität übertragen, elektrische Läutewerke sichern den Bahnverkehr, künden Feuersgefahr, schützen vor Dieben und haben selbst zu den bizarrsten Zwecken Verwendung gefunden. Beim Schmelzen der Metalle hat die Voltaische Säule ebenfalls die besten Dienste geleistet, und selbst das hartnäckigste Metall, das Platina, bezwungen, während sie in der Galvanoplastik die Kunst durch billige Reproduktionen selbst den ärmsten Leuten zugänglich machte.

Ja, man kann sagen, daß geradezu die fundamentalsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität Italienern zu verdanken sind. So veröffentlichte ein anderer Italiener, Antonio Pacinnotti, ein schlichter Physikprofessor, 1875 in einem Pisaner Journal seine Theorie von der Umwandlung der elektrischen Kraft in mechanische, in Licht und Wärme, und lieferte für seine Theorie selber den Beweis, indem er eigenhändig den ersten elektrodynamischen Apparat konstruierte. Heute ist die Dynamomaschine die stärkste bekannte elektrische Kraftquelle, mit der sich die größten Lasten spielend bewältigen lassen, seien es gigantische Krähne, die Riesengeschütze der Panzerschiffe, die gewaltigen Teleskope der Observatorien oder die Wagen der elektrischen Trams und Eisenbahnen, die kreuz und quer die Straßen der Hauptstädte durchrollen. Lautlos und ohne die geringste Mühe setzt sie von einem Kraftzentrum aus das Räderwerk der größten Werkstätten, die tausende von Werkleuten beschäftigen, in Gang, bis hinunter zu den kleinsten Betrieben, in denen ein einziger Arbeiter oder Handwerker an einer Drechselbank, einem einfachen Rad oder vor einem Bohrer sitzt.

Weiter machte im Jahre 1880 der Italiener Galileo Ferraris die große Entdeckung von der elektrischen Kraftübertragung. Vor ihm verlor die elektrische Kraft bei ihrer Übertragung von ihrer Quelle auf größere Entfernungen soviel an Intensität, daß der Nutzen der Übertragung geradezu in Frage gestellt wurde. Durch seine Erfindung ließen sich jedoch die Kräfte der großen Wasserfälle auf außerordentliche Strecken ohne große Einbuße zu Industriezentren leiten, wie es die gewaltigen Anlagen von Frankfurt, vom Niagara, von Terni, Tivoli, Paderno in der Lombardei, von Sèvres nach Genf u. a. im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre bewiesen.

Schließlich verdankt man noch, in Bewährung der alten Tradition, dem Italiener Guglielmo Marconi von Bologna die hochwichtige Anwendung der Herz'schen Theorie in der drahtlosen Telegraphie, die wahrscheinlich berufen sein wird, unsern jetzigen Telegraphen zu verdrängen.

Hat in dieser Weise Italien auf dem Gebiet der Elektrizität im verflossenen Jahrhundert bahnbrechend gewirkt, so ist es doch auch auf andern Gebieten nicht müßig gewesen. Im Jahre 1847 entdeckte der Italiener Sobrero das Nitroglycerin, das, nachdem durch das geniale Nobelsche Verfahren seine Herstellung gefahrlos zu bewerkstelligen war, nicht nur ein furchtbares Zerstörungsmittel und eine der wirksamsten Waffen im Kriege wurde, sondern auch seine kulturfördernde Bedeutung im Minenbetrieb, bei der Durchtunnelung von Bergen und Verbindung von Meeren bewies.

Auf dem Felde der exakten Wissenschaften begründete Francesco Siacci die Ballistik, indem er durch Berechnung der Anfangsgeschwindigkeit und der Flugbahn der Geschosse dem Empirismus in der Schießkunst und der Waffenfabrikation die wissenschaftliche Grundlage gab.

Schiaparelli, der volkstümlichste lebende Astronom Europas, fand die Flugbahn einer Anzahl von Kometen und wurde besonders durch die Entdeckung und Erklärung der „Marskanäle", sowie anderer rätselhafter Himmelserscheinungen berühmt.

Aber auch auf dem Gebiete der Biologie und Medizin haben die Italiener ebenso stolze und reiche Ernte gehalten. Wie Italien durch die Entdeckung der Elektrizität ein neues Gebiet der Wissenschaft erschloß, so begründete es ebenfalls einen neuen Zweig der Biologie, die kriminelle Anthropologie und Soziologie, die dann außerhalb Italiens schnell eine so außerordentliche Verbreitung fanden und die wichtigsten Ergebnisse zeitigten. Nach ihr ist der Verbrecher ein anormales Wesen, dessen atavistische Instinkte, durch krankhafte Ursachen wie Epilepsie, Irrsinn, Alkoholismus u. s. w. von neuem erweckt, ihn mit Naturnotwendigkeit zum Verbrechen verdammen. Als logische Folge verlangt diese Lehre die vollständige Umformung der Strafgesetzgebung, die denn auch bereits in vielen Ländern eingeleitet wurde, auf diese Weise zwischen den beiden von einander so weit getrennten Wissenschaften, der Jurisprudenz und der Medizin, eine Brücke schlagend. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, die Verbrechen eines Individuums mit Strafen, an denen immer noch der Charakter der alten „Rache" haftet, zu sühnen, sondern einen Kranken zu heilen und die Gesellschaft von seiner angeborenen Gefährlichkeit durch dauernde Absonderung zu schützen. Von dem geborenen Verbrecher aber unterscheidet man den minder gefährlichen Gelegenheitsverbrecher, den nur äußerer Anlaß, sei es Hunger, Rache, schlechtes Beispiel oder Jähzorn, zum Straucheln bringt, gegen den sich die Gesellschaft durch Aufsicht, vor allem aber durch die Erziehung armer und verlassener Kinder, durch richtige Leitung der Auswanderung, Schaffung von Arbeitsgelegenheit u. a. zu sichern hat.

Die modernsten und fortschrittlichsten Staaten wie Belgien, Ungarn, die Vereinigten Staaten und Australien haben, anknüpfend an die Forderungen der kriminellen Anthropologie, durch Errichtung von Absonderungshäusern für die geborenen Verbrecher Fürsorge getroffen, um dieselben von den Gelegenheitsverbrechern und besonders den jungen Delinquenten, die so leicht dem Gewohnheitsverbrechertum verfallen, fern zu halten. Daneben hat man in den Gefängnissen und Besserungsanstalten die Arbeit und den Unterricht eingeführt und vor allem die „bedingte Verurteilung", das sogenannte „Probation-System", das in der Stellung der Delinquenten unter polizeiliche Aufsicht besteht, um sie vor Rückfällen zu schützen, zur Anwendung gebracht, sowie Erziehungsheime für junge Leute, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika, geschaffen.

Diese neue, von Cesare Lombroso begründete Schule erwarb sich zuerst in Italien durch ihren unermüdlichen Apostel Enrico Ferri einen

großen Anhang, der mit seiner „kriminellen Soziologie" die Bedeutung und das Gebiet der kriminellen Anthropologie erweiterte, indem er mit seinen Strafreformen eine wahre Prophylaxe des Verbrechens schuf. Andere berühmte Vorkämpfer dieser Schule wurden dann Garofalo durch seine „Kriminologie", Marro mit seinem Werk „Die Verbrecherchaktere", Sighele und besonders Ferrero mit seinen auf Grund der neuen Lehren durchgeführten hochbedeutsamen psychologischen Studien. Die Werke dieser Italiener wurden bald in die meisten europäischen Sprachen übersetzt und erwarben überall Anhänger, sodaß die italienische Schule international wurde.

Außer diesem neuen Wissenschaftszweig haben die Italiener aber auch noch viele andere Entdeckungen in der Medizin in dem letzten Jahrhundert gemacht. Der Italiener Ugo Bassi, dessen Namen fast gänzlich unbekannt blieb, fand 1848 die Ursache des Verkalkens der Cocons und auch das Mittel dagegen, sodaß Italien eines der bedeutendsten Zentren des Seidenbaues wurde. Ja, als ein Vorläufer Pasteurs und Kochs, erkannte er während einer Choleraepidemie, daß diese gleich so vielen andern Krankheiten durch Mikroorganismen verursacht würde, analog denen, welche die Verkalkung der Seidenwürmer herbeiführte, und daher auf dieselbe Weise durch Absonderung und strenge Desinfektion zu bekämpfen sei.

In den Jahren 1858—1860 stellte Paolo Mantegazza, veranlaßt durch einen in La Plata zur Schau gestellten Hahn, dem ein Katzenschwanz auf den Kamm gepfropft war, seine interessanten Studien über tierische Aufpfropfungen an, die der vitalistischen Theorie den Todesstoß versetzten. Ein anderer Italiener, Bassini, erfand zuerst in Europa eine neue Methode der Bruchoperation, die hernach eine der klassischen chirurgischen Operationen wurde; De Castro erfand die Operation des Leberabscesses, und 1860 entdeckte mein Vater nach langen mühsamen Studien, die viel weniger als seine Studien auf dem Gebiete der kriminellen Anthropologie bekannt sind, als Ursache der Pellagra, einer der schlimmsten Krankheiten unserer Bauern, den verdorbenen Mais, den sie zur Nahrung verwenden, so daß sich auch hier prophylaktisch und therapeutisch vorgehen ließ. Endlich entdeckte noch ganz neuerdings der Italiener Sanarelli in der Argentinischen Republik den Bazillus des gelben Fiebers und das Mittel zu seiner Vernichtung, wodurch ausgedehnte Landstrecken, die durch diese Krankheit bisher entvölkert und unbewohnbar gemacht waren, der Kultur erschlossen werden können.

Aber auch auf allen Gebieten der Philosophie, der Soziologie, der Geschichte und Philologie hat Italien die Spur seines Genius leuchtend gezogen. Ihm gehört Carlo Cattaneo an, einer der größten Soziologen und Historiker des modernen Europa, einer jener klaren, vielseitigen Geister, die die verschiedensten und getrenntesten Vorgänge überschauen und

synthetisch verbinden. Von 1858—1860 erörterte er alle großen Fragen, die heute die Soziologie und Politik bewegen, die Dezentralisation der Macht und Verwaltung, Miliz oder stehendes Heer, Freihandel, Landdrainage, die beste Nutzbarmachung der Eisenbahnen u. a. Zehn Jahre vor dem Ausbruch der großen Hungersnot in Irland, sah er dieselbe bei einem Besuch daselbst voraus und gab auch die Mittel zu ihrer Abhülfe an, die dann später Punkt für Punkt befolgt und angewendet wurden. Ein Zeitgenosse Cattaneos war Paolo Marzolo, der eine neue auf Philologie begründete Geschichtsforschungsmethode in seinen „geschichtlichen Denkmälern der Worte" einleitete, indem er die Geschichte der Urvölker durch Untersuchung der ursprünglichen Wurzelbedeutung der Wörter zu rekonstruieren suchte. Ein anderer bewährter, noch heute lebender italienischer Philologe und zu gleicher Zeit Ethnologe, Ascoli, stellte die Urverwandtschaft der arischen, semitischen und der Zigeunersprache fest und wies die Einheit aller romanischen Sprachen sowie der Dialekte der lateinischen Völker nach. Als ehrende Anerkennung seiner Verdienste bot ihm England vor zwanzig Jahren das Katheder von Oxford an. Ebenso lebt noch der „Spencer" Italiens, Roberto Ardigò, der Begründer der positivistischen Moral und der Psychologie als positiver Wissenschaft, der erste wirkliche italienische Philosoph. Sein ihm ebenbürtiger Schüler ist Achille Loria, der unter Zurückgreifen auf Ricardo's Idee die Theorie vom Einfluß der ökonomischen Veränderungen auf die Geschichte ausbildete und sich durch seine Arbeiten europäischen Ruhm erwarb.

Selbst auf dem Gebiet der praktischen Erfindungen und der Organisation, auf denen die Italiener vor den andern Nationen zurückstehen, haben sie einige außerordentliche Erfolge zu verzeichnen. So war ein Italiener, namens Panizzi, der Organisator der Bibliothek des British Museum, nach dessen Vorbild alle anderen großen Bibliotheken der Welt eingerichtet wurden. Der Italiener Alba erfand vor fünfzig Jahren die Kunst, den Asbest zu spinnen, so daß er sich zu Isolierkissen bei Dampfmaschinen und zur Schutzkleidung der Spritzenmannschaft verwenden ließ, und die Kapuziner erhielten zuerst in Europa die Konzession zur Papierfabrikation aus Spänen und Holzresten.

So hat Italien ebenbürtig im Wettstreit mit den andern großen Nationen zum Fortschritt des 19. Jahrhunderts beigetragen und die Erfindungen und Entdeckungen der andern Völker gegen gleichwertige Leistungen eingetauscht. Und diese Leistungen, die eine so starke Lebenskraft seines Volkes bezeugen, gereichen ihm mehr zum Ruhm als alle Eroberungen und Gebietserweiterungen, durch die kleine Geister Italiens Größe lieber verherrlicht gesehen hätten.

Christentum und Gesittung.

Von Adalbert Svoboda (München).

Es gäbe eine wichtige kulturgeschichtliche Sonderschrift, welche die Einflüsse des Christentums auf die Gesittung der Völker des näheren betrachten würde. Sie müßte viele Vorurteile hinwegfegen, die heute noch in voller Blüte stehen. Das Christentum hat es immer getroffen, alte Kulturen zu zerstören, wo es sich die Gemüter unterjocht hat. Von der Aufrichtung neuer großer Bildungswerte durch diese Religion kann man wohl wenig berichten.

Bei den Indianern Mittel- und Süd-Amerikas ging das Streben nur dahin, durch die Taufe recht viele Christenseelen zu gewinnen; das Sittigen und Zivilisieren war die Absicht der christlichen Propaganda nicht. Die Kekchi-Indianer sind nach Mitteilungen des Dr. Saper zwar Christen, Heiden sind sie aber auch. Sie ziehen die Mütze höflich vor dem Christengott, ohne ihrem heidnischen Himmelsvater den Gruß zu versagen. Diesen rufen sie jedoch nicht außerhalb der Grenzen ihres Sprachbezirkes an, weil er nur den Dialekt der Kekchi-Indianer versteht. Das Vertrauen in den Christengott ist da weiter gespannt.

Die christlichen Indianer verfügen über Kapellen, wo sie ihr Herz in Gebeten erleichtern und wo sie auch mit ihren Saumtieren übernachten. Eine praktische Verwendung der Gebetsstätte, die ihnen Gott, der Allerbarmer, gewiß verzeiht. Zu Allerseelen, so nehmen sie an, bekommen die Seelen vom lieben Gott Urlaub und dürfen ihr heimatliches Dorf besuchen. Die gutmütigen Indianer stellen für die armen Seelen Speisen vor das Fenster und bieten ihnen auch Zigarren an. Fürwahr ein gemütvoller Brauch, allein mit der Gesittung hat er nichts zu schaffen.

Daß das Christentum bei seiner Verbreitung in Europa viel Blut fließen ließ, ist bekannt. Der Wahlspruch beim Christianisieren war: Glaube oder stirb! — Auch in Norwegen und Schweden war es so. Es wird uns in Denkmälern des altnordischen Schrifttums viel Ansprechendes darüber gemeldet. So in der „Heims-Kringla", einer von Snorre Sturleson angelegten Sammlung von Skaldengesängen und Sagen, worin der Kampf des Heidentums mit dem Christentum in lebensfrischen Bildern aufgerollt wird. Auch das Gedicht Havamal bringt über das Walten Odins kostbare Mitteilungen. Greifen wir aus diesen wertvollen, wenig bekannten Quellen einiges für Parallelen zwischen der heidnischen und christlichen Gesittung im Nordlande heraus.

Die Bonden (freie Bauern) Norwegens empfanden durchaus kein Bedürfnis, ihren Glauben gegen den christlichen auszutauschen. Hören wir darüber die Inglingasaga. Im 17. Kapitel derselben wird erzählt, wie

König Helkon in einer Volksversammlung die Freisassen und Pächter bewegen wollte, die Heidengötter abzuschaffen, an jedem 7. Tage sich der Arbeit zu enthalten und zu fasten. Die Bonden murrten, weil ihnen der König Arbeit und Glauben nehmen wolle. Ihr bisheriger Glaube habe ihnen genützt und sie würden dem Könige empfehlen, Maß zu halten und nichts Unfruchtbares von ihnen zu begehren, sonst müßten sie sich einen anderen Häuptling nehmen und sich von ihm trennen. Die Sklaven und Arbeitsleute wieder meinten, sie könnten nicht arbeiten, wenn sie fasten müßten. Bestechend also wirkte das Christentum nicht und hätte ohne Gewaltanwendung auch nicht Wurzel gefaßt.

Die christlich gesinnten norwegischen Könige verfolgten die heidnischen Götter und deren Anhänger, da sie christliche Kirchen verbrannten und Priester tot schlugen. Götter kämpften von beiden Seiten um ihre Existenz. Jede neue Religion stellt die Machtfrage und gebraucht Gewalt, um zu siegen.

Der norwegische König Olaf befolgte beim „Christen" eine grimmige Methode. Er berief ebenfalls Thinge und bearbeitete verschlagener Weise die Bonden. Diese wollten das Christentum, weil es ihnen nicht gefiel, durchaus nicht in's Herz schließen. Da drohte Olaf: „Gut, ich lasse den den Göttern opfern, aber nicht Sklaven und Übelthäter, sondern die edelsten Männer werden des Friedens und einer guten Ernte wegen geopfert werden. Für ein kostbares Geschenk könne von den Göttern eine wertvolle Gegengabe gewärtigt werden." Darauf versprachen die Bonden Christen zu werden. Wer nicht Christ werden wollte, wurde verstümmelt oder getötet. „Entweder Taufe oder Tod!" war Olafs harte Losung.

Die Bauern drohten auf mehreren Thingen dem königlichen Eiferer mit Absetzung. Olaf temporisierte klug; war in Volksversammlungen die Übermacht auf seiner Seite, so benützte er sie, um die Widersacher des Christentums des Landes zu verweisen. Als drei Bauernredner, die in einem Thing gegen das Christentum sprechen sollten, von einem Husten, von Heiserkeit und Verlegenheitsstottern befallen wurden, erklärte dies Olaf sofort für ein Wunder, und die Bonden ließen sich taufen. Der Zufall war da Agitator fürs Christentum. Daß König Olaf die norwegischen Zauberer und Weissager des Landes verwies und ihnen zurief: Zaubert anderswo! — war vernünftig. Das Christentum barg ja in seinem Sagenschatze genug Wunder.

Soviel ist sicher, daß der Charakter der Bonden von deren Göttern nicht ungünstig beeinflußt wurde. Sie widerstanden mutig insolenten Königen, während das Christentum, man weiß es aus der Völkergeschichte, den Knechtsinn mit Vorliebe kultivierte und die Völker gegen ihre Bedrücker widerstandsunfähig machte.

Den Normannen schadete es nichts, daß sie Island von Riesen be-

wohnt glaubten, die „ihr Haupt höher trügen als Berge“, und daß ihre Könige mit Harfnern und Dichtern statt mit Beichtvätern verkehrten. Ihr Paradies erschien ihnen anmutender als das christliche Jenseits. In diesem wurde nur Unsichtbares und Übersinnliches als Tugendpreis versprochen. Walhal war jedoch von freundlichen Asen und von schönen Walkyrien bevölkert, welche die tapferen Einherier mit Meth, Eberfleisch und mit Küssen bewirteten. Poetisch fragt nach dem Hakonsmal eine reizvolle Walkyria den König Hakon: „War ich nicht des Sieges wert?“

Im christlichen Himmel waren die schönen rosigen Engel, die uns Fra Fiesole in seinen Bildern vorführt, nur sächlichen Geschlechtes. König Hakon verkehrte nicht blos mit der naiven Walkyria, sondern auch mit Odin, welcher nicht etwa als unsichtbarer Geist gedacht wurde, sondern ein schöner Mann war, der als weiser König und als Held auf Erden wandelte. Übrigens wurden dem Obergotte Odin auch dunkle Eigenschaften angehängt, die den Menschen selbst anhafteten. An anthropofage Liebhabereien der Menschen und Götter erinnert der in der Inglingasaga geschilderte Odin, der dem lebenslustigen Könige On bedeutet haben soll, er werde so lange leben als er in je zehn Jahren einen seiner neun Söhne ihm, dem Odin, opfern würde. König On verlängerte auf diese ruchlose Weise angeblich sein Leben.

Nach Norwegen kam des „Christens“ wegen auch der sächsische Priester Thangbrand; der war ebenfalls ein „rechter Totschläger“. Als er das Christentum auf Island verbreitete, wurden Spottlieder auf ihn gesungen; er wußte aber nichts passenderes zu thun, als die spottenden Skalden zu erschlagen. Es predigte sich für die Religion der Nächstenliebe immer leichter mit dem Schwerte.

Die heidnischen Normannen besaßen bereits vor dem Eindringen des Christentums in ihr Land die Ceremonien der Taufe und Kommunion. Sie übergossen nämlich ihre Kinder mit Wasser, gaben ihnen hierbei Namen und sahen sie durch diesen magischen Wasserüberguß gegen das sonst übliche Aussetzen gesichert. Im Opferhause hatte die Kommunion einen nahrhaften Rückhalt. Man trank starkes Bier und aß gekochtes Opferfleisch, „um preiswerte Vorfahren und den himmlischen Vater Odin damit zu ehren“. Blut gab es bei dieser Kommunion auch, denn die Wände des Opferhauses und die versammelten Andächtigen wurden mit Tierblut besprengt. Wein wurde ebenfalls genossen und wurde wie das gesamte Opferfleisch von Häuptlingen geweiht. Der Odinsbecher wurde auf Sieg und Gedeihen der Heimat zuerst getrunken, dann wurde ein weingefüllter Becher auf ein gutes Jahr geleert; schließlich hat man dem Gedächtnishumpen zu Ehren verdienstvoller Vorfahren und braver Verwandten zugesprochen. Dieses Andachtsmahl, dessen Unkosten von Königen bestritten wurden, war keine

mystische Altarsitte, sondern stand auf einem positiven Boden, denn es sollte auch Hunger und Durst stillen.

Eines muß man jedoch dem Christentume nachrühmen: es hat die heidnischen Tier- und Menschenopfer abgeschafft. Dafür forderte der christliche Bekehrungseifer im Nordlande allerdings auch viele Menschenleben.

Bekanntlich wird von christlichen Völkern der Sieg immer dem lieben Gott zugeschrieben, wenn die Kanonen ein kräftiges Wort mit dem Feinde gewechselt haben. Bei den Normannen war es ebenso. Im Skaldenepos Wellekla wird das Waffengeschick der normanischen Krieger sofort den Göttern gutgeschrieben und es hieß dann: „Die Asen schenkten den Sieg." Leichenraben wußten es genau, daß bei Schlachten für ihre Nahrung reichlich gesorgt werde, und folgten den skandinavischen Kriegsscharen. Die Normannen sahen aber in den Raben Sendboten Odins, der den Sieg versprach. Solche Verschiebungen des Menschlichen und Göttlichen fanden seit jeher in allen Religionen statt.

Man darf dem Christentume die Reliquienverehrung nicht gar so übel nehmen. Die Buddhisten haben Mammutknochen als Überreste ihres vollendeten Propheten Buddha Gautama Sakhamuni hochverehrt. Die Nordländer glaubten ebenfalls an die wunderbare Wirkung von Reliquien. Den König Hakon hielt man für einen Liebling der Asen, weil unter dessen Regierung durchaus fruchtbare Jahre gewesen waren. Man hielt dafür, daß auch an die Reste seines Körpers der Segen der Götter gefesselt sei. Deshalb wurde sein Leichnam zerstückt und in verschiedenen Bezirken wegen der Fruchtbarkeit kommender Jahre begraben.

Man nimmt es christlichen Staaten hoch übel, daß in ihren Strafgesetzbüchern die Gotteslästerung streng geahndet werde. Ein Gesittungsvorzug ist dies nicht. Man sollte es fürwahr dem allmächtigen Himmelsherrn überlassen, daß er sich selber für die ihm angethane Ehrenbeleidigung Genugthuung verschaffe. In dieser Richtung waren die heidnischen Nordländer nicht besser beraten, als die Christen. Im 87. Kapitel der Heimskringla wird nämlich von einer Gotteslästerung gesprochen, die durch einen grausamen Tod bestraft wurde.

Je tiefer das Christentum in Norwegen und Schweden Wurzel faßte, desto mehr erschien alles Heidnische verteufelt, und Odin, der vormals hochgepriesene, wurde schlechtweg als „Betrüger" bezeichnet. Es ist eben Menschenart, Geschäftskonkurrenten herabzusetzen. Odin hat übrigens diese Beschimpfung nicht verdient. Was er im Gesange Havamal als Sittenregel empfahl, war durchaus ehrenwert. Was Odin für sittlich gehalten hat? Die Mildthätigkeit gegen Bedürftige, das schnelle Helfen in Notlagen, — Wortkargheit, wenn man als Thor unter Weisen sitzt, — Verstand auf Reisen, „weil es keinen zuverlässigeren Freund gebe, als viel

Verstand"; — den Beifall des eigenen Gewissens, — Mäßigkeit im Weingenuß, „weil beim Eingießen des Weines nach innen der Verstand herausgehe", — tapferes Standhalten und Trotzbieten in der Gefahr, — kluges Maßhalten in jeder Lebenslage, — eifrige Thatkraft, Vorsicht und Vorbedenken sowie das mutige Langen nach einem Erfolge.

Wie anschaulich sich sittliche Ratschläge im Havamal geben, zeigt u. a. die Regel: „Trau nie einer brennenden Flamme, einem gebrechlichen Bogen, einem schlafenden Wolfe, dem Spiele des Bären, dem wurzellosen Baum, der sinkenden Woge, dem kochenden Wasser, dem fliegenden Wurfspieß, der zusammengerollten Schlange und den Bettreden der Braut."

Vor dem Einbruch des Christentums ins europäische Nordland wies in diesem die Gesittung manche helle Seite. Es gab dort, um nur eines hervorzuheben, keine Bettler. Alte arbeitsunfähige Hausdiener wurden bis an ihr Lebensende verpflegt, die Wahrheit wurde hochgehalten, das verpfändete Wort nicht gebrochen, der ehelichen Treue ist man nicht entsprungen, fremdes Eigentum wurde nicht angetastet.

Als das Christentum mit Mönchen eingezogen war, wurden sterbende reiche Frauen veranlaßt, ihr Vermögen den Armen zu vermachen. Da es im Lande keine Armen gab, wurde das Geld ins Ausland geschickt. Den ehelosen Mönchen gefielen die schönen Schwedinnen mit ihren runden blauen Augen und mit den blonden Zöpfen, und bald gab es Treubrüche zu beklagen. Die Spielsucht riß ein und Diebstähle mehrten sich. Das Christentum konnte sich in diesem Falle nicht rühmen, die Gesittung gefördert zu haben.

Notiz.

Vom 1. Januar 1902 wird unsere Zeitschrift „Das freie Wort" unter Nr. **2696** im Postzeitungskatalog geführt, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Briefkasten der Redaktion.

Herrn H. Es ist natürlich nur ein Versehen, daß „Moenius" in seinen Artikeln über „Die geistige Bedeutung Frankfurts in der Gegenwart" den verdienstvollen Frankfurter Schriftsteller und Vorkämpfer für Geistesfreiheit, Heribert Rau, nicht erwähnte.

Herrn A. P. u. a.: Der Kritische Kommentar zu den 4 Evangelien von P. van Dyk wird, wie uns Herr Benno Buerdorff mitteilt, voraussichtlich im Januar erscheinen und dann an alle Subskribenten sofort verschickt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von
Carl Saenger

Nr. 18. 20. Dezember 1901. I. Jahrgang.

Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft.

Von F. Staudinger (Darmstadt).

Daß durch bekannte Vorfälle veranlaßt, Theodor Mommsen die Frage der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft einmal wieder in den Mittelpunkt nicht blos des Interesses der Männer der Wissenschaft, sondern des öffentlichen Interesses geschoben hat, ist überaus dankenswert. Und wir brauchen nicht zu versichern, daß wir in der Sache auf Seiten des großen Gelehrten stehen und es begrüßen, wenn er allenthalben Zustimmung findet. Wir wollen auch nicht daran mäkeln, daß diesen Zustimmungen zuweilen ein zweites Motiv unterliegen mag, das die Freude an dem Beifall etwas beeinträchtigt. Solche zweiten Motive schleichen sich ja auf dieser buckligen Erde leider fast überall ein; und schließlich ist die Hauptfrage die, ob die Sache selbst richtig ist. Das allein muß unsere Zustimmung oder Ablehnung bestimmen.

Aber wenn wir der Tendenz Mommsens durchaus zustimmen, so möchten wir uns doch erlauben, einige Anmerkungen zu machen, welche die Frage auf den ihr zugehörigen Boden zu stellen bestimmt sind. Denn nicht sowohl der Umstand, daß die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft durch eine bestimmte Einzelmaßnahme gerichtet wird, sondern der tieferliegende Umstand, daß in der Masse unseres Volkes gewisse andere Voraussetzungen teils schon verloren gegangen sind, teils verloren zu gehen drohen, darauf wirkliche Wissenschaft dauernd gründen kann, das ist das eigentlich Beklagenswerte. Der Umstand, daß gerade die Männer der Wissenschaft selbst, in der Sicherheit ihrer eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit sich wiegend, gar vielfach den moralischen Grundlagen freier Forschung fremd, vornehm, geringschätzig, ja ablehnend gegenüberstehen, ist nicht ohne Schuld daran, daß sie nun mit Schrecken bemerken, wie diese Sicherheit bedroht wird.*)

*) Ich habe diesen Gedanken s. Z. in der Ethischen Kultur ausgeführt.

Theodor Mommsen betont in seinem zweiten Schreiben, daß eine absolute Voraussetzungslosigkeit zwar menschlich nicht völlig möglich ist; auch für den nicht, der sie bewußt erstrebt, daß sie aber doch ideales Ziel ist. Da möchten wir gleich fragen: ideales Ziel für wen?

Die Antwort hierauf ist durchaus nicht so unbestimmt zu geben, nicht mit dem Hinweis auf die größere oder geringere Befangenheit oder Gewissenhaftigkeit der einzelnen Menschen abzuthun. Persönliche Befangenheit und Unredlichkeit spielen zwar eine sehr große Rolle, und die Befangenheiten ganz abzuthun, das ist, wie Mommsen richtig bemerkt, auch von dem Gewissenhaften nie so völlig, wie er es möchte, zu erreichen. Aber sie spielen nicht die einzige Rolle. Eine ganz prinzipielle Gegnerschaft tritt der voraussetzungslosen Wissenschaft gegenüber; und nur von einem wiederum entgegengesetzten prinzipiellen Standpunkte aus ist sie durchgängig als Ziel festzuhalten.

Der Standpunkt, der die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft prinzipiell bestreitet und bestreiten muß, ist durchaus nicht blos der Standpunkt konfessioneller Befangenheit. Es ist vielmehr eine tieferliegende Willensrichtung, die in ihrer Konsequenz vielleicht meist konfessionelle Betonung zur Folge hat, die aber als solche nur indirekt mit den religiösen Vorstellungen im Zusammenhang steht. Es ist der alte, in den Revolutionen des vorletzten und letzten Jahrhunderts äußerlich überwundene Standpunkt der Herrschaft des Menschen über den Menschen.

So lange der Mensch es für recht und geboten hält, daß die Ordnung der Gesellschaft auf der Beherrschung einer misera contribuens plebs durch eine von ihr ernährte bevorrechtete, über die Machtmittel gebietende Kaste beruht, so lange muß unweigerlich jener plebs gegenüber der bestehende Zustand ein noli me tangere sein. Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, wozu auch notwendig Freiheit der Mitteilung des Erforschten gehört, kann in einer solchen Gesellschaft ihrer Natur nach nur soweit möglich sein, bezw. geduldet werden, als die Herrschaft selbst in keiner Weise davon berührt wird. Was die Herrschaftsgrundlagen antastet, muß unbedingt in Rede wie in Schrift verpönt werden, wenn sich die betreffende herrschende Kaste nicht selber aufgeben will.

Und da die Glaubensanschauungen, von sonstigen Zusammenhängen abgesehen, jedenfalls leicht zu einem bequemen Herrschaftsmittel über die Gewissen gemacht werden können, so werden auch sie unter dem alten Regime mit Vorliebe unter den Schutz der herrschenden Gewalt gestellt und es wird verboten, sie in Frage zu stellen. Das ist in der Geschichte reichlich dargethan.

Sobald das Verbot nicht mehr streng gehandhabt wird in dieser oder in jener Hinsicht, so ist es schon ein sicheres Zeichen, daß das alte

Herrschaftsprinzip ins Wanken gerät. Die Lehre von einer doppelten Wahrheit kennzeichnet die erste Übergangszeit hierzu. Sobald sie verlassen und die neue Forderung voraussetzungsloser Wissenschaft aufgestellt wird, so ist es ein sicheres Zeichen dafür, daß der Gedanke menschlicher Freiheit und Gleichberechtigung Macht gewinnt. Und wenn einmal dieser Gedanke in den Staatsverfassungen in Gestalt allgemeinerer Teilnahme an der Gesetzgebung Gestalt zu gewinnen anfängt: da ist die Lehre von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft eine im Grunde selbstverständliche Forderung geworden.

Denn wenn vorher der Mensch einfach das annehmen und dem gehorchen sollte, was geboten war, so muß er nun selbst prüfen, was wirklich richtig ist. Sonst hat seine Teilnahme an der Gesetzgebung keine Bedeutung. Und damit er das könne, muß die Prüfung und Erörterung all dessen, was verschiedene Ansichten hervorruft, von jedem Banne befreit werden, materiellem wie geistigem. An Stelle der Unterordnung unter „gebotene Wahrheiten" und „maßgebende Interessen" muß das Streben treten, das aufzusuchen und aufzufinden, was das freie Zusammenleben der Menschen in einer gesicherten Gemeinschaft verbürgen kann. Und da das nur auf dem Wege einer Forschung erreicht werden kann, die ohne vorgefaßte Meinung das Wahre methodisch zu ergründen sucht, so ist damit die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft zum Grundsatz erhoben.

Dies ist der reale Boden, auf dem diese Lehre steht, mit dem sie fällt. Dieser notwendige Zusammenhang zwischen menschlich freier Gemeinschaftsgestaltung und voraussetzungsloser Forschung ist weder vom Publikum noch von den Vertretern der Wissenschaft genügend erkannt. Die klare Einsicht hiervon will uns einigermaßen wichtiger erscheinen, als alle wohlgemeinten Proteste gegen einzelne Vorkommnisse, welche die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft direkt zu gefährden drohen. An Symptomen kuriert man nicht; und jene Vorkommnisse auf diesem Gebiete haben stets nur symptomatische Bedeutung. Sie zeigen, daß das Bewußtsein freien, auf gemeinsamer Selbstbestimmung gründenden Staatslebens ins Wanken gekommen ist und Tendenzen Platz gemacht hat, die nicht auf Heranbildung zu freiem Denken, sondern auf Niederhaltung der Volksmassen gerichtet sind. Die drei großen Sünden der letzten dreißig Jahre, Katholikenhatz, Sozialistenhatz, Judenhatz haben im Verein mit anderem gerade in den alten Vertretern der freiheitlichen Entwickelung das alte Rechtsbewußtsein zerrüttet, den Gedanken freien Zusammenwirkens in das Streben nach Herrschaft einer Clique über die Andern gewandelt: Der Ruf nach Verkümmerung des Wahlrechts z. B. ertönt schon längst nicht mehr blos verschämt hinter den Mauern. Und so ist es denn kein Wunder, daß auch an den wissenschaftlichen Grundlagen derjenigen Ordnung gezerrt

wird, die zwar noch rechtlich besteht, die aber bereits vielfach von ihren berufensteu Trägern mißachtet, ja verraten wird.

Auch Theodor Mommsen, so warm er die Freiheit der Wissenschaft verficht, und so fern jedenfalls ihm persönlich eine Bekämpfung ihrer moralischen Grundlagen liegt, scheint uns den genannten Zusammenhang nicht erfaßt zu haben. Um so notwendiger ist es, ihn einmal scharf und entschieden zu betonen. Es handelt sich um die Frage, ob wir der Kulturerrungenschaften unseres geistigen Heroenalters, der Lessing, Goethe, Schiller, Kant u. a. m. verlustig gehen oder sie erhalten und weiter bilden sollen. Um sie zu erhalten und weiter fortzubilden, muß ihre moralische und materielle Grundlage weitergebildet werden: Was das bedeutet, das versteht sich nach dem Vorhergehenden von selbst. Falsch jedenfalls ist es, Regierungen und hochstehenden Persönlichkeiten einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie die praktischen Konsequenzen aus gegebenen Sachlagen ziehen. Der Vorwurf ist einzig gegen die zu richten, welche solche Sachlage geschaffen haben — das Volk selbst.

Der heutige Stand des deutschen Genossenschaftswesens.

Von Dr. Hans Crüger (Charlottenburg-Berlin).

Nach dem Jahrbuch des Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes bestanden am 31. März 1901 19557 Genossenschaften; in der Zeit vom 1. April 1900 bis 31. März 1901 sind 1836 Genossenschaften errichtet, 267 Genossenschaften aufgelöst. Eine Statistik über die geschäftlichen Resultate aller dieser Genossenschaften fehlt. Mag man auch annehmen, daß eine erhebliche Anzahl der bestehenden Genossenschaften über ihre Existenz im Genossenschaftsregister nicht hinausgekommen ist, so sind doch die wirtschaftlichen Erfolge der deutschen Genossenschaften im ganzen genommen außerordentlich große, sie bilden einen Faktor im wirtschaftlichen Leben. Der größte Teil der Genossenschaften ist in Verbänden vereinigt, doch leider bemühen sich nur wenige dieser Verbände um die statistische Feststellung der geschäftlichen Erfolge der Genossenschaften. Eigentlich kommen nur in Betracht das Jahrbuch des Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes (Schulze-Delitzsch'sche Genossenschaften) und das Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften. Der Neuwieder Verband hat auf dem Gebiete der Statistik bisher so gut wie nichts geleistet. Die Anlage der Veröffentlichungen ist eine zu verschiedenartige, um die Resultate einheitlich verarbeiten zu können. Wenigstens würde der Raum dieser Zeitschrift eine solche Darstellung nicht gestatten. Wir müssen uns daher damit begnügen, nachstehend das wesentlichste Zahlen-

material aus den von den drei großen Verbänden veröffentlichten neuesten Publikationen mitzuteilen.

1. Aus dem Jahrbuch des Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverbandes: (die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1900.)

975 Kreditgenossenschaften berichteten; sie hatten 555 049 Mitglieder. Die gewährten Kredite betrugen 2 409 099 313 M., am Jahresschluß standen an Krediten aus 728 139 522 M., das eigene Vermögen setzte sich zusammen aus 149 417 348 M. Geschäftsguthaben und 49 252 702 M. Reserven. Die Kreditgenossenschaften arbeiteten mit 653 373 525 M. fremden Geldern, ungerechnet die Bankkredite.

568 Konsumvereine mit 522 116 Mitgliedern hatten einen Verkaufserlös von 126 970 187 M. erzielt und damit einen Reingewinn von 12 743 520 M. Sie arbeiteten mit 10 842 265 M. Geschäftsguthaben und 4 856 624 M. Reserven.

16 gewerbliche Rohstoffgenossenschaften hatten 618 Mitglieder; sie erzielten 736 570 M. Verkaufserlös, wobei sich ein Reingewinn von 59 374 M. ergab; das eigene Vermögen betrug 401 340 M.

4 gewerbliche Magazingenossenschaften hatten 163 Mitglieder; der Verkaufserlös beziffert sich auf 212 936 M., wobei sich ein Reingewinn von 19 883 M. ergiebt. Das eigene Vermögen betrug 163 050 M.

13 gewerbliche Produktivgenossenschaften hatten 1979 Mitglieder; der Verkaufserlös betrug 2 161 108 M., der Reingewinn belief sich auf 80 123 M., das eigene Vermögen betrug 708 494 M.; es wurde mit fremden Geldern in Höhe von 1 301 540 M. (darunter 607 208 M. Hypotheken) gearbeitet.

100 Baugenossenschaften hatten 27 880 Mitglieder; ihr Betriebskapital betrug 36 869 909 M., davon 6 494 190 M. eigenes Vermögen. Der Wert des unbebauten Grund und Bodens stand bei 70 Genossenschaften mit 2 706 639 M. zu Buch. Der Wert der fertigen und im Bau befindlichen Häuser und Baumaterialien belief sich auf 32 059 342 M.

Es wurden fertiggestellt 928 Häuser mit 3460 Wohnungen, die Herstellungskosten beliefen sich auf rund 16 000 000 M.

2. Das Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften. (Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1899.)

4075 Darlehenskassen hatten 290 367 Mitglieder. Die Geschäftsguthaben betrugen 8 083 008 M., die Reserven 6 136 598 M., die fremden Gelder 211 902 935 M. Die Gesamt-Außenstände betrugen 198 817 227 M. bei einer Gesamtsumme der gewährten Kredite in Höhe von 142 329 333 M.

1055 Bezugsgenossenschaften mit 83 442 Mitgliedern hatten einen gemeinschaftlichen Warenbezug von 24 055 352 M. Das Betriebs-

kapital belief sich auf 11 681 852 M., wovon 2 071 345 M. auf das eigene Vermögen entfielen.

850 Molkereigenossenschaften hatten 74 394 Mitglieder, die 1 039 424 269 Liter Milch eingeliefert hatten; es betrug die verkaufte Milchmenge 30 875 307 Liter und die verkaufte Buttermenge 32 655 886 Kilogramm; an die Mitglieder wurde für eingelieferte Milch bezahlt 75 791 152 M. (soweit detaillierte Angaben vorliegen); das Betriebskapital betrug 36 920 672 M.

3. Jahresbericht des Neuwieder Verbandes. (Die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1899.)

2739 Genossenschaften mit 236 721 Mitgliedern hatten 133 807 696 Kreditaußenstände bei rund 71 000 000 M. im Jahre gewährten Krediten; das eigene Vermögen betrug 5 947 183 M. gegenüber 167 928 000 M. fremden Geldern.

Wenn man berücksichtigt, daß die vorstehenden Zahlen sich zwar nur auf einen, aber doch verhältnismäßig großen Teil der Genossenschaften beziehen, so kann man sich ungefähr ein Bild von den Gesamtleistungen der deutschen Genossenschaften machen. Wir wollen uns einer allgemeinen Schätzung enthalten, weil sie ja doch die Bedeutung der Genossenschaften nicht mehr hervorheben kann, als dies durch die Mitteilung der bezeichneten Resultate geschehen ist.

Bei diesen großartigen Ergebnissen ist es um so bedauerlicher, daß sich die Gegensätze unter den einzelnen Genossenschaftsarten mehr und mehr verschärfen. Freilich sind sie zum großen Teil, wie wir in Nr. 12 dieser Zeitschrift hervorhoben, erklärlich. Doch macht dies die Gegensätze um nichts weniger bedauerlich. Nach mancher Richtung hin könnten sie vermieden werden, denn sie sind zum erheblichen Teil darauf zurückzuführen, daß die Genossenschaften aufhören, Selbstzweck zu sein. Freilich in den Augen vieler Sozialpolitiker verlohnt das Genossenschaftswesen ja nicht der Mühe und der Erörterung und würde keine Gegengewähr bieten für die darauf aufgewendete Arbeit, wenn jede Genossenschaft nur Selbstzweck wäre und nicht das gesamte Genossenschaftswesen zur Lösung der sozialen Frage benutzt werden könnte. Unseres Erachtens zeigt sich auch hier der Meister in der Beschränkung.

War es stets schwierig, die zukünftige Gestaltung des Genossenschaftswesens vorauszusagen, so erscheint es heute geradezu unmöglich. Immer klarer tritt nur hervor, daß die individualistische und die sozialistische Richtung in den Genossenschaftsverbänden sich noch schärfer als bisher bekämpfen werden. Und wie so oft — les extrêmes se touchent.

Agrarier und Sozialisten arbeiten gewissermaßen nach der gleichen Richtung hin; der Unterschied liegt nur darin, daß die Agrarier von der

Produktion, die Sozialisten von der Konsumtion ausgehen. Freilich haben Führer der sozialdemokratischen Partei auf dem Allgemeinen Genossenschaftstag in Baden-Baden auch ein warmes Wort für die Zukunft der Produktivgenossenschaften eingelegt. Es ist merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern. Wer hätte es gedacht, daß die einst von den Sozialdemokraten so abfällig beurteilten Produktivgenossenschaften in den Kreisen dieser Partei die Befürworter finden würden. Allerdings sind ja im Laufe der Jahre aus den heftigsten Gegnern die größten Freunde der Genossenschaften geworden.

Immer lebhafter wird auch der Kampf um die Frage entbrennen, wie weit das Genossenschaftswesen im wirtschaftspolitischen Kampfe seine Selbständigkeit erhalten soll und erhalten kann. Den Agrariern dient das Genossenschaftswesen als Vorspann für ihren Kampf um Erhöhung der Getreidezölle, die Sozialdemokratie will das Genossenschaftswesen der Gewerkschaftsbewegung zur Seite stellen als Ergänzung zur politischen Bewegung. Was es mit dieser „Ergänzung" dann für eine Bewandnis hat, das lehren uns die Verhandlungen des Lübecker sozialdemokratischen Parteitages über die Gewerkschaften.

Es ist hier nicht der Raum diese Fragen weiter zu erörtern.

Die Entwickelung einzelner Genossenschaften ins Riesenhafte — die Verbindung von Genossenschaften zu Ringen mag für den, der nach einseitig genossenschaftlichen Grundsätzen urteilt, etwas Bestechendes haben — auch für den, der glaubt, daß mit der genossenschaftlichen Organisation alles erreicht werden kann. Wer aber gewohnt ist, auch an Genossenschaften den Maßstab der realen Wirklichkeit anzulegen, beobachtet diese Gebilde mit Bedenken, und schon die baldige Zukunft wird über das Schicksal einzelner derselben entscheiden. Nicht Wagemut sonder Übermut führte zur Gründung der Milchzentrale in Berlin auf der Grundlage einiger 100 Einzelgenossenschaften. Der Begründer und seine Freunde selbst sind dabei freilich sehr vorsichtig gewesen, indem sie ihr geschäftliches Risiko auf das Mindestmaß beschränkten, und es wird sich wohl bald zeigen, daß sie dabei als Geschäftsmänner richtig gehandelt haben. Der kleine Landwirt trägt bei solchen Genossenschaften verhältnismäßig das größte Risiko. Vielleicht würde es für die Zukunft des Genossenschaftswesens, insbesondere des landwirtschaftlichen, recht gut sein, wenn es sich bald zeigt, daß Übertreibungen auf dem Boden der genossenschaftlichen Organisation sich rächen. Das könnte eine heilsame Lehre werden. Die solide geschäftliche Grundlage ist Bedingung für die gesunde Entwickelung der Genossenschaften — auch der landwirtschaftlichen.

Wer genau die Geschichte der Genossenschaften verfolgt, wird einen Zusammenhang zwischen der staatlichen Förderung des Genossenschaftswesens und diesen Vorgängen finden.

Die staatliche Förderung hat dem Genossenschaftswesen einen Charakter gegeben, der ihm vor dem Eingreifen des Staates fremd war; auch die Richtung wurde eine andere und es hat den Anschein, als wenn aus der staatlichen Förderung noch andere Gestaltungen hervorgehen werden — Genossenschaftsverbände unter staatlicher Kontrolle. Wer zahlt — regiert, so drückte sich einst Miquel aus, als er Rufer nach Staatsunterstützung abschrecken wollte. Der Staat hat für Genossenschaften viel Geld hergegeben — warum sollte er nun nicht die Genossenschaften, die Geld erhielten und nicht lebensfähig wurden, unter seine Fittiche nehmen wollen? Und wie lähmend solche Vorgänge auf die Bethätigung der Selbsthilfe wirken, das zeigte auf dem Allgemeinen Genossenschaftstag in Baden-Baden ein unbeachtet gebliebenes Vorkommnis. Es war ein Antrag auf Bildung eines Revisionsverbandes der Handwerkergenossenschaften zurückgezogen, weil die preußische Regierung die Bildung eines solchen in die Hand genommen hatte. Mit staatlichen Organisationen in Konkurrenz zu treten ist eine undankbare Aufgabe. Hoffentlich wird der in Preußen mit der Bildung eines Revisionsverbandes begangene Fehler nicht in den anderen deutschen Staaten nachgemacht und er bleibt auch in Preußen vereinzelt. Ein solcher Wunsch hat heute mehr als theoretischen Wert, denn z. B. die staatlichen Bemühungen, Verbände zu schaffen, die den Mittelpunkt für die Wohnungsfürsorge abgeben sollen, werfen ihre Schatten auf die Baugenossenschaftsverbände. Es wäre ein schwerer Fehler, wenn jene so gut gemeinten Versuche in dies Gebiet der Selbstthätigkeit der Wohnungsbedürftigen hinübergreifen und die Arbeit der freien Verbände lahmlegen würden.

Arbeitsfreiheit und Arbeitsvertrag.

Von H. Fürth (Frankfurt a. M.).

In Dresden hat sich bei Gelegenheit des Mechanikertages ein Vorgang abgespielt, der so bezeichnend ist, daß er eine prinzipielle Beleuchtung geradezu herausfordert.

Der Hergang ist in Kürze der folgende: Die optische Werkstätte von Karl Zeiß in Jena, die 233 Arbeiter beschäftigt, führte am 1. April 1900 probeweise und nach vorgängiger Abstimmung der Arbeiterschaft den Achtstundentag ein. Die Gesamtzahl der Akkordstunden verminderte sich daraufhin von 559 169 in 1899/1900 auf 509 559 im folgenden Rechnungsjahre. Die Lohnsumme dagegen stieg auf 366 484 von 345 899 M. im Vorjahre, d. h. der Stundenverdienst erhöhte sich von 61,9 auf 71,9 Pfennige. Die Intensität der Arbeit hatte zugenommen. Zugenommen hatte auch die bessere Ausnützung der motorischen Kräfte, und am Ende des Probejahres fand die Firma, daß sie an Gas, Heizung und elektrischer

Kraft 16—17 000 M. erspart hatte. „Ich halte Akkordarbeit nicht für Mordarbeit, sondern für die höhere Form der Arbeit. Allerdings muß den Arbeitern der Mehrverdienst auch ausgezahlt werden.“ So schloß der langjährige Leiter des Betriebes, Professor Abbe-Jena, sein Referat, durch das er in überzeugender Weise den folgenden Antrag begründet hatte:

„Die Deutsche Gesellschaft für Mechanik und Optik wolle ihre Mitglieder auffordern:

1. Die regelmäßige Arbeitszeit in ihren Betrieben nicht auf mehr als 9 Stunden festzusetzen;
2. für alle Überstunden einen Zuschlag von 25 %, für Feiertagsarbeit von 50 % zu gewähren;
3. bei aller Akkord- und Stücklohnarbeit den der Arbeitszeit entsprechenden Zeitlohn als Mindestverdienst zu gewährleisten;
4. allen ordnungsmäßig vorgebildeten Gehilfen einen Mindestlohn von 21 M. pro Woche, mit Ortszuschlag für die größeren Städte, zuzugestehen.“

In der darauffolgenden Diskussion erhob sich ein Sturm des Unwillens gegen den Referenten. Manchmal in den schärfsten Ausdrücken wurde der Standpunkt vertreten, daß der Arbeitsvertrag von Fall zu Fall der freien Vereinbarung überlassen bleiben müsse. Nach berühmten Mustern betonte man ganz besonders das „Herr im eigenen Hause bleiben“. „Wir zwingen keinen, bei uns einzutreten. Wenn er aber eintritt, muß er parieren!“ Hier verzeichnet der Bericht „stürmischen, nicht endenwollenden Beifall“. Auch wurden Äußerungen laut wie die: „Man habe das Gefühl, daß man in Jena sich bestrebe, den Kleinbetrieb niederzudrücken.“ Schließlich wurde mit 32 gegen 11 Stimmen ein Antrag angenommen, der „die Regelung des Gehilfenwesens aus dem Programm der Gesellschaft streicht und sie der freien (!) Vereinbarung zwischen Prinzipalen und Gehilfen überläßt.“ Als daraufhin die geladenen Gehilfen den Saal verlassen wollten, schloß der Vorsitzende Prof. Dr. Krüß-Hamburg die Verhandlungen und den Tag mit den Worten: „Ich schließe die Verhandlung mit einer gewissen Bitterkeit. Nie hat nach einem Referat, welches auf solcher Höhe stand, eine Diskussion von so niederem Niveau stattgefunden.“

Wir sind ausführlich geworden, aber in anbetracht der Sache gewiß nicht zu ausführlich. Da ist also ein Unternehmen, das auf Grund freier Vereinbarung mit der Arbeiterschaft die von uns geschilderten Vorteile für Arbeiter und Unternehmer herbeiführt. Am geradezu klassischen Beispiel wird überzeugend dargethan, daß bei der geplanten Neugestaltung des Arbeitsverhältnisses alle Interessenten ihre Rechnung finden. Und der

Erfolg? Man überschüttet die Antragsteller mit einer Flut von Vorwürfen. Ja, man schreckt selbst nicht vor Unterstellungen zurück, die einen bedenklichen moralischen Tiefstand zur Voraussetzung haben.

Für den Unbefangenen geht aus alledem mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervor, wie weit der überwiegende Teil des Unternehmertums noch von der Höhe des wirtschaftlichen und intellektuellen Verständnisses entfernt ist, das einzig und allein eine dauernde Vormachtstellung in der wirtschaftlichen wie in der Welt des Geistes verbürgen kann. Daß einzelne Betriebsleiter der Masse an Einsicht und gutem Willen weitaus überlegen sind, macht die Sache nicht besser, da es für diese Verständigen hart ist, Reformen, die allen zu gute kommen würden, an Böswilligkeit und Unverstand scheitern zu sehen. Und nicht alle sind in der glücklichen Lage der Jenenser Firma, unbekümmert um die Konkurrenz Reformen durchführen und festhalten zu können, da nicht in allen Gewerbearten die Verhältnisse, Produktions- und Absatzbedingungen so gelagert sind, daß der Einzelbetrieb seine Produkte unabhängig fabrizieren und vertreiben kann.

Tritt nun ein Fall wie der vorliegende ein, in dem ein nachweisbarer und nachgewiesener Fortschritt der Produktionsmethode bei gleichzeitiger Verbesserung der Bedingungen für alle Teile, an der Rückständigkeit und Beschränktheit des einen Teiles scheitert, so drängt sich von selbst die Einsicht auf, daß es notwendig ist, den einen Teil gegen die Chikanen des andern thunlichst zu sichern und eine gleiche Basis für ihre Beziehungen zu einander und ihre Unterhandlungen mit einander zu schaffen. Gleichberechtigt aber ist in unserer harten Welt der Thatsachen nur der, der gleich mächtig ist. Sonach hängt die Gleichberechtigung der Arbeiter davon ab, ob sie in der Lage sind, sich zu machtvollen Interessenvertretungen zusammenzuschließen, der organisierten und teilweise koalierten Macht des Kapitals die organisierte Macht der Arbeiterschaft gegenüberzustellen. Zu solcher Machtentfaltung gehört unumgänglich das Recht, in gesetzmäßigem Vorgehen die Arbeit niederzulegen und von ausständigen Orten den Zuzug von Ersatzarbeitern fernzuhalten. Hat doch andererseits auch der Unternehmer das Recht, Arbeiter zu entlassen, ein Recht, das eigentlich ein Unrecht ist und dessen Beseitigung in seiner heutigen Form von einsichtigen Sozialpolitikern angestrebt wird. Jedenfalls aber ist es absurd, den Arbeiter in der Ausübung seines Koalitionsrechtes durch Verbot des Streikpostenstehens, schwarze Listen und mehr dergleichen schöne Dinge zu beschränken.

Darum muß die Parole für jeden sachlich und gerecht denkenden sein, die Arbeiterschaft in ihrem Kampf um die Schaffung eines wirklich freien Koalitionsrechtes zu unterstützen. Erst wenn Licht und Schatten gleichmäßig zwischen den Parteien verteilt sind, wenn sich zwei gleich starke

Kontrahenten gegenüberstehen, kann von einer mehr als papiernen Revision des Arbeitsvertrages die Rede sein, können wirklich freie Arbeitsverträge abgeschlossen werden, die der Arbeiterschaft ein weitgehendes Recht der Mitbestimmung bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen sichern.

Wie weit wir heute noch davon entfernt sind, haben die Vorgänge auf dem Mechanikertag gezeigt. Dabei ist zu betonen, daß die ganze Natur der in Frage kommenden Betriebe eine äußerst intelligente Arbeiterschaft voraussetzt.

Und noch ein anderes haben die Verunglimpfungen, die man der Jenenser Firma angedeihen ließ, als notwendig ergeben. Es muß fürderhin nicht nur heißen: Schutz den Arbeitenden, sondern auch Schutz jenen Unternehmern, die von dem Recht der Arbeiter, mitbestimmend in den Gang der Produktion einzugreifen, überzeugt und zugleich einsichtig genug sind, die Vorteile zu erkennen, die ihnen selbst aus einer solchen Neuordnung der Dinge erwachsen.

Eine Blutschuld der Kirche.

Von * * *

Es ist kein Zufall, daß in jüngster Zeit die düsteren Blätter der mittelalterlichen Geschichte das besondere Interesse der Forscher erwecken. Je mehr unser geistiges Leben von der orthodoxen und zumal der ultramontanen Gefahr bedroht wird, um so lebhafter wirkt das Pflichtbewußtsein, aus der Vergangenheit nachzuweisen, wie groß diese Gefahr ist. Denn kein wirklicher Kenner des Ultramontanismus zweifelt, daß dessen fixe Ideen auch jetzt noch zu denselben Folgerungen führen würden wie im Mittelalter, wenn sie sich ungehindert bethätigen dürften. Wirkliche Kenner des Ultramontanismus giebt es aber nur wenige, und fast allen ist der Mund geschlossen durch die Heuchler, welche begriffen haben, wie gewinnbringend es ist, die Religion zu geschäftlichen und politischen Zwecken auszunutzen. Nur im engsten Kreise dürfen es jene wagen, ihre geheimsten Gedanken über die Abart des Katholizismus zu äußern, die mit geistiger Abnormität identisch ist, aber gerade deshalb in dem durch die ultramontane Dressur krankhaft gemachten Vorstellungsvermögen eines großen Teiles des katholischen Volkes eine so wesentliche Rolle spielt. Wo letzteres in zäher Masse zusammensitzt, kann man geistige Zustände feststellen, die sich von mittelalterlichen nicht unterscheiden. Noch immer wendet seine Einbildungskraft sich weit mehr der dunkeln als der hellen Seite der Natur zu. Der Aftermystizismus, die Wundersucht und sonstiger Aberglaube gedeihen da derartig, daß es nur eines kleinen Anstoßes in aufgeregter Zeit bedarf, um das religiöse Gefühls-

und Denkvermögen zu vollständiger Entgleisung zu bringen. In diesen Kreisen, die jedoch weit über das eigentliche Volk hinaufreichen, weist man jeden ernsten und das Übel an der Wurzel angreifenden Versuch, auf die Gefahren des Aberglaubens und eines Systems, das die religiösen Volkstriebe zu Zwecken geistiger und politischer Herrschsucht ausbeutet, aufmerksam zu machen, schroff zurück. Das Buch des Grafen v. Hoensbroech, „das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Bedeutung" (das Werk liegt bereits in vierter Auflage vor) hat in jenen Kreisen keine Wirkung erzielt. Die ultramontane Presse hat es mit wenigen Ausnahmen entweder ignoriert oder mit unredlichen Mitteln für ein gemeingefährliches Pamphlet und Plagiat erklärt. Damit ist das Buch für den landläufigen Katholizismus abgethan. Er kümmert sich nicht um wissenschaftliche Kritik und deshalb auch nicht darum, daß diese die Urteile Hoensbroechs als richtig anerkannt hat. Sein Urteil bezüglich der Blutschuld an der Hexenverfolgung geht dahin, daß die Päpste die Keime des Hexenwahns in der mittelalterlichen Menschheit zur Entfaltung gebracht und dadurch die Verfolgung ermöglicht haben.

Ob die Katholiken auch das Werk eines katholischen Gelehrten über den mittelalterlichen Aberglauben und seine Exzesse dauernd nicht beachten werden? Der Archivar der ehemals heiligen, aber deshalb von mittelalterlichen Greueln, wie Flagellantentum, Judenmord u. s. w., nicht verschont gebliebenen Stadt Köln, Professor Dr. Josef Hansen, hat den Mut gehabt, über „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung" ein Buch zu schreiben (München und Leipzig, R. Oldenburg 1900), für welches ihm besonderer Dank gebührt und das, wie man es bei Hansen gewöhnt ist, ein streng wissenschaftliches Buch ist. Es hat als solches seitens der wissenschaftlichen Kritik nur Anerkennung gefunden. Professor Hansen war wie kaum ein anderer dazu berufen, dies Werk zu schreiben, dessen besondere Bedeutung, wie das „Litterarische Centralblatt" sagt, darin liegt, daß damit den neuerdings in erheblicher Anzahl auftauchenden Versuchen ultramontaner Schriftsteller zur Entlastung der katholischen Kirche von der schweren Verantwortung der Hexenverfolgung der Boden entzogen wird. Unter diesen „Schriftstellern" ist besonders ein Dilettant der traurigsten Art zu nennen, Johann Diefenbach, der in seinem Elaborat „Der Zauberglaube des 16. Jahrhunderts nach den Katechismen Dr. Martin Luthers und des P. Canisius" (Mainz, Franz Kirchheim) die weniger ungeheuerliche als einfältige Behauptung aufstellt, „daß die Kirche den Aberglauben jederzeit entschieden bekämpft habe", „daß niemals ein Papst den Hexenwahn sanktioniert habe".

Unsere oben ausgesprochene Ansicht, daß auch heute noch in katho-

lischen und anderen orthodoxen Kreisen der Aberglaube grassiere, aus dem der Hexenwahn erwuchs, wird durch die nachstehenden Sätze Hansens im Vorworte seines Werkes bestätigt: „Die Hexenverfolgung ist ein kulturgeschichtliches Problem, das, wenn es auch thatsächlich als abgeschlossen gelten darf, doch mit unserer Zeit noch enger zusammenhängt, als man auf den ersten Blick zuzugeben geneigt sein dürfte. Die Elemente des Wahns, auf denen sie sich aufgebaut hat, werden noch heute fast ausnahmslos in den Lehren der geltenden religiösen Systeme weitergeführt. Insofern wohnt also unsern historischen Darlegungen auch ein besonderes aktuelles Interesse bei.“ Auf Seite 5 lesen wir bei Hansen, daß eine der historischen Mächte, welche die Elemente des Hexenwahns und das aus ihm geborene eingebildete Verbrechen gefördert haben, jene auch heute noch in ihrem Systeme offenkundig mit sich führt. Gemeint ist die katholische Kirche oder richtiger das Papsttum. „Nichts wäre verkehrter, als im Rahmen der religiösen Anschauungen, die heute noch herrschen, den Hexenwahn als einen Aberglauben zu bezeichnen, weil er in den Kreisen, in denen der Sinn für das Wunderbare nicht mehr lebendig ist, keine Rolle mehr spielt; er gehört vielmehr noch heute zum kirchlichen Glauben, nicht zum Aberglauben in dem herkömmlichen Sinne eines abgethanen, veralteten Glaubens . . . Gewiß werden eine Anzahl der einschlägigen Vorstellungen gegenwärtig auch in theologischen Kreisen nicht mehr erörtert. Aber wirklich als falsch erklärt sind sie auch heute von dieser Seite noch nicht, trotz des unsäglichen Elends, das sie über die Menschheit gebracht haben. Die grundlegende Vorstellung dieses Wahns aber, daß der Mensch mit Hilfe der von ihm zu diesem Zwecke angerufenen Dämonen handeln und schädigen könne, und daß der Versuch dazu gemacht werde, gehört auch heute noch zur anerkannten Lehre der katholischen Kirche.“

Mancher wird seinen Augen kaum trauen, wenn er diese Behauptung liest. Wieviele „gebildete“ Katholiken wissen etwas davon, daß ihre Kirche lehrt, man „könne mit angerufenen Dämonen handeln und schädigen“?! Sie können sich darüber unterrichten bei dem jetzigen „bedeutendsten Moraltheologen des Jesuitenordens“ Lehmkuhl, Theologia moralis I Nr. 351; bei Marc, Institutiones morales Alphonsianae I (1893), 396; bei Pruner, Lehrbuch der katholischen Moraltheologie, 1875, S. 267; bei Göpfert, Moraltheologie I (1897), 467 ff., 482. Auch wir halten es mit Hansen für wahrscheinlich, daß die Dämonenlehre auch in einzelnen protestantischen Kreisen noch Anhänger findet. Aber für diese heillose Borniertheit ist doch nicht die protestantische Kirche verantwortlich zu machen. Luther ist allerdings ein strammer Hexengläubiger gewesen, aber es hieße doch auch von einem Mönch des 16. Jahrhunderts zu viel verlangen, daß er auch gleich diesen

Irrwahn hätte abthun sollen. Der Protestantismus als Kirche hat doch den Hexenwahn nach jeder Richtung hin überwunden, und bei dem Vergleich, der nach dieser Richtung zwischen Rom und Wittenberg von katholischer Seite eifrig gezogen wird, fragen wir mit Hoensbroech: „Seit wann mißt die katholische Kirche ihre Christlichkeit und Sittlichkeit an der Christlichkeit und Sittlichkeit des Protestantismus? Denkt sich Rom in seiner Unfehlbarkeit und Göttlichkeit nicht unendlich erhaben über das protestantische Christentum und die protestantische Moral?" In protestantischen Kreisen gilt jeder halbwegs Gebildete für einen verächtlichen Dummkopf, der heute Dämonenlehre, Inquisition und dergl. auch blos entschuldigt, ein Katholik aber würde sich der Gefahr aussetzen als Abtrünniger behandelt zu werden, wenn er die angezogenen Lehren des Jesuiten Lehmkuhl als das bezeichnete, was sie sind, nämlich als mittelalterlichen Blödsinn, und wenn er die Inquisition verurteilte. Pries nicht die in Rom erscheinende, vom Hausprälaten Sr. Heiligkeit herausgegebene Zeitschrift „Analecta ecclesiastica" noch 1895 „die gesegneten Flammen des Scheiterhaufens" und „das erlauchte und ehrwürdige Andenken Torquemadas", der 2000 „Ketzer" eingeäschert hat?

In Bezug auf den Aberglauben, der die Hexenverfolgung hervorrief, steht die katholische Kirche tief unter dem römischen und germanischen Heidentum. Der Dämonenwahn war allerdings im römischen wie im germanischen Volk eingewurzelt. „Aber abgesehen von dem maleficium, d. h. dem Glauben, daß Menschen mit Hilfe von Dämonen andere Menschen schädigen können, kümmerten sich weder das römische noch das germanische Recht um solchen Aberglauben. Vielmehr lehnten beide den Glauben an die zauberische Nachtfahrt und Verwandlung ausdrücklich ab" (Litterarisches Centralblatt 1901, Nr. 43). Das Christentum übernahm die Elemente der dämonistischen Weltanschauung, die durch die Lehre vom Teufel, der in den Büchern des Neuen Testaments eine so große Rolle spielt, vermehrt und vertieft wurden. Die Lehre von der Engelwelt schuf dem Zauberwesen gleichfalls einen fruchtbaren Boden; ferner die christliche Auffassung des Weibes als eines vom Teufel gern benutzten Werkzeuges zur Verführung des Mannes, und die Vorstellung, daß den natürlichen Beziehungen der Geschlechter ein sittlicher Makel anhafte, daß hier nur ein geduldetes, der Sünde fast stets preisgegebenes Verhältnis vorliege, auf das der Teufel ganz besonders Einfluß zu gewinnen suche (Hansen, a. a. O. S. 25). Das Verdienst, den Dämonenwahn zum Gegenstand theologischer Spekulation gemacht zu haben, gebührt dem großen und heiligen Augustinus, dem Kirchenvater κατ' ἐξοχήν. Vom Jahre 400 an formulierte die Kirche Strafgesetze gegen Maleficien und verwandte Zaubereien. Nach dem Jahre 800 finden wir in der kirchlichen Gesetzgebung

die striga-Vorstellungen (Nachtfahrten, Verwandlung von Menschen in Tiere) und die Lehre vom Incubus (geschlechtlicher Verkehr mit dem Teufel, Teilnahme an nächtlichen Sabbaten verbunden mit Teufelsverehrung). Bemerkenswert ist die Stellung der „großen Gelehrten" der Kirche zu diesem Wahnwitz. Der Bischof Isidor von Sevilla, der Verfasser der „Origines" oder „Etymologiae", eines Kompendiums des Wissens seiner Zeit (630), ist vom Walten der Zauberer und seinen schlimmen Wirkungen überzeugt. Der Fuldaer Abt und spätere Mainzer Erzbischof Rabanus Maurus in seinem Werke „De Universo" (845) desgleichen. Der Erzbischof Hinkmar von Rheims lehrt (860), daß Frauen durch Maleficien unüberwindlichen Haß und geschlechtliches Unvermögen zwischen Männern und Frauen hervorrufen könnten. In den fünf Büchern päpstlicher Dekretalien, welche in den Jahren 1230—1234 im Auftrage Papst Gregors IX. zusammengestellt wurden und die Autorität eines wirklichen und authentischen Gesetzbuches der Kirche besitzen, wurde die Vorstellung vom Maleficium und Sortilegium endgültig für das kirchliche Recht kodifiziert (Hansen a. a. O. S. 97). In der Zeit der Scholastik, die den größten Blödsinn mit dem größten Scharfsinn bewies, gingen die Gelehrten der Kirche dann dazu über, das Dämonenreich theoretisch zu untersuchen, in der Verbindung von Zauber und Teufeln ein ketzerisches Element festzustellen und infolgedessen die Ketzerinquisition mit dem Zaubereiverbrechen zu betrauen. Das war das Verdienst der „großen" Scholastiker, unter denen wir nur Albertus Magnus und Thomas von Aquin nennen. Die Ketzerinquisition wütete inzwischen mit Schwert, Folter und Scheiterhaufen gegen die Katharer, Waldenser, Stedinger ꝛc., und als es keine eigentlichen Ketzer mehr gab, wandte sich die Kirche, der sich der weltliche Strafprozeß fügen mußte, gegen die Hexen und Zauberer. Die kirchlichen Stimmführer riefen nach 1450 den Fürsten zu, sie sollten sich entschlossen gegen die neue Sekte erheben, die der ganzen Christenheit den Untergang drohe; ihr eigenes Seelenheil, ihre Verantwortung im furchtbaren Gericht Gottes setzten sie aufs Spiel, indem sie unthätig dem Überhandnehmen dieser Schändlichkeiten zusähen. Gottes Lohn im Himmel sei ihnen dagegen sicher, wenn sie allen Eifer aufwendeten, um diese neue Pest der Menschheit zu vernichten (Hansen a. a. O. S. 467). Da kam für Papst Innocenz VIII. der geeignete Augenblick, durch seine grauenhafte Bulle Summis desiderantes die Theorie der Scholastik für Deutschland in die Praxis zu übertragen (5. Dezember 1484). Der Papst erklärte darin, daß die Zauberer beiderlei Geschlechts erstens mit den Dämonen Unzucht trieben, zweitens auf alle Weise Maleficien ausübten (mit denen sie die Geburten von Menschen und Tieren töteten, Männer und Weiber, Tiere aller Art, Felder und Früchte, Weinberge, Baumgärten und Wiesen ver-

nichteten und zerstörten, Männer und Weiber unfruchtbar und impotent machten), drittens ihren christlichen Glauben verleugneten, endlich auf Antrieb des Teufels noch zahllose andere schändliche Verbrechen ausübten. Auf dieser Bulle bauten dann 1486 der Dominikanerprior Institoris, ein Dieb und Urkundenfälscher, und der Professor an der Kölner Universität Sprenger, gleichfalls ein Fälscher, ihren Malleus maleficarum, den Hexenhammer, auf, der die große Verfolgung inszenierte, „ein so unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpfluft", wie es die Welt noch nicht gesehen. „Der Malleus wandelt zwar im allgemeinen auf dem schon ausgetretenen Weg seiner Vorgänger weiter, deren Darlegungen er so gut wie ganz in sich aufnimmt. Aber zu der schonungslosen und unerbittlich konsequenten Brutalität dieser Vorgänger, ihrer an Stumpfsinn grenzenden, aber mit theologischer Eitelkeit durchsetzten Dummheit tritt hier noch ein kaltblütiger und geschwätziger Cynismus, ein erbärmlicher und nichtswürdiger Hang zur Menschenquälerei, der beim Leser immer wieder den Grimm und die äußerste Erbitterung über die Väter dieser eklen Ausgeburt religiösen Wahns wachruft." (Hansen a. a. O. S. 474.) Mit welchem Schmutz die mit dem Strigen-Glauben verbundenen schamlosen Vorstellungen die deutsche, die katholische (!) Frau bewarfen, das mag man bei Hansen nachlesen. Der Ekel steigt einem bei dieser Lektüre bis in die Kehle, aber auch der Zorn über den ebenso blutdürstigen wie raffiniert unsittlichen Wahnsinn dieser mittelalterlichen „Priester", wenn man die vielen hunderttausende (Hansen a. a. O. S. 4) von Martergerüsten und Scheiterhaufen aufragen sieht und an unser Ohr die Angst- und Verzweiflungsschreie, die Flüche, Hilferufe und das Todesröcheln der armen Opfer dringen. „Das Buch der Geschichte", sagt Johannes Scherr, „trieft von Thränen und Schmerzlichstes muß es merkwürdigerweise immer da erzählen, wo es von der Entwickelung der religiösen Idee handelt . . . Was aber immer menschlicher Wahn und menschlicher Fanatismus unbewußt oder bewußt gesündigt, das Greuelhafteste haben sie doch im Hexenglauben und im Hexenprozeß zuwege gebracht. Blödsinn, feige Tücke und rasende Mordlust verbanden sich da zu einem Thun, dessen Resultate das düsterste Kapitel der Weltgeschichte füllen."

Auch Hansen kommt wie Hoensbroech zu dem Ergebnis, daß die Päpste die Hauptbeförderer des Aberglaubens und Blutsystems gewesen sind. Alle Versuche, die Kirche von dieser Blutschuld zu entlasten, sind nutzlos. Denn an den nackten Thatsachen, daß von 1320—1350 in Südfrankreich die Verfolgung der Hexen durch die Inquisition unter der Leitung der Päpste Johann XXII. und Benedikt XII. den Charakter systematischer Verfolgung erhalten hat, daß in Deutschland der Widerstand gegen die Inquisition durch die Päpste niedergezwungen und die

Hexenverfolgung durch die Bulle Innocenz VIII. dem noch widerstrebenden Volke und den Obrigkeiten aufgezwungen wurde, an diesen Thatsachen können nur Leute drehen und deuteln, die den Charakter der Väter des Hexenhammers haben.

Noch ein zweites Werk Hansens müssen wir in diesem Zusammenhange kurz erwähnen: „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter" (Bonn, Karl Georgi 1901). Sie bieten dem Forscher in bisher unerreichter Vollständigkeit das Material und die unwiderleglichen Beweisstücke, auf denen das erstgenannte Werk aufgebaut ist. Vor allem interessiert uns darin der Nachweis, daß die Verfasser des Hexenhammers, Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, das Gutachten der Kölner Universität, welches ihren Malleus empfahl und zu allgemeiner Geltung bringen half, gefälscht haben.

Der Fall Jaurès.

Das Recht des Kindes.

Von Alfred Moulet (Laon).

Jaurès, der Führer der französischen Sozialdemokratie, der Freidenker und Priesterfeind, ein Gegner des Konfessionalismus und aller konfessionellen Erziehung, giebt seiner Frau, einer eifrigen Katholikin, nach: seine Tochter erhält den üblichen Katechismusunterricht und geht zur ersten Kommunion. Der Priester tritt als Sieger in die Familie des großen Sozialisten, gängelt das Gewissen von Mutter und Tochter und verlacht den nachgiebigen Gatten und schwachen Vater . . . Das ist „der Fall Jaurès", der Frankreich vor kurzem in so starke Erregung versetzte.

Die Haltung der Pariser Presse sowie der Provinzblätter war, wie man es sich leicht vorstellen kann, sehr verschieden. Die „gutgesinnten" Blätter priesen Jaurès wegen seiner Toleranz, der Artigkeit gegen seine Gattin, und seines Taktes in der Ausübung seiner Vaterpflichten. Einige der radikalsten Blätter exkommunizierten Jaurès als Verräter an seiner Überzeugung, seinem sozialistischen Ideal, an der ganzen Partei. Besonders heftig griff die „Aurore" Jaurès an. Die Haltung der Sozialisten dagegen war, wie aus ihrer Verlegenheit leicht begreiflich, unentschieden. Die „Petite République" verteidigte Jaurès im Namen der Toleranz und des Familieninteresses als „Oberhaupt der Familie". Jaurès selbst ließ sich in ihren Spalten in mehreren Artikeln aus: Er hätte seiner Frau unvermeidliche Zugeständnisse machen müssen; es hätte sich um „eine notwendige Transaktion" gehandelt. Fournière, einer der in der Deputiertenkammer am meisten beachteten Sozialisten, verteidigte Jaurès in der

„Lanterne", dem von Viviani geleiteten sozialistischen Organ. Die hervorragendsten Sozialisten veröffentlichten, in dem Bestreben ihren Führer zu retten und sich selbst aus der Verlegenheit zu ziehen, eine spitzfindige Erklärung, in der es heißt, die Partei hätte über diesen ehelichen „Fall" noch keinen Beschluß gefaßt; ein in Tours abzuhaltender Kongreß würde über ihn entscheiden. Der Kongreß hat also das Wort ....

Ich möchte nun an dieser Stelle als unabhängiger Mensch und als ein um seine Pflichten besorgter Vater einige der für oder wider Jaurès vorgebrachten Gründe erörtern, um hernach meine eigene Meinung zu äußern. Der Fall Jaurès ist von einer Schwere, die jeder Vater begreifen wird, und dazu von einer sozialen Tragweite, die jede Familie ermessen kann. Es handelt sich hier um eine Fundamentalfrage.

* * *

Laut verkündeten noch die Orgeln den Sieg der Kirche, das dem Teufel entrissene junge Mädchen hatte kaum das Gotteshaus verlassen, als bereits die katholische, fromme und „tolerante" Presse urbi et orbi Jaurès' Rechtschaffenheit ausposaunte und seine Handlungsweise verhimmelte. Ein großes Pariser Blatt machte die alsbald von der Provinzpresse aufgegriffene Bemerkung, die man geradezu als das ausschlaggebende Argument der Gemäßigten und „Gutgesinnten" in Frankreich betrachten kann: „Jaurès bewährte sich als echter Freidenker, der vor dem Gewissen seiner Frau und seiner Tochter Achtung hatte".... Hätte er aber das Gewissen seiner Tochter verletzt, wenn er seiner Frau nicht nachgegeben? Und ferner, wäre Jaurès ein frommer Katholik und seine Frau die starrsinnige Atheistin gewesen, würden unsere „Gutgesinnten" ihn dann auch noch gepriesen haben, wenn er in „Respektierung des Gewissens seiner Frau" seine Tochter vom Altar fortgerissen hätte? Aber solche und ähnliche Fragen bringen unsere „Gutgesinnten" nicht weiter in Verlegenheit. Sie antworten einfach: „Wir vernünfteln nicht; wir glauben. Jeder, der vernünftelt, ist voll Hoffahrt und Ketzerei. Ein Freidenker muß stets nachgeben; ein Kind muß zur Kommunion gehen. Der katholische Gott ist der einzig wahre Gott. Credo, quia absurdum. Ich glaube, weil es widersinnig ist."

* * *

Fournière suchte seinen Freund Jaurès durch dem gesunden Menschenverstand anscheinend viel mehr entsprechende aber ebenso hinfällige Gründe zu retten. Prüfen wir die beiden hauptsächlichsten: Als Jaurès seine strenggläubige Frau heiratete, gehörte er als Deputierter dem linken Centrum an, war also keinesfalls Sozialist; er hatte vor seiner Bekehrung zum Sozialismus aus freien Stücken in die Kommunion seiner Tochter eingewilligt.

Das ließe sich wohl erörtern, ohne dabei auf Abwege zu gelangen. Nur ist es höchst bedauerlich, daß Jaurès diesen Grund nicht selbst in seinen Auslassungen in der „Petite République“ anführte. Wenn Jaurès ihn nicht selbst für sich in Anspruch nahm, dann konnte er bei der berühmten „notwendigen Transaktion“ doch nicht ausschlaggebend gewesen sein. Aber auch sonst ist der Grund nicht unwiderleglich; andernfalls wäre überhaupt kein Fortschritt denkbar. Das Kind würde auf Grund des ursprünglichen — sei es formellen oder nur stillschweigenden — Übereinkommens demselben Irrtum unterworfen, in dem der Vater einst lebte, bevor er sich von ihm befreite. Sitte, Aberglauben und tausend andere Gründe, die nichts mit der wahren Religion zu schaffen haben, würden für immer das Gewissen das Kindes einem früheren Übereinkommen, dem es völlig fremd gegenüber steht, opfern. Das Bleigewicht der Vergangenheit hemmte lähmend die Gegenwart.

Der zweite Grund Fournière's ist einfach kläglich. In den Familien, so sagt er, ist es, um die häusliche Eintracht zu wahren, Brauch, ja fast Übereinkommen, die Tochter der Mutter und den Sohn dem Vater zu überlassen. Demnach führte Frau Jaurès ihr Kind zum Altar.

Man ist verblüfft, solch ein Sophisma von einem Denker und Sozialisten wie Fournière zu vernehmen. Wenn es wahr ist, daß die Familien nach diesem Brauch verfahren, dann kann ich mir erklären, weshalb die häusliche Eintracht und der soziale Fortschritt so fraglich sind: unsere Töchter empfangen eine konfessionelle, unsere Söhne eine freie Erziehung. Wie will man aus einer so verschiedenen, geradezu entgegengesetzten Erziehung die eheliche Eintracht hervorgehen sehen? Und was soll aus einem Kind werden, das zwischen Vater und Mutter, zwischen zwei unversöhnbaren Erziehungssystemen, hin- und hergezerrt wird? Es ist geradezu unglaublich, daß unsere Sozialisten, die von einem idealen, friedlichen Gesellschaftszustand träumen, dies nicht einsehen sollten.

* * *

Die am besten Beratenen endlich wenden ein: „Wenn nun aber Jaurès aus freien Stücken, aus Liebe, Hochsinn und anerkennenswerter Toleranz seiner Frau nachgab, mit welchem Recht erörtert ihr dann seinen Schritt? Wollt ihr es einem Vater verwehren, sich großmütig zu opfern?

Keineswegs; wiewohl Jaurès' Recht, sein Ideal zu opfern, durch seine Pflichten als anerkannter Wortführer einer politischen Partei, die ihm ihre Geschicke anvertraute, beschränkt ist. Aber betrachten wir Jaurès selbst nur als Vater und Gatten. Weshalb zeigte Frau Jaurès nichts von Opferwilligkeit? Weshalb sieht man in solchen ehelichen Konflikten fast stets den Gatten kapitulieren und die Frau, ohne ein Wort darüber zu verlieren, diese durchaus nicht immer würdige Kapitulation annehmen?

Warum sind die Frauen so wenig geneigt, ihren Gatten das Opfer ihrer Überzeugung zu bringen, und leisten so dickköpfig den Wünschen eines frei denkenden Ehemannes Widerstand? Man möchte fast glauben, diese hochsinnige Toleranz sei das Privilegium des Mannes. Würde es nicht von nun an gerechter und weiser sein, die Frauen daran zu gewöhnen? Oder, um der Sache auf den Grund zu gehen, würde es nicht gerechter und weiser sein, die „Gutgesinnten", die glühenden Katholiken gäben selbst das Signal zu friedlichen Konzessionen und beugten sich großmütig unter die seit langer Zeit verfolgten liberalen Überzeugungen?

Wie nun aber und von welcher Seite auch das eheliche Einvernehmen in solchen Fragen hergestellt sei, stets handelt es sich um das Opfer einer Überzeugung, eines Ideals, eines individuellen Glaubens, — einer Seele, die auf ihre Hoffnung in der Person des Kindes Verzicht leistet. Was Jaurès mit einem diplomatischen Ausdruck „eine notwendige Transaktion" nennt, heißt mit dürren Worten eine Kapitulation des Gatten, des besiegten und reuigen Freidenkers.

Es ist aber nicht wahr, daß die Religion diese schmerzlichen „Transaktionen", diese erniedrigenden Blosstellungen, diese die Familien oft zerrüttenden schrecklichen Konflikte, diese versteckte Schande, dieses Opfer einer Persönlichkeit verlangt. Merkwürdig, daß die Religion, deren Wesen und Ziel ja gerade Ruhe und Frieden ist, Streit und Verfolgung im Schoß der Familie und der Gesellschaft verursacht.

Ist demnach die Frage unlöslich? Sie ist es, weil man ein Familienglied außer acht läßt; eines, das schmerzlich überrascht sein würde, wenn es begreifen könnte, welche Rolle man es spielen läßt, mit welchem despotischen Eifer man über es verfügt. Dieses Familienglied ist das Kind.

Denn auch das Kind hat Rechte. So vermag der Vater nicht mehr unbeschränkt über sein Vermögen zu verfügen; die Justiz schützt in diesem Punkte das Kind. Sollten aber in den unmittelbaren, irdischen Angelegenheiten die Rechte der Eltern auf das Kind streng beschränkt sein, und über sein künftiges, himmlisches Schicksal sollten sie absolut verfügen können? Sollten tyrannisch über sein Gewissen, über das, was der Mensch als das individuellste und kostbarste Gut besitzt, herrschen und despotisch über seine Religion entscheiden dürfen?

Nichts steht mit der individuellen Freiheit in größerem Widerspruch, und nichts ist mehr wider die Religion. Wir vergessen, was Religion in Wahrheit ist.

* * *

Unser antisoziale Irrtum rührt daher, daß der durch eine unheilvolle kirchliche Erziehung eingeengte und verkrüppelte menschliche Geist sich im allgemeinen Religion ohne Beschränkung durch eine konfessionelle und rituelle Form nicht denken kann.

In der Hülle der Religionen verborgen, liegt die Religion, — sagt Schiller. Welch' eine Verirrung, die Religion mit einer der unvollkommenen und vergänglichen dogmatischen Formen des Kultus und religiösen Gefühls zu verwechseln! Wieviel Haß und Streit, wieviel Ächtungen hat diese engherzige Vorstellung und Begriffsverwirrung in der Geschichte der Menschheit verursacht! Jede Kirche nimmt für sich das Monopol der Wahrheit und der seligmachenden Tugend in Anspruch und exkommuniziert die anderen Konfessionen. Auch sage man nicht, diese Feindschaft der Konfessionen habe sich abgekühlt. Die Affaire Dreyfus ist so etwas wie ein Wiedererwachen der Religionskriege gewesen. Der Klerikalismus und konfessionelle Fanatismus nähren sich aus dieser unreinen Quelle, und ihre Verwüstungen heben bereits in der durch intolerante Sektierer und exklusive Priester gebildeten Kindesseele an.*)

Die Religion, die von keinem Dogma gänzlich zum Ausdruck gebracht wird, begreift das Unbekannte in sich und lebt vom Mysterium. Sie ist der menschlichen Seele eingeboren, sie stellt die metaphysischen Bedürfnisse, das Privilegium des erwachsenen Menschen, zufrieden, die dem Kinde jedoch unbekannt sind. Die Religion bringt unsere Hoffnungen hinsichtlich der ersten Ursache zum Ausdruck, unsern Hunger nach dem Unendlichen. Für einen freien forschenden Geist giebt es durchaus nicht notwendig einen Widerspruch zwischen der Wissenschaft, welche von dem bekannten, dem gewissen, dem endlichen Rechenschaft ablegt, und der Religion, welche die unzureichende Forschung ergänzt und das Wissen vervollständigt, welche dichterisch erfaßt und mythologisch das unerforschte All erklärt.

Hieraus ergiebt sich, daß die Religion keine festumschriebene definitive Form haben kann und ausschließlich eine Privatsache ist. Sie ist die natürliche Blüte der Persönlichkeit, die freie Schöpfung der ruhelosen Seele, ihre intimste Poesie. Sie sprudelt aus der Seele hervor und ist nicht das künstliche Erzeugnis irgendwelchen konfessionellen Unterrichts. Soviel Individuen, soviel Religionen.

Die Wissenschaft ist auf Einheit gerichtet, sie verallgemeinert; die Religion trachtet nach Mannigfaltigkeit, sie individualisiert. Wollte man alle Menschen zwingen, eine für alle identische unveränderliche Religion, eine unpersönliche, kollektive Vorstellung vom Leben und der Gottheit anzunehmen; wollte man allen als gelehrigen Sklaven ein feststehendes unantastbares Credo auferlegen, das des Denkens überhebt, so wäre dies ein niederdrückendes, nivellierendes, vor allen Dingen aber antireligiöses Unterfangen. Giebt es wohl etwas trostloseres als diese graue Einförmigkeit

*) Man sehe sich nur einmal den Katholikentag zu Osnabrück etwas genauer an.

der Seelen, die den Geist der Initiative und der freien Forschung vernichtet, wonach jede nach Macht lüsterne Konfession strebt, und was die katholische Kirche im Mittelalter thatsächlich erreichte? Wenn es einen Gott giebt, so hat er sicherlich an der Huldigung des freien Individuums mehr Gefallen als an dem maschinenhaften Kultus des unter das Joch eines Dogmas geknechteten Individuums. Hieraus ergiebt sich zur Genüge, daß kein Mensch das Recht hat, seine eigene religiöse Vorstellung einem andern aufzuzwingen; er würde ein Verbrechen gegen die religiöse Unabhängigkeit seines Nächsten, ja gegen die Religion selbst begehen. Und wir maßen uns dieses Recht einem Kinde gegenüber an! Als Vater bin ich nicht befugt, mein Kind irgend einer Glaubensgemeinschaft einzugliedern, sei es der katholischen, lutherischen, calvinischen, israelitischen, buddhistischen oder irgend einer der zahllosen Sekten, welche sich zum Nachteil des sozialen Friedens und der Religion den Vorrang und die Herrschaft über den Menschen streitig machen. Die Mutter hat ebensowenig Recht dazu wie der Vater. Das herangereifte Kind allein hat das Recht, sich eine konfessionelle Form zu wählen, oder sich die eigene Religionsform zu schaffen, oder auch ohne beides zu leben, falls es „die Qual des Unendlichen" nicht verspürt.

Meine Vaterpflicht verleiht mir allein das Recht des älteren Bruders. Ich habe vor meinem Kind den Vorzug älter und erfahrener zu sein und zu wissen, was die Gesellschaft und das Leben von einem Menschen verlangen. Ich kenne das irdische Leben, das sichere und bekannte. Ich habe daher das Recht, ja die Pflicht, mein Kind die feststehenden, erwiesenen Wahrheiten, die endgültigen und unbestrittenen Ergebnisse der Wissenschaft, die Ergebnisse der Erfahrung und der Geschichte, die technischen Eroberungen, die menschlichen Erfindungen zu lehren oder lehren zu lassen; ferner die irdischen Pflichten, über welche die Menschen einig sind, wie auch ihre persönlichen religiösen Vorstellungen sein mögen; die Pflichten der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit, die durch unser Gewissen und die Notwendigkeit geboten sind und die, enthoben der religiösen Unbestimmtheit des Individuums und den Schwankungen der sich entwickelnden Dogmen, selbst wenn es keinen Gott giebt, dennoch existieren.

In religiöser Hinsicht dagegen, auf der Domäne rein individueller Vorstellungen, autorisiert mich nichts, meinen Sohn oder meine Tochter irgend eine Religion zu lehren, noch sie zu hindern, sobald sie aufgehört haben, geistig unmündig zu sein, irgend eine Religion ihrer Wahl zu bekennen. Das Familienleben, Litteratur und Kunst, die Geschichte, die Schönheit der Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, werden in meinem Kind das religiöse Gefühl erwecken, werden es erwärmen und begeistern. Seine sich entfaltende Seele muß selbst den Glauben, in dem es leben, und das Paradies, in dem es seine Zuflucht nehmen

will, herausarbeiten und die konfessionelle und rituelle Form, die ihm unter allen am meisten gefallen wird, erwählen, falls es nicht gänzlich auf eine solche verzichtet; oder es muß für dieses religiöse Gefühl die adäquate, unabhängige Ausdrucksweise finden.

Was braucht das Kind, so lange es Kind ist, eine Religion? Das Familienleben und die Schule genügen, um in ihm das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und seiner irdischen Pflichten zu entwickeln. Ein Grund mehr dafür, daß der Vater nicht dem Priester ein Recht überträgt, das er selber nicht über das Kind besitzt; und wenn ich meinem Sohn oder meiner Tochter nicht verbiete mit meiner Mutter zur Kirche zu gehen, so werde ich es bewerkstelligen, daß sie auch andere Kirchen besuchen und so dem tyrannischen Einfluß des Priesters, Pastors oder Rabbis entgehen. Was reden wir zu dem jungen Wesen von himmlischen Paradiesen, Höllenstrafen, vom Mysterium der Trinität, der unbefleckten Empfängnis und von religiösen Pflichten, die ihm ein toter Buchstabe bleiben und womit es nichts anzufangen weiß? Mag es lieber in der Familie und Schule lernen ein aufgeklärter Mensch zu werden, den Fortschritt zu lieben, gerecht gegen die andern zu sein, zu arbeiten und ein guter Bürger zu werden.

Die Aufgabe der Eltern ist es, in ihrem Kinde den Menschen und den Bürger vorzubereiten. Seine Aufgabe ist es am Tage seiner geistigen Mündigkeit — falls es dann die Notwendigkeit hierzu verspürt, oder früher oder später, je nach seiner Fähigkeit und seinem Geschmack — das in sich zu entfalten, was es als unentfaltetes und unendliches, als göttliches in sich ahnt, sei es, daß es sich in freier Selbstbestimmung zu irgend einem der vorhandenen Dogmen entscheidet, sei es daß es sich seinen eigenen Altar für einen individuellen Kultus deistischer oder atheistischer Färbung errichtet.

* * *

Keine Einmischung, das ist die Lösung! Dadurch allein wird der Frieden in der Familie und die religiöse Unabhängigkeit des Kindes gewahrt. Ohne Zweifel werden sich die Kirchen über die hier vorgeschlagene Lösung gewaltig aufregen, da diese der Rekrutierung der Gläubigen wenig günstig ist. So leicht verzichten sie ja nicht auf die dank einer verblendeten Mitschuld der Eltern auf das Kindesgewissen gelegte Hand. Wenn das Kind den Konfessionen entschlüpft, ist es um die Macht der Kirchen geschehen.

So lange die Kirche die jungen Seelen nach ihrem Belieben zurechtknetet, läßt sich die Menschheit unter dem tausendjährigen Joch als fügsames Werkzeug gängeln. Und die Kirche hat nie größeren Eifer aufgewendet, das künftige Seelenheil ihrer Schäflein zu verteidigen, als wenn sie damit auch zugleich ihre weltliche und temporale Macht

sicherte. Aber die Lösung, die ich hier in diesem anläßlich des Falles Jaurès zu Tage getretenen Konflikt vorschlage, würde den häuslichen Frieden und die Freiheit des Kindes retten. Sie würde der Menschheit die Waffen zum Sieg über den Klerikalismus und den fanatischen Konfessionalismus in die Hand drücken, indem sie das Ende der Konfessionen anbahnte.

Ich gehöre zu denen, die ohne Haß und Bitterkeit der Ansicht sind, daß die Menschheit hierbei nichts zu verlieren, wohl aber viel zu gewinnen hätte, selbst vom Gesichtspunkt der Religion aus betrachtet.

Das Geistgesetz im Koran.

Von Willy Schlüter (Cadenberge).

Da mögen die Vertreter einer gewissen Form des Rassenhasses nun sagen, was sie wollen: das können sie nicht umdeuten, daß die Semiten durch den feinsten Sinn für die Prozesse des geistigsittlichen Lebens sich von jeher ausgezeichnet haben. Die eigentümliche Gesetzmäßigkeit, die hier waltet, hat keine feinfühligeren Beobachter gehabt als die Propheten und Spruchdichter der Bibel, Jesus von Nazareth und Paulus nicht zu vergessen. Für dieses zarte Element des Geistes hatte selbst der heißblütige arabische Gottverkündiger ein feines Organ. Wie viel minderwertige Dinge auch sein Koran enthalte, diese „Richtschnur der Frommen" ist reich an genialen, ganz eigenartig zum Ausdruck gebrachten Aufschlüssen in dieser Richtung.

Ein Begebnis, funkelnagelneu, mag uns hierin informieren.

Als jüngst ein moderner Schriftsteller im bergischen Lande umherschweifte, kam ihm ein Mann aus dem Wupperthal in die Quere. Ein bekannter Stadtmissionar. Und dieser Gottesmann schlug die Brücke zu einem Gespräch. Erst sprach er mild und weich, dann aber „hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, ging's fort im sausenden Galopp" zu Betrachtungen über den famosen Ort, „wo der Rauch der Qualen aufsteiget von Ewigkeit zu Ewigkeit". Besagter Schriftsteller ließ den Mann gewähren, ließ ihn alle Register durchspielen, vom „Betrüben des heiligen Geistes" bis zum Haupttrumpfe „Ewig verloren". Darauf entgegnete der gottlose Mensch von der Feder in geheimnisvollem Ton: „Sie kommen einen Posttag zu spät. Ich bin schon 'was Besseres. Nämlich Mohammedaner." Und führte nun Folgendes mit großer Gemütsruhe aus:

„Mohammed hatte ganz unverkennbar große Fehler. Das gefällt mir. Ich bin nämlich gar kein Freund von absoluter Heiligkeit. Menschlich muß es zugehen, sonst kann ich nicht mitfühlen. Und wo das warme Blut aufhört, da kommt doch nur die abstrakte Lüge. Aber, was in Mohammed vorging, damit können sich Ihre Gefühlchen nicht messen. Mann

der Angst und des Ängstlichmachens, ich wünschte Ihnen etwas von der arabischen Verwegenheit. Und nun passen Sie 'mal auf, was Sie aus dem Koran lernen können. Nr. 1: Hineinzubeißen in den Apfel des Genusses. Mit weißen Zähnen und hellem Auge, vor aller Welt und nicht von hintenherum. „O ihr wahren Gläubigen", so lehren Koran-Worte, „verwehrt euch nicht selber die guten Dinge, welche Gott euch erlaubt hat". Schmeckt das nicht besser als eure Seligkeit mit Augenverdrehung und vorschriftsmäßigem Halleluja? Und weiter: Das „Wunder" am rechten Platze suchen. Sie könnten es schon aus Ihrer Bibel lernen, wenn Sie Augen hätten, die lesen können. So lassen Sie sich's aber von Mohammed sagen, der folgende Gottesworte gesprochen: „In der Schöpfung des Himmels und der Erde, in dem Wechsel der Nacht und des Tags, in dem Schiffe, welches das Meer mit Menschen Nützlichem durchsegelt; in dem Wasser, das Gott vom Himmel strömen läßt, die Erde nach ihrem Todesschlafe neu zu beleben; in der Verbreitung der vielerlei Tiergattungen; in der Winde- und Wolkenbewegung, welche ohne Lohn zwischen Himmel und Erde dienen, giebt's für nachdenkende Menschen der Wunder genug." — Selbst der Teufel des Korans ist beinahe ein „gentleman". Er entfaltet zwar auch eine rege Werbethätigkeit, hat aber doch eine leidlichere Form der Aufdringlichkeit wie gewisse Leute. Nichts für ungut, mein Lieber. So heißt es in der Sure Abraham („Friede sei mit ihm!"): „Ich hatte keine Gewalt über euch, sondern ich rief euch nur und ihr antwortetet mir; darum klaget nicht mich, sondern nur euch selbst an." Hier schimmert schon — verzeihen Sie, daß ich philosophisch werde — die Einsicht durch, daß die Prinzipien des Lebens, „Gott einschließend und den Satan", an sich tadellos sind. In den Fällen, wo sie mit Lüsten und Wonnen verknüpft sind, da scheinen sie uns zu „locken", uns an sich zu rufen. „Schön ist es ruhen in der Liebe Arm! O komm'." — „Schön ist es mächtig zu sein," „behaglich zu schmausen" — „schön ist der Ruhm." „So komm' doch, komm'." — Denkt nun die Seele: „Ei, so sei zugegriffen und Dickthun ist mein Leben" — dann darf sie sich nicht wundern, wenn das „dicke Ende" hinterher kommt. Da darf aber von „zudringlichen Teufeln" nicht die Rede sein. Es liegt eben in der „Mathematik des Geistgesetzes," daß „Gehör, Gesicht und die Gefühle des Herzens" zur Rechenschaft gezogen werden. Das Übermaß des Schwelgens kommt als Übermaß des Leidens zum Schwelgenden zurück. Dieselbe Macht, die dich in Überhebung hineindrängt, wird dich zu anderer Zeit in die Marter des Kleinmuts hineintreiben. Wer zum Frieden kommen will, muß seine Seele mit dem Gedanken des Förderns verschmelzen und nicht mit dem des Drückens. Mit der Liebe und nicht mit dem Hasse, mit der Reinheit, nicht mit unlauteren Phantasmen. Das Element, mit dem wir uns verbinden, wird unser Heil

oder unser Verderben. „Wer recht geleitet ist," heißt es in der Sure „Die Nachtreise", „der ist es zum besten der eigenen Seele, wer aber irret, der irret zu ihrem Nachteile." Jede Regung wird eingetragen ins „Buch der Handlungen", wird zum guten oder bösen Einflusse, schafft um uns „wasserreiche Gärten" oder „immerwährende Schatten". Natürlich hält sich der Koran nicht auf der Höhe dieser Anschauung. So wenig wie sich die Evangelien immer auf der Höhe der besten Jesussprüche halten. Aber der Spruch vom „Rufen des Satans" ist geschrieben, sowie der Spruch von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit geschrieben ist. Es hängt nur von uns ab, ob wir von den besten Gedanken der großen Propheten uns „in alle Wahrheit leiten" lassen oder ob wir des Buchstabens willen in niederen Ebenen bleiben wollen." So sprach der „Heide" und in stummer Verzweiflung schlug der „Christ" sich seitwärts in die Büsche.

Wir aber wollen zum Schluß eines hier sich anschließenden Spruchs gedenken, der eigens für Traktätchen-Fromme geschaffen zu sein scheint. „Vom Gesandten Gottes," so heißt es im 447. Stückchen von „1001 Nacht", wird überliefert, er habe auch Folgendes gesprochen: „So am Tage der Auferstehung ein Mann vor Gott gebracht wird, und er Rechenschaft mit ihm hält und keine schöne That bei ihm findet, und so er dann befiehlt ihn ins höllische Feuer zu werfen und der Mann spricht: Mein Gott, du behandelst mich nicht nach Gerechtigkeit; und so dann Gott, der Mächtige und Herrliche, fragt: Weshalb nicht? und der Mann spricht: O Herr, darum, daß du dich selbst den Erbarmer, den Barmherzigen nennest und mich trotzdem mit dem höllischen Feuer bestrafen willst, — alsdann wird Gott, der Hochherrliche, sprechen: Ich bin's, der ich mich nenne den Erbarmer, den Barmherzigen, gehet hin und führet meinen Knecht ins Paradies in meiner Barmherzigkeit, denn ich bin der Barmherzigen Barmherzigster".

Kleine Mitteilungen.

Offener Brief an Herrn Prof. Leopold v. Schröder.*)

Sehr geehrter Herr Professor!

In der Nummer vom 1. Nov. der Zeitschrift „Der alte Glaube" veröffentlichen Sie ein Referat über Schultzes „Religion der Zukunft".

Sie ziehen zunächst in diesem Artikel die Person des Verfassers hinein. Sie nennen ihn zwar einen hochgebildeten, wohlunterrichteten Mann an den wenigen Stellen, wo seine Meinung nicht von der Ihrigen abweicht. Dieser selbe wohlunterrichtete Mann wird dann sofort zu einem seichten, bedauerlich flachen, von erträumter Verstandeshöhe sprechenden u. s. w., wo seine Ansichten sich mit den Ihrigen kreuzen.

*) Anm. d. Red.: Nachstehendes, uns seitens des nächsten Verwandten des verstorbenen Oberpräsidialrats Schultze zugehendes Schreiben glauben wir aufnehmen zu müssen, da Schultzes Hauptwerk in unserem Verlag erschienen ist

In dem Abschnitt, der vom Inhalt von Schultzes Werk handelt, erwähnen Sie nur zwei Sachen und dazu noch die eine halb falsch, so daß keiner Ihrer Leser, die sich aus diesem Abschnitt orientieren sollen, eine Ahnung vom Inhalt des beregten Werkes bekommt.

Ihr Urteil endlich über Schultzes Buch begründen Sie nicht als Gelehrter (s. u.), sondern brechen über dasselbe den Stab als ein orthodox Gläubiger.

Hinweisend auf Ihre Kampfesart ersuchte ich den Leiter jener Zeitschrift, Herrn Pfarrer Gußmann, Leipzig, um Aufnahme eines rein sachlichen Referates von meiner Seite. Ein Angriff auf Sie sollte nicht stattfinden. Dies wurde verweigert. Der Brauch anständiger Zeitungen, den angegriffenen Gegner auch zum Wort kommen zu lassen, wurde nicht beachtet. Ich hatte auch kaum etwas anderes erwartet; doch war ich zu der Anfrage verpflichtet, weil ich Ihnen lieber sachlich vor demselben Leserkreis entgegentreten wollte, als vor einem anderen Ihnen auf das Gebiet des Persönlichen zu folgen.

Hätte der Herr Pfarrer selbst einen Artikel wie den Ihrigen geschrieben, brauchte man kein Wort darüber zu verlieren. Dogmenglaube und Objektivität auf religiösem Gebiet schließen einander aus.

Herr Gußmann erklärte aber ausdrücklich, Sie seien als Indologe, als Fachgelehrter ersucht, über Schultze zu berichten, zu urteilen. Diesen Maßstab muß man nunmehr an Ihre Arbeit legen (s. o.).

Schultze ist Ihnen, Herr Professor, gegenübergetreten, rein sachlich Ihre Meinungen bekämpfend; Ihre Person ließ er ganz aus dem Spiel. Zugleich bewahrte er die höfliche Form, so daß er ohne Bedenken seinen Aufsatz Ihnen direkt hätte zustellen können. Er hätte erwarten dürfen, daß Sie ebenso handeln würden. Das ist nicht geschehen, und zwar ist es um so bedauerlicher, da Sie nicht zu Schultzes Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode hervorgetreten sind.

Hochachtungsvoll

Dr. Rohlff, Potsdam.

Büchertisch.

Weltenträtselung! Grundriß des Ideal-Realismus als der Versöhnung von Natur und Geist. Von G. Tschirn. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei, 146 S.

Tschirn, Prediger der freien Religionsgemeinde zu Breslau, will uns in seinem Buche, das er nicht nur für philosophisch Gebildete, sondern auch für Leser geschrieben hat, die „mit Kantischer Philosophie und Ausdrucksweise nicht spezieller vertraut sind", nichts mehr und nichts weniger geben als eine Lösung der Welträtsel. Ein kühnes Unterfangen! Besonders wenn man bedenkt, wie ein Häckel sein Buch benannt hat! Das weiß auch der Verfasser. „Denunziert" er doch selbst in der Einleitung mit sarkastischer Schärfe die Kühnheit seines Versuches, der Antwort geben will auf die Fragen, die die bisherige realistische und idealistische Philosophie unbeantwortet gelassen hat. Das Problem der neueren Philosophie, die Versöhnung des Gegensatzes von Denken und Sein, oder Ich und Nichtich, ist ihm überhaupt nicht das Problem. Zur antiken Philosophie kehrt er vielmehr zurück und zu ihrem Problem — dem Problem —: „wie kann das Eine zugleich Vieles sein." Dieses Problem setzt er wiederum in Verbindung mit dem modernen, indem er als Ausgangspunkt seiner Philosophie die Betrachtung des Ich nimmt. Sie zeigt ihm, daß thatsächlich Einheit und Vielheit sich als transscendentale metaphysische Größen vor uns erheben und gebieterisch eine Versöhnung mit einander fordern.

Sie wird darin gefunden — und das ist der Fundamentalsatz aller Philosophie —, daß es weder eine absolute Einheit noch eine absolute Vielheit giebt. „Nur die innige Wechselbeziehung zwischen Einheit und Vielheit ist absolut, schlechthin, unbedingt, ist transscendental gewiß.“ Das eine würde ohne das andere in Nichts verschwinden, die beiden durchdringen sich wechselseitig auf schlechthinige Weise. So ist es auch das innerste Wesen des Ich geeinte Vielheit zu sein, und so stellt sich in ihm das Absolute dar. Ebenso stellt es sich aber auch dar in der Körperwelt: das Ideale geht als wesensgleich über ins Reale und umgekehrt. Darum hat die Materie Realität und Idealität zugleich, ist dem Geiste verwandt, apriorisch: auf diese Weise vergeistigt sich der Stoff und fließt mehr in den Kraftbegriff über.

In den Kapiteln über Menschwerdung, Empfindung, Sprache, Bewußtsein, Religion, Sittlichkeit, Kunst, Staat und Gesellschaft hat sodann Tschirn die soeben dargelegte philosophische Grundanschauung durchzuführen versucht. So kommt er im Kapitel „Religion“ dazu, die reale Existenz göttlicher Personen und Vermittler der Weltregierung, sowohl monotheistischer als auch polytheistischer Religionen, aufzuheben und den Satz: „Es ist kein Gott“ als befreiende Erlösungsbotschaft zu feiern. An Stelle des „alten gestorbenen Gottes“ wird „der Begriff der Gott-Natur, des Universums“ gesetzt. Mit dem alten Gottesglauben stürzt auch die mit dem „Seelenaberglauben“ zusammenhängende Idee der persönlichen Unsterblichkeit zusammen, an deren Stelle die Unsterblichkeit in den Kindern, in den Werken, in der Kultur, in der Menschheit, im All tritt.

In dieser Inhaltsskizze konnten natürlich nur Andeutungen gegeben werden. Immerhin mag das Gesagte genügen, um erkennen zu lassen, daß Tschirn auf neuer Grundlage zu Anschauungen gekommen ist, zu denen auch schon andere kamen. Öfters habe ich bei der Lektüre des Buches an das Wort des großen Apostels des Agnostizismus, Herbert Spencer, denken müssen: zunächst, daß es „die tiefste, weiteste und größte Wahrheit sei, daß die Macht, die sich uns im Universum offenbart, absolut unerforschlich ist“, sodann „daß die Existenz der Welt mit allem, was sie enthält und was sie umgiebt, ein Mysterium sei, das stets nach Auslegung verlangt“. Diese zwei Sätze geben einerseits die Beschränkung an, denen Tschirns Resultate unterworfen sein dürften, andererseits die glänzende Rechtfertigung einer Arbeit wie „Weltenträtselung“. Jedenfalls kann ich das Buch zu ernstem Studium empfehlen — zum Lesen ist es nicht! Es regt an, sei's in Zustimmung, sei's in Widerspruch, unsere eigene Weltanschauung fester zu formulieren oder sie an der Hand der Tschirnschen zu revidieren, oder auch letztere selbst, die „als Gerippe“ gedacht ist, mit „Fleisch und Blut“ auszufüllen.

Dehlingen (Elsaß). Emil Felden.

Die Seelentheorie und Gesetze des natürlichen Egoismus der Anpassung. Von F. Hanspaul. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin 1901. Carl Dunckers Verlag. 538 S. Preis 9 Mark.

Das Buch von Hanspaul ist eine sehr äußerliche Leistung der monistischen Weltauffassung, d. h. einer Auffassung, die in der ganzen Daseinswelt eine Einheit sieht. In der neueren Philosophie, etwa seit Fichte, noch mehr von Schelling an, erscheint die Natur als das werdende Ich, als Vorstufe des Geistes, „in ihrem eigenen Sein Selbstentwickelung des Geistes“ (Wundt). Es liegt bei dieser Auffassung nahe, auch der anorganischen Welt Leistungen zuzuschreiben, die wir eigentlich nur dem Geistigen zuerteilen. Dieses hat Schopenhauer gethan, als er der

gesamten Erscheinungswelt Willen zuschrieb; der Wille ist ihm mechanisches Geschehen. Hanspaul, der Verfasser des vorliegenden Buches, geht noch darüber hinaus, indem er auch der anorganischen Welt den Trieb der Selbsterhaltung oder „natürlichen Egoismus" zuschreibt. Er streicht das Organische einfach durch. Dieses zeigt schon der Satz, der als Grundlage seines Systems gelten kann: Kein Ding verändert sich durch sich selbst, sondern nur dann, wenn es durch seine Umgebung dazu gezwungen wird, — also eine ganz äußerliche Auffassung der Naturkausalität. „Jedes Ding hat die Bestrebung, sich in seiner alten und eventuell in einer neuen Existenzform zu erhalten. Und von diesem Satze ausgehend, wird auch den anorganischen Dingen, dem Stein, dem Felsen ein Bestreben zugeschrieben, sich zu erhalten. Die Erde speit Lava- und Feuerströme aus, nicht um die Neapolitaner zu unterhalten, sondern weil ihre Integrität unter der Nichtbeseitigung jener leiden würde." Diese Strebung nach Selbsterhaltung in der jeweiligen Form nennt der Verfasser den natürlichen Egoismus, er schreibt diesen der gesamten Materie zu und setzt ihn gleichbedeutend mit dem „Selbsterhaltungstrieb" oder dem „negativen Willen", worunter er genauer die Widerstandsleistung gegen die ihm zugemutete Veränderung versteht. Der positive Wille ist ihm nichts als das Aufhören des Bemühens eines Dinges so zu existieren, wie es eben existiert. Die Konsequenz ist, daß der Verfasser überhaupt den Willen im gewöhnlichen Sinne leugnet. Denn auch Anziehung und Abstoßung sind „Willen".

Der Verfasser sucht nun diese sonderbare Ansicht kosmologisch, biologisch und psychologisch durchzuführen. So entsteht nach ihm in der Pflanze Freude, wenn die Sonne wieder scheint, da der Zustand ihrer früheren länger andauernden Anpassung wieder hergestellt wird (S. 246). Aber trotz aller Sonderbarkeiten hat dieser Gedanken eine gewisse Berechtigung, wenn man ihn biologisch faßt, nämlich, daß die Störung des Zustandes, an den der Mensch oder das Tier sich angepaßt hat, Unlustgefühle erregt. — Überhaupt muß man sagen: Es sind viele geistreiche Gedanken in diesem Buche, aber sie erhalten von dem Verfasser eine höchst sonderbare Formulierung.

Der Hauptvorwurf, den ich dem Verfasser mache, ist: er kennt nur äußerlich veranlaßte Umänderung der Dinge, der Begriff der organischen Entwickelung und Veränderung geht für ihn völlig verloren. Geist, Wille, Verstand und damit auch das Leben selbst ist ihm, wie er auch ausdrücklich sagt, nur etwas Formales. Die Natur ist ihm nicht Vorstufe des Geistes, sondern dieser ist etwas Nebensächliches — ein Materialismus grober Form, der als überwunden gelten muß.

Prof. Dr. Mannheimer.

Grundzüge der Handelspolitik. Zur Orientierung in den wirtschaftlichen Kämpfen. Von Max Schippel, Mitglied des Reichstags. Berlin und Bern. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). Preis geh. 5.— Mark, gebd. 7.50 Mark.

Schippel gehört zu den Männern in der deutschen Sozialdemokratie, die es als ihre Aufgabe betrachten, an die dort herrschenden traditionellen Anschauungen das Messer der Kritik, zuweilen einer sehr scharfen Kritik, zu legen. Er war es, der den „Milizglauben" seiner Partei bespöttelte, der ihre Stellung zur Flotte in Zweifel zog, und er hatte auch den Mut, der Parteigeschichtsschreibung eines Mehring gegenüberzutreten. Seit einiger Zeit nun wendet er sich mit Vorliebe gegen die in der Handelspolitik übereinstimmend von der bürgerlichen wie von der sozialdemokratischen Linken verfochtenen Tendenzen — und kein Liberaler

wird ihm das Recht verwehren, zu sagen, warum er auch hierin seine eigenen Wege geht. Nur waren seine bisherigen Ausführungen hierüber so aphoristisch gehalten, daß man gar nicht zu sagen vermochte, wohin er eigentlich hinaus wollte. Mit Spannung erwarteten wir daher sein seit längerem angekündigtes, nunmehr vorliegendes Werk, in dem wir seinen Standpunkt im Zusammenhang entwickelt und begründet zu sehen hofften. Allein die Lektüre bereitete uns eine schwere Enttäuschung, denn wir müssen gestehen auch heute noch nicht zu wissen, was S. eigentlich will. Das Buch bietet zum größten Teil historische Darlegungen über das Auf und Ab der Herrschaft von Freihandel und Schutzzoll im Deutschland des 19. Jahrhunderts, die im wesentlichen auf dem Standpunkt von Friedrich List stehen und zu denen manches zu sagen wäre, wofür hier leider kein Platz ist. Wir müssen uns auf die Besprechung der praktischen Spitze des Buches beschränken, auf die wir eingangs hinwiesen. Aber was bietet uns S. hier? Ausführungen, die in einem so schneidenden Widerspruch zu einander stehen, daß man nicht begreifen kann, wie ein denkender Mensch sie hintereinander niederschreiben kann. Nachdem er Brentano und die „Don Quixotes der Nation" verhöhnt hat, weil sie behaupten, daß die Erhöhung der Agrarzölle nur in eine Erhöhung der Grundrente und des Bodenpreises auslaufe (S. 220 ff), nachdem er den deutschen Bauer für schutzbedürftig gegenüber der amerikanischen und russischen Konkurrenz erklärt (S. 210 ff.), und die Folgen eines Verfalls der deutschen Landwirtschaft beim Ausbleiben dieses Schutzes in den düstersten Farben gemalt (S. 226), Miquel wegen seiner Entwickelung zum Agrarier gerühmt (S. 236) (dafür allerdings die Freisinnigen, die zur Zeit an keine Abschaffung der Getreidezölle denken, verspottet hat), nachdem er den Agrarschutz als den festen Mittelpunkt unserer Handelspolitik überhaupt proklamiert (S. 228) und noch ausdrücklich ausgeführt hat, daß der Arbeiter sich nicht, wie die verbohrten Liberalen, auf den bloßen Konsumentenstandpunkt stellen dürfe (S. 336) — nachdem er also den agrarischen Standpunkt mit allen guten und schlechten Gründen verfochten, bezeichnet er auf der letzten Seite „die Kopfsteuer der Brotzölle als gewissenlosesten Brotwucher der vereinten Volksfeinde". Wer darin einen Sinn finden kann, den beneide ich wirklich. Wer ein Buch „zur Orientierung in den wirtschaftlichen Kämpfen" schreibt, der sollte doch zunächst selbst einen festen Standpunkt haben. Man kann ein Freund des Brotzolls und man kann sein Gegner sein — aber beides zugleich, das geht nicht. Ist S. für die Zollerhöhung, dann soll er den Mut haben, das zu sagen. Dann wird der Liberalismus vor einer Auseinandersetzung mit ihm nicht zurückschrecken. Dann soll er aber seine Ansichten in logischem Zusammenhang vorführen und darauf verzichten, sie in feuilletonistisch zugespitzten Aperçüs an längere historische Ausführungen anzuhängen, oder sie gar in verzwickte „Wenn" und „Aber"-Sätze zu verpacken, die jedem eine andere Deutung erlauben (S. 342). Dann erst wird sich darüber sprechen lassen, ob er der liberalen Agrarpolitik nicht vielleicht auch einige gerechte Vorwürfe macht. E. E.

Ins Reich. Normannenfahrt. Vom Hochgebirg. Von Ch. Tester. Verlag von Th. Schröter, Zürich. Leipzig, Thalstr. 15. 357 S. Preis Mk. 4, geb. Mk. 5.20.

Reiseeindrücke giebt Tester, schweizerischer Geistlicher in Rorschach, im vorliegenden Buche wieder; besonders eingehende Behandlung erfährt Berlin und das Hochgebirge.

„In der Alp, im Stadtgewimmel
Finden stets ein Stücklein Himmel,
Ideales Weltanschauen
Sich damit vergnüglich bauen
Zu bestehendem Gewinn —
Das ist dieses Büchleins Sinn“

reimt der Verfasser über Zweck und Ziel seines Buches im Vorwort. Wenn das Buch das hielte, was hier versprochen wird, könnte man es loben; allein „Idealismus“ haben wir gar wenig darin gefunden, dagegen einseitige Geschichtsauffassung, etwas viel Weltschmerz und Moralpredigt und besonders viel Frömmigkeit, spezialisiert als Überspannung des protestantischen Bewußtseins. S.

Ferner sind zur Besprechung eingegangen:

Die Philosophie der Griechen auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Dargestellt von Dr. A. Kalthoff. Berlin 1901. C. A. Schwetschke & Sohn.

Die religiösen Probleme in Goethes Faust. Ernste Antworten auf ernste Fragen. Von Dr. A. Kalthoff. Berlin 1901. C. A. Schwetschke & Sohn.

Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Breitenbach, Odenkirchen. Heft 3. Die Ernährung der Tiere im Lichte der Abstammungslehre. Von Dr. Heinrich Simroth, Professor an der Universität Leipzig. Mit 5 Abbildungen. Odenkirchen 1901. Verlag von Dr. W. Breitenbach. Preis 1 Mark.

Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts. Von H. St. Chamberlain. Kritische Urteile. München 1901. Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G.

Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts. Vorwort und Nachträge zur 3. Auflage. Von H. St. Chamberlain. München 1901. Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G.

Über die Entwickelung der Ehe. Von Julius Burghold. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. Preis Mk. 1.50.

Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte II. Bd. von Heinrich Driesmans. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs 1901. Preis broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Entweder — Oder. Eine Abrechnung in Sachen der Frage „Moses oder „Darwin“, an der Jahrhundertwende. Von Dr. A. Dodel. Stuttgart 1902. J. H. W. Dietz Nachfolger.

Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das Deutsche Volk von Ferdinand Harro. Leipzig, Verlag von Blumberg & Co. Preis 50 Pf.

Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf von Dr. A. Schäffle. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung 1901. Preis 3.50 Mark.

Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin von Dr. Oscar Stillich. Berlin—Bern 1902. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.

Universität, Politik und Dummheit. Von Ernst Westland. Berlin 1902. Heinrich Zitelmann. Preis Mk. 1.75.

Die Reform der höheren Mädchenschule. Von Ida von der Brelje. Frankfurt a. M. Dr. Eduard Schnapper.

Was sind die Freimaurer und was wollen sie? Ein Wort zur Wehr und Lehr über Ursprung, Wesen, Bedeutung und Ziele der Freimaurerei. Von einem Br. Freimaurer. 3. Neubearbeitung. 8. Auflage. 13—15. Tausend. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt, Österwitz & Voigtländer. Preis 1.20 Mk.

Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Wesen, Bedeutung und Ziele der Odd-Fellow-Logen. Zugleich ein Wegweiser für alle diejenigen, welche Aufnahme in diesem Orden suchen. Von Hermann Österwitz 3. Tausend. Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt Herman Österwitz. Preis 50 Pf.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1902. Herausgegeben von Fr. Naumann, Pfarrer a. D. Berlin—Schöneberg 1902. Buchverlag der „Hilfe".

Prostitution des Geistes. Satirischer Roman von Erdmann Gottreich Christaller. Berlin—Schmargendorf 1901. Renaissance Verlag.

Schlafwandlernächte an wachen Tagen, Gedicht in freien Versen von August Strindberg. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Erich Holm. Frankfurt a. M. 1902. Litterarische Anstalt Rütten & Loening.

Die größte Sünde. Drama in 5 Akten. Von Otto Ernst. Leipzig 1901. Verlag von L. Staackmann.

Das Elend. Eine soziale Tragödie. Von Hermann Fuchs. Weinheim (Baden). Verlag von Fr. Ackermann. Preis Mk. 1.40.

Wie werde ich verrückt? Intimstes aus der Sprechstunde eines Arztes. Von Dr. med. Audax. Teil 1. Hamburg 1901. Verlag für populäre Medizin Preis 1 Mark.

Knecht Rupprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Band III. Köln a. Rh. Verlag von Schafstein & Co.

Die schlafenden Bäume. Ein Märchen von Ernst Kreidolf. Verlag von Schafstein & Co. Köln a. Rh.

Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder. Von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Neue verbesserte Auflage 15. Tausend. Verlag von Schafstein & Co., Köln a. Rh. Weihnachten 1901.

Neue Bahnen, Zeitschrift für Kunst und öffentliches Leben. Herausgeber Ottokar Stauf von der March. Heft 23. Wien.

Notiz.

Mit dieser Nummer geht das III. Quartal der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" zu Ende. Wir ersuchen das Abonnement für das IV. Quartal rechtzeitig zu erneuern und machen wiederholt darauf aufmerksam, daß „Das freie Wort" vom 1. Januar 1902 ab im Postzeitungskatalog unter

Nr. 2696

geführt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 19. 5. Januar 1902. I. Jahrgang.

Obstruktion und Zolltarif.

Von Privatdozent Dr. J. Jastrow (Charlottenburg-Berlin).

Der Reichstag hat die zwei Wochen vom 2. bis zum 14. Dezember nur mit einigen Unterbrechungen für die notwendigsten Beratungsgegenstände der ersten Lesung des Zolltarifs vorbehalten, um zu dem Ergebnis zu gelangen, das man bei Beginn der Verhandlungen als feststehend ansah: den ganzen Tarif ungeteilt an eine Kommission zu verweisen. Die Neigung, eine Entscheidung in offener Feldschlacht herbeizuführen, ist in unsern Parlamenten überaus gering geworden, ja kaum noch vorhanden. Während ursprünglich die Plenarberatungen die maßgebenden waren und die Kommissionen nur zu ihrer Vorbereitung dienen sollten, hat sich jetzt das Verhältnis umgekehrt. Die Entscheidung wird in das Dunkel der Kommissionszimmer verlegt, und die Plenarverhandlungen dienen in der Hauptsache nur noch dazu, um jene durch eine öffentliche Verhandlung vorzubereiten und durch eine Art öffentlicher Feststellung des Ergebnisses zum Abschluß zu bringen. Noch in den Verhandlungen über den Zolltarif von 1879 wurde über die entscheidenden Positionen, in denen es sich um grundsätzliche Fragen handelte, im Plenum entschieden, und nur die Teile des Tarifs, bei denen es auf Einzelheiten ankam, wurden damals einer Kommission überwiesen. Diesmal wurde von den Oppositionsparteien zwar der gleiche Vorschlag gemacht, aber lediglich zu dem Zwecke, die Verkehrtheit eines gegenteiligen Beschlusses zu betonen. Dem bei uns eingerissenen parlamentarischen Brauche setzen kaum noch seine Gegner besonders starken Widerstand entgegen; sie fügen sich und verzichten in den Kommissionen auf alle die Vorteile, die überall die Minderheit aus der Öffentlichkeit zu ziehen im stande ist.

Diesmal aber ist der Mehrheit bei ihrem leichten Siege in betreff der geschäftsordnungsmäßigen Behandlung der Vorlage etwas schwül zu

Mute. Kommissionsberatung bedeutet Verlegung des Schwergewichts der Debatte in die Einzelheiten. An Detail bietet dieser Entwurf aber so viel, daß seinen Anhängern die Angst kommt, man könnte mit den Einzelheiten nicht fertig werden, bevor die Handelsverträge abgelaufen sind. Und diese Angst ist durchaus nicht unbegründet. Ich habe in dieser Zeitschrift bereits früher einmal darauf aufmerksam gemacht,*) daß gegenüber Geteidezöllen, Doppeltarifen u. a. m. eine formale Bestimmung des Gesetzentwurfs meistens übersehen wird, die ich für die wichtigste zu halten geneigt bin; und sicher kann man sich von ihr aus das Wesen dieses Entwurfes am besten klar machen. Es ist die Bestimmung, die den § 3 des Vereins-Zollgesetzes vom 1. Juli 1869 aufhebt, den Paragraphen, nach dem — bis jetzt noch — jeder Gegenstand zollfrei ist, wenn für ihn nicht ausdrücklich ein Zoll festgesetzt war. Umgekehrt steht dieser Entwurf im wesentlichen auf dem Standpunkte, daß jede Ware zollpflichtig ist, wenn ihr nicht ausdrücklich Zollfreiheit zugebilligt wird. Während die Nichterwähnung im Zolltarif früher bedingungslose Zollfreiheit zur Folge hatte, soll jetzt in solchen Fällen der Bundesrat die Behandlung der Ware nach Analogie anordnen. Dieser auf Vollständigkeit gerichteten Tendenz entspricht der gänzlich veränderte Rahmen des Entwurfs. Zwar waren die 43 alphabetischen Nummern, die der alte Zolltarif von 1869 zählte, in Untergruppen geteilt und gelegentlich vermehrt worden. Aber selbst die schutzzöllnerischen Tarife von 1879 und 1885, die in dieser Vermehrung bis auf 3 und 400 gingen, hatten doch das Schema und damit den Gedanken, daß man bloß bestimmte Gegenstände der Verzollung unterwerfe, stehen lassen. Der gegenwärtige Entwurf bricht mit dieser Tradition. Er wählt nicht einzelne Gegenstände aus, sondern unternimmt es, das ganze wirtschaftliche Leben des deutschen Volkes in systematischer Gliederung durchzugehen. Das ist der Grund, weswegen statt jener altehrwürdigen 43 Nummern jetzt 946 und statt der 3—400 Positionen jetzt deren 12—1300 erscheinen. Wenn über jede dieser Positionen beraten, Gründe und Gegengründe vorgebracht, Verbesserungsvorschläge im einzelnen beraten und entschieden werden, so fürchtet die tariffreundliche Mehrheit, daß ihre eigenen Mitglieder zu einem erheblichen Teil die Geduld verlieren und nach Hause reisen könnten, um nur zu den wichtigsten Abstimmungen zurückzukehren. Dann hat die Minderheit es in der Hand, ebenfalls wegzubleiben, die Beschlußunfähigkeit des Hauses feststellen zu lassen und damit die Verhandlungen alle paar Tage zum Stocken zu bringen. Demgegenüber ist aus diesem, wie aus ähnlichen Anlässen in der Tagespresse der Rechten betont worden, daß die Minderheit von ihren geschäftsordnungsmäßigen Rechten nicht zu dem Zwecke Gebrauch machen dürfe, „Obstruktionspolitik" zu treiben; der Zweck

*) Vgl. 1. Jahrg. No. 11.

der Geschäftsordnung sei, die Geschäfte des Hauses zu ordnen, nicht sie zu hindern.

Es ist ohne Zweifel richtig, daß unter unsern politischen Verhältnissen einer Obstruktionspolitik etwas Gehässiges anhaftet, und daß sie für die Minderheit nicht schon durch die Überzeugung von der Verderblichkeit eines Entwurfes erlaubt wird. Aber es ist die Frage, ob das Beharren auf verfassungsmäßig korrekter Durchberatung wirklich als Obstruktion bezeichnet werden kann, oder ob man hier zum Zwecke bequemer Mehrheitspolitik sich des noch bequemeren Mittels bedient, ein mit sicherer Gehässigkeit wirkendes Schlagwort auf eine Minderheit anzuwenden, die man gerne zur Seite schieben möchte. Zur Beantwortung dieser Frage muß man sich zunächst darüber klar werden, was unter Obstruktion zu verstehen ist.

Der Name „Obstruktionspolitik" wird in weiteren Kreisen hauptsächlich seit dem Anfang der 80er Jahre gebraucht, wo die irischen Mitglieder des Parlaments eine Lostrennung Irlands durchzusetzen suchten. Während ein Teil der Irländer mit Petitionen und Anträgen auf Einführung von Homerule fortfahren wollte, schlug ein anderer Teil die Politik ein, die Beteiligung am Parlament in erster Linie dazu zu benutzen, um all und jede Verhandlung unmöglich zu machen, damit die Gegner selbst endlich den Wunsch bekunden möchten, durch Aufhebung der Union zwischen Irland und Großbritannien die irischen Störenfriede aus dem Parlamente loszuwerden. Für diesen Teil der Homeruler (dem es beispielsweise gelang, die Sitzung des Unterhauses vom 1./2. Februar 1884 auf 41 Stunden auszudehnen) kam damals die Bezeichnung „Obstruktionisten" auf. Der Ausdruck Obstruktion ist der Medizin entlehnt. Wie man hier darunter eine Störung versteht, die schließlich den Abgang all und jeden Verdauungsproduktes unmöglich macht, so sollte im parlamentarischen Leben damit die Störung bezeichnet werden, die das Fertigstellen parlamentarischer Arbeiten unmöglich macht und also auf Mattsetzung des Parlaments gerichtet ist. Die Sache war übrigens nicht gerade neu, sondern spielte in der englischen Parlamentsgeschichte des 18. Jahrhunderts auch schon eine Rolle. — Noch weiter verbreitet wurde der Ausdruck seit der „Obstruktion" der Deutschen in Österreich im Jahre 1897. Um eine Zurücknahme der verfassungswidrigen Sprachenverordnungen durchzusetzen, sahen die Deutschen nach Abschneidung aller andern Wege kein anderes Mittel als durch Beharren auf diesem Beratungs-Gegenstande die andern unmöglich zu machen. So dienten die Anträge auf Versetzung der Minister in den Anklagezustand und ihre ausgedehnte Beratung nicht blos dem (an sich auch vorhandenen) Zwecke, die Urheber der Rechtswidrigkeit zur Verantwortung zu ziehen, sondern gleichzeitig auch dem ausgesprochenen Zwecke, die Beratung des Provisoriums mit Ungarn da-

durch unmöglich zu machen. Durch die Unterdrückung des Deutschtums zu den verzweifeltsten Mitteln getrieben, haben die Anhänger jener österreichischen Obstruktionspolitik mit Schreien, Lärmen, Pfeifen, Pultschlagen u. s. w. die Verhandlungen unmöglich gemacht und jedes Mittel benutzt, um die Erledigung der Geschäfte zu vereiteln. In der Aufsehen erregenden Sitzung vom 24. Mai 1897 kam es damals soweit, daß nach 9 stündiger Dauer die Sitzung aufgehoben werden mußte, ohne daß man auch nur in die Tagesordnung eingetreten wäre. Nachdem die Session vom 29. März bis 2. Juni gedauert hatte, wurde sie von der Regierung geschlossen, obgleich (vom Handelsvertrage mit Bulgarien abgesehen) auch nicht eine einzige ihrer Vorlagen zur Verabschiedung gelangt war.

Man braucht sich diese Musterbeispiele parlamentarischer Obstruktionspolitik nur vor Augen zu halten, um inne zu werden, daß im deutschen Reichstage eine obstruktionslüsterne Minderheit noch niemals bestanden hat. Nicht einmal bei den Beratungen über die lex-Heinze. Denn kein noch so wütender konservativer oder klerikaler Gegner der damals vereinigten Linken wird ihr den Vorwurf machen wollen, daß sie ihre Sonderpläne mit dem Mittel einer Mattsetzung des deutschen Parlamentarismus habe durchsetzen wollen. Was die Minderheit im deutschen Reichstage damals gethan hat, war etwas anderes. Sie verlangte die korrekte Handhabung der Geschäftsordnung, während man mit dem Vorwurfe der Obstruktion und dem Anklingen der Erinnerungen aus dem englischen und dem österreichischen Parlament die Vorstellung zu erwecken sucht, als seien auch sie auf Geschäftsunordnung ausgegangen.

Allerdings ist die parlamentarische Lage beim Zolltarif mit der bei der lex-Heinze nicht zu vergleichen. Dieser Gesetzentwurf war als ein Gesetz gegen die Zuhälter geplant, wie ja auch der Entwurf von einem berüchtigt gewordenen Zuhälter Berlins seinen Namen hatte. Wenn die Mehrheit in diesen Gesetzentwurf, blos weil er mit Unsittlichkeiten zu thun hatte, auch Bestimmungen zur zwangsweisen Sittlichmachung von Kunst und Wissenschaft hineinstopfte und sie im Wege der Überrumpelung zum Gesetz erheben wollte, so befand sich die Minderheit demgegenüber in der Notwehr und handelte dementsprechend, indem sie zahllose andere ebenfalls mit dem berühmten Heinze in keiner Beziehung stehende Anträge einbrachte, blos weil der Entwurf amtlich als ein Gesetz zur Abänderung des Strafgesetzes bezeichnet war. In der Behandlung des Zolltarifs würde die Minderheit, solange nicht Vergewaltigungs- oder Überrumpelungsversuche gegen sie unternommen werden, bei einem solchen Vorgehen die Billigdenkenden nicht auf ihrer Seite haben. Allein bis jetzt ist auch ein solches Vorgehen von keiner Seite geplant. Die Minderheit wird nur ein stets beschlußfähiges Haus verlangen.

Daß schon aus diesem Verlangen der Vorwurf der Obstruktion hergeleitet wird, ist nur aus den weitverbreiteten irrtümlichen Anschauungen über die Bedeutung der Beschlußfähigkeitsziffer zu erklären. Wo zur Beschlußfähigkeit die Anwesenheit von $^2/_3$ oder $^3/_4$ der Mitglieder erforderlich sind, da kann allerdings die Minderheit durch ihr bloßes Fernbleiben zuweilen die Mehrheit mattsetzen. Allein für den deutschen Reichstag genügt nach Art. 28 der Reichsverfassung zur Beschlußfähigkeit „die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder" (das sind 199). Die Mehrheit ist also bei uns von der Minderheit vollkommen unabhängig. Wenn jene am Platze ist, so hat diese keine Möglichkeit, die Beschlußunfähigkeit herbeizuführen. Aus diesem Grunde ist es daher auch vom Standpunkte einer arbeitsfreudigen Mehrheit durchaus ungefährlich, daß sie in der Geschäftsordnung der Minderheit das Recht giebt, durch Auszählung feststellen zu lassen, ob das Haus beschlußfähig versammelt ist. Wenn die Minderheit darauf spekuliert, daß sich eine Beschlußunfähigkeit des Hauses ergeben werde, so ist an ihrem Erfolge immer die Mehrheit schuld, die, statt an Ort und Stelle zu bleiben, nach Hause reist, nicht die Minderheit, die diese Thatsache konstatiert. Vollends ist es ein ungehöriges Verlangen, daß die Minderheit das Zustandekommen von nach ihrer Ansicht verderblichen Gesetzen dadurch unterstützen solle, daß sie bei der Auszählung im Saale bleibe und an Stelle der abgereisten Mehrheitsmitglieder zur Herbeiführung der Beschlußfähigkeit Dienste leiste. Einer verwerflichen Obstruktion machen sich weit eher diejenigen Mitglieder schuldig, die sich den Verhandlungen des Reichstages fernhalten, als diejenigen, die verhindern, daß ein Gesetz durch eine Mehrheit angenommen werde, die gar nicht an Ort und Stelle ist. — Die Gegner des Zolltarifs haben sich bereits einiges dadurch vergeben, daß sie in der Tagespresse für das Vorgehen mit Auszählungsanträgen die Bezeichnung Obstruktion auch nur aufkommen ließen. Was in aller Welt hat das Verlangen, daß die Mehrheit im Reichstage anwesend sein soll, statt auf ihren Gütern zu leben, mit den Versuchen der irischen und deutsch-österreichischen Abgeordneten zu thun, die Mehrheit durch Initiativanträge, Dauerreden, Pfeifen und Pultklopfen an der Erledigung der Geschäfte zu hindern?

Allerdings wird eingewandt, daß bei einer so umfangreichen und ins einzelne gehenden Vorlage, wie dieser Zolltarif ist, die Behandlung aller Einzelheiten praktisch darauf hinauslaufen müsse, die Annahme unmöglich zu machen. Dieser Einwand ist zuzugeben. Allein weit entfernt, zu beweisen, daß hier schon das Verlangen nach genauer Einzelberatung Obstruktion sei, beweist er vielmehr, daß es zur Hintertreibung dieses Entwurfs einer Obstruktion gar nicht erst bedarf. Es wird hier eben etwas derartig Kindlich-Gigantisches unternommen, daß das Unternehmen an

seiner eigenen Unausführbarkeit zu Grunde gehen muß, wenn seinen Freunden nicht irgend eine Überrumpelung gelingt. Nicht mit Unrecht zwar beruft sich der Vater des Entwurfs darauf, daß die alte alphabetische Anordnung systemlos gewesen sei, während die gegenwärtige eine anschauliche systematische Einteilung bietet. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die beigegebene Begründung trotz aller ihrer Mängel den Fortschritten, die unser leitendes Beamtentum in dem Verfolgen und Erkennen der wirtschaftlichen Vorgänge gemacht hat, ein ehrenvolles Zeugnis ausstellt. Allein das Wesen dieses Entwurfes liegt nicht in der Ersetzung der alphabetischen Reihenfolge durch einen systematischen Rahmen, sondern, wie wir immer aufs neue betonen müssen, in dem Bestreben, diesen Rahmen vollständig auszufüllen. Die Absicht, das gesamte wirtschaftliche Leben eines Volkes durchzugehen und Punkt für Punkt festzustellen, ob ein Schutz notwendig sei oder nicht, ist eine Absicht von einer geradezu rührenden Naivetät. Es mag dahingestellt bleiben, ob in einem parlamentarisch regierten Staate, in dem die Regierung über eine feste Mehrheit verfügt und die Minderheit kein Interesse daran hat, der Mehrheit von ihrer Verantwortung irgend etwas abzunehmen, ein solcher Entwurf Gesetz werden kann. Bei uns, wo alle diese Voraussetzungen fehlen, könnte er nur durch eine ungewöhnliche Gutmütigkeit der Opposition bis zur Verabschiedung gelangen. Sicher ist übrigens das Negative: daß man sich zum Beweise für die Beratungsfähigkeit eines solchen Kolossalentwurfs auf irgend ein erfahrungsmäßiges Beispiel nicht berufen kann. Die reichhaltigsten Zolltarife der Erde, der schweizerische, rumänische, französische und nordamerikanische haben 476, 576, 644 und 707 Nummern; unser Entwurf aber versteigt sich bis auf 946 Nummern. Diese zerfallen in 12—1300 Positionen. Jede dieser Positionen wird in zwei Kommissionslesungen und in zwei Plenarverhandlungen, also im ganzen viermal zur Erörterung gestellt. Man mache das Multiplikationsexempel und rechne aus, wieviel Jahre ein Parlament braucht, um einen solchen Koloß durchzuberaten, wenn man selbst in jeder Sitzung ein halbes Dutzend Positionen durchberaten will, von denen doch jede einzelne für das Wohl und Wehe ganzer Berufsklassen entscheidend ist. Diesen Entwurf beraten, heißt seine Unmöglichkeit darthun. Wenn er zur Verabschiedung gelangte, so würde er ein geradezu glänzender Beweis für die Unfähigkeit der Oppositionsparteien sein.

Student und Studentin.

Von Prof. Dr. Arnold Dodel (Zürich).

Einst gehörte die Universität mit all ihren idealen Freiheiten nur den Bevorzugtesten unter der männlichen Jugend, nur den Studenten.

Das war so im christlichen Mittelalter und blieb noch so bis tief in die Neuzeit hinein, manches lange Jahrhundert, fast wollte es scheinen, es müßte ewig so bleiben.

Und jetzt noch giebt es einige Hochschulen im deutschen Sprachgebiet, wo nur Jünglinge ins akademische Bürgerrecht aufgenommen werden, als ob es gar keine Intelligenz, keine Genialität, keinen Wissensdurst, keinen geistigen Entwickelungsdrang anderswo auch noch geben könnte, als unter der Schädeldecke männlicher Menschen.

Aber die meisten Hochschulen, Universitäten und Akademien haben doch während der letzten Dezennien auch dem weiblichen Menschen die Thore geöffnet. Es ist in kurzer Zeit vieles ganz anders geworden, als wie es durch lange Jahrhunderte gewesen, und es wird noch vieles anders werden, als wie es jetzt ist; denn auch das Hochschulwesen ist in eine gründliche Weiterentwickelung, in den Fluß eines neuen Geschehens hineingeraten. Ja, die Dinge stehen heute so, daß wir mit guter Zuversicht sagen können: binnen kürzester Frist werden alle Hochschulen Europas den Frauen unter denselben Bedingungen geöffnet sein, wie den Männern, den Jungfrauen ebensogut, wie den Jünglingen.

Das hat in weite Kreise der bevorzugten männlichen Jugend viel Unbehagen gebracht. Und an verschiedenen deutschen Hochschulen, die dreißig und mehr Jahre länger zuwarteten als die schweizerischen Universitäten in Zürich, Bern und Genf, bis sie dem Weib die Thore öffneten, ist dies Unbehagen noch nicht verschwunden. Proteste nützen da aber nicht mehr viel; gegen den breiten Strom der wissenschaftlichen Emanzipation des Weibes kommt heute und wohl in alle Zukunft kein Protest mehr auf; denn diese Bewegung des Stromes vollzieht sich als ein natürliches Geschehen, als eine Entwickelungsperiode im Werdegang der Kultur-Menschheit. Lange genug hat die eine Hälfte der Gesellschaft, nämlich die männliche — die andere Hälfte, die weibliche, von der großen Tafel geistiger Güter fernzuhalten gewußt.

Hätte dieser Zustand nicht so lange gedauert, wie er thatsächlich gedauert hat: wir stünden wohl um ein Beträchtliches höher in Dingen der geistigen Entwickelung, zumal in Dingen der Ethik, als wir heute stehen.

Zum Weibe soll Jehova Elohim gesagt haben: „Dein Wille soll dem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein."

So wurden Synonyma aus den drei Wörtern: Weib, Magd, Sklavin. Und das galt für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende; der Mann fühlte sich als Herr, die Frau als Unterthanin, als Magd, als Sklavin.

Beide schienen sich dabei wohl zu befinden — und dennoch nahmen sie beide, auch er, nicht blos sie — ganz bedeutend Schaden. Zwischen Recht und Unrecht, zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit wurden die

Scheidelinien immer mehr verwischt, bis sich schließlich niemand mehr auskannte und zu entscheiden vermochte, wer im Recht und wer im Unrecht war.

Kein anderes Wort hat am Weib so sehr gesündiget, als Mosis Wort im Munde Jehovas: Dein Wille soll dem Manne unterthan sein und er, der Mann, soll dein Herr sein.

Die schlechtesten aller Gesetze sind diejenigen, welche im Interesse der Übermacht des Mannes zur Unfreiheit und Unterdrückung und Ausbeutung des Weibes stipuliert worden sind und sich seit Generationen von einem Geschlecht zum andern wie eine ewige Krankheit fortgeerbt haben.

Jede durch schlechte Gesetze sanktionierte Ungerechtigkeit straft sich aber naturnotwendig an demjenigen selbst, der sich dieser Ungerechtigkeit schuldig macht. So auch hier in Ansehung der Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes: mehr noch als das Weib, hat der Mann Schaden genommen, weniger materiell als vielmehr an ethischem Vermögen. Das ist unschwer zu zeigen: überall dort, wo das Weib in sozialer Tiefstellung gehalten wurde, blieb der Mann in der Richtung ethischer Entwickelung weit zurück. Und überall dort, wo das Weib dem Manne als Ebenbürtige beigesellt erscheint — steht der Mann im Vordertreffen des großen Kampfes um die ethische Förderung unseres ganzen Geschlechtes.

Die Rechnung ist ungeheuer einfach: Der Mann — die eine Hälfte der Menschheit darstellend — ist vom Weibe geboren; seine Mutter ist Weib, seine Schwester ist Weib, die Mutter seiner Söhne ist Weib; er ist rings umgeben von Solchen, die zum Genus „Weib" gehören und erzieherisch auf ihn selbst, den Mann, mächtiger einwirken, als alle anderen Faktoren des Milieu zusammengenommen. Weder die Schule, noch die Kirche, noch der Staat, noch die Gesellschaft der männlichen Geschlechtsgenossen, keiner dieser Faktoren wirkt erzieherisch so mächtig auf den Mann ein, wie das Weib. Freilich die wenigsten Männer werden dessen bewußt. Und höchst selten spricht es einer aus.

Wenn aus dem Halbtier, das sich heute schon Mensch nennt, ein wirklicher Mensch heranentwickelt werden soll, so wird bei dieser Entwickelungsarbeit in allererster Linie das Weib engagiert sein. Bleibt das Weib zurück, so bleiben wir alle zurück — geht die Señora zum Stiergefecht, so wird ihr Gemahl leichten Herzens ein Bluträcher sein. Kommt das Weib herauf aus der Tiefe sozialer Unterwürfigkeit zum klarstirnigen Selbstbewußtsein seiner Ebenbürtigkeit — da wird es rasch besser werden mit dem Fortschritt Aller. Die Menschwerdung, an der wir seit Jahrtausenden arbeiten, ist eine Bewegung: wie kann ein zweispänniger Wagen rasch vom Fleck kommen, wenn das eine Pferd stets meterweit hinter dem anderen zurückbleibt?

Die Frage der Gleichberechtigung beider Geschlechter in Dingen der

geistigen Entwickelung ist somit nicht eine nebensächliche Bedingung, sondern eine wesentliche Conditio der eigentlichen Menschwerdung. Dessen mögen sich alle jungen Männer in allerlei Volk endlich bewußt werden, wenn sie ihrer Mütter und ihrer Schwestern gedenken, wenn sie Maschinen-Sklavinnen an aufreibender Hungerlohnarbeit dahinsiechen oder dem Laster in die Arme treiben sehen; dessen mögen sich unsere jungen Männer bewußt werden, wenn sie fleißige Studentinnen als Pioniere ihres Geschlechtes arbeiten und ringen sehen, um den Beweis zu erbringen, daß auch das Weib sich heraus- und heraufzuarbeiten vermag aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit, aus Vorurteilen und tausend tollen Glaubenssätzen, herauf zur Höhe geistiger Weit- und Umsicht.

Darin ist ja seit drei, vier Jahrzehnten emsiger Arbeit vielversprechend ein Anfang zu gründlichem Wandel gemacht worden Die Minister mächtiger monarchischer Staaten, die Professoren und die Schriftsteller, die Künstler und die Gelehrten zögern nicht mehr, ihre Töchter, so sie Befähigung und Willen bekunden, für Hochschulstudien und Kunstakademien vorbereiten zu lassen und sie als Konkurrentinnen auf die Arena des geistigen Wettkampfes mitten unter die akademische Jugend zu senden.

Im Leben der Hochschulen bedeutet diese Wandlung ein unerhörtes Phänomen. Wie staunten wir damals — vor einem Menschenalter — als das erste Mädchengesicht in unseren Hörsälen zu sehen war! Ein Jahr später traf ich in München bei Altmeister Liebig die zweite Dame, welche regelmäßig die Vorlesung dort besuchte. Das Staunen war dort nicht minder groß und der liebe alte Herr wollte es deshalb nicht anders haben, als daß die junge Dame — eine hübsche Bildhauerstochter — sich in eine spanische Rollwand verstecke, die uns nur die hölzerne Rückseite bot, während das teure Menschenwesen für unsere Blicke schlechterdings unsichtbar eingewickelt blieb, bis Liebig gelegentlich mit einem knallenden Experiment auch seine vornehme Hörerin aus ihrer Höhle vertrieb.

Noch zehn Jahre, nachdem wir hier in Zürich schon Hunderte von Studentinnen in unseren Hörsälen unterrichtet und durch manche sieghafte Prüfung geführt hatten, kam auf der stark besuchten 48. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Graz (Sept. 1875) ein angesehener Berliner Mediziner in hochtönenden Reden gegen das Frauenstudium zu Wort. Gegen den Schluß seiner Rede weinete er fast und flennete er schier. Er sprach sehr rührend, und drollig war's, wie die Mehrzahl der 1500 anwesenden Naturforscher und Ärzte lebhaft Beifall klatschte. Geben wir ihm hier für ein paar seiner schönsten Verse das Wort!

Am Schluß seines Vortrages „Über die Ziele und Aufgaben der Krankenpflege" postulierte Dr. Ravoth mit aller Vehemenz die Trennung der Geschlechter auch in allerlei Pflege der Kranken. Seine Begründung

lautet: „Trennung der Geschlechter ist das Fundamentalgesetz der Natur, auf der ihr ewiger Verjüngungsprozeß beruht und welches in letzter Instanz unsere ganze sittliche Weltordnung reguliert.“ (Sind das nicht grausamlich verdrehte Phrasen? oder ist dem nicht so, daß gerade das Gegenteil der Ravoth'schen Phrasen die Wahrheit ist?)

Der grimmige Gegner des Frauenstudiums fährt weiter: „Viele der exorbitanten Bestrebungen, welche den Kreis weiblicher Thätigkeit erweitern, ja der männlichen auf allen Seiten des Lebens unbeschränkte Konkurrenz machen wollen (oh, ahnungsvoller Engel du!), verstoßen gegen dies Fundamentalgesetz und werden von demselben früher oder später ihre Korrektur erfahren. Gerade dem vielen dialektischen, ja sophistischen Gerede über die sogenannte Frauenfrage kann und muß nach meinem Dafürhalten die kompetente und berechtigte Naturforschung (was heißt denn das? — Phrasen! Phrasen! Wortgeklingel!) mit einem derartigen kategorischen Imperativ gegenübertreten und den unabänderlichen Gesetzesstandpunkt geltend machen. Und wahrlich, weshalb soll und will sich das Weib nicht mit der erhabenen Stellung innerhalb der Gesellschaft begnügen, daß sie in Familie und Staat als echte Priesterin der sittlichen Mächte des heiligen Feuers wache? Kann doch nur so und nur dann das hohe Weibliche erhalten bleiben, was die Menschheit hinanzieht. Wollen Sie diese Ihre eigentliche Berufsstellung aufgeben, meine Damen, wollen Sie auf allen Gebieten des Lebens mit dem männlichen Thun und Schaffen in unbeschränkte Konkurrenz treten, so will ich nicht so ungalant sein, Ihnen die Fähigkeit dazu abzusprechen. Aber ohne Verstoß, ja Aufhebung des genannten Fundamentalgesetzes der Natur werden Sie dies nicht können. Dann aber würde der Genius der Menschheit (hier beginnt das Flennen und Thränengerinsel) um den unersetzlichen Verlust des hohen Weiblichen in tiefe Trauer versetzt werden und wir armen Männer (wer weinete da nicht?) würden nicht mehr im stande sein, Sie — meine Damen — noch in Wort und Lied zu feiern.“ — —

So redete ein angesehener Berliner Arzt vor 26 Jahren und seine wimmernde Rede wurde mit riesigem Beifall beklatscht; denn die Mehrzahl der damals versammelten Herren Ärzte, zumal diejenigen aus dem Norden Deutschlands, waren derselben Meinung wie der Redner.

Gegen diese mißverstandene Apotheose des „Ewig-Weiblichen“, die von den Epigonen geradezu in eine Apotheose der weiblichen Unwissenheit und Kindischheit verdreht wurde, haben wir einige Jahrzehnte emsiglich kämpfen müssen, und wir sind mit diesem faulen Zauber auch heute noch nicht zu Ende. Das Gespenst des Vorurteils, demzufolge jedes freie Weib ein alles Liebreizes bares Wesen sein werde, ist noch nicht ganz tot: da

und dort zuckt an diesem sterbenden Unwesen noch ein mächtiger Streckmuskel, zumal dann, wenn wir das bittere Salz der Satire drauf streuen. Aber durch die Hochschulwelt des ganzen zivilisierten Abendlandes weht dermalen doch ein ganz fröhlicher Hauch der Freiheit und Geistesfreude über ein Neues, so da in Gestalt des Frauenstudiums zu uns gekommen und auch ganz erfreulich geraten ist, solcherart, daß es wie ein neuer Merkstein am Kulturgang der Menschheit erscheinen mag.

Fast alle festländischen europäischen Hochschulen haben nun doch innerhalb der letzten 25 Jahre dem wissensdürstigen Weibe die Thore geöffnet: die einen frühe, die andern spät — das ist nebensächlich; denn „spät kommt ihr, doch ihr kommt!". Es giebt nun schon in vielen Städten weibliche Ärzte (manche derselben sind meine Schülerinnen); es giebt sogar weibliche Rechtsanwälte, weibliche Apotheker, weibliche Verwaltungsbeamte, weibliche Fabrikinspektoren, Statistiker, National-Ökonomen, weibliche Professoren, weibliche Naturforscher, Geologen, Palaeontologen, Zoologen, Botaniker, Mineralogen, weibliche Zahntechniker, weibliche Direktoren großer gelehrter Institute und auch weibliche Vorsitzende von Wohlfahrts-Anstalten — aber glücklicherweise keine weiblichen Theologen, so daß keine Gefahr vorhanden ist, es werden uns auch noch die Männer in hellen Haufen zur Kirche laufen, weil dort etwa ein beredtes hübsches Weib die Weisheit des Himmels lehrte.

In allen weltlichen Wissenszweigen hat das Weib den Beweis seiner Befähigung zum Lernen und zum Forschen erbracht. Daß es der Theologie sich bis jetzt ferne hielt, das ist ein bedeutsamer Beweis dafür, wie sehr man Unrecht thut, wenn dem weiblichen Geschlechte ein übermächtiges Hinneigen zu metaphysischer Zauberei zugeschrieben wird. Man gebe dem Weib (wie dem Manne) wissenschaftliche Erkenntnis, man führe das Weib in die Methode logischen Denkens und induktiven Forschens ein, man mache ihm die Bahn zu jeglicher geistigen Entwicklung frei: — so wird das Weib vom Kirchenzauber lassen und das Wort von angeborener Betschwesterlichkeit ganz lustig Lügen strafen. Solche Zuversicht erwuchs uns aus 35jährigem Beobachten. Das wissende Weib wird ebenso selten Betschwester sein, wie der wissende Mann Betbruder ist. Wir haben hier in Zürich während der letzten 36 Jahre ein paar tausend Studentinnen nach Leistungsfähigkeit und Lebensart kennen gelernt. Viele von ihnen gehörten zur Elite der geistig Befähigtsten und zur Elite nach Fleiß und Lebensart. Manche promovierten mit Auszeichnung und einige holten sich den Lorbeer des Siegers im Wettbewerb um die Lösung von schweren wissenschaftlichen Aufgaben. Und weiterhin müssen wir konstatieren: die Ergebnisse unserer langjährigen Erfahrungen sind solcher Art, daß wir sagen müssen — die Anwesenheit und Mitarbeit studierender Damen hat

auf die Haltung und den Lebens- und Lern-Ernst der männlichen Studentenschaft nicht allein nicht schädigend, sondern eminent fördernd eingewirkt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes erziehen sich selbst; das gilt gegenseitig! Und darum wird auch keiner von uns erfahrenen Professoren jemals sein Votum auf Trennung der Geschlechter abgeben, weder für niedrige, noch für mittlere, noch für die höchsten Schulstufen.

Allerdings sind den männlichen Studenten thatsächlich gefährliche Konkurrentinnen erwachsen; denn die studierenden Damen kneipen nicht und verlieren auch keine Zeit auf dem Fechtboden, noch treiben sie andere Allotria, bei dem sie in der Arbeit gestört würden; sie leiden auch nie an Katzenjammer und brauchen keinen Frühschoppen. Sie leben still und eingezogen in ihren engeren Kreisen. So konzentrieren sie ihre ganze geistige Kraft auf die Erreichung ihres Zieles. Wer daher — unter den männlichen Kommilitonen — bei gleicher geistiger Begabung erfolgreicher Konkurrent sein will, der weiß, daß emsige Arbeit und peinliche Gewissenhaftigkeit zur conditio sine qua non gehören.

Ich bin überzeugt, daß dies kein zu unterschätzender, sondern ein sehr bedeutender Faktor zur gedeihlichen Weiterentwickelung unserer Hochschulen sein wird. Er wirkt als Remedur für gewisse, neuzeitlich unliebsam hervorbrechende Tendenzen im Jungvolk unserer Akademien, von denen Theobald Zieglers Buch vom „Deutschen Studenten" in wiederholten Auflagen gesprochen hat.

Nun kommt aber die alte philiströse „sittliche" Furcht, das schwarze Gespenst des rosigen Verliebtwerdens! — — „Wie? beiderlei Leute im gleichen Hörsaal, im gleichen Laboratorium, im gleichen Korridor und Treppenhaus? Wird da nicht Unglück geschehen? Werden sich nicht diese hübschen frohlebigen Jünglinge und Jungfrauen, die sich täglich sehen und gelegentlich auch sprechen können, mitunter verlieben? Werden sie da nicht über dem Lieben das Studieren vergessen? Werden sie nicht daran fürs ganze Leben Schiffbruch leiden?"

Das ist nun gleich eine ganze Handvoll heikler Fragen, die allerdings noch nicht sehr stark nach der lex Heinze duften, die aber doch ein wenig von der Teufelei jenes lex-Heinze-Geistes angehaucht sind. Mit ein paar wenigen Worten kann man auf so vielerlei diskrete Fragen auch nicht gleich genügende Antwort geben. Ich werde mich daher auf die Hauptsache beschränken und zunächst meinen Standpunkt markieren, von welchem aus ich diese heikeln Fragen betrachten möchte: Gesunden jungen Leuten wird kein vernünftiger Mensch das Lieben verbieten wollen; nur die Kirche Roms darf sich solche naturwidrigen Verbote erlauben — und das auch nicht mehr so lange, als es bis jetzt schon angedauert hat. Dann gehört die Liebe nicht minder als die Religion zu den ureigensten

Privatsachen, in welche hinein kein anderer Mensch was zu reden haben soll, als eben die Zwei, um welche es sich in dieser Privatsache handelt. So geschieht es auch anderswo in der lebendigen Natur, wo sich das Prinzip herrlich bewährt hat. — Es ist aber noch Einiges zu sagen: Wir haben innerhalb drei bis vier Jahrzehnten, da es Studentinnen auf unsern Hochschulen giebt, reichlich beobachtet, daß der feste Wille, etwas Rechtes zu werden, von der übergroßen Mehrzahl der Studierenden beiderlei Geschlechtes auf unsere Universitäten und Akademien mitgebracht wird. Das weiß Männlein und Weiblein, und dementsprechend giebt sich ihr beiderseitiges Verhalten. Es ist uns nie zu Ohren gekommen, daß eine Prüfung fehlgeschlagen, weil der Kandidat und die Kandidatin die Zeit mit Liebeleien vertrödelt hätten. Wie häufig kommt es dagegen vor, daß schwache Charaktere unter der männlichen Jugend Schiffbruch leiden in Kneipgewohnheiten und Kneipen-Liebschaften, an denen die Studentinnen fürwahr so unschuldig sind wie Zoroaster am Kindermord zu Bethlehem.

Dann meinen wir: gut erzogene junge Leute beiderlei Geschlechtes brauchen auch während der akademischen Studienzeit nicht absolut gefeit zu sein gegen den göttlichen Zauberer Eros, um ganz ohne Fährde dem Ziel des akademischen Entwickelungsganges entgegen zu steuern. Was verschlägt denn das, wenn einmal zwei menschliche Wesen auf akademischen Pfaden sich lieben lernen! Haben sie denn nicht gerade in dieser Zeit ihrer geistigen Klärung die beste Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen nach ihrer Eigenart, ihrer Befähigung, ihrer Charakterstärke und ganzen menschlichen Größe; viel besser als es auf dem Parket des Ballsaales bei bürgerlichen Anlässen zu geschehen pflegt, wo doch so viele Ehen ihren Ursprung nehmen, von denen man obendrein noch kühnlich behauptet, sie seien im Himmel geschlossen! Thatsächlich ist es nicht selten vorgekommen, daß Kommilitonen sich zu glücklicher Ehe vereiniget haben, nachdem sie — als Student und Studentin mit einander wetteifernd, Stufe um Stufe erklommen und sieghaft durch alle Prüfungen gelaufen. Hier in Zürich kennen wir etliche solcher Beispiele, vor denen jeder tugendhafte Philister seinen Hut zieht. Wer hätte denn da was hineinzureden? Nur Verächter des blutwarmen, des wahren und gesunden — nicht des verlogenen und angekränkelten Lebens — mögen daran zu nörgeln haben.

Ein letztes noch: — Die Gegner des Frauenstudiums gaben vor, als fürchteten sie den Verlust der „Weiblichkeit" bei denjenigen Frauen, die regelrecht studieren. Darüber ein Langes und Breites zu reden, hat keinen Zweck. Ich konstatire einzig die Thatsache, daß ich gar manche wackere Hausfrau und Mutter kenne, die regelrecht wirklich studiert hat und trotz des abgelegten Staatsexamens und trotz des Doktor-Titels die hohe „Weiblichkeit" behalten hat. Im täglichen Leben erscheinen diese

gelehrten Frauen gar nicht als etwas Absonderliches; höchstens unterscheiden sie sich von anderen Frauen ihrer Standesklasse durch größere Bescheidenheit in Rede und — — Putz. Sie nehmen daher eine sehr geachtete Stellung ein und erweisen sich als mächtige Förderinnen der Erziehung von Jugend und Volk. Möchten ihrer nur mehr werden!

Summa summarum: Die Studentin gehört ebensogut in unsere Kultur-Welt hinein als der Student; denn sie giebt ebenfalls einen Faktor der Weiter-Entwicklung unseres Geschlechtes ab. Ein wissendes Weib taugt alleweil mehr als ein unwissendes. Alle gegenteiligen Behauptungen haben sich als Irrtümer und Vorurteile herausgestellt.

Wer wollte weiterhin gegen den Strom lebendiger Entwickelung mit stumpfen Werkzeugen und ohnmächtigen Praktiken ankämpfen?

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

VII. Das zweite Eisen.

Wenn irgend eine Äußerung oder Handlung eines hohen Herrn einmal unerwartet großes Aufsehen erregt und zu unerfreulichen Auseinandersetzungen führt, findet sich immer eine Anzahl freiwilliger oder besoldeter Beschwichtigungshofräte, die an der Herstellung einer harmloseren, den hohen Herrn entlastenden Legende arbeitet. Als im jüngsten Frühjahr Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronerbe von Österreich-Ungarn, die Welt durch die Übernahme des Protektorats über einen katholischen Kampfverein überraschte und die Erörterungen dieser Handlung im österreichischen Reichsrate, wie in der Weltpresse recht unbehagliche Dimensionen annahmen, wurde plötzlich hier und dort in „eingeweihten Kreisen" die Auffassung laut, der Erzherzog sei da, ohne recht zu wissen, worum es sich eigentlich handle, in eine Affaire verwickelt worden, aus der es keinen gangbaren Rückweg gäbe. Über die Zwecke des Vereins sei er falsch informiert gewesen. über die Aufnahme, die sein Schritt finden werde, noch viel falscher. Es blieb — in „eingeweihten" Kreisen — eigentlich nur die Thatsache der Protektoratsübernahme bestehen; jede unbequeme politische Deutung derselben war aber unter der Hand in ein Phantasiegebilde verwandelt worden, an dem nur noch der Biertisch sein Gefallen finden könne. Man kennt die Wirkung solcher inoffizieller Aufklärungen aus eingeweihten Kreisen. Bald traut sich kein „Fachmann", der auf seine Reputation noch etwas hält, von der ursprünglichen Auffassung mehr zu reden. Kann die geheime Legendenbildung lange genug ungestört arbeiten, so ist der Skandal in der That erstickt. Selbst der Geschichtsforscher kann ihn höchstens noch als Klatsch verzeichnen. Im Falle Franz Ferdinand wäre die Entwickelung

gewiß ganz dieselbe gewesen, hätten die Beschwichtigungshofräte nur ihre Rechnung nicht ohne — die Klerikalen gemacht.

Diesen aber war an der Thatsache, daß der künftige Herrscher sich auf ihr Programm verpflichtete, kaum mehr gelegen, als an der Möglichkeit, diese Thatsache für Propagandazwecke zu benützen. Die Zukunft ist immer unsicher; für die Gegenwart sorgt der gewitzigte Realpolitiker. Mit einem überrumpelten Erzherzog kann der katholische Schulverein keine Gegenwartspolitik machen; im Interesse dieser Politik also liegt es, die Legende der Beschwichtigungsräte schleunigst wieder zu zerstören. Das ist denn auch ausgiebig besorgt worden. Am 15. November d. J. hat der katholische Schulverein im großen Musikvereinssaale zu Wien seine Generalversammlung abgehalten, auf der ein Hauptredner nach gründlicher Verdammung der hochverräterischen Los-von-Rom-Bewegung den Sieg der katholischen Sache mit dem Hinweis auf die „Verheißung von oben" prophezeite. Bei der am Abend stattfindenden Festversammlung aber, der außer dem päpstlichen Nuntius Taliani noch zahlreiche Bischöfe und Vertreter des Hochadels beiwohnten, erklärte gar der Vereinsobmann Dr. Caspar Schwarz, vom Erzherzog Franz Ferdinand zur Mitteilung ermächtigt zu sein, daß er das Protektorat nicht nur dem Namen nach, sondern auch den Thaten nach zu führen gedenke. Die Protektoratsübernahme bedeute, daß der künftige Kaiser von Österreich die Verbreitung christlicher Grundsätze in Schule und Familie mit seiner ganzen Thatkraft und dem Glanze seiner hohen Autorität fördere. Wer aber für eine katholische Schule eintrete, der erkläre auch, daß er eine katholische Regierung wolle. Damit ist die junge Legende vom überrumpelten Erzherzog endgültig beseitigt. Zu allem Überfluß erklärte Dr. Caspar Schwarz noch, der Sturm, der sich nach dem Ruchbarwerden der Protektoratsübernahme erhoben habe, sei an der felsenfesten Überzeugung des Erzherzogs zerschellt. Der Erzherzog war nicht irregeführt worden; er hatte mit vollständiger Kenntnis aller Konsequenzen seines Schrittes gehandelt.

Damit wird man sich also ein für allemal abfinden müssen. Der künftige Kaiser von Österreich und König von Ungarn hat sich selbst als den Hort der klerikalen Bestrebungen deklariert. Wie wenig klerikal mit religiös-christlich identisch ist, wie sehr es eine bestimmte Stellungnahme zu bestimmten politischen Problemen bedeutet, das geht auch aus den Nutzanwendungen hervor, welche — die Czechen aus der Enuntiation des Erzherzogs gezogen haben. Der Universalpolitiker Dr. Kramarz, der schon vor Jahren den Dreibund als ein abgespieltes Luxusklavier in der Rumpelkammer unterbringen wollte, erklärt jedem, der es hören will, daß für die Czechen die Zeit der Nachgiebigkeit absolut vorüber sei. Auch sie haben die Verheißung von „oben". Klerikal sein heißt eben vor allem antideutsch

sein, und wenn ein Monarch es als seine wichtigste Aufgabe bezeichnet, die hochverräterische „Los-von-Rom-Bewegung" zu bekämpfen, also gegen einen starken Bruchteil der deutschen Parteien sich zu wenden, so steht er auf der Seite der Slaven, deren Expansionsbestrebungen jenes „Los-von-Rom" entgegengesetzt wird. Braucht jemand noch irgend welche Beweise dafür, daß klerikal gleich antideutsch ist, so kann man ihm noch mit weiteren Thatsachen aufwarten. Die geringste davon ist die, daß die Christlichsozialen, obgleich sie Mitglieder der deutschen Gemeinbürgschaft sind, dem oben schon genannten Czechen Dr. Kramarz zur Obmannstelle im parlamentarischen Steuerausschuß und damit zu einer wichtigen taktischen Position verholfen haben. Belangreicher ist vielleicht schon die Insultierung deutscher Pilger in Rom, also goldechter Katholiken durch französische Pilger, die seinerzeit ein so helles Licht auf die rein religiöse Begeisterung der französischen Romfahrer geworfen hat. Die interessanteste Thatsache ist aber zweifelsohne die, daß von dem Gelde der ausgewiesenen französischen Kongregationen ein großer Teil zur Unterstützung der polnischen Grundbesitzer in Posen gegen die Thätigkeit der Hakatisten verwendet werden soll. Was haben französische Ordensgelder in Posen zu suchen? Sie fördern die Feinde des Deutschtums. Das ist ebensogut römische wie nationalistisch-französische Politik.

Nun sollte man doch glauben, eine Politik, welche die Deutschen in Österreich zur Verzweiflung treiben und für die radikalsten Abwehraktionen reif machen muß, könne unter gar keinen Umständen eine habsburgische sein. Denn daß selbst die Steine des Böhmerwaldes anfangen werden, sich von Österreich abzuwenden, wenn die Herren Kramarz und Dipauli unter jesuitischer Patronanz das Land regieren, das kann niemandem zweifelhaft sein, der nur die tiefgehenden Wirkungen des Badeni-Thun'schen Regimes beobachtet hat. Diese Politik ist auch keine habsburgische, sie wird nur als solche im Beichtstuhl und in den Antichambres empfohlen; sie ist eine ausschließlich römische, jesuitische, antideutsche.

Aber, wird man wieder fragen, die Jesuiten sind doch kluge Rechner: wie können sie eine Politik empfehlen, die zur Schwächung eines von ihnen regierten Landes, zur Revolution, selbst zum Abfall führen kann? Auf diese Frage antwortet uns die Zwei-Eisen-Theorie. Die Haupthoffnung setzen die Jesuiten auf den Sieg des Klerikalismus in Österreich. Sie glauben nicht an den Erfolg einer Revolution und können darin Recht haben. Sie wollen den Krieg gegen Deutschland, der ja allen inneren Wirren ein Ende machen würde. Aber falls der Krieg ein böses Ende nähme und Deutschland dennoch gezwungen wäre, sich der deutschen Länder Österreichs zu erbarmen, um sie vor der Slaoisierung zu schützen? Dann

kommt das andere Eisen an die Reihe. An der habsburgischen Dynastie ist den Jesuiten um so weniger gelegen, als ihnen ja niemand dafür gut stehen kann, daß nicht wieder einmal ein Josef II. aus diesem Hause hervorgehen könne, wie ihnen ja im verschiedenen Kronprinzen Rudolf ein gefährlicher Feind erstanden wäre. Geht Österreich in die Brüche, so ist der natürliche Anschluß für die katholischen Deutsch-Österreicher gegeben, der Anschluß an das katholische Bayern, dessen Abneigung gegen Preußen ebensosehr durch die Fehler der preußischen Politik, wie durch die klerikalen Einflüsse genährt wird. Dann ist das protestantische Übergewicht in Deutschland zerstört und der alte unselige Dualismus, dem Bismarcks Chirurgenhand ein Ende gemacht hatte, wiederhergestellt. Eine Verfassung, bei welcher die annektierten Deutsch-Österreicher von jedem Einfluß auf die Reichspolitik ausgeschlossen wären, ist auf die Dauer gar nicht denkbar. Die Entrüstung gegen die Jesuiten, welche aus diesen Deutschen in der ersten Zeit vielleicht glühende Reichspatrioten machen würde, ließe sich schwerlich über eine Generation hinaus konservieren. Was bliebe, wäre der römische Katholizismus, der sich eine Weile, wenn er es für zweckmäßig hält, harmlos oder tot zu stellen versteht, dann aber um so sicherer seine reichszerstörende Kraft bethätigen würde. Das klare Bewußtsein dieses Sachverhaltes ist es ja auch, was mehr als alle Vertragstreue verantwortliche deutsche Staatsmänner zwingt, sich aus allen Kräften gegen jeden Verdacht einer Sehnsucht nach österreichischem Gebiete zu verwahren. Die teuflische Politik der Jesuiten geht ganz sicher. Entweder unterliegen die Deutschen in Österreich und das vereinigte Romanen- und Slaventum schließt den tötlichen Ring um die ketzerische Großmacht. Oder Österreich zerfällt und dann hat Deutschland den Todfeind im eigenen Leibe, den unversöhnlichen Klerikalismus, der das Reich schlechthin unregierbar machen wird. Die Loyalität der heutigen Katholiken Deutschlands darf nicht als Einwand gegen diese Darstellung geltend gemacht werden. In der Minorität ist der Katholizismus immer loyal. Wie sich eine von Rom mit unfehlbarer Autorität unter Androhung von Höllenstrafen regierte Majorität verhalten würde, das steht auf einem ganz anderen Blatt, als die deutsche Gesinnung der obendrein längst sehr glücklich situierten Katholiken aus der Ära Spahn.

So wäre also Deutschland oder wenigstens das in seiner Majorität protestantische Deutsche Reich unter allen Umständen dem Untergang geweiht? Wie mit den Hohenstaufen, würde das Papsttum auch mit den Hohenzollern fertig werden? Ein Thor wäre, der diese Möglichkeit ganz leugnete. Aber ohne Waffen steht das Deutsche Reich denn doch auch nicht. Es hat deren diplomatische und hat innerpolitische. Unter den diplomatischen sind die Drähte, die nach Rußland führen, wohl die wichtigsten, aber auch

der englische darf nicht abreißen. Die südafrikanischen Missethaten der Chamberlain und Rhodes machen es für den Deutschen ja schwer genug, den Gedanken einer englischen Bundesgenossenschaft nicht mit Entrüstung von sich zu weisen. Aber die Politik schafft sonderbare Bettgenossen. England ist schließlich auch nicht Chamberlain, und trotz aller Sünden des Kapitalismus steht der britische Vetter dem Deutschen doch auch kulturell näher, als der Czeche oder Kroate. Südafrika wird vergessen werden, die englische Flotte aber bleibt. Doch auf Bundesgenossen ist nie rechter Verlaß, auf das perfide Albion so wenig wie auf den russisch-österreichischen Antagonismus. Wichtiger für den Bestand des Deutschen Reiches ist die innere Homogenität und diese kann nur durch eine großangelegte Kulturpolitik erreicht werden. Kein Kulturkampf, keine Feindseligkeit gegen die katholische Kirche, bewahre! Damit hat schon Bismarck üble Erfahrungen gemacht und würde jeder Nachfolger noch üblere machen. Aber ganz ohne Feindseligkeit müßte der Staat aufhören, den Kirchen, von denen wenigstens eine sich als sein Todfeind enthüllt hat, Seelenfängerdienste zu leisten. Die konfessionslose, nicht blos interkonfessionelle Schule ist das einzige Mittel, das feindselige Kirchentum zu entwurzeln. Längst fordern die demokratischen Parteien diese Reform. Immer ist sie aus Rücksicht auf den „inneren Feind" abgelehnt worden. Nun hat das Reich die Wahl, welchen Feind es mehr fürchten will, die durch nichts bewiesene Unbotmäßigkeit religionslos aber moralisch erzogener Massen oder die organisierte Feindseligkeit einer Bevölkerungsmajorität, der als erster Religionsgrundsatz tötlicher Ketzerhaß, also Haß gegen die annähernde Hälfte der Mitbürger beigebracht wird. Das Problem der konfessionslosen Schule ist entscheidend für die Zukunft des Deutschen Reiches. Nicht mehr aus blos kulturellen, sondern aus hochpolitischen Gründen muß sie gefordert werden. Ohne sie bedeutet das zweite Eisen im Feuer der Jesuiten eine größere Gefahr für das Reich und die europäische Civilisation als das erste. Die deutsche Armee kann vielleicht sich einer geschlossenen Liga von Feinden erwehren. Die Einheit des Reichs ist aber unweigerlich dahin, wenn in einer Ära der Konfessionalität Deutschland gezwungen würde, sich seiner Volksgenossen jenseits der Grenze zu erinnern und zu erbarmen. Los von Rom! heißt in Deutschland los von jeder Kirche, los von jeder Konfession! Der Weg zu Fortschritt und Aufklärung ist für Deutschland nach dem Willen des Schicksals der einzige, der zugleich aus der dringendsten und tötlichsten Gefahr herausführt.

Wissenschaft und Theologie.

Von Wilhelm Bolin (Helsingfors).

Bei der Zähigkeit, mit der ein so ausgeprägt mittelalterliches Denkgebilde wie die Theologie heute noch theoretisch und bis zu einem gewissen Grade auch auf praktischem Gebiete sich behauptet, kann es an der Zeit sein, der Einschränkungen zu gedenken, die sie in ihren Ansprüchen, die Wahrheit schlechtweg zu sein, seit Anbruch der Neuzeit erfahren hat. Unter den mancherlei buchlichen Rückblicken auf die bis zur jüngst zurückgelegten Jahrhundertswende erreichten Entwickelung unseres Geisteslebens, verdient ein diesen wichtigen Gegenstand behandelndes größeres Werk beachtet zu werden. Zum Verfasser hat es den als Botschafter der Vereinigten Staaten Nordamerikas in der deutschen Reichshauptstadt lebenden A. D. White und betitelt sich: Geschichte des Kampfes zwischen Wissenschaft und Theologie*). Das Hauptverdienst des Buches liegt, um es sogleich zu sagen, mehr in dem von ihm erbrachten reichhaltigen Stoff, als in der Darstellung. Diese ist schleppend, mit vielen Wiederholungen behaftet und zeigt, bei aller Unabhängigkeit von der vulgären Theologie, eine bei englischen und amerikanischen Schriftstellern häufig vorkommende Befangenheit gegenüber gewissen theologischen Grundvorstellungen, die sowohl an sich wie durch ihre stete Wiederkehr in der Darstellung den Genuß an dem sonst überaus lehrreichen Buche erheblich beeinträchtigen. Es entspricht dies dem etwas dilettantischen Charakter desselben, der auch in der ihm gewordenen Betitelung sich kundgiebt. Nicht um den Kampf der Wissenschaft mit der Theologie, sondern vielmehr um die Kämpfe der Theologie gegen die Wissenschaft handelt es sich darin. Die Wissenschaft als solche, welche in ihren Ergebnissen die Behauptungen der Theologie entwertet, ist hier der angegriffene und bekämpfte Theil, und das Interesse der Darstellung liegt in dem Nachweis, daß die Theologie in ihrer Aggression sich aufreibt und, trotz aller der Forschung und ihren Vertretern bereiteten Schwierigkeiten, schließlich den kürzeren zieht.

Seinen Ausgangspunkt nimmt das Buch beim Schöpfungsmythus, ihm die Theorie der Entwickelung gegenüberstellend, worauf die Frage bezüglich der Erde, ihrer Größe, Gestalt und Bewegung nach den theologischen Vorstellungen und den hierüber wissenschaftlich erwiesenen Thatsachen behandelt wird. Hieran schließt sich ein Überblick der Sternenkunde und der damit zusammenhängenden Auffassung der Himmelserscheinungen in ihrer ursprünglich fictiven und allgemach zu voller Richtigkeit gelangenden

*) Beim Jahrhundertwechsel erschien es in französischer Bearbeitung von H. de Varigny und G. Adam. Das englische Original, einige Jahre früher in London veröffentlicht, trägt den Titel: History of the warfare of Science with Theology in Christendom.

Deutung. Einer ausführlichen Erörterung über die Geologie reihen sich weitere über das Alter des Menschengeschlechtes im Hinblick auf die Ergebnisse der ägyptologischen, keilinschriftlichen, sowie der vorgeschichtlichen Forschung an. Die Legende vom Sündenfall wird alsdann an der Hand der Anthropologie, Ethnologie und der eigentlichen Geschichte geprüft, welches alles die seitens der Theologie behauptete anfängliche Vollkommenheit unseres Geschlechts widerlegt. Hierauf werden die an Witterungserscheinungen geknüpften theologischen Vorstellungen vom Reiche der Luft und seinem in der „Unterwelt" thronenden Fürsten, sowie die damit zusammenhängende Annahme von dunklen Mächten und ihrer Anwendung in der Zauberei an den von der Meteorologie, Physik und Chemie ermittelten Thatsachen gewürdigt, wobei höchst merkwürdige Streiflichter auf das Verhalten der Theologie gegenüber wichtigen Problemen der Naturforschung fallen. Besondere Abschnitte behandeln alsdann die Heilungswunder, das Verhalten der Theologie bei Seuchen, bei Geistesstörungen und Gemütskrankheiten, sowie ihren Anteil an gewissen durch religiöse Exaltation bewirkten vereinzelt und massenhaft vorkommenden Anomalien. Es gelangen noch die Einwände der Theologie gegen Sprach- und Mythenforschung, sowie gegen die Volkswirtschaft zur Erörterung, wonach eine Darlegung der Rechte freier Forschung im Gegensatz zu dem seitens der Theologie festgehaltenen „Geschrieben steht" das gehaltreiche Buch abschließt.

Von den vielen darin berührten Wissensgebieten, denen die Theologie in ihrem vermeintlichen Alleinbesitz der Wahrheit ihre Gesetze vorzuschreiben sich hat anmaßen wollen, seien hier zwei herausgehoben: die Astronomie, als die am frühesten von der theologischen Vormundschaft losgekommene, und die erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts ausgebildete Geologie, welcher gegenüber die Theologie auch ihr Wort mitzusprechen sich erlaubt hat.

Die moderne Astronomie, auf die dem unmittelbaren Sinneneindruck widerstreitende Thatsache der Erdumdrehung aufgebaut, erhielt bekanntlich ihre Begründung durch die bahnbrechende Entdeckung des Kopernikus. Wir wissen von ihm, daß er, selbst ein Angehöriger des römischen Clerus, eine Zeitlang auch in Rom wirkend, seine die ganze bisherige Weltanschauung umstoßende Lehre ohne irgend nachteilige Folgen für sein Leben hat ausführen und sein Werk sogar dem derzeitigen Inhaber vom Stuhle Petri widmen dürfen. Diesem Verlauf eines echten Forscherlebens entspricht aber keineswegs das Schicksal seiner Lehre. Die ihr anfänglich gewordene Schonung verdankt sie der Vorsicht, daß ihr Urheber sie als bloße Hypothese angesehen wissen wollte, denn als Galilei sie zu voller Gewißheit erhob, da war bereits ihr eifrigster Verkündiger Giordano Bruno von der Wut der Kurie ereilt, die nun ihre Macht auch dem ausschließlich seiner Forschung lebenden Galilei zu fühlen gab. Um jene Zeit kam das Werk

des Kopernikus auf den Index, auf dem es bis 1835 verblieben, obwohl eine stille Benutzung desselben schon seit 1757 auch katholischen Gelehrten, falls ihnen etwa um eine derartige Ermächtigung zu thun gewesen, gestattet war. Angesichts dieser Verfügungen haben jedoch die Protestanten durchaus keinen Anlaß zu irgend welcher Überhebung. Angefangen von den Häuptern der Reformation, welche einstimmig die kopernikanische Weltanschauung als eine „gottlose" verwarfen, haben auch die protestantischen Universitäten langehin ihre Lehrer darauf vereidet, daß sie die Ergebnisse der neueren Astronomie ihren Schülern vorenthalten würden. Die Thatsache des Erdumlaufs ist mittlerweile eine Trivialität geworden, und die Theologie, die diese Verbreitung einer richtigen Einsicht sich gefallen lassen muß, begnügt sich nunmehr damit, immer noch an der sechstägigen Ausgestaltung der Welt aus einem dem „Nichts" entnommenen Stoff festzuhalten.

In anbetracht dieser Stellungnahme ist die Theologie nicht gut auf die Geologie zu sprechen, für welche es weder eine Schöpfung aus Nichts, noch deren Herstellung in sechs Tagen giebt. Die von ihr nachgewiesenen vielen Wandlungen der Erdkugel, die durch Jahrtausende sich erstreckende Umgestaltung ihrer Oberfläche mit den zahllosen darauf einst lebenden und wieder dahingeschwundenen Geschlechtern der Pflanzen- und Tierwelt weist die Theologie kurzweg als willkürliche Erdichtungen zurück, weil Untergang und Verderben erst durch Adams Fall auf die Erde gekommen; die Sünde habe den Tod über alles Lebende gebracht und mithin könne es keine dem Sündenfall voraufgegangene und wieder vernichtete Lebewesen gegeben haben, ebensowenig wie die von der Geologie gelehrten, die Erdoberfläche umgestaltenden gewaltsamen Ausbrüche der Elementarkräfte, da all derlei nur Äußerungen der göttlichen Strafgerechtigkeit sei, welche selbstverständlich den verhängnisvollen Ungehorsam des ersten Menschenpaares zu seiner notwendigen Voraussetzung habe. Allem weiteren Streit für und wider die Geologie und die ihr zu Grunde liegende Entwickelungslehre glaubte dann ein bekannter deutscher Apologet damit aus der Welt geschafft zu haben, daß er einfach erklärte: die Schöpfungsidee als solche gehöre ausschließlich der Religion an und nicht der Naturwissenschaft, indem die das Heil jedes Einzelnen bezweckende Religion auf der Schöpfungslehre aufgebaut sei. Den seitens der Berufstheologie geführten Angriffen auf die Geologie, die bereits seit 1830 durch Lyell ihre unerschütterliche Begründung erhalten hatte, gesellte sich noch 1885 kein geringerer als W. E. Gladstone, der bekannte englische Staatsmann, hinzu, der in einem absonderlichen Elaborat die Ansichten der Theologie über Sein und Wesen der Erdkugel mit den von der Geologie ermittelten Thatsachen in Einklang gebracht zu haben glaubte. Ob ihm die Theologie

für diesen Beistand gedankt bleibe dahingestellt; sicher aber ist, daß ihm Huxley alle weitere Lust für derartige Liebesdienste zu gunsten der streitsüchtigen und rechthaberischen Theologie benommen, als er Gladstones Leistung in einer Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London einer gründlichen Beleuchtung unterwarf.

Die Entwickelung aller in dem vorliegenden Werke berührten Wissenschaften, denen es lediglich auf eine richtige Auffassung der Dinge und ihrer Zusammenhänge ankommt, verläuft als solche gänzlich unabhängig von der Theologie. Eben daher hat die Wissenschaft, trotz aller Berührungspunkte mit der Theologie, ihrerseits einen Kampf mit derselben nicht nötig. Für den Wert der Forschungsergebnisse ist ein etwaiges Einverständnis seitens der Theologie völlig belanglos: fehlerhafte Einsichten werden durch deren Zustimmung nicht zu Wahrheiten, und erwiesene Wahrheiten bleiben solche, ob die Theologie sie dafür anerkennt oder nicht. Weil sie aber in überaus rückständigen Einsichten über die wirkliche Beschaffenheit der Dinge wurzelt, denen die Ergebnisse der Forschung entgegenstehen, wird die Theologie, von ihrer dünkelhaften Rechthaberei verführt, zum Kampf wider die Wissenschaft getrieben. Es handelt sich hierbei auch nur darum, die von der Wissenschaft erbrachten Einsichten von dem jeweiligen Bildungsbereich fernzuhalten, was aber nur zeitweilig gelingt, da die Theologie, mittels ihrer Bekämpfung der Wissensergebnisse diese selbst verbreiten hilft und so auch ihrerseits an der Beseitigung des Fehlerhaften und Verkehrten mitwirkt, so sehr sie sich für dessen Aufrechthaltung abmüht. Der hierbei vorsichgehende Kulturprozeß besteht nicht darin, daß die Wissenschaft der Theologie gegenüber Recht behält, sondern darin, daß das lebendige Allgemeinbewußtsein, von den Ergebnissen der Wissenschaft durchdrungen, den von der Theologie verfochtenen Ansichten und Meinungen ihre Giltigkeit entzieht.

Im Kampfe der Theologie gegen die Wissenschaft tritt eine der allermenschlichsten Eigenschaften zu Tage. Rechthaberei, die Haupttriebfeder bei den Angreifern, offenbart sich vorwiegend im dreisten Aburteilen von Dingen, über die betreffendenfalls wirkliche Einsichten fehlen. Die über Galilei zu Gericht sitzenden Prälaten waren in der Astronomie genau so bewandert wie Mr. Gladstone in der Geologie. Daß sowohl hier wie da ohne jede Unredlichkeit, ohne Zurückdrängen des besseren Wissens verfahren wurde, steht außer Frage. Richtige Einsichten haben und für deren Gegenteil einstehen, das ist ein Zwiespalt, den wohl auch die Theologie, bei allen ihr anhaftenden Widersprüchen, nicht aufrechthalten kann. Hier eben zeigt sich eine der bedeutsamsten psychologischen Thatsachen. Nicht im unmittelbaren Wahrnehmen der Dinge und ihrer Zusammenhänge macht sich, wie Kant und Schopenhauer meinen, ein subjektiver Faktor

geltend, wodurch die sinnliche Realwelt nur „Erscheinung“ oder „Vorstellung“ des Subjektes ist, wohl aber im Urteilen über die Dinge, im Deuten ihrer Beziehungen und Wirkungsverhältnisse. Es ist nur allzumenschlich hierin sich mit einem Minimum von Kenntnissen und Denkanstrengung zu begnügen, und nicht nur der Kampf der Theologie gegen die Wissenschaft, auch die eigene Geschichte der Wissenschaft selbst legt dafür hinlänglich Zeugnis ab. Hinsichtlich dieser lehrreichen Thatsache liefert das Buch von White überaus schätzbare Beiträge.

Nationalismus.

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

In diesen Tagen des Nationalismus und der reinen Rassen ist die Beobachtung ganz ergötzlich, daß wenigstens vier der größten Staaten und Völker Europas sich nach fremden Völkerschaften oder Ländern benennen.

Die Franzosen haben an ihrem Namen kein Vermächtnis der alten keltischen Völker, der Gallier, von denen sie stammen, heißen auch nicht Lateiner, wie sie heutzutage sich so gerne nennen, sondern führen ihren Namen nach alten germanischen Volksstämmen, den Franken auf beiden Seiten des Rheins. England und die Engländer sind nach einer deutschen Landschaft und ihren Bewohnern benannt, ob man nun der Ansicht huldige, daß die Angeln, die Miteroberten Britanniens, aus dem heutigen Angeln oder aus einem südlicheren deutschen Küstenstriche stammten. Der Name Rußlands und der Russen ist nordischen Ursprungs. Die Russen sind Rodserne, die, welche gerudert kamen (roende, im Holländischen und Deutschen mit u-Laut), sind die skandinavischen Eroberer, die zur See über den Bottnischen Meerbusen anlangten und deren Sprache so viele Spuren im alten Rußland hinterlassen hat. Preußen und die Preußen endlich, welche die Führerstellung im Deutschen Reiche einnehmen, haben ihren Namen von heidnischen Slaven, den Preußen, die erst nach dem Jahre 1200 germanisiert oder aus ihrem Lande verdrängt wurden. Daher ist in der älteren polnischen Poesie der Preuße stets die sympathische Person, welche die deutschen Gewaltthäter bekämpft.

Schon ein geringer Umstand wie dieser beweist, was man von der Selbstüberhebung in betreff der Rassenreinheit der europäischen Völker zu halten hat.

Lehrreich ist es auch, daß bei den zwei großen nationalen Einigungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa stattfanden, die Italiens und die Deutschlands, der kleinste italienische Landesteil, Piemont, und das ursprünglich kleinste deutsche Reich, Preußen, ans

Ruder kamen. Unter den slavischen Völkern wieder ist das russische Volk, das halb und halb mongolisch ist, das leitende geworden.

Etwas recht Drolliges ist es in Verbindung damit, daß Nationalhelden sehr häufig von fremder Abstammung sind. Österreichs Nationalheld, Prinz Eugen, war ein Savoyarde, Tilly, der Bayerns, ein Flamländer, Ungarns General Bem war ein Pole, Frankreichs Moritz von Sachsen ein Deutscher, sein Napoleon Buonoparte ein Italiener und Dänemarks Tordenskjold ein Norweger.

Mit nationalen Dichtern und Künstlern verhält es sich mitunter ebenso sonderbar. Der volkstümlichste Dichter Schwedens, Bellmann, stammt aus Bremen, der größte Bildhauer des Landes hatte eingewanderte Deutsche zu Eltern. In Dänemark war Thorwaldsen ein halber Isländer, Öhlenschläger von väterlicher wie mütterlicher Seite deutsch, die Komponisten Kuhlau, Weyse und die Familie Hartmann von deutscher Abkunft. Norwegens berühmtester Dichter, Henrik Ibsen, stammt von einer dänischen Seemannsfamilie, in die durch vier Generationen sich deutsches, schottisches, deutsches und aber deutsches Blut mischte. Er ließ in der mit seiner Ermächtigung herausgegebenen Biographie von sich erklären, daß direkt nicht ein einziger Tropfen norwegischen Blutes bei der Bildung seines Temperaments mitgewirkt habe. Von anderen repräsentativen Norwegern sind Johann Sverdrup und Gunnar Heiberg mütterlicherseits dänisch. Der größte und einzig berühmte Bildhauer Rußlands, Antokolski, ist sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite jüdischer Abstammung.

Geht man zu den Herrscherfamilien über, die vor der Welt ihre Nationalität vertreten, so kennzeichnet sie bekanntlich eine geradezu komische Stammesvermischung. Das Haus Romanow in Rußland stammt aus Holstein, und das Haus Bernadotte in Schweden-Norwegen aus der Gascogne. China wird von einer Mandschudynastie regiert. Ein dänischer Prinz und eine russische Prinzessin zeugen einen echt hellenischen Kronprinzen. Ein Fürst von Hohenzollern und eine Prinzessin von Wied gestalten sich zu einem rumänischen Königspaar. Eine österreichische Erzherzogin wird die regierende Königin von Spanien, und die Mutter des Beherrschers von Bulgarien ist eine Orleans. Das Haus Hannover sitzt auf dem Throne Englands, und der regierende König hat einen Prinzen von Koburg zum Vater. Kurz, die Verwirrung ist hier vollständig. Oder sie wird noch vollständiger, wenn man bedenkt, daß der Urgroßvater der Kaiserin von Deutschland der schmählich hingerichtete dänische Graf Struensee ist.

Das Anwachsen des Nationalgefühls in unseren Tagen hat höchst drolliger Weise die Nationen sich mitunter just auf Personen ganz besonders viel zugute thun lassen, bei denen jenes Gefühl sehr schwach entwickelt war, oder die es geradezu verleugneten. Der große deutsche

Philosoph Leibnitz schrieb seine Hauptwerke in französischer, die anderen in lateinischer Sprache. Preußens Nationalheld, Friedrich der Große, schrieb und sprach nie anders als französisch; die lange Reihe seiner „Gesammelten Werke“ gehören der französischen Litteratur an. Die Franzosen thun sich heute viel auf Henri Beyle zugute, der das Wort „Milanese“ auf seinen Grabstein eingehauen wissen, und die Deutschen sind auf Nietzsche stolz, der um alles ein Pole sein wollte.

Welche Sprache wohl Valdemar der Sieger mit Dagmar sprach? Da er nicht czechisch verstand, vermutlich deutsch. Und in welcher Sprache er sich wohl mit Berengaria unterhielt? Da er nicht portugiesisch verstand und sie in Mecklenburg kennen lernte, dürften sie plattdeutsch miteinander geredet haben. Valdemar Atterdag scheint, einigen von ihm zitierten Versen nach zu urteilen, sich ganz fleißig des Plattdeutschen bedient zu haben.

Die nationalistische Bewegung im modernen Europa ist, ob sie nun einen nationalreligiösen Beisatz hat, wie in Frankreich, wo sie sich gegen die Protestanten kehrt, oder ihre Stärke einzig im Rassenbewußtsein wie in Deutschland sucht, überall antisemitisch aufgetreten. Sie behauptet, Männer oder Frauen von jüdischer Abstammung könnten nie und nimmer einen tieferen Einfluß auf eine dem romanischen, germanischen oder slavischen Stamme angehörige Bevölkerung erlangen und ebensowenig als repräsentativ für dieselbe aufgefaßt werden. Schon der Umstand, daß in einem Zeitraume von nun bald zweitausend Jahren die jüdisch-christlichen Ideen, die in Palästina entstanden sind, in Europa ein Ansehen genossen wie keine anderen, muß Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung erwecken.

Es wird sich überdies zeigen, daß man die Theorie anwendet, wo es einem paßt, im übrigen aber sie fallen läßt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Rachel und Sarah Bernhardt für französische und Johanna Luise Heiberg für dänische Schauspielkunst als durchaus repräsentativ betrachtet werden müssen.

In den meisten Fällen wird sich ferner herausstellen, daß diese Theorie von den Thatsachen, von dem faktisch ausgeübten Einfluß selbst widerlegt wird. Niemand kann bezweifeln, daß Henrik Hertz als Lyriker und Dramatiker starken Anklang im dänischen Volke gefunden hat. Eine überströmende Anerkennung wurde ihm zu teil. Er gehört als J. L. Heibergs Freund und Kampfgenosse ganz und voll in die dänische Geistesentwickelung hinein. Würde man von seiner Abstammung nicht auf rein äußerlichem Wege Kenntnis erlangt haben, aus seinen Werken wäre es nicht möglich gewesen, sie nachzuweisen. — Bizets „Carmen“ hat Germanen wie Romanen gleich sehr entzückt, seine Musik fand in ganz Europa

Beifall. Erst spät wurde man auf rein äußerlichem Wege davon unterrichtet, daß Bizet ein Jude sei.

Die mächtigste Sozialdemokratie der Welt, die deutsche, wurde von Ferdinand Lassalle und Karl Marx begründet, zwei Männern, die sowohl von mütterlicher wie von väterlicher Seite von jüdischer Abkunft waren. Marx' Ideen haben sogar weit über Deutschlands Grenzen hinaus auf die Arbeiterbevölkerung von ganz Europa Einfluß genommen. Nun ist es aber eine längst von der Philosophie festgestellte Wahrheit, daß keine Einwirkung zwischen ungleichartigen Größen stattfinden könne. Schon allein der Umstand, daß eine Einwirkung — und sei es unter noch so großem Widerstande der Andersgesinnten — eintritt, beweist die gegenseitige Verwandtschaft zwischen dem, der den Einfluß übt, und jenen, die ihn erleiden. Diese einfache Wahrheit stürzt alle Behauptungen der Antisemiten um, von der ältesten bis zur neuesten scheinwissenschaftlichen in einem Buche von gestern, Maurice Muret's „L'esprit juif".

Unter den bessern antisemitischen Schriftstellern ist ein einziger, der ein gewisses Interesse bietet, teils weil er ein geistvoller und kenntnisreicher Mann ist, teils weil er, ohne darauf zu achten, seine antisemitische Doktrin durch eine andere, äußerst kühne, aber eifrig von ihm verfochtene Theorie widerlegt. Es ist der italienische, in seinem Vaterlande sehr geschätzte Schriftsteller Guglielmo Ferrero, ein leidenschaftlicher Anhänger des berühmten jüdischen Gelehrten Cesare Lombroso. In seinem Buche „l'Europa giovane" (Das junge Europa) befaßt er sich (wie Muret) mit einem nordischen Schriftsteller jüdischer Abkunft, um ihm jeden Einfluß auf seine Landsleute abzusprechen. Zugleich aber verficht er an anderer Stelle in seinem Buche als echter Theoretiker ein Gesetz, das er das Gesetz der Besonderheit (la legge della singolarità) nennt. Es läuft darauf hinaus, daß die Männer, die in den Staaten den größten Einfluß übten, stets fremden Ursprunges gewesen seien. Wenn Caesar Borgia der typische Fürst in der italienischen Renaissance wurde, so beruhe dies darauf, daß er ein Spanier war. Mazarin, Napoleon, Gambetta hätten nicht trotz ihrer fremden Abstammung Frankreich regiert, sondern kraft derselben. Kraft des fremdartigen in seinem Geiste habe Bismarck die Deutschen beherrscht — Ferrero nimmt überdies gleich den Franzosen an, daß Bismarck von slavischem Geblüte sei —, kraft des fremdartigen in seinem Geiste habe sich Disraeli als Lord Beaconsfield, trotz des Heeres von Vorurteilen, gegen das er anzukämpfen hatte, zum Führer des Adels von England, dann zu dem von ganz Großbritannien aufzuwerfen vermocht. Cavour habe nichts an sich gehabt, das auf einen piemontesischen Edelmann gedeutet hätte; er war, wie dem Namen, so auch dem Wesen und Auftreten nach, französisch. Parnell, Irlands ungekrönter König, sei gar

kein Irländer, gar kein Kelte, sondern ein Engländer, sogar ein Protestant, gehöre also selbst dem Volke und dem Gemeinwesen an, gegen welche er den Widerstand leitete.

Der Satz, daß niemand einen so großen Einfluß wie der Fremdgeartete erlange, ist wohl, so auf die Spitze getrieben, kaum mehr als ein geniales Paradoxon, allein er hat den Vorzug Gedanken anzuregen, menschliche, nicht-nationalistische.

Was ist das buddhistische Nirvâna in Wirklichkeit?

Von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

Unter den Vorwürfen, die immer und immer wieder gegen den Buddhismus erhoben werden, finden sich zwei, welche von den abendländischen Schriftstellern mit besonderer Zähigkeit als berechtigt verteidigt werden. Einesteils wird stets behauptet, daß der Buddhismus zu kulturwidrigem Quietismus führe, andererseits ist die Anschauung unausrottbar, daß das höchste Lebensideal der Buddhisten, das Nirvâna, mit dem Nichts identisch, daß der Buddhismus „die Religion des Nichts" sei.

Da das Wort Nirvâna bei uns volles Bürgerrecht erworben hat, erscheint es notwendig, stets aufs neue darauf hinzuweisen, daß dieser Ausdruck etwas Anderes bedeutet, als gewöhnlich behauptet wird. Vielleicht stammt die unrichtige Auffassung, die von dem Begriffe Nirvâna in Umlauf ist, ursprünglich von Schopenhauer, der sich ja um die Ausbreitung der indischen Weltanschauung im Abendlande und speziell in Deutschland unsterbliche Verdienste erworben hat. So sagt der große Philosoph u. a. („Zur Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben"): „Die Buddhisten aber bezeichnen, mit voller Redlichkeit, die Sache blos negativ, durch Nirwâna, welches die Negation dieser Welt oder des Sansara ist. Wenn Nirwana als das Nichts definiert wird, so will das nur sagen, daß der Sansara kein einziges Element enthält, welches zur Definition oder Konstruktion des Nirwana dienen könnte."

Da das Wort „Nirvâna" Verlöschen heißt, glaubte man ursprünglich, daß das Verlöschen des Daseins im Nichts den buddhistischen Begriff vom höchsten Ideale des Daseins darstelle. Mit dieser unrichtigen Annahme wurde vor allem durch die Arbeiten der beiden Forscher Max Müller und Childers gebrochen, welche die Bedeutung des Wortes Nirvâna dadurch klarzulegen versuchten, daß sie alle Stellen der kanonischen Bücher mit einander verglichen, an denen vom Nibbâna (wie Nirvâna in der Pâli-Sprache heißt) die Rede ist. Rhys Davids hat in seinem „Buddhismus" 16 Stellen aus den veröffentlichten Teilen der Pitakas angeführt, an denen das

Wort Nibbâna vorkommt)*, und Oldenberg hat diese Sammlung vervollständigt, indem er die sämtlichen in den Reden Buddhas, wie in den Schriften über das Gemeinderecht niedergelegten Zeugnisse des heiligen Pâli-Kanon einer Durchsicht unterworfen und alle wesentlichen Äußerungen der alten Dogmatiker und geistlichen Poeten über das Nirvâna zusammengestellt hat. Elf von den 16 Stellen sind dem „Dhammapada" entnommen, jener wunderbaren Spruch-Sammlung, die als ein „Schatzkästlein buddhistischer Ethik" bezeichnet worden ist. Und von dem Vorkommen des Wortes Nirvâna im Dhammapada sagt Max Müller: „Wenn wir im Dhammapada jede einzelne Stelle untersuchen, wo Nirvâna erwähnt wird, finden wir keine, welcher notwendigerweise die Bedeutung von Vernichtung beigelegt werden müßte, während die meisten Stellen, wenn nicht alle, vollkommen unverständlich werden würden, wenn wir das Wort „Vernichtung" auf Nirvâna übertrügen." Man versteht dieses Urteil, wenn man z. B. Vers 134 des „Dhammapada" betrachtet, in dem es heißt: „Wenn der gesprungenen Glocke vergleichbar, Dir keinen Ton ein Schlag mehr entlockt, dann bist Du zu Nirvâna gelangt; Feindschaft und Streit, die kennest Du nicht"; oder Vers 184: „In der Geduld die höchste der Bußen sehen Erwachte, Langmut erscheint als des Nirvâna Höhe; wer andere schlägt und beleidigt ist kein Asket." Wenn im Dhammapada nur diese beiden Stellen vorkämen, müßte man schon zu der Ansicht gelangen, daß Nirvâna im buddhistischen Sinne nicht „Vernichtung" bedeuten kann.

Es ist stets sehr schwierig zu entscheiden, wie gewisse metaphysische Begriffe der buddhistischen Lehre zu deuten sind, und unter dieser Schwierigkeit hat kaum ein Begriff stärker zu leiden gehabt, als der des Nirvâna. Buddha hat sich bei seinen Predigten selbst niemals um metaphysische Probleme gekümmert. Immer und immer hat er die eine Frage erörtert, die ihm allein des Nachdenkens wert erschien: Wie können fühlende Wesen von dem Leiden befreit werden, das mit dem Sein in dieser Welt des Leidens untrennbar verknüpft ist? Die Erlösung ist das Thema von Buddhas Predigt. Über metaphysische Fragen hat er seinen Jüngern niemals Auskunft gegeben, weil er das für unnütz hielt. In der ersten Predigt von Benares, über welche uns im Buche Mahâvagga ausführlich berichtet wird, legt Buddha bereits ausführlich dar, was seine Lehre ausschließlich bringen will. Er fragt, woher das Leiden stammt, das jedem denkenden und fühlenden Menschen einfach als Thatsache des Daseins entgegentritt, und er findet als Antwort, daß das Leiden aus dem Durst nach Sein entsteht, der von

*) Sie finden sich auf S. 127 ff. meiner Übersetzung, die in Reclams Universalbibliothek erschienen ist. D. B.

Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt. Wenn nun Buddha des weiteren die Frage stellt, wie dieser Durst und mit ihm alles Leiden aufgehoben zu werden vermöchte, dann gelangt er zu der Überzeugung, daß lediglich innere Läuterung, das Erringen von echter Gemütsruhe allen Erscheinungen des Lebens gegenüber das Leiden aufzuheben vermöge. In den buddhistischen Schriften wird diese Läuterung als der „heilige achtfache Pfad" bezeichnet, welcher heißt: „Rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken." Die Thatsache allein, daß Buddha grundsätzlich die Beantwortung aller Fragen metaphysischer Art abgelehnt und sich ausschließlich darauf beschränkt hat zu lehren, wie eine Erlösung vom Leiden zu finden sei, würde genügen, um zu beweisen, daß er bei der verlockenden Schilderung vom Nirvâna nie und nimmer an das „Aufgehen im Nichts" u. dgl. gedacht haben kann.

Oldenberg führt aus,*) daß Buddha gesagt hat: „Nicht kenne ich ein Ende des Leidens, wenn man nicht der Welt Ende erreicht hat. Aber ich verkündige Euch, daß in diesem beseelten Leibe, der nur klaftergroß ist, die Welt wohnt und die Entstehung der Welt und die Aufhebung der Welt und der Weg zur Aufhebung der Welt", und fährt dann fort: „„Der Jünger Buddhas erhofft diese weltaufhebende Seligkeit nicht erst für das Jenseits. Der Überwinder genießt schon hienieden den höchsten Lohn. Mag sein äußeres Dasein noch in der Welt des Leidens befangen sein; er weiß, daß nicht er es ist, den das Kommen und Gehen der Sankhâras (Gestaltungen) berührt.""

Und Rhys Davids spricht es klar und deutlich aus, daß Nirvâna das nämliche sei wie ein sündenloser ruhiger Gemüthszustand, und sagt: „Wenn das Wort überhaupt übersetzt werden soll, wird es vielleicht am Besten mit „Heiligkeit" wiederzugeben sein, denn Heiligkeit bedeutet im buddhistischen Sinne: Vollkommenheit in Frieden, Güte und Weisheit."

Obwohl uns diese Ansicht gewiß einleuchtend erscheinen muß, wenn man sich klar gemacht hat, was Buddhas Lehre sein will, und vor allem was sie nicht sein will, so sind doch mit ihr durchaus nicht alle Schriftsteller einverstanden, die in den letzten Jahren über das Nirvâna geschrieben haben. So sagt z. B. Joseph Dahlmann in seinem 1896 erschienenen „Nirvâna" auf S. 115 unter anderem über das buddhistische Nirvâna: „Wenn der Buddhist vom Erlöschen des Durstes nach Leben, vom Erlöschen des Ich, von Aufhebung der Upâdhi**), von Erlösung aus Leiden und Leidenschaft spricht, so bezeichnet er in diesem „Erlöschen"

*) Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. 3. Aufl. S. 306 ff.

**) Die Gesamtheit aller körperlichen und geistigen Eigenschaften, aus denen das Individuum besteht.

einen Zustand absoluter Vernichtung. Die schönsten Bilder und malerischsten Darstellungen von Nirvâna verdecken nur den Abgrund des Nichts, der sich thatsächlich in Nirvâna aufschließt."

Daß Dahlmann den Begriff des buddhistischen Nirvâna (den er im Gegensatz zum altbrahmanischen Ideal von Glückseligkeit zu behandeln versucht) durchaus unrichtig deutet, ergiebt sich aber noch ganz speziell aus zwei Textstellen. Die eine entnehme ich Rhys David's bereits 1881 erschienenen „Hibbert Lectures" (S. 253), in denen er drei wichtige Stellen des Sanyutta Nikâja anführt. An zwei von diesen sagt Sâriputta und an der dritten Gotama (der Buddha) auf die direkte Frage: „Was ist das Nirvâna?" „„Nirvâna ist die Zerstörung von Leidenschaft, Bosheit und Täuschung.""

Und Oldenberg führt (loc. cit. S. 324) an, daß ein Mönch namens Yamaka die folgende ketzerische Meinung gefaßt habe: „Ich verstehe die von dem Erhabenen verkündete Lehre dahin, daß ein Mönch, der das Haften am Dasein überwunden hat, wenn sein Leib zerbricht, der Vernichtung anheimfällt, daß er vergeht, daß er nicht ist jenseits des Todes." Da ausdrücklich gesagt wird, daß sich der Mönch Yamaka durch das Vertreten dieser Meinung einer Ketzerei schuldig gemacht habe, ergiebt es sich ohne weiteres, daß die ältesten Anhänger Buddhas unter dem Nirvâna nie und nimmer die Vernichtung verstanden haben!

Wenn wir am Eingang dieser Betrachtungen darauf hingewiesen haben, daß Schopenhauer den Begriff des Nirvâna nicht richtig gedeutet hat, so muß festgestellt werden, daß er bei seiner Unkenntnis der heiligen Texte, die zu seinen Lebzeiten kaum bekannt gewesen sind, die wahre Bedeutung des buddhistischen Nirvâna nicht erfassen konnte. Es war wohl in der Rede, welche Max Müller am 28. September 1869 in der allgemeinen Sitzung der deutschen Philologen-Versammlung in Kiel über den „buddhistischen Nihilismus" hielt, daß zum erstenmale der Anschauung entgegengetreten wurde, daß das Nirvâna das Nichts sei, und damals war Schopenhauer schon neun Jahre tot. Um so merkwürdiger ist die Thatsache, daß Schopenhauer am Schlusse seines Werkes „die Welt als Wille und Vorstellung" von der Weltüberwindung genau so spricht, wie der Buddhist von seinem Eingehen ins Nirvâna. Es heißt da: „Wenden wir aber den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen, welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntnis gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur, mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten, so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Überganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten

und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raphael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: „nur die Erkenntnis ist geblieben, der Wille ist verschwunden.“ Diese gänzliche Meeresstille des Gemüts, von der hier Schopenhauer so herrlich spricht — sie ist das buddhistische Nirvâna.

Kleine Mitteilungen.

Orientalische Forschungen.

In seinem interessanten Werk „Die älteste Zivilisation von Griechenland“ zieht H. R. Hall bereits die Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen Evans' auf Kreta in den Kreis seiner Untersuchungen, welche vornehmlich der Aufhellung der mykenischen Frage dienen. Besonders wertvoll werden die Untersuchungen dadurch, daß Hall nicht nur ein gründlicher Kenner der griechischen sondern auch der ägyptischen Archäologie ist.

Das Kapitel, das die Beziehungen zwischen Mykene und Ägypten behandelt, wird daher besonders Aufmerksamkeit erregen. Unter den mykenischen Stämmen, die Ägypten zwischen 1400 und 1150 vor Chr. angriffen, identifiziert er die Uaschascha mit den Axiern von Kreta, und zeigt, daß höchstwahrscheinlich auch mehrere andere Stämme mit Einschluß der Pulesatha (Philister) kretischen Ursprungs waren. Bei der zeitlichen Bestimmung der mykenischen Epoche nimmt Hall zwischen den beiden Extremen einen vermittelnden Standpunkt ein. Er läßt die mykenische Kultur im eigentlichen Griechenland und in Kreta zu einer sehr frühen Zeit beginnen und sie um 1500 v. Chr. die höchste Blüte erreichen, als ihr Hauptsitz in Kreta war und sie ihren Einfluß auf Kleinasien und Ägypten ausdehnte. Im eigentlichen Griechenland endete dann die mykenische Epoche etwa um das Jahr 1000, während sie in Kleinasien bis 800 und auf Cypern sogar noch ein Jahrhundert länger sich erhielt. Eine andere, höchst wichtige Feststellung macht Hall noch entgegen der bisher geltenden Ansicht, nämlich daß das Eisen den Ägyptern bereits um 3500 v. Chr., also 2500 Jahre früher als es in Europa in Gebrauch kam, bekannt war: „Es wird auf den Denkmälern in einer Weise genannt und beschrieben, daß die Möglichkeit eines Zweifels an dieser Thatsache ausgeschlossen ist.“ Hall hat die Frage nach dem Alter der mykenischen Kultur zwar auch nicht gelöst, jedoch bei seinen Untersuchungen eine Reihe wichtiger Thatsachen ans Licht befördert.

* * *

Durch die neueste Publikation L. W. Kings über die Briefe Hammurabis an Sin-idinnam ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf diesen eigenartigen, kulturgeschichtlich hochbedeutsamen Fund gelenkt. Wir besitzen in ihnen den Briefwechsel zwischen dem bedeutendsten König der 1. babylonischen Dynastie, Hammurabi, dem Amraphel der Bibel, also einem Zeitgenossen Abrahams, und seinem Statthalter Sin-idinnam, der die südbabylonischen Provinzen verwaltete. Ein großer Teil der Briefe befaßt sich mit rechtlichen Verhältnissen. In einem wird verordnet, im laufenden Jahr einen Schaltmonat einzuschieben, um die Differenz zwischen geschriebener und wirklicher Jahreszeit auszugleichen; andere

Briefe wiederum beziehen sich auf Bauten, welche Sin-idinnam auf Befehl Hammurabis ausführen soll: Neue Kanäle sollen angelegt, alte wieder in Stand gesetzt, eine Euphratregulierung soll auf einer bestimmten Strecke vorgenommen werden. Wir gewinnen Einblick in die Handelsbeziehungen zwischen Nord- und Südbabylonien und sehen, wie sich gerade zu jener Zeit in Babylonien der Übergang vom einfachen Tauschhandel zu dem Gebrauch von edlem Metall als Tauschwert zu vollziehen scheint. So fallen durch diesen Briefwechsel scharfe Blitzlichter in eine Zeit (ca. 2250 v. Chr.), die uns im alten Testament nur eingehüllt in den Dämmerschein der Patriarchenlegende erscheint.

* * *

In seiner Schrift „Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker" (Aus „der alte Orient", Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung) schreibt Hugo Winckler: Der Vorurteilslose und der Belehrung Zugängliche wird staunend fragen, wie man es sich erklären soll, wenn Theorien, welche das Babylonien des 4. und 3. vorchristlichen Jahrtausends entwickelt hat, sich bei den Slaven des 12. nachchristlichen Jahrhunderts wiederfinden, in einer Zeit, wo die altorientalische Kultur seit zwei Jahrtausenden den Schlaf unter ihren Ruinenhügeln schlief; wie man sich die Wanderungen gar zu den Völkern der „neuen Welt" denken soll, wo noch in unsern Tagen Legenden gesammelt werden, für welche der gleiche Ursprung nicht bezweifelt werden kann: die Erklärung, die Feststellung des Weges und der Mittel der Entlehnung ist uns vor der Hand versagt, die Thatsache selbst steht fest. . . . . Das muß vorausgeschickt werden, um die Bedeutung zu veranschaulichen, welche die Kenntnis gerade der babylonischen Kultur für eine geschichtliche Auffassung des Entwickelungsganges der Menschheit hat. . . . Religion im Sinne des Orients ist die Erklärung alles dessen was ist, also eine Weltauffassung. Wenn die Weltanschauung aller Völker, welche überhaupt angefangen haben, sich Rechenschaft über ihr und ihrer Umgebung Dasein zu geben, von der babylonischen berührt worden ist, so kommen wir schließlich dazu, überhaupt nur zwei Weltanschauungen zu unterscheiden, welche die Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung kennt: die altbabylonische und die moderne, empirisch-naturwissenschaftliche, welche erst in der Entwickelung begriffen ist und mit der alten auch noch auf manchen Gebieten des modernen Gesellschaftslebens im Kampfe liegt. . . . . An die Gestirne als die Verkünder des göttlichen Willens und Waltens hat die Menschheit bis zum Anbruch der neuen Zeit geglaubt; erst die Entdeckungen eines Kopernikus und Keppler haben die Herrschaft der Astrologie gestürzt, — ein Beispiel, wie lange die babylonische Weltanschauung geblieben ist.

Notiz.

Die Deutschkatholische (freie religiöse) Gemeinde zu Frankfurt a. M. sucht die vakant gewordene Predigerstelle wieder zu besetzen. Bewerber freisinniger Richtung, mit akademischer Bildung, belieben sich unter Beifügung eines ausführlichen Lebenslaufes und mit Angabe ihres seitherigen Wirkungskreises an den Unterzeichneten zu wenden.

Im Namen des Gemeindevorstandes:
Gerhard Paulson, Vorsitzender,
Königstraße 17.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 20. 20. Januar 1902. I. Jahrgang.

Der Stand der Volksernährung in Deutschland.

Von Dr. W. Hanauer (Frankfurt a. M.).

Von allen Fragen, welche sich auf die Wohlfahrt der breiten Massen der Bevölkerung beziehen, ist die Volksernährung zweifellos diejenige, welche am stiefmütterlichsten behandelt wird. Sie nimmt in der sozialpolitischen und sozialhygienischen Discussion einen äußerst bescheidenen Raum ein, man hört von ihr immer nur sozusagen in negativem Sinne, wenn es sich darum handelt, sie zu schädigen, wie bei der Beratung über das Fleischschaugesetz, über das Gesetz betreffend die Consumvereine und jetzt wieder bei der Beratung über den neuen Zolltarif.

Woher kommt diese stiefmütterliche Behandlung, im Gegensatz z. B. zu der Arbeiterwohnungsfrage, in der, verglichen mit der Frage der Volksernährung, theoretisch und praktisch mit Hochdruck gearbeitet wird? Sicherlich liegt es nicht an ihrer geringeren Wichtigkeit, und auch nicht daran, daß die Frage bereits gelöst ist, sondern daran, daß darüber zu wenig in der Öffentlichkeit bekannt ist. Die Volksernährung läßt sich statistisch nicht leicht erfassen, man kann keine umfassenden Erhebungen anstellen, der Arbeiter läßt sich nicht gerne in die Schüssel schauen und giebt nur höchst ungern über die einschlägigen Dinge Auskunft. Mit Mühe und Not sind einige wenige Arbeiterbudgets aufgestellt worden, die aber über die Qualität der Ernährung der Befragten nur dürftige Auskunft geben, und die Schlüsse, die daraus gezogen wurden, sind nicht immer zutreffend. Die besten Quellen, die uns zur Verfügung stehen, um über den Stand der Volksernährung Aufschluß zu erhalten, sind die Berichte der deutschen Gewerbeinspektoren. Nicht als ob diese in die Materie sehr tief eindringen würden! Nein, meist ist das, was über die Lebenshaltung der Arbeiter gesagt wird, nur in einigen dürftigen Zeilen abgethan; aber, wenn man diese Notizen sorgsam eine längere Reihe von Jahren sammelt, wenn

man die sonst zur Verfügung stehenden Quellen benützt, so genügt das doch, um über den Stand der Ernährung der Lohnarbeitenden ein ungefähres Bild zu erhalten, um beurteilen zu können, ob dieselbe den physiologischen Ansprüchen genügt, und vor allem, um die Frage zu entscheiden, ob sich, wie die Begründung zum Zolltarif hervorhob, die Lebenshaltung der breiten Massen gehoben habe.

Professor Voit in München ist bekanntlich zu dem Resultat gekommen, daß für die Ernährung eines erwachsenen Arbeiters von etwa 70 Kilo Gewicht bei mittlerer Arbeitsleistung von neun bis zehn Stunden pro Tag 118 gr Eiweiß, 56 gr Fett und 500 Kohlenhydrate notwendig seien. Alle weiteren Untersuchungen bauen auf diese Forschungsergebnisse, man nimmt diese Zahlen als Minimalwerte an und verlangt, daß auf die Dauer nicht darunter gegangen werden darf, falls eine ausreichende Ernährung, die Grundbedingung für die Leistungsfähigkeit und das Wohlbefinden der Arbeiter, gewährleistet werden soll.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß die Volksernährung in Deutschland diesen Mindestforderungen durchweg nicht entspricht. Bezüglich der notwendigen Kohlenhydratmenge, die in Form von Brod und Kartoffel genossen wird, mag es ja zutreffen, nicht aber bezüglich des Bedarfes an Eiweiß und Fett, der wichtigsten und unentbehrlichsten Kraftquellen, die aber zugleich die teuersten sind. Die Lieferanten des Eiweißes sind Fleisch, Fische, Milch und Käse. Vom Fleisch wären bei einer entsprechenden Beinahrung an Brod (3/4 Pfund) und Milch (1/2 Liter) 200 gr täglich nötig, um den Eiweißbedarf zu decken. Dieses bescheidene Fleischquantum ist jeden Tag als Grundlage der Nahrung notwendig, aber wie viele Arbeiter sind in der Lage, täglich Fleisch zu genießen, und müssen es nicht nur zeitweise, sondern ständig durch minderwertige Präparate ersetzen! Es giebt Arbeiter, welche die ganze Woche überhaupt kein Fleisch essen. Das thun die Westerwälder Arbeiter in den Bimsandsteinfabriken im Regierungsbezirk Coblenz höchstens einmal die Woche. Sonst leben sie von Kartoffeln, Gemüse, Salat und Kaffee. Bei den Handwebern der Leinenindustrie im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. Oder sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel Kartoffeln und Leinöl, weniger Brod und Kaffee, allenfalls noch unter Hinzunahme von Quark bei den Bessergestellten. Die Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau leben nach den Untersuchungen Rechenbergs vorwiegend von Brod und Kartoffeln, ferner essen sie Butter, Milch, Kaffee; die meisten Weberfamilien essen weder Fleisch noch Fleischwaren, die Besserbemittelten hin und wieder einmal Heringe, an Sonntagen und Festtagen auch Schlachtfleisch. Die Cigarrenarbeiter im Großherzogtum Baden bleiben in ihrer Ernährung nach den Mitteilungen Wörrishoffers hinter der notwendigen Menge Eiweiß

zurück. Man sieht, nicht nur in Masuren und Ermland, sondern auch in anderen central gelegenen Provinzen Deutschlands ist die Ernährung als eine durchaus unzureichende zu bezeichnen. Dasselbe berichten die Fabrikinspektoren in den letzten 10 Jahren noch aus verschiedenen Gauen, ohne weiter ins Detail einzudringen, so bezüglich der Arbeiter in den Berliner Vororten. Die Ernährungsweise derselben wird als ungenügend bezeichnet, denn sie genießen häufig gar keine warme Mittagsmahlzeit. Im Regierungsbezirk Potsdam entspricht der Wert der Nahrungsmittel und der Speisen, unabhängig von der Höhe der Einnahme und dem Preise der Lebensmittel, nicht immer den Anforderungen, die man an die bescheidenste Kost stellen kann; häufig besteht das Mittagsessen aus dünnem Kaffee. In der Provinz Posen wird die Ernährungsweise der Bevölkerung als sehr mangelhaft und wenig abwechslungsreich bezeichnet. Die hessische Inspektion berichtete, daß die Lebens- und Ernährungsweise der Arbeiterschaft im Durchschnitt nicht den Anforderungen der Gesundheit und der Wohlfahrt des menschlichen Körpers entspreche, desgleichen werden in Baden die Ernährungsverhältnisse als ungenügend bezeichnet.

Welches ist nun der Grund für diese ungenügende Ernährung der Arbeiter? Es ist der hohe Preis der Nahrungsmittel bei geringem Lohn; dieser wird in den meisten Fällen als Ursache der gedrückten wirtschaftlichen Lage der Arbeiter und ihrer niedrigen Lebenshaltung angegeben. Der Gewerbeinspektor in Coblenz konstatiert, daß es bei den im Bezirk gezahlten Löhnen vielen Arbeiterfamilien nicht möglich ist, sich genügend kräftig zu ernähren, und sein Kollege in Frankfurt a. d. Oder stellt fest, daß die kärgliche Ernährungsweise der Handwerker nur dem äußerst niedrigen Verdienste entspricht. Dieselbe Wahrnehmung machte man in Schlesien und Posen. Aus Württemberg wird gemeldet, daß, wenn das Familienoberhaupt als der einzige Ernährer der Familie mit mehreren Kindern dasteht, bei dem gegebenen Tagesverdienst die Lebenshaltung eine geringe und meist sehr einförmige zu nennen sei. In Elsaß-Lothringen entspricht bei nicht gelernten Industriearbeitern und Taglöhnern der aus der Tagesarbeit erzielte Lohn den bescheidensten Ansprüchen am Leben nicht, selbst bei geordneter Hauswirtschaft.

Die Klagen über hohe Lebensmittelpreise ertönen von allen Seiten, und, wenn auch oft die Löhne stiegen, so hielt die Aufbesserung der Lohnverhältnisse vielfach nicht gleichen Schritt mit der Verteuerung der Lebensmittel; dazu kommen noch die teueren Mietpreise, namentlich in den großen Städten, vereinzelte Mißernten, Einfuhrverbote, Arbeitslosigkeit und Lohnreduktionen. Das alles macht sich in erster Linie in der Herabsetzung der Volksernährung geltend.

Die Folgen der schlechten Ernährung machen sich zunächst in der verminderten Leistungsfähigkeit bemerkbar; die Arbeitsleistungen fallen verschieden aus, je nachdem es sich um gut oder mangelhaft genährte Arbeiter

handelt. Von den oberschlesischen Arbeitern wird berichtet, daß ihre körperliche Entwicklung oft recht viel zu wünschen übrig läßt, was weniger durch die Beschäftigung, wie durch die mangelhafte Ernährung verursacht wird. Die Arbeiter sind bei ihrem geringen Verdienst meist nicht in der Lage, den Kindern die gebotene Ernährung zukommen zu lassen. Sie sehen diese vielmehr schon sehr früh als Miternährer der Familie an, und, wenn sie in die Fabriken oder Hüttenwerke kommen, sind sie meist körperlich ungenügend entwickelt und schwach. Die Kindersterblichkeit ist eine große, bei den Musterungen werden die Militärpflichtigen schwächlich befunden. Der Medizinalbericht der Stadt Breslau führt die noch immer hohe Sterblichkeit in Breslau auf die schlechten Wohnungsverhältnisse und die dürftige Ernährung der Arbeitermassen zurück. Ist letztere unzureichend, so ist dies auch noch deswegen nachteilig, weil der Arbeiter jener besten Schutzwaffe gegenüber gesundheitschädlichen Einflüssen in den Fabriken verlustig geht. Eine gute Ernährung ist das beste Mittel, um die Widerstandsfähigkeit zu heben. So hat sich im Regierungsbezirk Düsseldorf in den Bleiweißfabriken ein gutes und kräftiges Mittagessen von gutem Einflusse gegen die Bleikrankheit gezeigt. Umgekehrt äußert sich schlechte Verköstigung in dem Auftreten schwerer Ernährungsstörungen; die Textilarbeiterinnen im Regierungsbezirk Aachen, die zum Mittagessen Kaffee und Butterbrod genießen, leiden an starker Blutarmut, im Regierungsbezirk Minden sterben 90 % der Cigarrenarbeiter an Tuberkulose; nach Angabe der dortigen Kassenärzte ist die schlechte Ernährung mit schuld daran.

Über eine hohe Tuberkulosesterblichkeit wird auch aus Baden im Zusammenhang mit ungenügenden Ernährungsverhältnissen berichtet. Nicht vergessen darf man in diesem Zusammenhang die Mitwirkung des Alkohols. Der Arbeiter sucht gewöhnlich für das fehlende Nahrungsquantum Ersatz im billigen Branntwein, der vorübergehend die Hungernerven lähmt. Natürlich summiert sich mit der Zeit die Wirkung des Giftes und trägt dazu bei, daß der geschwächte Körper den Einwirkungen anderer Schädlichkeiten früher oder später unterliegt.

Bei der Begründung des Zolltarifs und bei der ersten Lesung der Zollvorlage im Reichstage ist öfters behauptet worden, daß sich die Lebenshaltung der Arbeiter gehoben habe, daß sie infolgedessen die Verteuerung der Lebensmittel leichter ertragen können. Nun, wenn man die Berichte der Gewerbeinspektoren der letzten Jahre daraufhin einer Durchsicht unterzieht, gewinnt man nicht den Eindruck, daß dem so sei. So wird beispielsweise über das Jahr 1898 aus Sachsen berichtet, daß die wirtschaftliche Lage der Arbeiter sich nicht wesentlich gebessert habe, da die Erhöhung der Löhne von einer Steigerung der Fleischpreise und der Wohnungsmieten begleitet war. Über dasselbe Jahr berichtet der Gewerbe-

inspektor für Elsaß-Lothringen, daß daselbst die wirtschaftliche Lage der Arbeiterbevölkerung trotz Lohnerhöhung keine Besserung aufwies, vielmehr sich ungünstiger gestaltete wie im Vorjahr, da die Preise der notwendigen Lebensmittel, Mehl, Brod, Fleisch, überall in die Höhe gingen, während drei Viertel der Arbeiter auf dem gleichen Einkommen stehen blieb. Über Württemberg lautet das Urteil über dasselbe Jahr summarisch, daß einzelne Lohnerhöhungen durch die Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel, z. B. Fleisch, wieder ausgeglichen wurden. Dasselbe entnehmen wir den Jahresberichten der preußischen Gewerbeinspection 1899. Trotz der vielfachen Lohnsteigerungen ist eine Verbesserung der Lebenshaltung nur in Ausnahmefällen herbeigeführt worden, da nach dem Zeugnis der Berichte durch die Verteuerung der Lebensmittel und der Wohnungsmieten, sowie des Heizungs- und Beleuchtungsmaterials das Mehreinkommen durch Mehrausgaben häufig mehr wie ausgeglichen wurde. Auch in Hamburg hat sich nach dem Urteil der dortigen Inspektion im selben Jahre die Lebenslage der Arbeiter trotz der guten Geschäftskonjunktur nicht gebessert, da die Fischpreise in stetem Steigen waren, weil der Transport nach dem Innenland durch bessere Verkehrseinrichtungen erleichtert wurde; dazu kam ein Steigen der Wohnungspreise, während die Löhne nicht erhöht wurden. Der bayrische Bericht sagt über die Jahre 1898—1900 folgendes: In den Bezirken Oberbayern, Pfalz und Unterfranken war 1898 ein Steigen der Lebensmittelpreise, eher Sinken der Lebenshaltung zu konstatieren. Im Jahre 1899 wird für Mittelfranken angegeben, daß das Einkommen des Arbeiters zur Bestreitung des Lebensunterhaltes unter den heutigen Verhältnissen nur notdürftig ausreichend war; in Unterfranken wurden die hohen Lebensmittelpreise schwer empfunden, die Ernährungsverhältnisse der Arbeiter besserten sich nicht und sie mußten sorgfältig rechnen und haushalten, wenn sie in ihrer Lage keine Rückschritte machen wollten. Im Bezirk Schwaben war von einer besonderen Hebung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter keine Rede, da die anhaltend teueren Lebensmittelpreise den höheren Löhnen gegenüberstanden. „Wenn schon der Mittelstand unter diesen mißlichen Verhältnissen schwer zu leiden hat, so werden diese von der Arbeiterbevölkerung um so mehr empfunden, obwohl der Fleischverbrauch ein bescheidener, und die Ansprüche an die Wohnung gering sind.“ Über das Jahr 1900 endlich wird aus Bayern gemeldet, daß sich die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung nicht verändert, zum Teil ungünstiger sich gestaltet, im Ganzen jedenfalls sich nicht gehoben hat.

Man wird nach diesen Urteilen, die man gewiß nicht als einseitige bezeichnen kann und die gewiß bestrebt sind, die Verhältnisse eher in einem zu günstigen als zu ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, nicht behaupten können, daß sich die Lebenshaltung der Arbeiter, wozu wir vor

allem eine ausreichende Ernährung rechnen, gebessert habe. Dank der hohen Nahrungsmittelpreise ist gerade oft das Gegenteil der Fall. Das sehen wir auch u. a. an der ständigen Zunahme des Pferdefleischverbauches. 1895 wurden in 43 deutschen Städten 33 348 Pferde geschlachtet, im Jahre 1898 48 546 Stück. Die dauernde Zunahme führt Hirschberg auf die Höhe des Preises des Schweinefleisches zurück.

Ist die Volksernährung infolge der geringen Löhne und der hohen Nahrungsmittelpreise zur Zeit schon eine unzureichende und den physiologischen Anforderungen nicht entsprechende, so muß sie, wenn der vorgeschlagene Zolltarif Gesetz wird und eine weitere Verteuerung der zum Leben unentbehrlichen Nahrungsstoffe im Gefolge hat, des weiteren auf das Verhängnisvollste geschädigt werden. Fleisch, das jetzt schon ein viel zu seltener Gast im Hause des kleinen Mannes ist, wird, wenn es um 15—20 Pf. pro Pfund teurer wird, ein ganz unerschwinglicher Luxusartikel werden. Die Hauptnahrung des Arbeiters wird noch mehr, als es jetzt der Fall ist, in Kaffee, Brod und Kartoffeln bestehen. Damit wird aber die Leistungsfähigkeit des Arbeiters unbedingt abnehmen, ebenso seine Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einwirkungen des Fabrikbetriebes. Die Krankheiten werden zunehmen und Krankenkassen und Invaliden-Anstalten werden sich auf bedeutend erhöhte Ausgaben gefaßt machen müssen. Namentlich wird für die Tuberkulose durch die schlechte Ernährung der geeignete Boden vorbereitet werden, und es ist geradezu als unsinnig zu bezeichnen, wenn die Regierung auf der einen Seite Millionen*) für die Heilung der Tuberkulose ausgiebt und auf der anderen Seite durch erschwerte Ernährung wieder Hunderttausende der Gefahr, die Schwindsucht zu erwerben, aussetzt. Sicher wird auch die Trunksucht zunehmen, da der kleine Mann, wenn seine Pfennige für eine richtige Ernährung nicht mehr ausreichen, noch mehr geneigt sein wird, für dieselben Branntwein zu kaufen, um sein Hungergefühl zu betäuben. So wird ein blutarmes, degeneriertes Geschlecht gezüchtet werden, das notwendigerweise die Landesverteidigung ungünstig beeinflussen muß.

Wir besitzen in Deutschland in dem Reichsgesundheitsamt eine Behörde, die dazu geschaffen wurde, dem Reichskanzler in hygienischen Fragen beratend und gutachtend zur Seite zu stehen. Die Frage der Volksernährung ist eine hygienische Frage von eminenter Wichtigkeit. Möge der oberste Reichschef dieses Amt um ein Gutachten ersuchen darüber, welchen Einfluß der Zolltarif auf die Volksernährung ausübt, er wird vielleicht dann nicht mehr so leicht über diese Seite der Zolltariffrage hinweggehen.

---

*) Im Jahre 1900 haben die Invalidenanstalten mehr als 3½ Millionen für die Heilbehandlung der Tuberkulose ausgegeben.

Ein Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung.

Von Austriacus.

Vogelstraußpolitik zu treiben ist oft ein gefährliches Ding. Namentlich bei Fragen von so hoher kultureller Bedeutung, wie die österreichische „Los-von-Rom"-Bewegung. Man schweigt aus total verfehltem Wohlwollen, aus Furcht, der Bewegung zu schaden, über ein Ding, dessen sich die meisten bewußt sind. Und doch liegt es eben im Interesse der Bewegung, es frisch und frei auszusprechen: Die „Los-von-Rom"-Bewegung ist heute noch immer eine alldeutsche Parteisache. Trotz aller Wenn und Aber steht dies unumstößlich fest. Es hat der Bewegung bis heute sehr geschadet, und bildet in Zukunft für sie eine direkte Gefahr. Denn mit K. H. Wolfs Mandatsniederlegung ist Schönerers Einfluß in der alldeutschen Partei vorherrschend geworden, und was Wolf in der letzten Zeit zu verhindern gewußt, wird — wie einst bei Schönerers Alleinherrschaft — wieder hervortreten: der hohenzollernfreundliche, indirekt antiösterreichische Anstrich der alldeutschen Politik. Schönerer, der unbedingte Bismarckschwärmer, hat Bismarcks Mahnwort an die Deutschösterreicher stets außer Acht gelassen und es daher möglich gemacht, daß die Alldeutschen als „Preußenseuchler" und die „Los-von-Rom"-Bewegung als „Los-von-Österreich"-Bewegung bezeichnet werden konnten. Hat man den letzteren Vorwurf bis heute mit Rücksicht auf die Haltung der Partei während der letzten Jahre als grundlose Verdächtigung schroff zurückweisen können, so bietet eine alldeutsche Partei unter Schönerers Leitung absolut keine Gewähr, daß man dies auch in Zukunft vermag. Schönerer, dessen Leibblatt „Unverfälschte deutsche Worte" die christliche Religion stets als „jüdische Morallehre" bezeichnet und einen grotesken Wotankult betreibt, der sich erst „los-von-Rom" erklären wollte und es auch thatsächlich erst that, als die Übertritte die Zahl zehntausend erreicht hatten, der seinem Übertritte einen unangenehmen politischen und persönlich-wohlgefälligen Anstrich gab, dem die „Los-von-Rom"-Bewegung nie Herzenssache und Parteifanatismus stets alles war! Seine Parteileidenschaft und politisch unkluge Taktik kann künftigen Machthabern sehr leicht den Vorwand liefern gegen die antirömische, als einer antiösterreichischen Bewegung mit Gewaltmaßregeln vorzugehen.

Man weiß ja, welchen Zeiten Österreich entgegengeht. Bei der letzten Versammlung des „katholischen Schulvereins" hat der Obmann dieses rührigsten und agressivsten klerikalen Kampfvereines, Dr. Caspar Schwarz, eine Rede gehalten, die folgende Stelle enthält:

„Die Protektoratsübernahme (durch den Thronfolger) bedeutet, daß der künftige Kaiser die Verbreitung christlicher

Grundsätze in Schule und Familie auszeichnet und mit seiner Anerkennung versieht, ja mit der ganzen Thatkraft und mit dem Glanze seiner Autorität zu fördern bereit ist. Wer erklärt, daß er für eine katholische Schule eintritt, der erklärt auch, daß er in Österreich eine katholische Regierung will."

Das ist keine kraftmeierische Redeleistung, sondern volle Wahrheit. Von allen schönen Wendungen entblößt, besagen die Schwarzschen Worte: nach dem Regierungsantritte des jetzigen Thronfolgers ist klerikal Trumpf, die Reaktion wird Österreich überwuchern.

Das hat man sich auch schon früher gesagt. Aber man ist noch nicht daran geschritten, diese künftige Reaktion unmöglich zu machen. Man komme ja nicht damit, daß Österreich eine Verfassung besitzt! Wir laborieren noch immer an dem Verfassungsoktroi der sechziger Jahre, haben — im Gegensatze zu Ungarn, wo dies bei der Königskrönung geschah — keine vom Kaiser beschworene Verfassung, und die Thronrede, mit der im Vorjahre der Reichsrat eröffnet wurde, hat ganz rückhaltlos von der „aus freien Stücken gegebenen Konstitution" gesprochen. Das ist deutlich! Überdies haben uns die Badeni-Zeit, das § 14-Regime sowie unzählige Ereignisse in Wien und Galizien bewiesen, daß die bestehenden Gesetze ungescheut und ungestraft außer Kraft gesetzt werden können. Wird ja auch heute immer wieder von der Einführung des Absolutismus gesprochen und Herr von Koerber sprach ganz rückhaltlos von einer eventuellen Änderung der Verfassung. Unser ganzes politisches Leben ist derart, daß wir keine Gewähr für Recht und Gesetz besitzen. Das ist traurig, ist aber Thatsache. Und noch trauriger ist die Thatsache, daß wir künftigen Ereignissen fast wehrlos gegenüberstehen. Deshalb wäre es die erste und wichtigste Aufgabe aller freiheitlich Empfindenden, in Österreich Schutzwälle zu errichten gegen die künftige Reaktion. „Los-von-Rom" muß die gemeinsame Parole aller nichtklerikalen Parteien, aller nichtklerikalen Männer werden, das ganze Volk muß aufgerüttelt und angeeifert werden, das Joch abzuschütteln, in den Römlingen seinen Feind zu erblicken und sich ihnen in geschlossener Kampfreihe gegenüber zu stellen.

Das ist heute nicht der Fall, denn die „Los-von-Rom"-Bewegung ist heute alldeutsche Parteisache. Der schlagendste Beweis hierfür ist, daß fast alle Parteien der Bewegung passiv gegenüber stehen, von den Liberalen und den Volksparteilern an bis zu den Sozialdemokraten. Die letzteren haben (durch den Abg. Rieger bei der Olmützer Protestversammlung gegen den Katholikentag) allerdings die Parole ausgegeben, daß es nicht „los von Rom", sondern „los auf Rom!" heißen müsse — aber es ist bei

den schönen Worten geblieben. Daß in den letzten Wochen im Reichsrate vom Abgeordneten Schuhmeier ein Antrag auf Aufhebung des Religionsstörungsparagraphen eingebracht wurde, ist lediglich ein Akt der Notwehr. Eine antiklerikale Volksbewegung hat die sozialdemokratische Partei nicht inauguriert, wie alle anderen Parteien steht auch sie Gewehr bei Fuß. Ja, als vor einiger Zeit der alldeutsche Abgeordnete Stein bei einem Festkommerse anläßlich der diesjährigen Friedrichsruher Reise an das Grab Bismarcks in einer Rede sagte, die „Los-von-Rom"-Bewegung sei anfangs nationalen Gründen entsprungen, druckte das Grazer sozialdemokratische Tagblatt „Arbeiterwille" diese Stelle der Rede ab und fügte wörtlich hinzu: „Den Genossen, die sich durch die „Los-von-Rom"-Bewegung irreführen lassen, zur Warnung." (Nummer vom 3. Dez. 1901.)

Rein national ist die „Los-von-Rom"-Bewegung heute entschieden nicht mehr, aber sie ist alldeutsche Parteisache, wird als solche angesehen — das obige Zitat beweist es! — und viele, die längst innerlich romfrei sind, zögern es auch äußerlich zu werden, weil sie nicht als Alldeutsche betrachtet werden wollen.

Aber der Umstand, daß die alldeutsche Partei die „Los-von-Rom"-Bewegung förmlich gepachtet hat, birgt noch eine andere Gefahr. Im Parteienkampfe hütet man sich Etwas zu unternehmen, das die Gegenpartei stärkt. Aus der Gleichgültigkeit gegenüber der „Los-von-Rom"-Bewegung kann bei gesteigertem Parteikampfe leicht eine ausgesprochene Gegnerschaft entstehen. Das läßt sich als ziemlich gewiß voraussagen. Die „Deutsche Volkspartei" ist der antirömischen Bewegung lange mit großer Sympathie gegenüber gestanden. Da kamen im Herbste die Landtagswahlen in Böhmen mit der ebenfalls durch Schönerer ausgegebenen Losung von dem „ungeteilten" Böhmen, und der hiebei entstandene erbitterte Wahlkampf zwischen der Volkspartei und den Alldeutschen. In jener Zeit fiel am Marburger Parteitage der alpenländischen Volkspartei das Wort: die Volkspartei habe mit „Los-von-Rom" nichts zu schaffen. Wie sich durch den politischen Kampf die Sympathie in Gleichgültigkeit wandelte, so kann sich diese wieder in Gegnerschaft wandeln. Wer den erbitterten, kleinlichen, gehässigen Kampf der politischen Parteien in Österreich nur halbwegs kennt, wird an dieser Möglichkeit keinen Augenblick zweifeln.

Aber noch ein Übel, und ein größeres, zeitigt der Umstand, daß die „Los-von-Rom"-Bewegung heute noch eine alldeutsche Parteisache ist. Ihr ist dadurch der Eingang zu den anderen Nationen Österreichs verwehrt. Da ist z. B. das czechische Volk mit der hussitischen Vergangenheit. Welch ein Boden für eine antirömische Bewegung! Die Czechen sind freiheitlich. Klerikale czechische Gemeinden giebt es nur wenige, und diese fast ausschließlich in Mähren. Fast alle czechischen Abgeordneten

gehören den — mindestens dem Programme nach — freisinnigen Jungczechen an. Und doch entsteht unter ihnen keine starke antirömische Bewegung, weil ihnen eben auch „Los-von-Rom" als identisch mit alldeutsch gilt. Wie unklug war das Verhalten der (deutschen) altkatholischen Synode Österreichs gegenüber dem czechischen altkatholischen Pfarrer Dr. Jska, der von der Prager Polizei im vollen Ornate vom Altare fort wegen „unbefugter Ausübung priesterlicher Funktionen" verhaftet wurde. Die Synode anerkannte ihn nicht als altkatholischen Seelsorger — weil er Czeche ist! Da war sein ganzes Wirken, aber auch die czechische antirömische Bewegung lahmgelegt. Jetzt wird unter den Czechen der Anschluß an die russisch-orthodoxe Kirche angeregt. Los-von-Rom um jeden Preis!

Daß unter den Czechen thatsächlich eine starke antirömische Stimmung herrscht, beweist der Umstand, daß bei der letzten Kongregationsdebatte im Reichsrate der radikal-nationale Czeche Klofac den Deutschen einen nationalen Waffenstillstand zur Bekämpfung des Klerikalismus anbot. Welch ein Kämpfer für die freiheitliche Sache könnte Prof. Dr. Masaryk werden!

Auch unter den Slovenen gährt es. Der Kampf, den die Liberalen unter Dr. Tavcar gegen den Klerikalismus innerhalb und außerhalb des Parlamentes führen, könnte — in die richtige Bahn geleitet — den kulturellen Bestrebungen nützlich werden. Auch unter den Polen und Italienern ist die Kampfstimmung gegen Rom vorhanden. Die Kongregationsdebatte hat es bewiesen. In der Triester Vorstadt Rogana sind in einer Woche des Monates Dezember über 800 Personen vom römisch-katholischen zum griechisch-katholischen Glauben übergetreten.

Nun sind aber die Deutschen Österreichs bei der Abwehr des römischen Joches auf Bundesgenossen angewiesen. Ich unterschätze die Stärke der Deutschen nicht, ich überschätze sie aber auch nicht. Ich halte mir die Thatsache vor Augen, daß sie im Lande die Minorität bilden und vor Allem, daß es der Grundzug österreichischer Politik der letzten Jahrzehnte war, im Gegensatze zum protestantischen Deutschland und orthodoxen Rußland, ein slavisch-katholisches Österreich zu schaffen. Daraus erklärt sich auch die über alles Maß hinausgehende Bevorzugung der katholischen Slaven (Czechen, Polen, Slovenen), während z. B. orthodoxe Slaven wie die Ruthenen gleich den Deutschen, Italienern und Rumänen, vernachlässigt wurden. Slavisch-römisch ist Trumpf!

Daß dieser Plan nicht gelinge, daß Österreich nicht das Bollwerk des slavischen Katholizismus, ein Herd der Reaktion, des Zelotismus werde, daß Österreich in einen Tummelplatz klerikaler Herrschsucht sich wandele — dieses abzuwehren wird nur allen freiheitlichen Par-

teien aller Nationen möglich sein. Und die Schutzwälle müssen errichtet werden, so lange noch Zeit hierfür ist.

Deshalb heißt es jetzt: Alle Mann an Bord! Die „Los-von-Rom"-Bewegung darf nicht mehr — wie bis heute — Parteisache sein. Ein großer Teil der nicht alldeutschen Bevölkerung Österreichs ist reif romfrei zu werden. Man braucht den Ruf nur erschallen zu lassen und er wird tausendfaches Echo finden, wenn er von Leuten ausgeht, die nicht Parteimänner und nicht Politiker sind. Die „Los-von-Rom"-Bewegung muß endlich die Sache Aller, muß von dem Parteiinteresse und von nationalen Fragen befreit werden. Erst dann und nur dann wird sie der drohenden Reaktion widerstehen, ja Rom bezwingen können.

Alle, denen die „Los-von-Rom"-Bewegung am Herzen liegt, haben dies schon lange erkannt, und es endlich auszusprechen und Wandel zu schaffen ist nützlich und nötig. War es für die Bewegung bis heute ein Hemmnis, daß sie alldeutsche Parteisache war, so ist dies in Zukunft — bei Schönerers nationalem Fanatismus und Wotanskultus — direkt eine Gefahr.

Glossen über die italienische Geistlichkeit.

Von Dr. Albert Zacher (Rom).

Es ist eine alte Klage, die doch immer sich erneut, daß Italien unter den katholischen Ländern das Hätschelkind des Vatikans darstelle, und daß gegen dieses alle anderen Länder, namentlich die germanischen und angelsächsischen, als Aschenbrödel zurückstehen müssen. Ich bin im Allgemeinen kein allzu großer Freund der Statistik, weil sie gar zu oft mißbraucht wird, und weil oft genug Zahlen nichts beweisen; doch möchte ich einmal eine Ausnahme machen und an einigen schlichten Zahlen zeigen, wie auch in der Hierarchie der Kirche Italien numerisch alle anderen Länder schlägt. Wie bitter muß es z. B. ein österreichischer Diener der katholischen Kirche empfinden, wenn er das Jahrbuch des Vatikans zur Hand nimmt und daraus ersieht, wie viel weniger Seelen ein italienischer Konfrater zu weiden hat, und welch' unvergleichlich bessere Aussichten diesem winken, in die höheren Ämter zu gelangen. In Österreich kommt ein Priester auf 1113 Katholiken und ein Bischof auf 596,680 Gläubige, in Portugal auf 792 Katholiken ein Priester und ein Bischof auf 313,105, in Frankreich ein Priester auf 710, in Spanien auf 547 Katholiken, in Italien aber nur auf 521 katholische Einwohner. Italien hat auch verhältnismäßig die höchste Zahl von Bischöfen, nämlich 218, so daß ein Bischof nur Hirt von 123,049 Seelen ist. Warum diese Ungleichheit?

Man begründet sie oft mit dem Recht des historisch Gewordenen. Aber diejenigen Katholiken, die der Ansicht sind, daß „katholisch" all-

gemein heißt, empfinden dieses historische Recht als ein großes Unrecht und erlauben sich mit aller schuldigen Ehrerbietung zu fragen, ob es denn im Wesen der Kirche begründet sei, daß das italienische Element so bevorrechtet wird. In etwas hat sich ja manches gebessert, wir sind nicht mehr in jenen Zeiten, da das Kardinalskollegium sich nur aus Italienern zusammensetzte, aber auch heute noch bezeichneten es die Italianissimi des Vatikans als eine Gefahr für die Kirche, daß Anfang vorigen Jahres das heilige Kollegium aus nur 30 italienischen und 25 fremden Kardinälen bestand, weshalb Rampolla im Konsistorium vom 15. April 1901 nichts eiligeres zu thun hatte, als durch Ernennung von zehn italienischen und nur zwei fremden Kardinälen das gefahrdrohende Mißverhältnis zu beseitigen und durch die Gegenüberstellung von 40 italienischen gegen 27 fremde Kardinäle die Wahl eines italienischen Papstes zu sichern und so die Kirche zu retten. Wahrscheinlich gehört es auch zu dieser Rettungspolitik, daß kein Ausländer in ein höheres Vatikanamt einrückt. Kein Wunder, daß mutige Männer aller Nationen von Zeit zu Zeit protestieren, wenn auch nicht gleich so drastisch, wie Sar Peladan in seinem Buche über den Vatikan, wenn er sagt: „Der Papst, der sich seines Vaterlandes erinnert, verleugnet seine ewige Heimat"; oder „die Menschheit hat ein Recht, gegen die jetzige Kirche von Rom mißtrauisch zu sein", oder „Italien ist nicht berechtigt, an der Spitze der Nationen zu stehen. Erhebt es doch diesen Anspruch, so wird das Vaterland Garibaldis zum lächerlichen Nachfolger des Volkes Israel, und Rom zum Stamme Levi".

Lassen wir die historische Begründung des italienischen Privilegs außer Acht und fragen lieber, wie sich der jetzige Zustand moralisch rechtfertigen läßt. Sind die Italiener so unfromm, daß zu ihrer seelsorgerischen Bearbeitung mehr Priester nötig sind, und sind daher auch für ein Land von dreiunddreißig Millionen zweihundertachtzehn Bischöfe erforderlich? Und andererseits, gründet sich das Vorwiegen des italienischen Elements im Vatikan auf die geistige Überlegenheit der italienischen Geistlichen und auf ihre höhere Kultur?

Den Kenner der Verhältnisse macht dieser Kasus lachen, da ja die meisten italienischen Kleriker gar keine Universität, ja nicht einmal das Gymnasium besuchen. Ein jeder Bischof hat sein braves Seminar und züchtet dort auf eigene Faust sein Unterhirtenmaterial. Wie freilich diese Seminarien oft aussehen, kann man in nächster Nähe Roms beobachten. Der Bischof von Poggio Mirteto herrscht über ein Seminar, das von seinen sechs Domherren befehligt wird, und deren Schülerheer hat eine Effektivstärke von zwölf bis fünfzehn Mann, die noch dazu den Vorteil haben, ungleichalterig zu sein, da sich unter ihnen Männer von acht bis zweiundzwanzig Jahren finden. Bei den meisten Seminarien ist es nicht anders. Mit acht Jahren tritt der junge Papstkandidat in die Zubereitungsanstalt,

er lernt Latein, macht die nötigen Kurse in Philosophie, Moral und Dogmatik durch und wird mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Priester losgelassen. Da darf man freilich nicht in allzu großes Staunen verfallen, wenn es Pariser Nuntien giebt und gegeben hat, die die Bescheidenheit ihrer Sprachkenntnisse bis zur Unkenntnis des Französischen gesteigert hatten. Aber was reden wir von Sprachen! Kennt der italienische Durchschnittsgeistliche etwas von Geschichte, von Physik, kurzum, hat er allgemeine Bildung? Man warte lieber nicht auf Antwort. In deutsch-römischen Kreisen ergötzt man sich oft nicht wenig darüber, wenn deutsche Geistliche, ausgerüstet mit einem Arsenal von deutscher Bildung und im Herzen erglühend von Liebe und Verehrung zu den höchsten Vorgesetzten nach dem Vatikan kommen, hohe Besuche machen — und enttäuscht, entsetzt wieder einmal die Wahrheit des Sprichworts erfuhren, daß nicht alles Glänzende Gold sei.

Man wende mir nicht ein, daß die besten geistlichen Lehranstalten gerade in Italien, besonders in Rom zu finden seien. Wir beschäftigen uns nicht mit den Ausnahmen, sondern mit der Regel. Selbstverständlich schickt der Vatikan in seine geistlichen Kriegsakademien die Elite seiner Gelehrten aber auch nur die Elite der Schüler jeglicher Nation darf diese Hochschulen besuchen. Und seltsam! Die Deutschen, die nach der Ansicht des Vatikans überhaupt viel zu kritisch und anspruchsvoll nörgelsüchtig sind, bringen es sogar fertig, selbst diese Eliteanstalten zu bemäkeln. So tadeln sie oft, daß das kritische Denken gar nicht gepflegt und entwickelt, und daß das Hauptgewicht in der Erziehung und im Unterricht auf das mechanische Auswendiglernen, das unkritische Aufsaugen fertig präparierter Stoffe gelegt werde, wobei oft ganz unheilige Vergleichsphrasen fallen, wie z. B. „Dressur von Gänselebern". Die leitenden Geister im Vatikan wissen auch ganz genau, warum sie so vorgehen, wissen aber auch ebenso genau, was man im anderen Lager über dieses Vorgehen denkt, und so kokettieren und kourbettieren sie von Zeit zu Zeit gerne mit ihren gelehrten Paradepferden, so zum Beispiel, wenn in der Academia degli Arcadi hochgelehrte Männer, wie Kardinal Parocchi, Vorträge über die zeitgenössischen Litteraturen halten, oder wenn irgend ein „Kollegium" (Seminar der Elite) eine Vorstellung eines Lustspiels von Plautus oder Terenz im Original veranstaltet und dazu die Spitzen der liberalen Gelehrtenwelt einladet. Ich könnte auch noch mit boshafter Neugier fragen, warum so wenig italienische Weltgeistliche Bedeutendes in den Wissenschaften leisten, könnte wohl auch fragen, ob der Papst das Wahlverbot für die italienischen Katholiken nur allein aus politischen Rücksichten aufrecht erhält und nicht vielleicht auch aus Vorsicht. Denn abgesehen davon, daß der Vatikan sich vor der offenen Zählung seiner Getreuen fürchtet, weiß er auch, daß er weder unter den Laien noch unter den Geistlichen genug Männer finden würde, die geeignet

wären, als politische Führer den liberalen Parteihäuptern in der Kammer die Wage zu halten.

Nun wohl. Diesen Übelstand muß der Vatikan wohl oder übel mit in den Kauf nehmen, so lange er sich nicht von dem in allen romanischen Ländern grassierenden Aberglauben frei machen kann, daß der Fortschritt die Religion ertöte. Es liegt System in der Sache. Warum sträubt sich der Vatikan so beharrlich gegen die Begründung einer katholisch theologischen Fakultät an der Universität von Straßburg? Doch wohl nicht ausschließlich aus politischen Gründen, nein, auch aus Furcht vor dem neuen Geiste, dem revolutionären Geiste der Wissenschaft. Ich darf wohl auch daran erinnern, daß es boshafte Leute giebt, deren Meinung ich aber nicht teile, und die, da sie selbst boshaft sind, überall Machiavell wittern, — und daß diese Leute oft der Überzeugung Ausdruck geben, die Kirche wolle mit Absicht keine allzu klugen Diener, wohlverstanden in den unteren und mittleren Stellen; je weniger diese Kategorie von Geistlichen gelebt, gelernt und erfahren habe, desto weniger könnte sie sich auch in der Welt zurechtfinden, sie müßte also bei der Kirche bleiben, die ihr Brod giebt. In der That lehrt ja die Erfahrung, daß mancher „prete spretato“, wie die Italiener sagen, sich, losgelöst von der Schürze der Mutter Kirche, im Trubel der Welt nicht allein durchbringen kann, — seine Erziehung war ja nicht „für diese Welt“. Daß der Brotkorb die Überzeugung oft stark beeinflußt, ist eine Binsenwahrheit, aber er beeinflußt oft auch den Amtseifer, die Disziplin und den Gehorsam der Geistlichen. Das ist vielleicht ein Grund mehr für die von oben gewollte schlechte Befähigung der Priester zum Kampf ums Dasein — wohlbemerkt in den romanischen Ländern. Übrigens zeigt sich auch in Preußen ein eigentümlicher Fall. So soll es Weihbischöfe geben, die sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens, d. h. nach den schönen Tagen des Kulturkampfes zurücksehnen. Damals „liefen sich die Herren Kapläne und Pfarrer die Beine ab“, um eine bessere Stelle zu erhalten, mochte diese auch mit mehr Arbeit verbunden sein. Und jetzt? Nachdem die Gehälter der evangelischen Geistlichen, und demgemäß auch die ihrer katholischen Brüder erhöht worden sind, finden die katholischen Kleriker mit steigendem Alter ein sicheres und auskömmliches Einkommen. Infolgedessen kleben sie mehr an der gerade erreichten Stelle und fühlen gar nicht mehr den Ehrgeiz, Stadtpfarreien mit starker Seelenzahl zu pastorieren. So nimmt also auch die Macht und der Einfluß der Oberen ab; denn die Herren Untergebenen haben ja ihr Einkommen staatlich verbürgt. Fromme Gemüter mögen diese Thatsache bedauern, aber auch katholische Geistliche sind nebenbei Menschen.

Doch kehren wir zu den italienischen Geistlichen zurück. Nach dem Gesagten braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß die gewöhn-

lichen Kleriker in Italien kein besonderes Ansehen genießen. Ist ein junger Geistlicher fertig präpariert, so schickt ihn die Behörde nach seiner Vaterstadt, wo er meist in den Schoß der Familie zurückkehrt und sein mehr oder weniger großes Einkommen in die Masse der Familienfinanzen schüttet. Die Freunde und Bekannten behandeln ihn auch familiär, lassen sich von ihm die Messe lesen, lassen von ihm ihre Kinder taufen und kopulieren — aber, wenn die Not an den Mann geht, wenn der Tod mit bleichem Finger winkt, dann ist der Familiengeistliche nicht mehr gut genug, dann schickt man zu einem frommen Ordensbruder. Ein Geistlicher bedeutet einer sizilianischen Familie dasselbe, was einer deutschen Bauernfamilie die Kuh ist — ein gutes Geschäft; denn er unterrichtet die Kinder, ist der Beichtvater der Ehefrau und der Schwiegermutter, der Buchführer und Unterhändler für den Handelschaft treibenden Ehemann . . . u. s. w. Bei einem solchen Leben schaut das Volk natürlich nicht gerade mit zu hoher Verehrung auf seine Geistlichen, zumal auch oft deren Moral zu wünschen übrig läßt; denn andere Klimata, andere Sitten. Wie sollen auch alle italienischen Priester Tugendmuster sein, wenn sie schon mit acht Jahren in das priesterliche Kleid gesteckt, mit zweiundzwanzig Jahren schon in das Leben hinausgeschickt und nie geprüft werden, noch selbst Geistesreife genug hatten, sich selbst zu prüfen, ob sie auch den Beruf zu dem hohen Amte in sich fühlten? Wen nimmt es da noch Wunder, daß es den Bischöfen immer schwerer wird, gutes Rekrutenmaterial zu erhalten. Sie müssen die Ärmsten der Armen, die Söhne von Küstern und Lehrern nehmen, da das bessere Bürgertum und erst recht die Aristokratie keine Weltgeistlichen liefern. Den besseren Orden und der für die diplomatische Laufbahn bestimmten „Academia ecclesiastica“ gegenüber sind natürlich Bourgeoisie und Adel weniger zurückhaltend. Was finge überhaupt die italienische Kirche ohne die Orden an, die ihr die besten Truppen und Offiziere liefern, von dem Gastspielprediger angefangen bis zum Professor, Kirchenschriftsteller und Drahtzieher hinter den Kulissen?

Das Amt eines gewöhnlichen Weltgeistlichen ist auch deshalb so wenig verlockend, weil es zu gering bezahlt ist. Das Los des niederen Klerus in Italien ist ja meist geradezu erbärmlich; erst jetzt, dreißig Jahre nach der Eroberung Roms hat der Staat es endlich so weit gebracht, daß er innerhalb Jahresfrist den meisten Pfarrern ein Mindesteinkommen von 900 Lire (!) garantieren kann. Die bureaukratischen Mühlen mahlen eben langsam in Italien, und die Verwaltung der eingezogenen Kirchengüter und die Staatssteuern haben ja auch bis jetzt zu viel verschlungen. Wohlbemerkt, den Pfarrern wird ein Mindesteinkommen von 900 Lire gesichert, man kann sich also vorstellen, was ein Kaplan beziehen muß. Wie die Verhältnisse früher lagen, ergiebt sich aus einer alten Statistik. Ihr zufolge

gab es noch vor einigen Jahren 3473 italienische Pfarreien, welche ein Einkommen unter 500 Lire hatten (17%), 4162 unter 800 (20%), 1328 unter 850, 2150 unter 1000 Lire u. s. w. Auffallender Weise sind es aber die Provinzen des alten Kirchenstaats (!), welche das größte Pfarrerelend zeigen. Man zählte in ihnen 2176 Pfarrer mit einem Einkommen unter 900 Lire, die Provinz Perugia allein bringt es dabei auf 862 solcher Pfarrer!

Nun müssen aber auch Pfarrer mit des Lebens Notdurft rechnen; finden sie kein Mittel, das Leben anständig zu fristen, nun so fristen sie es eben auf andere Weise. Die deutschen Geistlichen beklagen daher auch oft, daß ihre italienischen Konfratres zu wenig für Volksaufklärung thun. Aber per Bacco! Die strengen Censoren sollten doch auch mit den Verschiedenheiten der Verhältnisse rechnen! Durch diese erklärt es sich, daß der Wunderschwindel in keinem Lande so grassiert, wie in Italien, und daß fast alle Städte eine Gnadenstätte besitzen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen Italien kreuz und quer durchstreift hat, wird diese Überproduktion von Wunderkirchen wohl gebührend bemerkt haben. Sehen wir uns doch nur das östliche Küstengebiet an, so finden wir in Vicenza die Madonna dei Monti Berici, in Padua den heiligen Antonius, in Bologna die Madonna di San Luca, in Forlì die Madonna del Fuoco, in Rimini eine andere Madonna, bei Ancona wiederum drei große Wallfahrtsorte Numana, Campo di Cavallo und Loreto u. s. w. Freilich beruht diese Wallfahrtsortindustrie noch auf einem gewissen Wohlstand der Geistlichen, wo aber dieser verhältnismäßige Wohlstand nicht vorhanden ist, da benutzt das Elend auch kleinere Mittel. Man lese nur die neueren Bücher italienischer Soziologen über das Elend in Neapel. Entsetzt man sich nicht, wenn man hört, daß hunderte von Priestern ihr Leben nur dadurch fristen, daß sie als Lottopropheten Nummern verkaufen, ja daß wenige unwürdige nnd entartete Diener der Kirche, von der Not getrieben, gegen Geld Spielkarten in der Messe segnen oder gar „Teufelsmessen" lesen, um dem Besteller ein Terno im Lotto zu sichern!

Und bei solchen Zuständen beansprucht der italienische Vatikan den Primat in der katholischen Kirche und verdammt jeden Katholiken, der sich offen darüber beschwert. Sar Peladan hat daher Recht, wenn er seine Proteste gegen den Vatikan mit folgenden Thesen begründet: „Katholik ist jeder, der an die Gottheit Christi glaubt und seinem Stellvertreter gehorcht. In diesem Sinne ist aber katholisch nicht identisch mit Verzicht auf vernünftiges Denken . . ." „Die Menschheit hat das Recht, dem heiligen Christophorus vergleichbar, der nur dem Stärksten dienen wollte, an den Papst mit der Frage heranzutreten: „Verwirklichst Du unser Ideal?" . . . „Die Routine ist wie der Schweiß, den eine fortgesetzte Bewegung erzeugt, sie ist eine Verfehlung der Seele. Nun, der Vatikan ist verkörperte Routine.

Daher klebt dem göttlichen Katholizismus der Kot von Jahrhunderten an, und den zu waschen, soll erlaubt sein."

Ein andermal sagt derselbe Sar Peladan: „Es ist nicht der Papst, der die Schuld an den jetzigen Zuständen trägt, sondern die cynische käufliche Vatikanclique, die um so cynischer ist, als sie sich noch nicht einmal die Mühe zu heucheln nimmt." Ferner: „Wenn der Katholizismus sterblich wäre, stürbe er durch den Vatikan." Diese Ansicht scheinen jetzt Tausende, ja Millionen gebildeter Katholiken zu teilen. Dem aufmerksamen Beobachter kann es ja gar nicht entgehen, wie sich die germanischen und angelsächsischen Katholiken jetzt von den romanischen Brüdern scheiden. Ein großer Riß klafft zwischen beiden. Das Ideal hat sich nach Norden geflüchtet, im Süden herrscht nur der Materialismus. Noch kürzlich klagte ein hoher katholischer Geistlicher deutscher Nation, daß man im Vatikan schon anfange, die Ehre einer Papstaudienz von der Höhe des mitgebrachten Obolus abhängig zu machen. Denkt man an das Elend des niederen Klerus in Italien und an die riesige Schar der Vatikanisten, die direkt und indirekt vom Vatikan leben, und zwar meist nicht schlecht leben, so könnte jener deutsche Vatikankenner Recht haben, der kürzlich sagte: „Die Versöhnung zwischen Kirche und Staat in Italien wäre längst erfolgt, wenn die Pfründner des Vatikans und deren Rattenkönig von Sippen und Klienten nicht befürchteten, daß sie ihren müheloſen „Erwerb" verlieren würden." Leider darf ich den Mann nicht nennen; denn, wer die Wahrheit sagt, muß statt der Arme Flügel haben.

Schankkonzession und Hausbesitzertum.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

In Sachsen hat sich kürzlich ein merkwürdiger Verwaltungsstreit abgespielt. Ein Architekt baute auf seinem Grundstück ein neues Haus und bestimmte es zu einer Restauration, die er verkaufen oder verpachten, jedenfalls nicht selber bewirtschaften wollte. Er beantragte für dieses noch unfertige Haus eine Schankkonzession und erhielt sie auch, aber die Kreishauptmannschaft hob den betreffenden Beschluß des Stadtrats auf: er sei ungesetzlich und unstatthaft, da nach § 33 der Gewerbeordnung zuerst ein Wirt da sein müsse und nur dieser die Schankerlaubnis erhalten dürfe. Der Stadtrat jedoch glaubte in seinem Rechte zu sein und wandte sich an das Ministerium des Innern. Er wurde aber auch dort abgewiesen: Schankkonzessionen seien ihrem Wesen nach streng persönlicher Natur; sie könnten nur demjenigen, der sie ausüben wolle, verliehen werden; der Wirt müsse zwar ein bestimmtes geeignetes Lokal nachweisen, aber nicht das Lokal, sondern der Wirt sei Träger der Konzession.

Man fragt sich erstaunt, wie ein Stadtrat, der so oft über Schankkonzessionen zu beraten hat, des Gesetzes so unkundig sein konnte, wie es hier der Fall war. Der § 33 sagt genau, in welchem Falle ein Wirt oder ein anerkannter Stellvertreter die Schankerlaubnis erhalten kann; der Paragraph macht diese Erlaubnis von der Qualität des Wirtes abhängig. Daß auch an die Räumlichkeiten gewisse Anforderungen hygienischer und ordnungspolizeilicher Art gestellt werden, ändert an dieser Hauptsache nichts. Aber wir werden den betreffenden Stadtrat milder beurteilen, wenn wir uns erinnern, daß er nur deshalb den Wortlaut des Gesetzes übersehen hat, weil er sich an die allgemein gültige Praxis hielt. Denn in Wahrheit gilt der § 33 gar nicht mehr, in Wahrheit bekommt nicht der Wirt, sondern das Haus oder der Hausbesitzer das sehr wertvolle Privileg, aus dem Durste der Nachbarn und Passanten Gewinn zu ziehen. Man kann auch sagen: in vielen Städten oder Stadtteilen giebt es gar keine Wirte mehr, sondern nur noch Ausschänker, gemietete Personen der wirklichen Privileg-Inhaber, der Hausbesitzer oder der Brauer oder anderer Getränke-Lieferanten. Obwohl diese Ausschänker dem Gesetze nach die Konzessionsträger sind, kann man sie ebenso ruhig beseitigen wie ein lässig gewordenes Dienstmädchen, denn in der Praxis ruht die Konzession eben auf dem Hause. Sobald man der Behörde einen Mann präsentiert, der nicht gerade ein Ausbund von Schuftigkeit ist, wird die Schankerlaubnis umgehend erneuert; eine Verweigerung würde ja auch für das betreffende Grundstück sogleich eine Wertminderung um Zehntausende bedeuten, hie und da gar um Hunderttausende.

Es lohnt sich, einen Mietvertrag anzusehen, durch den der erste beste Habenichts „Wirt" im Sinne des Gesetzes werden kann; wir zitieren nach einer Vorlage aus Kassel. Danach vermietet der Hausherr, der in seinem unteren Stock eine Restauration eingerichtet hat, dem neuen „Wirt" nicht nur die nötigen Räume, sondern er stellt dem Herrn Habenichts auch das Inventar, „wie Buffet mit Zapfvorrichtung für Kohlensäure, Garderobenständer, Tische, Stühle, Sofas, Beleuchtungskörper". Der Mieter soll nur „Kohlensäure, Tischdecken, Gardinen, Porzellan, Gläser u. dergl." beschaffen. Aber noch nicht einmal Mieter ist der Mann, den wir „Herr Wirt" anreden, denn ein Mieter weiß doch, wieviel Miete er zahlen muß, und daß er unter normalen Verhältnissen seine Räume behält. Er ist nur Zäpfler und Hausknecht, denn „der jährlich zu zahlende Mietzins wird wie folgt festgesetzt: „Für die ersten 500 hl des zu verkaufenden (vom Vermieter vorgeschriebenen!) Lagerbieres zahlt Mieter per hl 24 M., für weitere 300 hl per hl 21 M. und von hier ab für jeden weiteren hl 19 M. Für echt Bairisches (wiederum vorgeschriebene Sorte) zahlt Mieter 40 M. pro hl. Mieter darf keine anderen als die eben

genannten Biere führen und hat sie durch . . . . . zu beziehen. Die Zahlung des gelieferten Bieres erfolgt am 1. und 15. jeden Monats an den Vermieter. Bleibt Mieter mit der Bierbezahlung länger als drei Tage im Rückstand, so ist der Vermieter berechtigt, diesen Vertrag sofort aufzuheben, und zwar derart, daß auf Verlangen die Räumung sämtlicher Räumlichkeiten innerhalb acht Tagen zu erfolgen hat." Weiter heißt es: „Mieter verpflichtet sich, innerhalb der ersten acht Tage nach Unterzeichnung dieses Vertrages die Wirtschaftskonzession durch Rechtsanwalt . . . . nachzusuchen. Nach eventueller Ablehnung ist die Konzession in zweiter, erforderlichen Falls in dritter Instanz nachzusuchen." Und solche Leute, denen von der Lampe nur der Zylinder, vom Tische nur die Decke gehört, werden zur Förderung des Bier- und Schnapstrinkens von Gesetzes wegen privilegiert! Oder auch, wenn man mehr an die Praxis als an die Theorie denkt: solche Hausbesitzer, die auf ihren Vorteil klug und rücksichtslos genug bedacht waren, in ihrem Hause eine Kneipe einzurichten und eine Konzession zu erobern.

Man glaube nicht, daß es sich um vereinzelte Fälle handelt. In sehr vielen Städten ist die Zahl der Mieter unter den Wirten größer als diejenige der Besitzer, und dabei sind diese Besitzer in der Regel auch nur Scheinbesitzer, die an Brauereien oder Likörfabrikanten hoch verschuldet sind. Es kamen vor zwei Jahren in Königsberg 526 Mieter auf 239 „Besitzer", in Breslau 1595 auf 484, in Posen 209 auf 89 und in den Berliner Vororten Neu-Weißensee 210 auf 48, Rixdorf 215 auf 73 und Schöneberg gar 469 auf 20! In den süddeutschen und westdeutschen Städten ist die Zahl der Mieter nicht so groß, aber dort gehören die Wirtschaften öfters den Brauereien, die auch nur ihre Zäpfler hineinsetzen; solcher Brauerwirtschaften gab es z. B. 215 in Kaiserslautern, 218 in Ludwigshafen, 121 in Pirmasens, 167 in Stuttgart, 265 in Mainz u. s. w.

Daß dieses ganze System zu einer Entehrung des Wirtestandes führen mußte, braucht nicht ausgemalt zu werden. Wenn Goethe jetzt sein Gedicht „Hermann und Dorothea" schriebe, dürfte er keinen Wirt mehr zum Heldenvater wählen, und einen Andreas Hofer findet man unter den Zäpflern der Hauswirte und Aktienbrauereien auch kaum. Der Wirt ist zum Agenten für möglichst starken Getränkeabsatz geworden; erfüllt er diese hehre Aufgabe nicht mit befriedigendem Erfolg, so kommt eine andere Nummer an seine Stelle.

Es ist bereits gesagt, daß unser Konzessionssystem schon deshalb geändert werden müßte, weil die Paragraphen heute den Sinn nicht mehr haben, den die Gesetzgeber hineinlegten. Aber auch aus sachlichen Gründen verlangen sowohl die Wirte, wie die Mäßigkeitsfreunde eine Reform. Die Regierung stellt sie auch in Aussicht, aber sie schiebt die Sache immer

wieder hinaus. Bisher sind ihr wohl auch noch keine Anträge vorgelegt, die eine gründliche Reform herbeiführen könnten, denn mit strengeren Anforderungen an die Wirte und die Lokale und mit allerlei Verschärfungen der Polizeivorschriften kommt man nicht an die Wurzel des Übels. Die Wurzel ist der Umstand, daß die Wirtschaften Spekulationsobjekte werden konnten, daß die von der Allgemeinheit erteilten Konzessionen ein reichliches Geldgeschenk an einzelne Spekulanten bedeuten. Dagegen hilft nicht die vielbeliebte Verminderung der Zahl der Wirtschaften; denn je weniger Kneipen, desto mehr steigen sie im Preise, desto mehr Zinsen muß der „Wirt" herauswirtschaften. Hier kann nur eins helfen: die Erkenntnis muß allgemein werden, daß es ebenso ungerecht wie thöricht ist, wenn überhaupt Schankkonzessionen an Häuser verschenkt werden, die Privatleuten gehören und somit Spekulationsobjekte sind. Man gebe den Stadtausschüssen und Kreisausschüssen das Recht, in Zukunft die Ausübung neuer Schankkonzessionen nur noch in solchen Grundstücken zu gewähren, die entweder dem Staate oder der Gemeinde oder einer gemeinnützigen Gesellschaft, die nicht über 4 Prozent Zinsen an ihre Teilhaber zahlen darf, gehören. Die Pächter solcher Besitzer werden eine andere Art Wirte sein als die Knechte der Bau- und Brauspekulanten.

Unbefangene Gedanken zur Dienstbotenfrage.

Von Bona Peiser (Berlin).

In andern Ländern hat die Dienstbotennot und die Hausbeamtenfrage zu Versuchen geführt, neue Formen für die Wirtschaft zu finden, den Einzelhaushalt teils zu entlasten, teils durch genossenschaftliche Bildungen, die die Vorteile des Großbetriebes auch der Familie gewährleisten, zu überwinden.

Bei uns in Deutschland tauchen solche Versuche noch sehr vereinzelt auf und zunächst nur in der Theorie, und es handelt sich — ob die Dienstbotenfrage oder besser die Hausbeamtenfrage von den Arbeitgebern oder Arbeitnehmern betrachtet wird — vielmehr darum, die Arbeitsbedingungen in den bestehenden Verhältnissen zu bessern, allseitig anerkannte Mißstände zu überwinden, als den Einzelhaushalt aufzugeben und damit das persönliche Verhältnis zu den Gehilfen, ohne die es nicht möglich ist, den Haushalt zu führen.

Und doch liegt gerade in diesem Festhalten am Altgewohnten der Grund, warum kleine Mittel nicht helfen wollen; der Grund, warum der Kulturhistoriker freundlich tröstend darauf hinweisen kann, die Klagen über die Dienstboten seien früher genau wie heute gewesen. Singt doch schon Hans Sachs im Jahre 1555: „Wenn die Frau sonst nichts weiß

zu sagen, so thut sie über die Hausmagd klagen — Dergleichen klagen die Hausmagd auch; das ist ein altgemayner Brauch." Die Klagen der Hausmägde kamen allerdings seltener zur Aufzeichnung, und wir danken es als einen Fortschritt unserer Zeit, daß sie heute laut und vernehmlich zu uns sprechen. Und wenn wir aufmerksam auf diese Stimmen achten, so wird uns klar, um welche Wünsche und Forderungen es sich in der Dienstbotenbewegung handelt, wo der Grund für die Unzufriedenheit liegt, die auf beiden Seiten herrscht und nach welchen Richtungen wir streben müssen, um an der Besserung zu helfen.

Ich nehme die Frage vorweg, die eigentlich als geklärt anzusehen ist — die Rechtsfrage. Das veraltete, unserm heutigen, sich gegen persönliche Knechtung empörenden Empfinden geradezu peinliche Gesinderecht ist nur durch vollständige Abschaffung zu beseitigen. Der allgemeine Wunsch nach seiner Beseitigung ist das deutliche Anzeichen dafür, daß diese Bestimmungen, die noch den Stempel der Unfreiheit und Hörigkeit tragen, nicht mehr als „Recht" empfunden werden. Gesetze schaffen keine Zustände, sondern sie geben den allmählich gewordenen Zuständen Ausdruck. Daß wir die Abschaffung des Gesinderechtes und dafür die Unterstellung auch der mit Hausarbeit beschäftigten Arbeiter unter das Gewerberecht fordern, ist ein Beweis, daß wir sie schon als Gewerbtreibende betrachten und sie selbst sich auch. Allerdings als Gewerbtreibende, die eine Arbeit leisten, welche nicht sehr hoch eingeschätzt wird. Und hier liegt meines Erachtens ein Hauptgrund für alle berechtigten Klagen von beiden Seiten. Die Hausarbeit wird unterschätzt, so unterschätzt, daß es nicht einmal für notwendig erachtet wird, sie gründlich zu erlernen, weder von der Hausfrau, noch von der Hausgehilfin. Die junge Hausfrau übernimmt die Leitung eines Haushalts gar zu oft nach dem Rezept: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, — das Mädchen tritt in die Arbeit, ohne für dieselbe vorbereitet zu sein. Die dilettantische Art der Wirtschaftsführung, die Schwierigkeit, Neuerungen einzuführen, die die technischen Erfindungen auch zur Erleichterung der Hausarbeit nutzbar machen, die Unkenntnis selbst der Nährwerte der Nahrungsmittel, der Küchenhygiene — die schlecht disponierende und darum sich und das Mädchen abhetzende, immer beschäftigte, nie sich und ihrer Gehilfin volle und genügende Muße gewährende Hausfrau — sind sie nicht genug Beweis dafür?

Weil nun aber für die Hausarbeit eine längere Lehrzeit nicht für nötig erachtet wird, wird sie schlecht entlohnt; freilich aber wie jede — im gewerblichen Leben sagt man ungelernte Arbeit — sofort bezahlt. Daher kommt es, daß die Mädchen, welche die Not zwingt, schnell zu verdienen, in Dienst oder in die Fabrik geschickt werden, gleichviel ob Neigung und Anlage sie dazu geeignet machen.

Drückt nun die ungelernte Arbeiterin das Niveau der Hausarbeiterin herab, so wird die Scheu vor der Hausarbeit immer größer, und jedes Mädchen, dem die Eltern eine Lehrzeit gönnen wollen und können, jedes Kind, das in der Schule sich als fähiger erwiesen hat, sucht eine andere Lehrstelle, auch wenn es das beste Geschick zur häuslichen Arbeit hätte. So wird nicht nur die Zahl der Mädchen geringer, sondern auch das Angebot weiblicher Kräfte minderwertiger. Nun sollte freilich Angebot und Nachfrage die Lohnfrage regeln, und in der That, wenn die Lohnfrage nicht hierbei eine Begleitserscheinung, nur ein Symptom wäre, so hätte sie längst Abhilfe geschafft. Aber der Grund liegt tiefer. Die Hausarbeit wird so gering geschätzt, daß sie dem Arbeiter selbst eine gering geachtete Stelle anweist. Der Dienstbote in unserem Hause ist kein Hausgenosse, er bleibt ein Fremder trotz des täglichen nahen Verkehrs; er ist kein selbständiger Arbeiter, auch wenn er seine Arbeit versteht; er übernimmt nicht eine bestimmte abgegrenzte Reihe von Pflichten oder eine bestimmte Anzahl von Arbeitsstunden, nach deren Erfüllung er wieder sich selbst gehört — sondern er soll eigentlich immer mit seiner Person zur Verfügung stehen; gar zu leicht schlägt man der Arbeiterin gegenüber, die man wie ein Kind beim Vornamen nennt, einen wenn auch oft gütigen, so doch bevormundenden Ton an, den sich ein erwachsener Mensch nicht gern gefallen läßt. Und wiederum soll aus diesem Verhältnis keine Vertraulichkeit erwachsen. Der Dienstbote lebt in der Familie, ohne das Familienleben zu teilen, aber auch ohne einen Ersatz dafür zu haben.

Im größeren Haushalt, in dem eine Reihe von Personen zu verschiedenen Pflichten beschäftigt wird, wo die Hausangestellten eine Gemeinschaft für sich bilden, kommen diese Fragen weniger in Betracht; in den Berliner Dienstbotenversammlungen wurde ja auch deutlich ausgesprochen, daß die gutsituierten Köchinnen, Hausmädchen, die etwas Tüchtiges leisten und unter hohen Lohnsätzen für große Wirtschaften gesucht werden und demgemäß ihre Ansprüche stellen — daß diese nicht so für sich, wie für die unter den ungünstigsten Bedingungen lebende Berufsgenossin, das „Mädchen für Alles", kämpfen. Die vielbelastete Arbeiterin im Haushalt des Mittelstandes ist in der Familie, der sie ihre Arbeitskraft verpflichtet hat, allein, innerlich vereinsamt. Nach gethaner Arbeit hat sie keine Gefährten für ihre Mußestunden — ihre Mahlzeiten verzehrt sie allein; selbst wo die Arbeitszeit gut geregelt ist, wo man in den Abendstunden keinen Dienst verlangt, zieht sich die Familie zurück und das Mädchen — mit der gleichen Lust, den Tag in freundlichem Gespräche zu beschließen, bleibt allein auf sich angewiesen. Daß sie den Verkehr mit andern Mädchen im Hause, in der Nachbarschaft sucht, einen

Verkehr, den die Hausfrau mit gutem Grunde sehr ungern sieht — wer will es einem Menschen verdenken, von dem wir den Tag über und Tag aus Tag ein ein Maß von Zurückhaltung verlangen, dem zu genügen selbst für einen sehr gut erzogenen, gebildeten Menschen nicht leicht wäre. Nach Schluß seiner Tagesarbeit giebt jeder andere Beruf den Menschen frei, giebt ihn dem Kreise zurück, dem er angehört, sei es durch Familienbande, sei es durch Interessengemeinschaft, wo er sich wieder als Persönlichkeit fühlt, wo er selbst — nicht nur seine Arbeit — etwas bedeutet. Jede gewerbliche Arbeit läßt den Menschen außerhalb der Arbeitszeit in seinem Kreise — in der ihm sympathischen Umgebung — ist es nicht verständlich, daß sie dem „Dienen" vorgezogen wird?

Aus diesen schwierigen, für beide Teile peinlichen Verhältnissen scheinen mir nun zwei Wege zu führen; den einen bezeichnet die Frage, die Else Lejeune schon vor etwa vier Jahren in einer der ersten Broschüren von Hausfrauenseite über die Dienstbotenfrage stellt: Werden wir nicht dahin kommen, mit gleichstehenden, gleichgebildeten Menschen unser Hauswesen zu besorgen? Der andere ist auf dem internationalen Frauenkongreß in London von Clementine Black zuerst vertreten worden: nämlich, mit der Hausgemeinschaft zu brechen und die Hausgehilfen für Stunden, für den Tag zu verpflichten, nicht anders, wie sie sich als Handlungsgehilfin einem Geschäft verpflichten würde.

Nicht eins oder das andere, sondern beides, die Gehilfin als Glied des Haushalts und die nur zur Arbeit ins Haus kommende Gehilfin werden je nach ihrer Eigenart noch nebeneinander bestehen. Familien, die aus jungen, gesunden Mitgliedern bestehen, werden wohl daran thun, Tagesarbeiter zu engagieren. Dagegen werden immer noch ältere, kränkliche, ebenso wie alleinstehende Personen, auch kinderreiche Familien es für wünschenswert finden, in vielen Fällen es für notwendig erachten, eine Gehilfin im Hause mit sich leben zu lassen, wie es auch für alleinstehende Mädchen oder solche aus traurigen und unglücklichen Familienverhältnissen wünschenswert bleiben wird, in einer Familie aufgenommen zu sein. — Für Beide aber müßten wir — wenn anders das Angebot an Zahl und Leistungen besser werden soll — den hauswirtschaftlichen Beruf zu einem begehrenswerten machen; er darf nicht mehr der schlechteste sein, zu dem man nur gezwungen greift, selbst wenn man recht wohl weiß, daß man am besten für diesen geschickt wäre; begehrenswert müßte er sein auch für tüchtige, intelligente Kräfte, begehrenswert durch Gehalt, soziale Stellung, Arbeitsbedingungen, durch das Bewußtsein, daß zwar Zeit und Kraft bezahlt werden kann, nicht aber Hingebung und Berufstreue, Aufmerksamkeit und Interesse — und daß für dieses Gleiches mit Gleichem erwidert werden muß.

Die Gestaltung des Wirtschaftsbetriebes unserer Zeit kommt beiden Vorschlägen entgegen. Schon heute wird ein großer Teil sogenannter grober und schwerer Arbeit außerhalb des Hauses erledigt. Im Hause selbst ist die Arbeit durch die technischen Fortschritte wesentlich erleichtert. Wir brauchen also nicht mehr im Hause gar so robuste, möglichst wenig kultivierte Arbeiter, sondern wir brauchen Menschen, die mit Verständnis und Überlegung arbeiten, wie wir selbst es thun würden.

Die Tagesgehilfin kehrt abends in ihr Heim und ihre Familie zurück. Sie ist zur bestimmten Zeit mit ihrer Arbeit fertig und kann, wie der Handelsangestellte nach Geschäftsschluß, wie der Gewerbetreibende am Feierabend, sich frei fühlen, frei von Pflicht, von Verantwortlichkeit, von Botmäßigkeit. Sie kann des Abends mit den ihrigen sein, deren Interessen, deren Neigungen sie teilt, sie kann zu Hause körperlich ausruhen, geistig sich anregen, freundschaftlich und herzlich mit Nahestehenden verkehren — und wird am Morgen um so frischer und freudiger zur Arbeit sein. Die Hausgehilfin, die Stütze der Hausfrau, das Kochfräulein, die Wirtschafterin, die im Hause leben soll, die finde dort auch ihr Heim, ihren Anhalt; sie sei in ihrer Arbeit ein thätiger Genosse, in ihren Mußestunden ein Gast, der — wenn er sich als Mensch bewährt, zum Freunde wird. Alle die einzelnen Wünsche, die heute in Dienstbotenversammlungen vertreten werden und die im wesentlichen vor etwa zwei Jahren bereits durch Frau Ichenhäuser formuliert wurden, würden dann ohne Schwierigkeit erfüllt werden. Für die Tagesgehilfin kommen die Forderungen nach einem gesunden Schlafraum, nach behaglichem Zimmer, nach abgegrenzter Arbeitszeit, nach unkontrollierter Benutzung der Mußestunden, nach der veränderten Anrede nicht in Betracht. Der Hausgenossin aber, die für ihre Arbeitsleistung entlohnt, deren Person aber als Gast betrachtet wird, der wird die Hausfrau ein Heim gewähren mit derselben Behaglichkeit, wie sie ihrer eigenen wirtschaftlichen Lage entspricht; mit der wird sie — wenn sie selbst in der Wirtschaft thätig ist, die Arbeit in kollegialer Weise einteilen oder, wenn andere Pflichten sie in Anspruch nehmen, wird sie ihr die Arbeit mit größerer Selbständigkeit überlassen. Wie sie Verständnis und Wertschätzung für die Arbeit wünscht, die sie selbst leistet — sei es ihr Anteil an der Führung des Haushalts, an der Pflege und Erziehung der Kinder, sei es eine Berufsthätigkeit, sei es soziale Arbeit praktischer oder theoretischer Art, sei es auch die Erfüllung ästhetischer Bedürfnisse oder geselliger Pflichten — so wird sie Dankbarkeit und Wertschätzung für das Glied der Hausgenossenschaft haben, durch dessen Thätigkeit sie selbst für andere Arbeit genügend entlastet wird. Warum sollten dann Frauenkräfte aus gebildeten Familien, die einen Beruf suchen und bei denen oft genug

Neigung und Anlage gerade auf den häuslichen hinweisen, warum sollten sie auch dann noch an diesem als dem nicht standesgemäßen vorübergehen? Würden sie ihn nicht ergreifen, wenn sie dabei in ihrem Familienkreise bleiben könnten — oder in einer Familie gastliche Aufnahme finden würden?

Erst wenn die Leistung der hauswirtschaftlichen Arbeit den Menschen nicht mehr herabsetzt, wenn die häusliche Arbeit so geschätzt wird, wie jede andere treu geleistete Arbeit, — ganz abgesehen davon, daß sie Geschicklichkeit, Überlegung, Kenntnisse in nicht geringem Maße voraussetzt, wenn sie von intelligenten Arbeitern geleistet über die dilettantische Art hinaus zur Wirtschaftskunde, ja zur Wirtschaftskunst wachsen soll, — dann wird es auch dahin kommen, daß es mit der Vorbereitung für diesen Beruf so gründlich genommen wird, wie für jeden andern, daß die Hausgehilfinnen für die Ansprüche, die zu machen sie berechtigt sein wollen, auch entsprechende Leistungen zu bieten haben.

Die obligatorische Einführung des Haushaltsunterrichts, sei es in der Fortbildungsschule, sei es als Teil der allgemeinen Volksschule, wird dem Mangel an guten Hausgehilfinnen nicht abhelfen; sie wird wohl dazu beitragen, die zukünftigen Hausfrauen besser vorzubereiten, sie wird wirtschaftliche Kenntnisse verbreiten, sie wird zur Förderung der Volkshygiene in unmeßbar segensreicher Weise beitragen — aber auf die Berufswahl wird sie keinen oder doch nur geringen Einfluß ausüben. Die Arbeitgeber müssen die Bedingungen schaffen, die ihre Arbeit gesucht machen, dann werden die Fachschulen, die schon vorhanden sind, besucht werden und, wo sie fehlen, rasch genug entstehen.

Die Ausbildung in einer Fachschule kann nicht genug betont werden gegenüber dem Eintreten eines Kindes in einen Haushalt, in dem es unvorbereitet etwas leisten soll. Es ist schon ein besonderer Glückszufall, wenn es zu einer Hausfrau kommt, die die Wirtschaft selbst gründlich versteht, ein zweiter, wenn die Hausfrau Lehrtalent und Geduld mit ihrem Lehrling hat, ein dritter, wenn sie sich bewußt ist, daß sie diesen Lehrling nicht für ihren Haushalt allein, sondern für das Leben tüchtig machen muß, wenn sie sich bewußt ist, daß sie Pflichten in Bezug auf Erziehung, auf Pflege des Körpers und Geistes übernimmt. Nur wer diesen Pflichten genügen kann und will, darf mit gutem Gewissen einen Lehrling annehmen. Für andere dürfte die Beschäftigung jugendlicher, unausgebildeter Arbeiter nicht in Frage kommen.

Die veränderte Auffassung des Verhältnisses von Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird sich nur langsam durchsetzen, nur allmählich wachsen und heranreifen können. Wohl aber ist es möglich, für die jetzt arbeitenden sorgen zu helfen. Ganz auf dem Boden der bestehenden Thatsachen

fußend, streben die Organisationen der Hausbeamtinnen an, durch vereinte Kraft Anstalten zu schaffen, die ihnen zur Hebung des Standes, zur Sicherung für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit wünschenswert scheinen. Organisierte Stellenvermittelung, Mädchenheime für die Hausarbeiterinnen, die nicht im Hause wohnen, die keine Familie am Ort haben oder für die es doch günstiger wäre, aus ihren häuslichen Verhältnissen herauszukommen, Ferienheime, Alterszuschußkassen und Altersheime, das sind die Wohlfahrtseinrichtungen, die zu schaffen, an deren Begründung zu helfen jeder Hausfrau am Herzen liegen sollte.

Billige Theaterpreise.

Von Moenius.

Die Frankfurter Theaterverwaltung hat einen Anwalt gefunden, der in Nr. 340 der „Frankfurter Zeitung" meine Behauptung, daß die Frankfurter Theater neben andern Fehlern auch den haben, daß sie zu teuer seien, entschieden bestreitet und unter Beibringung von allerlei Ziffernmaterial zu widerlegen sucht: dabei will er die Gelegenheit benützen, um mit dem alten „Aberglauben", daß die Frankfurter Theater zu teuer seien, einmal gründlich aufzuräumen. In seinem Eifer für die von ihm vertretene Sache geht der Herr Anwalt der Theaterverwaltung sogar so weit, einige meiner Ausführungen zu verdrehen, um sie so im ganzen bei den Lesern der „Frankfurter Zeitung", von denen wohl die wenigsten meine Artikel gelesen haben werden, von vornherein ein wenig zu diskreditieren. Ich will ihm auf dieses Gebiet der Polemik nicht folgen, sondern nur herausheben und beleuchten, was er an ziffermäßigem Material zur Verteidigung seines Standpunktes beibringt. Ich glaube so der Sache, die ich vertrete, am besten zu dienen.

Das erste sachliche Argument des Herrn Anwalts geht dahin: die Theaterverwaltung veranstaltet alljährlich eine große Anzahl Vorstellungen zu ermäßigten Preisen. Nach dem Vertrag mit der Stadt hat die Theaterverwaltung jährlich 6 Volksvorstellungen und 12 Vorstellungen zu ermäßigten Preisen zu geben; sie hat aber im verflossenen Theaterjahre im Ganzen 162 Vorstellungen zu ermäßigten Preisen veranstaltet mit Plätzen von 40 Pf. bis 2 M. im Opernhause und von 50 Pf. bis 2 M. im Schauspielhause. Alle diese Plätze sind, wie sich aus den beigebrachten Ziffern ergiebt, nicht einmal zur Hälfte genommen worden; mit andern Worten: In Frankfurt stehen die Theater, wenn zu ermäßigten Preisen gespielt wird, über die Hälfte leer! Ich bin für die Veröffentlichung dieser Ziffern sehr dankbar, aber das, was der Herr Anwalt durch sie beweisen will, nämlich, daß die Frankfurter Theater billig genug seien und nicht noch billiger gemacht werden dürften, das beweisen sie nicht. Daß die hohen Preise allein an der Leerheit der Theater schuld sind, das habe ich nicht behauptet; ich habe vielmehr neben der Verbilligung der Preise noch andere Forderungen aufgestellt, und so kann ich auch natürlich nicht erwarten, daß die ermäßigten Preise allein die Theater sofort füllen werden. Immerhin ist die Thatsache, daß in Frankfurt die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen kaum zur Hälfte begehrt werden, höchst auffallend und sie verlangt eine Erklärung. Einen Fingerzeig giebt die kürzlich erfolgte Veröffentlichung des Ausschusses für Volks-

vorlesungen, in welcher festgestellt ist, daß bei den sechs Volksvorstellungen, die dem Ausschuß zur Verfügung stehen, alle Plätze besetzt sind und daß der Ausschuß für jede Vorstellung ein volles Haus garantieren kann. Wenn also die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen lange nicht so besucht sind wie die Volksvorstellungen, so mag bei ihnen wohl ein Mangel an Organisation, an genügender Bekanntmachung u. dgl. vorliegen. Es können aber auch noch andere Gründe mitspielen. Die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen haben einen etwas unangenehmen Beigeschmack; ihr Publikum ist, neben dem Publikum der hohen Preise, auf die zweite Güte herabgesetzt: es ist ein Publikum, das gewissermaßen etwas geschenkt bekommt und für das nun auch Alles gut genug ist. Es ist Thatsache, daß die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen vielfach schlechter sind wie die andern. Namentlich im Opernhause; ich habe dort Vorstellungen gesehen, die nicht einmal die 40 oder 50 Pf. wert waren, die der billigste Platz kostete. Sollte zu ermäßigten Preisen regelmäßig schlecht gespielt werden, so wäre es zu einem guten Teile erklärlich, warum diese Vorstellungen keinen Anklang finden. Im großen Publikum erfährt man von diesen schlechten Vorstellungen nichts, denn die Herren Kritiker und Berichterstatter gehen nur in die gut vorbereiteten Premièren und sonstigen Vorstellungen zu teueren Preisen. Der Ausschuß für Volksvorlesungen scheint mit seinen Volksvorstellungen zufrieden zu sein, denn er verlangt die Vermehrung derselben (von 6 auf 10 jährlich) und macht zugleich Vorschläge zur weiteren Ausnützung des verfügbaren Raumes zu Gunsten jener Bevölkerungskreise, welche die gewöhnlichen Preise nicht bezahlen können. Eine allgemeine Herabsetzung der Preise hält der Ausschuß nicht für durchführbar; das kann ihm aber auch ziemlich gleichgültig sein, wenn es ihm gelingt, für sein besonderes Publikum noch besser wie bisher zu sorgen.

Das zweite Argument des Anwalts der Theaterverwaltung ist ebensowenig zutreffend wie das erste. Es lautet kurz: In anderen Städten giebt es auch hohe und sogar noch höhere Theaterpreise. Das weiß ich längst, aber ich weiß auch, daß es in anderen Städten neben den teueren auch billige Theater giebt, in Frankfurt aber nicht. So giebt es billige Theater in Berlin, München, Mannheim u. s. w. In der zuletzt genannten Stadt giebt es neben dem teuern Hof- und Nationaltheater (mit Plätzen von 50 Pf. bis 7 M.) das billige Apollotheater (mit Plätzen von 50 Pf. bis M. 2.50) und das noch billigere Kolosseumstheater (mit Plätzen von 30 Pf. bis M. 1.50). In Mannheim ist also jeder Geldbeutel berücksichtigt und darum für das Theaterbedürfnis überhaupt ausreichend gesorgt. Für seine 140 000 Einwohner sind drei Theater vorhanden, während Frankfurt für seine 300 000 (mit Offenbach, Hanau und Höchst über 400 000) Einwohner nur zwei Theater hat, also 1 auf 150—200 000 Einwohner. München, um noch ein Beispiel anzuführen, hat sieben Theater (1 auf 70 000 Einwohner), Berlin dreißig (1 auf 80 000 Einwohner). Aus diesen Ziffern ergiebt sich, daß Frankfurt recht gut ein drittes und zwar ein billiges Theater haben könnte und eigentlich auch haben sollte; wird dieses errichtet, dann hat der Streit um die Theaterpreise ein Ende und die Vereinigten Stadttheater mögen ihre hohen Preise samt anderen Einrichtungen zu Gunsten der bevorzugten Klassen behalten. Die Frage der Errichtung eines dritten, billigen Theaters ist, so viel ich weiß, schon mehrfach Gegenstand von Verhandlungen gewesen, aber diese sind jedesmal gescheitert, vermutlich infolge von Einflüssen, die dem Stadttheater jede Konkurrenz fernzuhalten suchen. Es sind also möglicher Weise dieselben Kreise, die von einer Herabsetzung der Preise und sonstigen volkstümlichen Reformen nichts wissen

wollen. So lange nun ein solches billiges Theater nicht errichtet wird, so lange wird der Ruf nach Verbilligung der Stadttheaterpreise nicht verstummen und der „Aberglaube", daß die Preise zu hoch sind, um weiten Kreisen der Bevölkerung den Genuß der dramatischen Kunst zugänglich zu machen, wird trotz dem Anwalt der Theaterverwaltung und seinen Ziffern nicht auszurotten sein.

Kleine Mitteilungen.

Wreschen.

Die Diskussion über die Wreschener Vorgänge wird sobald nicht aus den Spalten der Tagespresse verschwinden, und das mit Recht, denn diese Angelegenheit birgt gar viele interessante Momente in sich und kann gar nicht gründlich genug behandelt werden. Zunächst erscheint es dem Laien einfach undenkbar, daß ein Staatsmann auf so schwierigem Terrain versuchen kann mit Gewaltmaßregeln Lorbeeren zu erringen. Alle Erfahrungen sprechen gegen die Annahme, daß Überzeugungen mit brutaler Gewalt zu bekämpfen sind. Das Fiasco im Kulturkampf und beim Sozialistengesetz hätte Staatsmännern, die aus der Geschichte lernen wollen, wahrlich zeigen können, wie man nicht vorgehen soll. Auf religiösem Gebiet ist mit Zwangs-Maßregeln gar nichts zu erreichen; einem Volk seine Sprache mit Gewalt rauben, ist ein aussichtsloses Beginnen — was lag also näher, als einmal einen Versuch zu machen, durch einen kombinierten Angriff auf beide Gebiete Erfolge zu erzielen? Der Versuch ist glänzend gelungen, etwa so wie auch der Versuch gelingen müßte, ein Lager von Schießpulver durch eine Dynamitbombe zur Explosion zu bringen.

Die Wreschener Vorgänge zeigen wieder einmal deutlich, wie wichtig es ist, den Religionsunterricht endlich aus der Schule zu verbannen. Wenn es die preußische Regierung den Familienvätern überlassen würde darüber zu bestimmen, in welcher Weise sie ihren Kindern Religionsunterricht erteilen zu lassen willens sind, dann wären solche Vorkommnisse wie in Wreschen ein für allemal ausgeschlossen. Der Religionsunterricht gehört überhaupt nicht in die Schule. Jede Konfession soll durch ihre Angestellten, die Geistlichen, denjenigen Kindern Unterricht erteilen lassen, welche darnach Verlangen tragen. Durch den in der Schule quasi von amtswegen erteilten Religions-Unterricht werden an unserem sozialen Körper überhaupt viel zu viele Reibungsflächen geschaffen. Auf besonders schwierigem Terrain muß dieses System zu unlösbaren Konflikten führen. Wenn man in Preußen glaubt auf die Dauer mit Gewaltmaßregeln auf dem Gebiete des Religionsunterrichts Erfolge zu erzielen, wird man noch ganz anderen Überraschungen entgegengehen. Ihr intimstes Innenleben lassen sich eben die Menschen unserer Zeit nicht mehr nach dem „Reglemang" gouvernieren. Statt Jura werden manche Beamte eher bald „Psychologie" studieren müssen, und ewig wahr bleibt der Satz, daß Bajonnete zu vielem gut sind — aber daß man sich doch nicht darauf setzen kann!

* * *

Die optische Werkstätte von Carl Zeiß in Jena. Wir erhalten folgende Zuschrift: In Nr. 18 enthält „Das freie Wort" einen Artikel von H. Fürth „Arbeitsfreiheit und Arbeitsvertrag", in dem es heißt: „Die optische Werkstätte von Carl Zeiß in Jena, die 233 Arbeiter beschäftigt", führte am 1. April 1900 probeweise und nach vorgängiger Abstimmung durch die Arbeiterschaft den

Achtstundentag ein". Die optische Werkstätte von Carl Zeiß beschäftigt aber nicht blos 233 Arbeiter, sondern fast die fünffache Anzahl. Im Betriebsjahr 1899/1900, welches für die Einführung des Achtstundentages in Betracht kommt, waren nach der Zählung am 30. September 1900 beschäftigt: in den mechanischen Betrieben 442 (darunter 18 Lehrlinge), im optischen Betriebe 398, in den Hilfsbetrieben 143; die Zahl der Werkführer war 63, die der Angestellten in den kaufmännischen Bureaus 37, der wissenschaftlichen Mitarbeiter, Assistenten und Rechner 30, insgesamt 1113. Mit den 233 Arbeitern hat es folgende Bewandtnis: Professor Abbe legte u. a. seinem Vortrage eine Vergleichung des Stundenverdienstes von 233 Akkordarbeitern im letzten Jahr des Neunstundentages in der optischen Werkstätte von Carl Zeiß (1. April 1899 bis 1. April 1900) und im ersten Jahr des Achtstundentages (1. April 1900 bis 1. April 1901) zu Grunde. Diese 233 Mann umfassen sämtliche Arbeiter des Betriebs, die 1. in jedem von beiden Jahren mindestens die Hälfte der gesamten Arbeitszeit auf Stückarbeit (mit ungeänderten Akkordsätzen) beschäftigt gewesen sind; 2. zur Zeit des Wechsels der Arbeitsdauer (1. April 1900) mindestens 22 Jahre alt und mindestens schon vier Jahre im Dienst der Firma waren, mit Ausschluß solcher, die innerhalb des zweijährigen Zeitraumes vom 1. April 1899 bis 1. April 1901 die Art der Arbeit gewechselt oder in einem der beiden Jahre mehr als 300 Stunden wegen Krankheit oder aus sonstigen Gründen versäumt haben. — Nachdem hier festgestellt ist, welche Bedeutung diese sorgfältige Auslese der 233 Arbeiter für die Sache selbst hat, dürfte es angebracht sein, sie in der Zukunft nur in dem hier erläuterten Sinne zu zitieren.

A. W.

Anmerkung der Redaktion. Wir bemerken hierzu, daß der hier berichtigte Irrtum nicht der Verfasserin des Artikels „Arbeitsfreiheit und Arbeitsvertrag" zur Last fällt, sondern der fehlerhaften Berichterstattung der in Dresden erscheinenden „Sächsischen Arbeiterzeitung", aus welcher der Bericht über den „Vorwärts" in die Tagespresse überging.

* * *

„Ideale Lebensziele."

Mein Aufsatz „Christentum und Gesittung" in Nr. 17 Ihrer trefflichen Zeitschrift hat einen ihrer Leser aus Buer im Bezirke Darmstadt stark geärgert. Dieser Brave empfiehlt mir nach einigen Vorwürfen, den „Gottmenschen" Jesus Christus und die „göttliche Offenbarung" des Christentums eifrig zu studieren. Ich hab's gethan, wie man sich aus der zweiten Auflage meiner vergleichenden Religionsgeschichte „Gestalten des Glaubens" (Verlag C. G. Naumann, Leipzig), zumal aus dem Essay „Christus" überzeugen kann. In diesem Buche finden sich manche neuen Nachweise, daß Dogmen und Moral des Christentums vielen vorchristlichen Quellen entfließen. Das altpersische und babylonische, das buddhistische, altchinesische und ägyptische Schrifttum bringen darüber Überraschendes.

In meinem Buche „Ideale Lebensziele" (2 Bände. Verlag C. G. Naumann, Leipzig) wird über den Gesittungswert des Christentums und über die Erziehung durch das Jenseits gleichfalls vieles mitgeteilt. Dort möge der Kritiker aus Buer, der mir die Nachfolge Christi ans Herz legt, eifrige Nachschau halten. Es giebt auch eine Nachfolge wissenschaftlicher Belehrungen, von denen mein Buch ausführlich spricht. Ideale des Wissens und ethische Ideale, welche ich darin behandle, müssen bei Menschen der Auslese, die nach gründlicher Bildung streben und sich dem Einflusse von Mythen und Sagen entziehen wollen, einer sympathischen Be-

achtung begegnen. Es ist ja nichts beglückender, als sich mit naturwissenschaftlichen Doktrinen und mit allen Zweigen der Geschichte vertraut zu machen, die sich auf die Gedankenarbeit der Menschen beziehen. Meine Schrift bespricht auch eingehend politische und Genußideale. Diese stehen auf edlem Boden, indem sie von den Genußwerten des Lebens überhaupt, vom Naturschönen, von der erziehlichen Bedeutung der Kunst, von der Ausdrucksplastik in Bildnissen, von der Auffassung der Frauenschönheit in Hellas, in Italien und in Deutschland zur Renaissancezeit, in Frankreich, Holland und Spanien, von der Kunst schön zu wohnen, sowie von der Komik und vom Humor in der bildenden Kunst handeln. Es steht mir nicht zu, meine Betrachtungen über ideale Lebensziele selbst zu beurteilen. Ein bedeutender deutscher Dichter hat zugesagt, dies an dieser Stelle zu thun.

Adalbert Svoboda.

Büchertisch.

Mann und Frau. Von Perkins-Stetson. Deutsch von Marie Stritt. Dresden und Leipzig 1901. Verlag von Heinrich Minden. Preis 3 Mark.

Menschen, die uns zwingen, die Formen und Bedingungen unserer Lebensführung einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen, nachzudenken, ob sie heute nur gelten, weil sie gestern gegolten haben, oder ob nicht sachliche Gründe für sie sprechen, solchen Menschen sind wir Dank schuldig. Wir sind es, gleichviel, ob wir in der schließlichen Entscheidung mit ihnen übereinstimmen oder ob wir im Gegensatz zu ihnen das Daseinsrecht dessen, was sie in Frage stellten, doch wieder anerkennen.

Zu diesen Menschen zählt auch Frau Perkins-Stetson, die in ihrem von Marie Stritt trefflich übertragenen Buche „Mann und Frau" die heutige Stellung der Frau mit einem ungewöhnlichen Radikalismus kritisiert. Die Forderungen und Ausblicke, in die ihr Gedankengang ausläuft, muß ich ablehnen; die Darstellung erscheint mir einseitig und oft übertrieben, die Voraussetzungen häufig mehr als hypothetisch — und doch — in dem Buche steckt so viel Wahres, die Verfasserin sieht so vieles, an dem wir blind vorüberzugehen pflegen, auch bei ihrer Einseitigkeit trifft sie doch für viele Fälle so sehr das Richtige, daß jeder, der dies Buch liest, eine Fülle von Anregungen und Erkenntnissen mit sich nehmen wird. Kommt er auch am Schluß zu einem anderen Resultat als sie, so ist er ihr doch dankbar, daß sie ihn nötigte, einmal darüber nachzudenken, ob die jetzige Form der Familie ihre Berechtigung hat, ob es mehr als Einbildung ist, wenn wir gewisse Werte und unschätzbare Güter nicht ohne sie zu denken vermögen.

Denn darum handelt es sich bei Frau Perkins-Stetson. Sie fragt: ist die wirtschaftliche Stellung, die heute der Frau in der Ehe angewiesen ist, vorteilhaft oder nachteilig für die Gesellschaft?

Von zwei Erscheinungen geht die Verfasserin aus. Die eine ist die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau, der Umstand, daß sie das Brot ißt, das andere erwerben. Dadurch hat man sie nach ihrer Ansicht gewaltsam von ernster Mitarbeit im Dienste des Fortschritts der Menschheit ferngehalten, und diesem Umstand, nicht etwa minderer Begabung ist es zuzuschreiben, wenn das Weib den Kulturthaten des Mannes nichts entfernt Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Nach dieser Richtung konnte sich die Frau nicht entwickeln, dafür mußte sie es desto mehr nach einer andern, nämlich der geschlechtlichen. Die Frau ist als Geschlechtswesen übermäßig entwickelt, — dies ist die zweite These, von der

Fran Perkins-Stetson ausgeht. Diese beiden Erscheinungen verbinden sich nun immer aufs neue wieder zu höchst unerfreulichen Ergebnissen. Ihre Geschlechtlichkeit ist das einzige, was die Frau einzusetzen hat, um sich eine Existenz — durch die Ehe — zu gründen. Die ganze Erziehung des Mädchens schon ist darauf zugeschnitten. „Während junge Knaben Pläne machen, was sie erstreben und erreichen wollen, machen junge Mädchen Pläne, wen sie erstreben und erreichen wollen." Und während alle Einrichtungen nach diesem Ziele drängen, darf es doch nicht so aussehen, als ob das wirklich das Ziel des Mädchens wäre. Erreicht es dieses Ziel aber nicht, dann ist eine „allgemeine milde Geringschätzung" sein Los.

Der Mann auf der anderen Seite erleidet durch diese Ehe mit einer wirtschaftlich Unselbständigen ebenfalls eine schwere Einbuße. Sein ganzes Dichten und Trachten muß jetzt darauf gerichtet sein, Frau und Kinder zu ernähren; diesem Streben muß er seine Ideale opfern, dieses Streben setzt ihn Tag für Tag in Widerspruch mit dem Allgemeinwohl, dem er das Einzelwohl unterzuordnen heute verpflichtet ist. „Es hat einen tiefen Grund, daß die besten Freunde eines Mannes einen Seufzer nicht unterdrücken können, wenn er heiratet, insbesondere dann, wenn er ein Talent oder ein Genie ist." „Die Frau verlangt möglichst große Einnahmen, nicht große Thaten." Sie ist ja von der Produktion ausgeschlossen, lediglich konsumierend und wird zur „Priesterin im Tempel der Verschwendung".

So erscheint der Verfasserin die heutige Ehe, aufgebaut auf einer unzulässigen Verbindung sexueller mit ökonomischen Beziehungen, als ein überlebtes, in der Gegenwart durchaus fehlerhaftes Gebilde. Der Schluß, zu dem sie deshalb kommt, ergiebt sich von selbst. Auch die Frau muß ebenso, wie der Mann, wirtschaftlich unabhängig, produzierend, selbständig thätig werden. Aus dem Hause, das sie nicht nur schützend umgab, sondern ihr auch Freiheit, Licht und Luft nahm, soll sie heraustreten in das Getriebe des Wirtschaftslebens. Ohne weiteres ist klar, daß dies eine völlige Revolutionierung des Familienlebens bedeutet. Man muß sich eben immer gegenwärtig halten, daß diese Forderung für die verheiratete Frau, die Ehefrau, aufgestellt ist. Hausarbeit wird diese nicht mehr leisten können; aber eben das liegt im Sinne der Verfasserin. Darin sieht sie gerade wieder einen Fortschritt. Die heutige Gattin und Mutter hat die Aufgabe, die verschiedensten persönlichen Leistungen zu erfüllen, für das leibliche Wohl des Mannes zu sorgen und die Kinder zu erziehen. Sie ist „eine embryonische Kombination von Köchin, Kinderfrau, Wäscherin, Stubenmädchen, Haushälterin, Aufwärterin, Gouvernante". Auf alle diese Thätigkeiten ist sie nicht oder nicht genügend vorbereitet. Der große Grundsatz der Arbeitsteilung, der unser Wirtschaftsleben beherrscht, hat vor der Schwelle der Familienwirtschaft Halt gemacht. Frau Perkins-Stetson will ihm auch diese bisher verschlossene Pforte öffnen. Darum will sie nicht nur die Küche und das Eßzimmer, nein, auch die Kinderstube aus dem Einzelhaushalt herausnehmen. Das Essen soll verschiedenen Familien gemeinschaftlich von beruflich geschulten Kräften zubereitet werden. Die Erziehung der Kinder soll nicht der Mutter allein überlassen bleiben, die dieser Aufgabe so oft nicht gewachsen ist, sondern ebenfalls gemeinschaftlich von fachmäßig ausgebildeten Erzieherinnen übernommen werden, wenn auch die Kinder deswegen nicht dauernd von der Mutter getrennt werden sollen. Und mit allen Künsten ihrer Dialektik und ihres blendenden Stiles sucht uns die Verfasserin dann auszumalen, welche Glückseligkeit mit diesen Reformen einkehren würde — wie das seither Vorrecht und Brauch bei allen Utopisten gewesen.

So sehr ich mich auch bis hierher bemüht habe, objektiv die Ausführungen der Verfasserin wiederzugeben, so kann ich mir doch nicht verhehlen, daß ihr eine

solche Wiedergabe des kahlen Gedankenganges ohne den Schmuck der Einzelschilderungen in gewissem Grade Unrecht thut. Denn gerade in diesen Einzelschilderungen liegt ihre Stärke; hier offenbart sich am überraschendsten ihr ungewöhnlicher Scharfblick, aber leider auch ihre Neigung zu Übertreibungen und haltlosen Konstruktionen. Doch hierfür muß ich auf das Buch selbst verweisen, zu dessen Lektüre diese Zeilen anregen sollen.

Aber auch aus dieser kurzen Skizze wird der Leser erkennen können, daß Frau Perkins-Stetson stärker im Angriff wie im positiven Schaffen ist. Und auch wie einseitig sie schon in der Kritik vorgeht, wird ihm nicht entgangen sein. Gewiß, sie sagt fast stets die Wahrheit, aber es ist nicht die ganze Wahrheit, nicht die Wahrheit für jeden Fall. Ihre Schilderung heutiger Eheverhältnisse trifft, soweit sie überhaupt zutreffend ist, doch nur für einen ganz bestimmten Teil von Menschen zu, nämlich für die Kreise der Großbourgeoisie. Und um nachzuweisen, wie sehr sie auch hier oft entstellt, dafür braucht wohl nur auf jene oben wiedergegebenen verletzenden Worte hingewiesen werden, wonach die Ehe für ein Genie leicht ein Verhängnis werden kann. Wie anders haben doch Genies selbst hierüber gedacht. Kennt Frau Perkins-Stetson die herzzerreißenden Briefe nicht, in denen Gotthold Ephraim Lessing seinen Schmerz ausstöhnte, als seine Eva von ihm ging, in denen er verzweifelnd klagte, daß er es auch einmal im Leben gut haben wollte.

Noch weniger können wir den positiven Vorschlägen der Verfasserin zustimmen. All ihre Kunst kann es uns nicht verbergen, daß sie uns eine Prosapredigt hält, so grau, so nüchtern, daß wir uns verstimmt abwenden müssen. Wie konnte ein Geist von ihrer Schärfe übersehen, daß es in unserem Zusammenleben vor allem darauf ankommt, die Reibungsflächen zwischen den einzelnen Individuen möglichst zu vermindern. Das enge Beieinander in der Häuslichkeit ist doch nur erträglich unter der Voraussetzung hoher Sympathie, wie es die Verfasserin sehr wohl weiß. Und da will sie die einzelnen Familien zwingen, täglich zum Essen zusammenzukommen, dasselbe zu speisen, sich gegenseitig in die Töpfe zu gucken? Welche Unsummen von Werten mit dem häuslichen Tische untergehen, ist ja unschwer zu sagen. Und weil nicht jedes Kind in der Mutter die vollendete Erzieherin hat, will Frau Perkins-Stetson auch den anderen die unersetzliche, unschätzbare Leiterin fürs Leben nehmen. Denn daß dies die Folge der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Ehefrau wäre, kann die Verfasserin sich und uns kaum verhehlen.

Wir vermögen es also nicht, der Frau Perkins-Stetson auf dem Pfade den sie geht, bis zum Ende zu folgen. Aber darum wollen wir, wenn wir uns von ihr trennen, ihr es nicht vergessen, daß sie uns von diesem Pfade aus manches gezeigt, manchen Ausblick eröffnet hat, der uns bis dahin verschlossen geblieben.

E. E.

Die Krone und die Reichshauptstadt. Allgemeinpolitische Betrachtungen und Erörterungen der Konflikte zwischen der Krone und der Stadt Berlin. Von einem Berliner. Berlin 1902, Hugo Bermühlers Verlag. Preis 50 Pf.

Der Humor des Menschenlebens. Scherzhaftes Epos von Johann Jacobus (Fries). Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Aus meinen Gedichten. Von Karl Henckell. 4. und 5. Tausend. Zürich, Leipzig, Berlin. Verlag von Karl Henckell & Co. Preis 1 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 21. 5. Februar 1902. I. Jahrgang.

Das Duell.

Bei allen vermeintlichen Kulturfortschritten, deren sich unsere Zeit rühmt, haben wir doch noch auf recht vielen Gebieten Reste einer Unkultur, die sich allen Besserungsversuchen zum Trotz erhalten. Eine der allerschlimmsten Kulturwidrigkeiten ist die Unsitte des Zweikampfs, der noch alljährlich blühende Menschenleben zum Opfer fallen, und die nur der Wahnwitz alter Standesvorurteile zu einem Produkt guter Sitte stempeln kann. Es ist ein Kennzeichen recht ungesunder Zustände, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, mit diesem Duellwahnsinn aufzuräumen, trotz aller öffentlicher Proteste und trotz der entschiedenen Stellungnahme des Reichstags dagegen, der sich auch in seiner gegenwärtigen Tagung wieder aus Anlaß der neuerlichen Duellfälle mit dieser Frage beschäftigt hat.

Im Reichstage ist vor allem verlangt worden, daß wenigstens an der Stelle, wo das Duellverbrechen seine eigentliche Wurzel hat, im Offizierkorps, radikal eingegriffen werde, weil hier durch ein unbedingtes Verbot des Duells im Heere mit den Folgen, welche Ungehorsam gegen Anordnungen der Vorgesetzten nach sich zieht, in der That das Übel mit der Wurzel ausgerottet werden könnte. Das abscheuliche Insterburger Duell zwischen zwei Offizieren, entstanden aus nichtigen Ursachen, welches das Leben des einen Offiziers forderte, hatte so sehr die Empörung aller gesitteten Kreise erregt, daß auch die Militärverwaltung sich hier der allgemeinen Verurteilung anschloß; aber zu der geforderten Auskehr mit eisernem Besen hat sie sich nicht verstehen wollen und sich lediglich auf die angeblich duellverhütende Wirkung der Kabinettsordre vom 1. Januar 1897 bezogen, die für alle Ehrenhändel der Offiziere ein ehrenrätliches Verfahren festsetzt, bei dem in erster Reihe auf deren Aussöhnung hingewirkt werden soll. Wie es indessen mit diesem versöhnenden Wirken der Offiziersehrenräte in Wirklichkeit beschaffen ist, das hat nicht nur der Insterburger Vor-

fall gelehrt, sondern das zeigt auch die einfache Thatsache, daß allein im ersten Monat des neuen Jahres nicht weniger als drei gerichtliche Verurteilungen wegen Zweikampfs gegen aktive und inaktive Offiziere erfolgt sind. Und eines dieser Duelle, ein Zweikampf in Jena zwischen einem Offizier und einem Studenten, hat wiederum ein hoffnungsreiches Menschenleben vernichtet, um einer Geringfügigkeit willen, wegen welcher kein sittlich ernster Mensch sein Leben aufs Spiel setzen darf. Der Offiziersehrenrat aber hat hier gerade dazu mitgewirkt, daß die Bedingungen für das Duell so schwere wurden, und ihn trifft deshalb die Mitverantwortung für den Ausgang dieses Zweikampfs.

Alle diese Fälle sind Beweis genug dafür, daß die vorher erwähnte Kabinettsordre durchaus nicht die Duelle verhütet hat, ja es ist sogar zweifelhaft, ob sie auch nur eine sonderlich einschränkende Wirkung ausgeübt hat. Das ist auch gar nicht anders möglich, weil die Ordre ausdrücklich die Duellmöglichkeit offen läßt und die Abmahnung vom Duell sowie die Verpflichtung zu Aussöhnungsversuchen durch die Worte einschränkt: „soweit Standessitte und Standesehre es zulassen". Diese Einschränkung ist thatsächlich die eigentliche Richtschnur geworden, sie hat zu der Praxis geführt, daß das Austragen sogenannter Ehrenhändel mit Waffen als das Selbstverständliche angesehen wurde, um so mehr, als in verschiedenen Fällen ein gütlicher Ausgleich sofort eine Rektifizierung von höherer Stelle zur Folge hatte. Besonders lehrreich für die Auslegung der Kabinettsordre in höheren Militärkreisen ist ein Fall, der sich im Jahre 1899 in Koblenz zutrug. Dort führte ein Tanzbodenstreit zwischen einem Leutnant und einem ganz jungen Studenten zu einem Duell mit außerordentlich schweren Bedingungen, in dem der Student auf der Strecke blieb; der Ehrenrat kannte die schweren Bedingungen, machte aber keinen Versuch, sie zu mildern. Und von diesem Duell erklärte damals das Generalkommando des VIII. Armeekorps, es sei ganz im Sinne der Kabinettsordre von 1897 verfahren worden. Der Leutnant aber, der vom Kriegsgericht $2^1/_2$ Jahre Festung erhielt, wurde schon nach 6 Monaten begnadigt und ist heute vermutlich bereits befördert. Wie ist es unter solchen Umständen — und die Begnadigungen von Duellanten bilden ja fast die Regel — überhaupt denkbar, daß die Duellmanie nachläßt? Ein Unfug, der als notwendiger Ausfluß einer besonderen Standessitte und Standesehre offiziell anerkannt wird, der muß natürlich fortwuchern.

Das Strafgesetzbuch freilich erklärt es für etwas Ungesetzliches, daß ein Streit durch ein Duell ausgefochten wird. Aber das hindert nicht, daß ein ganzer Stand, der für sich auch sonst besondere Vorrechte beansprucht, sich in offenen bewußten Widerspruch mit dem Gesetz stellt und für seine Angehörigen die Anerkennung des Duellprinzips zum Zwang

erhebt. In diesem Duellzwang für Offiziere liegt gerade das Grundsätzliche der Sache. Hier haben wir die bewußte Verneinung der staatlichen Ordnung, die allerschlimmste Verhöhnung der Gesetze vor uns. Und das wird geduldet und gebilligt, ohne daß etwa dem Duellverbrecher bedeutet wird, für ihn sei kein Platz in der Armee. Im Gegenteil, nicht der gesetzesverachtende Duellant, sondern derjenige, welcher in Befolgung der Gesetze das Duell im gegebenen Falle verwirft, wer den Richter anruft, statt zur Pistole zu greifen, wird als „unwürdig" aus der Armee ausgestoßen. Zu solchen ungeheuerlichen Zuständen, zu dieser Umkehrung von Vernunft und Recht ist es bei uns glücklich schon gekommen, und die privilegierten Staatsstützen sind es, die sich herausnehmen dürfen, die gesetzliche Ordnung geradezu umzustürzen. Dieser Duellzwang greift aber auch weit ins bürgerliche Leben über, da er sich auch auf alle Reserveoffiziere erstreckt, und sich ihm bedauerlicher Weise auch vielfach bürgerliche Kreise unterwerfen, die mit Offizieren in gesellschaftlichem Verkehr stehen. Selbst Richter und Staatsanwälte können vor die Alternative gestellt werden, entweder die Gesetze zu verletzen, deren Beobachtung sie besonders zu vertreten haben, oder sich als Reserveoffiziere unwürdig zu machen. Nicht viel anders steht es mit dem Duellzwang studentischer Verbindungen, der durch das Übertragen von Verrufserklärungen auf das bürgerliche Leben und durch ein damit verbundenes Denunziantentum besonders gemeingefährlich ist.

Alle Versuche, das Duellwesen zu rechtfertigen, halten vor der Vernunft und vor einer wirklich sittlichen Denkart nicht stand. Es ist nicht nur eine Anmaßung, sondern auch eine Albernheit, ein feineres Ehrgefühl für die Anhänger des Duells in Anspruch zu nehmen. Wer der Waffe bedarf, um seine Ehre zu wahren, für den ist die Ehre nur etwas Äußerliches, dem fehlt noch recht viel an der Ehrenfestigkeit, die auf das eigene ehrenhafte Handeln das Hauptgewicht legt, aber nicht durch Provokationen anderer erschüttert werden kann. Das gilt auch von den allerschwersten Fällen von Ehrenkränkungen, in denen immer nur der Ehrenschänder sich selbst schändet, und ein Duell die Beschimpfung am allerwenigsten ausgleichen kann, sondern nur die Bedeutung einer besonderen Rache hat. Aber hier zeigt sich der Widersinn schon darin, daß der Gekränkte im Duell auch noch der Leidtragende sein kann, während er andrerseits dem Schänder seiner Ehre durch das Eingehen des Duells geradezu seine Ehrenhaftigkeit attestiert. Ein Beispiel dafür bietet aus neuester Zeit ein Duell, in dem Landrat v. Bennigsen, der Sohn des alten nationalliberalen Führers, gefallen ist; hier war der Gefallene derjenige, welcher sich in seiner häuslichen Ehre gekränkt fühlte. Und wie steht es nun mit der erzieherischen Wirkung des Duells und mit dem verfeinerten Ehrgefühl

der Vertreter der besonderen Standesehre? Die Trunkenheitsexzesse von Offizieren — es sei nur an den Fall Brüsewitz und an den Offiziersmord in Mörchingen erinnert —, die Rüpeleien so mancher Verbindungsstudenten, geben die Antwort darauf. Diese feine Ehrauffassung findet nichts darin, daß der Frieden einer Familie mutwillig gestört, daß ein unbescholtenes Mädchen verführt wird; sie empört sich aber dagegen, daß der Verführer sein Verschulden gutmacht, und derselbe Mann würde von seinen Standesgenossen wegen solcher ehrenhaften Handlung verfehmt werden, dessen ehrloses Handeln im gleichen Falle seine Stellung nicht im geringsten erschüttern würde. Und wenn ein solcher Mann, der eine Familie unglücklich gemacht hat, dann noch den Ernährer der Familie niederschießt, so wird er gefeiert und bisweilen auch gefürchtet unter seinen Standesgenossen; die von ihm gekränkte Familie aber meidet man.

So ist dies feinere Ehrgefühl beschaffen. Es hat gar nichts Romantisches an sich und ist kaum ritterlicher, als die Wegelagerei der alten Raubritter. Die Blutrache hat mindestens ebensoviel Berechtigung wie das Duell, und die Messerstechereien unter den Bauernburschen sind noch entschuldbarer, weil sie ohne Vorbedacht erfolgen. Aber wie verschieden behandelt das Gesetz beides! Der bäuerliche Raufbold wird, weil er ein „Rohheitsdelikt" begangen hat, ins Gefängnis gesteckt und wenig zart behandelt, der feine Duellmörder aber erhält die ehrenhaftere Festungshaft mit der Aussicht auf baldige Begnadigung. Wann wird dieser Widersinn endlich beseitigt werden? Wann wird sich der Gesetzgeber entschließen, die Duellvergehen als das zu bestrafen, was sie sind, als verbrecherische Rohheiten, die der Körperverletzung, dem Totschlag, dem Mord gleichzustellen sind? Und wann wird es dazu kommen, daß derjenige einer staatlichen Stellung für unwürdig erklärt und vor allem aus der Armee entlassen wird, der durch das Eingehen auf ein Duell die staatliche Ordnung verhöhnt? Es ist ein unerträglicher Zustand in einem Rechtsstaat, daß eine besondere Standesehre über die allgemeine bürgerliche Ehre gestellt wird; denn darin liegt die allerschlimmste Mißachtung der bürgerlichen Gesellschaft, die bösartigste Herabsetzung der Ehre anderer. Das Bürgertum kann und muß verlangen, daß mit diesem Unfug gründlich aufgeräumt wird; es muß sich aber auch selber wehren und ihn nicht in seine eigenen Kreise eindringen lassen.

Das österreichische Problem.

Von Peregrinus (Wien).

VIII. Der Polenrummel.

Die deutschen Burenschwärmer, die sich gar nicht genug thun konnten in Entrüstungsausbrüchen gegen das „Mördervolk jenseits des Kanals", haben wohl nicht geahnt, daß, ehe noch der Burenkrieg beendet, eine internationale Entrüstungsaktion auch gegen Deutschland in Szene gesetzt werden könnte, daß auch gegen das deutsche Volk die Mütter auf dem weiten Erdenrund zu flammenden Protesten aufgerufen und Deutsche und Engländer gemeinsam zu Beginn des Jahrhunderts der universellen Verachtung preisgegeben werden würden. Nun können sie sich an der Thatsache eines Bessern belehren. Ja, auch der Deutsche ist ein Mörder, ein Wüterich, ein Barbar. Auch er schändet heilige Traditionen und den Ruf einer hohen sittlichen Kultur, den ihm bessere Vorfahren erwarben. Er ist schlimmer als der Russe, der Kosack, der Knutenmann. Die Torturen Sibiriens sind nichts im Vergleich zu den Schändlichkeiten, die der zum Bersten übermütige Teutone überall da begeht, wo man seinen Herrschgelüsten Widerstand entgegensetzt! . . .

Was ist die Schändlichkeit, die der Teutone verbrochen? Hat auch er ein Volk vom Erdboden vertilgt, das unglücklicherweise im Besitz von Gold- und Diamantengruben gewesen? Oder hat er die Blüte der Intelligenz in die tötlichen Zonen des ewigen Eises verbannt, Dichter und Denker deportiert, einen Unschuldigen zur höheren Ehre der Kirche in einen Käfig auf der Teufelsinsel gesperrt? Viel Schrecklicheres hat die deutsche Nation begangen, sie hat kleinen Kindern — Helden —, die sich weigerten in deutscher Sprache zu Gott zu beten, mit dem spanischen Röhrchen Streiche auf die Heldenhände gegeben und sie hat temperamentvolle Verteidiger dieser gezüchtigten Heldenhände wegen Ruhestörung und Aufruhr in das Gefängnis geworfen, weil sie ein bischen das Schulhaus demolieren und den Exekutor der Züchtigung ein bischen massakrieren wollten. Das ist die Schändlichkeit, begangen zweitausend Jahre nach dem bethlehemitischen Kindermord, nach der Diokletianischen Christenverfolgung, und drum dröhnen mit den Flüchen der Buren, die von der Ausrottung bedroht sind, zugleich diejenigen der Polen gen Himmel, der unglücklichen Polen, deren Heldenkindern man die Heldenhände verhaut. —

Petite main qui fut meurtrie
Pour la patrie

singt schon der mitleidige Franzos . . .

Seien wir ernsthaft. So sehr auch das Mißverhältnis zwischen der aufgewandten Entrüstung und ihrem Anlaß den Spott herausfordert, die

Polen sind doch in ihrem Rechte, wenn sie sich gegen die Methoden der preußisch-nationalen Pädagogik verwahren. Es ist zwar gewiß, daß auch deutsche Preußenkinder den Bakel zu schmecken bekommen, wenn sie den Geboten des Lehrers Trotz entgegensetzen; es ist auch nicht minder gewiß, daß die Haltung der Polen nicht die einer bescheidenen Minorität ist, die nur verlangt, daß man sie in Frieden ihren Kohl bauen lasse, sondern die eines siegesgewissen, auf bestimmte Katastrophen rechnenden, im eigenen Herrschaftsgebiet nichts weniger als duldsamen Herrenvolkes. Aber auf der andern Seite ist es auch gewiß, daß die ganze preußische Polenpolitik verfehlt ist, in ihrer Ohnmacht ebenso thöricht wie lächerlich. Mit den Gratifikationen für national gesinnte Pädagogen erreicht man nichts, als daß man die Lehrer kompromittiert, mit dem Hakatistenfonds nur die Stärkung polnischer Kassen, mit der Entflammung des nationalen Fanatismus nur die Anfachung eines viel mächtigeren Brandes auf der Gegenseite — mit slavischem Temperament kann sich ja das phlegmatische deutsche ohnehin nicht messen. Wie man der polnischen Propaganda Herr werden könnte, ist in dem vorigen Artikel („Das zweite Eisen") schon gezeigt worden: durch die Befreiung des Volkes, nicht nur des polnischen und nicht nur des katholischen von der Vormundschaft der Geistlichkeit, durch völlige Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Schule. Damit würde man das deutsche Volk zu einer kulturellen Einheit zusammenschweißen und die ständige Organisation ihrer geschworenen Gegner zerstören. Da aber der Staat von diesem Mittel nicht Gebrauch machen will, darf er sich nicht darüber beschweren, daß die Anwendung der anderen gegen ihn selbst ausschlägt. Qui mange du Pape, en meurt. Der preußische Staat als der Patron der katholischen Kirche in Polen, deren heißester Wunsch seine Vernichtung ist, darf sich nicht wundern, wenn er die Früchte seiner eigenen Thorheit erntet, und erregt nur Ärgernis, wenn er büttelhaft plump auf die Opfer seiner Politik losschlägt. Das Ärgernis wird um so größer, je weiter er auf dem Wege der Maßregelung unschuldiger Kinder oder fast ebenso unschuldiger Eltern weiterschreitet. Ohne die völlige Ausschaltung des Kaplans aus dem staatlich-öffentlichen Leben wird auch nach hundert Jahren das Deutschtum im Osten aus seiner Bedrängnis nicht heraus sein.

Den Polen also muß das Recht, das Urteil zu „schelten", das sie in Gnesen getroffen hat, von jedem zugestanden werden, der Gewaltpolitik, welcher Art immer, als verfehlt und barbarisch mißbilligt. Die Art freilich, wie sie ihre Entrüstung zum Ausdruck bringen, darf auch von Jenen nicht ignoriert werden, die mit dem Hakatistenkurs nicht einverstanden sind. In der Abwehr der preußischen Unterdrückung brach ein Haß aus, der viel zu ausgiebig war, als daß er erst bei dieser Gelegenheit sich hätte gebildet haben können, der aber auch durchaus nicht lediglich aus nationalen

Quellen gespeist wird. Sonst hätte er nie und nimmer fast den Russenhaß können in Vergessenheit bringen, den Haß gegen jenen Unterdrücker, der nicht blos Schulkinder gezüchtigt, sondern das Volk geknutet und viele seiner Besten erbarmungslos hingemordet hat. Die immer stärker gewordene Abneigung gegen die Deutschen ist klerikalen Ursprungs und wird von der Kirche sorgsam gepflegt — man denke nur an die Gelder der französischen Congregationen, die nach Polen gewandert sind. Das Volk, das seinen Untergang der Adels- und Pfaffenwirtschaft verdankt, ist um seines „brennenden" Katholizismus willen noch immer der Liebling der Kirche und wird von ihr weidlich zu deutschfeindlichen Zwecken ausgenützt. Bismark hat schon vor den Polen und den Polinnen gewarnt, die ebenso raffiniert wie fanatisch seien.

Nicht den armen Teufeln, die im Gefängnisse sitzen, oder den Kindern, die vom Schulmeisterstock bedroht sind, wollte man das Los erleichtern, sondern vor der Öffentlichkeit wiederholt und wiederholt feststellen, was für ein nichtswürdiges Volk das preußisch-deutsche sei. Der Überschuß an internationalen Zornesempfindungen wurde nicht mehr blos gegen die Engländer, sondern auch gegen die Deutschen in Anspruch genommen, deutsche Kaufleute wurden boykottiert, soweit die polnische Zunge klingt, der österreichische Abgeordnete Kolischer organisiert eine kaufmännische Verschwörung zur Verdrängung der deutschen Industrie aus dem ganzen polnischen Gebiete, gegen den Dreibund wird mobil gemacht. Wichtiger aber, als die direkte naturgemäß nicht sehr beträchtliche Schädigung der Deutschen erscheint den verteufelt schlauen Regisseuren vor allem der Umstand, daß sie Deutschland vor der Welt auf die Anklagebank bringen konnten. Wer ein Gewitter vorbereitet, muß vor allem für die Herstellung der richtigen Atmosphäre sorgen.

Da es aber noch weit ist bis zur Wiederherstellung des Schlachzizenreiches, braucht man sich in Deutschland nicht allzusehr zu befassen mit der Thatsache, daß an der Ostgrenze des Reiches ein mit Deutschenhaß geradezu durchtränktes Volk wohnt. Die Polen marschieren noch nicht. Wichtiger für die Gegenwart ist schon die Haltung der österreichischen Regierung und Behörden in der Zeit des Polenrummels. Hat die österreichische Regierung sich in dieser Angelegenheit bundesfreundlich, ja auch nur korrekt benommen? Wir werden das an den Thatsachen prüfen.

In der ersten Dezemberwoche fand zu Wien eine Mickiewicz-Feier des polnischen Studentenvereins „Ognisko" statt, deren Ertrag für die Verurteilten von Wreschen bestimmt war. An der Feier nahm teil der Landsmannminister für Galizien Dr. v. Pientak, Mitglied des Kabinets Körber.

An den Sammlungen in Galizien beteiligte sich die ganze hohe Beamtenschaft, den Statthalter an der Spitze.

Der Stadtrat von Prag, von Laibach und von anderen slavischen Städten bewilligt Beiträge zur Unterstützung der Verurteilten.

Die Beamten des Eisenbahnbureaus des galizischen Landesausschusses beschlossen ein Prozent ihrer Bezüge zur Gründung eines Anti-Hakatistenfonds zu verwenden.

Am 9. Dezember, dem Tage, an welchem auch in Wien ein polnisches Protestmeeting stattfand, beantwortete der Ministerpräsident v. Körber die Interpellation Romanowicz. Die Antwort enthielt Sätze, wie die folgenden: „Die Regierung ist weit entfernt, nationale Empfindungen unter ihre Kontrolle zu nehmen oder selbst solche Aufwallungen zu mißdeuten .... Die Regierung kann die Zulässigkeit der Einmischung eines anderen Staates in unsere heimischen Angelegenheiten nicht zugeben, und macht kein Hehl daraus, daß ihr auch Übertreibungen in der Presse nicht zweckdienlich erscheinen."

Am 10. Dezember hielt Graf Dzieduszycki im Reichsrate seine große Anklagerede gegen die Deutschen, auf die Herr v. Körber nur mit einer sehr sanften Rüge antwortete.

Am 29. Dezember donnerte im galizischen Landtag Fürst Czartoryski abermals gegen die Preußen, ohne daß der von dieser Demonstration vorher verständigte Statthalter Graf Pininski auch nur mit einer Silbe gegen die Kompetenzüberschreitung des Landtags aufgetreten wäre. Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, ließ er inoffiziell mitteilen, daß er sich zuvor über die bei dieser Gelegenheit einzunehmende Haltung mit dem Grafen Goluchowski, wie mit dem Ministerpräsidenten Herrn v. Körber ins Einvernehmen gesetzt habe.

Am 5. Januar endlich raffte sich das offiziöse „Fremdenblatt", das Organ des auswärtigen Amtes, zu einer Rüge gegen den Fürsten Czartoryski auf, am 7. Januar aber ließ der Ministerpräsident v. Körber in einem seiner offiziösen Montagsblätter den Reichsdeutschen schon den Text lesen über ihre Unvernunft, mit der sie verlangten, daß die österreichische Regierung ohne Rücksicht auf die Empfindungen der slavischen Volksmehrheit schärfer gegen die Polen vorgehe. Rücksichten auf die innere, wie auf die äußere Politik verböten ihr das. Die Regierung könnte sich im Innern nicht gegen die Feindschaft der Polen halten, noch weniger aber das Bündnis mit Deutschland konservieren, wenn sich erst die Polen offen dessen zahlreichen Gegnern in Österreich anschlössen.

Machen wir hier einen Moment halt. In seiner Verteidigung giebt Herr v. Körber zu, daß man in Deutschland Grund zur Empfindlichkeit habe, aber der gründlichen Kenntnis der eigenartigen österreichischen Verhältnisse ermangele. Er, der bündnistreue Ministerpräsident, konnte aus Gründen, die man auch in Deutschland würdigen müßte, nicht anders

handeln, als er gehandelt hat. Nur seine Haltung entsprach dem Interesse des Bündnisses.

Im Innern muß Herr von Körber vermeiden, die Opposition der Slaven herauszufordern, derselbe Herr von Körber, der dem Reichsrat einmal über das andere mit der Hinrichtung droht und vor diesem markllosen Reichsrate auch sich diese Drohung erlauben darf.

Nach außen muß Herr v. Körber vermeiden, die Polen noch stärker gegen das Deutsche Reich aufzureizen, weil sonst die Erhaltung der deutschen Allianz zur Unmöglichkeit würde. Herr v. Körber stellt hiermit fest, daß die Allianz mit Deutschland nicht eine von allen Stimmungen der Parteien und Volksstämme unabhängige Gestaltung ist, nicht eine jener Staatsnotwendigkeiten, bei deren Sicherung man in Österreich den Teufel nach Volksrechten fragt, sondern eines der Objekte, an denen sich Parteigeist und Augenblicksstimmung nach Gefallen bethätigen können.

Lassen wir aber alle diese Sonderbarkeiten einmal widerspruchslos durchgehen, so müssen wir noch immer fragen, wie kommt Herr v. Körber dazu, in seiner Antwort auf die Interpellation Romanowicz den Satz zu gebrauchen: „Die Regierung kann die Zulässigkeit der Einmischung eines anderen Staates in unsere heimischen Angelegenheiten nicht zugeben"? Inwiefern mischt sich „der andere Staat" Deutschland in österreichische Angelegenheiten? Ist etwa die Demonstration der Polen vor dem deutschen Konsulat eine solche „Einmischung" — Deutschlands? . . . Nein; der Satz aber enthüllt deutlich, wohin das ganze Thun und Lassen der österreichischen Regierung in dieser Angelegenheit zielt: Es sollte den „Los von Rom"-Deutschen in Deutschland ein zarter Wink mit dem Zaunpfahl gegeben werden, daß man auch in Österreich nicht der Mittel ermangele, dem großen Deutschland das Leben ein wenig sauer zu machen. Man braucht nur einmal die heimischen Instinkte ungestört walten zu lassen und dann wird man draußen schon merken, daß man auch der österreichischen Regierung Rücksichten zu erweisen hat . . . Daß es sich nur um die „Los von Rom"-Sympathien handelte, gegen welche die Polenkarte ausgespielt wurde, geht klar hervor aus dem Umstande, daß „Los von Rom" in jeder der Polemiken wiederkehrt, in denen die Anhänger der Regierung deren Haltung gegen die Vorwürfe der reichsdeutschen Presse verteidigen.

Daß auch hier wieder das Mittel zu dem angestrebten Zweck in gar keinem Verhältnisse steht, darf niemanden wundern, der die Gepflogenheiten österreichischer Staatsmänner kennt. Die indirekte, hinterhältige Methode, die sich jeden Augenblick verleugnen lassen soll, bringt es mit sich, daß man stärkere Unterströmungen in Bewegung setzen muß, als man bei direkter Aussprache bedürfen würde. Ernstlich denkt heute noch kein einziger der

leitenden Staatsmänner, selbst der Pole Goluchowski nicht an ein Abschwenken vom Dreibunde, vor allem deshalb nicht, weil Kaiser Franz Josef, wie wir wiederholen, ein besserer Diplomat als alle seine Minister ist, und die Ungarn dafür nicht zu haben wären. Aber ein bischen falsches Spiel damit treiben, ein bischen Rancüne zeigen und damit darthun, daß man sich auch nicht alles gefallen zu lassen brauche, das geht an.

In den früheren Artikeln haben wir darzuthun versucht, daß in der That das deutsche Bündnis in Österreich nur von dem Monarchen und den freisinnigen Deutschen als Staatsnotwendigkeit empfunden wird, allen übrigen aber ein Dorn im Auge ist. Der Polentrummel hat eine neue Bastion der Bündnisgegner enthüllt, die polnische. Die „staatsmännischen" Polen galten bisher nicht mit Unrecht als eine der Stützen des doch in erster Linie, für Österreich wenigstens, gegen Rußland gerichteten Bündnisses. Nun sind die „staatsmännischen" Polen von der Kaplanokratie über den Haufen geworfen worden. Unter dem dünnen Firnis der politischen Klugheit ist der fanatische Deutschenhaß des fast ganz klerikalisierten polnischen Volkes zum Vorschein gekommen, das nicht mehr im Russen, sondern im Preußen den Feind sieht, ganz wie es in die Pläne der vatikanischen Diplomatie paßt. Dies klargestellt zu haben ist die Bedeutung des Polentrummels für Deutschland. Übersehen darf diese Klarstellung niemand, auch derjenige nicht, der eine ganz andere Methode der preußischen Politik im Osten wünschen möchte. Nicht die Polen in Preußen sind die Gefahr für Deutschland, sondern die Polen in Österreich, die nichts anderes mehr sind als eine päpstliche d. i. eine jesuitische Garde. Der Fanatismus, der bei dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen ist, muß aber auch jenen die Augen öffnen, die da glauben, der Dreibund könne sanft entschlummern, ohne daß eine Weltkatastrophe die Folge seines Hinüberschlummerns sein müsse. „La main, qui fut meurtrie" schreit um Rache, mit diplomatischen „Verschiebungen" ist den Aposteln der Bartholomäusnacht nicht gedient. Das Ende des Dreibunds, c'est la guerre, das mögen sich auch jene harmlosen deutschen Katholiken gesagt sein lassen, die ganz verwundert sind über die plötzlich zum Ausbruch gekommene Glut des Deutschenhasses bei den slavischen Glaubensgenossen. Diesen reichstreuen Katholiken steht ein wirkliches Martyrium bevor. Daß der Ultramontanismus, der Jesuitismus sie leichtherzig preisgeben wird, darüber täuscht sich natürlich niemand, der die Geschichte dieser Weltplage kennt. Die Jesuiten gehen aufs Ganze und — pour faire une omelette, il faut casser les oeufs. —

Italien und der Dreibund.

Von Marcus.

Will Italien wirklich aus dem Dreibunde austreten? Das ist die Frage, die seit dem ersten Januar durch den europäischen Blätterwald rauschte. Mit Ausnahme weniger großen und vornehmen schrieben die deutschen und erst recht die österreichischen Zeitungen eine erkleckliche Anzahl von Artikeln, die wieder einmal beweisen, daß der Sinn für große, internationale Politik in der deutsch geschriebenen Presse noch sehr mangelhaft entwickelt ist. Die meisten dieser Aufsätze haben auch in Italien stark verschnupft, wo man überhaupt im Stillen sich darüber ärgert, daß gewisse Kreise der Zentralmächte Italien als einen Vasallen betrachten, der stets kontrolliert werden müsse, damit er sich keiner Felonie schuldig mache. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Sinn für äußere Politik in der Apenninenhalbinsel besser entwickelt sei, im Gegenteil, was die Mehrzahl der italienischen Blätter schrieb, war noch toller. „Die Italiener sind Kinder", hat ein großer Diplomat gesagt, und wie Kinder benahmen sich jetzt die meisten italienischen Politiker, als sie nach der Rede Barrères plötzlich türkische Grundbesitzer geworden zu sein glaubten. Ganz Italien schien berauscht, und wer etwa als Realpolitiker gesprochen hätte, wäre unfehlbar gelyncht worden.

Ein kleiner Wasserstrahl, von der „Kölnischen Zeitung" gespritzt, von Berlin dirigiert, ernüchterte die Berauschten, und jetzt hört man schon in der Presse wieder ganz vernünftige Stimmen. „Es geht etwas vor, man weiß nur nicht was". Dieses Wort erklärt die Aufregung in ganz Europa außer in England, wo die Presse ruhig blieb, obgleich Barrère und Delcassé auf den italienischen Sack schlugen und England meinten. Frankreich kann im Mittelmeer kein starkes Italien brauchen, folglich muß dieses von England getrennt werden. Das ist das Leitmotiv der französischen Politik. England, das ja stets weitschauende Politik getrieben hat, und nicht Frankreich schuf Italiens Einheit. Es brauchte im Mittelmeer ein verbündetes Land, und so erklärt sich Gladstones Vorstoß gegen die Bourbonen und die Mithilfe englischer Schiffe bei dem Zuge der Tausend nach Sizilien. Napoleons III. Beteiligung am italienischen Einheitskampf entsprang nicht ganz allein sentimentaler Begeisterung, er hat sich seine Hilfe auch ziemlich bezahlen lassen. Ihm schwebte als Ziel ein dienendes Italien vor. Das erkannte auch schon 1870 Quintino Sella, der, obgleich er Piemontese, also geborener Franzosenfreund war, zuerst den offenen Anschluß an Deutschland predigte.

Nach ihm kam Crispi, dessen Unglück es war, daß er durch das Mißtrauen des Hofes nicht zwanzig Jahre lang ununterbrochen Italiens

äußere Politik leiten konnte. Er erkannte, daß Italien nur durch Anschluß an Deutschland und England frei, einig und mächtig werden könnte; und dieser seiner Überzeugung ist er unerschütterlich treu geblieben; wie er auch lange Jahre hindurch der einzige italienische Staatsmann war, auf dessen Treue die Verbündeten zählen konnten. 1884 war Crispi auch der einzige Staatsmann, der darauf drängte, daß Italien die Einladung Englands zur Kooperation in Ägypten annähme, aber er war nicht am Ruder, und seine Stimme verhallte.

Von dem Augenblicke an verschärfte sich Frankreichs Haß gegen den „Bismarck" Italiens und mit allen Mitteln arbeitete es gegen den gefürchteten Mann. Die sogenannte „Moralkampagne" Cavallottis, der Federkrieg der Radikalen, die den Dreibund bekämpften, weil er Italien zu der großen Heereslast zwinge — beides wurde von Paris aus dirigiert. Zugleich suchte die französische Regierung auf Italiens Finanzen zu wirken, die Pariser Presse arbeitete mit Schimpfartikeln, die Pariser Börse mit Baisseoperationen gegen Italien. Der Bruch der Handelsbeziehungen trat hinzu, um Italien auszuhungern. Zuletzt intriguierte Frankreich in Abessynien gegen Crispi, bis der Verhaßte 1896 endlich fiel.

Nun zog Frankreich andere Saiten auf, zumal die Aushungerungspolitik mißlungen war, weil Italien, von den Zentralmächten, namentlich Deutschland unterstützt, freilich auch durch eigene Kraftanstrengung sich andere Märkte erobert hatte. Nach der Peitsche kam das Zuckerbrot. Visconti-Venosta, Rudini, Luzzatti waren für die französische Freundschaftspolitik empfänglich. Doch mit Hochdruck wurde erst gearbeitet, als Barrère als französischer Botschafter nach Rom kam. Der rührige Exjournalist arbeitete freilich mit allen Mitteln, natürlich auch mit der Presse, vielen Überwachungsmitarbeitern und mit vielem Gelde. Die französische Presse wird freundlich, freundlich auch die Pariser Börse, und Luzzatti trägt sich als Schatzminister ebenso mit dem Gedanken einer Konversion der italienischen Rente, wie jetzt wieder sein Nachfolger di Broglio. Es folgen auch die äußern Zeichen der Annäherung, das Handelsabkommen zwischen Frankreich und Italien, die Regelung der tunesischen Frage, der Besuch der französischen Flotte in Sardinien und der Gegenbesuch in Toulon. Und heute kommt die Verständigung über Tripolis. Im Interesse Frankreichs liegt es natürlich, alle diese Ereignisse aufzubauschen, um der Welt glauben zu machen, des Dreibunds letztes Stündlein habe geschlagen. Deshalb die auffallende Intonation in der Rede Barrère's und dem Interview Delcassé's.

Diese Intonation hat in Rom ernüchternd gewirkt. Die Proteste blieben nicht aus. Als Waffe in den Verhandlungen zur Erneuerung des Dreibundes und der Handelsverträge ließ man sich die Freundschaft

mit Frankreich schon gefallen, auch als Mittel, um auf das wenig freigebige England zu drücken, aber als die Reden der beiden französischen Staatsmänner den Anschein erweckten, als ob sie Italien bei den Zentralmächten — und England verdächtigen sollten, da schwenkte man ein. Der kalte Wasserstrahl aus Berlin that das seine, und nun versichern die ernsten italienischen Blätter, Italien denke ja gar nicht daran, durch Okkupation von Tripolis die orientalische Frage aufzurollen, es denke ja gar nicht daran, vom Dreibunde zurückzutreten; freilich, setzen einige wie z. B. die „Nuova Antologia" hinzu, mache Italien diese Erneuerung des Dreibundes von dem Ausfall des Handelsvertrages abhängig.

Das ist der springende Punkt. Alle diese Drohungen von dem Austritt aus dem Dreibunde sind ja nur gegen die Agrarier in Deutschland und Österreich gerichtet; denn Italien kämpft um seine besten Märkte, namentlich um den in Österreich. Um Österreich einzuschüchtern, entwickelte Italien auch im verflossenen Sommer seine große Thätigkeit in der Adria. Daß freilich der Dreibund in Italien beliebt sei, braucht man deshalb nicht gleich anzunehmen. Das Bündnis mit Österreich ist sogar verhaßt. Auch scheinen sich jetzt am neuen Hofe neue Tendenzen der äußern Politik geltend zu machen, da die montenegrinische Verwandtschaft einen starken Zug nach Petersburg erzeugt haben soll.

Aber die Italiener sind berechnender als man glaubt. Noch bestehen die Verhältnisse, die ihren Anschluß an den Dreibund notwendig machten. Noch wissen die leitenden Kreise, daß Italien den Besitz von Rom garantiert haben muß, und daß es selbst mit Frankreich im Bunde zu schwach ist, die Feindschaft Englands ertragen zu können, welche aus einem Bündnis mit Frankreich oder Rußland resultieren würde. Es war auch Italien, das den Anschluß an den Zweibund nachsuchte. Deutschlands Politik war ja seit 1870 nur darauf gerichtet, sich durch die hohe Versicherungsprämie des Riesenheeres unabhängig zu machen und in den Stand zu setzen, eventuell auch allein den Krieg gegen zwei Fronten führen zu können. Natürlich war ihm das Bündnis mit Österreich willkommen, und Österreich zu Liebe nahm es auch das Bündnis mit Italien auf; denn Österreich mußte sich im Falle eines Krieges mit Rußland gegen einen Einbruch Italiens in seine italienischen Provinzen schützen. Auf Italien rechnete Deutschland nur wenig, noch wirkte in Berlin die Haltung Italiens im Kriege 1866 nach, über die Bernhardis Memoirenwerk auffallende Enthüllungen bringt, im besten Falle tröstete man sich damit, daß Italien Frankreich zwingen würde, im Süden und Südosten mehrere Armeekorps zu immobilisieren. Das wissen die ernsten Politiker in Italien auch ganz genau, und nur verbohrte stump orators konnten die Märe aufbringen, daß Italien es gewesen sei, das bisher

Deutschland den ruhigen Besitz von Elsaß-Lothringen verbürgt habe. Die ernsten Politiker in Italien wissen ebenso ganz genau, daß der Austritt aus dem Dreibunde leicht zu einem Kriege mit Österreich führen könnte; denn im österreichischen Heere, das jeder Kenner ernst nimmt, giebt es manche hohen Herren, die den Verlust der schönen italienischen Provinzen noch immer nicht verschmerzen können. Unter diesen Umständen ist es auch gar keine Pose, wenn die ernste deutsche Presse stets betont, daß Deutschland die Annäherung Frankreichs an Italien ganz gern sehe; denn durch diese kann Italien und ganz Europa nur gewinnen, indem so der große Krieg, vor dessen Folgen jeder Verantwortliche zurückschreckt, immer weiter hinausgeschoben wird. Des Friedens bedarf aber Italien in besonderem Maße, was auch alle ernsten Italiener einsehen; denn, wenn die Apenninen-Halbinsel jetzt auch wirklich aufblüht, so braucht es doch noch Jahrzehnte heißer Arbeit, ehe Italien wirklich ein in sich unabhängiges Land wird. Kenner Italiens haben zwar nie geglaubt, daß Italien wirklich so arm und elend sei, wie es zu Crispis Zeiten von den klerikalen, den französischen und den ihnen „befreundeten" radikalen Blättern hingestellt wurde. Damals bewirkte die Hetze nur, daß das inländische Kapital aus Mangel an Vertrauen sich nicht hervorwagte. Jetzt, wo das Vertrauen zurückgekehrt ist, da die dreifache Kampagne aufhört, ändern sich die Zeiten.

Die neue französische Freundschaft darf auch schon deshalb nicht von deutschen Politikern als eine Bedrohung des Dreibundes aufgefaßt werden, weil man zur Not auch aus Gründen der eigenen Politik die Wandlung Frankreichs erklären kann. Es ist allgemein bekannt, daß Frankreich sich isoliert fühlt. Seit 1896 — und das wissen die Eingeweihten, welche die Geschichte Transvaals kennen — da es gar zu gerne England zu einem Kriege gegen Deutschland gedrängt hätte, hat sich manches in Europa geändert, die Liebe zu Rußland ist nach dem Echec von Mitylene, wo Rußland hands off rief, bedenklich erkaltet, und die inneren Verhältnisse von Tunis machten eine Verständigung mit Italien notwendig. Ferner lassen Italiens wirtschaftlicher Aufschwung, die Überflügelung Marseilles durch Genua, die bevorstehende Eröffnung des Simplontunnels dem französischen Handel eine Freundschaft mit Italien wünschenswert erscheinen, wie sich auch durch die Thatsache erweisen läßt, daß jetzt viel französisches Kapital nach Italien einwandert.

So darf man also sagen, daß augenblicklich von einer Bedrohung des Dreibundes keine Rede ist. Ob aber jetzt der Dreibund nicht zum letzten Male erneuert wird, das ist eine Frage, welche die Diplomaten erst in einigen Jahren beantworten können; denn sicherlich arbeitet Frankreich bei seiner Liebeswerbung um Italien nicht allein aus platonischen Motiven; es ist wohl möglich, daß mancher französische Politiker sich mit der Hoffnung

trägt, eines Tages den Suezkanal von Tripolis und Syrien her bedrohen zu können. Vor Beendigung des Transvaalkrieges wird man nicht klar sehen können. Pessimisten glauben, England würde nach diesem Kriege einen Erfolg in andern Gegenden suchen, um sein Prestige wieder herzustellen, und mit dieser Eventualität muß auch Frankreich rechnen. Ein anderer Wendepunkt für Frankreichs äußere Politik liegt auch in seiner inneren. Das Ministerium Waldeck-Rousseau kann von einem reaktionären abgelöst werden, das mit den Katholiken und also mit dem größten Feinde Italiens, dem Vatikan, rechnen müßte. Auch das weiß man in Italien.

Victor in der „Nuova Antologia", der eingeweiht zu sein scheint, berichtet, daß der Dreibund schon so gut wie erneuert sei, wenigstens hätte die italienische Regierung die französische ganz loyal wissen lassen, daß sie die Erneuerung plane. Dies hält ihn aber nicht ab, ebenfalls mit der Drohung zu kommen, daß, wenn die deutschen und österreichischen Agrarier durch ihre übertriebenen Forderungen Italien in die Unmöglichkeit versetzen, einen guten Handelsvertrag zu schließen, dann die Schuld für eine Erkältung der italienischen Beziehungen zu Deutschland und Österreich nicht Italien treffe. Thatsache ist, daß das italienische Volk noch nicht für die Bismarcksche Theorie reif ist, daß politische Bündnisse mit Handelskriegen vereinbar seien. Es würde jedem Ministerium das Leben sauer machen, das sich, wenn auch durch die harte Notwendigkeit gezwungen, diese Theorie zu eigen machte.

* * *

Auch nach der Rede Bülows gelten obige Äußerungen noch, wie nachträglich bemerkt sein soll. Sie hat gesessen. Wenn auch die römische Presse gute Miene zum bösen Spiel macht, der „Vergleich Italiens mit einem leichtfertigen Weibe", wie die Äußerung Bülows von der Extratour in italienischen Blättern gedeutet wurde, wird von den Konservativen als eine verdiente Lektion bezeichnet. Die Italiener, die so oft geprahlt haben „Italia farà da se", haben auch die leise Drohung verstanden, daß Deutschland im Notfalle auch ohne den Dreibund auskommen könne, und das ist ihnen in die Glieder gefahren. Herr Prinetti hat sich ja auch beeilt, dem deutschen Botschafter in Rom zu erklären, daß er Bülows Rede Wort für Wort unterschreibe.

Der preußische Volksschullehrer am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Von Regenitter.

Wenn dem Seminaristen nach beendigter Prüfung vom Vorsitzenden der Prüfungskommission mitgeteilt wird, daß er die Prüfung bestanden habe, dann herrscht in seinem Herzen eitel Freude und Sonnenschein.

Daß sich ihm mit dem heutigen Tage die klösterliche Umzäunung öffnen wird, daß er die Fesseln, die ihn drei Jahre lang bedrückten, nun abstreifen kann, daß er Luft, Licht und Leben von jetzt an reichlicher genießen darf — das alles erfüllt ihn mit tiefem Wohlbehagen. Aber daß er sich nun in Amt und Würden als Volksbildner bethätigen soll, daß man von ihm Entfaltung seiner Kräfte im Dienste der Volkserziehung erwartet, — das macht seine Freude erst vollkommen; das macht ihn stolz, weil er sich Mann werden fühlt. Zwar mischt sich in diese Freude auch einiges Unbehagen; denn Lebenserfahrung besitzt er so gut wie gar nicht. In dem kleinen Seminarstädtchen, das von aller Kultur abgeschlossen ist, in dem oft noch die Misthaufen vor den baufälligen Häusern ein beschauliches Dasein fristen, in dem fast jeder auf zehn Schritt nach dem Stall riecht, in dem Nest hat er sich keine Lebenserfahrungen sammeln und keine gesellschaftlichen Umgangsformen aneignen können. Vorläufig ficht ihn das jedoch nicht an. Und die Brust von Idealen geschwellt, erfüllt mit guten Vorsätzen und reicher Arbeitslust, zieht er mit vollen Segeln seine neue Straße.

Die Zeiten seligen Gedenkens, in denen man die Bildung der Unteroffiziere zum Beruf eines Volkserziehers für ausreichend erachtete, in denen man Schuster und Schneider, die etliche Kenntnis in Bibelsprüchen und einige Fertigkeit im Gebrauch des Einmaleins nachwiesen, mit diesem wichtigen Lehramte betraute, — die Zeiten sind vorüber. Wenn irgendwo, so ist in der Geschichte des Schulwesens ein stetiger Aufschwung zu verzeichnen. Die für die damalige Zeit durchgreifende Lehrerbildung, die durch Falk herbeigeführt worden ist, hat reichen Segen gestiftet und das gesamte Schulwesen auf eine beachtenswerte Höhe gebracht. An vielen Orten veranstalten die Lehrer auf eigene Kosten wissenschaftliche Vorlesungen; überall ist der brennende Wunsch zu spüren, daß man die Seminarbildung noch durchgreifender gestalten möge, daß auch dem Volksschullehrer die Universität geöffnet werden möchte. Man kann seine Freude an diesem Leben und Streben haben, und wer Kenntnis von der allgemeinen geistigen Ausbildung unseres Volkes besitzt, der wird dem preußischen Volksschulmeister — möchte der Titel doch wieder zu Ehren kommen — Anerkennung nicht versagen können.

Mit der Hebung des Schulwesens hat der Lehrer manche Freiheiten und Bequemlichkeiten aufgeben müssen. Früher schaltete und waltete er nach Herzenslust; heute verlangt man ein bestimmtes Maß Arbeit von ihm. Aus dem Dozierer ist mehr ein Erzieher geworden.

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Erfreute sich der Lehrer früher einer fast unbeschränkten Freiheit, so sitzt er heute in einem Schraubstock. Eine amtliche Bestimmung folgt der andern, heute betrifft

sie das amtliche Verhältnis, morgen das private. Diese sind in lakonischer Kürze gehalten, jene sind unbezwingbar lang. Wohin der Lehrer auch spähet und blicket, überall strecken Wegweiser ihre Arme aus. Es regnet Erlasse, Verfügungen, Rundschreiben und Verordnungen, aber sie vermögen keine Fruchtbarkeit und kein Leben zu schaffen.

Eine merkliche Anspannung des Schraubstocks ist in letzter Zeit durch das Vorgehen der Regierung erfolgt, jedem System in Person eines Hauptlehrers oder Rektors einen Vorgesetzten zu geben. Die Herren am grünen Tische suchen das Heil der Schule eben in der Aufsicht. Zwar lassen sie in den Vorbereitungsanstalten lehren, daß eine der schönsten Tugenden die sittliche Freiheit sei. Sie scheinen jedoch nicht ganz von der Furcht frei zu sein, daß sich das die angehenden Volksbildner nicht fest genug eingeprägt haben könnten, sintemalen sie in der Seminarstadt keine Gelegenheit hatten, ihre innere Freiheit zu erproben und zu bewähren. Darum erwächst den Systemvorgesetzten die Pflicht, den Unterricht in den einzelnen Klassen zu überwachen, zu beurteilen und — wenn nötig — für Bessergestaltung desselben Sorge zu tragen. Die Überwachung des Unterrichts soll in gewissen Zwischenräumen, jeden Monat, alle 14 Tage, ja alle 8 Tage, erfolgen. Die Herren hören zu, prüfen und unterrichten, um dem betreffenden Klassenlehrer ein Muster des Unterrichtsverfahrens zu bieten. Es giebt Hauptlehrer und Rektoren — aber sie sind dünn gesät —, die freimütig bekennen, daß sie mit dem Bestehen der Examina, sofern sie dieselben überhaupt gemacht haben, noch lange nicht eine größere Gewandtheit im Unterrichten erlangt haben, während andere der Erkenntnis, daß ihnen mancher Klassenlehrer an pädagogischem Geschick und Lehrtalent weit überlegen sein kann, Thür und Thor verschließen. Ihr hohes Selbstbewußtsein macht sie blind gegen die eigenen Schwächen. In den weitaus meisten Fällen wird sich ihre Thätigkeit jedoch darauf beschränken müssen, den im Lehrplan verzeichneten Stoff abzuhören oder abzufragen. Heute gilt als Maßstab für die Arbeit des Lehrers mehr oder weniger das Können der Kinder. Wessen Kinder am besten Bibelsprüche, Liederverse, Gebete, Lieder u. dgl. herschnattern können, der Lehrer heißt groß vor dem Kreisschulinspektor. Wer es aber nicht hat über sich gewinnen können, den Kindern toten Gedächtniskram in die Köpfe zu pflanzen, der Lehrer heißt klein vor dem Kreisschulinspektor. Es leuchtet ein, daß unter solchen Verhältnissen die Schule keine Pflegstätte des Geistes und Gemütes sein kann, sondern daß sie zur Drillanstalt, zur Maschine, der Lehrer zum Rad in derselben wird. In dem Maße, wie die Kultur fortschreitet, in dem Maße muß auch die Bildung des Volkes gehoben werden, damit es den Kulturzuständen und Kulturaufgaben der Gegenwart Verständnis abgewinnen kann. Unter Bildung versteht man aber nicht

Aufstapelung von wertlosen Gedächtnisstoffen. Der Stoff ist nicht Selbstzweck, sondern in erster Linie Mittel zum Zweck. Der Verstand ist Bannerträger der Kultur, nicht das Gedächtnis. Aber man weiß — wer gut schmiert, der gut fährt — und wer sich am öligsten in das Schulgetriebe einzufügen weiß, der bleibt ungeschoren — und das Strebertum ist ja noch nicht ausgestorben. Form und Stoff, und nicht Geist und Gemüt scheinen durchgängig das Szepter zu schwingen. Ein rechter Volkserzieher fühlt sich unter solcher Herrschaft beengt und bedrückt. Er muß sich wie ein Handwerksgeselle vorkommen, der dazu verdammt ist, alle acht Tage das verarbeitete Stück seinem Meister abzuliefern und die Kritik darüber anzuhören. Und wenn das Bewußtsein, daß er Handwerker ist, erst feste Wurzeln schlägt, dann nährt sich dasselbe auf Kosten der Arbeitsfreudigkeit. Wir wollen unsere Kinder aber keinen Handwerkern anvertrauen, sondern freien, selbständig schaffenden Persönlichkeiten — Individualitäten. Die Behörde bringt der Arbeit ihrer Lehrer starkes, entmutigendes Mißtrauen entgegen, wenn sie zuläßt, daß alle acht Tage ein Aufsichtsbeamter in die Klassen gesteckt wird. Möge sie sich doch zu der Erkenntnis aufraffen, daß eine polizeiliche Kontrolle aus einem unbrauchbaren keinen brauchbaren Lehrer macht, wohl aber aus einem brauchbaren einen Tagelöhner und Mietling. Wer einer ständigen Beaufsichtigung bedarf, ist für den Erzieherberuf nicht reif; daß er reif wird, ist Aufgabe der Vorbildung. Es ist jedoch eine betrübende Thatsache, daß man, um dem Lehrermangel abzuhelfen, bei Aufnahme in die Vorbereitungsanstalten die geringsten Anforderungen an die Fähigkeiten des Zöglings stellt.

Ihr Herren am grünen Tische, seid wählerischer auf der Suche nach Volksbildnern! Dem Lehrermangel kann nur auf andere Weise, die Euch nicht unbekannt sein wird, abgeholfen werden. Beugt dem frühen Sterben vieler Lehrer vor, indem Ihr den Seminaristen mehr Luft und Licht gestattet; räumt mit den Internaten, der mangelhaften Seminarbeköstigung gründlich auf; bringt die angehenden Lehrer mehr mit den Errungenschaften der Kultur in Berührung; verlegt darum die Vorbereitungs-Anstalten nach größeren Städten; laßt die jungen Leute mehr gesellschaftlichen Umgang, mehr Kunst, mehr Litteratur, mehr Freiheit genießen; laßt sie Männer werden, ehe sie ins Amt treten, aber dann — achtet sie auch als Männer und nicht als Räder der Maschine.

In den Instruktionen für Hauptlehrer und Rektoren wird von diesen gefordert, daß sie niemals das eigene Belieben in den Vordergrund stellen, auch möglichst das kollegialische Verhältnis wahren sollen. Es giebt Systemvorgesetzte, die gemäß dieser Bestimmung verfahren, die vermöge ihrer praktischen und geistigen Überlegenheit auch wirklich Schulleiter sein können; daß derer aber nicht wenige sind, die sich darin gefallen, den Regenten zu

markieren, die sich die Anerkennung ihrer bevorzugten Stellung und Macht durch Schikanieren und Drangsalieren zu erzwingen suchen, die ihre Maßnahme von der Laune diktieren lassen, deren geistige Veranlagung nicht immer ganz einwandfrei ist, — das beweist der Beifall, den die Otto Ernst'sche Komödie: „Flachsmann als Erzieher" gefunden hat. Flachsmann kann allerdings nicht als Typus der Schulleiter angesehen werden, aber Flemming hat Recht, wenn er behauptet, daß es auch Flachsmänner mit richtigen Papieren giebt. („Leider haben sie nicht alle falsche Papiere.") Dabei ist dann immer noch zu berücksichtigen, daß oft genug die Behörde Züchter der Flachsmänner ist.

Unser Angriff richtet sich darum nicht gegen Personen, sondern gegen das System. An vielen Schulen wird zur äußeren Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen „Klassenlehrer" und „Oberlehrer", wie der Volksmund sagt, gefordert, daß die Lehrer im Verkehr mit ihren Schulleitern sich bei Anrede nur des Titels zu bedienen haben. Manche Schulleiter, denen ein kollegialisches Verhältnis mehr als ein förmliches am Herzen liegt, entbinden die Lehrer dieser Verpflichtung, während andere mit Nachdruck die Erfüllung dieser Bestimmung stetig fordern. Diese Titelsucht gereicht ihnen gewiß nicht zur Ehre, und da sich Titelsucht gewöhnlich auch mit andern flachsmännischen Eigenschaften paart, so ist zu fürchten, daß sich zwischen Leitern und Lehrern ein gespanntes Verhältnis entwickelt, das nicht ohne schädliche Einwirkung auf die Einmütigkeit des Wirkens, die gerade für das Erziehungswerk unbedingt erforderlich ist, sein kann.

Es ist durchaus nicht gerechtfertigt und im Hinblick auf die gemeinschaftliche Verfechtung gemeinsamer Interessen höchst bedauerlich, daß sich die Rektoren von der übrigen Lehrerschaft in Rektorvereinen abschließen. Zur Erreichung der Ziele, die sich die Lehrerschaft gesteckt hat, ist auf der ganzen Linie eine durch Solidarität geeinte Lehrerschaft nötig. Die Entfremdung und Zersplitterung im eigenen Lager können den Bestrebungen des Lehrerstandes nicht dienlich sein. Auch die Rektoren sind zuerst Lehrer.

Die Geistlichkeit ist ob solcher Zustände natürlich hoch erfreut. Sie steht schmunzelnd am Wege, reibt sich die Hände und sieht im Geiste schon den Augenblick, da die Lehrer in hellen Haufen wieder unter den Krummstab flüchten möchten. Es wäre der Übel größtes, wenn dieses Sehnen je wieder eintreten sollte. Lehrerschaft, bleibe hart! Von beiden Übeln ist ersteres, wenigstens für den Lehrer, schließlich noch das kleinere. Die Herren vom geistlichen Rat sind thöricht genug zu glauben, daß die Lehrer für ihre Lage allein verantwortlich zu machen seien, da sie ja immer nach Fachaufsicht geschrieen hätten. Die Geistlichkeit bekundet durch solche Äußerungen nur ihr Nichtverständnis für die Lage. Polizeiaufsicht

paßt in die Schule wie die Faust aufs Auge, und Polizeiaufsicht ist keine Fachaufsicht.

Formalismus und Bureaukratismus sind am Anfange des 20. Jahrhunderts zwei schlimme Gesellen im Schulgetriebe. In ihrer Gefolgschaft befinden sich eine Reihe von Erscheinungen, die geeignet sind, zersetzend zu wirken, das Schulwesen nicht auf der Höhe zu halten, geschweige denn zu fördern.

Möge das 20. Jahrhundert den Lehrern das bringen, was zu ihrer und der Schule Entwickelung dringend not thut: für die angehenden Volkserzieher Erfüllung besserer, innerer und äußerer Lebensbedingungen — Luft, Licht, Leben, Wissen — für die Lehrerschaft Erfüllung besserer Arbeitsbedingungen — Befreiung von der Kirche, aber auch Befreiung von polizeilicher Kontrolle, Hebung der ideellen und materiellen Wünsche und Wachstum des Solidaritätsbewußtseins.

Liberaler Katholizismus.

Von B. Schmitz.

Vor hundert Jahren bemühte sich der liberale Bistumsverweser der Diözese Konstanz, Freiherr Heinrich von Wessenberg, eine nationale deutsche, von der Oberherrschaft Roms freie Kirche zu gründen. Roms Antwort blieb nicht aus. Die Kurie riß die Schweiz vom Bistum Konstanz los, der päpstliche Nuntius verlangte Wessenbergs Entlassung, wegen „seiner verkehrten Lehren, bösen Beispiele und seines tollkühnen Widerstandes", und die Jesuiten denunzierten ihn als Illuminaten und Jakobiner. Als Wessenberg von der Landesgeistlichkeit einstimmig zum Erzbischof von Freiburg vorgeschlagen wurde, lehnte Rom ihn ab, und der Großherzog von Baden war damit einverstanden. Auch seine Wahl zum Bischof von Rottenburg verhinderte die Kurie. Wessenberg hätte Erzbischof werden können, wenn er den Wunsch des Kardinals Consalvi — der Papst ließ ihn gar nicht vor sich —, seine liberale Vergangenheit zu widerrufen und für die Zukunft unbedingten Gehorsam zu geloben, erfüllt hätte. Das that Wessenberg nicht. Der Trierer Weihbischof Hontheim-Febronius hatte es gethan — aus Rücksicht auf seine zahlreichen Verwandten, die man alle aus kurtrierischen Diensten entlassen und an den Bettelstab bringen wollte, falls er nicht widerriefe. Die deutschen Fürsten hatten ihn fallen lassen, wie Bayern und Preußen auch von den liberalen Ideen Wessenbergs nichts hatten wissen wollen. Aber man hat sie nicht töten können. Sie lebten weiter und halfen ein Stück Freiheit gewinnen. Der Deutsch-Katholizismus, der Hermesianismus, der Altkatholizismus knüpften an die nationalen und liberalen Ideen Hontheims und Wessenbergs an, die das Christen-

tum zu einer Sache des Herzens machen und dem Streben der Vernunft nach Wissenschaft und voraussetzungsloser Erkenntnis den Weg erschließen wollten.

Heute ist dieser Kampf von neuem entbrannt, überall, auf der ganzen Linie, in der alten wie in der neuen Welt. Heute gilt es der Versöhnung der Kirche mit der modernen Kultur. Der Wiener Professor der Kirchengeschichte, Albert Ehrhard, wirft in seinem Buche „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwickelung der Neuzeit" (Stuttgart-Wien 1902) die Frage auf: „Ist der unleugbare, intensive Gegensatz zwischen der Kirche und der modernen Welt auch ein absoluter?" Er antwortet auf diese Frage mit einem entschiedenen „Nein". Ehrhard meint: „Mag man es wollen oder nicht, wir sind nun einmal alle moderne Menschen." Die neue scholastische Theologie „verfällt einem theologischen Irrtum, indem sie sich von der Anschauung beherrschen läßt, als könne es eine Zeit geben, in welcher die Sonne der Wahrheit aufgehört hätte, jeden Menschen zu erleuchten, der in diese Welt kommt, und als könne eine Geistesarbeit von nahezu 600 Jahren sich außerhalb der Bahnen der Vorsehung bewegen . . ." „Das Ziel der Wirklichkeit der Kirche kann nicht ein ewiger Kampf gegen die moderne Welt sein, sondern die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholizismus." Ehrhard polemisiert gegen die Dunkelmänner, die aus der Welt „ein Kloster mit recht dicken Mauern und recht kleinen Zellen" machen möchten, er versetzt den „Ultramontanen" einen Hieb, er bestreitet, daß „Jesuitismus und Katholizismus identisch seien", er spricht von der „vollständigen Kulturrückständigkeit", in die der Katholizismus durch das jesuitische System geraten sei u. s. w. — Binsenwahrheiten! Professor Hermann Schell hatte sie in seiner bekannten Schrift auch schon ausgesprochen, aber er hat sie durch seine löbliche Unterwerfung widerrufen. Professor Martin Spahn knüpft im „Tag" in einem Artikel „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert" an die Ausführungen Ehrhards an und hält es für ein Mißverständnis, daß die kirchliche Autorität die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und den Individualismus hindere. Bei der Verurteilung Galileis handele es sich beispielsweise „um keine verpflichtende Entscheidung der Kirche, sondern um einen durch ihre Theologen verschuldeten, sehr bedauerlichen, aber wieder gut gemachten Irrtum". Galilei stand unseres Wissens bis 1835 auf dem Index. Der Irrtum ist also etwas spät wieder gut gemacht. Und er würde ohne Zweifel nie gut gemacht worden sein, wenn die Jesuiten, die Galilei zum Widerruf zwangen, auch die Reformation und ihre Folgen, vor allem die moderne Wissenschaft, hätten unterdrücken können. Höhnisch lächeln möchte man, wenn die „Kölnische Volkszeitung" in dem Bemühen, die „Voraussetzungslosigkeit" zu widerlegen und die

individuelle Freiheit auch im Katholizismus zu behaupten, sich auf Ehrhards Sätze beruft: „die kirchliche Autorität ist nicht eine physische Gewalt, sondern eine geistige Macht; als solche ist sie aber gebunden an Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit.“ Deshalb sperrte sie wohl Galilei ins Gefängnis und brachte die vernünftigen Männer auf den Scheiterhaufen, die den Hexenwahn bekämpften, ganz abgesehen von den sonstigen unzähligen Opfern, die diese an „Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit“ gebundene „geistige Macht“ auf dem Gewissen hat. Es ist beinahe komisch, daß ein o. ö. Professor der Theologie nicht weiß, wie alle Siege der Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit der „physischen Gewalt“ der Kirche mühsam abgerungen werden mußten. Wenn die menschliche Vernunft die hierarchische Autorität, die nur von der Unwissenheit der Massen lebte, nicht einigermaßen an die Wand gedrückt hätte, würden wir noch heute glauben, daß die Sonne sich um die Erde drehe, daß diese eine Scheibe sei, an deren Rande man rettungslos hinabpurzele, daß es sittlich sei, Ketzer totzuschlagen und Hexen zu verbrennen, daß es gerecht sei, der Pfaffheit alle Schandthaten straflos ausgehen zu lassen und einen wildernden Bauern auf den Hirsch zu binden.

„Eine Möglichkeit, daß ein Katholik eine geschichtliche Thatsache leugnen müßte“, ist nach Albert Ehrhard und Martin Spahn, „nicht denkbar“. Spahn ist ein recht junger Mann und deshalb seine Naivetät und sein Optimismus erklärlich. Ehrhard ist auch nicht viel älter. Beiden fehlt die Reife des Urteils, beide kennen den wirklichen Charakter des Ultramontanismus noch nicht, so viele Worte sie auch über ihn machen. Sie werden ihn wohl noch kennen lernen. Am eigenen Leibe. Sie hätten ihn schon kennen gelernt, wenn der Ultramontanismus die gewünschte Macht hätte, wenn sie nicht vom Staate in etwa geschützt würden. Aber gegen Spahn wird der Sturm schon vorbereitet. Fast die gesamte ultramontane Presse hat seinen Großen Kurfürsten heruntergerissen. Läppisch und täppisch oft, aber mit sehr verständlicher Tendenz. Seinen Katholizismus hält sie jedenfalls nicht für waschecht. Die „Kölnische Volkszeitung“ war von den ultramontanen Blättern das einzige, das den Professor von Zentrums Gnaden schonend beurteilte. Aber nachdem Spahn das Verbrechen begangen, in der „Kölnischen Zeitung“ die Gesichtspunkte, die ihn in seiner Schrift über den brandenburgischen Kurfürsten und bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten im allgemeinen geleitet, auseinanderzusetzen, findet sie manches an ihm „in hohem Grade auffallend“. Spahns Urteil über Luther („ein in seiner Volkstümlichkeit und seelischen Glut einziger Führer“) sei „eine geschichtliche Ungerechtigkeit ersten Ranges“. Wie würde es Spahn erst ergehen, wenn er die geschichtliche Thatsache feststellte, daß das Papsttum keine göttliche Einrichtung, sondern das Ergebnis einer geschichtlichen Entwickelung sei! Vielleicht würde ihm selbst dann seine

obige Behauptung, es sei nicht denkbar, daß ein Katholik eine geschichtliche Thatsache leugnen müßte, naiv erscheinen, was sie thatsächlich ist.

Wie es mit der katholischen Freiheit der Wissenschaft wirklich bestellt ist, sagte Franz Xaver Kraus vor gerade zwei Jahren in einer Besprechung der Hertlingschen Schrift „Katholizismus und Wissenschaft“: „Herr von Hertling lebt hinreichend in der Welt und hat wohl selbst Fühlung genug mit theologischen Kreisen, um genau zu wissen, wie stark und weit verbreitet die Vorstellung ist, es gebe heute für den katholischen Gelehrten auch nicht das bescheidenste Maß mehr von freier wissenschaftlicher Bewegung . . . Die Behauptung, als könne die katholische Forschung und Geistesarbeit sich wenigstens auf dem von dem Dogma freigelassenen Wissensschaftsgebiete frei und speziell nach den Gesetzen des heutigen naturwissenschaftlichen und historischen Wissens bewegen und frischen Mutes arbeiten, wird von sehr vielen unter uns als ein Schlag ins Gesicht der Wahrheit empfunden werden. Man hört gegenwärtig nur zu oft die Äußerung, ein wirklicher Gelehrter könne sich heute in der Kirche überhaupt nur halten, wenn er erstens auf jede Aktion in derselben verzichte, und zweitens alles für sich behalte, was er denke.“ Wenn die Kirche ihrer Sache sicher wäre, brauchte sie das System der Unterdrückung nicht. Sie erklärt durch ihr Handeln, daß ihre eigene Wissenschaft ohnmächtig gegen den modernen Geist ist, daß sie keine geistigen Mittel zu dessen Überwindung besitzt, daß die freie Wissenschaft die einzig mögliche Wissenschaft ist.

Spahn meint sogar, daß die Kirche dem subjektiven Zweifel an den Dogmen nicht wehre! Allerdings, aber doch nur dann, wenn sie keine Macht dazu hat. Möge Herr Spahn doch nur mal einen solchen Zweifel „aus Gründen tieferen Eindringens in die Wahrheit“ aussprechen. Er würde selbst als kaiserlicher Professor merkwürdige Erfahrungen machen, und etwa als Dozent an der Dominikaner-Universität in Freiburg in der Schweiz würde man ihm ohnehin schon den Stuhl vor die Thüre gesetzt haben.

Es verlohnt sich nicht, auf die weiteren Expektorationen Spahns, beispielsweise auf die, daß das Unfehlbarkeitsdogma auf die wissenschaftliche Thätigkeit der Katholiken befreiend wirke, einzugehen. Wir halten diesen Gegensatz für unüberbrückbar. Und die Katholiken, die zu 99 Prozent mit den Ultramontanen identisch sind, wollen auch nichts davon wissen. Das sagte kürzlich klipp und klar ein westfälischer Katholik in der „Kreuzzeitung“: „Bei jedem Überbrückungsversuch wird man der „modernen Kultur“ so nahe kommen, daß man zuletzt ganz darin versinkt und den Mantel des Christentums (richtig: des Katholizismus) am Ufer lassen muß . . . Den Katholiken der Gegenwart sind die Jesuiten lieber als die liberalen römischen Prälaten zu Luthers Zeiten, die vielleicht den

Hauptanstoß zur Kirchentrennung gegeben haben. Und bei den Versöhnungsversuchen zwischen dem Katholizismus und der modernen Kultur würde einer der beiden Kontrahenten in Scherben gehen. Die Kultur von heute läßt sich nicht meistern, daher müßte der Katholizismus die Kosten zahlen, wenn es zu einem Kompromiß kommen sollte. Auf deutsch heißt das, er müßte liberal werden. Dafür danken wir."

Der westfälische Katholik irrt aber, wenn er glaubt, mit diesem Danken die Entwickelung abthun zu können. Sie kommt, sie ist schon im Flusse. Dazu beigetragen zu haben, ist ein Verdienst des liberalen oder Reformkatholizismus. Aber seine Illusionen bezüglich einer Versöhnung zwischen moderner Kultur und Katholizismus möge er nur aufgeben. Die Scherbentheorie des westfälischen Katholiken ist die einzig richtige. Die moderne Kultur, insonderheit die freie Wissenschaft, will, kann und darf von einer dogmatischen Formen unterworfenen Weltanschauung nichts wissen. In modernen Kreisen ist diese ja auch überwunden. Sie wird nur noch offiziell künstlich am Leben erhalten, weil man sich davon den meisten Nutzen verspricht. Allerdings darf man die Bedeutung dieses offiziellen Schutzes nicht unterschätzen. Er erreicht es beispielsweise, daß fast niemand es wagt, etwa im Parlament oder in einer öffentlichen Versammlung, für die naturwissenschaftliche oder vernunftgemäße Weltanschauung, wie sie in unzähligen Werken niedergelegt ist, einzutreten und positiv zu behaupten, daß mit dieser Anschauung eine Überlegenheit gegenüber der dogmatisch-wundergläubigen verbunden ist und in ihr der unabweislich nötige Fortschritt liegt. Es ist unglaublich, oder richtiger unbegreiflich, wie wenig in dieser Beziehung geschieht. Auf der frommen Gegenseite ist man dagegen eifrigst bemüht, diejenigen, die sich den dogmatischen Formen fügen, zu rühmen, damit die Vielzuvielen, auf die man wirken will, glauben, als ob bei denjenigen, denen diese Rühmung nicht zu teil wird, ein Unglück oder Schaden zu beklagen sei. Ein solches Verfahren führt dann dahin, daß sich das gesellschaftliche und öffentliche Leben immer mehr nach jenen Formen und den ihnen zu Grunde liegenden, nicht mehr haltbaren Lehren richtet. Selbst große liberale Zeitungen, die in ihrem litterarischen Teile für Darwinismus und Monismus eintreten, leisten im politischen Teile jenem Verfahren Vorschub. Wenn zum Beispiel ein angesehener Mann stirbt, der vom Katholizismus formell zum Altkatholizismus übergetreten war, aber, ohne von diesem Gebrauch zu machen, sich bis zum Ende an die naturwissenschaftlichen, oder, wenn man will, rationalistischen Grundsätze gehalten hatte, die sein ganzes Leben bestimmten, so wird das nicht anerkannt, wenn auch nur zum Beweise, daß Glück und Recht nicht blos bei der Gegenseite zu finden

sind, sondern es wird verschwiegen. Man darf nicht auf das Verdienst des Verstorbenen nach dieser Richtung hinweisen, es würde sich als einen Angriff auf eine Tendenz charakterisiert haben, die offiziell so geschützt wird, daß jede Opposition unangenehmer Verfolgung sicher sein kann. Die Protektion wird aber auf die Dauer nicht helfen. Man kann der jetzt herrschenden Richtung einen Zusammenbruch prophezeien ähnlich dem, den die büreaukratische, oder, wenn man will, patriarchalische Verwaltung im Jahre 1848 erlitt. Nach und nach war damals eine so allgemeine Änderung in den Anforderungen an die Verwaltung eingetreten, daß bei aller Macht, mit der sie ausgerüstet war, ein Zusammenbruch erfolgte, wie er stärker nicht nachgewiesen werden kann. In ähnlicher Art scheint uns zu Zeiten der Reformation plötzlich eine Umwandlung in der Wertschätzung der Heils- und Hülfsmittel der Kirche gekommen zu sein, und daraus erklärt sich die Wut, mit der damals die Menge über dieselben Dinge herfiel, in deren Verehrung sie heute wieder ihr Glück sieht. Wann wird dieser Umschwung in Bezug auf die Dogmen u. s. w. eintreten? Ausbleiben kann er nicht, soweit wir auch noch von ihm entfernt sein mögen. Zu seiner Beschleunigung beizutragen, darin besteht das Verdienst des liberalen Katholizismus. Aber der Versuch seiner jetzigen Führer, eine ausgelebte Geisteswelt zu modernisieren, ist eine Illusion. Der Genius der Zukunft, die voraussetzungslose Erkenntnis, wird siegen.

Kunst und Sozialismus.

Von Dr. Robert Drill (Frankfurt).

Als ich vor etwa anderthalb Jahrzehnten die Gymnasial-Reifeprüfung machte, erhielten wir als Thema des deutschen Aufsatzes den gereimten Ausspruch eines Schriftstellers, dessen Name mir entfallen ist und der behauptet hatte, daß Kunst und Wissenschaft eines Volkes nicht dann blühen, wenn seine äußeren Existenzbedingungen, also Politik und Wirtschaft, im Aufsteigen begriffen sind, sondern dann, wenn sie bereits wieder absteigen. Es gehört zu meinen heitersten Erinnerungen, daß mein damaliger Aufsatz den Intentionen unseres Professors sehr wenig entsprach, ich daher eine schlechte Note erhielt und aus dem drohenden Verderben beim mündlichen Examen durch eine über Nacht erworbene Kenntnis grammatikalischer Kuriositäten mich heraushauen mußte. Die Herren, die uns das Problema aufgaben, ahnten wohl ebensowenig wie wir Schüler, daß das Thema eine der schwierigsten geschichtsphilosophischen Fragen ist, die zu beantworten etwas mehr erfordert als das, was man auf Gymnasien in der Regel zu hören bekommt. Wobei es noch besonders

unterhaltsam ist, daß die Sache gar nicht als Frage behandelt werden sollte, daß das Thema nicht zu kritisieren, sondern zu beweisen war.

Die Episode fiel mir wieder ein, als ich eben ein Buch las: „Sozialismus und moderne Kunst" von Franz Walter.*) Der Verfasser will darin untersuchen, ob der Umstand, daß der deutsche Sozialismus seit dem Parteitag von Gotha (1896), besonders aber in der Bewegung gegen die Lex-Heinze die moderne Kunst verteidigte, auf tieferer Neigung beruhe, oder ob nur Opportunitätsgründe dafür maßgebend seien. Zu diesem Zwecke legt Dr. Walter zunächst dar, wie der konsequente Anhänger der materialistischen Geschichtsphilosophie, welche die Grundlage des Marxismus bildet, zu Kunst und Geistesleben sich stelle. Neues kommt dabei natürlich nicht heraus. Wer die sozialistische Litteratur verfolgt hat, findet nur Bekanntes, aber da das große sogenannte gebildete Publikum diese Litteratur noch recht wenig kennt und Walter das zerstreute Material sehr hübsch zusammenstellt, verlohnt es schon, auf diese Arbeit hinzuweisen und ihren Gedankengang zu excerpieren.

Also der Marxist geht von der Anschauung aus, daß die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären ist. Das gilt für das gesamte Geistesleben, auch für die Kunst. Nach dieser Formel hat beispielsweise Karl Kautsky Blüte und Verfall des griechischen Geisteslebens zu erklären versucht. Nach ihm ist der Aufschwung des griechischen Geisteslebens eine Folge des ökonomischen Aufschwunges, der nach den Perserkriegen erfolgte, während der Verfall der geistigen Kultur den ökonomischen Verfall, den der peloponnesische Krieg mit sich brachte, zur Ursache hatte. Hier mußte ich unwillkürlich an unseren Reiseaufsatz denken, der gerade das Gegenteil beweisen sollte, daß nämlich geistige Blüte mit dem Verfall der materiellen Verhältnisse zusammenhänge. Ist nun der Materialist solcher Ansicht, so ergiebt sich logisch allerdings, daß er prinzipiell der modernen Kunst ablehnend gegenüber stehen muß. Denn der Marxist behauptet, daß die kapitalistische Gesellschaft in der Auflösung, also im Absteigen begriffen sei, und so ergiebt sich ihm a priori aus dem ökonomischen der geistige und künstlerische Verfall. Z. B. führt ein anderer Marxist, Rudolphi, aus, daß der Zersetzungsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft, die heutige soziale Zerrissenheit notwendig zum Niedergang der Kunst führen. Dementsprechend sind auch die Urteile über die moderne Kunst, welche die Marxisten fällen, überwiegend abfällig und nicht selten das, was man

*) Freiburg i. Br., Herderscher Verlag, 102 S.

„vernichtend“ nennt. Da macht nun Dr. Walter den an sich nicht unberechtigten Einwand: „Wir verstehen nicht und können nicht mit dem Begriff von Konsequenz in Einklang bringen die Parteinnahme der Sozialisten für ebendieselbe moderne Kunst, wie sie sich schon auf dem Parteitag zu Gotha und noch mehr in der Lex-Heinze-Bewegung zu Gunsten der Freiheit der Kunst gezeigt hat.“ Dieser Einwand ist, wie gesagt, nicht ganz unvernünftig, aber schließlich doch nicht haltbar, denn Walter übersieht zweierlei. Einmal sind keineswegs alle Sozialisten strenge Marxisten. Herr von Vollmar z. B., der in der Anti-Heinze-Bewegung hervorragend thätig war, ist es ganz gewiß nicht, und so werden ihn die angedeuteten theoretischen Bedenken kaum schwer gedrückt haben. Dann kommt aber noch ein anderes in Betracht, das Dr. Walter als spezifisch katholischer Schriftsteller freilich nicht zugeben kann, das aber nichtsdestoweniger richtig ist: Erscheint dem Marxisten die moderne Kunst unter materialistischem Gesichtspunkt reaktionär, so ist die Lex-Heinze-Garde, welche die moderne Kunst bekämpft, nicht nur unter diesem oder jenem Gesichtspunkt reaktionär, sondern sie ist die Reaktion an sich als solche — sie ist die absolute Reaktion, und die Marxisten wären sehr thöricht, wenn sie von zwei Dingen, die ihnen beide als Übel erscheinen mögen, nicht das kleinere wählen wollten. Übrigens ist das „Übel“ der modernen Kunst trotz ihrer Schattenseiten auch den Sozialisten oft sehr willkommen. So glauben wir, daß sie etwa die „Weber“ nicht gerne missen möchten, und wenn es sie auch unangenehm berühren mag, daß Hauptmann wiederholt vor Gericht erklären ließ, er habe mit seinen „Webern“ keine Verherrlichung der Arbeiterbewegung beabsichtigt, sondern lediglich eine sentimentale Mitleidstragödie dichten wollen — Mitleid, das Verhaßteste dem Sozialisten dort, wo er ein Recht zu suchen sich berechtigt hält — wenn auch der Sozialist dies nicht gut finden kann, so kommt es doch gar nicht darauf an, was Hauptmann wollte, sondern was es wurde, und da braucht man ja nur einmal einer Weber-Aufführung beizuwohnen, um zu wissen, wie die Gallerie darüber sich freut. Es muß also doch wohl Gutes in der modernen Kunst geben, auch vom sozialistischen Gesichtspunkte aus.

Wollte man tiefer eindringen, so müßte eine ganze Reihe von Fragen beantwortet werden: Sind wir wirklich ökonomisch im Verfall, ist die Kunst wirklich im Niedergang? u. s. w. Hat dann wirklich derjenige Recht, welcher den ökonomischen Aufschwung mit dem geistigen verbindet, oder der, welcher da einen Gegensatz konstruiert? Karl Kautsky oder unser Gymnasialprofessor? Wahrscheinlich keiner von beiden, aber das läßt sich natürlich nicht im Vorbeigehen erörtern.

— —

Kleine Mitteilungen.

Italiens Analphabeten. Die letzte Volkszählung Italiens ergiebt ein Sinken der Ziffer der Analphabeten, zeigt aber immerhin, wie tief noch das kulturelle Niveau der Massen in Italien ist. Nach dem Bericht des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel befinden sich unter einer Bevölkerung von 3,673,290 Seelen, der Anzahl der Bewohner der Provinzhauptstädte im Alter von 15 Jahren und darüber, 1,132,257 Analphabeten, d. h. 25,9 % männliche und 35,7 % weibliche. Den höchsten Bildungsstand weist Turin mit 6,4 % männlichen Analphabeten auf. Dann folgen Mailand (9,9 %), Como (10,7 %), Sondrio (11,6 %), Bergamo (12,6 %), Porto Maurizio (12,9 %), Genua (14,5 %), Brescia (15,4 %), Alessandria (15,8 %), Verona (15,9 %), Novara (16,5 %), Udine (17 %), Cuneo (17,8 %), Rom und Bologna (18 %), Mantua (18,4 %), Venedig (18,6 %), Belluno (19,2 %).

Die größte Zahl männlicher Analphabeten befindet sich in Caltanissetta in Sizilien (66 %) und in Teramo (56,1 %). Unter 50 % haben dann noch die Städte Girgenti (55 %), Siracusa (54 %), Potenza und Ascoli Piceno (53 %), Catanzaro (52 %), Catania, Benevento und Forlì (51 %).

Wie trostlos es nach diesen Ziffern erst auf dem flachen Lande aussehen mag, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Ebenso ergiebt sich aus dieser Statistik auf das schlagendste, daß die Rückständigkeit Italiens progressiv nach Süden zu wächst, um ihren Höhepunkt in dem einstigen bourbonischen, klerikal regierten Königreich beider Sizilien zu erreichen.

Zu bemerken ist noch, daß die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Analphabeten je weiter nach Süden ebenfalls desto größer wird. Während z. B. in Turin auf je 100 Personen der Bevölkerung nur 5 Frauen weniger als Männer des Lesens unkundig sind, in Mailand nur 3, und in Bergamo zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied besteht, beträgt die Differenz in Caltanissetta 10, in Teramo 15, in Catania und Catanzaro 18.

Gegenüber dem Jahre 1877, in welchem die lex Coppino über den obligatorischen Unterricht in Kraft trat, nach der alle Unterthanen vom 6.—30. Lebensjahr schreiben und lesen können sollen, erscheint der bisher erzielte Fortschritt nur gering. Damals gab es in den Provinzhauptstädten 1,448,918 Analphabeten im Alter von 15 Jahren und darüber, d. h. nicht weniger als 37,3 % männliche und 50,9 % weibliche. — Italien hat nicht nur wirtschaftlich, sondern auch noch geistig ganze Provinzen innerhalb seiner Grenzpfähle zu erschließen, ehe es sich den Luxus überseeischer Eroberungspolitik gestatten sollte.

* * *

Tolstoi über Indien.

A. Ramaseschan veröffentlicht in der in Madras erscheinenden Zeitschrift „Arya" (Nr. 5, August 1901) einen Brief vom Grafen Leo Tolstoi, in dem er seine Ansicht über die unglückliche Lage Indiens sowie die Mittel zu ihrer Besserung äußert. Das Schreiben lautet nach der Monatsschrift „The Open Court" (Dezember 1901) folgendermaßen:

„Sehr geehrter Herr! Ich danke Ihnen für Ihren sehr interessanten Brief. Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß Ihr Volk nicht die von Europa vorgeschlagene Lösung des sozialen Problems annehmen kann, die übrigens alles

andere eher als eine Lösung ist. Eine Gesellschaft oder ein Gemeinwesen, das durch Waffengewalt zusammengehalten ist, befindet sich nicht nur in einem provisorischen, sondern auch in einem sehr gefährlichen Zustand. Die solch eine Gesellschaft zusammenhaltenden Bande drohen immer zu zerreißen, und die Gesellschaft schwebt in Gefahr, den größten Leiden ausgesetzt zu werden. In einem solchen Zustand befinden sich alle europäischen Staaten. Die einzige Lösung des sozialen Problems bildet für vernünftige, mit der Fähigkeit zu lieben begabte Wesen die Aufhebung der Gewalt und die Organisation der Gesellschaft auf Grundlage der Liebe und vernünftiger, von allen aus freien Stücken angenommener Grundsätze. Solch ein Zustand kann nur durch die Entwickelung der wahren Religion erzielt werden. Unter „wahrer Religion" verstehe ich die Grundprinzipien aller Religionen, nämlich 1. das Bewußtsein von dem göttlichen Wesen der Menschenseele, und 2. die Achtung vor ihrer Offenbarung, dem menschlichen Leben.

Ihre Religion ist sehr alt und in ihrer metaphysischen Bestimmung der Beziehung des Menschen zum geistigen All, dem Atman, von tiefem Sinn; verstümmelt erscheint sie mir jedoch in ihrer Moral, d. h. ihrer praktischen Anwendung, durch das bei Ihnen herrschende Kastenwesen. Diese praktische Anwendung ist, was Lucknow anlangt, nur vom Jainismus und Buddhismus und von einigen Ihrer Sekten, wie den Kabir Panthi, gemacht, in denen das Grundprinzip die Heiligkeit des Lebens ist und demzufolge das Verbot, irgend einer Kreatur, besonders dem Menschen das Leben zu nehmen.

Alle Übel, unter denen Sie leiden, der Hunger und, was noch wichtiger ist, die Entsittlichung Ihres Volkes durch Faktoreidienst, wird so lange dauern, als Ihr Volk das Töten seiner Nebenmenschen zuläßt und Seapoydienste leistet. Parasiten leben nur auf unreinen Körpern. Ihr Volk muß nach sittlicher Reinheit streben.

Ich stimme ganz mit Ihnen darin überein, daß Sie den Engländern für alles, was sie für Ihre Wohlfahrt gethan, dankbar sein und ihnen in allen Bestrebungen für die Civilisation ihres Volkes Beistand leisten sollten.

Meiner Ansicht nach sollte es die Pflicht aller civilisierten Inder sein:

1. Zu versuchen, allen alten Aberglauben, der den Massen das Grundprinzip der wahren Religion verdunkelt, zu zerstören, und 2. dasselbe, nämlich das Bewußtsein von dem göttlichen Wesen der Menschenseele und die Achtung vor jedem Menschenleben, so weit als möglich zu verbreiten.

Ich glaube, daß diese Grundprinzipien virtuell, wenn auch nicht aktuell, in Ihrer alten und tiefsinnigen Religion enthalten sind und nur von ihrer Hülle befreit zu werden brauchen. Nur solch' ein Verfahren könnte die Inder von allen Übeln, von denen sie zur Zeit heimgesucht werden, befreien und in wirksamster Weise Ihr erstrebtes Ziel erreichen helfen.

Entschuldigen Sie, daß ich meiner Meinung in dieser offenen Weise Ausdruck gebe und üben Sie auch Nachsicht mit meinem schlechten Englisch.

Den 14. Juli 1901.

Ihr sehr ergebener

Leo Tolstoi.

P. S. Der Brief ist nicht von meiner Hand geschrieben, da ich gegenwärtig bettlägerig bin. —

* * *

Fabeleien über Norwegen und Island.

Unter diesem Titel veröffentlicht Professor B. Kahle (Heidelberg) in Nr. 13 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" einen längeren Aufsatz, der in seinem zweiten Teile auch „Das freie Wort" betrifft. Wie den Lesern erinnerlich, erschien in Nr. 17 unserer Zeitschrift der Aufsatz „Christentum und Gesittung" von Professor Adalbert Svoboda, in dem der Verfasser den Nachweis zu führen sucht, daß das Christentum die Gesittung der nordischen Völker nicht gebessert habe. Der Aufsatz erregte bei einigen unserer Leser lebhaften Unwillen und veranlaßte auch Professor Kahle uns eine Entgegnung zuzuschicken, die zwar die Richtigkeit des Gesamturteils Svobodas im wesentlichen ausdrücklich bestätigte, im Einzelnen jedoch eine Anzahl Ungenauigkeiten und Irrtümer nachwies und in der Behauptung ausmündete, Svoboda scheine von der altnordischen Litteratur nur eine dunkle Vorstellung zu besitzen. Wir lehnten die Aufnahme dieser Entgegnung mit dem Hinweis ab, daß K. ja selbst in dem springenden Punkt mit Sv. übereinstimme und wir keine spezialwissenschaftlichen Interessen verträten; ein anderer bestimmender Grund für unsere Ablehnung sei Raummangel.

Unter Erwähnung dieser Gründe und in der Hoffnung, daß seine Ausführungen in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" wenigstens dem einen oder andern Leser der Zeitschrift „Das freie Wort" zu Gesicht kommen mögen, läßt Professor Kahle dann an jenem Orte seine Entgegnung folgen. Wir fordern hiermit, um dem Wunsch des betr. Herrn entgegenzukommen, alle unsere Leser auf, sich Nr. 13 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" zu beschaffen, um von der Entgegnung Kenntnis zu nehmen. Wir fürchten jedoch, der Verfasser derselben wird von dem Resultat nicht sehr erbaut sein. Wir glauben, der bleibende Eindruck dieser Lektüre wird bei jedem unbefangenen Beurteiler der sein, daß sich in dieser Entgegnung ein Fachgelehrter mit breitem Behagen darin ergeht, das Konzept eines Universalgelehrten, dem naturgemäß nur abgeleitete, weniger zuverlässige Quellen zur Verfügung stehen, mit Rotstift pedantisch bis auf die Schreibweise J statt Y, bis auf den Artikel „der" statt „die" und bis auf den Druckfehler Helkon statt Hakon anzustreichen.

So sehr wir im übrigen auch selbst auf wissenschaftliche Akribie halten, so wenig konnten wir uns in diesem Falle entschließen, unsere Leser mit einer Berichtigung im Umfange von mindestens 6 Druckseiten zu belästigen. Hätte Herr Professor Kahle in der Wertschätzung seiner Entgegnung gegenüber den weitausgreifenden Aufgaben unserer Zeitschrift nicht dieses starke Mißverhältnis walten lassen, hätte er z. B. seine Berichtigung auf das Maß einer Druckseite beschränkt, so hätte er sicherlich bei uns keine verschlossenen Thüren gefunden.

Büchertisch.

Die Geschichte und Litteratur der deutschen Sozialdemokratie in ihren Hauptzügen. Von Paul Kampffmeyer. Nürnberg 1901. Fränkische Verlagsanstalt. Preis 40 Pf.

Die Forderung, daß die Gebildeten sich praktisch an den Aufgaben der sozialen Frage beteiligen, ist in vielen besonderen Schriften und in einer Legion von Zeitungsartikeln aufgestellt worden, aber ohne nennenswerten Erfolg. An diesem bedauerlichen Ergebnis ist nicht allein die Abneigung der Gebildeten schuld, sich mit Aufgaben zu beschäftigen, voll Dornen für denjenigen, der sich ihnen widmet,

sondern auch Unkenntnis. Denn ohne Kenntnis der sozialen Bewegung, ihrer Geschichte und der Institutionen, welche die Bewegung geschaffen oder erstrebt, ist der Versuch zu einer solchen Anteilnahme an sozialen Fragen seitens des Bürgerlichen wenig wirksam. Nun ist es aber für bürgerliche Kreise sehr schwer, eine genauere Kenntnis der sozialen Fragen zu erlangen. Sie schöpfen sie nicht wie der Arbeiter aus der Bewegung selbst, und so hatte denn die Schrift von Sombart: Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert einen geradezu sensationellen Erfolg wohl auch deshalb, weil eine faßliche Übersicht über dieses Gebiet fehlt. Die Sombart'sche Broschüre ist wohl eine recht geistvolle Abhandlung über den Sozialismus, eine anschauliche Darstellung desselben in seiner geschichtlichen Entwickelung gewährt sie jedoch keineswegs. Sollte sie diese Aufgabe erfüllen, so müßte sie in kurzen knappen Zügen die Punkte angeben, auf die es hauptsächlich ankommt und welche zu wissen notwendig sind. Darin ist sie aber recht dürftig. Man lese nur einmal dort das Kapitel über den Marxismus nach oder über das Erfurter Programm und frage sich dann, was man daraus gelernt hat, wenn man es nicht vorher gewußt hat, außer der Thatsache, daß Karl Marx den Klassenkampf als Weg und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel als Ziel des Marxischen Sozialismus bezeichnet hat. Ganz anders die Schrift Kampffmeyers. Dieser stellt die Grundgedanken des Marx'schen „Kapitals" in rein sachlicher Methode dar: die Werttheorie, das Verhältnis von Kapital und Arbeit, die Katastrophentheorie u. s. f. Der Leser kennt nach der Lektüre dieses Kapitels die Grundgedanken des Marxismus durchaus. Das folgende Kapitel: „die geschichtlichen und litterarischen Leistungen der Sozialdemokratie von 1870 bis 1900" giebt eine knappe, aber genaue und immer thatsächliche Darstellung der Bewegung, und zwar ist sowohl im Text als in einer Zusammenstellung am Schluß immer auf die Litteratur, meistens auf die Parteilitteratur verwiesen und hier wieder auf die billige, leicht beschaffbare. Wir werden über diese billige Broschürenlitteratur des Sozialismus noch besonders reden. Hier wollen wir Folgendes betonen: Wer die soziale Frage kennen lernen will, darf auch nicht, wie es bei den allermeisten Anhängern der bürgerlichen Parteien der Fall ist, zurückscheuen vor einer Berührung mit dem Sozialismus und vor einer Kenntnisnahme der sozialistischen Litteratur wie vor einer verbotenen Frucht. Wer hier wirken will, muß in die Gedankenwelt des Sozialismus eintreten. Dazu giebt ihm aber die Kampffmeyer'sche Broschüre die Gelegenheit. Die Grundzüge der sozialistischen Lehren und der sozialdemokratischen Bewegung sind hier gedrängt und doch leicht faßbar dargestellt, da Kampffmeyer ein feingebildeter Schriftsteller ist, der aus der Bewegung hervorgegangen ist und in ihr steht. Daß derselbe sich gegenwärtig mehr den praktischen Fragen zugewendet hat, dem Krankenkassenwesen, den Bildungsfragen, ist für den Gang, den die soziale Bewegung nehmen wird, wohl typisch. Sie wird, ob die Führer wollen oder nicht, immer mehr sich aus dem Theoretischen zum Praktischen, aus dem Prinzipiellen zum thatsächlich Gegebenen fortentwickeln, damit aber dürfte die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Elementen immer schwerer zu hintertreiben sein. Die bürgerlichen Elemente müssen aber auch ihrerseits in der Lage sein, die sozialen Fragen nicht allein nach ihrem Gesichtskreis zu beurteilen, sondern sich auch den Gesichtskreis der sozialdemokratischen Gruppen zu erschließen, sonst ist und bleibt die soziale Bewegung für sie ein Vorgang in einer fremden Welt. Alle Vermittlungsversuche bleiben fruchtlos und erregen nur den Spott der zielbewußten Sozialdemokratie. Von diesem Standpunkt aus empfehlen wir die Kampffmeyer'sche Broschüre aufs angelegent-

lichste. Die Überzeugungstreue und die Wärme, mit welcher der Parteistandpunkt darin vertreten ist, empfehlen die Schrift auch demjenigen, der diesen Standpunkt nicht einnimmt und den Glauben an die Möglichkeit einer Besserung der sozialen Verhältnisse in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nicht verloren hat. M.

Briefkasten der Redaktion.

Herrn stud. theol. Hermann M....r, Tübingen. Sie schreiben uns nach Empfang von Nr. 19 unserer Zeitschrift im allgemeinen und in Bezug auf den Artikel „Wissenschaft und Theologie" im besondern: „Eine Spur von Freiheit im Urteil über Meinungen, die nicht die Ihren sind, habe ich nicht entdecken können; ich habe nur den polternden Rationalismus der Halbbildung gehört, nicht das freie Urteil eines Mannes, der über den Dingen steht und genügend historisch-philosophische Bildung besitzt, um die Bedeutung vergangener und heutiger Geistesströmungen würdigen zu können, ohne ihnen beizustimmen .... Meine Zeit ist zu kostbar, um mich auch mit den andern Artikeln Ihres Blattes zu beschäftigen. Das Studium der hebräischen Sprache ist mir zur Zeit wichtiger und interessanter, obwohl auch das zu dem „mittelalterlichen Gebilde" der Theologie gehört."

Wir empfehlen Ihnen sich wegen des Artikels „Wissenschaft und Theologie" mit Herrn Professor der Philosophie Wilhelm Bolin in Helsingfors direkt auseinanderzusetzen und ihm begreiflich zu machen, daß er „nicht genügend historisch-philosophische Bildung besitzt, um die Bedeutung vergangener und heutiger Geistesströmungen würdigen zu können." Wiewohl sich der Biograph Feuerbachs und Spinozas eines europäischen Rufes erfreut, ist er doch bescheiden genug, noch immer Belehrung anzunehmen.

Herrn Lehrer St. Sie schreiben uns: „Was in Nr. 17 Ihrer Zeitschrift von der Volksschule gesagt wird, ist noch sehr rosig gehalten. Ich möchte Ihnen kurz meine Stelle schildern, die noch nicht zu den schlechtesten gehört: Die Schule umfaßt 129 Arbeiterkinder; dazu gehören zwei Kirchen, denn zwei Kirchdörfer bilden eine Schulgemeinde. Die niederen Küsterdienste wurden nicht abgelöst, trotzdem ich den Kampf bis auf die äußerste Spitze getrieben hatte. Mein Arbeitstag reicht vom Ende der Herbst- bis zum Anfang der Ernteferien, denn Weihnachten, Ostern und Pfingsten giebt es für mich kein Verschnaufen, da ich z. B. Weihnachten Jahr für Jahr 12—15 Gottesdienste zu besorgen habe. Wenn Sie nun glauben, daß die Herren vom grünen Tisch im Regierungsgebäude bei Beurteilung der Leistungen der Schule die überaus schwierigen Schulverhältnisse berücksichtigen, dann haben Sie sich gewaltig geirrt. Unsere Behörde läßt sich mit dem „Unterschiedmachen" überhaupt nicht ein, außer bei der Besoldung. Unsere gerechten Klagen werden nicht eher abgestellt werden, bis unsere Behörde Fleisch von unserem Fleisch ist, — bis Kirche und Schule vollständig von einander getrennt sind ...."

Indem wir Ihre Zeilen der Öffentlichkeit unterbreiten und auch sonst, wie Sie aus dieser Nummer wieder ersehen, warm für den Volksschullehrerstand eintreten, hoffen wir allmählich weitere Kreise für die Lage desselben zu interessieren.

Herrn Ludwig Heider, Frankfurt a. M. Wir bitten um Ihre genaue Adresse.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags. Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 22. 20. Februar 1902. I. Jahrgang.

Die Voraussetzungslosigkeit der Geschichtswissenschaft auf den deutschen Hochschulen.

Von Dr. Robert Michels (Marburg).

Gelegentlich eines sogenannten Falles Spahn hat man in akademischen Kreisen, die späterhin auch Unterstützung durch nationalliberale Politiker erhalten sollten, die alte Formel von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaften, insbesondere der Geschichte, aus der Rumpelkammer, in der sie sich längere Zeit von früheren Thaten ausgeruht, wieder herausgeholt. Man hat geglaubt, damit eine prächtige Waffe gegen eventuelle Anmaßungen des Ministerialismus und noch mehr des Ultramontanismus zur Hand zu haben und gleichzeitig dadurch vor aller Laienwelt darzuthun, welch hervorragend wissenschaftlicher Geist die deutschen Universitäten immer noch belebe.

Es dürfte sich nun lohnen — sei es auch nur, um vielleicht in das Hifthorn der sogenannten liberalen Professoren mit einzustoßen —, diese Voraussetzungslosigkeit bei hellem Lichte einmal anzusehen, und zwar möglichst . . . . voraussetzungslos.

Zunächst drängt sich dem vorurteilsfreien Eingeweihten bei Betrachtung der Art und Weise, in welcher auf unseren höheren Schulen Geschichte gelehrt wird, die nicht umzustoßende Thatsache auf, daß die Historie von einem mehr oder minder deutlich hervortretenden Parteistandpunkte aus doziert wird. Zumal die neuere Geschichte trägt durchaus ein entweder konservatives oder nationalliberales Kolorit. In allerneuester Zeit scheint es allerdings auch noch einer genügend nationalistisch gefärbten katholischen Weltanschauung gestattet zu sein, sich vom Katheder aus der Welt mitteilen zu dürfen. All diese Strömungen, mitsamt ihren „Schulen“ und „Unterschulen“ erklären natürlich die „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft“ für den Grundpfeiler akademischer Lehrmethode.

Nun ist es sonderbar, daß bei alledem einer anderen Auffassung der Geschichte als einer der eben genannten, der Weg in die Ehrenämter der „geistigen Aristokratie“ schlechterdings verwehrt wird. —

Ein Beweis möge genügen dafür, daß sich keine freiheitliche, keine fortschrittliche Weltanschauung in unserem universitätlichen Leben, sofern es die historischen Fächer betrifft, geltend machen kann. Es ist sicherlich erlaubt und vielleicht sogar auch oben gern gesehen, wenn sich ein Gelehrter zu der Ansicht bekennt, daß die Holländer, ja sogar die Belgier, deutsche Völker seien und eine „nationale“ Politik deshalb bestrebt sein müsse, diese „entfremdeten Brüder“ in Zukunft wieder „zum Reiche zu schlagen“. Wenn aber ein anderer Historiker einmal in analoger Weise auf den Gedanken verfiele, die Polen gehörten ihrer Abstammung und Kultur nach nicht in den deutschen Reichsverband herein, und es sei aus diesem Grunde kein Schade, wenn Deutschland diese Ausländer dereinst einmal auf eine anständige Weise los werden könnte, ... was würde dann geschehen? Und doch muß man zugeben, daß beide Anschauungen auf gleichmäßig spekulativem Wege entstanden sind und beide durchaus wissenschaftlich aus den Betrachtungen der Geschichte und der Ethnologie sich ergeben haben mögen.

Was soll der Unparteiische, der Voraussetzungslose aber erst sagen, wenn er erfährt, daß eine strengwissenschaftliche Schule, die sich in Deutschland mehr Anhänger erworben hat als alle anderen „Schulen“ zusammen, von der „voraussetzungslosen Forschung“ mit Bann und Acht belegt und ihr die Thür zum Allerheiligsten verschlossen ist? Eine Weltanschauung, die von dem Grundsatz höchster Gerechtigkeit — und sei er auch zehnmal „utopistisch“! — ausgehend, unsere bestehende ökonomische Ordnung erklärt und begründet, dürfte doch wohl mindestens ebenso wissenschaftlich und sicherlich viel idealistischer sein als eine andere, welche die Befehdung und gelegentliche Unterwerfung der übrigen Nationen und eine herrenhafte Niederhaltung der unteren Volksklassen der eigenen Staatsgemeinschaft auf ihre Fahne geschrieben hat.

Würde die sozialistische Weltidee nicht sogar noch viel mehr Gewähr für eine voraussetzungslose Forschung bieten, aus dem einfachen Grunde, weil bei ihr eine ganze Reihe von Voraussetzungen, und zwar gerade die, welche sich einer wirklich und nicht nur vermeintlich freien Forschung so oft als verderblich erwiesen haben, wegfallen müßten? Ein sozialistischer Historiker wäre, wenn auch er freilich keineswegs ganz frei von „Voraussetzungen“ sein würde, doch jedenfalls aller derjenigen Vorurteile bar, die eine geschichtliche Untersuchung und Darstellung fast immer entstellen, d. h. der kirchlichen und sogenannt „nationalen“.

Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, wie sie so oft und

gern gepriesen wird, dürfte also wohl nichts anderes sein, als eine sehr wohlklingende, deshalb aber nicht weniger hohle Phrase, im besten Falle noch ein bewußt und zu bestimmten Zwecken angewandtes Schlagwort, mit dem man einen Vorteil zu erreichen gedenkt oder darauf ausgeht, nicht gern Gesehenes und Gefährliches fernzuhalten.

Man möge nicht versuchen, dem durch einen Hinweis auf die Geistesheroen der historischen Wissenschaften zu widersprechen! Die Subjektivität Treitschkes und die wenn auch weniger kraß hervortretende persönliche und traditionelle Geschichtsauffassung Sybels wird niemand bestreiten wollen. Desto mehr hört man die objektive Weltanschauung Rankes, des Altmeisters, als das hinstellen, was für alle Ewigkeit als Muster der Voraussetzungslosigkeit Bestand und Bedeutung haben würde. — Wenn unter der gepriesenen Objektivität eine gewisse gleichmäßig nüchterne Erzählungsweise, in der die Gegensätze von Gut und Böse in einem über alles erhabenen Cavalierstone nivelliert werden, verstanden werden soll, so ist Leopold von Ranke freilich der objektivste, voraussetzungsloseste der modernen deutschen Historiker. Wenn man die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft aber mit Ernst Bernheim als das Ziel definiert sehen will, einen gegebenen Stoff möglichst in solche Beziehungen zu unserem Erkenntnisvermögen zu bringen, welche dem Erkenntniszweck entsprechen, und die dem letzteren entgegenstehenden Einflüsse unserer natürlichen Anlagen möglichst zu beseitigen, so können wir selbst einem Ranke die „vollendete historische Objektivität" nicht zuerkennen. Denn das liegt doch wohl klar vor aller Augen, daß eine Geschichte, die sich lediglich auf höfische Quellen stützt und höfische Menschen beschreibt, eine Geschichtsschreibung, welche das „Volk" und seine Leiden — denn selbst in früheren Jahrhunderten gab es dergleichen schon! — ausscheidet, einfach nicht objektiv sein kann!

Nun wollen wir hier nicht untersuchen, inwieweit eine voraussetzungslose historische Wissenschaft überhaupt möglich ist, noch gar drängt es uns, darüber zu polemisieren, ob eine solche an sich erstrebenswert wäre oder ob das nicht etwa notgedrungen zu dem führen müsse, wohin andere voraussetzungslosere Zweige der Wissenschaft, als die Geschichte es sein kann, vielleicht schon geführt haben, nämlich zu einer mehr oder minder zwecklosen Begriffsspielerei.

Uns kommt es blos darauf an, eine Phrase zurückzuweisen, die oft gerade von denjenigen zum Panier erhoben wird, deren Schriften bis zur Wahrheitsentstellung subjektiv sind. Beim Fall Arons unvergeßlichen Angedenkens hat überdies kein Mommsen für die Voraussetzungslosigkeit eine Lanze gebrochen.

Wohl kann man mit einem gewissen, wenn auch keineswegs unangreifbaren Recht behaupten, die Universität sei ein staatliches Institut

wie jedes andere und hätte deshalb alle diejenigen Weltanschauungen von sich fernzuhalten, welche nicht auf der Basis der heutigen Staatsauffassung ständen. Dann wären freilich implicite auch die schönen Rednerworte von der „akademischen Lehrfreiheit“ und der „Gelehrtenrepublik“ endgültig preisgegeben. Nach dieser Aufklärung des Sachverhalts würde aber wenigstens logischer Weise auch die Aufrechterhaltung der damit unvereinbaren Tendenz einer voraussetzungslosen Wissenschaft fallen gelassen werden müssen. Unter den jetzigen Zuständen auf unseren Universitäten bedeutet ein solches Schlagwort einfach einen Täuschungsversuch der leichtgläubigen Laienwelt.

Die Genossenschaftsfrage in Gegenwart und Zukunft.

Von Max May (Heidelberg).

In Nr. 18 dieser Zeitschrift schildert Dr. Hans Crüger, der Anwalt des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, den gegenwärtigen Stand des deutschen Genossenschaftswesens.

Es würde nun gar keiner Frage unterliegen, daß dieser Berichterstatter das bezügliche Material am Vollkommensten besitzt und beherrscht, wenn nicht auch im Genossenschaftswesen ein Parteiwesen, ein Parteikampf bestände und den im Kampf Stehenden den Blick trübte und zu einseitigen Auffassungen brächte.

Die Neuwieder Apostel behaupten die Schulze-Delitzsch-Vereine arbeiteten nur, um Dividende zu erzielen, und wären daher nicht so billig als sie sein könnten, sowohl hinsichtlich der Zinssätze bei den Kreditgenossenschaften als hinsichtlich der Waren bei den Konsumvereinen, andererseits haben die Schulze-Delitzsch-Genossenschafter nicht nur vielerlei an den Grundsätzen und dem Gebahren der Neuwieder und der landwirtschaftlichen Genossenschaften überhaupt zu tadeln, sondern es wird ihnen ja in dem erwähnten Artikel von Dr. Crüger (in Nr. 18 d. Z.) nachgesagt, sie benutzten das Genossenschaftswesen als Vorspann für Getreidezölle.

Die Handwerker wünschen Staatshilfe durch billigen Kredit des Staates, wie ihn in einigen Staaten die Landwirte für ihre Genossenschaften genießen, die Landwirte behaupten, für Handel und Industrie würde mehr Staatsgeld in Verkehrsanstalten verwendet, die ihnen nur Schaden brächten. Das letztere sind politische Fragen und Klagen, nicht genossenschaftliche, aber sie werden durch die Personen, welche die Genossenschaften bilden und leiten, in das Genossenschaftswesen mehr oder weniger hineingetragen, erscheinen aber auch mitunter nur hineingetragen, weil die betreffenden Personen

Parteimänner, Parteiführer neben ihrer Eigenschaft als Genossenschafter und Genossenschaftsleiter sind.

Will man den Stand des Genossenschaftswesens unparteiisch schildern, dann dürfen diese Fragen nicht zur Erörterung kommen.

Dr. Crüger ging in seiner Arbeit auf die Kämpfe innerhalb der Genossenschaften ein und sprach sein Bedauern darüber aus, daß die Genossenschaften nicht mehr Selbstzweck seien, sondern zur Lösung der sozialen Frage verwendet werden sollten und erkennt darin die Ursachen zu Kämpfen, die eine Prognose für das Genossenschaftswesen schwierig machten. Hier liegt bei dem bewährten Genossenschaftsführer eine schwere Täuschung vor.

Die Genossenschaften waren stets ein Mittel, nicht zur Lösung der sozialen Frage, aber doch zur Behandlung derselben und mehr sind sie auch heute nicht in den Augen derer, die sie neben den Gewerkvereinen als ein wesentliches Mittel zur Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen betrachten, oder die ihnen einen Wert beilegen als Schule für die Arbeiter in administrativen Angelegenheiten und, wenn wir noch weiter gehen wollen, als ein Mittelglied und eine Übergangsperiode zu einer veränderten Wirtschaftsordnung.

Weshalb hat Schulze-Delitzsch den Handwerkern empfohlen Rohstoff- und Magazins-Genossenschaften zu errichten?

Er wollte sie durch Vereinigung von Kapital, Intelligenz und Arbeitskraft so stark machen, daß sie dem Kapitalismus, dem Großbetrieb mit Erfolg entgegentreten können.

Warum empfahl Schulze-Delitzsch dem Handwerker, Bauer und Geschäftsmann die Kreditgenossenschaft?

Er wollte diese Stände einerseits durch geordneten Kredit kräftigen, anderseits sie befähigen, aus ihren vereinten Kräften heraus sich stark zu machen gegen diese größeren Kapitalmächte.

War das keine Arbeit an der sozialen Frage?

Weshalb empfahl Schulze-Delitzsch die Konsumvereine, die alsbald in den Kreisen der Kredit- und anderen Genossenschaften unter Händlern und Handwerkern heftige Gegner fanden, ganz besonders dem Arbeiter, dem kleinen und kleinsten Mann als Weg zur Verbesserung der Lebenshaltung und der Beschaffung von Spar- und Not-Pfennigen? War das keine Arbeit an der Lösung der sozialen Fragen?

Was ist der Selbstzweck der Gewerkschaften anders als die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter?

Sind Gewerkschaft und Konsumverein nicht miteinander innig verwandt?

Allerdings damals, als Schulze-Delitzsch die Konsumvereine als ein wesentliches Mittel zur Verbesserung der sozialen Lage empfahl, gab es noch

keine Gewerkschaften und es gab auch noch keine große sozialdemokratische Partei. Von einem Zusammengehen von Gewerk- und Genossenschaft konnte damals keine Rede sein, und die bei Schulzes Zeiten entstandene und wachsende politische Partei, welche sich Sozialdemokratie nannte, war sogar eine Gegnerin des Genossenschaftswesens, das ihnen als ein viel zu langer Weg für eine Veränderung der Wirtschaftsordnung erschien.

Gerade der Umstand, daß man eingesehen hat, daß die Umstürze nicht zweckmäßig, die Veränderungen der Wirtschaftsordnung lange Jahre erfordern, haben das lebhafte Gewerkschaftswesen und neuerdings die lebhafte Sympathie für die Konsumvereine in Arbeiterkreisen hervorgerufen.

Wenn eine lebhafte Phantasie an die Konsumvereine die künftige Eigenproduktion vieler oder doch mancher Lebensbedürfnisse anknüpft und so Bilder einer Zukunftswirtschaft entwirft, die auch sozialdemokratischen Zukunftsbildern ähnelt, so ist das sehr begreiflich, aber weder für den Politiker noch für den Volkswirtschaftler auffallend oder gar — wenn er auch noch so konservativ im wahren Sinne des Wortes ist — erschreckend.

Wer das Prinzip des Genossenschaftswesens anerkennt, nämlich die Vereinigung Schwacher, um mit vereinten Mitteln und Kräften den Starken Trotz zu bieten oder auch gleich zu thun, der darf nicht Halt machen an irgend einer Stelle, darf nicht von Auswüchsen sprechen, denn sonst gäbe er ja denen Recht, die Konsumvereine nur mit obrigkeitlicher Genehmigung oder nach Zustimmung von interessierten Kreisen — also den Gegnern — zulassen wollen.

Gewiß wird das Prinzip zuweilen mißbraucht, aber welches Prinzip unterliegt solcher Gefahr nicht?

Wo mit tollem Übermut oder mit Leichtsinn oder auch mit Verstoß gegen gesunde soziale Grundsätze Genossenschaften entstehen oder entstanden sein sollen, tadeln auch wir, aber die Korrektur wird schon von selbst kommen und auf den Kampf von Genossenschaften gegen Genossenschaften war man längst vorbereitet, wenn man seine Augen etwas in die Zukunft richtete und unbefangen darein schaute. Wenn einerseits Konsumvereine und deren Centralstellen, Einkaufsvereinigungen, protegiert werden und andererseits auch die Kaufleute, die darunter leiden, daß der Konsument als Konsumvereinler sie ausschaltet, sich zum Kampf stellen und Vereinigungen bilden, mögen sie Einkaufsvereine sein oder Antikonsumvereine wie in Basel, dann müssen doch heftige Kämpfe entstehen und auch bei diesen wird der Mächtigste und Klügste Sieger sein.

Die Konsumenten sind ihrer Zahl nach die Mächtigen; sind sie auch gut beraten, dann werden sie Sieger sein und selbstverständlich nicht stille stehen, wenn ihnen neue Gegner aus den Reihen der Produzentenvereinigungen erwachsen, die wir übrigens ja in den Kartellen bereits vor uns haben.

Also neue Kämpfe und zwar nicht lokale, engbegrenzte, sondern über große Staaten sich erstreckende.

Wenn den landwirtschaftlichen Genossenschaften zuweilen bestritten wird, daß es berechtigt sei, Bäcker, Müller, Metzger u. s. w. ausschalten zu wollen, um durch Verarbeitung der Rohprodukte einerseits und direktem Verkehr mit dem Konsumenten anderseits das eigene Einkommen ihrer Mitglieder zu erhöhen, so ist das am wenigsten von solchen Seiten berechtigt, von welchen Empfehlung der Handwerkergenossenschaften, Kampf gegen Befähigungsnachweis und für Gewerbefreiheit ausgeht.

Wenn der Handwerker, der früher nur Stellmacher, Schmied oder Sattler war, heute Wagenbauer ist und alle Arbeiten von Facharbeitern in seiner Werkstatt ausführt, seine Einkäufe bei Rohstoffgenossenschaften macht und als Mitglied einer Magazinsgenossenschaft seine Erzeugnisse ausstellen und verkaufen läßt, so schaltet er mindestens ebensoviele Personen aus, wie der Landwirt, der einer Genossenschaft sein Getreide, seine Milch, sein Vieh zur entsprechenden Verwertung überläßt. Ob die Landwirte, ob die Handwerker schon reif und befähigt dazu sind, diesem abgekürzten Weg zwischen Produktion und Verbrauch zu folgen, ist eine andere Frage und man wird vielleicht erst durch Schaden klug werden müssen.

Begünstigungen durch Staatskredite können nichts helfen, vielleicht aber viel schaden.

Daß man aber kein Sozialdemokrat, ja überhaupt keinerlei politischer Parteimann zu sein braucht, um für die Entwickelung der Konsumvereine neben den Gewerkschaften im Interesse der Schwachen, der Wenigerbemittelten einzutreten, und daß man kein Agrarier ist, wenn man dem kleinen Landwirt die Wege weist und gönnt, wie er seine Produkte unter Wegfall von Zwischengewinn und Zwischenarbeit (doppelter und dreifacher) zu besserem Preis direkt zum Verbraucher bringt, kann keine Frage sein.

* * *

Die Redaktion hat die Freundlichkeit gehabt, mir Gelegenheit zu geben, mich zu dem vorstehenden Artikel des Herrn May zu äußern. Ich mache gern davon Gebrauch in der Hoffnung, der Entstehung von Mißverständnissen vorzubeugen.

Der Grundgedanke in dem Artikel des Herrn May ist: „Wer das Prinzip des Genossenschaftswesens anerkennt ... der darf nicht Halt machen an irgend einer Stelle.“ Diesen Grundgedanken halte ich für nicht richtig. Auch die Entwickelung des Genossenschaftswesens hat ihre Grenze und zwar die natürliche. Ich bin der Meinung, wie ich es bereits auf dem Allgemeinen Genossenschaftstag in Baden-Baden ausgesprochen habe, daß Folgendes im Auge zu behalten ist:

„Die Grenze für das Genossenschaftswesen liegt zunächst dort, wo die Beseitigung der Arbeitsteilung unproduktiv wirkt; ferner liegt die

Grenze für das Genossenschaftswesen dort, wo die Genossenschaft zur Belastung mit unverhältnismäßigem Risiko führt, wo vielleicht die Genossenschaft dem einzelnen Mitgliede Vorteile zuführen kann, wo aber andererseits das mit der Genossenschaft verbundene Risiko außer Verhältnis zu diesem Vorteile steht, und dann liegt noch eine Grenze für das Genossenschaftswesen — die leider besteht — in dem Konkurrenzneid, der bei den beteiligten Berufsständen zu finden ist."

Das Genossenschaftswesen ist ein Teil der wirtschaftlichen Gestaltung und steht unter dem Einfluß der allgemeinen Wirtschaftsbedingungen.

Es erscheint nicht angängig, wirtschaftliche Vereinigungen schon deswegen für zweckmäßig zu erachten, weil sie die Form der Genossenschaft haben — die genossenschaftliche Organisation als solche zu feiern. Wer sich in verantwortlicher Stellung auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens befindet, darf sich nicht bei dem Gedanken beruhigen: „Die Korrektur wird schon von selbst kommen."

Der von Herrn May gegen mich erhobene Vorwurf: Ich bestritte den landwirtschaftlichen Genossenschaften das Recht, Bäcker, Müller, Metzger u.s.w. auszuschalten, um durch den direkten Verkehr mit den Konsumenten das Einkommen der Mitglieder zu erhöhen — dieser Vorwurf ist unhaltbar. Denn nicht jenes Recht habe ich den landwirtschaftlichen Genossenschaften bestritten, sondern ich habe betont, daß auf den jetzt eingeschlagenen Wegen die von den landwirtschaftlichen Genossenschaften gesuchten Vorteile nicht im richtigen Verhältnis zu dem damit verbundenen Risiko stehen und daß falsche wirtschaftliche Maßregeln von den Genossenschaften ergriffen werden; ich habe die genossenschaftlichen Milchzentralen insbesondere als wirtschaftlich völlig verfehlte Unternehmungen bezeichnet, die allerdings die Milchhändler und die mit dem Milchhandel verbundenen Geschäftszweige zu schädigen geeignet sind, die aber den beteiligten Genossenschaften dauernde Vorteile nicht zuführen werden. Ich habe ferner stets auf die Bedenken hingewiesen, die geltend zu machen sind gegen die staatliche Förderung von Genossenschaften, die, wie z. B. die Kornhausgenossenschaften, konkurrierend mit anderen Berufsständen in Wettbewerb treten.

Niemals ist von mir das Recht der Landwirte, mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation nach verständigen wirtschaftlichen Grundsätzen ihre Lage zu verbessern, auch nur in Zweifel gezogen. Stellung genommen habe ich gegen die verkehrten wirtschaftlichen Grundlagen verschiedener Kornhausgenossenschaften. Mit dieser Kritik glaube ich nicht Stellung gegen das Genossenschaftswesen genommen, sondern der soliden Entwickelung des Genossenschaftswesens einen Dienst erwiesen zu haben.

Herr May ist auf den „Kampf von Genossenschaften gegen Genossenschaften lange vorbereitet" — aus den weiteren Ausführungen aber geht

hervor, daß er dabei an den wirtschaftlichen Wettbewerb der Genossenschaften untereinander denkt — das ist aber etwas anderes als der Kampf, auf den ich hingewiesen habe.

Was die Bemerkung des Herrn May über die Stellung der Genossenschaften bei der „Lösung der sozialen Frage" anlangt, so giebt er selbst zu, daß die Genossenschaft „ein Mittel nicht zur Lösung der sozialen Frage, aber doch zur Behandlung derselben ist". — Das ist auch mein Standpunkt, den ich klar betont habe. Wenn aber Herr May hinzufügt, daß niemand anderer Ansicht ist, so befindet er sich im Irrtum; die Auffassung, daß eine Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf Grund des organisierten Konsums denkbar und damit allerdings eine Lösung der sozialen Frage möglich sei, ist und wird vertreten. Die Hinweise des Herrn May auf die Auffassung von Schulze-Delitzsch über die Aufgaben der verschiedenen Genossenschaftsarten sollen wohl der Widerlegung meiner Ansichten dienen, ich vermag aber in dem von Herrn May kritisierten Artikel nichts zu finden, was im Widerspruch steht mit dieser Schilderung der Genossenschaften.

Dr. Hans Crüger.

Das Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung.*)

Von J. Brand.

In Nr. 20 dieses Blattes schreibt Austriacus neben vielem anderem über den flauen Verlauf der „Los-von-Rom"-Bewegung und er sucht den Grund davon nur darin, daß diese Bewegung zugleich einen antiösterreichischen Charakter an sich trage. Er glaubt, das sei der Grund, weshalb sie unpopulär sei und wenig Anklang finde.

Der Grund ist aber ein ganz anderer. Die Bewegung würde einen ganz anderen Fortgang nehmen, wenn man den Gegnern des Papismus etwas besseres böte als den Anschluß an den Protestantismus.

Diejenigen, welche sich blos von Rom losmachen wollen, erklären sich in Österreich meistens konfessionslos. Nach österreichischen Gesetzen und gerichtlichen Entscheidungen sind aber mit der Konfessionslosigkeit große Nachteile verbunden. Der Konfessionslose kann in Österreich nur eine Kon-

*) Anm. der Redaktion: Wenn wir auch nicht allen Ausführungen des Verfassers beipflichten können, so glauben wir doch, daß er das Hauptübel der „Los-von-Rom"-Bewegung richtig gekennzeichnet hat. Mit dem Apostolikum auf der Kanzel und dem protestantischen Kirchendogma im Religionsunterricht verrichtet man nur Totengräberdienste an einer Bewegung, die eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre.

fessionslose heiraten, weil die Gerichte erkennen, der Konfessionslose sei kein Christ und, wenn er eine Christin heirate, sei die Ehe ungültig. Auch befreit die Konfessionslosigkeit der Eltern diese nicht von der Verpflichtung, ihre Kinder in einer staatlich anerkannten Religion zu erziehen. Junge Leute der gebildeten Stände ziehen die Konfessionslosigkeit dem Protestantismus beinahe ausnahmslos vor, wollen sie dann aber heiraten, so sehen sie, daß sie sich verrechnet haben.

Warum aber weigert sich die große Mehrzahl, zum Protestantismus überzutreten? Aus keinem andern Grunde als wegen der Rückständigkeit des Protestantismus, zu dem sich heute selbst der Gegner des Katholizismus nicht gerne bekennt. Er weiß recht wohl, daß der Protestantismus Vorzüge vor dem Katholizismus hat, aber er hat nur Vorzüge für den Staat, nicht für den einzelnen. Der Inhalt der protestantischen Glaubenslehre, welche für den einzelnen allein entscheidend ist, unterscheidet sich nicht wesentlich und nicht einmal vorteilhaft vom katholischen Glaubensbekenntnisse. Beide widerstreiten der Überzeugung der Verständigen gleichermaßen, daher gar kein Grund für den Übertritt vom katholischen Glauben zum protestantischen spricht, insoferne der einzelne in Betracht kommt.

Wie ungern man sich dem Protestantismus anschließt, kann man aus dem offenbaren Mißerfolge der anti-katholischen Bewegung in Österreich ermessen. Wie stürmisch würde sich diese Bewegung entwickeln, wenn der Protestantismus zur Urkirche zurückgeführt hätte. Das hat er aber nicht; Luther war für seine Zeit nicht so unbedeutend, aber wo ist denn der Fortschritt in der protestantischen Kirche? Wie hat sie mit dem Pfunde gewuchert, das ihr vor 400 Jahren anvertraut wurde? Die Privatmeinung der protestantischen Theologen hat in der protestantischen Kirche keine Änderung herbeigeführt, und was die Privatmeinung der Theologen anbelangt, so ist der katholische Geistliche kaum weniger aufgeklärt als der Pastor.

So lange man den Gegnern des Papismus nicht eine Kirche bietet, welche ganz auf der idealen Höhe Christi steht, so lange ziehen sie doch vor, selbst gegen ihre Überzeugung, in jener Kirche zu verharren, der ihre Familie angehört, die die verbreitetste ist und von der sie sich innerlich ebenso frei gemacht haben, wie sich Professor Harnack und tausende von protestantischen Theologen vom protestantischen Kirchenglauben frei machten.

Der Protestantismus hat nur eine bessere Kirchenverfassung als die römische Kirche, aber das protestantische Glaubensbekenntnis hat sich ebenso überlebt wie das römisch-katholische. Ich traf mit einem protestantischen Kandidaten am Vorabend seiner Predigt zusammen, die er in einer kleinen Stadt halten sollte. Wir plauderten bis in die späte Nacht über die Ideen Harnacks, und er bekannte sich als dessen Schüler und zu der

Lehre, daß Christus nicht Gottmensch gewesen sei. Der Zufall führte mich am folgenden Tage in die protestantische Kirche, und was mußte ich hören? Der junge Mann sprach der Gemeinde das Apostolikum vor und schickte sich dann an, die Herrlichkeit der Gemeinschaft des Glaubens unter den Kirchenbesuchern zu rühmen. In den glühendsten Farben schilderte er die Tugend des Rechtschaffenen, das Glück des Familienlebens, die Tapferkeit des Soldaten, die Forschung des Gelehrten, die Werke der Kunst, aber über alles das gehe die Gemeinschaft des Glaubens, und wenn man mit dem Bewußtsein dieser Glaubensgemeinschaft sich versammle, so gehe es wie ein Hauch Gottes durch die Kirche. In einer katholischen Kirche hätte ich das nicht erlebt. Es wäre weder das Glaubensbekenntnis abgelegt, noch eine Predigt über die Glaubensgemeinschaft gehalten worden. Ist die Doppelzüngigkeit des protestantischen Predigers etwas Gleichgültiges?

Der Protestantismus ist rückständig und wir brauchen eine Reformation gegen den Protestantismus, eine „Los von Luther"-Bewegung. Wenn ein hervorragender Mann mit einem neuen Rufe aufträte: „Los von Rom, los vom Altkatholizismus, los vom Protestantismus", dann würde in kurzem eine stürmische Bewegung entfesselt werden, welche ebenso rasch um sich griffe wie die lutherische Reform im 16. Jahrhundert. Dazu aber bedarf es einer neuen Kirche, nämlich der Urkirche des Christentums, deren Losung das Glaubensbekenntnis des Jakobus wäre: „Du glaubst, daß ein einziger Gott ist, du thust wohl daran, aber die Teufel glauben es auch und zittern, der Glaube ohne die Werke aber ist todt." Jakobus 2, 19. 20. Die gepriesene Glaubensgemeinschaft teilt der arme Kandidat mit den Teufeln. Jakobus erklärte sie für wertlos.

Die „Los von Rom"-Bewegung verlangt eine Kirche, deren einziger Glaubenssatz ist, daß es nicht mehr als einen Gott giebt, und die die Aufmerksamkeit einzig und allein auf die Werke, nämlich auf die Lebensführung lenkt. Die Verwerfung der sogenannten Werkheiligkeit, der eine Verwechslung der frommen Werke mit der christlichen Ethik zu Grunde liegt, war das unheilbare Grundgebrechen der protestantischen Theologie.

Diese neue Kirche hätte vor allem die ganze protestantische Theologie zu opfern, mit allen religiösen Gebräuchen zu brechen, wie es ja auch Christus gethan hat, und, wie Konfutse, sich mit der Ethik zu begnügen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", das heißt, fördere das physische, wirtschaftliche, intellektuelle und sittliche Wohl aller deiner Nebenmenschen und dein eigenes, und frage nicht weiter nach dem Absoluten, das kein Mensch erreichen und fassen kann, von dem der Jude bekanntlich gar nicht einmal sprechen durfte.

Diese Kirche, welche sich auf den reinen Ideen Christi aufbaut, die Jakobus so knapp wiedergegeben hat, würde sich nicht nur Österreich, sondern bald die ganze Welt erobern. Es müßte aber eine Kirche sein, vereinzelte Gemeinden ohne gemeinsamen Verband können niemals umgestaltend wirken oder gar Rom überwinden.

Die protestantische „Los von Rom"-Bewegung kann Entscheidendes schon deshalb nicht bewirken, weil sie ungeheuere Mittel beansprucht, welche nur reiche Leute aufbringen können. Die protestantischen Predigtstationen können nur ausnahmsweise gegründet werden, und zwar eben dort, wo sie zugleich einer politischen Propaganda Vorschub leisten sollen. Aus diesem Grunde kann eben die „Los von Rom"-Bewegung nur in jener Verbindung ein kümmerliches Dasein fristen, die Austriacus mit Recht beklagt.

Zur Heilstättenfrage.

Von Medicus.

Zu den markantesten Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Wohlfahrtsbestrebungen gehört die der Errichtung von Volksheilstätten dienende Bewegung, welche im Verlaufe der letzten Jahre vordem ungeahnte Dimensionen gewonnen hat. Es ist nicht ohne Interesse diese Entwickelung in ihren letzten Ursachen zu verfolgen. Zwei Faktoren sind da in erster Reihe zu nennen; zunächst der bemerkenswerte Umschwung, der sich in der praktischen Heilkunst vollzogen hat. Auf eine Zeit des trostlosen Pessimismus und Nihilismus einerseits und der vielgeschäftigen Medikasterei andererseits ist eine Periode thatkräftigen, hoffnungsfreudigen Schaffens gefolgt, mehr und mehr haben sich die Ärzte davon entwöhnt, in einer scharfsinnigen, exakten Diagnose ihre wichtigste Aufgabe zu erkennen und in einfacher Konsequenz der einseitig anatomischen Betrachtungsweise beim Vorhandensein schwerer pathologischer Veränderungen sich resigniert auf eine „expectative" Behandlung zu beschränken; immer tiefer schlägt die Überzeugung Wurzeln, daß die Störung der Funktion, mag sie von anatomischen Veränderungen abhängen oder nicht, die wichtigste Erscheinung am kranken Menschen darstellt, und daß die zweckentsprechende Umstimmung und Regulierung der Lebensfunktionen auch dort noch eine dankbare Aufgabe bleibt, wo das Leiden selber zu den unheilbaren zu rechnen ist. Mit dieser Erkenntnis mußten auch die sogen. natürlichen Heilfaktoren, d. h. die Regulierung und therapeutische Verwertung der gesamten Umgebung des Leidenden, die Berücksichtigung der Ernährung, Atmung, Blutzirkulation, Körperwärme, seiner Beschäftigung und Unterhaltung, kurz alles das, was man heute mit einem vielmißbrauchten Schlagwort unter dem Namen der

physikalisch-diätetischen Heilfaktoren zusammenfaßt, mehr wie vorher in den Vordergrund treten. Wo schwere anatomische Veränderungen alles ärztliche Eingreifen anscheinend zwecklos erscheinen lassen, da gelingt es nicht allzu selten, nicht etwa eine vollkommene anatomische Wiederherstellung zu erreichen, wohl aber die gestörten Organfunktionen soweit zur Norm zu bringen, daß man wenigstens von relativer Besserung oder Heilung sprechen darf. Seit Jahren schon sind diese Grundsätze in den zahlreichen Spezialheilanstalten und Sanatorien, welche allerdings bisher nur dem wohlhabenden Bruchteil der Bevölkerung offen standen, zur Geltung gekommen. Die Bevorzugung der natürlichen Heilfaktoren ergab als unabweisbare Konsequenz, daß eine große Anzahl namentlich chronischer Erkrankungen am zweckmäßigsten in besonderen Anstalten behandelt werden, welche nicht allein durch ihre allgemeinen hygienischen Verhältnisse, durch reine Luft, angenehmes Klima, landschaftliche Schönheiten, sondern namentlich auch durch reichliche Versorgung mit dem gesamten Apparat der physikalischen Heilmethoden die besten Garantien bieten.

Neben den veränderten ärztlichen Anschauungen waren es vor allem die sozialreformatorischen Tendenzen unserer Zeit, welche unbedingt dahin führen mußten, auch den Minderbemittelten und Besitzlosen dieselbe Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu verschaffen, wie sie den Wohlhabenden geboten war. Wie in allen derartigen Fragen, so hat natürlich auch hier der finanzielle Standpunkt eine maßgebende Rolle gespielt. Seit der Geltung des Kranken-, des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes hat man sich bald davon überzeugt, wie bestimmte Krankheitsformen am meisten die Kassen in Anspruch nehmen und am sichersten vorzeitige Invalidität im Gefolge haben; man mußte sich bald darüber klar werden, daß eine mit opulenten Mitteln bei Zeiten durchgeführte Behandlung nicht allein den Grundsätzen der Humanität besser entspricht, sondern auch durch Heilung oder wenigstens durch Hinausschieben des Eintritts absoluter Invalidität auch in finanzieller Beziehung lohnender ist. In erfreulichster Weise ist also hier das wirtschaftliche Interesse mit den Geboten der Humanität zu vereinigen; andererseits ist es aber auch begreiflich, daß überall dort, wo es sich nicht um die Mittel von Privatpersonen, sondern um das Vermögen der Gesamtheit oder größerer Korporationen handelt, finanzielle Rücksichten mit in erster Reihe stehen müssen, soll nicht die Gesamtheit ungerechtfertigten Schaden leiden; so schwer es manchmal fällt, muß eben doch unter solchen Verhältnissen öfters der Standpunkt des kühlen Rechners ausschlaggebend bleiben.

Von diesen Gesichtspunkten aus verdienen die zahlreichen in den letzten Jahren erstandenen Volksheilstätten für Lungenkranke besondere Beurteilung. Es lag wohl nahe, bei ihrer weiten Verbreitung und dem

großen Elend, das sie über zahlreiche Familien bringt, zunächst die Tuberkulose zum Zielpunkt des Kampfes zu wählen; von nicht geringem Einflusse war es auch, daß die höchsten sozialen uud wissenschaftlichen Kreise teils an der Spitze jener Bewegung standen, teils ihre Sympathien bekundeten. So konnte es denn nicht fehlen, daß beinahe überall, wo gemeinnützige Bestrebungen überhaupt Boden gewinnen konnten, oft ohne eingehende Erwägung der Bedürfnis- und Zweckmäßigkeitsfrage, der Errichtung von Lungenheilstätten näher getreten wurde. Die günstigen Erfahrungen der Privatsanatorien wirkten auch in diesem Sinne; leider vergißt man aber dabei nur allzuleicht, daß die Tuberkulose, unbeschadet der Bedeutung des Koch'schen Bacillus, doch am letzten Ende von sozialen Faktoren bedingt und unterhalten wird. Soziales Elend, ungesunde Beschäftigung, unzureichende Ernährung, unhygienische Wohnung, Kleidung u. s. w. sind, von der erblichen Belastung abgesehen, die hauptsächlichsten Ursachen, welche dem Bacillus den Boden vorbereiten und die zahlreichen Rückfälle der scheinbar Genesenen verschulden. Daraus erklärt sich die verhältnismäßig geringe Zahl der definitiven Erfolge der Heilstättenbehandlung. Es ist ja auch gar nicht zu erwarten, daß der Fabrikarbeiter, der nach dem Verlassen der Anstalt mit ihrer hygienisch musterhaften Lebensordnung alsbald wieder den alten Schädlichkeiten des Berufs, der mangelhaften Ernährung, des Alkohols preisgegeben ist, ebenso günstige Erfolge aufweisen sollte, wie der Wohlhabende, der die in der Anstalt erlernte Lebensführung auch fernerhin und womöglich für sein ganzes Leben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet. Bei aller wohlverdienten Anerkennung der Lungenheilstätten erscheint darum das Bedenken doch angebracht, ob nicht ein Teil der beträchtlichen Mittel, die hier aufgeboten werden, in anderer Weise besser für das allgemeine Wohl verwendet werden könnte.

Da sind vor allem die zahlreichen Nervenkranken, für die bisher noch kaum etwas Nennenswertes geschehen ist. Nervenschwäche ist ja heute bei den Leuten aus dem Volke ebenso verbreitet wie in den bemittelten Klassen, und unsere hochentwickelte Industrie hat außerdem die Zahl der durch mechanische Einwirkungen, durch Unfälle nervenkrank gewordenen außerordentlich vermehrt; es existiert also eine große Schar von Invaliden der Arbeit ohne schwere Organerkrankung, denen voraussichtlich noch ein langes Leben bevorsteht und die gleichwohl bei der abnorm leichten Erschöpfbarkeit ihrer Nervenkraft zu jeder regelmäßigen, ernsthaften Thätigkeit unfähig sind. Es ist hier nicht der Ort, näher auf jene Krankheitszustände einzugehen, es genüge nur darauf hinzuweisen, daß Simulation wohl vorkommt, aber zumeist doch nur als Symptom krankhafter Nerventhätigkeit; unter dem Einfluß des Kampfes um die Rente, der wiederholten und vielseitigen ärztlichen Untersuchungen u. dgl. mögen

einzelne Krankheitssymptome nicht selten ohne rechte Absicht und mehr unbewußt übertrieben werden, zumal unter solchen Verhältnissen und bei der steten Erwartung der Rentenbewilligung die Arbeitslust und der ganze sittliche Charakter ohnehin oft Not leiden. Doch ist die Simulation nach Ansicht der meisten Ärzte nicht so häufig, wie man eine Zeitlang geglaubt hat; auf jeden Fall existieren zahlreiche Kranke, die durch mangelnde Willensenergie, durch Störungen der Vorstellungsthätigkeit oder infolge der reizbaren Schwäche ihres Nervensystems nicht im stande sind zu arbeiten. Bei ihrer sonstigen körperlichen Gesundheit bilden diese Kranken nicht allein eine hohe Belastung für Invaliditäts-Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften, als unthätige verdrossene Rentenempfänger wirken sie auch im höchsten Grade demoralisierend auf ihre nähere und weitere Umgebung. Es ist zwecklos, das weiter auszuführen; wer diese Verhältnisse je beobachten konnte, weiß auch von den traurigen Folgen eines lebenslänglichen Rentengenusses bei im allgemeinen gutem Gesundheitszustand zu berichten. Und ein Teil dieser Leidenden wäre sicherlich zu heilen, allerdings nicht in der Sprechstunde des vielgeplagten Kassenarztes, wo sie notgedrungen mit Medikamenten oder, wenn es hoch kommt, mit Elektrizität oder mit der Verordnung von Bädern und Massage abgespeist werden, sondern nur in eigens für sie eingerichteten Anstalten, wo bei voller Berücksichtigung der allgemeinen Gesundheitsverhältnisse unter dem Einfluß eines seelenkundigen Arztes die ganze geistige Persönlichkeit gleichsam neu erzogen, wo Energie des Willens und Freude an nützlicher Thätigkeit auf's neue in dem Kranken geweckt werden. Sicherlich ließe sich auch heute schon durch rasche Erledigung der Rentengesuche und namentlich durch den Nachweis geeigneter Arbeit für die nur teilweise Erwerbsunfähigen manches besser gestalten, für die große Masse bleibt aber der Aufenthalt in einer zweckmäßig eingerichteten und vernünftig geleiteten Anstalt, in welcher die Arbeit sowohl Heilfaktor als auch Zielpunkt der Behandlung ist, das einzige Mittel zur Wiedergenesung. Es bedarf keiner Ausführung, daß auf diese Weise nicht allein den Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften bedeutende Summen, welche sie heute an Renten auszahlen, erspart würden, sondern auch der Allgemeinheit ein nicht geringer Vorteil in physischer und ethischer Beziehung erwachsen müßte. Die Lungenheilstätten für das Volk sind ein unabweisbares Bedürfnis und ein schönes Zeugnis sozialer Werkthätigkeit, neben ihnen sollte aber der mindestens ebenso notwendigen und vielleicht zu noch bedeutsameren Leistungen berufenen Volksheilstätten für Nervenleidende nicht vergessen werden.

Wie Wunder entstehen.

Von Dr. med. E. Rohlff (Potsdam).

„Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben .... auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden." Markus 16, Vers 17 und 18.

Nach den Worten der Bibel können also Menschen Wunder wirken in der Kraft Gottes. In der römischen Kirche findet man es demnach ganz natürlich, daß zu allen Zeiten glaubensstarke Männer sowie Frauen Wunderheilungen und Teufelaustreibungen vollbringen konnten. Die ganze Kirchengeschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart ist nach katholischer Anschauung voll von Wundern. Dem gegenüber verhält sich das Luthertum anders. Mag hier und da ein Prediger von der Wundermacht des Glaubens überzeugt sein, so wagt doch kaum einer etwas davon verlauten zu lassen. Diesen Konflikt zwischen den Worten der Bibel und dem zugegebenen Mangel an Wundern macht Björnson bekanntlich zum Gegenstand seines Schauspiels „Über die Kraft". Er schildert in ergreifender Weise den Seelenzustand eines Priesters, der gemäß dem bestimmt gegebenen Versprechen der Schrift ein Wunder fordert und keines findet. Denn, daß die von katholischer Seite gepriesenen Wunder auf Täuschung oder Selbsttäuschung beruhen, behauptet er wie jeder lutherische Geistliche. Umgekehrt spricht die römische Kirche den Ketzern selbstverständlich die Fähigkeit, Gott zu einem Wunder zu bewegen, ab.

Die Männer der Wissenschaft haben sich bisher mit wissenschaftlicher Untersuchung von Wundern nicht viel abgegeben, da es für sie von vornherein feststand, daß ein Irrtum oder Betrug vorliege. Da hat als erster der jetzt verstorbene französische Nervenarzt Charcot sich das Verdienst erworben, vom rein ärztlichen Standpunkt aus die Wunderfrage in Angriff zu nehmen. Zu dem Zwecke hat er eine Anzahl von Kranken, die in Lourdes durch ein Wunder angeblich geheilt waren, untersucht, andererseits hat er Bildwerke aus allen Zeiten, welche Teufelaustreibungen und Krankenheilungen darstellen, geprüft und endlich die Vorgänge an Wunderheilstätten vorchristlicher Zeit verglichen mit den Zuständen in modernen katholischen Wallfahrtsorten. Die Ergebnisse seines Forschens hat er in einer Schrift „Wie Wunder entstehen" niedergelegt. Er führt dort ungefähr nachfolgendes aus:

Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, welche angeblich Wunderheilungen bewirkten. Da nicht von ihnen direkt die Wundermacht ausstrahlte, sondern durch ihre Vermittelung Gott selbst eingriff, so konnte auch nach ihrem Tode die Wunderthätigkeit ungestört fortbestehen, indem man an dem Grabe der Verstorbenen fromm zu Gott oder den Göttern flehte.

Die Wunder sind von frühester Zeit an einander völlig gleich. Es handelt sich fast immer um Heilung von Lähmungen oder Krämpfen, seltener von Geschwüren oder anderen Krankheiten. Im Asklepieion zu Athen schon gab es Priesterärzte, um Wunderheilungen wissenschaftlich zu beglaubigen. Es war dort damals dasselbe ärztliche Bureau wie heute in Lourdes, und wie es sich jeder aufstrebende Wunderkurort baldmöglichst zulegt.

Schon im Altertum gab es Intercessoren. Das sind Leute, welche ein Geschäft daraus machen, anstatt eines Kranken, welcher reiseunfähig ist, die Wallfahrt zu unternehmen, zu beten u. s. w.

Damals wie heute war eine Waschung in einer reinigenden Quelle vorgeschrieben, ebenso war eine neuntägige Andacht Gesetz.

Votivtafeln, wächserne Arme und Beine wurden von jeher an Gnadenorten aufgehängt.

„Nur die Statuen des Heilgottes haben sich gewandelt, der Menschengeist ist derselbe geblieben!"

Nach dieser historischen Übersicht kommt Charcot zu der Frage, welcher Art die Krankheiten seien, die an Wunderorten geheilt werden, und beantwortet sie dahin: nur Krankheiten hysterischer Natur.

Wir müssen hier kurz einschalten, was man medizinisch als Hysterie bezeichnet.

Unter Hysterie versteht man ein Seelenleiden, welches seinen Ausdruck in Absonderlichkeiten des Charakters und der Stimmung findet und sein eigentliches Wesen hinter einer Unzahl wechselnder körperlicher Krankheitserscheinungen verbirgt. Durch geringfügige Anlässe werden nicht nur starke Unlustgefühle und jäher Stimmungswechsel ausgelöst, sondern auch eine krankhafte Steigerung derjenigen körperlichen Erscheinungen, welche schon normaler Weise die Affekte begleiten. Lachen und Weinen z. B. wird zum Krampf; vorübergehende Funktionshemmung, die der Schreck bei Gesunden hervorbringt, wird zur Lähmung. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die gesteigerte Einbildungskraft (Suggestibilität). Durch eine Vorstellung einer Lähmung entsteht bei Kranken dieser Art eine Lähmung. Alle hysterischen Erscheinungen sind wandelbar. Sie können plötzlich entstehen und ebenso wieder schwinden, und diese Wandlungen können fast durchweg auf seelische Einflüsse zurückgeführt werden. Die hauptsächlichsten Erscheinungen der Hysterie sind bei allen Völkern, civilisierten wie wilden, genau dieselben. Lähmungen, dauernde Muskelzusammenziehungen oder zuckende Krämpfe mit bestimmter Körperhaltung (Brückenstellung) sind die häufigst vorkommenden Formen.

Während man früher glaubte, daß Hysterie eine dem weiblichen Geschlechte eigentümliche Krankheit sei, weiß man jetzt, vornehmlich auch durch Charcots Untersuchungen, daß sie bei Männern nicht selten ist. Zum Beispiel

die traumatische Neurose, welche seit der Unfallgesetzgebung eine große Rolle spielt, setzt sich zusammen aus Symptomen der Hysterie und Neurasthenie.

Dem geschilderten Charakter der Hysterie gemäß kann die Behandlung nur eine seelische sein. Mag der Arzt auch äußere Maßnahmen zur Beihilfe heranziehen, das Wirksame besteht allein in der Beeinflussung des Willens. Infolge dessen vermag eine berühmte Autorität mehr zu leisten als der Hausarzt, ein Kurpfuscher, dem der Ruf eines Wunderdoktors anhaftet, oft noch mehr. Und ganz besonders ist ein Gnadenort die geeignete Stätte, um solchen Kranken, die nirgends Heilung fanden, noch die Genesung zu verschaffen. Durch die Berichte von Wunderheilungen wird der gesunkene Mut wieder angefacht. Die Vorbereitungen zur Reise an den Gnadenort, feierliche Prozessionen, Kerzenglanz und Weihrauch, die neuntägige Andacht, Gerüchte von neuen Wunderheilungen und womöglich das Erblicken eines geheilten Kranken entflammen die Hoffnung auf das lebhafteste, die seelischen Hemmnisse werden beseitigt und das Wunder der Heilung vollzieht sich.

Charcot weist nun nach, daß in allen Darstellungen von Wunderheilungen und Teufelsaustreibungen, vom 6. Jahrhundert an, es sich nur um hysterische Krankheitszustände und nie um etwas anderes handelt. Die Kranken, an denen der heilige Nilus, Dominikus u. a. ihre Wundermacht zeigen, befinden sich in der typischen Brückenstellung des großen hysterischen Krampfanfalls. Unter den ex voto aufgehängten wächsernen Armen und Beinen, die von Charcot geprüft wurden, befand sich nur ein einziges Exemplar, welches das kranke Glied genau wiedergab, und dieses stellte eine hysterische Klumpfußcontraktur dar.

Ferner giebt Charcot die Beobachtungen wieder, die er machte bei Prüfung einer Anzahl Kranker, welche in Lourdes durch ein Wunder geheilt waren. Allerdings war der hysterische Krampfzustand der Glieder verschwunden; aber die Muskulatur war und blieb vorläufig abgemagert, sodaß voller Ernährungszustand und Arbeitsfähigkeit sich erst in einer Reihe von Wochen wieder herstellten. Die Kirche behauptet, gerade als Kriterium des Wunders sei die plötzliche Heilung anzusehen, während Charcots Prüfungen klarlegten, daß die in Lourdes erzielten Heilungen sich in nichts unterschieden von den sonst durch Suggestion bewirkten.

Es wird inzwischen auch von katholischer Seite nicht mehr so großes Gewicht gelegt auf die Heilung von Lähmungen und Krämpfen, da deren hysterische Natur allmählich zu durchsichtig geworden ist; sondern als beweiskräftig für ein Wunder wird die Heilung äußerer Schäden, die jedem sichtbar sind, angesehen, z. B. von Geschwüren.

Charcot führt darum einen berühmt gewordenen Fall von Wunderheilung eines „Krebses“ aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts

an und zergliedert ihn kritisch. Es handelt sich um den Fall eines Fräulein Coirin. Diese war gelähmt und litt seit fünfzehn Jahren an „Krebs" der Brust. Eine Intercessorin betete für sie am Grabe des heiligen François von Paris, brachte dann der Kranken Erde vom Grabe heim und ein Hemd, mit dem sie das Grab berührt hatte. Am 11. August 1731 bekleidete sich die Kranke mit dem Hemd. Sofort begann die Heilung der Wunde und die Beweglichkeit des gelähmten linken Arms und Beins kehrte wieder. Doch war das Geschwür erst nach einem Monat geheilt und erst am 24. September konnte die Genesene ausgehn.

Charcot erklärt den angeblichen Krebs für ein hysterisches Geschwür, welches entstanden sei durch brandiges Absterben eines Teils der Brustdrüse, nachdem durch ein hysterisches Ödem die Blutcirculation daselbst unterbrochen gewesen wäre. Die deutschen Nervenärzte bezweifeln das Vorkommen eines solchen Ödems und seine Folgen. Die hysterischen Geschwüre, die bei uns vorkommen, haben eine andere Entstehungsweise: sie werden künstlich von der Kranken durch Kratzen, Aetzen und dgl. hervorgerufen und unterhalten, um sich interessant zu machen. Dies kann die Kranke auch ohne Beschwerde machen, da oft ganze Glieder bei Hysterischen empfindungslos sind. Im Mittelalter kannte man dies Symptom ja recht gut als Kennzeichen einer Hexe! Wie dem nun auch sei, ob die deutsche oder die französische Auffassung zu recht bestehe, auf jeden Fall ist klar, daß die Möglichkeit der Heilung eines solchen „Krebses" an einem Wunderort vorhanden ist. Eine plötzliche Heilung ist also auch in diesem berühmten Wunderfalle nicht zu stande gekommen!

Indem Charcot noch zum Schluß darauf aufmerksam macht, daß noch niemals ein abgehauenes Glied durch ein Wunder wiedergewachsen ist, betont er den Determinismus des Heilglaubens: Er kann nur dort wirken, wo die Hysterie den Grund einer Krankheitserscheinung abgiebt und nirgend wo anders.

Charcot nimmt nicht an, daß mit dem Worte „Hysterie" alles in dieser Domäne des Übernatürlichen erklärt sei; er erwartet aber, daß mit der Zeit dies Gebiet von der Wissenschaft mehr und mehr eingeengt werde. „Ein Wunder geschieht nicht im Widerspruche mit der Natur, sondern mit dem, was wir von der Natur wissen", sagt schon der heilige Augustin.

Zu Victor Hugos Centennarfeier.

Von Georges Elimar (Paris).

Am 26. Februar 1902 werden einhundert Jahre seit der Geburt, annähernd siebzehn Jahre seit dem Tode Victor Hugos verflossen sein. Noch ist in Paris die Erinnerung an die Ehrungen frisch, die das französische Volk dem heimgegangenen Dichter bereitete. Sein Leichenbegängnis war ein

Schauspiel ohne gleichen. Die Republik hatte die Kosten der Beerdigung übernommen und im Tempel des französischen Nationalruhms, in den Gewölben des Pantheons dem Dichter seine letzte Ruhestätte bereitet. Im Leichenwagen der Ärmsten wurde der Dichter der „Misérables“ (so hatte sein letzter Wille es verlangt) zu seinem Grabe gebracht. Das Ganze glich einer der großartigen Antithesen, an denen Victor Hugos Stil so reich ist: hinter dem armseligen Gefährt ein unermeßliches Gefolge kränzebeladener Equipagen; der Präsident der Republik, alle Minister, die gesetzgebenden Körperschaften, die Generäle und die Armee, vereinigt um die irdische Hülle des Dichters; Volksmassen, wie man sie selbst in Paris noch nicht gesehen hatte, die wie lebendige Mauern den langen Weg vom stolzen Triumphbogen des Sternplatzes bis zum Pantheon einsäumten. Nur die Würdenträger der Kirche fehlten. Victor Hugo war gestorben, ohne von den Gnadenmitteln der „Alleinseligmachenden“ Hilfe zu begehren, und sie hielt sich daher vom Sarge und Grabe dieses Ketzers fern.

Anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages bereitet sich eine Wiederholung dieser grandiosen Ovationen vor. Auf dem Platze, der den Namen des Dichters trägt, wird ein großartiges Marmordenkmal, ein Werk des Meisters Barrias, am 26. Februar 1902 enthüllt werden. Über der Ruhestätte Victor Hugos im Pantheon wird ein feierlicher Ehrungsakt abgehalten, an dem alle höchsten Beamten und Staatskörperschaften teilnehmen; im Théâtre français wird man eine Galavorstellung der „Burgraves“ sehen; ein dem Andenken des Poeten geweihtes Museum wird in dem von ihm einstmals bewohnten Hause an der Place des Vosges eröffnet; die Stadt Paris giebt in ihrem Stadthause drei großartige Empfänge mit Konzerten, Deklamationen, Bällen, und populäre Festlichkeiten auf den großen Plätzen von Paris werden auch im Volke das Andenken an Victor Hugo wachrufen. Seit der berühmten Schillerfeier Deutschlands im Jahre 1859 ist vielleicht kein Poet so allgemein von seinem Volk gefeiert worden, wie es jetzt Victor Hugo widerfährt. Man hat in Deutschland wohl keine ganz zutreffende Vorstellung davon, wie hoch die Franzosen diesen Namen verehren. Ein französischer Schriftsteller, der jüngst einen Cyclus litterarischer Vorlesungen in Deutschland gehalten hat, drückte sein Erstaunen darüber aus, daß Victor Hugo, verglichen mit anderen französischen Dichtern, in Deutschland relativ unbekannt sei. Am bekanntesten werden wohl noch die in Prosa geschriebenen Romane sein, das große historische und romantische Gemälde „Notre-Dame von Paris“, und das ergreifende soziale Kulturbild „Die Elenden“. Sie setzen der Lektüre und der Übersetzung die geringsten Schwierigkeiten entgegen. Von den dramatischen Werken sind viele übersetzt; keines hat auf unseren Bühnen eine Heimstätte finden können. Nur dadurch, daß die Stoffe dieser Dramen die Textbücher

zu einigen bekannten Opern lieferten (wie „Le Roi s'amuse", aus dem der Text zu Verdis „Rigoletto" geschnitten wurde), wurden sie zum Teil bei uns bekannt. Von den lyrischen Gedichten wurden viele durch Geibel, Leuthold, Freiligrath prachtvoll übertragen. Victor Hugos dichterische Eigentümlichkeiten sind so spezifisch französisch, in seinen Versen überwiegt ein das Ohr entzückender musikalischer Wohlklang so häufig den Gedankeninhalt, daß die beste Übersetzung sich zum Original verhalten muß, wie der Klavierauszug einer Beethovenschen Symphonie zu ihrer Originalpartitur. Wer verstehen will, was die Franzosen an ihrem Victor Hugo finden, der muß ihn nicht etwa nur mit völligem Verständnis des Sinnes im Original lesen, nein er muß ihn von einem kunstgeübten französischen Rezitator vorlesen hören. Ob dann diese Wortmusik jedem deutschen Ohre zusagen würde, ist auch noch nicht zu sagen. Es könnte wohl vorkommen, daß deutsche Hörer den Gedankeninhalt etwas dürftig fänden, daß sie in der strömenden Wortfülle, die das Ohr des Franzosen berauscht, etwas Substanzielles vermissen möchten. Das sind Verschiedenheiten in der Kunstauffassung beider Völker, die sich nicht wegbringen lassen. Wie aber die Franzosen jetzt aufs ehrlichste bemüht sind, in den Geist deutscher Kunst einzudringen, wie sie mit Überwindung vieler Schwierigkeiten Richard Wagner und Gerhard Hauptmann auf ihren Bühnen akklimatisieren, so sind auch wir Deutschen verpflichtet, mit voller Hingabe verstehen zu lernen, was die Franzosen am Genius Victor Hugos enthusiasmiert. Und hier heißt es nicht blos den Dichter, sondern auch den Mann betrachten. An Dichtern, die wundervolle Verse machten, hat es den Franzosen im neunzehnten Jahrhundert wahrlich niemals gefehlt, aber keinem ist der legendäre Ruhm Victor Hugos erblüht. In seinem Leben, das so lang war wie das Goethes, das das neunzehnte Jahrhundert fast vom Beginn bis zum Ende umspannt, verkörpert sich die Geschichte dieses Jahrhunderts für die Franzosen. Victor Hugos Biographie hat einen epischen Zug. Sohn eines napoleonischen Generals, von seiner Mutter aber in der aufrichtigsten bourbonisch-klerikalen Gesinnung erzogen, aristokratischer Feind der Revolution, feiert er in seinen ersten Oden Thron und Altar, die Salbung Karls X. und die Geburt seines Enkels, des „gottgeschenkten Wunderkindes" Heinrich von Chambord. Aber er zeigt revolutionäre Neigungen, wenn auch zunächst nur sehr harmloser Natur: er rebelliert gegen die strengen Gesetze der klassischen Metrik und Poetik; er haucht dem schläfrig hintrottenden Alexandriner Schwung und Feuer ein; den aus der poetischen Sprache verbannten kräftigen und malerischen Ausdrücken giebt er ihre vollen Ehren zurück. Stürme, die uns heute unbegreiflich sind, entfesselte dieses Vorgehen in der Litteratur. Sie trugen nur dazu bei, das Ansehen des jugendlichen Victor Hugo als Haupt der romantischen

„Sekte“ zu befestigen. Das Julikönigtum beruft den Mann, der mit 43 Jahren alle Lorbeeren der Lyrik, der Bühne, der Erzählungskunst auf seinem Haupte vereinigt hat, in seine Pairskammer. Dort noch sitzt er in den Reihen der Konservativen. Die Februarrevolution trifft ihn noch als einen Verteidiger des Königtums. Auch in der Nationalversammlung der zweiten Republik hält Victor Hugo es lange Zeit mit der konservativen Rechten, er tritt mit großer Energie für die Präsidentschaftskandidatur Louis Napoleon Bonapartes ein; aber er meint es ehrlich mit der Republik und träumt davon, daß der Neffe des Mannes von Austerlitz sich mit dem Sitze eines Präsidenten der französischen Republik begnügen werde. Die völlige Verständnislosigkeit der konservativen Partei in sozialen Dingen drängt Victor Hugo nach links. Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1852 findet ihn unter seinen entschlossensten Gegnern. Louis Napoleon verbannt ihn, um ihn unschädlich zu machen, aber der Dichter rächt sich, indem er in den „Châtiments“ den neuen Kaiser und seine neuen Gehilfen mit einem Hasse brandmarkt, der in der Anklagelitteratur keiner Zeit und keines Volkes seinesgleichen hat. So furchtbar haben Dante und Bertrand de Born ihre politischen Widersacher nicht behandelt, und niemals waren die glühenden Stempel, mit denen der politische Haß seine Male auf das Fleisch der Gegner brannte, in kunstvollendeterer Weise graviert. Beim Lesen der „Châtiments“ schwankt man beständig zwischen dem Entzücken über die Kraft und Schönheit dieser Verse und dem Mitleiden, das man unwillkürlich den armen Opfern dieser Hinrichtungen widmet. In der Verbannung von Guernsey entwickelt sich in Victor Hugo neben dem Haß gegen den neuen französischen Kaiser auch der Haß gegen den Papst. Das alte Idol „Thron und Altar“ ward zertrümmert; das neue Ideal, das der Dichter sich und seinen Mitmenschen errichtet, heißt „Freiheit und Menschlichkeit“.

Diesem neuen Ideal ist der Dichter bis zu seinem Tode treu geblieben. Der Weltfrieden, die Befreiung der Völker von politischen Banden, der Kampf gegen das religiöse Dogma — das sind Themen, die neben den Gefühlen der Familienliebe unzähligemale von Victor Hugo behandelt werden. Seit dem Jahre 1870, das den von ihm so oft prophezeiten Sturz des Kaisertums brachte, wuchs das Prestige des alternden Dichter-Propheten ins Kolossale. Erst nach dem Sturz Napoleons setzte Victor Hugo, der mit einer Art von erhabenem Eigensinn jede „Amnestie“ zurückgewiesen hatte, die Füße wieder auf den Boden seines Vaterlandes. Daß das von ihm tiefgefühlte Unglück seiner Nation ihm manchen erbitterten Vers gegen die Sieger eingegeben hat, wird keinen Billigdenkenden befremden und kann heute niemanden mehr verletzen. Und haben die Franzosen nicht Richard Wagner manch schnödes Wort verzeihen müssen?

In dem ungeheueren Werke Victor Hugos, das, soweit es gedruckt ist, vierundvierzig Bände umfaßt, kann es an Widersprüchen nicht fehlen. Nicht ein Philosoph, sondern ein Dichter war Hugo und ein Dichter, der in einer ungewöhnlich bilderreichen Sprache redete. Nicht immer ist es daher leicht, die Würfe des dichterischen Genius in die Sprache der Prosa zu übertragen, zum dichterischen Bilde den klaren Text zu liefern. „Un poëte est un monde, enfermé dans un homme.“ Diese schöne mystische Definition des Dichters paßt auf den, der sie gemacht hat, auf Victor Hugo selbst. Er trägt das neunzehnte französische Jahrhundert in sich wie Rabelais das französische Renaissance-Jahrhundert in sich trug. Victor Hugo ist von allen Leidenschaften, Ideen, Wahrheiten und Irrtümern seines Jahrhunderts bewegt worden. Daß sein Entwickelungsgang ihn vom Klerikalismus und Royalismus zu den freiesten religiösen und politischen Anschauungen führte, zeigt ihn so recht als den Sohn seines Jahrhunderts. Daß die Franzosen diesen Geist zum Repräsentanten ihres Vaterlandes in der Weltlitteratur erkoren haben, läßt erkennen, daß die geistige Strömung in Frankreich nicht nach Rom, sondern von Rom weg tendiert. Der Klerikalismus ist zwar in Frankreich eine Macht, aber das Freidenkertum ist eine noch stärkere. Die wenigen Schriftsteller und Gelehrten, die für Rom arbeiten, wie Brunetière, Huysmans, Coppée, machen Danaidenarbeit und werden den Gang der Dinge wenig beeinflussen. Die Centennarfeier Victor Hugos wird sicherlich Widerstand in klerikalen Kreisen finden, aber der brausende Jubel des Volkes wird diesen Widerstand übertönen. Da Klerikalismus und Monarchismus im heutigen Frankreich nur zwei Seiten von ein- und derselben Sache sind, so giebt das Victor-Hugo-Jubiläum auch einen Maßstab für die Stärke der republikanischen Gesinnung des französischen Volkes.

Victor Hugo war kein historischer Geist, auch die Kritik war nicht seine Stärke. Über König- und Papsttum hat er daher etwas summarische Urteile gefällt, indem er ihnen und ihnen allein die Verantwortung für alle Greuel der Geschichte zuwälzte. Er vergaß zuweilen, daß die Völker die Könige haben, die sie verdienen, und daß am Verfall einer Kirche die eine Hälfte der Schuld die Priester, die andere aber die Laien trifft. Victor Hugo betrachtet die Herrschergewalt als etwas von Natur Böses, weil jede Gewalt ihren Träger zum Mißbrauch verleitet. Nicht dem zufälligen persönlichen Träger dieser Gewalt, sondern den natürlichen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß der Herrscher „als Raubtier neben den Arbeitstieren steht“.

Mais ce n'est pas sa faute, et le sage est clément.
Un roi serait meilleur, s'il naissait autrement.

. . . . . .

Et l'esclave serait tyran, s'il le pouvait.

Eine prachtvolle Satire auf das Papsttum enthält das umfangreiche Gedicht „Le Pape“. Victor Hugo gehörte zu denen, die bei der Besteigung des päpstlichen Thrones durch Pius IX. an die Erfüllung des Ideals von einem christlichen geist- und liebebeseelten Seelenhirten geglaubt hatten. Wie tief er an diesem Ideal hing und wie schwer das wirkliche Verhalten des Oberhirten ihn enttäuschte, fühlt man aus dieser Satire heraus, die uns den Traum eines Papstes schildert, der (im Traum) an die Immoralität der Dogmen glaubt und das unbedingte Erbarmen predigt. Der Dichter bringt den träumenden Papst in Gegenwart der großen Ereignisse und Schauspiele, in denen sich die menschlichen Sitten malen. Der Pontifex spricht zu den Königen und bestreitet ihnen jedes göttliche Recht. Er selbst lehnt es ab, weltlicher Herrscher zu sein. In einer Unterredung mit dem orientalischen Patriarchen weist er diesem nach, daß die Priester überflüssig seien. Er betrachtet ein Schlachtfeld und wohnt der Hinrichtung eines zum Tode Verurteilten bei; er sieht eine Kirche bauen; er ist Zeuge des Elendes einer Familie; bei den mannigfaltigsten Szenen des Lebens giebt er den Menschenbrüdern seinen Segen und flucht dem Werke menschlicher Grausamkeit und liebeleerer Gerechtigkeit. Er wendet sich an die Massen und predigt reine Liebe und unbedingte Güte. Er zieht nach Jerusalem, verläßt das Haus Cäsars für die Stadt Christi, das Kapitol für Golgatha und sagt, als er diesen ehrwürdigen Ort betritt: „Das Recht der Guten ist, die Bösen mit brüderlichem Erbarmen zu lieben. Liebet, liebet, liebet Euch, seid Brüder, seid rein, seid milde, seid wahr, seid gut. Völker, liebet Euch. Friede Allen!“ — „Sei gesegnet, Vater,“ antworten die Menschen. „Sohn, sei gesegnet,“ sagt die Stimme Gottes. Die Schlußszene ist lakonisch und schneidend. Der träumende Papst erwacht des Morgens in seinem Vatikan, reibt sich die Augen und ruft: „Welch' wüsten Traum hab' ich geträumt!“

„Le Christ au Vatican“ heißt eine andere Satire, die Christus in den modernen Vatikan hinabsteigen und den römischen Priestern eine flammende Strafrede halten läßt. Die Kraft dieser Verse würde durch jede Übersetzung verlieren. Wir geben sie um so lieber im Original, als dieses schwer zu erhalten ist. Das Gedicht ist nämlich nur als Einzelabdruck und zwar in der Form des fliegenden Blattes verbreitet. Christus ruft seinen Priestern zu:

Vous vendez le baptême au jour de la naissance;
Vous vendez aux pêcheurs l'inutile indulgence;
Vous vendez aux époux le droit de s'épouser:
Vous vendez aux mourants le droit d'agoniser;
Vous vendez aux parents l'office anniversaire;
Vous vendez aux défunts le convoi funéraire;
Vous vendez oraisons, messes, communions,

Vous vendez chapelets, croix et bénédictions.
Rien n'est sacré pour vous, tout vous est marchandise
Et l'on ne saurait faire un pas dans votre Église,
Sans payer pour entrer, sans payer pour s'asseoir,
Sans payer pour prier; l'autel est un comptoir.

Victor Hugo war zwar „der Pfaffen Feind", aber „Gottes Freund". Er war weder Materialist noch Atheist. Was er bekämpfte, war der Anthropomorphismus und der Dogmatismus. Sein subjektiver Gottesbegriff hatte sich zum Pantheismus geläutert. Dem Erzbischof von Paris, der ihn einen Atheisten genannt hat, ruft er zu: „Wenn man unter Gott einen alten Herrn mit langem weißem Bart versteht, ein Art von Kaiser oder König — jawohl, Priester, dann bin ich Atheist. Aber wenn es sich um das Wesen handelt, das alle Ideale in sich vereinigt, in dem die Einheit des Weltgesetzes sich bezeugt, dessen Seele ich im Grunde meiner Seele fühle, das mit leiser Stimme zu mir redet und mich unablässig zum Kampf für Wahrheit gegen Lüge ermahnt, wenn es sich um diesen Gott handelt — dann ändert sich die Sache, dann bin ich der Gottgläubige und du, Priester, bist der Atheist."

Im persönlichen Verkehr bewies Victor Hugo, wie jeder echte Freidenker, die größte Toleranz gegen jede ehrliche Glaubensüberzeugung. Die seinige hatte er in langen inneren Kämpfen erworben und sie hatte, mag man auch über ihre philosophische Richtigkeit und Schlüssigkeit streiten können, den hohen sittlichen Wert, den jede nicht „in verba magistri" acceptierte, sondern durch eigenes Denken errungene Überzeugung hat.

Lücken in Frankfurts Kunst.

Von Paul Paravicini (Frankfurt a. M).

Seit langem schon ist die Architektur ein Stiefkind der Kunst, so sehr, daß erschreckend viele Leute — auch in Frankfurt die meisten — sie überhaupt nicht kennen.

Frankfurt ist Geschäftsstadt, es wäre daher unvernünftig zu verlangen, daß künstlerische Gesichtspunkte überall im öffentlichen Leben maßgebend sein sollten. Aber geschäftliche Rücksichten dürften die Kunst nie vollständig in den Hintergrund drängen, am allerwenigsten in einer Stadt, in der ein Städel'sches Institut einmal goldene Früchte getragen hat.

Frankfurt hatte vor 20 Jahren vornehme Architekten. Es waren zwar keine bahnbrechenden Gedanken, die damals in Stein ausgeführt wurden, — die Baukunst im allgemeinen war noch viel zu unselbständig dazu; trotzdem herrschte hier ein Geschmack, der mit Verständnis sich seine Vorbilder in Frankreich suchte, was sich an der alten Kaiserstraße, dem

Frankfurter Hof und den Villenvierteln aus jener Zeit unschwer erkennen läßt. Dann kam Wallot. So glänzend inszeniert auch seine Fassaden sind, so bedeutet er doch den Anfang des Parvenugeschmacks in Frankfurt; allerdings sieht man an allen Arbeiten die Hand des Mannes, der berufen war, vorübergehend an die Spitze der deutschen Architekten zu treten. Nachdem Wallot nach Berlin übergesiedelt war, konnte aber die Qualität des Gebotenen mit der Quantität nicht Schritt halten; die weitaus größere Zahl der Frankfurter Architekten, die heute für Bauunternehmer arbeiten, beziehen ihren Geschmack von Berlin. Unsere Häuser haben betrübend wenig Individualität. Ein Haus soll doch seine Bewohner kennzeichnen. Die neue Kaiserstraße, eine lebendig gewordene Fassaden-Konkurrenz, könnte gerade so gut irgendwo in Berlin stehen. Das ist keine Schmeichelei; die Reichshauptstadt nimmt vorläufig noch nicht die künstlerische Stellung ein, die sie berechtigen könnte, tonangebend für den deutschen Geschmack zu sein. Wer in Frankfurt nötig hat, nach Vorbildern zu arbeiten, sollte sich doch lieber vom Süden beeinflussen lassen, dort weht ein anderer Wind. In München hat die Lebensarbeit eines Gabriel Seidl, in Verbindung mit all den tausend Anregungen, die die Künstlerstadt bietet, verhältnismäßig viel erreicht; die Münchner bürgerliche Architektur der letzten Jahre ist vorbildlich geworden, auch für Berlin. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß sie mustergültig sei; die unsolide Bauweise, infolge des Mangels an echtem Material, machen dies unmöglich; man arbeitet zu viel mit Surrogaten und es sind nicht zum wenigsten die Maler mit ihren auf den äußerlichen Effekt gerichteten Anschauungen, welche zu viel unberufenen Einfluß auf die Architekten ausüben, vor allen Lenbach mit seiner künstlichen Stimmungsmache; das alles riecht zu sehr nach Weihrauch. Aber Geschmack wird man der Stadt nicht absprechen können, und da wir diesen in der einfachen, wohlthuenden Form, wie er in der bayerischen Hauptstadt zu finden ist, nötig haben, sollte die Münchner Schule bei uns ihrem wirklichen Verdienst nach gewürdigt werden.

Vor allen Dingen sollte man hier lernen, Gebäude richtig zur Geltung zu bringen. Typisch für die Außerachtlassung dieses Grundsatzes dürfte die Lage der neuen Börse, des Palmengartens und Justizpalastes sein. Für die Geschmacklosigkeit einer großen Anzahl von Frankfurter Neubauten, teilweise an den schönsten und markantesten Punkten, könnte man als Beispiele das neue Hotel Fürstenhof am Opernplatz und die zwei Häuser links von der Hauptpost anführen. Derartiges wäre in München in solcher Lage nicht leicht denkbar, man hätte es eben nicht genehmigt.

Ein weiterer Hauptfehler, der in Frankfurt immer wieder gemacht wird, ist die architektonische Zerstückelung zusammengehöriger Baublöcke.

Ist ein solcher seiner Lage nach bestimmt, monumental zu wirken, so muß er einheitlich, von einem großen Gesichtspunkt aus behandelt werden; wie einmal angefangen worden, so müßte man auch fortfahren, vor allem in der Höhe und im Stil des Gebäudes. Nehmen wir ein Beispiel: die Germania am Roßmarkt wurde zuerst gebaut; die Stadt hätte damals für den ganzen Block einen einheitlichen Bebauungsplan vorschreiben müssen, die einzelnen Hausbesitzer wären dadurch nicht geschädigt, dafür aber eine große Gesamtwirkung erzielt worden; die unschöne Töpfengasse wäre bei dieser Gelegenheit an beiden Enden überbaut worden und an den Ecken des Goetheplatzes hätte sich die Germaniakuppel wiederholt, gewiß ein großstädtisches Gesamtbild. Denselben Fall haben wir zwischen Steinweg und Bibergasse; wenigstens die Seite nach dem Schillerplatz zu hätte einheitlich bebaut werden müssen.

Es ist aber noch nicht zu spät zur Erkenntnis. Theaterplatz, Goetheplatz, Roßmarkt und die rückwärtige Umgebung der Katharinenkirche, mitsamt den vorgebauten Läden, stehen in der Hauptsache noch vor ihrer Entwickelung. Es wäre eine große Unterlassungssünde von seiten der Stadt, wenn sie nicht in letzter Stunde mit der alten Gewohnheit brechen und die geeigneten Vorschriften erlassen würde, um eine großzügige Bauweise im Herzen Frankfurts zu ermöglichen. Sehr beherzigenswert sind derartige außerordentliche Vorschriften wie sie in München gegeben wurden, ich brauche nur an die einheitlich durchgeführte Bebauung des Karlsthores zu erinnern. Ähnliche Bestimmungen müßten unbedingt in Frankfurt angestrebt werden, damit neben dem juristischen auch das ästhetische Moment zur Geltung käme. Im Mittelalter hatte man bei aller Zügellosigkeit ein gewisses malerisches Taktgefühl; davon ist heutzutage nichts mehr vorhanden, es herrscht ein rücksichtsloses Sichvordrängen und Überbieten, an dem die Kunst im Bauen langsam zu Grunde gehen muß.

Welche Mühe wird angewandt zum Verständnis von Theater, Musik und Malerei! Und doch kommt die Architektur bei der Geschmacksbildung des Volkes gewiß nicht an letzter Stelle in Betracht. Musik hören wir nicht immer, Bilder sehen wir nicht alle Tage, aber auf der Straße sind wir fortwährend. Die Architektur ist „die Kunst auf der Gasse", mit den Plakaten zusammen könnte sie eine Volkskunst bilden.

Die Anforderungen an den künstlerisch schaffenden Architekten sind heutzutage die denkbar größten; warum wird das, was er oft mit unendlicher Mühe hervorgebracht, nicht mit dem Ernst seitens der Kritik aufgenommen, den sie für alle anderen Künste übrig hat, Produkte, die oft in ihrer Oberflächlichkeit nicht im Entferntesten mit seiner geistigen Arbeit verglichen werden können. Der ganze Beruf hat unter dieser Vernachlässigung schwer gelitten, und wenn er heute vom großen Publikum als

„Geschäft“ angesehen und — leider — von sehr vielen Architekten als solches ausgeübt wird, so ist das ein trauriges Zeichen für den Niedergang einer Kunst, die in erster Linie berufen wäre, an unseren großen sozialen Aufgaben mitzuwirken.

Frankfurt sollte an seine Vergangenheit, noch mehr aber an seine Zukunft denken, an seine Zukunft, nicht als preußische Provinzstadt, sondern als Knotenpunkt im internationalen Getriebe Mitteleuropas.

Roms Größe und Verfall.

Über das neue hochbedeutsame Werk Guglielmo Ferrero's „Grandezza e decadenza di Roma“ (Treves, Milano 1902. 2 Bände) berichtet uns Lombroso: Der erste soeben erschienene Band, „Die Eroberung des Reiches“, endet nach knapper Zusammenfassung fast der ganzen alten Geschichte Roms mit dem Anbruch der Größe, während der zweite Band den Höhepunkt der Macht bis zum Tode Cäsars beschreibt. Eine eigenartige Darstellung und Synthese zeichnen das Werk aus. Während bisher alle Geschichtsschreiber die Alten als aus einer von uns ganz verschiedenen Welt stammend schildern, läßt es sich Ferrero angelegen sein, die Ereignisse so darzustellen, als hätten sie sich in unsern Tagen in einer der heutigen Provinzen zugetragen. So spricht er zum Ärger der Pedanten z. B. von Konservativen, Pächtern, Bankiers, Klubs, Belagerungszustand anstatt von Optimaten, Publicani u. s. w. Auch hier zeigt die Geschichte in ihrem ewigen Kreislauf, daß arme Völker, sobald sie reich geworden, ebenso sehr an Energie und Rechtlichkeit verlieren, als sie an Kultur und Verfeinerung gewinnen, bis ihre Kraft schließlich vollständig versiegt und sie verschwinden. Ferrero weist nach, wie es übrigens auch die letzten Siege der Buren über die Engländer bestätigen, daß die Größe Roms auf der Strenge der Sitten und der Familienordnung beruhte, die im Gegensatz zu den anderen Völkern noch bestand, als die Römer bereits die ersten großen Triumphe davongetragen hatten, ohne daß die vornehmen Klassen den Lastern der Barbarei, der Trunksucht, Üppigkeit, dem Luxus kostbarer Edelsteine und Metalle und dem persönlichen Stolz, der zum Schaden aller den eigenen Vorteil erstrebt, verfielen. „Rom besiegte so viele kultiviertere Völker, weil es ohne die Laster der Barbarei barbarisch zu bleiben verstand,“ indem es das Wohl des Einzelnen auch zum Wohl des Ganzen machte; selbst nach der Eroberung von ganz Italien blieb es nicht nur kriegerisch und aristokratisch, sondern auch Ackerbau treibend, da man auch im barbarischen Zeitalter den Boden nur mit dem Pfluge eroberte. Denn das Land gehört nur dem, der es nach der Eroberung pflügt, besät und bevölkert.

Auch hier und speziell im zweiten Bande wird nachgewiesen, daß die Größe eines Reiches einen nahen Tod oder doch zum wenigsten ein trauriges, langsames Sterben in sich birgt, und daß, wie die Völker um so mehr nach Herrschaft und Militarismus streben, je weniger es ihnen zukommt, so auch ihre Aspirationen eine wesentliche Ursache ihres Unterganges sind, sobald sie im Kontrast zu ihrer wahren Kraft stehen. Während aber Ferrero auch hier die Verderblichkeit des Militarismus aufweist, findet er doch in dieser Hinsicht einen großen Unterschied zwischen der alten und modernen Welt. Als vielleicht erbittertster Gegner des Militarismus in Europa muß er doch bekennen, daß er zur Zeit des antiken Rom

seine Bedeutung hatte und den siegreichen Völkern einen greifbaren Vorteil brachte. Die damalige Bevölkerung war viel dünner, besonders in der lateinischen Welt, und die Einwanderung, die sie ergänzt hätte, fehlte, wenigstens in dem Maßstabe, in welchem heute Amerika und Australien ganz ohne eigenes Zuthun immer dichter besiedelt werden.

Um zu jener Zeit dem Mangel an Bevölkerung abzuhelfen, um die Arme zunächst zur Bebauung des Bodens und dann zur Industrie zu finden, waren Sklaven erforderlich, die man nur vermittelst des Krieges erhielt. Die Sklaverei bildete in der antiken Welt das Mittel zur Kultivierung und zum Wohlstand, wie es heute die Einwanderung ist, und jeder neue Krieg hatte eine Vermehrung jener Zwangsauswanderung, wenn auch nicht immer als Ziel, so doch stets als Folge. Um den Krieg notwendiger und nutzbringender zu machen, fügte man die Kriegsbeute und die Auferlegung des Tributs in der Form der Getreidelieferung hinzu.

Wenn die alten Völker schon an und für sich ihr eigenes überschüssiges Getreide für die Notjahre im Lande zurückbehielten, so kam noch hinzu, daß die Versorgung der großen Städte, wie Rom und Athen, eins der schwierigsten Probleme war, um so schwieriger, je stärker sich ihre Bevölkerung vermehrte. Um von den Kornländern, wie Ägypten und der Krim, Nutzen zu ziehen, gab es kein anderes Mittel als den Krieg. Denn der Hebel, der heute die Welt auch ohne Blutvergießen in Bewegung setzt, die lockende Aussicht auf Gewinn, war damals noch nicht wirksam genug, zumal die Chancen im Kornhandel zu unsicher waren, um die Kaufleute nach dieser Seite hin zu Unternehmungen anzureizen. Dasselbe gilt vom Geld. Heute ist Gold im Überfluß vorhanden und so leicht erhältlich, daß es keinem fehlt, der im stande ist, es mit geringen Zinsen wieder abzustatten. Aber in der antiken Welt, in welcher die Produktion viel langsamer von statten ging, häuften sich die Edelsteine in den barbarischen Ländern auf, während sie in Rom zur Zeit der Eroberungskriege übermäßig knapp waren. Daraus erklärt sich die Notwendigkeit der Kriege, um das Geld jener den Siegern zur Verfügung zu stellen. Als Italien das Mittelmeergebiet auswucherte und Rom das London der alten Welt war, litt es unter einem so chronischen Geldmangel, daß schließlich die Geldausfuhr gesetzlich verboten werden mußte. Die Nachfrage nach Geld wuchs stärker als das Geld selbst. So mußte der Wucher den Krieg mit der Plünderung der Königsburgen und Tempel der Barbaren im Gefolge haben. Der Krieg stimulierte die Zirkulation der Kapitalien, die zu träge und langsam für die Wünsche einer handeltreibenden Demokratie vor sich ging. Andererseits kosteten damals die Kriege weniger als heutzutage. Und da heute ein größerer allgemeiner Wohlstand, der Überfluß an Kapital, die leichte Versorgung mit Getreide und vor allen Dingen die freiwillige Einwanderung alle Gründe, die ein Volk zwingen könnten, sich durch Kriege zu bereichern, gefallen sind, so ist auch dem Krieg selber jeder Berechtigungsgrund entzogen. — Im übrigen zeigt der zweite Band, daß ein allzu hoch gespannter Militarismus und Imperialismus ihrerseits die Ursache des Untergangs der Völker sind, sei es, daß sie die Grenzen ihres Machtgebietes zu weit ausdehnen, um es behaupten zu können, sei es, weil sie, nachdem sie reich und industriell geworden, zwar noch kriegerische Unternehmungen verherrlichen, selbst aber nicht mehr persönlich daran teilnehmen, sondern Söldner und Fremde an ihre Stelle treten lassen, die dann, sobald sie selber erstarkt sind, sich schließlich ihre Herren unterthänig machen.

So hat es Ferrero verstanden, eine Fülle von weiten Ausblicken und eine

Modernität, wie man beides weder bei Michelet noch bei Thiers findet, mit einer ihnen ebenso überlegenen gefälligen und lesbaren Form zu vereinen, und man kann getrost sein Werk das schönste Neujahrsgeschenk nennen, welches das litterarische dem politischen Italien dargebracht hat.

Zwölf Sprüche des Konfucius.*)

1. Lernt man ohne zu denken, so gewinnt man nichts; denkt man ohne zu lernen, so gerät man auf Irrwege.

2. Überragt die Naturanlage die Bildung, so ist man bäurisch, überwiegt die Bildung im Verhältnis zur Naturanlage, so ist man eine übertünchte Wand.**) Nur wenn sich Naturanlage und Bildung das Gleichgewicht halten, ist man in Wahrheit tugendhaft.

3. Dem, der nicht ernsthaft bestrebt ist zu lernen, erschließe ich nicht die Wahrheit, und wer nicht bemüht ist sich aufzuklären, dem helfe ich nicht. Zeige ich jemandem eine Ecke und kann er nicht von selbst die anderen drei erraten, so wiederhole ich nicht den Unterricht.

4. In den alten Zeiten lernte man, um sich zu vervollkommnen; heutzutage lernt man mit der Absicht den Beifall der anderen zu gewinnen.

5. Könnte ich am Morgen den rechten Weg erfahren, so würde ich abends ohne Bedauern sterben.

6. Der tugendhafte Mann steht der Welt ganz unparteiisch gegenüber; wo er Gerechte findet schließt er sich ihnen an.

7. Was du nicht wünschest an dir gethan, das thue auch nicht den anderen.

8. Die Liebe zu den Eltern ist die Wurzel der Tugenden und die Grundlage der Erziehung.

9. Die Kindesliebe hat ihren Ausgangspunkt im Elterndienst, ihren Mittelpunkt im Fürstendienst und ihren Höhepunkt in dem Gewinnen eines guten Rufs und der daraus folgenden Ehre für die Eltern.

10. Ohne die Verordnungen des Himmels zu erkennen, kann niemand tugendhaft sein. Ohne die Kenntnis der Regeln des Anstandes, kann der Charakter nicht befestigt werden. Dringt man nicht in den Sinn der Worte eines Menschen ein, kann man ihn nicht beurteilen.

11. In meinem 15. Lebensjahre wendete ich mich zu dem „Lernen". Im 30. stand ich fest. Im 40. hatte ich keine Zweifel. Im 50. verstand ich die „Verordnungen des Himmels". („Die Vorsehung".) Im 60. war mein Ohr bereit zur Aufnahme der Wahrheit. Im 70. durfte ich dem, was ich wünschte, nachstreben, ohne zu überschreiten das, was recht war.

12. Als Konfucius durch die Feindschaft der Leute von K'wang infolge eines zufälligen Mißverständnisses ihrerseits in Lebensgefahr kam, sagte er seinen zitternden Schülern: „Ruht nicht nach dem Tode des Königs Wen der Grund der Wahrheit in mir? Hätte der Himmel diesen Grund zu vernichten gewünscht, so dürfte er ihn mir nicht erschlossen haben. Weil aber der Himmel den Grund der Wahrheit nicht untergehen lassen will, was können die Leute von K'wang gegen mich thun?"

---

*) Aus: Konfucius von Professor U. Hattori, Tokio. Neuer Frankfurter Verlag. Preis 30 Pf.

**) Chinesisch „Ein Geschichtsschreiber".

Büchertisch.

Ein Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf. Von Dr. A. Schäffle. Tübingen. Ladenpreis M. 3.50.

Viele Leser dieser Zeitschrift werden sich der gehaltvollen Aufsätze erinnern, die Schäffle in der „Frankfurter Zeitung" über den Bülow-Posadowskyschen Zolltarifentwurf veröffentlichte. Sie sind hier zu einem Ganzen vereinigt. Schäffle giebt mit ihnen den Freunden einer antiagrarischen Handelsvertragspolitik eine wertvolle Waffe in die Hand — keinen blitzenden scharfgeschliffenen Degen zwar, wie man ihn etwa in Brentanos Schriften zur Handelspolitik sehen kann, aber eine wuchtige Keule, deren Schläge sicher treffen. Eine Fülle von Material ist in dem Buche unter geistvollen, häufig etwas eigenartigen Gesichtspunkten verarbeitet. Sowohl agrarischer wie industrieller Zollschutz werden hell beleuchtet. Freilich muß man sich, um einigen Genuß von der Lektüre zu haben, erst an die durchaus eigentümliche Terminologie gewöhnen, die Schäffle anwendet. Was „Agrarismus erster und zweiter Priorität" ist, wird man erst aus dem Buche erfahren müssen. Besonders verdienstvoll ist das 7. Kapitel, in welchem Schäffle ein positives Agrarprogramm entwickelt. Hoffentlich findet es recht allgemeine Beachtung. Ich bin durchaus nicht geneigt, alles was Schäffle hier vorschlägt, zu unterstützen, aber nur durch die Diskussion derartiger von entschieden handelsvertragsfreundlicher Seite ausgehender Vorschläge kann der Liberalismus zu einem positiven Agrarprogramm kommen, dessen er dringend bedarf, um in dem bevorstehenden Entscheidungskampf endgültig Sieger zu bleiben. E. E.

Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Richard Calwer. Berlin—Bern 1902. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften.

Calwers Schrift ist bei weitem ernster zu nehmen als das in Nr. 18 angezeigte Buch von Schippel, mit dem er handelspolitisch am gleichen Strange zieht. Wir haben es hier mit einer gründlichen und gewissenhaften Spezialuntersuchung zu thun, mit der sich jeder wird auseinandersetzen müssen, der die Frage des handelspolitischen Verhältnisses von Deutschland zu den Vereinigten Staaten künftig behandeln will. Calwer wirft die Frage auf, ob wir die Meistbegünstigung, die zur Zeit zwischen beiden Staaten besteht, aufrecht erhalten sollen und verneint sie. Er sucht darzulegen, daß dieselbe rechtlich auf sehr schwachen Füßen steht, und daß sie thatsächlich zu einer Begünstigung Amerikas und einer Benachteiligung Deutschlands geführt habe. Ich muß ihm darin beistimmen, daß die Argumentation des Staatssekretärs Graf Posadowsky, mit der dieser nachweisen wollte, daß der Meistbegünstigungsvertrag zwischen Preußen und der Union vom Jahre 1828 auch für das Deutsche Reich zu Recht bestehen soll, nicht stichhaltig ist. Auch daß Deutschland bei diesem Verhältnis sehr schlecht gefahren ist, weist er an der Hand einer großen Anzahl zum Teil bisher unbekannter Thatsachen überzeugend nach. Seine Ausführungen über die Schädigung unseres Industrieexportes durch die amerikanische Hochschutzzollpolitik sind das Wertvollste an dem Buch. Gegen deren Schläge hat uns die Meistbegünstigungsklausel nicht zu schützen vermocht. Hingegen überschätzt Calwer den Nutzen, den Amerika aus unserer Handelsvertragspolitik — ohne Gegenleistung — gezogen hat; an diesem hat die amerikanische Industrie nur in geringem Umfange partizipiert. Aber in der Grundthese stimme ich mit Calwer bis hierher überein: Wir müssen den Meistbegünstigungsvertrag zu einem allgemeinen Tarifvertrag auszugestalten suchen. Es fragt sich nur, mit welchen Mitteln. Calwer meint durch eine Kündigung der Meist-

begünstigung auch auf die Gefahr eines Zollkrieges hin. Das aber fordert unseren Widerspruch heraus; diesen Weg müssen wir als einen ungemein verhängnisvollen bezeichnen. Einen Zollkrieg mit Amerika — zu dem die Kündigung jedenfalls führen kann — können wir einfach nicht riskieren. Zwar nehmen wir den Amerikanern sehr viel mehr Waren ab, als sie uns, — pro 1900 für 1020 Millionen Mark gegen 439 Millionen. Aber was wir ihnen schicken, bekommen sie von unseren Konkurrenten auch, so daß sie uns einfach die Thüre vor der Nase zumachen können, ohne daß wir in anderen Märkten Ersatz finden. Umgekehrt ist das aber nicht der Fall, wir können ihre Haupteinfuhrartikel zu einem Teil nicht entbehren, so Baumwolle, Kupfer, Mais, vorläufig auch Petroleum; zum andern Teil sind die Amerikaner in der glücklichen Lage, dieselben auf anderen Märkten abzusetzen, wie z. B. den Weizen. Die Amerikaner können außerdem unsere Rhedereien sehr leicht schädigen — was Calwer ganz übersieht. Kurz, die Waffen sind in einem solchen Kampfe nicht gut und gleich, dieser Thatsache müssen wir eben ins Auge sehen; deshalb haben wir uns vor allen überstürzten Versuchen zu hüten. — Anders freilich wäre es, wenn Deutschland mit den anderen mitteleuropäischen Staaten gemeinsam vorginge, ein Plan, für den Calwer lebhaft eintritt, an dessen Verwirklichung aber m. E. in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. E. E.

Briefkasten der Redaktion.

Herrn Advokat Dr. Ehrlich, Przemisl. Sie bestellen „das Freie Wort" ab mit den Versen: „In Wrzesnia — kein „freies Wort!"
Für Kinderquälereien — ein Hort!"
Ist das nun ein ehrlich polnisches oder unehrlich deutsches Wort?

Herrn H. Wilhelm, stud. phil., Würzburg. Sie schreiben uns: „Habe die Ehre, Ihnen für freundliche Übersendung von Makulatur in der Form Ihres Heftchens „Das freie Wort" zu danken, mit dem Bemerken, daß mir trotz Ihrer Freundlichkeit (!!) Ihre plumbe Aufdringlichkeit eckelhaft erscheint." — Indem Sie die Kraftstelle Ihres Schreibens recht fett unterstreichen, wollen Sie uns wohl auf Ihre Orthograpieh noch ganz besonders aufmerksam machen.

Herrn Dr. Freiherrn von Notthafft, München. Sie schreiben uns nach Empfang von Nr. 19 folgende liebenswürdige Postkarte: „Ich verbitte mir die weitere Zusendung Ihres Druckwerkes „Das freie Wort". Abgesehen von der darin enthaltenen empörenden Beschimpfung meiner Kirche sind einige Aufsätze so bodenlos dumm und unwissend geschrieben, daß es eine Beleidigung ist, mir derartiges ins Haus zu schicken." — Zunächst gestatten Sie uns wohl, Ihnen zu bemerken, daß von den Verfassern der sechs Aufsätze, die Nr. 19 enthält, nicht weniger als vier Universitätsdozenten und die übrigen zwei Doktoren der Philosophie sind. Wir glauben daher in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß Ihre drastische Kritik weniger dem Dr. als dem Freiherrn von N. zu gute zu halten ist. Im übrigen setzen Sie uns durch den Vorwurf, Ihre Kirche zu beschimpfen, in Erstaunen. Wir beschimpfen als Leute von Bildung und Takt überhaupt niemanden und nichts; wohl aber üben wir scharfe Kritik an der ultramontan-jesuitischen Politik des Vatikans und suchen ihr vorzubauen. Bedauerlich bleibt es jedoch, daß gebildete Katholiken heute zu wenig voraussetzungslos und unbefangen sind, um diesen Unterschied zu begreifen. Wir können daher nichts anderes thun, als Ihre Postkarte unserem „Ansichts"-Karten-Album an einem der bevorzugten Plätze einzuverleiben.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 23. 5. März 1902. I. Jahrgang.

Das englisch-japanische Bündnis.

Die Veröffentlichung des Bündnisvertrages zwischen England und Japan wirkte wie eine Bombe; selbst die „Eingeweihten" hatten den Coup nicht erwartet. Seine Bedeutung in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, ist daher noch kaum möglich, da man abwarten muß, bis diejenigen, die es hauptsächlich angeht, sich von ihrer Überraschung erholt haben. Wer aber in unserer schnelllebigen Zeit sich noch etwas Gedächtnis bewahrt hat, der wird finden, daß die jetzt vollendete Thatsache sich langsam vorbereitete, obwohl niemand, der Englands Geschichte kennt, ahnen konnte, daß die Thatsache gerade jetzt vollendet werden würde. Am 23. April 1895 brachte Wolffs Bureau eine Depesche aus Tokio, wonach die Vertreter Rußlands, Deutschlands und Frankreichs „in Tokio die Vorstellungen dieser Mächte gegen den Friedensartikel, der die Einverleibung eines festländischen Besitzes in das japanische Reich stipuliert, zum Ausdruck gebracht" hätten. Am 7. Mai desselben Jahres schrieb die „Nordd. Allg. Zeitung": „Es konnte niemals in der Absicht der drei Mächte liegen, Japan die Erlangung des gerechten Siegespreises zu verwehren, vielmehr kam es darauf an, die ernsten Bedenken zur Geltung zu bringen, die aus festländischen Erwerbungen Japans für die zukünftige friedliche Entwickelung Ostasiens sich ergeben würden. Abgesehen davon, daß Japan voraussichtlich eine Kompensation bei Bemessung der Höhe der Kriegsentschädigung erhalten würde, dürfte es eine wertvolle Garantie für die aus eigener Kraft erworbene Machtstellung in Ostasien darin erblicken, daß es sich durch seine kluge Mäßigung das freundliche Interesse jener drei Großmächte an seiner künftigen gedeihlichen Friedensarbeit erhalten hat." Japan scheint in diesem „freundschaftlichen Interesse" aber ein Haar gefunden zu haben, als am 25. Oktober 1895 die „Times" aus Hongkong meldete, Rußland habe mit China einen Vertrag abgeschlossen, wodurch es das Recht erhielt, seine

Flotte in dem von den Japanern eroberten und gezwungener Weise geräumten Port Arthur ankern zu lassen; denn schon am 11. Januar 1896 meldete die „Novoje Wremja“, „England suche Annäherung an Japan, woselbst eifrige Anhänger eines englisch-japanischen Bündnisses auftauchen“. Wie jetzt aber verlautet, schloß England schon im folgenden Jahre ein Abkommen mit Japan, durch welches es diesem zugestand, die wirtschaftliche Eroberung Koreas auf jede Weise zu fördern.

Das Weitere ist bekannt. Rußland versuchte die Unruhen in Korea zu benutzen, um dort Fuß zu fassen; am 17. Februar 1896 flüchtete der König von Korea in die russische Gesandtschaft in Seoul, wo Rußland Mannschaften einquartiert hatte. Dieser Streich hatte aber keine Folgen; denn Japan verstärkte seine „durch eigene Kraft erworbene Machtstellung“ durch stille Rüstungen. Das Einvernehmen von Rußland, Deutschland und Frankreich änderte sich gleichfalls im Stillen. Rußland mußte die am 18. November 1897 erfolgte Besetzung von Kiaotschau ruhig hinnehmen, wie es die englische Besetzung Wei-hei-wai's duldete, konnte auch nichts dagegen einwenden, als Deutschland und England als Antwort auf sein Vordringen in der Mandschurei den bekannten Yangtsekiangvertrag schlossen. Während des Krieges gegen China fiel es weiter auf, daß Japan und England starke Freundschaft zeigten, nicht minder aber auch, daß England infolge des Transvaalkrieges in diesem chinesischen Kriege stark in den Hintergrund trat, was Rußland und Frankreich mit nicht geringer Schadenfreude erfüllte. Vor einiger Zeit verlautete nun, daß Japan seine Rüstungen vollendet habe und daß es jetzt ein Heer von 146,000 Mann in Friedenszeit besitze, das im Kriegsfall auf 540,000 Mann wächst, und eine Flotte, die außer den sieben im Bau begriffenen Schiffen allein zwanzig große Panzerschiffe und hundertundvier andere Kriegsschiffe zählt. Da erfolgte die Rundreise des Marquis Ito und gleich nach seiner Einschiffung in Neapel die Ankündigung, daß England auf die Befestigung Weiheiwai's verzichte. Das Publikum erblickte hierin einen Rückzug Englands vor Rußland, tiefer denkende Politiker rieten aber auf eine bevorstehende Abtretung dieses Hafens an — Deutschland, das ja das Hinterland von Weiheiwai beherrscht. Freilich erst im Laufe der Zeit würde diese Abtretung Thatsache werden, da, wie diese tiefer denkenden Politiker mit Recht meinen, bei der bekannten Abneigung der Engländer gegen pure Freundschaftsbeweise, diese noch abwarteten, welches Kompensationsobjekt Deutschland eventuell zu bieten habe.

Jetzt kam die Überraschung des japanisch-englischen Vertrages. Was bedeutet er für Japan? Die schönste Revanche für den 23. April 1895, an welchem Tage ihm Rußland und Frankreich, denen Deutschland sich anschloß, die Früchte seines Sieges über China verkümmerten. Japan

sichert sich durch diese Revanche zunächst Korea, das ihm moralisch, ethnisch und politisch gehört; denn Japan war es, das 1876 durch den Vertrag von K'anghoa Korea zwang, seine Häfen zu öffnen, und wie könnte Japan jemals dulden, daß eine andere Macht Korea, dieses „Italien des äußersten Orients", besetze und so zur Vormacht in Ostasien würde? Einen großen moralischen Erfolg trägt Japan dann dadurch davon, daß es jetzt förmlich als Großmacht in das Konzert der Mächte eintritt. Die Grenzen von Asien und Europa sind verwischt, und, falls, wie die englischen Politiker zu hoffen scheinen, die Vereinigten Staaten dem neuesten Zweibunde beitreten, bildet Japan das Bindeglied zwischen Europa und Amerika. Gewisse Anglophoben argwöhnen, der geschickte englische Gesandte in Tokio, Mac-Donald, habe den Vertrag nur deshalb eingefädelt, um Japan die englischen Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Dem ist jedoch nicht so; denn — die Reden im englischen Parlament beweisen es — die Veröffentlichung des neuen Bündnisvertrages ist gleichbedeutend mit der Erklärung der Integrität Chinas, und zwar des ganzen China, die Mandschurei einbegriffen. Rußland wird Halt geboten und Chinas Stellung derart gestärkt, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach sich jetzt weigern wird, den russischen Mandschureivertrag zu unterzeichnen.

Mit der Bilanzierung dessen, was Japan gewinnt, ist auch das Verlustkonto Rußlands gegeben. Seine Abrechnung mit England, die es trotz des Transvaalkrieges aus Geldmangel und mangelnder Kriegsvorbereitung immer verzögerte, wird es nun noch weiter aufschieben. Auch wird es die klugen Chinesen nun nicht mehr in der Weise, wie früher, brutalisieren können. Zugleich aber dürfte es auf den schönen Traum verzichten müssen, daß es nach der Fertigstellung der transsibirischen Bahn die Häfen des nördlichen Ostasien zu russischen Monopolhäfen gestalten könnte; denn der neue Bund schützt überall in Ostasien die offene Thüre.

Was England anbetrifft, so hat es wiederum als praktische Nation anderen Völkern, die mehr sentimental sind, eine Lehre gegeben, wie man in der hohen Politik, ganz wie Bismarck that, nur mit den wirklichen Dingen rechnen müsse, um unangenehme Möglichkeiten zu verhüten. Es hat aus dem Transvaalkriege gelernt. Vor diesem hätte kein englischer Staatsmann sich herabgelassen, ein Bündnis zu schließen und nun noch gar mit einer asiatischen Macht! Wie stolz waren die englischen Staatsmänner noch bis in die letzte Zeit hinein auf ihre splendid isolation? Ohne jede Sentimentalität, ohne jede Furcht vor der unangenehmen Situation, auf frühere Ansichten und Reden festgenagelt zu werden, brechen sie jetzt mit dem Alten, durch die Not gezwungen. Daß das kleine Transvaal sie hinderte, im Boxerkrieg im Vordergrunde zu stehen, daß dadurch ihres Landes Prestige bedenklich sank, hatte sie stark in ihrem Stolze ver-

wundet, und da derselbe Stolz und dasselbe Prestige die Umkehr in Transvaal nicht gestatten, so griffen sie zu Japan. Und mit dieser Associierung hat England ein gutes Geschäft gemacht; denn Japan liefert ihm den Hauptartikel, der ihm fehlt: Soldaten, und da Japans Flotte selbst größer ist als das ostasiatische Geschwader Rußlands, so braucht es von seiner eigenen im Notfalle wenig abzugeben. Mit anderen Worten: England hat jetzt die Hände frei in Ostasien. Es kann sich im Persischen Golf mehr um Koweit kümmern, kann Marokko besser im Auge behalten und auch der orientalischen Frage mehr Aufmerksamkeit widmen. Außerdem hat es seinen Handel geschützt, vor Allem aber seine Position gegen Frankreich verstärkt. Auffallender Weise wird in allen englischen Kommentaren der Name Frankreich nie genannt. Aber wenn um so geflissentlicher betont wird, daß der Bund gegen Rußland gerichtet ist, so ist auch klar, daß mit der Vertragsklausel, in welcher von der Eventualität gesprochen wird, daß sich an einem gegen eine der Vertragsmächte gerichteten Kriege eine fremde Macht beteiligt, auf Frankreich angespielt wird, das jetzt wohl auf weiteres Vordringen nördlich von Tongking kaum mehr sinnen dürfte. Zu gleicher Zeit kräftigte England seine guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten; denn durch das „Schach dem Zaren" und durch die Rettung der Handelsfreiheit in Ostasien hat es diesen einen großen Dienst erwiesen, der auch nach anderer Seite hin von großer Bedeutung ist in einem Augenblicke, da England mit einer gewissen ängstlichen Eifersucht die Amerikareise des Prinzen Heinrich verfolgt.

Die anderen europäischen Mächte sind von dem Vertrage nicht alle erbaut, am wenigsten Frankreich, dem ein gar zu bitteres Discite moniti zugerufen wurde. Was Italien anbetrifft, so werden sich seine Expansionspolitiker, die entgegen der vorsichtigen offiziellen Politik von Annexionen in China träumten, jetzt mehr auf sich selbst zurückziehen müssen; denn der neue Bund macht auf viele Jahre hinaus Pachtungen à la Kiaotschau unmöglich. Aber auch in der europäischen Politik macht sich der neue Bund für Italien recht unangenehm als Wegweiser bemerkbar. Italien muß ja stets mit England rechnen, da aber der neue Zweibund nur zu deutlich die Gegnerschaft Englands gegen Frankreich accentuiert, wird sich dieses sagen müssen, daß es nicht zugleich herzlichste Beziehungen zu Paris und London haben kann.

Unser Deutsches Reich hat hingegen alle Ursache mit dem neuesten geschichtlichen Ereignisse zufrieden zu sein.

Deutschland hat kein Interesse an irgend einer Schwächung Englands, da ein starkes England das beste Gegengewicht gegen Rußland bildet, dessen Panslavisten am „Zug nach dem Westen" leiden. Für fünf

Jahre braucht jetzt Deutschland nicht mehr so aufmerksam, wie sonst, die Wolkenbildungen am östlichen Himmel zu beobachten, es kann jetzt auch den übrigen Horizont mit seinem prüfenden Blick abschauen. Oder, um weniger poetisch zu sprechen: die Veröffentlichung des Vertrages hat den Gegensatz zwischen England und Rußland verschärft und die Stellung Rußlands im Osten geschwächt, wodurch naturgemäß Deutschland in seinem Osten das Bedürfnis der Rückendeckung für die nächste Zeit weniger heftig empfindet. Rußland wird mehr als bisher einen hohen Wert auf die wohlwollende Haltung Deutschlands legen; dessen internationale Stellung wird also gehoben, zugleich werden aber auch seine kommerziellen Interessen gefördert, da der englisch-japanische Bund den Grundsatz der open door verteidigt.

Man könnte wohl fragen, warum der Bündnisvertrag so schnell veröffentlicht wurde, während der ihm ähnliche deutsch-österreichische neun Jahre lang unbekannt blieb. Nach dem bis jetzt Gesagten erledigt sich die Frage von selbst, doch seien noch einige Worte gestattet. Hannibal ante portas! Den Russen stand der Weg nach Peking offen; denn obgleich die transsibirische Bahn noch nicht fertig ist, hat Rußland im Amurgebiet und in Kwantung (Port Arthur) schon 65 Bataillone und 50 Schwadronen, also 65000 Mann Infanterie und 7500 Mann Kavallerie, außer sechzehn Batterien Artillerie bereit stehen. Anfangs 1900 konnte es aber trotz der mangelhaften Transportverhältnisse 150000 Mann zusammenbringen.

Wenn wir nun zum Schlusse den Boden der Thatsachen verlassen und Konjekturalpolitik treiben wollen, könnten wir pessimistischen Politikern Stoff zum Nachdenken geben; denn die Japaner, die in weniger als fünfzig Jahren sich unsere ganze Zivilisation assimilierten, geben zu denken. Ihr Prestige in China ist ins Ungemessene gesteigert. Wenn jetzt schon die Australier Furcht vor ihrem wirtschaftlichen Unternehmungsgeist zeigen, was wird erst geschehen, wenn Japan sich im Laufe der Zeit mit China verbündet, dieses militärisch, politisch und wirtschaftlich reformiert und organisiert? Leute, die überall die „gelbe Gefahr" wittern, mögen sich die Folgen ausmalen, welche ein aggressives Vorgehen dieser Doppelmacht auf wirtschaftlichem Gebiete für den Occident haben müßte. Doch bis dahin hat es noch Zeit. Wie aber, wenn die Vereinigten Staaten dem ostasiatischen Zweibund beitreten und dieser neueste und gefährliche Dreibund sich wirtschaftlich gegen Europa wendet?

Die deutsch-protestantische Reichskirche.

Von Emil Felden.

Mit dem Willen des Kaisers ist es im konstitutionell regierten Deutschland eine eigentümliche Sache. Kaum hat der Monarch eine Rede gehalten, sofort wird von eifrigen Patrioten der Versuch gemacht, die darin, wenn auch nur ganz leise, angedeuteten Ideen zu verwirklichen. Und dies nicht nur auf politischem, auch auf kirchlichem Gebiet! Mit welch seltsam scharfem Blick hat der preußische Oberkirchenrat 1890 nach einer arbeiterfreundlichen Rede des Kaisers erkannt, daß die Geistlichen wie sonst niemand geeignet seien, Lehrer und Aufklärer des Volks, speziell der Arbeiter zu sein! Und fünf Jahre später, als an höchster Stelle nicht mehr die gleiche Ansicht über die Arbeiterbewegung herrschte, da merkte derselbe Oberkirchenrat, daß sein scharfer Blick von damals zu „helle" gewesen, und dekretierte demgemäß: die Pastoren verstehen von sozialen Fragen gar nichts und haben ihre Finger davon zu lassen.

Neuerdings hat der Kaiser zu Gotha eine Rede über den Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen in Deutschland gehalten. Das heißt: die Rede hat eigentlich der Regent Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg gehalten, während der Kaiser darauf zustimmend antwortete. Auch diese Antwort hat eine merkwürdige Wirkung gehabt: die gesamte Presse in Deutschland gewann der darin angedeuteten Frage auffallend plötzlich großen Geschmack ab und debattierte ebenso eifrig wie geistreich darüber. Das ist für die Kirche sehr schmeichelhaft, denn im gewöhnlichen Leben giebt man sich nicht zu sehr mit ihr ab. Darauf hat der Regent bereits selber hingewiesen, als er eine Deputation empfing, die ihm für seine Worte dankte. Wahrscheinlich hat er das gethan, weil auch er es einfach rührend fand, wie auf einmal alles auf diese neue Aufgabe sich stürzt, die der Kaiser als „ein hohes Ziel seines Lebens" bezeichnet hat, auf diese neue Aufgabe, die so alt ist, wie die protestantische Kirche überhaupt.

Zwar hat weiland Herzog Ernst der Fromme drei Säkula vor unserer Zeit vergebens dies Ziel zu erreichen versucht; es hat aber trotzdem bereits ein Einheitsbund bestanden, nämlich das 1806 untergegangene Corpus evangelicorum, und auch in unserer Zeit besteht eine gemeinsame Vertretung der protestantischen Landeskirchen: die alle zwei Jahre tagende, sogar vom österreichischen Oberkirchenrat beschickte Eisenacher Kirchenkonferenz, die jedoch weiter keine Bedeutung hat.

Nun soll eine wirksame Vereinigung der protestantischen Landeskirchen Deutschlands geschaffen werden, ein Bund derselben, eine einheitliche deutsch-protestantische Reichskirche, zur „Wahrung der hohen Güter, die allen Kirchen gemeinsam sind, nicht zu Angriff und Kampf, sondern zu fried-

lichem und gemeinsamem Wirken". Und sie soll derart sein, daß sie „den Bekenntnisstand und die inneren Einrichtungen einer jeden unserer Landeskirchen in ihrer Selbständigkeit gänzlich unberührt läßt".

Das ist allerdings leicht gesagt, aber schwer gethan, so schwer, daß es uns bei den jetzigen Verhältnissen geradezu unmöglich scheinen will, denn die kirchlichen Gebilde sind spröder, sind schwerer zu bearbeiten und in Bewegung zu setzen als die politischen, und strebt auch alles im heutigen Deutschen Reich nach Zentralisation unter Preußens Führung zu immer größerer Erweiterung kaiserlicher Macht und Ansehens, so dürfte der Traum einer deutsch-protestantischen Reichskirche, deren summus episcopus dann der deutsche Kaiser wäre, ein schöner Traum bleiben. Betrachten wir einmal die Sache näher! Wenn die Kirchen sich unter Wahrung ihres Bekenntnisstandes, ihrer Verfassung und Eigenart zusammenschließen, dann kann der Zusammenschluß nur ein ganz äußerlicher, unwirksamer sein. Es wird also ohne verfassungsmäßigen Zusammenschluß nicht gehen. Dann muß jedoch die Verfassung der Kirchen geändert bezw. erweitert werden. Das können die Kirchen von sich aus nicht thun, denn sie sind nicht selbständig, sondern vom Staate abhängig, ja so sehr abhängig, daß sie keinen Schritt ohne ihn thun können. Nun werden die Fürsten ja wohl alle mit dem vom Kaiser befürworteten Plane einverstanden sein. Aber auch die Parlamente, von denen die Kirchen abhängig sind, und gar die ultramontanen Parlamente, wie z. B. in Bayern und im Reichsland?

Nehmen wir aber an, diese Schwierigkeiten, die viel größer sind, als man nur im entferntesten ahnt, seien überwunden und fragen wir: wozu der Zusammenschluß?

Um die Unabhängigkeit vom Staat, die Selbständigkeit der Kirche zu erkämpfen? Der Gedanke ist einfach unsinnig! Um stärker dem Katholizismus und Ultramontanismus gegenüberzustehen? Aber Angriff und Kampf ist ja ausgeschlossen, und bekanntlich gilt in den Augen der Leute, deren Partei im Deutschen Reiche „Trumpf" ist, auch die Verteidigung als Angriff. Und zudem: sollten in dieser Hinsicht mehr als platonische Kundgebungen erlassen, sollten wirklich einmal Schritte gegen einen Übergriff der römischen Kirche beschlossen werden, so wäre zur Ausführung dieses Beschlusses wiederum (in Bayern z. B. wie Oberkonsistorialrat Dr. Bürger schon gezeigt hat) die Genehmigung der Staatsregierung erforderlich. Damit ist's also nichts! Bekenntnisfragen, Verfassungsfragen sind von vornherein ausgeschlossen. Bleibt nur übrig die praktische Liebesthätigkeit, die „innere" und „äußere Mission" in weitestem Sinne. Allein es ist eine pure Unmöglichkeit von einer Centralstelle aus diesen Komplex der verschiedenartigsten Unternehmungen, die zu den verschiedenartigsten Zwecken

von den verschiedensten Parteien geleitet werden, ohne Schädigung der einzelnen zu leiten, ja ohne den ganzen Betrieb lahm zu legen!

Ja, wozu! Das „gemeinsame Wirken" ist etwas verschwommen. Aber halt! Der Regent nannte ja noch ein Ziel: „Die Wahrung der hohen Güter, die allen gemeinsam sind". Es ist klar, daß verschiedene Verschiedenes darunter verstehen werden. Wir im Reichsland z. B. die herrliche Freiheit, die wir in unseren Kirchen besitzen. Die Liberalen in Preußen dagegen das bischen Freiheit, das man ihnen gelassen hat, wenn man das, was sie dafür ansehen, überhaupt noch so nennen darf, ohne ausgelacht zu werden. Sie halten sich an die nach Freiheit klingenden Worte des Regenten: „Der Entwickelung und Eigenart unseres Volkes entspricht es, daß die evangelische Kirche dem tiefen Wissensdrang der Germanen Rechnung trägt, die Ergebnisse redlichen wissenschaftlichen Forschens nicht scheut und den verschiedenen Bekenntnissen in ihrer Mitte freien Spielraum läßt." Nun triumphieren sie (im Protestantenblatt): „Diese Worte wahren uns, was eine einseitige Orthodoxie uns oft rauben möchte: das Heimatrecht in der Kirche!" Wie bescheiden sind doch hier die höchsten Güter angegeben! Wie aber, wenn der Regent, wie es kaum bezweifelt werden kann, von der jetzigen protestantischen Kirche spricht? Da findet sich nach unserer Ansicht größtenteils und gerade in der preußischen keine Spur von dem, was in jenen hohen Worten von ihr gerühmt wird! Man denke nur an die auffallende Scheu gerade vor redlichem wissenschaftlichem Forschen! Wenn aber der Kirchenbund diese Ideale so pflegen wird wie die preußische Kirche, dann wehe! Und wenn er etwa solche Geschichten erleichtern sollte, wie sie z. B. jetzt mit Pastor Weingart vorgekommen sind, der im Weimar'schen nicht bestätigt wurde, weil er in Hannover abgesetzt worden ist, dann wären die hohen Güter auf sonderbare, den Liberalen jedenfalls recht unliebsame Art gewahrt!

Gar nicht erbaut sind jedoch die waschechten Orthodoxen von dem Gedanken an einen Zusammenschluß. Während die Liberalen schließlich nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen haben, denken sie naturgemäß an eine mögliche Einschränkung ihrer hohen Güter, d. h. ihrer Herrschaft in den meisten Landeskirchen. Zugleich machen sie als kluge Leute den Versuch, bei der ganzen Sache etwas für sich herauszuhandeln. Deshalb erklärte die „Kreuzzeitung" gleich, daß an die Vorarbeit für einen Bund erst dann herangetreten werden könne, wenn in den Landeskirchen — „der Geist der Reformation wieder erwache". Das geschieht nach ihrer Ansicht dann, wenn sich „das Kirchenregiment von jeder schwächlichen Nachsicht gegenüber den glaubensfeindlichen Richtungen freihält". Leider sei dies aber nicht einmal in der preußischen Landeskirche der Fall, der doch gewiß die Führung im neuen Bunde zufallen würde. — Das ist deutlich! In die

Sprache gewöhnlicher, nicht mit dem Heiligenschein der Kreuzzeitung geschmückter Sterblicher übersetzt heißt das: „Wenn ihr wollt, daß wir mitmachen, d. h. daß überhaupt ein Bund zustandekommt, dann werft gefälligst vorerst alle Liberalen, Protestantenvereinler und dgl. Gelichter aus der Kirche heraus!" — Sie sind mit der Unterdrückung der Armen längst noch nicht zufriedengestellt. Hinaus sollen sie, hinaus! Auch Stöckers Ideal ist das. Schreibt er doch in der „D. Ev.-Ztg." bei der Erörterung der Frage, die auch uns hier beschäftigt, „daß er mit seinen Freunden auf den Gedanken, daß sich zwei so verschiedene Welten (wie Liberalismus und Orthodoxie) je anders als bekämpfend gegenüberstehen könnten, ein für allemal verzichte," denn „mit einer solchen (nämlich wissenschaftlichen) Theologie ist weder eine förmliche Auseinandersetzung noch gesegnete Wirksamkeit denkbar. Hier scheiden sich unsere Wege für immer. Zu gemeinsamem Wirken gehört eine gemeinsame Grundanschauung."

Wenn demnach alle anderen Schwierigkeiten siegreich überwunden wären, die sich einer Vereinigung der protestantischen Kirchen gegenüberstellen, so würde der ganze Plan doch noch scheitern an dem Widerstand der herrschsüchtigen Orthodoxie, an dem Parteigetriebe in den protestantischen Kirchen. Denn irren wir uns nicht! Die Kluft, welche zwischen Liberalismus und echter Stöckerscher Orthodoxie gähnt, ist breiter und unüberbrückbarer als die zwischen letzterer und dem Katholizismus, dem sie auch ihrem ganzen Wesen nach verwandter ist als dem Protestantismus.

Aber gerade in dieser Schwierigkeit liegt die Möglichkeit einer Einigung. Wenn, was in erster Linie zu einer Einigung notwendig ist, die Kirchen selbständig sind und unabhängig vom Staat, so müssen sie notwendigerweise in einzelne Parteien auseinanderfallen. Das haben auch die obenerwähnten Auslassungen gezeigt. Das religiöse Leben unserer Nation wird daraus ungeheueren Vorteil ziehen, denn die einzelnen vollkommen unabhängigen, nach Kultus und Verfassung freien Gemeinden, die nun entstehen müssen, werden sich je nach der Richtung, die sie vertreten, zu einer „Kirche", einem „Bunde freier Gemeinden" zusammenschließen, und diesen Bund an den Landesgrenzen aufhören zu lassen, hat gar keinen Sinn!

Wie viele „protestantische Kirchen" würden denn wohl in Deutschland entstehen? Voraussichtlich nur drei: eine streng lutherische, eine orthodoxe, an die sich der Pietismus und die rechtsstehenden Teile der Mittelpartei anschließen würden, und eine liberale mit den linken Teilen der Mittelpartei. Nach diesen drei Richtungen ist unsere in viele Landeskirchen geteilte protestantische Kirche auch jetzt schon geteilt: man beachte nur die Arbeit der inneren und äußeren Mission im weitesten Sinne des Wortes

aufgefaßt. Und ist die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins auch nur nach zwei Richtungen hin geschieden („Lutherischer Gotteskasten" und „Gustav-Adolf-Verein"), so ist doch bekannt, daß die Stöckersche Richtung sich an ihr ebensowenig beteiligt wie an der Arbeit des Evangelischen Bundes, weil eben da auch Liberale mitwirken!

Allerdings hätten wir dann in Deutschland nicht eine einheitliche Reichskirche, sondern drei große, vollständig freie und unabhängige, und darum das religiöse Leben je nach ihrer Art fördernde bezw. unterdrückende protestantische Freikirchen. Aber das wird wohl die höchste erreichbare Einheit für alle Zeiten sein, eine Einheit, die in der That im stande sein würde „hohe Güter zu wahren" und in friedlicher Weise gemeinsam zu wirken, aber auch den Kampf der Verteidigung zu führen — und des Angriffs gegen alle katholischen und katholisierenden Mächte, die sie bedrohen! Der Weg, der zu dieser Einheitskirche führt, ist deutlich angegeben. Er geht über die Unabhängigkeit der einzelnen Landeskirchen vom Staat als erste Station. Wo ist aber der Weg, der zu der jetzt geplanten, in nebelhafter Ferne verschwindenden, nicht einmal in den äußeren Umrissen erkennbaren deutsch-protestantischen Reichskirche führt?

Die französische Alters- und Invalidenversicherungsvorlage.

Von Julie Eichholz (Hamburg).

Der gallische Charakter zeigt sich deutlich in dem Schicksal, das sozialpolitische Vorlagen in Frankreich erleben; einen Tag jubelt man ihnen zu, während man schon den nächsten Tag versucht, sie unter den nichtigsten Vorwänden zu verschieben. Nicht besser erging es der Beratung über die Arbeiterpensionskassen, welche im Mai 1901 begannen; man glaubte, als die Regierungsvorlage allseitig freundlich begrüßt wurde, eine raschere Erledigung dieses so ungeheuer wichtigen Gesetzes prophezeien zu können, doch man irrte sich. Im Juli 1901 wurde eine Umfrage bei den gewerblichen Berufsverbänden angeordnet und die Beratung in der Kammer ausgesetzt. Diese Erhebung ist nun abgeschlossen. Von 764 gesetzlich anerkannten Verbänden waren 2380 Antworten eingelaufen.

Der erste soeben veröffentlichte Band der Enquete enthält nur die Antworten der Unternehmervereinigungen wie der Handelskammern, Gewerbekammern u. s. w. Diese 477 Antworten sind, wie vorauszusehen war, der Regierungsvorlage ungünstig. Im allgemeinen scheint es, daß überhaupt nur eine geringe Anzahl der eingelaufenen Antworten die Vorlage rückhaltlos billigt, die meisten scheinen ihre Annahme von verschiedenen Modifikationen abhängig zu machen.

Betrachten wir nun die Vorlage im Lichte der deutschen Invaliden- und Altersversicherung, so finden wir, daß sie mit dieser die Grundlage gemein hat; nämlich die gesetzliche Verpflichtung des Arbeiters, des Arbeitgebers und des Staates als gemeinsame soziale Interessenfaktoren die Rente aufzubringen. Im allgemeinen hat das deutsche Gesetz der französischen Vorlage zum Muster gedient, in den Einzelheiten aber, sowie in der Anlage und Verwendung der angesammelten Kapitalien weist letztere ganz bedeutsame Abweichungen auf, deren wesentliche Punkte die folgenden sind:

1. Die Versicherten. Als solche umfaßt die Vorlage alle Arbeiter und Angestellte der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft, mögen sie in Jahres- oder Tageslohn beschäftigt sein, sowie alle Teilhaber oder Hülfsarbeiter von Arbeiterproduktions-Genossenschaften, soweit alle diese französischer Nationalität sind. Die ausländischen Arbeiter sind ausgeschlossen, ebenso die häuslichen Dienstboten, die beide das deutsche Gesetz einschließt. Die Zahl der hiernach zu Versichernden schätzt die Kommission auf 5 000 000 landwirtschaftliche Arbeiter und 5 000 000 Arbeiter der Industrie und des Handels, wovon 6 800 000 Männer und 3 200 000 Frauen, doch giebt sie selbst zu, daß diese Zahlen höchst unsicher sind. Die Gehaltsgrenze, nach der das Gesetz auf Angestellte keine Anwendung mehr findet, beträgt 4000 Frcs., im deutschen Gesetz 2000 M., gleich 2500 Frcs. Die Seeleute, welche das deutsche Gesetz mit einbegreift, besitzen in Frankreich seit 1881 eine besondere staatliche Versicherung.

2. Die Lohnklassen. Das deutsche Gesetz setzt den Anfang der Versicherungspflicht mit dem vollendeten 16. Lebensjahre fest und unterscheidet nach der Höhe des jährlichen Arbeitsverdienstes fünf Lohnklassen von 350 Mk. als Grenze der ersten bis 1150 M. als Anfang der fünften Klasse. Nach diesen berechnet es die wöchentlichen Beiträge von 14 Pf. bis 36 Pf. Das macht für den Versicherten bei durchschnittlich 47 Arbeitswochen eine Beitragsleistung von 3,29 bis 8,46 M. im Jahre.

Die französische Vorlage kennt für die Versicherung keine Anfangsgrenze nach dem Alter, sondern es entscheidet für den Anfang der Versicherung einfach das Lohnverhältnis und zwar auf Grund des Tagelohnes in drei Lohnklassen: a) von unter 2 Frcs. Tagelohn bei einem Alter von unter 18 Jahren, wovon auf den Tag 5 Cent., b) von ungefähr 2—5 Frcs. Tagelohn bei einem Alter von über 18 Jahren, wovon auf den Tag 10 Cent., c) von über 5 Frcs. und mehr Tagelohn, wovon auf den Tag 15 Cent. Beitrag von den Versicherten zu entrichten sind. Die Kommission hat für den französischen Arbeiter nur einen Durchschnitt von 250 Arbeitstagen im Jahre angenommen und hiernach die durchschnittlichen Jahresbeiträge der Versicherten auf 12,50 Frcs. in der ersten, 25

Frcs. in der zweiten und 37,50 Frcs. in der dritten Lohnklasse berechnet. Legt man aber, wie das deutsche Gesetz rechnet, der französischen Vorlage den 300fachen Betrag des Tagelohnes als Berechnung für den durchschnittlichen Jahreslohn zu Grunde, so ergeben sich im Vergleich zu den deutschen Lohnklassen folgende Beträge: 1. Klasse 600 Frcs. = 480 M. Jahresverdienst mit 15 Frcs. = 12 M. Beitrag des Versicherten; 2. Klasse von 600—1500 Frcs. = 480—1200 M. Jahresverdienst mit einem Beitrag von 30 Frcs. = 24 M.; 3. Klasse über 1500 Frcs. = 1200 M. mit einem Beitrag von 45 Frcs. = 36 M. Der Unterschied in der Höhe der Lohnklassen ist nur im Anfange beträchtlich: 350 M. nach den deutschen, 480 M. nach den französischen Ansätzen, in dem Abschluß aber fast gleich: 1150 M. im deutschen, 1200 M. im französischen Gesetz. Für die Beiträge der Versicherten stellt sich aber das Verhältnis sehr verschieden: 3,29—8,46 M. für den deutschen Arbeiter gegen 12—36 M. für den französischen Arbeiter. Der Arbeitgeber hat wie im deutschen Gesetz die gleichen Beiträge beizusteuern wie der Versicherte. Nach der Schätzung der Kommission wird die Gesamtsumme der jährlichen beiderseitigen Beiträge 350 Millionen Frcs. betragen.

3. Der Staat leistet keinen direkten Beitrag zur Altersrente, sondern nur eine Zinsbürgschaft von drei vom Hundert für die angesammelten Kapitalien. Dafür erteilt ihm die Vorlage das Recht, diese Kapitalien zu Finanzgeschäften zum Zwecke der Abtragung der Staatsschuld zu verwenden. Jedoch legt ihm die Vorlage einen jährlichen Zuschuß von 15 Millionen als Pensionsbeiträge für die bei Inkrafttreten des Gesetzes bereits 65 Jahre alten und in der Folge alt werdenden Arbeiter auf, die der Wohlthaten des Gesetzes entweder gar nicht oder nur in beschränkter Weise teilhaftig werden können, weil sie bereits jetzt die Altersgrenze überschritten haben und auf Grund der regelmäßigen Beiträge die gesetzliche Altersrente nicht mehr erreichen können. Da infolge des allmählichen Absterbens dieser Arbeiter diese außerordentlichen Pensionen nach und nach abnehmen werden, so rechnet der Staat auch auf die entsprechende Abnahme seines Zuschusses. Für die Invalidenrente hingegen übernimmt der Staat eine dauernde Verpflichtung in der Höhe von 75 vom Hundert des Zuschusses, den die Vorlage demjenigen Invaliden zusichert, dessen Rente bei Eintritt der Erwerbsunfähigkeit noch nicht 200 Francs erreicht. Den Rest dieses Zuschusses übernehmen mit 15 vom Hundert das Departement und mit 10 vom Hundert die Gemeinde. Das Deutsche Reich leistet für jede Rente einen festen Zuschuß von 50 M. und einen Gesamtzuschuß von gegen 30 Millionen Mark jährlich, der sich in der Folge noch bedeutend steigern wird.

4. Die Altersrente wird mit vollendetem 65. Jahre, im deut-

schen Gesetz mit vollendetem 70. Jahre erworben. Im französischen kann sie aber auch jeder Versicherte bereits vom 55. Jahre an nach der Höhe der von ihm und dem Arbeitgeber geleisteten Beiträge beanspruchen. Die Vorlage unterscheidet zweierlei Rente; je nachdem die Beiträge, worüber der Versicherte zu bestimmen hat, entweder auf „entäußertes Kapital" oder „reserviertes Kapital" hin eingezahlt sind. Im ersteren Falle verzichtet der Versicherte auf das Kapital für sich und seine Erben. Dafür ist seine Rente höher. Das Kapital verbleibt der Altersrentenkasse. Im anderen Falle erhalten beim Ableben des Versicherten seine Erben den Kapitalbetrag der von dem Versicherten und dem Arbeitgeber eingezahlten Beiträge ohne Zinsen zurück. Die Rente ist dafür entsprechend niedriger. Eine Wartezeit giebt es für die Altersrente nicht. Die Versicherung beginnt mit dem Lohnverhältnis und endet entweder mit dem Bezuge der zuständigen Altersrente frühestens vom 55. und spätestens vom 66. Lebensjahre an oder mit dem Bezug einer Invalidenrente bei eintretender Erwerbsunfähigkeit. Die Höhe der Rente richtet sich nach der Dauer der Versicherungsjahre, und ihr Tarif wird zum Satze von drei vom Hundert nach der Sterblichkeitstabelle der staatlichen (freiwilligen) Altersversorgungskasse berechnet.

Das deutsche Gesetz schreibt eine Wartezeit von 1200 Beitragswochen vor und kennt nur die fünf auf Grund der Lohnklassen berechneten Renten von 110 bis 230 Mk.

5. Die Invalidenrente. Die französische Vorlage hat den Begriff der Invalidität wörtlich dem deutschen Gesetz entnommen: Herabsetzung der Erwerbsfähigkeit unter ein Drittel desjenigen, was gesunde Personen derselben Art in derselben Gegend durch ihre Arbeit zu verdienen pflegen. Die französische Wartezeit für diese Rente beträgt 2000 Beitragsarbeitstage. Das deutsche Gesetz verlangt 200 Beitragswochen. Das macht für die französischen Arbeiter bei dem angenommenen Durchschnitt von 250 Arbeitstagen im Jahre eine Wartezeit von 8 Jahren, für die deutschen bei der Annahme von durchschnittlich 47 Arbeitswochen eine Wartezeit von nur $4^1/_2$ Jahren. Berechnet wird die französische Invalidenrente wie die Altersrente. Beträgt sie mit Einschluß etwaiger persönlicher Einkünfte des Invaliden noch keine 200 Frcs., so schießt die Altersversorgungskasse soviel zu, daß sie diesen Betrag erreicht, unter keinen Umständen jedoch mehr wie 100 Frcs.

Dieser Zuschuß wird in der obenerwähnten Weise von dem Staat, dem Departement und der Gemeinde aufgebracht.

6. Selbständige Versicherungen. Die Vorlage ist nicht so allgemein verpflichtend, wie das deutsche Gesetz. Sie entbindet diejenigen Privatarbeitgeber und ihre Arbeitnehmer von der Versicherungspflicht, die nach dem Modus der Vorlage und unter gewissen Bürgschaften eine

eigene Versicherung unter sich einrichten. Sie entbindet ferner die Arbeitgeber, die ihre Arbeitnehmer mit ihrer Einwilligung und unter Übernahme zum mindesten der Hälfte der Kosten einer Gesellschaft für gegenseitige Unterstützung angliedern, der die Regierung die Ermächtigung erteilt hat. Endlich nimmt sie auch die Staatsdepartements und sonstigen öffentlichen Anstalten aus, die für die Altersversorgung ihrer Angestellten selbst Sorge tragen.

7. Die fremden Arbeiter und Angestellten. Sie sind, wie schon früher bemerkt, von der Vorlage ausgeschlossen, wie auch schon das französische Unfallversicherungsgesetz sie ausgeschlossen hat. Das deutsche Reich versichert nicht nur die Ausländer, sondern bestreitet auch noch die Verwaltungskosten aus seiner Tasche.

Dies sind in großen Zügen die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche das deutsche Invaliden- und Altersversicherungsgesetz mit der französischen Vorlage über die Arbeiterpensionskassen gemein hat. Auf die Anfänge einer energischen Entwickelung der französischen Arbeitsgesetzgebung ist rasch wieder ein Zustand des Schwankens und der Verworrenheit gefolgt. Am 14. November wurde speziell über den Schutz und vor allem die Altersversorgung der bei den Eisenbahnen beschäftigten Arbeiter beraten. Trotz des Widerspruchs des Regierungsvertreters wurde eine Gegenvorlage angenommen, welche die Arbeitszeit herabsetzte und nach 20 Dienstjahren eine mit der Zahl derselben steigende Altersversorgung gewährte. Auch für die in Bergwerken beschäftigten Arbeiter hat eine Gegenvorlage die Gunst der Parteien; sie hat also auch eher Aussicht angenommen zu werden wie die Regierungsvorlage, deren endgültiges Schicksal heute nicht vorauszusehen ist.

Die Industrialisierung des Ostens.

Von M. Heß (Posen-Wilda).

Die „Industrialisierung des Ostens" war in den letzten Jahren ein geflügeltes Wort geworden. Von ihr versprach man sich goldene Berge für diese armen, in vielen Beziehungen noch so rückständigen Länder, eine Hebung der Kultur durch die Industrie als Kulturträger, eine Erstarkung des Deutschtums durch den Zufluß intelligenter deutscher Arbeiter.

Die Landwirtschaft stand diesen Bestrebungen zwar fern; nicht günstig war sie der Industrialisierung gesinnt in der Befürchtung, daß die Industrie ihr die Arbeiter, an welchen sie ja schon Mangel hatte, noch mehr entziehen würde. Doch das Wohlwollen der Regierenden hatten die Bestrebungen gefunden — Grund genug für so viele große und kleine Geister, auch ihrerseits in dasselbe Horn zu blasen und laut zu verkünden, daß der Osten nur

allein sein Heil in der Schaffung einer großen Industrie finden könne, wie sie sich in allen anderen deutschen Landen zu so herrlicher Blüte, so gewaltiger Bedeutung entwickelt habe . . . .

Doch still ist's geworden, und verfehmt fast ist jetzt das Wort, das als Evangelium verkündet wurde. So bald haben diejenigen schon die Flinte ins Korn geworfen, die sich für berufen hielten, die gute Sache durch Einführung aller möglichen oder unmöglichen Industriezweige zum Siege zu führen. Keine Rede preist mehr die Verdienste, welche sich dieser oder jener bereits um die industrielle Hebung des Ostens erworben habe — am Grabe dieser Bestrebungen ertönt keine Leichenrede, ja nicht einmal eine Verlegenheitsrede sucht das Fiasko zu beschönigen, welches die Bestrebungen gehabt haben, ein jeder flüstert nur: O rühret, rühret nicht daran!

Der Umschwung in der industriellen Lage in Deutschland hat der „Industrialisierung des Ostens" den Todesstoß versetzt. Doch auch ohne diesen Stoß wäre sie wohl kaum lebensfähig gewesen; wie ein Kind schwindsüchtiger Eltern trug sie den Keim des Todes schon bei der Geburt in sich. Und so sei dieser Industrialisierung des Ostens keine Thräne nachgeweint, kein Nekrolog mache sie besser als sie war, mögen diese Bestrebungen nebst den schönen Reden zu ihrer Inaugurierung dem wohlverdienten Vergessen anheimfallen und nunmehr solchen Platz machen, die in verständigem Aufbau, bei ruhiger Entwickelung die industrielle Hebung des Ostens ohne große Reden und Zeitungsreklame herbeizuführen suchen. —

Im Osten, gemeint sind damit hier immer die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen, kann eine gute, lebensfähige Industrie begründet werden, und die augenblicklichen Verhältnisse sind nicht ungünstig. Der Osten hat unter der allgemeinen Depression wenig gelitten, geschulte Arbeiter sind jetzt leichter zu haben als in guten Zeiten, und die Anlagekosten stellen sich wesentlich niedriger als in solchen. Aber auch die Grundlage für eine lebensfähige Industrie ist im Osten vorhanden: das billige Brennmaterial in zahlreichen Kohlenablagerungen, doch harrt dieses eben noch der Förderung in dem Maße, daß es die Industrie von dem Bezuge aus anderen Provinzen unabhängig macht.

Bereits in früheren Zeiten bestand im Osten, dem ehemaligen Polen, eine rege Gewerbthätigkeit. Von hervorragender Bedeutung war allerdings, und ist heute noch, die Landwirtschaft. Ihre Produkte bildeten die ersten Handelsartikel. Die polnischen Herzöge und Könige unterstützten den Handel; neben der alten polnischen Stadt Posen wurde im 13. Jahrhundert die neue Stadt zu magdeburgischem Recht begründet, um den deutschen Ansiedlern eine bevorrechtigte Stellung den nichtadeligen polnischen Bewohnern gegenüber einzuräumen und die Niederlassung der fremden Händler zu begünstigen. Das Gewerbe hob sich erst mehr und mehr durch die Ein-

wanderungen aus Deutschland und Böhmen infolge der Religionswirren in diesen Ländern. Zu einer großen Bedeutung brachten es namentlich die Tuchmacher in den Städten Meseritz, Bartschin und anderen, welche ihre Fabrikate nach Rußland und darüber hinaus bis nach China versandten; bis in die neuere Zeit soll eine Tuchsorte, Mesericki genannt, in China die Erinnerung an jene Zeiten der großpolnischen Tuchmacherei aufrecht erhalten haben. Ziemlich bedeutend wurden die Pottasche- und Glasfabrikation, Brauerei und Brennerei; noch im Jahre 1791 wurde ferner die Existenz von acht Papiermühlen im Bromberger Departement amtlich erwähnt.

Die Gewerbthätigkeit erlosch jedoch infolge der Zustände, welche im ehemaligen Polen herrschten, als dieses Wahlreich geworden, — die, nach einem Berichte der westpreußischen Kammerdeputation vom Jahre 1790, „wegen Alles desjenigen, was die Industrie bis auf den letzten Funken ersticken kann, bekannt und berüchtigt waren". Dazu kamen später die Wirren der napoleonischen Kriege mit der Kontinentalsperre, der Abschluß der russischen Grenze und in neuerer Zeit der Mangel an billigem Brennmaterial, welcher durch die Abholzung der Wälder im Osten entstanden war. Das Brennmaterial mußte eingeführt werden, und während der Mangel an Holz bezw. Brennmaterial zum Untergang der bestehenden Industrie beitrug, verhinderte er gleichzeitig die Einführung vieler Industriezweige, wie sie, namentlich in den Zentren des Kohlenbergbaus, im übrigen Deutschland entstanden waren. Auch die Tuchmacherei vermochte sich der höheren Technik des Westens gegenüber trotz aller Bemühungen der Regierung und Lieferungen für den Armeebedarf nicht zu halten. — So war bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Industrie in diesen östlichen Landesteilen fast ganz zu Grunde gegangen.

Die bedeutende Landwirtschaft des Ostens, mehr und mehr in deutsche Hände übergegangen, rief nun neue Fabriken zur Verwertung ihrer Erzeugnisse ins Leben. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden verschiedene Zuckerfabriken, welche jedoch bald wieder eingingen, teils wohl, weil sie in ihrer technischen Entwickelung nicht mit den westlichen Fabriken gleichen Schritt hielten. Gegen den Boden des Ostens bestand zudem ein Vorurteil, man hielt ihn nicht für geeignet zum Zuckerrübenbau. Seit dem Jahre 1876 hat jedoch die Anlage von Zuckerfabriken, mit den besten technischen Einrichtungen versehen, eine solche Ausdehnung angenommen, daß die Zuckerfabrikation der Provinz Posen in Deutschland mit an erster Stelle steht. Das erwähnte Vorurteil in betreff des Bodens ist damit vollständig verschwunden. Zu gleicher Bedeutung hat es in dieser Provinz die Spritfabrikation gebracht; die Provinzen West- und Ostpreußen sind allerdings, in Wechselwirkung mit dem Anbau von Kartoffeln, wesentlich zurückgeblieben. Bedeutend ist im Osten noch die Likörfabrikation ge-

worden. Die Bierbrauerei arbeitet fast ausschließlich für den Bedarf im Lande selbst, nur das Grätzer Bier, ein aus bestem Weizenmalz mit einem kleinen Zusatz von Gerste hergestelltes obergähriges Bier, wird in größeren Mengen ausgeführt und erfreut sich als gutbekömmliches Erfrischungsgetränk einer immer mehr steigenden Beliebtheit.

Soweit die Industrie des Ostens mit der Landwirtschaft zusammenhängt, entbehrt sie nicht einer gesunden Grundlage. So finden auch diejenigen Fabriken Absatz und ihre Rechnung, ohne sonst größere Bedeutung erlangt zu haben, welche ihre Fabrikate an die Landwirtschaft absetzen. Darüber hinaus existiert im Osten, von den Seeplätzen mit ihren Schiffswerften abgesehen, eine nennenswerte Industrie nicht. —

Den Wohlstand, welchen das übrige Deutschland durch die Industrie gewonnen, auch den östlichen Ländern zuzuführen, war das Bestreben einsichtiger Männer geworden. — Bereits Friedrich der Große wendete den neuerworbenen Ländern große Teilnahme zu. Die Zeiten nach ihm waren aber wenig geeignet, seine Absichten, den Osten zu heben, zur Verwirklichung zu bringen. Neuerdings drängt sich jedoch der preußischen Regierung mehr und mehr die Pflicht auf, den Osten auf die Kulturstufe der übrigen Provinzen emporzuheben. Besonders schwierig liegen die Verhältnisse freilich noch insofern, als ein Teil der Bevölkerung trotz aller der Vorteile, welche ihm die westliche Kultur gebracht hat, dieser doch feindlich gegenübersteht. Er sieht in ihr nur die deutsche Kultur, deren Vordringen er Widerstand entgegensetzt; der Verhetzung der betreffenden Kreise zu steuern, scheint leider noch nicht das richtige Mittel gefunden zu sein.

Die neueren Versuche zur Industrialisierung der ehemals polnischen Landesteile fanden zunächst in Danzig eine thatkräftige Förderung, und wenn gerade dort das Fiasko am evidentesten in die Erscheinung trat, so trug gewiß nicht der Mann daran die Schuld, der in seiner hervorragenden Stellung besonders in der Lage, die Sache zu fördern, doch wohl nicht die passenden Mittel fand, sie auszuführen. Industrielle Unternehmungen waren im Entstehen begriffen, für die recht bezeichnend war, daß eine Gesellschaft an ihrer Wiege und bei ihnen Gevatter stand, die an ihren Unternehmungen inzwischen selbst zu Grunde gegangen ist. In der Provinz Posen regte sich nun auch der Gründergeist: eine große Maschinenfabrik-Aktiengesellschaft entstand in Inowrazlaw, eine Porzellanfabrik in Kolmar, eine Steingutfabrik bei Posen, im Bau begriffen war eine Kesselschmiede in der Nähe dieser Stadt — Unternehmungen, welche in Konkurs geraten sind oder „saniert“ werden mußten, um überhaupt erhalten zu bleiben.

Der Grund für das Fiasko dieser Bestrebungen, den Osten zu industrialisieren, kann unzweifelhaft in dem mangelnden Verständnis gefunden werden. Der Erfolg der Industrie im Westen und in Schlesien regte ebenso

an, wie das supponierte Interesse der Regierung. Ersterer war zur Zeit in der That vorhanden, hat jetzt aber einer tiefen Depression Platz gemacht; letzteres hat sich nicht in einer Weise bethätigt, welche die Industrialisierung hätte fördern können. Die Gründungen erfolgten ohne Rücksicht auf die gesunde Grundlage, welche die alten Unternehmungen in der Landwirtschaft und den vorhandenen Rohmaterialien gefunden; als dann der Geldzufluß fehlte, mußten sie untergehen. Eine lebensfähige Industrie entsteht nicht dadurch, daß man Fabriken baut; es ist zuvor wohl zu prüfen, ob auch alle Lebensbedingungen vorhanden sind: Bezug billiger Roh- und Brennmaterialien, Absatz, gute Arbeiter und tüchtige Geschäftsleiter, deren Fachkenntnisse und geschäftliche Erfahrungen eine dauernde Prosperität verbürgen. Zeigen in Bezug auf die Leitung nicht die unseligen Vorkommnisse bei so vielen Aktiengesellschaften und namentlich Banken, wie notwendig für Vorstand und Aufsichtsrat die gründliche geschäftliche Erfahrung ist und in wie hohem Grade dieses Erfordernis oft den Mitgliedern der Gesellschaftsorgane fehlt? —

Die „Industrialisierung des Ostens" ist zu den Akten gelegt worden, auch manche Fabrik ist der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen, deren Erhaltung wohl wünschenswert gewesen wäre. Diese Fabriken zu erhalten, hätte in erster Linie das Bestreben derjenigen sein müssen, welche die Förderung der Industrie im Osten in die Hand genommen hatten. Was diese aber vor allen Dingen übersehen haben, ist die Ausbeutung der vorhandenen Kohlenablagerungen, welche namentlich in der Provinz Posen auf Jahrhunderte hinaus Kohlen genug für den Bedarf der bisher auf den Bezug von außerhalb angewiesenen östlichen Landesteile bergen. Die Ausbeutung dieser Kohlenlager schafft dem Hausbrand, den zahlreichen landwirtschaftlichen und den industriellen Betrieben ein billiges Brennmaterial und bildet für die weitere Industrialisierung des Ostens die nächstliegende Vorbedingung. Die Kohlen und die Briketts müssen aus Schlesien und der Niederlausitz eingeführt werden, die hohe Fracht darauf macht das wichtigste Brennmaterial für die Industrie teuer, ja zu teuer, um eine Industrie im Osten, welche nicht durch andere Verhältnisse in vorteilhafter Lage ist, der auswärtigen Industrie gegenüber konkurrenz- und damit lebensfähig zu erhalten.

Das Vorkommen von Braunkohlen im Osten ist schon seit langer Zeit bekannt, oft treten sie zu Tage, bei Brunnenbohrungen stieß man ferner auf Flötze — deren tiefe Lage und geringe Mächtigkeit freilich in manchen Fällen die Abbauwürdigkeit fraglich erscheinen ließ. Der immer mehr wachsende Bedarf an Kohlen, die steigenden Preise des Brennmaterials, weisen mit Notwendigkeit auf den Abbau der im Osten vorhandenen Kohlen hin. Die Braunkohlen bilden mehr und mehr einen Ersatz für die knapper

werdenden Steinkohlen, und der Braunkohlenbergbau verbunden mit der Herstellung von Briketts für Industrie- und Hausfeuerung ist in Deutschland seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu großer Bedeutung gelangt. Neue Industriezentren sind entstanden, wo sich Braunkohlenbergbau etablierte, und vermehrter Wohlstand war da überall die Folge.

Braunkohlen sind namentlich in der Provinz Posen gefunden worden, wo sie im Tertiär fast überall auftreten. In Ostpreußen sind Funde wohl nicht gemacht, auch in Westpreußen scheint nur der südliche Teil abbaufähige Kohlenlager zu enthalten. Der Abbau ist hier jedoch ein äußerst geringfügiger; es besteht seit mehreren Jahren Kohlenbergbau im Kreise Tuchel, doch hat er wegen seiner Lage in größerer Entfernung von der Eisenbahn keine Bedeutung erlangen können, zumal die Abbauverhältnisse nicht sehr günstig sein sollen. Bohrungen dürften wohl noch größere Kohlenbestände in besserer Lage ergeben. Von großem Werte sind jedoch die neueren Funde in der Provinz Posen. In dieser lagern Braunkohlen, im Miocän der jüngeren Braunkohlenformation angehörend, in größerer Tiefe von der Art der Pechkohle mit anscheinend hohem Heizwert, von der Grenze Schlesiens bis nach Westpreußen, von der Weichsel und russischen Grenze bis zu der von Brandenburg. Der Bitumengehalt der Kohle dürfte überall ein so hoher sein, daß er die Herstellung von Briketts und eine noch weitergehende Verwendung gestattet, so daß sich hier eine Industrie entwickeln lassen könnte, wie sie in Mitteldeutschland zu hoher Bedeutung und Rentabilität gekommen ist. Die bergmännische Gewinnung der Braunkohlen ist auch in der Provinz Posen noch sehr gering, zu einiger Bedeutung hat es wohl nur die Moltkegrube bei Crone gebracht, welche jedoch dem Bedarf auch nur der Umgegend kaum genügen kann. Eine größere Kohlenablagerung befindet sich vor den Thoren der Provinzialhauptstadt Posen, von größter Wichtigkeit erscheinen jedoch zunächst die Kohlenfunde an der Netze in den Kreisen Filehne und Czarnikau. In mäßiger Tiefe ziehen sich hier ziemlich mächtige Flötze mit anscheinend besten Abbauverhältnissen in ebenem Streichen auf weite Ausdehnung hin. Die günstige Lage zwischen zwei Eisenbahnen und an dem schiffbaren Flusse, eine größere Industrie in der Umgebung verbürgen guten Absatz, und so wird diese Gegend für den Kohlenbergbau des Ostens von hervorragender Wichtigkeit werden. Ein schlesischer Magnat hat die Initiative zur Ausbeutung ergriffen und wird mit der Förderung in Kürze beginnen können. Von anderer Seite ist mit dem Bau eines Schachtes begonnen worden und eine Gesellschaft zur weiteren Exploitierung des großen Kohlenbeckens ist im Entstehen begriffen.

Ernstliche Schwierigkeiten für den Kohlenbergbau der Provinz bieten an manchen Orten die Wasserverhältnisse, da die Kohlen sehr oft in der Nähe von Flüssen und Seen liegen, doch verhindern oft auch wieder

Thonbestege den Wasserzufluß. Diese Schwierigkeiten oder die damit verbundenen Bedenken sind im Besonderen der Ausbeutung der erwähnten, in der Nähe der Warthe gelegenen Kohlenablagerung bei Posen in den Weg getreten, doch ist zu hoffen, daß auch dieses anscheinend große Kohlenlager mit seiner besonders der Nähe der Großstadt wegen vorteilhaften Lage zur Ausbeutung gelangen wird, sobald sich das Geld für die erforderlichen Untersuchungen gefunden und letztere kein unbedingt schlechtes Resultat erbracht haben werden. Weitere größere Kohlenlager sind in den Kreisen Birnbaum, Meseritz und anderen bekannt. Anscheinende Schwierigkeiten des Abbaues oder die ungünstige Lage zur Eisenbahn standen einem Bergbau in größerem Umfange noch entgegen.

Ein Bergbau in der Provinz Posen scheint im allgemeinen die besten Aussichten zu haben, und mit dessen Förderung hätte die Industrialisierung des Ostens, planmäßig geleitet, beginnen sollen. Es konnte nicht der Gedanke aufkommen, der Industrie im übrigen Deutschland in ihren Zentren Konkurrenz machen zu wollen, der Plan konnte nur der sein, in erster Linie für den Absatz in den heimischen Provinzen zu arbeiten und dazu vor allen Dingen alles dasjenige zu benutzen, was das Land selbst bietet. — An die Kohlen reiht sich der Torf. Zahlreiche und große Moore sind in den Provinzen vorhanden, in geringem Umfange wird der Torf seit langen Jahren als Brennmaterial und in zunehmendem Maße auch zur Herstellung von Torfstreu gestochen. Schwierig ist die Herstellung des Brennmaterials in größeren Massen wegen des hohen Wassergehalts des Rohtorfs, und die Fabrikation von Preßtorf zum Beispiel ist auf wenige Sommermonate beschränkt. Viele Projekte sind in den letzten Jahren entstanden, um den Torf zu verwerten und den darunter liegenden Boden für andere Zwecke zu gewinnen. Hoffentlich führen die Versuche, den Torf industriell zu benutzen, dazu, im Osten eine leistungsfähige Torfindustrie entstehen zu lassen. Sehr verbreitet ist im Osten weiter der tertiäre Thon, welcher ein vorzügliches Material zur Fabrikation von Mauersteinen und besseren Töpferwaren bietet. Eine große Anzahl von Ziegeleien besteht bereits; doch wird bei billigem Brennmaterial dieser Industriezweig noch eine weitere Ausdehnung erfahren können; überall wo Braunkohle ist hier auch Thon zu finden.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch Eisenerze in der Provinz Posen vorhanden sind. Bereits im Jahre 1778 wurde in einem Berichte der Bromberger Regierung auf das Vorkommen von Eisensteinen hingewiesen; der Süden der Provinz enthält namentlich Rasenerze. Im Jahre 1856 erfolgte die Anlage einer Hütte bei Dratzig mit zwei Hochöfen, der Betrieb der letzteren mußte jedoch wieder eingestellt werden, weil das teure Brennmaterial eine gewinnbringende Thätigkeit nicht zuließ.

Von anderen Rohmaterialien seien schließlich noch Steinsalz, Kalkstein, Wiesenkalk, Gips, Glassande erwähnt, das Vorhandensein von Kali ist in den Abraumsalzen der Steinsalzlager nachgewiesen. So erscheint also auch der Osten einer bedeutenden Industrie fähig, und wünschen wollen wir, daß mit dem beginnenden größeren Bergbau auf Kohlen auch für ihn eine Blütezeit kommen möge. Ist anderswo die Industrie aus eigener Kraft groß geworden, so bedarf es freilich im Osten zunächst fremder Kräfte. Mögen sie sich für den Osten finden, sodaß auch er dann einen Platz an der Sonne erhält.

Höffdings Religionsphilosophie.*)

Von Ferdinand Tönnies (Eutin).

Die Religionsphilosophie gehört zu den Stücken der Philosophie, die einen hohen Rang in der unwillkürlichen Schätzung des Publikums einnehmen, ohne doch irgend etwas von jener Geltung zu besitzen, die den anerkannten und in den regelmäßigen Lehrbetrieb der Hochschulen eingereihten Disziplinen so sehr zu gute kommt. Und es läßt sich nicht verkennen, daß gerade darin die Vornehmheit der Philosophie sich ausprägt, daß man am wenigsten in den Feldern, wo sie ihre Blüten und Früchte treibt, irgend so etwas wie fertige Sachen und marktgängige Waren von ihr erwarten darf, (so sehr auch das Streben nach Allgemeinheit und Notwendigkeit als Merkmal aller Wissenschaft auch in ihr lebendig bleibt), sondern ein Werk um so bedeutender findet, je mehr es das Wesen seines Schöpfers in deutlichem Gepräge wiedergiebt, je mehr es also ein persönliches und kunsthaftes Gebilde ist; wenn nämlich die Persönlichkeit des Erzeugers etwas bedeutet und folglich seine Gedanken und Betrachtungen den Geist eines ganzen Zeitalters, in irgend einer seiner notwendigen Brechungen reflektieren. Darin beruht ebenso die fortwährende Berührung, Wechselwirkung und Verwandtschaft der philosophischen mit der „schönen" Litteratur, wie andererseits die immer neue Befremdung derer, die nichts als „Schönheit" genießen wollen, über die Schwierigkeiten und Dunkelheiten der Philosophie.

An aphoristischen „Gedanken über Religion" ist in neuester Zeit kein Mangel; manche vorzügliche Männer von ganz anderer wissenschaftlicher Richtung haben solche niedergeschrieben, die zuweilen aus ihrem Nachlaß erst veröffentlicht wurden. Auch Nietzsches bilderstürmerische Leidenschaft heftete sich am stärksten an das religiöse Problem; in die Maske eines

*) Religionsphilosophie. Von Dr. Harald Höffding, Professor an der Universität zu Kopenhagen. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von F. Bendixen. Leipzig. O. R. Reisland 1901. VI. 369 S.

Religionsstifters hüllte er sein Antlitz, um über- und außermenschlichen Weissagungen seherhafte Töne zu geben. Und mit Schopenhauerschen Verneinungen des Willens sehen wir die mannigfachen, unklaren und trügerischen Versuche, das Fortleben nach dem Tode empirisch und wissenschaftlich wahrscheinlich zu machen, im weltabgewandten Knieen vor Bodhisatwa sich begegnen. Neues Leben, wenn auch in schwachen Keimen, zeigt sich in den frei-religiösen Gemeinden; und sogar für ein in Deutschland bisher so fremd gebliebenes Gebilde, wie die Comte'sche Religion des Positivismus, konnte neuerdings ein kleines publizistisches Organ entstehen (Herausgeber H. Molenaar). — Wir haben in Höffding nicht einen aphoristischen und blitzenden, sondern einen systematischen, vorsichtigen, darum auch sicher und leuchtend voranschreitenden Denker zu erkennen. Wir wissen aus seiner Psychologie und Ethik (von beiden sind jüngst die deutschen Ausgaben neu erschienen), auch aus einer „Geschichte der neueren Philosophie", daß er zugleich einer der klarsten und bewußtesten Vertreter der wissenschaftlichen Richtung des Philosophierens ist, der als Angehöriger eines nordischen Volkstums den großen Vorzug genießt, daß er die Ströme des deutschen, englischen und französischen Denkens, die gerade im 19. Jahrhundert so weit auseinander gelaufen sind, gleichmäßig auf sich wirken lassen konnte, von allen hinlänglich entfernt, um von keinem ihrer Wirbel fortgerissen zu werden. Innerlich aber dürfte er den Engländern am meisten verwandt sich fühlen; und an John Stuart Mill erinnert uns seine ganze Gestalt, zumal wenn wir uns vorstellen, daß Mill, außerhalb allzu verwirrender Einflüsse des Tages, zu größerer Klarheit und Sicherheit fortgeschritten wäre. „Es fehlt nicht an Vorbildern in einer Kunst des Lebens und Denkens, die durch das Fegfeuer der Probleme hindurch den Standpunkt des freien Menschen zu erringen und in harmonischem Lebenswandel zu verwirklichen im stande ist. Spinoza und Goethe, Fichte und Stuart Mill sind solche Vorbilder..." in diesen Sätzen und dem Zusammenhange, dem sie entnommen sind (S. 249), erhebt sich der Abschnitt des Buches zu seiner weitesten Aussicht, den wir als den Kern des ganzen Werkes ansprechen dürfen: er ist überschrieben „Der Satz von der Erhaltung des Wertes".

Wie gesagt, wir haben hier ein persönliches Bekenntnis vor uns und das giebt der Schrift ihre Kraft und ihren Reiz. Höffding will sich nicht an der Frage genügen lassen: was ist Religion? er giebt uns nicht eine Einteilung, auch nicht die Entwickelungsgeschichte der Religionen — er bezieht vielmehr alles auf die Frage: was ist mir Religion? Was kann und was soll sie mir sein? Mir — und uns: denn auch Höffding redet im Namen vieler Gleichgesinnter, wie vor einem Menschenalter David Strauß, mit dessen „Wir" jene wenigstens „von Vetterswegen" verwandt

heißen dürfen. Jene „Wir“ verspottete damals ein kecker, völlig unbekannter Philologe und Schopenhauerianer mit dem boshaften Übernamen der „Bildungsphilister“ — Friedrich Nietzsche in seiner ersten „unzeitgemäßen Betrachtung“; es war eine Neu-Romantik, die sich gegen die Neu-Aufklärung empörte. Die gemächliche Art, in der sich Strauß über die „Welträtsel“ verbreitete, forderte eine scharfe Kritik heraus; er sprach für die Fertigen und Satten, er geriet, fast ohne es zu wollen, auf den Standpunkt des Satzes, daß für das dumme Volk der hergebrachte Aberglaube recht nützlich sei, um es in seinen Schranken zu halten, daß die Gebildeten und Besitzenden aber ohne diesen Unsinn sich ihres Lebens freuen dürfen, da sie der Tröstungen wie der Hemmungen, die er enthalte, entraten können.

I.

Höffding hat mit Strauß vieles in der Negation gemein. Aber er „wendet sich weder an die Fertigen noch an die Ängstlichen“, sondern „an die Werdenden“ (S. 3): für sie sucht er einen Weg aus dem Wirrsale der Meinungen ins Freie. „Der Werdende wird immer dankbar sein“, dies Motto schreibt er auf seine Standarte. Ein tiefer Unterschied von dem theologischen Historiker, der sich zur Naturwissenschaft bekehrt hatte, wird dadurch bezeichnet. Viele moderne Naturforscher — Typus Häckel — kommen mit ihren Antipoden, den Theologen, darin überein, daß sie „die Wahrheit“ zu besitzen meinen; der rechte Philosoph wird sich immer durch die unstillbare Sehnsucht nach Wahrheit von beiden unterscheiden, auch wenn er in allen entscheidenden Stücken die Partei der Naturforscher nehmen sollte.

Das Verhältnis der Religion zum Geistesleben zu erörtern — dies die Aufgabe, die unser Philosoph sich gestellt hat. Er geht von den Urteilen aus: 1. Religion ist eine geistige Macht. 2. Alle geistigen Mächte sollen zur tieferen und reicheren Entwickelung geistigen Lebens dienen. Die Untersuchung ist: wiefern kann Religion, unter den gegebenen Bedingungen unserer Kultur, solche Dienste leisten? Darum schreitet der Gedankengang von der Verneinung zur Bejahung fort. In ihren „klassischen Zeiten“ will die Religion auch dem Bedürfnis nach Wissen genügen. Daß sie dies nicht mehr kann, daß sie nicht nur vor den wissenschaftlichen Erklärungen Schritt um Schritt zurückweichen muß, sondern auch die Rätsel, denen Wissenschaft nicht gewachsen ist, ebensowenig als diese zu lösen vermag: dies ist das reine Ergebnis der „erkenntnistheoretischen“ Religionsphilosophie. Der Theologie und aller Metaphysik, die unter ihrem Einflusse bleibt, wird hier so tief ins Fleisch geschnitten, wie es einst geschah, als Kant den ganzen „Vernunftglauben“, und besonders die Beweise für das Dasein Gottes, in ihr Nichts auflöste. Und

wie bei Kant, so meint man auch bei Höffding zu bemerken, daß es ihn einige Selbstüberwindung kostet, diese Operation zu vollziehen; man liest die Geschichte seiner eigenen Separation von der theologischen Gedankenwelt heraus. Der Philosoph in ihm hat den Theologen völlig verschlungen; aber etwas von den Stimmungen des Theologen, ja von seiner Redeweise, ist auf den Philosophen übergegangen. Vielleicht charakterisiert der Abschluß des zweiten Kapitels in diesem kritischen Abschnitte am reinsten das Verhältnis unseres Denkers zu diesen Problemen und zu seinen Vorgängern. „Jeder Begriff Gottes," hat Fichte gesagt, „ist der Begriff eines Abgottes. Es ist aber gerade ein göttlicher Funke des menschlichen Denkens, daß es allen frommen Versuchen, das Göttliche zu formulieren, gegenüber zu der Einsicht gelangen kann, daß sie Abgötterei sind" (S. 63). Das Göttliche selber bleibt also von der Kritik unberührt, es bleibt heilig und erhaben. Man könnte mithin die letzte Absicht des Buches dahin auslegen, das Wesen der Religion als echt und probehaltig darzuthun, trotz der Unzulänglichkeit ihrer Erscheinungsformen. Aber — so muß alsbald hinzugefügt werden — dieses Wesen ist nicht die theoretische Seite, nicht die vermeintliche Antwort auf letzte Fragen, sondern es muß in dem begründbaren Glauben an etwas Unerkennbares, Unbeweisbares enthalten sein; und dies ist es, was Höffding den Glauben an die Erhaltung des Wertes nennt.

Der große dritte Abschnitt, der sich „psychologische Religionsphilosophie" nennt, will die Hypothese — als solche führt Höffding seine Ansicht ein — begründen, indem er darauf abzielt, zu erforschen, „welche positive Bedeutung den religiösen Vorstellungen wirklich zukomme" (S. 85). Er setzt sogleich in den Begriff des Wertes und sein Verhältnis zur Wirklichkeit den Gegenstand der „religiösen Erfahrung"; und er unterscheidet die religiösen Werte als eine „dritte Gruppe" von den Werten der „Selbstbehauptung" und der „Hingebung"; diese beiden ursprünglichen Arten des Wertes haben ihr Schicksal im Kampfe des Lebens, sie siegen oder unterliegen, und dies Schicksal ist dem Menschen, der „sowohl Mitspieler als Zuschauer dieses großen Dramas" ist, keineswegs gleichgültig — das Gefühl aber dafür ist das religiöse Gefühl. „Die religiösen Urteile sind also sekundäre Wertbeurteilungen" (S. 96). Zugleich aber liegt in der Konzentration aller Werte auf einen einzigen Punkt das Eigentümliche der Religion. Die religiösen Gefühle können daher ebenso unmittelbar und ebenso energisch gefühlt werden, wie die primären Wertgefühle; sie können auch ihnen gegenüber selbständig werden und auf sie zurückwirken. Gegen diese psychologische Fundierung auf das Gefühl macht Höffding sich selber den Einwand, daß der Begriff der Religion als historischer Erscheinung „Mythus, Dogma und Kultus" voraus-

zusetzen scheine. Er antwortet darauf, daß es nicht zweckmäßig sei, den Begriff der Religion so zu begrenzen; denn jenen drei Ausdrücken der Religion komme immer nur deshalb religiöse Bedeutung zu, weil sie von einem Gefühl der bezeichneten Art getragen werden, und so zeige sich eine Möglichkeit, daß dieses tragende Element der Religion auch existieren und wirken könne, ohne sich in Mythus, Dogma oder Kultus zu äußern. „Die Kritik der bestehenden Religionsformen wird aber gerade schärfer, wenn sich nachweisen läßt, daß diese auf manche Art eben mit dem Wesen der Religion in Streit geraten und deshalb über sich selbst hinausdeuten" (S. 99). Höffding unterscheidet seinen Begriff als einen „weiteren" von dem „engeren", den er z. B. in dem Buche Guyaus „L'irreligion de l'avenir" finde. Guyau wollte für seine Person nicht „antireligiös" sein und meinte auch, daß die „Irreligion der Zukunft das Reinste, das im religiösen Gefühl enthalten sei, werde bewahren können". „Es ist aber die Frage," meint Höffding, „ob das Reinste des religiösen Gefühls nicht gerade das eigentlich Religiöse ist." Er giebt zu, man befinde sich hier auf dem Gebiete der feinen Nuancen. Mir scheint nun freilich der wichtige Unterschied der Begriffe an einem anderen Punkte zu liegen. Für Guyau — und ich verhehle nicht, daß ich ihm darin beipflichte — ist Religion in erster Linie ein Objekt der Sozial-Psychologie oder Soziologie. Für Höffding gehört sie beinahe völlig der Individual-Psychologie, die ja mit dem zusammenfällt, was man als Psychologie überhaupt zu verstehen pflegt, an. Er nennt den Buddhismus und das Christentum die „höchsten Völkerreligionen", in ihnen erscheine das innere psychologische Drama als das eigentliche Weltdrama, dessen Entfaltung in den Seelen die großen kosmischen Prozesse schließlich alle dienstbar sind — das psychologische Drama aber besteht darin, daß gegen das Sündenbewußtsein, worin der Mensch das Mißverhältnis zwischen dem Willensideal und der Wirklichkeit seines Willens fühle, das Erlösungs- oder Versöhnungsbewußtsein als die Überzeugung emporsteige, daß trotz alledem das Wertvolle fortdauert, und zwar in des Menschen eigenem Inneren fortdauert, und hier siegen wird (S. 104). Nun ist ja unverkennbar, daß in diesen beiden höchst wichtigen religiösen Systemen das individuelle Bedürfnis und das individuelle Denken zu einer überragenden Bedeutung gesteigert erscheint. Woher stammt aber dieses Ringen der Seele? ist es ein ursprünglicher und wesentlicher Bestandteil der Religion als eines Volks-Glaubens und einer Volks-Sitte? oder auch nur des religiösen Gefühles, das den Glauben und die Sitte „trage"? Oder rührt es, gerade seinem reineren und höheren Gehalt nach, aus einer anderen Quelle her, nämlich aus dem Denken und Philosophieren, das dem Volks-Glauben und der Volks-Sitte seinem Wesen nach fremd, sogar regelmäßig

von beiden als feindlich und zerstörend empfunden wurde? und das nun allerdings in jenen beiden Völkerreligionen zu einem Ausgleich mit populären und naturwüchsigen Vorstellungen und Gefühlen gelangt, ja sogar im Christentum ein enges Bündnis mit ihnen geschlossen hat —? Wenn wir auch diesen Zweifel vorweg äußern, so werden wir doch mit Freuden und mit Spannung unserem Autor in die Wege folgen, auf denen er seine tiefe und feine Auffassung des Problemes energisch zu ihren Konsequenzen ausführt.

Die Kulturaufgaben der Schnellbahnen.

Von F. W. Kuthe (Dresden).

Von Stunde zu Stunde steigern die mutigen Ingenieure auf der Versuchsstrecke für elektrische Schnellbahnen die Geschwindigkeit der neuerbauten Fahrzeuge, und ein jeder Abend ist ein Triumph über den vergangenen Tag und ein jeder Morgen die Gewißheit eines neuen Sieges.

Es ist ein verheißungsvolles Zeichen für unser junges Jahrhundert, daß es schon in seinen ersten Lebensjahren mit bewußter Energie und mit ungeahntem Erfolge an die größte Aufgabe herantritt, welche zu erledigen seine Bestimmung ist.

Wie die Eisenbahnen des vorigen Jahrhunderts die Schlagbäume der Provinzen durchbrachen und die Voraussetzung zur politischen Einigung unseres Vaterlandes wurden, so werden die Schnellbahnen die Grenzsteine der Länder wegfegen und die Kulturvölker zu einem friedlichen Staatenbunde einigen.

Die erste zu erbauende Strecke Berlin-Hamburg darf als gesichert angesehen werden; sie verbindet die Hauptstadt des Reiches mit dem Weltmeere, und der Berliner Geschäftsmann wird für eine Reise zur persönlichen Erledigung seiner Angelegenheiten in Hamburg nicht viel mehr Zeit gebrauchen, als der Krämer, welcher vom Norden Berlins mit der Straßenbahn nach dem Süden fährt.

Das Kapital sollte die Zeit des wirtschaftlichen Niederganges, in welcher wir uns befinden, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die Herstellung der Bahn könnte heute zu außerordentlich niedrigen Preisen abgeschlossen werden, und Tausenden von Arbeitern würde auf Jahre hinaus lohnende Beschäftigung geboten.

Ob der Staat oder eine Privatgesellschaft den Bau der Schnellbahnen übernehmen soll, ist vielleicht die schwierigste Frage; es steht jedoch zu erwarten, daß das internationale Kapital diese ihrem ganzen Wesen nach internationale Angelegenheit schneller und besser erledigen wird als der Staat, vorausgesetzt daß der letztere der erbauenden Gesellschaft alle Enteignungsrechte an Hand giebt.

Denn für den Bau dieser Bahnen darf es kein Hindernis geben, in schnurgeraden Linien müssen sie die Concentrationspunkte der Menschheit verbinden.

Den vorhandenen Eisenbahnen bleibt dann die Bewältigung des Lokalverkehrs und vornehmlich der Gütertransport.

Die Geleisanlagen und technischen Einrichtungen der Eisenbahnen für den Schnellverkehr nutzbar machen zu wollen, wäre der verhängnisvollste Fehler, der begangen werden könnte.

Die Construkteure der Schnellbahnen müssen ihre Anlagen vom ersten Augenblick an derart erbauen, daß die jetzt erreichten 200 km pro Stunde, ohne Gefahr für den Unterbau, auf das doppelte gesteigert werden können.

Giebt es doch ernste Techniker, welche Geschwindigkeiten von 300 bis 400 km in der Stunde schon mit den heute zur Verfügung stehenden Materialien für möglich halten.

Das heißt mit anderen Worten, wir fahren in vier bis fünf Stunden von Paris nach Berlin, und mit diesem Erfolge wird die Revolution im Kulturleben der europäischen Völker einsetzen.

Keine Revolution unter dem Wahrzeichen des Blutgerüstes, sondern eine Völkerverjüngung unter dem Kennzeichen der Blut-, der Rassenmischung.

Die Weltgeschichte geht wunderbare Wege: Die Völker starren in Rüstungen, jeden Augenblick bereit, den Nachbar zu vernichten, die politischen Grenzen gleichen chinesischen Mauern, das Nationalgefühl ist außerordentlich gesteigert, und gerade diesen Kulturzustand erwählt sich das Schicksal mit Hülfe der Technik, die Landesgrenzen hinwegzublasen.

Wie ein unschuldiges Kind baut es sich ein Wägelchen, zieht ein paar Drähte durch das Land, und siehe da, das Wunder geschieht, der Erbfeind wird zum nächsten Nachbar und Vetter.

Hier liegt die Größe des Problems. Der europäische Friede, welcher so nebenbei sich einstellen wird, ist gering anzuschlagen, denn die Frage ist offen, ob ein Krieg für ein Kulturvolk entbehrlich ist. Von unendlich größerer Bedeutung für die Menschheitskultur ist die Blutmischung der Rassen.

Amerika zeigt uns täglich, daß diese Rassenmischung ein verjüngtes thatenfrohes Volk hervorbringt.

Dieser neue europäische Mischling wird auf den Traditionen des alten Europa stehen, ohne die Vorurteile und ohne die Fesseln der Tradition.

Dem Bier- und Hurraphilister freilich wird diese Perspektive überspannt erscheinen, oder aber er wird darin die Idee eines vaterlandlosen Gesellen erblicken. Diesen Herren ist es angenehmer zu hören, daß um

das liebe Vaterland ein Stacheldrahtzaun errichtet wird, damit nur die behagliche Ruhe der kleinen und kleinsten Gehirne ja nicht gestört werde.

Aber zur Ehre der Ingenieurwissenschaft muß es gesagt sein, daß ihre Untersuchungen und ihre Schaffenskraft keine politischen Grenzen gekannt haben, wohl wissend, daß eine Nation am größten ist, wenn sie mit den Nachbarvölkern im freien Austausch idealer und materieller Güter steht.

Kleine Mitteilungen.

Die Post im alten Babylonien. Im dritten Teile seines Werkes „Die Briefe und Inschriften Hammurabis",*) das wir bereits in Nr. 19 erwähnten, schreibt King über die Post im alten Babylonien: Es ist klar, daß bereits in einer sehr frühen Zeit zwischen den verschiedenen Städten Babyloniens eine Art Postverbindung bestanden haben muß. Schon in der Zeit Sargons von Agade, ungefähr um 3800 v. Chr. müssen wir die Einrichtung eines Konvoisystems zwischen den Städten Agade und Schirpula annehmen. Unter den Tausenden von Thontäfelchen, die zu Tell Loh aufgefunden wurden, befanden sich auch einige Thonstücke mit den Siegelabdrücken Sargons I. und seines Sohnes Narâm-sin, die offensichtlich als Siegel und Etiketten auf Lasten verschiedenen Inhalts, die von Agade nach Schirpula geschickt worden waren, dienten. Auf der unteren Seite dieser Thonstücke kann man noch die Eindrücke der Stricke sehen, mit denen die Lasten gebunden waren, während auf der oberen Seite neben den Siegeleindrücken die Namen der Adressaten geschrieben stehen. Indessen erst zur Zeit der ersten Dynastie, also etwa 1500 Jahre später, finden wir Briefe im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Privatbriefe dieser Zeit, die zwischen Freunden und Verwandten, Kaufleuten und Händlern gewechselt wurden und Familien- oder Geschäftsangelegenheiten berühren, beweisen, daß das Expedieren von Briefen kein außerordentliches oder ungewöhnliches Ereignis war, und legen die Vermutung nahe, daß zu dieser Zeit in Babylonien ein geordneter Postdienst bestand. Wir können wohl annehmen, daß der Postdienst vom König Hammurabi eingerichtet war, der ohne Zweifel in einem geordneten Verkehrssystem ein Mittel zur Befestigung seines Reiches erkannte. Die Briefe wurden wahrscheinlich durch Boten von Stadt zu Stadt befördert, und zur Beförderung von Briefen und Erlassen des Königs war zweifellos ein Läuferdienst eingerichtet. Die uns überkommenen Briefe Hammurabis und seiner Nachfolger sind auf schmalen oblongen Thontäfelchen von etwa 2—3 Zoll Breite, 3—4 Zoll Länge und 1 Zoll Dicke geschrieben. Obwohl etwas größer als die Briefe der späteren assyrischen und neubabylonischen Epoche, lassen sie sich doch noch bequem tragen. Nachdem die Täfelchen beschrieben waren, wurden sie sorgfältig von Thonhüllen umschlossen, um den Inhalt vor Kenntnisnahme seitens anderer als des Adressaten zu schützen und auch die Schrift vor Zerstörung zu bewahren. Dann wurden Tafel und Hülle gebrannt, nachdem man die erstere zuvor mit trockenem Thon bestreut hatte, um ein Zusammenkleben beider zu verhindern. Außen auf der Hülle stand die Adresse des Empfängers, und sobald derselbe den Brief erhalten hatte, zerbrach er die Thonhülle und warf sie für gewöhnlich fort; doch findet man auch heute noch an einzelnen Tafeln

*) The Letters and Inscriptions of Hammurabi, III Volumes, edited by L. W. King. London, Luzac and Co.

kleine Stückchen von der Hülle festhaften. Ja, im britischen Museum befindet sich unter Nr. 93,018 sogar ein Privatbrief mit einer vollständig erhaltenen Hülle. Man kann hieraus schließen, daß der Brief aus irgend welchen Gründen nie expediert oder doch nie geöffnet wurde.

* * *

Der Ursprung der zehn Gebote. Bekanntlich streiten sich um das Vorrecht, „echt mosaische" Gebote zu sein und ihren Ursprung schon vom Sinai herzuleiten, innerhalb des Pentateuch zwei verschiedene Dekaloge in mehr oder weniger von einander abweichenden Fassungen, nämlich 2. Mose 20, 1—17 (im wesentlichen gleich 5. Mose 5, 6—18) und 2. Mose 34, 14—26. Schon dieser Zwiespalt in der Überlieferung, die von zweimal zwei Gesetzestafeln mit ganz verschiedenem Inhalt zu berichten weiß (vrgl. 2. Mose 32, 15, 19; 34, 1. 28) könnte in uns allerlei Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung wachrufen und uns an das Lessingsche Wort erinnern: „Der echte Ring vermutlich ging verloren!" — Anknüpfend an Erwägungen solcher Art, stellt Karl Kautzsch im „Protestantenblatt" (Nr. 7, 15 Febr.) eine Untersuchung über den Ursprung der zehn Gebote an, in welcher er aus litterar- und religionsgeschichtlichen Gründen zu dem Ergebnis kommt, daß der sogenannte jahwistische Dekalog in 2 Mose 34 der älteste ist, in dem wir jedoch die Einschärfung des Sabbathgebotes als späteren Zusatz zu streichen und das vierte Gebot hinter das sechste zu stellen haben, um folgende zwei Tafeln zu erhalten:

I. Tafel.

1. Du sollst dich vor keinem anderen Gotte niederwerfen (Vers 14).
2. Du sollst dir kein gegossenes Gottesbild machen (Vers 17).
3. Das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten (Vers 18).
4. Das Wochenfest sollst du halten, das Fest der Erstlinge der Weizenernte (Vers 22).
5. Und das Fest des Einherbstens bei der Wende des Jahres (Vers 22).

II. Tafel.

6. Alle Erstgeburt gehört mir (Vers 19).
7. Du sollst das Blut meiner Opfer nicht zu gesäuertem Brote schlachten (Vers 25).
8. Das Opferfleisch des Passahfestes soll nicht bis zum anderen Morgen aufbehalten werden (Vers 25).
9. Die Erstlinge von den ersten Früchten deines Bodens sollst du zum Hause Jahwes, deines Gottes, bringen (Vers 26).
10. Du sollst ein Böckchen nicht in der Milch seiner Mutter kochen (Vers 26).

Die planvolle Einteilung dieses Dekalogs wird sofort klar. Die fünf ersten Gebote enthalten eine Einschärfung des Monotheismus, des Bilderverbots und der drei Hauptfeste, also der wichtigsten kultischen Pflichten gegen Gott. Die fünf letzten bringen sodann eine Reihe einzelner Bestimmungen über die wichtigste Form des Kultus, nämlich über das Opfer — bisweilen wohl in geflissentlichem Gegensatze gegen fremde heidnische Sitten, wie er besonders in dem seltsamen letzten Gebote vorzuliegen scheint.

Mit dem Dekalog des sogen. Deuteronomiums (5. Buch Mose) zeigt 2. Mose 20 eine weitgehende, fast durchweg wörtliche Übereinstimmung. Die ursprünglichere Fassung aber liegt wahrscheinlich im Deuteronomium vor. Zwischen dem jahwistischen und deuteronomischen Dekalog jedoch gähnt eine Kluft von Jahrhunderten religionsgeschichtlicher Entwickelung. In 2. Mose 34 tritt uns die Religion des Volkes noch ganz in ihrer ursprünglichen Frische und Einfachheit entgegen, und der In-

halt jener zehn Worte stimmt durchaus mit den Nachrichten überein, die uns in den älteren Geschichtsquellen des Alten Testaments von der Religion des alten Israel überliefert werden, — einer Religion, die sich in ihren Grundzügen nicht allzusehr unterscheidet von dem, was wir sonst von den Religionen der semitischen Völker aus jener Zeit wissen. Den Volksgott in gemeinsamen Festen zu ehren und in gemeinsamen Opfermahlzeiten die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten, das erscheint uns als der eigentliche Kernpunkt aller semitischen Religionsformen, und das besondere Unterscheidungsmerkmal der alten israelitischen Religion liegt vor allem in der Bestimmtheit, mit der von vornherein fremde heidnische Kultusformen ausgeschlossen werden und die Erfüllung der religiösen Pflichten zu einer Ehrensache der israelitischen Nation gemacht wird.

Unendlich verschieden von dieser primitiven Auffassung der Religion ist aber der Geist, der uns aus dem deuteronomischen Dekalog entgegenweht. Hier ist von den eigentlichen kultischen Forderungen der alten Religion, von Festen und Opfermahlzeiten, so gut wie gar nicht mehr die Rede, und das religiöse Leben erscheint uns hier unendlich vertieft und erweitert auf alle die „Pflichten gegen Gott", wie wir heute davon zu reden gewohnt sind, und auf den ganzen sittlichen Verkehr der Menschen — nicht nur der Volksgenossen — untereinander. Eine derartige Ausprägung des göttlichen Willens in religiös-sittlichem Sinne, eine Religion ohne Kultus, wie sie in 2. Mose 20 gepredigt wird, ist aber nach alledem, was wir sonst von der älteren israelitischen Religion wissen, in der Zeit vor dem Auftreten der großen Propheten, also etwa bis herab zum 9. oder 8. Jahrhundert, so gut wie undenkbar. Statt dessen finden wir in der älteren Zeit überall jene kultischen Formen der Religion in unumschränkter Geltung, und erst die Propheten des 8. Jahrhunderts nehmen Anlaß, jene einseitige und vielfach mit heidnischen Unsitten vermischte Kultusfrömmigkeit energisch zu bekämpfen und eine ganz andere an ihre Stelle zu setzen, eine Frömmigkeit, die nicht in überlieferten Gebräuchen, sondern in einer geheiligten Gesinnung wurzeln und in einem gottwohlgefälligen Lebenswandel sich äußern soll. Vergl. Hosea 6, 6; Amos 5, 21—25; Jesaia 1, 11—17 und besonders Micha 6, 6—8, wo in scharfem Gegensatze zu allerlei Opfergaben und „Tausenden von Böcken" vielmehr „Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor Gott" als der wahre Inhalt einer vergeistigten Religion hingestellt wird. — Von dieser echt prophetischen, wir könnten sagen evangelischen, Auffassung der Religion ist aber auch jenes Gesetzbuch aus dem 7. Jahrhundert (ca. 640) erfüllt, das wir in unserem heutigen „5. Buch Mose" vor uns haben. — Was endlich die Frage nach dem Alter des sogenannten jahwistischen Dekalogs (2. Mose 34) betrifft, so ist jedoch auch bei diesem eine Zurückführung bis in die mosaische Zeit ausgeschlossen, denn die drei Festgebote und die Forderung, die Erstlinge der Feldfrüchte Gott darzubringen, setzen doch ohne Zweifel eine Zeit voraus, in der das Volk sein Nomadentum hinter sich hat, in der es nicht mehr ausschließlich von der Viehzucht, sondern auch vom Ackerbau lebt und sich somit schon längst im Lande Kanaan wohnlich eingerichtet haben muß.

* * *

Die Lämmerweihe. Eine überaus feierliche Handlung wurde am 21. Januar, wie alljährlich an diesem Tage, in Rom vollzogen: Die Weihe zweier Lämmer. (Germ. 22 I.) Sauber gewaschen und mit roten Seidenbändern geschmückt, lagen sie in einem reichverzierten Körbchen. Nach der Weihe wurden sie durch einen päpstlichen Hofwagen zur „Präsentation" nach dem Vatikan abgeholt und von zwei Kanonikern in den Empfangssalon des heiligen Vaters ge-

bracht, der ihnen den päpstlichen Segen erteilte. Dann durften sie ins Kloster der Benediktinerinnen zurückkehren. Dort harren sie nun weiter ihrer Bestimmung: am Charfreitag werden sie geschlachtet, und Nonnen weben aus ihrer Wolle die Pallien, die in dem Reliquienschrein auf dem Sarge des Petrus noch solange weitere Heiligkeit einsaugen, bis sie neuernannten Erzbischöfen verliehen werden.

(Protestantenblatt, No. 7, 15. Februar).

Büchertisch.

Die Lehre vom Tyrannenmord. Ein Kapitel aus der Rechtsphilosophie von Dr. Hans Georg Schmidt, Pfarrer in Kallehne. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 141 Seiten. Preis ℳ 2.40.

Diejenigen, welche ihre Lehre vom Tyrannenmord auf die Bibel zu stützen glauben, geben sich einem großen Irrtum hin. — Der erste Philosoph des Mittelalters, der die Lehre vom Tyrannenmord wieder auffrischt, ist Johannes von Salisbury in seinem 1159 vollendeten Policraticus. Interessant ist, was Thomas von Aquino, der gefeierte Lehrer der römischen Kirche, über den Tyrannenmord denkt. Er ergreift entschieden Stellung gegen ihn, wie er von irgend einem Einzelnen verübt werden kann; wohl aber verteidigt er eine allgemeine Revolution, die möglicherweise im Tode des Tyrannen gipfelt. Daß es ihm aber auch hiermit nicht ganz ernst ist, zeigt der Umstand, daß er jene Möglichkeit nicht weiter verfolgt, sondern sie nur zu einer Verwarnung der Fürsten verwendet. Er legt den Grund zu jenen Lehren, welche durch die Jesuiten ihre schließliche Ausbildung erfahren haben. Als Kämpen und Verfechter der höchsten unumschränkten Gewalt des Papsttums legen sie den Schlußstein in dem von Thomas ausgebauten System. Im 5. Kapitel, das die Jesuiten behandelt, bespricht Verfasser die Lehren von Suarez und Johannes Mariana.

Charakteristisch für die Jesuiten ist der Satz von Urban II.: „Solche sind nicht Menschenmörder zu nennen, welchen es entbrannt von heiligem Eifer für die Kirche zustieß, einen Exkommunizierten zu töten.“ Die Jesuiten stellten die blutige Theorie vom Tyrannenmord nicht nur auf, sondern verwirklichten sie, denn unter ihren Mörderhänden sind die der Kirche unbequemen französischen Könige Heinrich III. und IV. gefallen. Ein Zufall spielte dem Verfasser auf der Rathausbücherei in Breslau eine seltene Schrift in die Hand: Quaestio parricidii a Chastel, gedruckt 1595, welche über die Untersuchung berichtet, welche gegen einen 19jährigen Jesuitenzögling wegen eines am 26. Dezember 1594 von ihm verübten Mordanschlags auf den König geführt wurde. Der Jüngling gestand zu, daß sein Lehrer zu ihm gesagt hatte: reges occidere licitum, maxime principem Henricum, quod is extra ecclesiam esset.*) Den Mörder hatte man aufgemuntert mit dem Zuruf: surge, de religione agitur.**) — Die nächsten Kapitel behandeln Luther und Calvin; Bodinus; Grotius und Hobbes; Languet, Buchanan und Milton. Während Grotius und Hobbes Stellung gegen den Tyrannenmord nehmen, stehen die letzteren drei auf der Seite derer, welche das Richteramt des Volkes über seinen König verteidigen. Die nächsten Kapitel behandeln Sidney, Rousseau, den Nihilismus und Anarchismus. Im Einzelnen ist in letzterem Kapitel von Al. Herzen, Bakunin Michailow, Moses Heß, Karl Grün u. s. w. die Rede.

*) Es ist erlaubt Könige zu töten, besonders König Heinrich, da er außerhalb der Kirche stehe.

**) Steh auf; es handelt sich um die Religion.

Die geistvolle, viel Detail bringende Abhandlung giebt zum Schluß dem Gedanken Ausdruck, daß im Kampfe mit den angeblichen Despoten und Tyrannen jeder Anarchist selbst zum Despoten und Tyrannen schlimmster Art wird, der, so weit seine Macht reicht, widerrechtlich eine unumschränkte Herrschaft führt. —

Nordhausen a. H. E. Bursche.

Die höheren Schulen und das Universitätsstudium im 20. Jahrhundert. Von Fr. Paulsen, Professor an der Universität Berlin. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 34 Seiten. Preis 80 Pfennig.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erklärte der Philologe Friedrich Thiersch: „Ein gebildeter Mensch, der den Namen verdient, wird nie aus ihnen hervorgehen; ich würde kein Kind in eine Realschule schicken, und wenn es weiter nichts als ein Nagelschmied werden sollte.“ — Die Zeiten des Gymnasialmonopols sind nun glücklich vorüber. Wollte Thiersch anfangs des vorigen Jahrhunderts nicht einmal angehende Nagelschmiede auf die Realschule schicken, so stehen heute den Realschulabiturienten die Thore zur medizinischen und sogar juristischen Fakultät offen. Diese Erfolge sind zum großen Teil den fortgesetzten Bemühungen des Realschulmännervereins zu verdanken, zu dessen hervorragenden Mitgliedern auch der gelehrte Verfasser dieser Broschüre gehört. Zur Charakterisierung des Standpunktes des Verfassers seien einzelne markante Stellen angeführt. „Ich bin allerdings der Überzeugung, man mag sie soviel belächeln und verhöhnen als man will, daß jene Schriften (des Altertums) in der Übersetzung lesen besser ist, als sie im Urtext buchstabieren.“ . . . „Es kann uns nichts hindern in den Realgymnasien wie den Homer so auch den Plato zu lesen; eine rasche Lektüre einiger Hauptdialoge in der Übersetzung wird für philosophische Bildung mehr leisten, als ein Buchstabieren der Apologia und des Criton.“ —

Nordhausen a. H. E. Bursche.

Vom Sozialismus zum Liberalismus. Von Paul Göhre. Berlin 1902. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Der Sozialismus in der Schweiz. Von Otto Lang. Berlin 1902. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Thomas von Aquino und Kant. Ein Kampf zweier Welten. Von Rudolf Eucken. Berlin 1901. Verlag von Reuther & Reichard.

Le Mouvement Éthique. Alfred Moulet. En vente à la Coopération des Idées. 157, Faubourg Saint-Antoine. Paris. Prix 1.50 frcs.

Hessische Heimat. Ein litterarisches Jahrbuch für 1902. Herausgegeben von Paul Heidelbach. Buchschmuck von Adolf Wagner. Kassel. Verlag von Carl Vietor, Hofbuchhandlung. Gebunden 2 Mark.

In geistiger Not. Ein deutsches Osterdrama. Von Arthur Redecke. Hannover 1901. Selbstverlag des Verfassers.

Die Bilsteiner. Von Lotte Gubalke. Umschlagzeichnung von A. Wagner. Kassel. Karl Vietor, Hofbuchhandlung. Preis 1.50 Mark.

Don Quixote. Herausgeber Dr. Ludwig Bauer, Wien. Eine Kampfschrift, erscheint monatlich dreimal. Preis für das Deutsche Reich jährlich 12 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

Das freie Wort

Frankfurter Halbmonatsschrift
für
Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens
begründet von Carl Saenger
herausgegeben von Max Henning

Nr. 24. 20. März 1902. I. Jahrgang.

Die Erziehung zur Kunst und die Schule.

Von Valentin Traudt (Rauschenberg).

Von Tag zu Tag mehren sich die Klagen unserer Künstler über die Interesselosigkeit des Volkes gegenüber ihren Werken, gegenüber der Kunst überhaupt, und es werden Enqueten veranstaltet, Ausstellungen, Aufführungen, Vorlesungen für das Volk und Kunsterziehertage ins Leben gerufen, kurzum alle Hebel in Bewegung gesetzt — um den Gaul beim Schwanz aufzuzäumen.

Zugegeben, daß die wirtschaftlich intensive Arbeit des Volkes alle Kraft verbraucht und wenig Zeit zu künstlerischer Beschäftigung, zu gemütvoller Einkehr, zur Verschönerung des Lebens läßt, muß doch auch andererseits gesagt werden, daß sich die Kunst eigentlich wenig um das weite Volk gekümmert hat; daß sich niemand des Volkes und seiner Bedürfnisse annahm und man geradezu mit einem toten Schulwissen alle gemütvollen Regungen schon im ersten Keim erstickte. Was seit mehr als hundert Jahren vernachlässigt ist, soll nun mit einem Male kommen. Man gedenkt, die Kunst direkt in die Schule bringen zu können. Teilweise mag das möglich sein, birgt aber die unendliche Gefahr in sich, daß Fanatiker wieder weiter nichts als fremde Urteile in die Köpfe pflanzen und etwas Begeisterung für das Schöne aufpfropfen . . . Gedanken anderer, Wortgeklingel, unwahre Empfindungen.

Derartiges haben wir schon genug in unseren Bildungsanstalten. Doch nur, was unsere Seele ganz durchdringt, gehört uns auch; was ihr angebildet wird, das verwirrt sie, macht sie dumpf und schwankend, sobald sie nicht Herr darüber werden kann. Wenn sich, wie schon Leonardo sagt, die Kunst an die Natur halten soll, dann ist es für die Erziehung und Bildung doch auch das erste Erfordernis, sich unmittelbar an die Natur zu halten. Sie allein giebt uns eine Fülle des Guten und Schönen,

das zu sofortigem Gebrauch frei zu Tage liegt. Gerade diese leichte Erreichbarkeit, der damit zusammenhängende Wahn, daß das Nahe auch wirklich das Bekannte und Erkannte sei, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß man die Natur als Mithelferin bei der Erziehung fast ganz übersieht, sie zwar auf dem Papiere, aber nicht in der Praxis gelten läßt. An ihre Stelle hat man seit Einführung der Schulen den dürren, klappernden Buchstaben gesetzt und unter dem eleganten Vorwande, den Anschauungskreis der ABC-Schützen zu erweitern, wird in den engen Stuben Schall an Schall in schöner Abwechslung mit Echo an Echo gereiht. Unsere Ahnen forschten dem Walten ihrer Götter in der Natur nach, der von den Mönchen gepredigte Gott war nur aus Büchern zu erkennen! Von da ab regierte der Buchstabendienst in allen Fragen. Auch der Durchschnittspädagoge denkt nicht an die Natur als Mutter aller Erkenntnis, alles Fühlens, aller Moral, alles wahren und echten Genusses; er analysiert, synthesiert, entwickelt, vertieft, wendet an, stellt fest — was in Büchern steht. Wir preisen einen Baco, einen Comenius, einen Pestalozzi, weil sie an Stelle des Buchstabens die Sache gesetzt und allen Unterricht auf Anschauung gebaut haben; aber wir liegen in den Schulen doch vor den „schwarzen Teufeln" auf dem Bauch und schablonisieren nach den „neuesten" Methoden.

Unstreitig aber ist die Natur die erste und größte Erzieherin der Menschheit, die vom Tage der Empfängnis an, ihrer Aufgabe getreu bleibt. Weit entfernt davon, mit Rousseau in die Wälder gehen und, wie sein geistreicher Kritiker sagt, auf allen Vieren kriechen zu wollen, verlangen wir doch mit allen denen, die nicht im bloßen Wissen, sondern in der Bildung, also einem naturgemäß fundamentierten Erkennen, Fühlen und Wollen, um es mit der veralteten Schachtelung zu sagen, einen mächtigeren Stoß gegen unsere Schulsysteme als den, der gegenwärtig schon zum Schrecken vieler an den Pforten unserer Schulen rüttelt, nicht nur eine Erweiterung und bessere Methode des realistischen Lehrstoffes, sondern eine planmäßige Unterstellung des Menschen unter die Natur, unter das Wirkliche, unter Thatsachen.

Eine starke gemeinsame Bildung, aufgebaut auf einem gemeinsamen Fundament, ist das einzige, was ein Volk zusammenhält. Sie ist der Fels, an welchem alle fremden Einflüsse scheitern, alle Träume und Übel zerfließen. Mögen die Schulen im Hinblick auf den künftigen Beruf noch so verschieden sein, eine gemeinsame Grundlage können sie allen Schichten der Bevölkerung in der Erziehung zur Natur geben. Damit erledigt sich auch die Frage der Erziehung zum Kunstgenuß fast von selbst und die zerstreuenden und verwirrenden Einflüsse unserer Kultur werden, diesem einen starken Wertmesser gegenüberstellt, gemildert, geklärt und unschädlich gemacht.

Was ist denn einfacher, als den Menschen voll und ganz in das Leben seiner Heimat zu stellen, diese mit all' ihrer Kraft auf ihn wirken zu lassen und ihn dann erst hinauszuführen in den Strom der Zeit, immer festen Boden unter den Füßen behaltend. Die Begeisterung, welche aus der Liebe zur Heimat aufsprießt, ist der Quell, aus dem die stärkenden Ströme fließen, die den Menschen immer kräftiger emporheben, aus denen starke, sichere Persönlichkeiten auftauchen, selbstthätige, schaffensfreudige und genußfrohe Menschen, eigenherrliche Charaktere mit offenen Sinnen und selbstgeschaffenem Urteil, nicht geistige Uniformträger, sondern individuelle Köpfe. Die Heimat nötigt uns nichts auf, wohin wir nicht schon von selbst mit allen Kräften drängen. Darum stelle man in den Mittelpunkt aller wahren Erziehung als das vollkommenste Anschauungsobjekt, als ansprechenden Inhalt eines kindlichen Erfahrungskreises die heimatliche Welt. Auf der breiten Basis des uns umgebenden Natur- und Menschenlebens, das alles Entstehen und Vergehen, alles Sein und Werden innig vereint, alltäglich und alljährlich neu erschließt, soll sich der Anschauungskreis des Kindes als felsenfestes Fundament seines Gedankenkreises entwickeln. Aus einem solchen Unterricht folgt Kräftigung der Sinne, der Urteilskraft, des Formen- und Farbengedächtnisses, die Ausbildung der ästhetischen Illusionsfähigkeit und technische Übung fast von selbst. Mag das geistig Erarbeitete, die Zeichnung des kleinen Schuljungen noch so bescheiden sein, ist es nur das Produkt einer natürlich angeregten Selbstbesinnung oder Selbstbethätigung, so wird dadurch ein hohes Glücksgefühl erzeugt, Freude am Genossenen und Vorfreude für neues Schaffen.

Wenn es draußen blüht und jubelt, dann müssen wir auch mit der kleinen Schar hinauseilen und „Sehen" und „Hören" lernen. Der Soldat lernt auch nicht das Schießen aus Büchern, das Entfernungsschätzen aus Exerzitien! Die vielfach zitierte Unbildung und Halbbildung ist sicherlich nur die Folge davon, daß das Sehen- und Hörenlernen nicht geübt wurde, daß man zu Nachempfindungen nötigte, zum Nachplappern abrichtete. Diese Minderwertigkeit ist aber nicht nur intellektuellen Charakters, sondern betrifft ganz unmittelbar auch unser ethisches Fühlen. „Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit und Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben, halte das für groß," sagt Stifter. Und diese Größe ist nur zu erlangen im Umgang mit der Natur, mit unserer Heimat.

Die Kinder bringen ja das Interesse für das sie umgebende Leben mit in die Schule, und dieses Interesse ist so stark, daß es eines gewaltigen Aufwandes von Drohungen, Haselstöcken und Schulstaubes bedarf, um sie an die Buchstaben zu gewöhnen, um ihnen klar zu machen, daß das alles

nichts ist, wenn es nicht im Buche hübsch in Reih und Glied steht, wenn es nicht vorher nach dem Geschmack irgend welcher Kirche, Politik oder Moral waschecht gefärbt ist.

Hinaus in die Felder und Wälder, in die Werkstätten und auf die Straßen!

Wer seinen heimischen Boden, seine Berge und Täler nicht kennen und lieben lernte, kann nichts für ihre Weiterentwickelung thun, nichts für sie erstreben, nicht für sie leiden, kann nicht verstehen das Leben weiter hinaus, bleibt ewig ein Stubenhocker des Charakters, des Wissens und Wollens, ein Blinder und Stabbedürftiger. Frei aber soll der Mensch werden, den Kopf wirklich hoch tragen und gegen den Himmel recken lernen. Ist aber in der Jugend das Mögliche geschehen, dann kann man getrost der Kraft der Natur vertrauen, der Natur in ihm und um ihn: sie läßt den Erfaßten nicht so leicht wieder los. Mag uns auch ihr tiefstes Wesen für immer verschlossen bleiben, so schließt sie doch unser Inneres auf und weckt unsere Kraft zu frohem Genießen und friedvollem Gestalten. Sie allein macht die Sinne stets frei, sie läßt das Herz kindlich.

So geht dann auch die Erziehung zur Kunst nur über die Erziehung zur Natur, zum Leben; man kann sie nicht einfügen in unsere heutigen Schulsysteme. Wäre es auch nicht verderblich, weil eben den alten Trott aufhaltend, so wäre es doch sicher vergeblich. Wer die Quellen nicht verstehen kann, aus denen sie schöpft, kann sie schließlich nie selbst erfassen. Es führte nur zu neuen Unwahrheiten. Die Natur ist die Siegerin der Welt und nur in ihrem Zeichen können wir siegen. Schöne Schulsäle und sinnige Dekorationen helfen da nichts. Die kommen erst in zweiter Linie; denn es giebt nur den einen Weg: von der Natur über die Kunst zur Natur.

Der russische Koloß und seine Macht.

Von Roman Sembratowycz (Wien).

Rußland hat für uns wie ein Januskopf zwei Gesichter, deren Ausdruck wir unterscheiden, aber nicht begreifen können. In der Weltpolitik sehen wir das große Reich als zielbewußte Einheit eine der ersten, wenn nicht die erste Rolle spielen: höchste Zielbewußtheit, im Verein mit einer geschickten Diplomatie und einer glücklichen Anpassungsfähigkeit, — schrieb vor Kurzem Dr. R. Hermann.

Uns imponiert ja jede Macht, die wir nicht näher kennen. Den russischen Koloß muß man aber um so mehr bewundern, als dessen Machtstellung durchaus nicht in den inneren Verhältnissen im Zarenreiche ihren Grund findet. In den ausgedehnten Gebieten Rußlands sind bekanntlich

schreckliches Elend und Hungersnot zuhause, die fast alljährlich zahlreiche Opfer an Menschenleben fordern. Die breiteren — äußerst drangsalierten — Volksschichten sind mit der bestehenden Ordnung durchaus nicht zufrieden und erheben gegen dieselbe immer energischeren Protest. Außerdem besteht das Zarenreich aus verschiedenen Nationalitäten, deren Unwillen sehr bald zum Ausbruche kommen kann.

Seine Machtstellung verdankt Rußland vor allem dem Umstand, daß es immer noch eine terra ignota für Westeuropa ist und daß es die europäischen Mächte niemals versucht haben, innerhalb Rußlands selbst Feinde des Zarenreiches zu finden, so wie es die russischen Regierungen in anderen Staaten machen — ferner dem gegenseitigen Mißtrauen der europäischen Mächte. Die traditionelle diplomatische Kunst Rußlands war es, die benachbarten Völker gegeneinander auszuspielen, um bei dieser Gelegenheit etwas für sich zu erbeuten. Es hat den historischen Antagonismus zwischen den Polen und Ruthenen (Kleinrussen) — sowie den Sieg des ruthenischen Feldherrn Chmelnyckyj über die Polen — ausgenutzt, um die Ukraine (Ruthenien) auf Grund eines Vertrages mit dem Zarenreiche zu vereinigen und dadurch einerseits den Grundstein zur künftigen Macht der weißen Zaren zu legen, andererseits seine historische Konkurrentin, Polen, für immer zu schwächen. Dieselbe Politik betreibt Rußland auf der ganzen Linie. Ein Bündnis mit Rußland ist immer eine societas leonina, denn das slavische Riesenreich schließt nur Verträge, die ihm das unbedingte Übergewicht über den andern Kontrahenten sichern. Das sehen wir in der ganzen Geschichte der Entwickelung des kleinen moskowitischen Fürstentums zu einer europäischen Großmacht. Dasselbe bestätigt auch das Bestehen der franco-russischen Alliance, welche nur die Stellung Rußlands stärkt. Denn was nützt sie der französischen Republik, wenn sie weder den wenig rühmlichen Ausgang der Faschoda-Affaire hat verhindern können, noch die Bestrebungen Frankreichs im Orient fördert? Rußland dagegen hat vor Kurzem eine neue Anleihe in Paris untergebracht, und diese ist gewiß nicht die letzte. Ungeheuere Summen haben bereits die französischen Sparer dem Zarenreiche geliehen. Rußland hat mit französischem Geld seine Bahnen gebaut, sein Riesenheer, seine Flotte ausgerüstet, durchschient auf Frankreichs Kosten Sibirien und plant neue strategische Bahnen, die sich direkt gegen Deutschland richten — aber auf keinen Fall den französischen Revanchegelüsten dienlich sein werden —, nimmt von Frankreich das Geld und tritt damit China, Persien, Bulgarien gegenüber als der gnädige Gläubiger auf und breitet so seine Einflußsphäre im näheren und ferneren Osten auf Kosten Frankreichs aus. Natürlich wenn es nötig sein wird, wird sich Rußland gegen dasselbe Frankreich wenden . . . .

Divide et impera, das war immer das Hauptprinzip der russischen Diplomaten. In derselben Weise, wie Österreichs Mißtrauen gegen Deutschland erregt wird, wird Italien belehrt, daß es vom Dreibund nichts zu hoffen hat. Als wenn Rußland wirklich für die Zukunft Österreichs und Italiens sorgen wollte! So war vor kurzem in den inspirierten Artikeln der russischen Blätter zu lesen: „Das Schicksal der österreichischen Monarchie ist schon längst gewogen und liegt in den Portefeuilles des deutschen Generalstabes.“ Rußland hat die Einigung Deutschlands Jahrzehnte hindurch, selbst durch ausdrückliche Kriegsdrohungen gehindert. Und für jeden Dienst, den es Preußen leistete, hat es sich reichlich bezahlt gemacht — auch im Jahre 1870 für seine wohlwollende Neutralität durch Lossagung von den wichtigsten Bestimmungen des Pariser Vertrages. — Die russischen Intriguen gegen die rumänisch-griechische Verbrüderung dürften auch bekannt sein, ebenso die russischen Machenschaften in London, um das deutsch-englische Bündnis unmöglich zu machen.

Rußland verfügt über sehr viele, eifrig propagierende Kräfte und hat seine Agitation im Ausland geradezu meisterhaft eingerichtet. Ganz Mitteleuropa ist von russischen „Wachposten“ umzingelt, die je nach Bedarf einen nationalen (panslavistischen) oder einen religiösen (orthodoxen) Charakter haben. Besonders in Österreich befinden sich förmliche Expofituren der panslavistischen Propaganda. Für das russische Geld erscheint in Lemberg das Tagblatt „Galiczanin“ (das meistens gratis verschickt wird), in Czernowitz „Prawoslawnaja Bukowina“ („die orthodoxe Bukowina“), in Wien „Slawjanskij Wjek“ u. s. w. Außerdem werden sehr viele Blätter subventioniert, wie z. B. nach dem Eingeständnis eines hohen Beamten in Warschau ein großes polnisches Tageblatt in Galizien direkt von der russischen Regierung. Die Liebe der Prager „Narodni Listy“ zur russischen Regierung soll auch nicht rein platonisch sein.

Jede Gelegenheit wird von der russischen Regierung ausgenützt, um den österreichischen Slaven zu zeigen, daß sie einerseits Österreich nur als ein Übergangsstadium betrachten sollen, andererseits stets auf die Unterstützung von Seite des slavischen Riesenstaates rechnen können. Zu jeder slavischen Demonstration in Österreich wird ein russischer General abkommandiert, wodurch doch sehr beredt betont wird, daß die Idee „der slavischen Wechselseitigkeit“ vor allem in der russischen Armee eine Stütze findet. Zur Polacky-Feier ist im Jahre 1898 General Komarow nach Prag gekommen, um hier geradezu provokatorische Reden zu halten. Zum Prager Sokol-Fest im Sommer 1901 kommt wiederum eine russische Deputation unter der Führung des Generals F. Riticz. Der General Riticz veröffentlichte damals in den Prager „Narodni Listy“ einen offenen Brief an das czechische Volk, in welchem es unter anderem ausdrücklich

heißt: „ . . . . Ich bin gekommen, um unsere russische Liebe für Euch, Czechen, zu offenbaren und um Euch zu versichern, daß Ihr vollständig auf das Vertrauen und auf die Macht Rußlands rechnen könnt . . . . Bei uns thut man alles für das Wohl des Volkes. In der gemeinsamen einheitlichen Liebe zum Volke liegt die innere Macht, und wo diese besteht, braucht man nur eine passende Gelegenheit, um diese Macht nach außen hin zu zeigen . . ." Welche Hoffnungen das Prager Sokolfest in den panslavistischen Kreisen Rußlands geweckt hat, erfährt man deutlich aus einem Artikel des „Nowoje Wremja" vom 9. Juli 1901. Die Teilnahme der Franzosen und Russen an dem Sokolfeste wird von dem Petersburger Blatt als „der Anfang des Kampfes des russisch-französischen Bundes und der Westslaven gegen den Pangermanismus" betrachtet. Die bekannten Ausführungen des Franzosen Chéradame über die „österreichische Frage" wiederholend, erklärt das „Nowoje Wremja", daß ein gemeinsamer Kampf gegen die pangermanischen Bestrebungen eröffnet werden müsse. Rußland und Frankreich müßten den Slaven Mitteleuropas die Hand reichen, die Einheitsbestrebungen der Slaven fördern und ein Programm der Thätigkeit liefern. Bald darauf schrieb ein anderes russisches Blatt „Swjet": — „die Existenz der bunten österreichischen Monarchie sei nur als Mißverständnis möglich" . . .

Noch intensiver wie in Österreich ist die panrussische Agitation in den Balkan-Ländern. Die größere Hälfte der serbischen und bulgarischen Blätter steht im Sold der russischen Regierung. Seit August 1901 erscheint in Bukarest ein Blatt für die panrussische Propaganda in Rumänien unter dem Titel „Prawoslawnij Wostok" („der orthodoxe Orient") und zwar in russischer und französischer Sprache. Im Programm-Artikel der ersten Nummer lesen wir unter anderem: „Griechenland hat ein unbestreitbares Anrecht auf Südmacedonien, Thracien, Epirus, Cypern und das westliche Kleinasien. Rumänien auf Siebenbürgen, das östliche Banat und Bukowina." Den Serben und Montenegrinern werden Nordmacedonien, Altserbien, natürlich auch Bosnien samt Herzegowina und Cattaro gütigst zugesagt. Bulgarien wird von dem einstigen Patriarchat Ipek spärlich bedacht. Weiter wird behauptet, Rußland sei der Mittelpunkt, um den sich alle Balkanvölker gruppieren müssen — dies anzubahnen sei das Ziel des Blattes.

In Wien hat seinen Sitz sogar ein „Inspektor" für die panrussische Propaganda, welcher auf der ganzen Linie — sowohl in Österreich-Ungarn, wie auch in den Balkanländern — die s. g. „Vereine für den Unterricht der russischen Sprache" gründet und dieselben von Zeit zu Zeit inspiziert, dann in Rußland in öffentlichen Versammlungen über seine Thätigkeit Bericht erstattet.

Der offizielle russische Publizist Arabatskij — welchen die russische Regierung oft als Sprachrohr gebraucht — setzt uns das Maximalprogramm der panslavistischen (lese: panrussischen) Propaganda in seinem Aufsatz unter dem Titel „Rußlands Landkarte im XX. Jahrhundert" auseinander. Wenn man dem Herrn Arabatskij Glauben schenken wollte, so würde Österreich-Ungarn bald aus der geographischen Karte ganz verschwinden und das Deutsche Reich „demütig an Rußland das herausgeben müssen, was diesem auf Grund der Naturgesetze gebührt". Das russische Reich wird nach der Prophezeiung des Petersburger Schriftstellers demnächst folgende Länder umfassen: 1. Königreich Polen mit den Hauptstädten Warschau, Posen und Krakau, 2. Rothruthenien mit Lemberg, 3. Lausitz mit Bautzen, 4. das czechische Königreich mit Wien, Prag und Olmütz, 5. das kleine, von allen Seiten geschmälerte Ungarn mit Pest, 6. Serbo-Croatien mit Belgrad und Agram, 7. Rumänien mit Bukarest, 8. Bulgarien mit Sophia und Adrianopel, 9. Griechenland mit Athen und Thessalonichi. Schließlich Konstantinopel „als vierte Hauptstadt Rußlands". Um anzudeuten, daß die Slaven in dem ausgedehnten Rußland viel größere nationale Freiheit genießen werden als im heutigen Österreich, will Herr Arabatskij das neue russische Reich nicht mehr in Gouvernements, sondern in ethnographische Gebiete geteilt wissen, was die nationale Autonomie bedeuten soll. Da sehen wir wirklich ein Paradies, in welchem ein unschuldiges Schaf ganz ruhig neben dem gewaltigen Leu liegen kann .... allerdings auf der Wandkarte des Herrn Arabatskij.

Wer die slavische Presse fleißig verfolgt und das politische Leben der Slaven näher betrachtet, wird sich überzeugt haben, daß derlei Agitationen und Treibereien nicht ohne Schuld an den heutigen Zuständen in Österreich sind. Denn noch niemals waren die Slaven für Rußland so begeistert, wie gerade jetzt, an der Schwelle des XX. Jahrhunderts. Ungerechtigkeit, nationale Unduldsamkeit, der den Slaven verhaßte Centralismus, dies alles sind nach der slavischen Auffassung lauter Produkte der germanischen Kultur und nur in Westeuropa bekannt. Ja, selbst unter den tradionellen Feinden Rußlands, den Polen, macht sich bereits eine Strömung bemerkbar, welche die Verständigung mit den Russen herbeiführen will. Den Slaven mag die äußere Politik Rußlands imponieren, sie können die russische Regierungsweisheit bewundern, das ist schließlich Sache der subjektiven Anschauung; eines dürfen sie nur nicht vergessen: daß der ihnen so verhaßte Centralismus, die nationale Unduldsamkeit, auch in Rußland bekannt, daß solche politischen Zustände, wie in Rußland, nirgends mehr zu finden sind.

Knute und Kerkermeister rüsten in Rußland nicht ab. Die Schlachtfelder Sibiriens bleiben unberührt von dem Frieden, den der Zar predigt —

die Völker Rußlands werden auch weiter geopfert. Nirgends ein Zeichen, daß der Friedenszar auch mit seinen Völkern Frieden schließen will. Und daß ein absolutes Rußland, dessen Bevölkerung rechtlos und ein willenloses Objekt in den Händen des Einzelnen, eine stete Gefahr für Europa ist, dürfte jedem klar sein, der seiner gesunden fünf Sinne mächtig ist. Denn die russische Regierung — nachdem sie alle Schichten der russischen Gesellschaft demoralisiert, die einen unterdrückt, die andern bestochen oder eingeschüchtert hat — geht rücksichtslos vor, ohne die kardinalsten Menschenrechte der russischen Staatsangehörigen zu beachten, unbekümmert um die öffentliche Meinung in Europa. Sie schreckt nicht davor zurück, das Blut der Arbeiter zu vergießen, die gesamte Studentenschaft durch äußerste Repressalien zur Verzweiflung zu treiben, verschiedene Religionssekten systematisch zu martern, in einer gesetzwidrigen, jedes Rechtsgefühl tief verletzenden Weise die verbrieften Rechte Finnlands mit Füßen zu treten — wenn es gilt, dem Absolutismus und dem Panslavismus Vorschub zu leisten. Und ganz Europa — zum Teil eingeschüchtert, zum Teil förmlich bezaubert — liegt demütig zu den Füßen des weißen Zaren und schaut ruhig dem grausamen Treiben seiner Regierung zu! Ja, alle europäischen Staaten liebäugeln mit dem mächtigen nordischen Herrscher, buhlen um seine Gunst und wetteifern in beschämenden Huldigungen. Noch niemals war die Macht und der Einfluß des Zarentums in Europa so groß wie heute!

Ein vorbildliches Sozialmuseum.

Von Leopold Katscher (Budapest).

Heute giebt es bereits im Haag, in München und in Paris „Museen" für die Sozialwissenschaften, insbesondere für die Arbeiterfrage, und in Berlin, Lyon, Neuyork und Budapest wird eifrig an der Herbeiführung gleicher Einrichtungen gearbeitet. Danach sollte man kaum glauben, daß die ganze einschlägige Bewegung noch ungemein jung ist. Die Vorläufer waren einige mehr spezialisierte Anstalten, wie Twinings „ökonomisches Museum" zu London (um 1860 gegründet), das Wiener gewerbehygienische Museum (1889) ꝛc., und auch die meisten der neuen, bezw. neugeplanten Institute sind keineswegs allumfassend; vielmehr fassen sie entweder hauptsächlich oder auch ausschließlich die Unfallverhütung beim Maschinenbetriebe ins Auge, während z. B. die Berliner „Zentralstelle für Wohlfahrtseinrichtungen" wieder nur den in ihrem Namen ausgedrückten Zweig pflegt. Einzig und allein das Pariser musée social beschäftigt sich mit der Gesamtheit der Arbeiterfrage, ausgenommen gerade die praktische museale Seite der Unfallverhütung. Sieht man davon ab, daß es noch keine ständige Ausstellung von Schutzvorrichtungen besitzt, so muß man es als mustergültig bezeichnen und den

Wunsch hegen, daß es bei der Schaffung ähnlicher Anstalten überall zum Vorbild genommen werde. Freilich würde das allenthalben große Geldmittel erfordern und solche stehen nicht überall zur Verfügung, aber man müßte eben alle Hebel in Bewegung setzen, um im Interesse des so vielfach vernachlässigten und mißbrauchten Arbeiterstandes die nötigen Summen aufzutreiben. Werden an manche viel unwichtigere Museen riesige Mittel gewandt, so sollten für Sozialmuseen erst recht die größten Opfer gebracht werden — von staatlicher wie von privater Seite, namentlich seitens der vielfachen Millionäre.

Das Pariser Institut war vom Staat mit kleinen Mitteln geplant, wurde aber von einem reichen Privatmann auf breiter pekuniärer Unterlage ins Leben gerufen. Das könnte unschwer in jedem Lande geschehen, wenn die Freunde sozialer Gerechtigkeit unverdrossen minieren: im Parlament, bei der Regierung, bei den mit Glücksgütern gesegneten Bekannten. Auf Anregung des höchst verdienstvollen Pariser Gewinnbeteiligungsvereins wurde aus dem Bestande der sozialwissenschaftlichen Gruppe der Weltausstellung von 1889 ein musée-bibliothèque de la participation aux bénéfices, des associations coopératives de production et des syndicats professionnels anfangs 1892 gegründet und in sehr beschränkten Räumen untergebracht. Schon ein Jahr später brachte das Ministerium in der Kammer einen Gesetzentwurf behufs Schaffung eines musée d'économie sociale ein und forderte zunächst Bewilligung von armseligen 47 500 Frcs. für diesen Zweck. Es fügte sich glücklich, daß gerade um diese Zeit der bekannte Menschenfreund Graf Chambrun (gestorben 1899 im 80. Lebensjahr) auf Betreiben des 1900 verstorbenen Volkswirtes Staatsrat Charles Robert, Gründers und Vorsitzenden des erwähnten Gewinnbeteiligungsvereins, den Entschluß faßte, das Andenken seiner einige Jahre vorher dahingeschiedenen Gattin durch die glänzende Dotierung des geplanten Museums zu verewigen. Er rief es, jede staatliche oder sonstige Hilfe überflüssig machend, mit Genehmigung der Gesetzgebung selber ins Leben und ließ sich die Unterbringung, Ausrüstung und dauernde Sicherung Millionen kosten. Die Eröffnung erfolgte im März 1895 — also vor sieben Jahren, eine Frist, welche bereits ein Urteil über die Thätigkeit des Instituts zuläßt. Das Urteil kann nicht anders ausfallen als äußerst günstig; hören wir!

In den ersten 5¼ Jahren — so weit reicht die zugängliche Statistik — hat die Auskunftsabteilung des Museums über 3200 mündliche und mehr als 1200 schriftliche Anfragen über sozialwissenschaftliche, vorwiegend Arbeitsfragen (betr. z. B. Trunksucht, Einigungsämter, Pensionskassen, Genossenschaftswesen, Hilfsvereine, Wohlfahrtseinrichtungen, Wohnungswesen, Kreditkassen, Gewinnbeteiligung, Arbeitslitteratur, Fachunterricht,

Versicherungswesen ꝛc.) mehr oder minder eingehend beantwortet — viele nach Vornahme umfassender Studien und Erkundigungen. Die Aufschlüsse sind nicht nur für die Anfragenden von praktischem Nutzen, sie verhelfen auch dem Museum selbst zu einer Fülle hochwichtigen Forschungsmaterials, zu den Grundlagen einer sozialrechtlich wertvollen Sammlung. Ihre Brauchbarkeit wird noch erhöht durch einen angemessenen Katalog, der sie leicht auffinden läßt und eine Übersicht der bezüglich jedes einzelnen Gegenstandes gewonnenen Ergebnisse ermöglicht.

Ebenso segensreich wie die Auskunfts- und Raterteilungsstelle ist die Einrichtung der dossiers — Faszikel über jede erdenkliche Seite der sozialen Frage, eine erhebliche Erleichterung für Theoretiker und Praktiker. Hier finden sich die betreffenden Parlamentsdebatten, Gesetzentwürfe, Ausschußberichte, Zeitungsartikel und was sich sonst auf den Gegenstand bezieht; jedes Faszikel wird ohne Unterlaß ergänzt. Es giebt zweierlei Dossiers: „offene" und „geschlossene". So lange eines ergänzungsfähig bleibt, bleibt es „offen"; ist sein Gegenstand endgültig erschöpft, so wird es „geschlossen" und wandert ins Archiv, wo es, nach einem praktischen System eingereiht, dem Publikum jederzeit zur Verfügung steht. Der Inhaltsreichtum der zahllosen Faszikel ist erstaunlich. Diese Abteilung des Archivs findet ihre natürliche Ergänzung in der großartigen Bücherei des Museums mit ihren (Ende 1900) mehr als 16 000 Fachwerken in allen Kultursprachen. Im Jahre 1899 besuchten 3023 Leser den Arbeits- und den Lesesaal und benutzten 6480 Bände, abgesehen von den hunderten von Fachzeitschriften, auf die die Anstalt ständig abonniert ist. Zwei Kataloge sind vorhanden: ein alphabetischer, nach Autoren, und ein methodischer, nach Stoffen geordneter. Außerdem befinden sich im Sekretariat über 5000 Broschüren, in fast 1100 Hefte gruppiert, welche in fünf Gruppen zerfallen: Kinderschutz und soziale Erziehung, Fachunterricht für Kinder; Arbeitsfragen im engeren Sinn; Vorsorge (Sparwesen, Hilfskassen, Versicherung u. s. w.); Wohlfahrtswesen; Kongresse, Ausstellungen, Sozialismus, Frauenbewegung ꝛc.

Einen Teil seiner Forschungsergebnisse giebt das Institut in Gestalt einer eigenen Monatsschrift, „Le Musée Social" betitelt, heraus, welche von außerordentlichem Interesse für jeden Gesellschaftspolitiker ist und eine Auflage von 6000 Exemplaren hat, die an geeignete Personen, Körperschaften, Bibliotheken u. dgl. unentgeltlich versendet werden, aber auch für Geld beziehbar sind. Das Museum veranstaltet ferner nicht nur in Frankreich, sondern auch auswärts völlig unparteiische und strengwissenschaftliche Enquêten und Missionen, deren Ergebnisse teils in Vorträgen, teils in der Monatsschrift, teils in Buchform verwertet werden; drei der betreffenden Bücher behandeln die deutsche Agrarfrage, den wirtschaftlichen

Aufschwung Deutschlands und die Verhältnisse der Arbeiter in Westfalen. Eine andere Art von Veröffentlichungen des Museums besteht in dessen umfangreichen Preisschriften. Graf Chambrun schenkte seiner Schöpfung nämlich beträchtliche Summen zu Preisausschreibungen litterarischer Natur. Zunächst bestimmte er selber drei Stoffe und widmete einem jeden 25 000 Francs: die Gewinnbeteiligung (Ergebnis: Krönung und Herausgabe von vier großen Werken 1897), die Arbeiter- und Unternehmerverbände (Krönung und Drucklegung von fünf Büchern) und das Arbeiterversicherungswesen (die Zuerkennung der Preise ist noch nicht erfolgt).

Aber nicht nur für Bücher-Auszeichnungen sorgte der Stifter, sondern auch für humanitäre Prämien. 1896 ließ er seitens des Museums, jedoch auf seine Kosten, unter 28 würdige sechzigjährige Industriearbeiter, die sich besondere Verdienste erworben oder bei einer Firma mindestens 30 Jahre lang gedient hatten, Alterversorgungsbüchlein verteilen, die zu lebenslänglichen Leibrenten von je 200 Frcs. berechtigen. Der Direktionsausschuß des Museums traf die Auswahl auf Grund der Vorschläge von Firmen, die durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen bekannt waren. Die nächste Prämiierung (1897) galt jenen landwirtschaftlichen Arbeitervereinen, die sich um das Wohl der ländlichen Arbeiter am verdientesten gemacht hatten. 21 Vereine erhielten insgesamt 25 000 Frcs., 53 empfingen Ehrenmedaillen. Die damals ausgezeichneten Vereine durften dem Museum ein Jahr später 28 landwirtschaftliche Arbeiter für die Zuerkennung von Leibrentenbüchern im Jahreswert von 200 Frcs. empfehlen.

Zu den den Zwecken des musée social dienenden Mitteln gehört auch die reiche Fülle von Inschriften auf den Wandpaneelen des Festsaales. Unter 26 Haupttiteln bieten diese Paneele kurze Belehrungen über Streiks, Genossenschaftswesen, Hygiene, Verbände, Wohlfahrtseinrichtungen und 21 andere wichtige Fachfragen. Die vortrefflich abgefaßten Inschriften bilden neben den vorhandenen graphischen Tabellen, Büsten, Porträts ꝛc. den Grundstock einer sehr ausdehnungsfähigen, sozialwirtschaftlichen Ausstellung, deren Ergänzung durch ein Unfallverhütungsmuseum nur eine Frage der Zeit sein dürfte.

Die Chambrunsche Anstalt weist einen ziemlich großen Personal-Apparat auf. Neben einem leitenden Direktor (Professor Leopold Mabilleau), einem außerordentlich vielbeschäftigten Sekretär und einem Bibliothekar hat es eine vielköpfige, unentgeltlich wirkende Fachdirektion, einen aus hervorragenden Männern des öffentlichen Lebens zusammengesetzten Verwaltungsausschuß, sieben „Sektionen" (nämlich solche für 1. den Verkehr mit den sozialpolitischen Vereinen, 2. die landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse, 3. die Arbeitervereine und Genossenschaften, 4. das Arbeiterversicherungswesen, 5. die Wohlfahrtseinrichtungen, 6. die Rechtsfragen,

7. die Veranstaltung von Enquêten, Missionen und Spezialstudien) und in den meisten Kulturländern ständige Berichterstatter. Der Direktion ist für die industriellen und die landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisse sowie für den Presse- und den Auskunftsdienst je ein délégué zugeteilt, der die Pflicht hat, mit den Unternehmer- und den Arbeitervereinen sowie den Arbeiterbörsen Fühlung zu unterhalten, Vorträge zu organisieren, über die wichtigsten Gewerke Untersuchungen anzustellen, behufs Anlegung von Faszikeln über bemerkenswerte wirtschaftliche Ereignisse die Fachpresse zu lesen, auf den in- und ausländischen Arbeitskongressen zu erscheinen, sowie entsprechende Berichte abzufassen. Die Aufgabe der auswärtigen Korrespondenten, zu denen auch der Verfasser gehört, erklärt sich von selbst.

Zu den nützlichsten Obliegenheiten des musée social gehört die Erteilung arbeitstechnischer Ratschläge bezüglich zu treffender Einrichtungen, ferner die Veranstaltung von Lehrkursen und von Demonstrierungen zwecks Erläuterung von Ausstellungsobjekten und Bekanntmachung sozialpolitischer Einrichtungen. Kurz, wir haben es da mit einer hervorragenden Zentralstelle für theoretische wie praktische Sozialforschung zu thun, die überdies den Vorzug besitzt, niemandem einen zu wählenden bestimmten Weg aufdrängen zu wollen, vielmehr in strengster Objektivität lediglich ermöglichen möchte, daß man sich auf einem selbstgewählten Weg zurechtfinde. Sie erfüllt ihre gewaltige Aufgabe in sehr befriedigender Weise. Das Allerlöblichste ist vielleicht, daß sie sich nicht auf eine passive Rolle beschränkt, daß sie sich nicht nur schieben läßt, sondern auch aktiv schiebt, Initiative entfaltet und selbstthätig eingreift. Sie legt eine sehr positive Wirksamkeit an den Tag, und zwar in einem ebenso liberalen wie humanitären Geist. Vom Sozialmuseum ging z. B. die Bewegung aus, welche zur Organisierung der gegenseitigen Hilfsvereine Frankreichs in mächtige Regionalverbände führte. Die leitenden Persönlichkeiten der Anstalt — welche, nebenbei bemerkt, der Form nach Eigentum der société du musée social ist, deren Mitglieder jedoch keinerlei Beiträge zu entrichten haben, da der Bestand durch die Freigebigkeit Chambruns ohnehin vollauf gesichert erscheint — haben in ganz Frankreich praktisch-erziehliche sozialpolitische Vorträge gehalten oder halten lassen und sich sehr eifrig an der Volkshochschulbewegung beteiligt. Die Anstalt hat nicht nur zahlreiche neue Arbeitervereinigungen mit Ratschlägen unterstützt, sondern auch mehrere aus eigenem Antrieb gegründet und vollständig organisiert. Diese und zahlreiche andere Beispiele beweisen, daß das Museum seine doppelte Aufgabe, als Lehrer und als Erzieher zu wirken, richtig auffaßt; möchten es die in den Ländern deutscher Zunge im Werden oder in der Entwickelung begriffenen ähnlichen Schöpfungen ganz besonders in dieser Beziehung als vorbildlich betrachten!

Preßkatholizismus.

Von M. Römer.

Unter den litterarischen Neugründungen, durch die man katholischerseits eine Verbindung mit moderner Kultur und Wissenschaft herzustellen versucht, nehmen die von einem angesehenen Augsburger Geistlichen, Dr. Joh. Bumüller, herausgegebenen und in Ravensburg (Württemb.) erscheinenden „Freien deutschen Blätter" einen beachtenswerten Platz ein. Nach ihrer eigenen Versicherung wollen sich diese Blätter unter Hintansetzung aller parteipolitischen Motive einfach auf einen vorurteilsfreien katholischen Standpunkt stellen und von diesem aus die Erscheinungen im öffentlichen Leben beurteilen. Sie bekämpfen demgemäß alle unnötige Verquickung von Religion und Politik und die Auffassung, daß Zentrum und Katholizismus gleichbedeutend seien. Sie wünschen nicht einen Sturz des Zentrums, sondern nur eine Änderung in den Anschauungen über das Verhältnis von Religion und Politik, weil die Verquickung von Zentrum und Katholizismus der Religion zum Schaden gereiche. Die „Freien deutschen Blätter" wenden sich gegen den Geist der Herrschsucht, mit dem die politische Agitation den Klerus erfüllt habe und der sich zum Schaden der Religion darin bemerklich mache, daß der politische Klerus alle in allem zu regieren und am Gängelbande zu führen suche und sich in allen wissenschaftlichen und politischen Fragen eine unfehlbare Entscheidung erlaube, kurz in alles in einer Weise hineinrede und hineinregiere, wie es sich der gebildete selbständig denkende Laie einfach nicht gefallen lasse und nicht gefallen zu lassen brauche.

Diese Ansichten scheinen in katholischen Kreisen von vielen geteilt zu werden, denn nach der Versicherung der Redaktion haben die „Freien deutschen Blätter" im Süden wie im Norden Deutschlands in kurzer Zeit eine verhältnismäßig große Zahl von Abnehmern gefunden.

In der That bieten die Blätter interessante Beobachtungen und Urteile in Fülle. Sie treffen auch meist den Nagel auf den Kopf, soweit es sich um äußerliche Schäden im Katholizismus handelt. Allgemeines Aufsehen haben in diesen Tagen, besonders in Süddeutschland, die Auslassungen der „Freien deutschen Blätter" über „Preßkatholizismus und Christentum" gemacht, die wir teilweise auch den Lesern dieser Zeitschrift zur Kenntnisnahme übermitteln möchten. Wir werden dabei auch eigene Beobachtungen und Erfahrungen verwerten.

Die Ravensburger Wochenschrift geht bei ihrer Beurteilung des Verhältnisses, in dem der Preßkatholizismus zum Christentum steht, von dem Nachruf aus, welchen „ein gut katholisches, in echt christlichem Geiste geleitetes", für Wahrheit, Freiheit und Recht kämpfendes Blatt, der „Aachener

Volksfreund", dem vor kurzem gestorbenen Hofrat Professor F. X. Kraus widmet. Der „Aachener Volksfreund" bedauert, daß Kraus katholischer Priester gewesen sei. Er habe der Kirche, statt zu dienen, schweren Schaden zugefügt. Er sei der intime Berater der badischen Regierung in deren Vorgehen gegen die Kirche gewesen und für mehr als einen feindseligen Akt gegen sie verantwortlich. Kraus habe, als Streber von Natur, einen maßlosen Ehrgeiz besessen und, weil er nicht Erzbischof von Freiburg werden durfte, den Papst und das Papsttum überhaupt mit förmlichem Hasse verfolgt.

Wer erinnert sich nicht, daß Schmähungen und Verleumdungen ähnlicher Art gegen Männer wie Döllinger, Reusch und Reinkens erhoben worden sind? Über letzteren wurde ganz besonders die volle Schale gehässiger Gemeinheit, wie sie in den ultramontanen journalistischen Bedientenstuben gedeiht, ausgegossen. Man führte sogar seinen Übertritt zum Altkatholizismus auf seinen unsittlichen Lebenswandel zurück. Und dabei gehört es zu den anmutigen Gepflogenheiten der ultramontanen Presse, sich nach Pharisäerart darüber zu beloben, daß sie nicht sei wie andere böse Menschen, die sich mit liebloser Härte in verletzenden Äußerungen über Andersdenkende ergehe. Ihrem denkfaulen, urteilslosen Publikum gegenüber erreicht diese Presse mit ihrem heuchlerischen Gebahren noch immer Erfolge, aber jeder, der die Lebensäußerungen der Ultramontanen unbefangen und nachdenklich verfolgt, weiß, daß Sophisterei, persönliche Gehässigkeit und Verleumdungssucht ihre hervorragendsten Kennzeichen sind. Welche rührseligen Grabreden wissen sie denen zu halten, die mit ihnen lebenslang, wenn auch als moralisch Räudige, in demselben Geschirr gezogen haben, stirbt aber ein Mann wie Kraus, der nicht aus ultramontanen Parteirücksichten die Wissenschaft fälschen wollte, so bewerfen sie ihn mit Schmutz, obzwar sie nicht wert sind, ihm die Schuhriemen zu lösen. Der bekannte „Elsässer" hat dem „Aachener Volksfreund" würdig sekundiert und als dritten im Bunde führen die „Freien deutschen Blätter" den erstaunlich vielseitigen Kronen-Korrespondenten der „Germania" an. Letzterer nennt die Spektator-Artikel" der „Allgemeinen Zeitung" berüchtigt und konstatiert den (leicht begreiflichen) Zorn vatikanischer Kreise über Kraus' „Cavour".

F. X. Kraus hat in seinem Leben oft genug Veranlassung gehabt, „die unsäglich rohe" Kampfesart der ultramontanen Presse zu kennzeichnen. Nun ist sie ihm auch noch nach seinem Tode in reichlichstem Maße zu teil geworden. De mortuis nil nisi bene! ist doch ein echt katholischer Grundsatz, oder sollte es wenigstens sein. Ja, sollte! Für den Preßkatholizismus besteht er jedenfalls nicht. Wenn dieser sich wenigstens an Thatsachen halten möchte, aber er setzt sogar, ohne Scheu vor der Ehre seiner „Brüder in Christo", Lügen in die Welt, wenn er damit der ultramontanen Tendenz einen Dienst zu erweisen hofft. Die „Freien deutschen

Blätter" behaupten, daß der Verfasser des „Nachrufes" an Kraus wider besseres Wissen seine Vorwürfe gegen diesen erhoben habe. Quot verba, tot calumniae! Sie vermuten, daß der Verfasser des Nachrufes ein ebenso liebevoller wie konkurrenzneidischer Confrater von Kraus sei! Dessen Leistungen und Verdienste werden mit keiner Silbe erwähnt. Es sollen nämlich für die ultramontane Presse „schwarze Listen" existieren, welche es verbieten, gewisse Namen und Leistungen mit Lob zu erwähnen, wie Kraus selbst einmal gesagt hat. Döllinger äußerte sich im Hinblick auf ähnliche Erscheinungen einmal: „Gründe erklären sie als Injurien, um sie mit Injurien beantworten zu können."

Kraus' Worte: „Die Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern" erklärt ein geistlicher Rezensent im „Echo der Gegenwart" (Aachen) für „wahnwitziges Traumgebilde" und die „Kölnische Volkszeitung" nennt Kraus deswegen „einen idealistischen Schwärmer". Einen solchen konnte der politische Katholizismus natürlich nicht brauchen, denn dem ist die religiöse Idee nicht blos Schall und Rauch, sondern sogar ein Stein des Anstoßes, sonst würde die ultramontane Presse die Vertreter dieser Idee, einen Baumstark, einen Kraus u. a. nicht mit solcher Gehässigkeit verfolgen. Entrüstet fragen die „Freien deutschen Blätter": „Hat Christus einen Kirchenstaat und eine politische Partei gegründet, oder eine religiöse Gemeinschaft Kirche genannt? Hat er politischen Gebilden oder der Religion die Fortdauer verheißen? Darf man den Papst (wie es die ultramontane Presse thut) gegen Christus ausspielen? Wäre das nicht Abfall von der magna charta Christi, der gerade in der tiefsten Selbstentäußerung und Armut die höchste Souveränität und Siegeskraft entfaltet und unserem Glauben, nicht aber weltlicher Herrschaft und Gewalt den Sieg verheißen hat?"

Die Ravensburger Wochenschrift bezweifelt die Notwendigkeit des Kirchenstaates — und mit ihr alle urteilsfähigen Katholiken —, aber die ultramontane Presse und die Katholikenversammlungen brauchen ihn als zugkräftigstes Agitationsmittel, denn wovon sollten sie leben, wenn sie auf dies und anderes verzichteten? Etwa von der Religion?! Wenn sie sich auf diese beschränken wollten, könnten sich beide recht bald einsalzen lassen.

Die „Freien deutschen Blätter" vermuten, daß der Zweck der Hetze gegen Kraus, an der sich außer den genannten Zeitungen auch die „Neue Bayr. Zeitung", die „Augsburger Postzeitung", die „Salzburger Kirchenzeitung", die auch gegen Professor Schell beständig Denunziationen erläßt, u. a. beteiligten, der sei, daß der „Cavour" von Kraus auf den Index gesetzt, daß überhaupt eine päpstliche Kundgebung gegen den „liberalen"

Katholizismus Deutschlands herbeigeführt werde. Die „Freien deutschen Blätter“ bezweifeln die Zweckmäßigkeit des Index für unsere Tage keineswegs. Wir würden uns vielmehr freuen, wenn dieses Monument selbstmörderischer Borniertheit auch mit dem letzten Werk von Kraus geziert würde. Warum war dieser auch so thöricht, christlich zu leben, wissenschaftlich zu forschen und idealistisch zu schwärmen! „Als Ultramontaner hätte Prof. Kraus geradezu Hervorragendes leisten können,“ ruft die „Germania“ wehmutsvoll aus. Er wäre dann auch sicher Erzbischof von Freiburg geworden.

Die „Freien deutschen Blätter“ sagen weiter, daß die vielberufene katholische Rückständigkeit nirgends so peinlich empfunden werde, als gerade auf dem Gebiete der Presse. Sie führen als Grund dafür die mit Charakterlosigkeit verbundene geistige Verbummelung der meisten katholischen Redakteure an. Was käme erst alles ans Tageslicht, wenn man mal die sittliche Lebensführung dieser berufsmäßigen Vertreter von Moral und Religion unter die kritische Lupe nehme! Hoffentlich wird der Veremundus, den die „Freien deutschen Blätter“ dem Preßkatholizismus wünschen, das auch thun. Und hoffentlich öffnet er dem gläubigen Volke auch etwas die Augen über die „systematische Täuschung“, in der es durch die ultramontane Presse erhalten wird, als verfechte diese das bonum commune der Kirche, während es sich in Wahrheit doch nur um den schmutzigsten Eigennutz in Parteipolitik und Geschäft handelt. „Speichellecken nach oben, Fußtritte nach unten! ist die Parole dieser Organe, so lange sie ihnen — Vorteil bringt.“ Protektionskliquen zur Unterdrückung Andersdenkender würden gebildet, man denunziere und verleumde, schlage der Gerechtigkeit und Wahrheit ins Gesicht, alles unter dem Deckmantel der Religion, um das ultramontane Herrschaftsgebiet und Geschäftsinteresse zu fördern und zu erweitern. Man schreie, um Partei und Presse zu stärken und fester zusammenzukitten, tagtäglich die Lüge vom neuen Kulturkampf in die Welt und führe doch thatsächlich einen umgekehrten Kulturkampf innerhalb der Kirche gerade gegen diejenigen, welche mit zeitgemäßen Mitteln die wissenschaftliche Rückständigkeit der Katholiken zu heben bestrebt wären. Gegen „liberale Katholiken“, die man am meisten hasse, bewahre die ultramontane Presse nicht einmal den elementarsten publizistischen Anstand. Sogar das Redaktionsgeheimnis werde ohne Skrupel beiseite geschoben. Wie schön paßt diese Thatsache zu den moralischen Ergüssen, welche dieselbe Presse über das Vorgehen des Grafen von Hoensbroech im Fall Spahn zum besten gab. Wie fein und rücksichtsvoll weiß dieselbe Presse aber zu schweigen und sich christlich zu gebärden, wenn es sich um sittliche Vergehungen katholischer Priester handelt. Nichts liest man davon in der ultramontanen Presse, obwohl an Stoff kein Mangel ist. Aber die Thümmel und Wolf werden mit überraschender Sachkunde und

widerlichster Schadenfreude monatelang durch die Gosse geschleift. Wie rein war diese Freude bei des Grafen Hoensbroech Prozeß mit dem Heiratsvermittler! Der Zweck der ultramontanen Presse war dabei, durch die Vernichtung seiner Ehre, seines Ansehens und seiner Person den „Exjesuiten" unschädlich zu machen und den Gläubigen als moralisch minderwertiges Subjekt hinzustellen, was denn auch ebenso wie bei Baumstark gelungen ist. Als es sich um den Sohn des Freiherrn von Schorlemer handelte, der über die Beichte sich abfällig äußerte, wurde seine Zurechnungsfähigkeit bezweifelt, und Mommsen charakterisierte man als schwachsinnigen Greis, der sich zu seinem „Rummel" habe mißbrauchen lassen.

Genug und übergenug! Die „Freien deutschen Blätter" protestieren ehrlich und feierlich und im Interesse des Reiches Gottes, das nicht von dieser Welt ist, gegen jede anmaßende Verwechselung des hehren Gutes der katholischen Religion mit Interessen einer Presse oder Partei, die sich mit ihr zu decken sucht. Wir glauben nicht, daß dieser Protest etwas helfen wird. Dazu sind die Macher dieser Partei und Presse zu sehr mit ultramontanem Moralin infiziert. Aber immerhin liefern die Artikel der Ravensburger Wochenschrift Material zur Erkenntnis des mysterium iniquitatis, das im Ultramontanismus im allgemeinen und in der ultramontanen Presse im besonderen augenscheinlich wird.

Maxim Gorki.*)

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

In einer kalten Herbstnacht machte Maxim Gorki auf einer seiner Wanderungen durch das weite Rußland eine merkwürdige Bekanntschaft. Gorki, dem man kein Obdach geben wollte im Dorfe, war froh, als er unter den Pfählen eines Getreidemagazins ein trockenes Plätzchen zum Schlafen fand. Gleich ihm hatte noch ein anderer Landfahrer Pawel Ignatjew Promtow hier seine Zuflucht gesucht.

Promtow war etwa vierzig Jahre alt, also in einem Alter, in dem man das Leben nicht mehr als einen Spaß hinzunehmen pflegt. Seine dunklen, glänzenden, tief in den Höhlen liegenden Augen hatten einen ruhigen selbstbewußten Ausdruck, und wenn er sie ein wenig zusammenkniff, bekam sein Gesicht einen harten verschmitzten Zug. Aus seinem sicheren bequemen Gang, aus der Art, wie er seinen Ranzen auf dem Rücken befestigte, wie

*) Gorkis Werke werden oft ins Deutsche übersetzt. Ich hebe hervor: Maxim Gorki, Ausgewählte Erzählungen. 5 Bände. Berlin, Bruno und Paul Cassirer 1901, ebenda sein Roman „Drei Menschen". Maxim Gorki, Foma Gordjejew, Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig 1901. Maxim Gorki, Tschelkasch. Ein sonderbarer Leser. Ein Individualist. Leipzig, Richard Wöpke 1901.

überhaupt aus seiner ganzen Erscheinung, sprach die Gewöhnung an ein beständiges Wanderleben — die Erfahrenheit eines alten Wolfes und die durchtriebene Schlauheit eines Fuchses.

Irgend ein Handwerk oder Gewerbe trieb Promtow nicht, Arbeit liebte er nicht. Was war er denn eigentlich?

Ein Lebenskünstler und Philosoph. Gleich den Vögeln unter dem Himmel lebte er, die nicht säen und nicht ernten und nicht in die Scheunen sammeln, die sich aber doch ernähren. Weil er auf seinen eigenen Verstand vertraute und von der Dummheit und Gesinnungsniedrigkeit der andern seinen Nutzen zu ziehen wußte, darum lebte er, ohne je arbeiten zu brauchen, ohne je gearbeitet zu haben.

Promtow war ein eigentümlicher Mensch und eigentümlich waren seine Gedanken. Der Mensch weiß selbst nie zu sagen, wer er ist. Man muß ihn immer fragen, wofür er sich hält, meint Promtow. Und er hält sich für einen Menschen, dem es im Leben zu eng ist. Das Leben ist eng und er ist breit angelegt. Es giebt eine besondere Art von Menschen, die entschieden vom ewigen Juden abstammen müssen. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie nie den richtigen Platz im Leben einnehmen, nie an einer Stelle Wurzel zu fassen vermögen. Ewig quält sie der Drang nach etwas Neuem, der sie nie zur Ruhe kommen läßt. Die Kleinen und Unbedeutenden unter ihnen können nie ein paar Hosen nach ihrem Geschmack finden und sind infolgedessen stets unzufrieden und unglücklich; die Großen vermag überhaupt nichts zu befriedigen, weder Geld, noch Weiber, noch Ruhm.

Solche Leute liebt man im Leben nicht, sie sind gewöhnlich anmaßend und unverträglich.

Die Mehrzahl der Menschen, philosophiert Promtow, besteht nun mal aus gangbarer Scheidemünze — aus Fünfkopekenstücken. Der Unterschied besteht nur in dem Prägungsjahr. Der eine ist mehr, der andere weniger abgegriffen — aber der Wert ist derselbe, das Material ist dasselbe, und in allen Dingen sind sie einander zum Ekel ähnlich. „Ich meinerseits glaube nun nicht ein solches Fünfkopekenstück zu sein . . . obschon es wohl möglich ist, daß ich nur ein Zweikopekenstück bin.“

Promtow ist der interessanteste von allen Menschen, die Maxim Gorki geschildert hat, denn er gehört zu den Intelligenten. Er ist ein Individualist. Man kann ihn niemals mit den andern, die nicht an ihrem Platze sind im Leben, mit den andern Entgleisten, die Gorki uns vorstellt, verwechseln. Es giebt unter dem wandernden Volk der Intelligenten nicht wenige, doch sind es fast durchweg tote Menschen, die jede Selbstachtung, jede Fähigkeit der Selbstbeurteilung verloren haben und von Tag zu Tag immer tiefer in Schmutz und Gemeinheit versinken, bis sie sich gleichsam darin auflösen und schließlich aus dem Leben verschwinden.

Gorki hat das wandernde Volk, die Barfüßler, gut studieren können; denn er selbst hat jahrelang zu ihnen gehört und ihre Lebensführung genau kennen gelernt.

Dreimal hat er Menschen geschildert, die ehemals angesehene Leute in guten Stellungen waren und dann langsam von Stufe zu Stufe sanken: den Rittmeister Aristid Kuwalda, den reichen Kaufmann Foma Gordjejew, den Edelmann Promtow. Unter diesen dreien ist der letzte der größte Philosoph, er hat mehr Geist als die andern, er giebt sich keinen Illusionen mehr hin über sich und die anderen Menschen. Wenn er sein Leben erzählt hat, kann er mit gutem Rechte sagen, daß er ein Stück Braten aus der Vorratskammer seiner Phantasie mit der Sauce der reinsten Wahrheit servierte. Er hat wohl manches hinzugedichtet zu den Thatsachen, doch auf diese kommts weiter nicht an; es handelt sich ja doch schließlich nur um die ganze Art seiner Darlegung, die mit dem Original seiner Seele genau übereinstimmt.

Promtow spricht ganz deutlich und mit Geist und Witz aus, was die anderen Gorkischen Menschen ein ganzes Leben lang mit sich herumschleppen und wieder und wieder in ihren Gedanken wälzen. Doch Promtow ist ein Lebenskünstler und das sind die andern nicht. Auch er natürlich wird untergehen, aber er hat doch wenigstens gelebt und sich sein Leben nach seinem Wunsch eingerichtet. Die andern aber grübeln alle: Was ist das Leben? Warum lebe ich? Bin ich am rechten Platz im Leben?

Diese Gedanken beschäftigen sie unaufhörlich und richten sie schließlich zu Grunde. Mit Notwendigkeit. Es sind fanatische Grübler, die den letzten Lebensrätseln nachforschen und sie nicht lösen können. Dieser Schuster Gregor Orlow, dieser Bäcker Konowalow sind Hamletnaturen. Unermüdlich suchen sie nach dem, was ihrem Leben einen Halt und Inhalt giebt, unermüdlich und vergeblich. Sie verkommen im Trunke ebenso wie Foma Gordjejew. Aristid Kuwalda ist anders. Er weiß, niemand kennt seinen wahren Platz im Leben, jeder von uns drängt sich in ein falsches Joch; das Leben mischt uns durcheinander wie Spielkarten und nur wie zufällig und auf kurze Zeit kommen wir mal an unsern richtigen Platz. Kuwalda macht sich keine Gedanken mehr über Leben und Menschen. Beide sind ihm keine Gedanken mehr wert. Er lebt so dahin, vielleicht nicht viel besser wie ein Tier. Er hat resigniert.

Für Foma Gordjejew sind alle äußeren Bedingungen zu einem wohlgeregelten angenehmen Leben gegeben. Er ist der Sohn eines fast brutal lebenslustigen Vaters und einer in sich gekehrten und beinahe nur mit religiösen Dingen beschäftigten Mutter. Er erbt von den Eltern ihre Charaktereigenschaften, von der Mutter aber mehr als vom Vater. Aus ihm wird ein Mensch, der nicht weiß, zu welchem Zweck er lebt. Die Arbeit ist nicht alles für den Menschen, sagt er, es ist nicht wahr, daß die Arbeit eine

Rechtfertigung ist. Die Menschen, die ihr ganzes Leben gar nicht arbeiten, leben besser als diejenigen, die arbeiten. Wie kommt das? Und die Arbeitenden sind einfach unglückliche Lastpferde. Man reitet auf ihnen herum, sie leiden, und das ist alles. Sie haben aber ihre Rechtfertigung vor Gott. Man wird sie fragen: Wozu habt ihr gelebt? Dann werden sie sagen: Wir haben keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken; wir haben unser ganzes Leben gearbeitet. Was für eine Rechtfertigung hat aber Foma Gordjejew? Er weiß, das Leben hat etwas zu bedeuten. Der Mensch wurde geboren, hat gelebt und ist gestorben . . . wozu? Alle müssen sich darüber klar werden, wozu sie leben. Es ist kein Sinn in unserem Leben, es ist gar kein Sinn darin. Außerdem ist alles so ungleich, das sieht man auf den ersten Blick. Die einen sind reich und haben soviel Geld, daß es für tausend Menschen gereicht hätte, und dabei leben sie, ohne zu arbeiten; die anderen beugen ihr ganzes Leben ihren Rücken bei der Arbeit und haben keinen Groschen. Und dabei ist der Unterschied zwischen diesen Menschen ganz klein. Mancher hat keine Beinkleider und spricht so, als wäre er in Seide gekleidet.

Foma ist nicht der Mensch, dem seines Paten und Vormunds Majakin Lebensweisheit genügt: Der Mensch ist ein Kapital, er setzt sich wie ein Rubel aus elenden Kupfergroschen und Kopeken zusammen. Es heißt, er wird aus Erdenstaub geboren. Und in dem Maße, wie er durch das Leben in Umsatz gebracht wird, Schmalz und Butter, Schweiß und Thränen einsaugt, bildet sich in ihm eine kleine Seele und ein kleiner Verstand. Und dann beginnt er in die Höhe und in die Tiefe zu wachsen; wenn man hinsieht, ist er einen Groschen wert, oder fünfzehn Kopeken, oder hundert Rubel, oder er steht über jedem Preis. Er ist in Umsatz gebracht und muß für das Leben Prozente bringen. Das Leben kennt den Wert von uns allen und wird unsern Marsch vor der Zeit nicht aufhalten.

Auf alle Fragen Fomas weiß der schlaue Majakin Antwort oder hilft sich irgendwie aus der Klemme. Als Foma fragt: Warum muß man sterben? erwidert der Alte ihm: „Ein kluger Mensch würde nie so fragen. Es ist wahnsinnig, wenn ein lebendiger Mensch an den Tod denkt. Der Prediger Salomo hat sich das am besten überlegt und hat gesagt, daß selbst ein lebendiger Hund besser daran ist als ein toter Löwe."

Foma hat sich gedacht, er könnte frei leben und seinen Platz im Leben finden, wenn er sich seines Reichtums entäußerte und seiner Geschäfte ledig würde. Aber auch in diesem Falle würde er verlieren und rettungslos zu Grunde gehen. Er ist eben ein Mensch a. D. wie Aristid Kuwalda. Diesen ebenso wie Foma ziehts zu einem ungebundenen Leben. Der eine aber verliert sich im Leben der großen Handelsstadt, der andere in der ärmlichsten Vorstadt.

Promtow lebt, er ist der echte Landstreicher. Und er preist sein Leben und rühmt seine Reize: Es liegt eine magische Anziehungskraft in diesem freien Stromerleben, es läßt den Menschen nicht mehr los, wenn er einmal seine Sonnenseiten gesehen, und verschlingt ihn förmlich. Erhebend ists sich so ganz frei zu sehen von jeder Pflicht, von all den kleinlichen Fesseln und Stricken, die das Wesen des Menschen niederhalten, solange er unter seinesgleichen lebt; frei von all den Jämmerlichkeiten, die sein Leben in dem Maße bedrücken, daß es ihm schon nicht mehr zur Lust, sondern zur Last wird. Was scheeren ihn Anstand und Herkommen und diese ganze gemeine Komödie der sogenannten Umgangsformen, die ihn zwingen, jemandem einen guten Tag zu wünschen, dem er lieber die Pest wünschen würde, und ihn hindern, einen Schurken oder Dummkopf beim richtigen Namen zu nennen. Als Landstreicher lebt er außerhalb dieses lächerlichen Zwangs. Der Umstand, daß er ohne Bedauern auf alle Bequemlichkeiten des Lebens verzichtet hat und ohne sie zu existieren vermag, hebt ihn in seinen eigenen Augen und er wird vor allem nachsichtig gegen sich selbst. Niemals zupft er unnötigerweise an seinem Ich herum, nie wetzt er die Zähne seines Gewissens an sich selbst, noch zerfleischt er mit den Krallen seiner Kritik sein Herz.

Eine ganz schlichte und klare Philosophie hat sich Promtow zurecht gemacht: Wie du auch lebst, sterben mußt du doch. Warum also sollst du mit dir selbst im Streit leben? Warum deinen inneren Menschen nach links zerren, wenn die Natur ihn mit Gewalt nach rechts drängt? Promtow, der nie jene Leute hat leiden können, die sich gewissermaßen entzwei reißen möchten, hätte Foma Gordjejew nie verstanden und sicherlich verachtet.

Die guten Leute, die ihn bekehren wollten und zur Besserung seines Wandels mahnten, erklärten seine Antwort für gemein und cynisch. „Warum mich bessern? Ich lebe doch mit mir selbst im Frieden, entgegnete er. Verstand und Gefühl sind bei mir im schönsten Einklang und Wort und That in voller Harmonie.“ Diese guten Leute sind für Promtow Lügner und Dummköpfe, er muß sie verachten. Wenn alles das, was sie heute als gemein, schmutzig und niederträchtig bezeichnen, morgen feierlich für ehrenwert, rein und tugendhaft erklärt wird, dann werden alle diese Larven, ohne mit der Wimper zu zucken, sich zu der neuen Auffassung bekehren — vorausgesetzt natürlich, daß derjenige, der ihnen die neue Moral vorschreibt, auch die Macht besitzt, ihre feigen Herzen zu knechten.

Der Mensch soll entweder Gott oder dem Teufel dienen, nicht Gott und dem Teufel zugleich. Ein rechter Schurke ist immer besser als ein schlechter ehrlicher Mann. Schwarz — oder Weiß: beides vermischt, giebt schmutziges Grau. Ich habe, sagt Promtow, in meinem ganzen Leben nur mangelhafte „ehrbare“ Leute angetroffen — solche, deren Ehrbarkeit aus lauten Flicken zusammengesetzt war, als ob sie sich dieselbe an fremden

Thüren zusammengebettelt hätten . . . eine buntscheckige, schlecht zusammengeleimte, arg durchlöcherte Ehrbarkeit. Es giebt dann noch eine zweite Art Ehrbarkeit, die aus den Büchern herausgelesen ist und die der Mensch gleich seinen besten Hosen bei besonders feierlichen Gelegenheiten anzieht. Überhaupt hat alle Bravheit und Tugend bei der Mehrzahl der sogenannten anständigen Leute etwas Feiertägliches, Gekünsteltes. Sie tragen diese Vorzüge nicht in sich, sondern an sich, um sie den Leuten zu zeigen und vor einander damit zu prahlen. Es giebt aber auch Menschen, die von Natur gut sind, die man aber nur selten und fast ausschließlich unter den schlichten Leuten, außerhalb der Städte findet.

Es ist ganz klar, daß Promtow vieles sagt, was Gorki auch denkt. Vielleicht hat Gorki größere Ähnlichkeit mit Promtow, als man annimmt.

Man hat Gorki einen Proletarierdichter genannt. Mit einigem Recht. Die unterste Volksschicht hat ihn immer interessiert. Er hat sie immer wieder studiert und geschildert. Er konnte das am besten. Er stammte selbst aus dem niedern Volke und brachte das mit sich, was ihn besonders befähigte, seine jahrelange Umgebung zu schildern: ein scharfes Auge und ein warmes Herz.

Auch mit den Verachtetsten fühlt er und leidet er. Ein Fünkchen wahren Menschentums irrlichtert ja doch über jedem in Schande und Not, im Sumpf versunkenen Leben. Und auf diesen Funken weist uns Gorkis Finger hin: Seht, das ist etwas, das ihr vielleicht übersehen habt; das ist das, was ein Anrecht auf Mitleid und Mitgefühl giebt.

Gorki sagt es uns nie geradezu. Er erzählt nur regelrecht, wie sichs gehört. Er giebt kleine Ausschnitte aus dem Leben der Geringgeschätzten, der aus der Bahn Gedrängten, der Entwurzelten, sei es Mann sei es Weib. In diese kleine Ausschnitte drängt er alles hinein, was zum innersten Leben seiner Helden gehört. Wir müssen zwischen den Zeilen lesen können, wenn wir wissen wollen, wie Gorki es eigentlich meint.

Er hat nur kurze Erzählungen geschrieben, denn seine Romane sind nichts weiter als Novellen mit eingeschachtelten Skizzen.

Gorki ist ein großer Wirklichkeitsschilderer. Der Mensch und die Verhältnisse, in denen er lebt, sind ihm die Hauptsache. Er zeigt: das ist so und so. Er hat keine Nebenabsichten. Er will nicht bessern und reformieren, er übt nicht Kritik und er verlangt keine Abschaffung der Mißstände.

Er ist Realist und hängt keinem unreinen Dinge ein poetisch glänzendes Mäntelchen um. Er sagt, wie es ist. Er ist nur Epiker, alles Lyrische tritt bei ihm ganz in den Hintergrund. Er ist nicht vielseitig. Bedeutend ist er nur in einem ganz kleinen Gebiet; doch auf diesem ist er Meister.

Noch einmal das Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung.

Unter dem Titel „das Übel der österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung" war in Nr. 22 dieser Zeitschrift ein Aufsatz von J. Brand erschienen, gegen dessen Ausführungen wir in einer redaktionellen Notiz zum Teil Stellung nehmen mußten, wenn wir dem Verfasser auch im Hauptpunkt beipflichteten.

Daß der Aufsatz auch sonst vielfach auf Widerspruch stieß, beweisen die zahlreichen Zuschriften, die uns aus unserm Leserkreis, und namentlich aus Österreich zugingen. Des Raummangels wegen können wir hier nur einige und z. T. auch nur im Auszuge wiedergeben.

Zunächst berichtigt Herr L. Wutschel aus Wien einige Bemerkungen J. Brand's über die Konfessionslosigkeit in Österreich, die den Thatsachen nicht ganz entsprechen.

„Wer sich in Österreich los von Rom macht, confessionslos wird und dann allein steht, ohne Anschluß an Gleichgesinnte, ohne praktischen Schutz und theoretische Fortbildung, der wird sich im öffentlichen Leben sehr oft benachtheiligt finden. Wer aber einer zweckmäßigen Organisation angehört, dem kann gar nichts geschehen.

Daß der Confessionslose keine Christin heiraten kann, ist kein Nachteil der Confessionslosigkeit, wie der Verfasser J. Brand meint, sondern im § 64 des Bürgl. Gesetzbuches begründet und bezieht sich auf alle Nichtchristen. „Personen nichtchristlicher Confession können mit Christen eine in Österreich giltige Ehe nicht eingehen." Warum die gebildeten jungen Leute, die confessionslos geworden, sich darum verrechnet haben sollen, weil sie keine Christin heiraten können, ist mir unbegreiflich, weil doch auch Frauen in Österreich confessionslos werden können, und jeder Mann sich doch nur eine gleichgesinnte Frau wünschen kann.

Endlich werden auch die confessionslosen Eltern nicht verpflichtet ihre confessionslosen Kinder in einer staatlich anerkannten Religion zu erziehen.

Bis zum Jahre 1895 wurden Kinder unter 7 Jahren, deren Eltern confessionslos wurden, auch als confessionslos angesehen, entsprechend dem interconfessionellen Gesetze vom 25. Mai 1868, wonach bei Religionswechsel Kinder, die das 7. Lebensjahr nicht überschritten haben, der Religion der Eltern folgen. So war es bis zum Eintritt der Reaktionsepoche. Dann legte der Verwaltungsgerichtshof infolge mehrfacher Recurse aus und unter:

„Confessionslosigkeit" sagte er, „ist die Negation aller positiven Glaubensbekenntnisse, daher selbst kein Religionsbekenntnis. Da aber im Gesetze nur von Religionswechsel u. Übertritt gesprochen wird, Confessionslosigkeit jedoch „Negation" und „Austritt" ist, haben die Kinder weiter in der Religionsgemeinschaft zu verbleiben, der die Eltern vor ihrem Austritt angehörten.

Kinder, deren Eltern vor der Geburt derselben confessionslos wurden, werden jedoch, wie oben gesagt, als confessionslos behandelt und können zu keinem confessionellen Religionsunterricht angehalten werden. Diesen Thatbestand verwechselt Herr Brand".

Ferner schreibt uns Herr F. Kohler, ebenfalls ein Landsmann J. Brand's:

„Die in Nr. 20 und 22 dieser Zeitschrift von Austriacus und J. Brand veröffentlichten Artikel sind von einer solchen Tragweite und Bedeutung, daß es meine Pflicht ist, meiner Überzeugung in dieser, der Klärung der Gedanken und dem Fortschritte gewidmeten Zeitschrift Ausdruck zu geben.

Austriacus würdigte in seinem Artikel einen der vielen und bei einem

großen Teile des österr. Volkes auch zutreffenden Gründe des Übels der österr. „Los-von-Rom"-Bewegung. J. Brand hingegen kennzeichnete dieses Übel in zutreffenderer Weise, ohne aber zugleich einen angemessenen Ersatz zu bieten. — Denn wenn er behauptet, daß der Protestantismus sowenig wie der Katholizismus der Überzeugung der Verständigen entspreche, so muß er diese Behauptung logischer Weise auch auf die von ihm empfohlene reine Lehre Christi ausdehnen, deren Urheber sich selbst als überirdisches Wesen, als Gott erklärte, der blind zu glauben und an ein Jenseits zu hoffen lehrte, und der unter anderem auch jene selig pries und ihnen das Himmelreich versprach, die arm im Geiste wären. . . . Die Religion darf der bessern Erkenntnis nicht widerstreiten. Sie muß im Gegenteile diese bessere Erkenntnis fördern und dadurch den Menschen der höchsten Vollkommenheit entgegenführen. Vor allem darf die Religion nicht dazu da sein, den Menschen mit der Hoffnung auf ein besseres Jenseits der Menschheit zu entfremden und ihm dieses Leben wertlos zu machen. Eine Religion hat erst dann ihre Berechtigung, wenn sie im Menschenleben das Wertvollste erblickt und dasselbe in glücklichster Weise auszustatten sucht; wenn sie lehrt, daß wir nur einmal leben und daß wir daher vernunftgemäß alles das thun müssen, was das Leben angenehm macht und ihm längere Zeitdauer verleiht; wenn sie lehrt und begreiflich macht, daß es eine Unmöglichkeit ist, sich selbst das Leben angenehm zu machen, wenn man nicht andern ein angenehmes Leben schafft, daß nur eine solche Einwirkung im Guten eine angenehme Rückwirkung erzielt, wenn sie somit lehrt, daß die einzige Kunst, ein langes, angenehmes Leben zu genießen, darin besteht: „für andere zu leben". Dann haben wir eine Religion ohne Glaubenslehre, wie sie nicht besser gedacht werden kann, eine Religion, die der Wissenschaft und der gesunden Vernunft nicht widerstreitet, die der nun wirklich freien Wissenschaft die Wege ebnet und sie anspornt, immer höher und höher zu streben in der vollkommen richtigen Erkenntnis, daß das Glück und die Vollkommenheit des Menschen von der Höhe der Wissenschaft abhängig ist".

Endlich richtet Herr Dr. H. Molenaar (München, Solln II), der Herausgeber der Monatsschrift „die Religion der Menschheit" und Vorkämpfer des Positivismus in Deutschland, folgenden „Offenen Brief" an Herrn J. Brand:

Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihre Ausführungen zur „Los-von-Rom"-Bewegung in Nr. 22 dieses Blattes gelesen und mich gefreut, endlich einmal das allergrößte Übel dieser Bewegung klar erkannt und ausgesprochen zu sehen. Wenn ich Ihnen daher im Folgenden in einem (allerdings wichtigen) Punkt entgegentrete, so weiß ich mich in der Hauptsache doch eins mit Ihren sehr beherzigenswerten Ausführungen. Von einzelnen vielleicht anfechtbaren Behauptungen, wie der, „der Protestantismus habe eine bessere Kirchenverfassung als die römische Kirche", sehe ich ab und beschränke mich auf die Beantwortung der Hauptfrage: Was muß an die Stelle des Katholizismus treten, um die „Los-von-Rom"-Bewegung (die, wenn auch nur latent, in allen christlichen Ländern vorhanden ist) zu einer wirklichen modernen Reformation zu machen? — Daß der Protestantismus diese Rolle nicht spielen kann, müßte für jeden geschichtlich und naturwissenschaftlich denkenden modernen Menschen klar sein. Sie sagen mit Recht: „Diese neue Kirche hätte vor allem die ganze protestantische Theologie zu opfern", und ich glaube, Sie stimmen mit mir überein, wenn ich hinzufüge: Wir müssen den Protestantismus schlechthin vom Glaubensbekenntnis Luthers bis zu dem Harnacks einschließlich fallen lassen. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter wie Sie: Nicht nur „die ganze protestantische Theologie", nein die Theo-

logie überhaupt müssen wir opfern, wenn wir zu einem vernünftigen, zweckmäßigen und moralischen (d. h. ehrlichen) Glauben kommen wollen. Der Protestantismus ist seinem Wesen nach (wie es ja auch sein bloßer Name schon sagt) negativ. Was er positives an sich hat, ist nichts als modifizierter (vielfach sogar recht wenig modifizierter) Katholizismus. Was die liberalen Protestanten von den orthodoxen unterscheidet, ist doch im wesentlichen nur das, daß sie mehr verneinen als letztere. Selbstverständlich war (und ist noch heute) diese Zerstörungsarbeit notwendig, aber „man kann nicht auf die Dauer Ruinen bewohnen" — die neue Zeit braucht neue Häuser, neue Tempel. Ist es nun denkbar, daß wir heute zu einer Religion zurückkehren, die den Bedürfnissen des millionengestaltigen modernen Kulturlebens nicht nur nicht gerecht wird, sondern ihnen direkt feindlich gegenübersteht? Oder wollten Sie etwa in Abrede stellen, daß das Urchristentum weltverachtend ist? Ratzenhofer sagt in seiner „Positiven Ethik" (Brockhaus, Leipzig 1901) — einem Buch, das jedem denkenden modernen Menschen auf das wärmste empfohlen sei — Seite 16: „Die Übersättigung an Genüssen einerseits, und die Hoffnungslosigkeit, zu Genüssen zu gelangen, anderseits, sind die Beweggründe, welchen die christliche Ethik entspringt. Ihre Lebensanschauung ist Abwendung von aller Cultur, begründet in dem Ekel, welchen die Glücklichen und Unglücklichen vor den Zuständen ihrer Mitwelt hatten; dieselbe ist aber negativ, wenn sie auch ein sittliches Bedürfnis war". Wir würden also, wenn wir an die Stelle des Protestantismus das Urchristentum setzen wollten, aus dem Regen in die Traufe kommen. Ist jener nur kirchlich-dogmatisch verneinend, so ist dieses schlechthin civilisationsfeindlich, folglich als Religion für Kulturvölker unbrauchbar. So sehen wir denn auch, daß sich die Fortschritte auf allen Gebieten der Industrie, des Wissens und der Kunst nicht mit Hilfe, sondern trotz des Christentums vollzogen haben. Daß dessen tiefer sittlicher Gehalt, der ihm übrigens nicht allein eigen ist, auch für die Religion der Zukunft den unentbehrlichen Sauerteig bilden wird, ohne den jede Kirche (und mit ihr die Civilisation, deren Ausdruck sie ist) in Fäulnis übergehen muß, versteht sich von selbst. Darüber darf aber doch nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß „die reinen Ideen Christi", der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", für diese unsere Welt eben keine alleingiltigen Normen abgeben können. An die Stelle des die Armut und Einfältigkeit verherrlichenden Urchristentums muß vielmehr eine Religion treten, die den vielgestaltigen sozialen Beziehungen der Neuzeit völlig gerecht wird und, weit entfernt die Wissenschaft zu bekämpfen, aus ihr das vernunftgemäße Dogma zieht, das nicht mehr transcendental und weltverachtend, sondern diesseits- und erden-freudig unser ganzes Dasein, unser Fühlen, Denken und Handeln regelt und heiligt. Diese Religion ist aber nicht etwa bloß ein frommer Wunsch — sie existiert seit einem halben Jahrhundert; ihr Gründer heißt August Comte und es käme nur darauf an, sie weiter auszugestalten und zu popularisieren."

Wir müssen es mit dem Abdruck dieser Äußerungen zur österreichischen „Los-von-Rom"-Bewegung bis auf Weiteres bewenden lassen. Nur möchten wir an dieser Stelle noch einmal auf die Worte von Austriacus hinweisen: Die „Los-von-Rom"-Bewegung muß endlich die Sache Aller, muß von dem Parteiinteresse und von nationalen Fragen befreit werden. Als dritten Hemmschuh möchten wir auch den engherzigen dogmatischen Protestantismus beseitigt wissen und, um zunächst das Praktisch-erreichbare ins Auge zu fassen, an ein undogmatisches

Christentum denken, das die freie Forschung nirgends einengt, die religiöse Überzeugung der freien Persönlichkeit nicht in Fesseln schlägt und seine lebenschaffende Kraft auf sozial-ethischem Gebiete auswirkt.

Kleine Mitteilungen.

Die heilige Elisabetha Bona. In dem mit bischöflicher Druckerlaubnis herausgegebenen „Kalender für die Mitglieder des Seraphischen Liebeswerkes zur religiösen Erbauung und Belehrung für das Jahr 1902", lesen wir in dem Lebensbild der seligen Elisabetha Bona u. a.:

„So hatte Elisabeth ein großes Opfer gebracht, die Liebe der Eltern, die zeitliche Versorgung. Durch ihren heroischen, heldenmütigen Entschluß hatte sie sich jedoch nicht nur den Unwillen von Vater und Mutter zugezogen, sondern auch den Ingrimm Satans gereizt. Er ließ nichts unversucht, sie wieder für die Welt zu gewinnen. Oft verzerrte und verwirrte er die Fäden ihres Gewebes derart, daß sie nicht selten einen halben Tag daran rücken mußte, um dasselbe wieder in Ordnung zu bringen. Weil sie so nicht im stande war, den nötigen Lebensunterhalt zu verdienen, hatte sie oft mit großem Hunger und anderem Ungemach zu kämpfen; namentlich hungerte sie derart, daß sie manchmal sich zur Erde neigte, um sich mit der Speise der Hühner, Katzen und anderer Tiere zu sättigen....

„Solch eifriges Verlangen, von früher Jugend an nur für Jesus und in Jesus zu leben, solchen Heldenkampf mit Satan und seinen Genossen, solche Selbstentäußerung, solchen Heldenmut in Ausübung aller Tugenden wollte der göttliche Heiland an unserer Martyrin der Liebe auch mit Tröstungen ganz außerordentlicher Art belohnen. Vor Kloster und Welt wollte er sie hinstellen als ein unleugbares Zeugnis für das Herrüberragen der übersinnlichen in die sinnliche Welt; als hell leuchtendes Beispiel der innigsten Gemeinschaft der triumphierenden mit der streitenden Kirche sollte sie vor aller Welt dastehen. So würdigte sich der himmlische Bräutigam, vor seiner Braut bald als Pilger zu erscheinen, um aus ihrer Hand mit einem Almosen bedacht zu werden; bald besuchte er sie als Arzt, um sie von einem entsetzlichen Aussatz zu heilen. Öfters kam er zu ihr in der Gestalt eines holdseligen Kindes. Dabei fällt das göttliche Kind der geliebten Braut um den Hals, und Elisabeth, überfließend vor Freude, umarmt, herzt und küßt das Kind, indem sie in die Worte des Hohen Liedes ausbricht: „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein." Seine größte Herablassung aber zeigte der göttliche Heiland gegen seine Braut, indem er sie einst, als sie krank war, begleitet von heiligen Engeln, in ihrer Zelle, in sichtbarer Gestalt, wie er dereinst auf Erden wandelte, mit seinem kostbaren Fleische und Blute speiste. Diese Himmelsspeise bildete sodann zwölf Jahre, vom zweiundzwanzigsten Lebensjahre bis zu ihrem Tode, ihre einzige Nahrung. Ebensolange entbehrte sie allen Schlafes. — Nicht weniger merkwürdig sind die Verzückungen, in denen sie schon hienieden himmlische Süßigkeit empfing. Die Vögel sangen sie ein in göttliche Beschauung. Zu seliger Freude entzückt wurde sie bald längere, bald kürzere Zeit, so oft sie die heilige Kommunion empfangen hatte.

„Wie dem heiligen Vater Franziskus, so ist auch seiner Tochter die Gnade der Einprägung der Wundmale an ihrem Leibe verliehen worden. Auch unsere Selige zählt zu den Passionsblumen, die im seraphischen Garten des großen Heiligen von Assisi erblühen. Ja, sie war sogar mit den Malen der Dornenkrone und der Geißelung begnadigt, und Jesus ließ seine geliebte Braut alle und jede Schmerzen seines bitteren Leidens recht lebhaft empfinden."

Ein Kommentar hierzu ist überflüssig. Aber man hüte sich in dieser erbaulichen Kost nur religiöse Geschmacklosigkeit zu sehen. Die katholische Kirche bedarf zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft einer Atmosphäre von Aberglauben und mystischer Verzücktheit. Bedauernswert bleibt jedoch die Menge, die, von einer solchen Atmosphäre umnebelt, ihr Leben verträumt und die in ihr schlummernden Geisteskräfte nicht entfalten kann. Wirtschaftliches Helotentum ist ihr unabwendbares Los.

— — —

Büchertisch.

Prostitution des Geistes. Satirischer Roman von Erdmann Gottreich Christaller. Zwei Teile. 375 S. 3 M., gbd. 4 M. Nur direkt vom Verfasser, Ottenhausen in Württemberg.

Ebenso wie das in Nr. 13 dieser Zeitschrift angezeigte Schauspiel „Zwischen Altem und Neuem" von Christaller kann ich den vorliegenden satirischen Roman desselben Verfassers aufs Wärmste empfehlen. Er behandelt den jammerwürdigen Zustand der protestantischen Landeskirche Württembergs. Zwar erklärt Christaller auf der letzten Seite seines Buches: „Lieber Leser, vergiß nicht, was du geschaut; auch das Bittere bewege ernst in deinem Herzen. Ich sage nicht, dies sei der Kirche heutiges Bild; denk, daß sie vielleicht so werden könnte; denk, daß es drohend Zukünftiges sei, was das satirische Fernrohr noch zeitig warnend dir zeigt" — aber mir wills vorkommen, als sei dies die allerbitterste Satire! Auch die Kirche in Württemberg scheints so aufgefaßt zu haben: die kirchlichen Blätter haben eine Besprechung des Werkes abgelehnt; das eine, das den „Mut" hatte, einen Prospekt beizulegen, entschuldigte sich deswegen nachträglich bei seinen Lesern; die kirchliche Oberbehörde hat den Verfasser sogar mit 50 M. bestraft, nur weil er sein Buch angezeigt hat. Freilich, scharfe Geißelhiebe sind's, welche in bitterer Satire ausgeteilt werden und die in charakteristischen Persönlichkeiten mit feiner Beobachtungsgabe geschilderten Häupter und Glieder der Kirche treffen! Besonders scharf sind die Geistlichen der Diözese Mittelberg gezeichnet, die einander nur darin gleichen, daß sie sich trotz großer Entrüstungsstürme und Reden vor einem neuen, unter den Buchstaben knechtenden Erlasse ducken. Nur einer, der Held, Pfarrer Moser von Markrode, wagt es wahrhaftig zu sein. Seine Auflehnung gegen den Erlaß wird zwar in politisch kluger Weise von der Kirche nicht weiter beachtet. Wie er aber vor seiner Gemeinde die Wahrheit voll und ganz bekennt, wird er seines Amtes entsetzt. Weil er sodann, besonders von seiner in höchstem Idealismus schwärmenden Braut dazu ermuntert, seinen Geist fortan nicht mehr „prostituieren" will, muß er den physischen Untergang finden. „Prostituieren muß sich der Mensch immer, so oder so" in unserer heutigen unwahrhaftigen Gesellschaft — das ist der Grundgedanke des Romans. Zwar wird dadurch die Kirche gewissermaßen entlastet. Allein doppelt schwer muß sie der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und Feindschaft gegen die Wahrheit deshalb treffen, weil sie ja etwas

anderes sein will als die Welt, weil sie ja, als Dienerin dessen, der gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit“, die Welt gerade zur Wahrheit führen soll!

Auf etwas noch will ich hinweisen, was m. E. den Roman besonders wertvoll macht: er zeigt nämlich, daß die bestehende Pfarrerfrage zugleich — und nicht zum kleinsten Teile — eine Pfarrfrauenfrage ist. Werden doch die Versuche zweier Pfarrer, gegen den knechtenden Erlaß sich aufzulehnen, durch ihre Frauen vereitelt! Wird doch der Held von seiner Braut zur Wahrhaftigkeit und damit zum Widerstande angeregt! — So sehen wir, daß Christaller die Pfarrer- und Kirchenfrage von allen Seiten beleuchtet hat. Wenn ich noch hinzufüge, daß, Kleinigkeiten abgerechnet (z. B. die etwas abgebrauchte Szene à la keuscher Joseph und Potiphars Weib), der Roman ein Kunstwerk ist, was man nicht von jedem Roman sagen kann, so glaube ich alles erwähnt zu haben, was zu seiner Empfehlung dienen kann.

Dehlingen (Elsaß). Emil Felden.

Alfred's Frauen. Erzählung aus dem deutschen Kolonialgebiet (Deutsch-Westafrika). Von Kisi Tala. Nur zu beziehen durch Christaller, Ottenhausen (Württemberg). 132 Seiten. Preis 1 Mark.

Die Erzählung führt uns in unsere westafrikanischen Kolonien. In glänzender, sichtlich auf Autopsie beruhender Weise, werden uns Land und Leute, das Leben der Eingeborenen wie der „Kultur“ bringenden Weißen geschildert. Letztere erscheinen freilich nicht in sehr vorteilhaftem Lichte! Das merkt auch Alfred's junge weiße Frau, die sich besonders deshalb von ihrem Manne abgestoßen fühlt, weil sie entdeckt, daß er trotz seiner gegenteiligen Versicherungen vor ihr (bezw. neben ihr) eine schwarze Frau und von dieser ein Mulattenknäblein besaß. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß sich ihre reine Seele infolgedessen zu ihrem sittlich hochstehenden Reisebegleiter hingezogen fühlt, einem deutschen Professor, der sich Studien halber in Westafrika aufhält. Geschickt sind diese Fäden zur vorliegenden auch psychologisch tiefen Erzählung verwoben, die neben ihren anderen Vorzügen auch den großer Billigkeit bei geschmackvoller Ausstattung besitzt.

Dehlingen (Elsaß). Emil Felden.

Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik. Von Dr. John Edelheim. Berlin—Bern 1902. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften. Preis geheftet M. 3.50, geb. M. 5.

Das große Verdienst dieses Buches liegt auf dem Gebiete der Darstellung der französischen Sozialpädagogik vor und während der Revolution von 1789. Hier schöpft der Verfasser aus den Quellen selbst und bringt sehr vieles Neue in geistvoller Darstellung. Wir können selbstverständlich hier nicht auf Einzelnes eingehen. Was er über die Sozialpädagogik des Altertums und des Mittelalters uns berichtet, ist zu kursorisch gehalten. In der Darstellung der Platonischen Sozialpädagogik zeigt er sich zu abhängig von Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus. Diesem Gelehrten, der geradezu bahnbrechend für die Erkenntnis der wirklichen Geschichte Griechenlands ist, müssen wir in dem Punkte widersprechen, daß Plato sich um die Erziehung des dritten Standes, der „Vielen“, gekümmert habe. Den vereinzelten Stellen, die Pöhlmann und mit ihm Edelheim, zu Gunsten dieser Ansicht anführen, muß man die vielen Stellen entgegenhalten, wo das Volk als die weidende Herde erscheint, auch in der „Republik“, dem Idealstaate. Die Platonische Sozialpädagogik läuft auf die Züchtung — es ist kein anderes Wort für sein System möglich — des höheren Typus der

Wächter und der aus diesen hervorgehenden Höchstgebildeten, der Philosophen, hinaus. Dem Verfasser ist es entgangen, daß Pöhlmann sich seiner Sache hier nicht sicher fühlt, denn dieser führt bei dieser Gelegenheit namentlich von Stuart Mill und Roscher Bemerkungen an, wonach das Volk, der Arbeiter infolge des Aufbrauchs seiner Nervenkraft durch physische Arbeit nun doch einmal an einer höheren Bildung nicht teilnehmen könne. Im Übrigen sei hiermit auf das Werk von Edelheim als auf einen weiteren Versuch, für die soziale Ethik, von welcher die Sozialpädagogik doch nur ein Teil ist, die Bahn zu ebnen, aufs nachdrücklichste hingewiesen.

Frankfurt a. M. Prof. Dr. Mannheimer.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1902. Herausgegeben von Fr. Naumann, Pfarrer a. D., Herausgeber der beiden Wochenschriften „Die Zeit" und „Die Hilfe" Buchverlag der „Hilfe". Berlin—Schöneberg 1902.

Die noch kleine, aber zweifellos höchst interessante und rührige Gruppe der Nationalsozialen giebt hier zum zweiten Male ein Jahrbuch heraus, das nicht nur über den Standpunkt der Hilfeleute unterrichtet, sondern auch eine angenehme Lektüre bietet. Fast ein jeder der führenden Köpfe hat seinen Beitrag geliefert. Naumann leitet das Buch ein mit einem Worte „Fürs Vaterland" aus dem die folgende Probe zu zeigen vermag, wie er schreibt: „Was ist des Deutschen Vaterland? Es ist nicht das fruchtbarste Land der Erde, ein Land ohne Palmen, ohne Baumwolle, ohne Gold; auch nicht das schönste Land, denn seine Sonne ist monatelang grau umschleiert und seinen Gewässern fehlt der Glanz von Neapel; aber es ist unser Land, das Land unserer Vorgeschichte und unseres Blutes. In diesem Lande wurde die deutsche Seele." Wie wenige zeitgenössische Schriftsteller versteht es Naumann, allem was er schreibt und sagt, einen Hauch von Gemüt, Stimmung zu verleihen, ohne dabei etwa ins Nebelhafte oder in Gefühlsschwelgerei zu geraten. Sein Aufsatz über „Das Brot des Volkes" zeigt, daß er in der Grundfrage der heutigen Tagespolitik Schulter an Schulter mit der deutschen Demokratie kämpft, wahrlich, kein zu verachtender Kampfgenosse. Herr von Gerlach, der rote Abkömmling eines altpreußischen Junkergeschlechts, richtet an einen agrarischen Vetter einen „Brief zur Landarbeiterfrage" in dem er diese ernste Frage mit soviel Witz und Schlagfertigkeit behandelt, daß der Adressat bei der Lektüre des Briefes vermutlich nicht recht wußte, ob er sich mehr über das Talent seines Vetters freuen, oder über die Schwierigkeit, etwas Stichhaltiges zu antworten, ärgern sollte. Maurenbrechers Artikel „über Caprivi und die politischen Parteien" wird nicht den Beifall aller Freisinnigen finden. Aber ich persönlich möchte seiner Ansicht, daß das Gros der deutschfreisinnigen Partei durch seine Ablehung der Caprivischen Militärvorlage außerordentliche Aussichten verscherzt hat, durchaus beipflichten. Noch mancher Beitrag zur Sozialpolitik, zur Litteratur und Kunst ist in dem durchaus lesenswerten Buche enthalten. E. E.

Anm. d. Red. Auf den in der „Patria" enthaltenen Aufsatz von Jakob Beyhl: „Die Befreiung der Volksschullehrer aus der geistlichen Herrschaft" werden wir demnächst noch besonders zurückkommen.

Die Erziehung des Willens. Von Payot. Agrégé de philosophie, Docteur ès lettres, Inspecteur d'Académie, nach der elften Auflage der französischen Ausgabe von Dr. Voelkel. Leipzig 1901, R. Voigtländer. 315 S.

Mit der Herausgabe der deutschen Übersetzung hat sich der Verlag ein großes Verdienst vor allem um unsere Studentenschaft erworben. Es spricht hier

zu den Studenten ein erfahrener Mann, der sie durch die Jahre der Ungebundenheit mit ihren Versuchungen sicher führen und ihre Willenskraft auch für die übrige Zeit des Lebens stählen möchte. Solchen Büchern wie Th. Ziegler: „Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts" stellt sich das Werk des französischen Gelehrten würdig an die Seite. Wir stehen nicht an, das Werk, das in ausgezeichneter Übersetzung vorliegt, Studentenbrevier zu nennen. Aus diesem Buche werden die jungen Herren neben den vielen Wissenschaften, denen sie sich auf der Universität widmen, die Wissenschaft des Lebens lernen können, und werden aus ihm ersehen, daß neben allen anderen Arbeiten die wesentlichste Arbeit ist — die Erziehung des Willens.

Nordhausen a. H. E. Bursche.

Die Christuslegende in ihrem Verhältnisse zur arischen Mythologie. Von Dr. Arthur Sauer. Erster Teil der Trilogie: „Götter- oder Menschendienst?" Leipzig. Max Sängewald 1901. 88 Seiten. M. 2.—.

Auch dieses Werk giebt den Beweis, daß es in der gebildeten Welt in Bezug auf die religiöse Frage sich regt, und daß man sich nicht mehr mit der Nahrung begnügen will, welche die offiziellen Religionsgemeinden bieten; die Zeit des blinden Glaubens ist vorüber. Die Erkenntnis regt sich und schöpft aus der „vergleichenden Religionsgeschichte". Auf diesem Gebiete bewegt sich die fleißige Arbeit des seine eigenen Wege gehenden Dr. Sauer. Hier sind nicht bloß die Beziehungen der christlichen Legende zur buddhistischen aufgedeckt. Der Verfasser betrachtet — und das ist ja der richtige Gesichtspunkt der Religionswissenschaft, die noch ziemlich jung ist — die verschiedenen Religionen als „notwendige Entwickelungsstufen" des religiösen Empfindens der Menschheit. Hat Bunsen schon auf die Verwandtschaft buddhistischen und christlichen Geistes aufmerksam gemacht, so bereits Goethe auf das „ägyptische Vorbild" der 10 Gebote. Das anregende, von eingehenden Studien zeugende Werk schließt mit den Worten: „Die Bibel selbst und ihr Gott erscheinen uns als das natürliche Entwickelungsprodukt eines vergangenen Zeitalters, als Spiegelbild einer Kulturstufe, welche die Menschheit erklimmen mußte, um zu höherer Erkenntnis zu gelangen." Und diese höhere Erkenntnis führt uns dann über die Kirchen der Offenbarungsgläubigen hinweg zur unsichtbaren Kirche der Religion innerhalb der Grenzen bloßer Vernunft, vom „Afterdienst Gottes zum wahren Dienst Gottes". (Kant.)

Nordhausen a. H. E. Bursche.

Mehr Menschen! oder das Buch von der Dummheit. Von Konrad Wahr. Mit Umschlagzeichnung von Fidus. Reform-Verlag Zürich, Bern und Basel.

Der Verfasser hat das unabweisliche Bedürfnis gefühlt, die Kulturwelt aus der Irrbahn, die sie eingeschlagen, auf den Weg des Heils zu führen und hat deshalb 118 Seiten teils mit außerordentlich übertreibenden Generalisierungen, teils mit unklaren Phrasen ausgefüllt. Die einen stellen seine Kritik, die anderen seine positiven Vorschläge dar. Er erklärt uns mit himmelstürmender Gebärde, es gäbe keine Menschen auf dieser Erde, sondern im besten Falle Bruchstücke davon. Es herrsche die Dummheit oder die Wissenschaft, was gleichbedeutend sei. Ihre schlimmsten Träger aber seien die Ärzte, von denen es u. a. heißt: „Sie wollen eine kranke Menschheit, weil sie davon leben, darum widersetzen sie sich auch aller hygienischen Aufklärung und haben ein Interesse an der Unwissenheit des Volkes, — damit es nicht etwa gesund werde und ihr Joch abschüttele." Er spricht von

ihrer „ganzen Gemeinheit“ und so fort ohne Grazie in infinitum. Des weiteren zieht er gegen die Herrschaft der Tradition und gegen die auf sexuellem Gebiete bestehenden Anschauungen los — ein Gebiet, auf dem es ja so viel Verkehrtes giebt, daß man hiergegen notwendig irgend etwas Richtiges sagen muß; nur hat man nicht nötig, es unter soviel Unsinn zu vergraben, wie der Verfasser. — Sein positives Programm besteht darin, daß er den Menschen empfiehlt, nackt zu gehen wie die Feuerländer, und für die Ricklische Lichtluftkur eintritt, — über die ich mir ja als Laie absolut kein Urteil erlauben will, die mir aber als einziges Mittel zur Regeneration der Menschheit etwas dürftig erscheint. Was der Verfasser sonst zu sagen weiß, ist nichts als Phrase. Oder soll man es anders nennen, wenn er fordert: „Gebet die Berge, den Wald den Menschen zurück“ (S. 94), und dann prophezeiht: „Der Zug nach den Städten wird umschlagen in einen Auszug aufs Land . . . 2c.“ (S. 96), oder wenn er erklärt: „Nutznießung eines Stückes Erde — darauf hat jeder ein Recht“ (S. 96). — Und zu all diesen Vorzügen tritt ein Stil, für den ich zwei Proben gebe, die auf einer Seite stehen (S. 25): „Das ist von wegen der großen Bildung“ und „Einer war mal wo drin —“.

Zu weß Nutz und Frommen werden derartige Bücher gedruckt? E. E.

Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters. Von Dr. med. Hans Kurella. Berlin 1902. Verlag von Julius Springer.

Der bekannte Verfasser schließt seine durch reiches Material gestützten Untersuchungen zusammenfassend mit folgenden Worten:

Die hohe Belastung durch die Getreidezölle, die im wesentlichen nur dem Getreide verkaufenden Großgrundbesitz zu gute kommen, wird die Mehrzahl der Arbeiterhaushaltungen schwer treffen; sie kann nur getragen werden, wenn die übrigen Ausgaben bedeutend verringert, vor allem der Fleischgenuß erheblich eingeschränkt wird. Dadurch und durch die gleichzeitige Erhöhung der Zölle für Vieh, Fleisch, Eier und Butter ist eine bedenkliche Untererнährung der Arbeiter zu befürchten, besonders wegen der meist jetzt schon zu geringen Eiweiß- und Fettaufnahme.

Nach den Erfahrungen der Medizin und der Bevölkerungsstatistik ist zu befürchten, daß die Untererнährung die physische und geistige Leistungsfähigkeit der Arbeiter verringern wird, desgleichen die Widerstandsfähigkeit gegen die Keime vieler Infektionskrankheiten, vor allem der Tuberkulose. Zu befürchten ist eine Abnahme des Geburtenüberschusses, der Zahl der Eheschließungen und der Zahl der zum Heeresdienst Tauglichen.

Eine Vermehrung dürfte erfahren die Sterblichkeit, vor allem die Kindersterblichkeit, die Trunksucht und die Vergehen gegen das Eigentum. Anwachsen werden die Zahlen der Auswanderer.

Unter den Wirkungen der Zollpolitik haben aber nicht blos die Konsumenten zu leiden, nein, auch die Zweige der Industrie, zu denen dieselben gehören.

Wie wir schon ausführten, hängt die Industrie in ihren Erfolgen zu einem guten Teile von der Qualität ihrer Arbeiter ab, deren Verschlechterung auf die Industrie selbst zurückwirken muß. H.

Verantwortlicher Redakteur: Max Henning. Verlag des Neuen Frankfurter Verlags.
Druck von Gebrüder Knauer. Sämtlich in Frankfurt a. M.

HOME USE
CIRCULATION DEPARTMENT
MAIN LIBRARY

This book is due on the last date stamped below.
1-month loans may be renewed by calling 642-3405.
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.
ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL 7 DAYS AFTER DATE CHECKED OUT.

JUN 18 1976 9 9
REC. CIR. JAN 5 '79

LD21—A-40m-8,'75
(S7737L)

General Library
University of California
Berkeley